46513.37.2

Die Heroen

der

deutſchen Literatur.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Schiller.

Die Heroen

der

deutschen Literatur.

In

lebensgeschichtlicher Form.

Zum Gebrauche

auf

Gymnasien, Real- und höheren Töchterschulen, sowie für Lehrer und zum Privatstudium.

Von

Ferdinand Sonnenburg,

Rektor der Bürgerschule in Bad Oeynhausen.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Zweite Ausgabe.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1874.

46513.37.2

Price Greenleaf
Fund

Die Herausgabe einer Ueberſetzung in franzöſiſcher und engliſcher Sprache, ſowie in anderen modernen Sprachen wird vorbehalten.

Vorwort.

Wo Göthe's und Schiller's Leben in Einem Bande beisammen stehen, da ist es wohl erlaubt, die Zeit ihres Zusammenlebens nur Einmal zu besprechen, wie das hier geschehen ist. Eins wird das andere ergänzen. Mit dem Anhange tritt für Schiller's Leben und für Göthe's Bühnenthätigkeit theilweise dasselbe Verhältniß ein.

Wer sich mit den Quellen zu Schiller's Leben auch nur oberflächlich beschäftigt hat, der wird wissen, wie viele gefälschte oder zweifelhafte Schriften hier die größte Vorsicht gebieten. Ich habe überall auf das sorgfältigste geprüft und nur durchaus zuverlässige Angaben gegeben. Dem vortrefflichen Werke von Emil Palleske verdanke ich viel.

Daß ich das Leben Göthe's von Lewes nicht benutzte, geschah aus Absicht. Es ist in manchen Einzelheiten unrichtig; auch nimmt der Verfasser oft einen Standpunkt ein, der sich nicht rechtfertigen läßt.

Was die Erklärungen der einzelnen Werke anbetrifft, so wird man hier nicht von jedem einzelnen eine genaue Auseinanderlegung verlangen. Besonders für Schiller's spätere Dramen, die in unseren höheren Schulen öfter gelesen und erklärt werden, war eine kurze Erwähnung wohl gestattet.

Den Verwaltungen der Universitätsbibliotheken in Göttingen und in Bonn sage ich nochmals meinen herzlichsten Dank!

Bad Oeynhausen, im Mai 1874.

Ferdinand Sonnenburg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Johann Wolfgang Göthe 1

Friedrich Schiller 370

Anhang.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst 658

Johann Wolfgang Göthe.

In der Zeit des grauen Alterthums, zu welcher an der Hand der Sage alle jene zarten, schönen Gestalten geflüchtet sind, welche im heißen Streit der Gegenwart keinen Raum mehr gewinnen können, in jener Zeit, welche Götter zu den Menschen niedersteigen und Liebesbande mit ihnen knüpfen ließ, erschien der Sänger den Menschen als ein Geweiheter der Gottheit, und das Lied, das begeistert von seinen Lippen floß, erregte in den Herzen der Menschen denselben geheimnißvollen Schauer, wie das Rauschen des heiligen Haines, das Rollen des Donners, und wie das geweihte Wort aus dem Munde des Priesters, der in den meisten Fällen selber ein Sänger war und das, was er verkündigte, als Gesang gab.

Und diese Zeit, welche den unseligen Wahn, daß Religion und Poesie feindselige Mächte seien, noch nicht kannte, ist mehr als ein schöner Traum, sie ist goldene Wirklichkeit gewesen. Die halb verklungenen Sagen unserer Vorzeit erzählen uns von heiligen Liedern, welche unsere Ahnen in ihren Wäldern ebensowohl zum Preise der Götter, als zu ihrer eigenen Lust und Freude sangen; diese Lieder waren vom Volke selber geschaffen, Götter und Helden wurden in ihnen gepriesen, denn der edle Mensch war in jenen Zeiten auch ein Verwandter der Götter, und das Lied war darum noch so hoch und heilig, weil man ihm einen so hohen und heiligen Platz anwies.

In keinem Lande aber waren Religion und Kunst inniger miteinander verbunden, als in jenen wunderbaren Gegenden, deren hochgepriesene Schönheit sie zum Sitze der Gottheit und der Kunst eigens zu bestimmen schien. Unter dem niegetrübten Himmel Griechenlands standen die Altäre der Kunst und der Götter in Eintracht beieinander, und wenn an den großen jährlich wiederkehrenden Festen die Züge der Festgenossen von den Tempeln der Götter zurückkehrten, dann wallten sie zu dem Theater, auf dessen geweiheter Bühne ihnen Götter und Helden wieder erschienen, und den Geist, den eben noch die Schauer der Gottesnähe durchbebten, hob nun die Kunst auf heiligen Flügeln zum Wohnsitze der ewigen Götter empor.

Wie frei, wie hoch, wie erhaben mußte damals die Brust des Menschen schlagen! Wie nahe mußte er sich seinem Gott fühlen, dessen herrlichste Gaben ihm noch nicht blinder, stumpfer Fanatismus in den Staub hinabzuzerren sich abmühte!

Wie haben die Zeiten sich verändert! Wie schwach, wie verdreht ist das Bewußtsein von der Heiligkeit der Kunst in der großen Masse der Völker geworden, wie bereitwillig bieten die Menschen denen die Hand, welche das Menschengeschlecht von der Gemeinschaft mit seinem Gotte losreißen und es auf den Standpunkt des Thieres erniedrigen wollen, das kein anderes Verlangen kennt, als zu leben und sich regieren zu lassen. Wer hätte in Griechenland wohl ungestraft den Homer, den Aeschylos, den Sofokles schmähen dürfen, und bei uns bezeichnet eine ganze Partei die „sogenannten" Klassiker als gottlose, unsittliche Menschen, während gerade unsere deutschen Dichter uns Vorbilder, Wegweiser auf der Bahn zu allem Edlen und Schönen und Guten durch ihr Leben und durch ihre Werke geworden sind.

Doch nach ewigen Gesetzen gestaltet und leitet Gottes Hand alles, was unter der Sonne ist, und selbst die Mächte der Finsterniß müssen behülflich sein, dem Lichte den Zugang zu eröffnen. Daß unsere Zeit immer mehr und mehr die Bahn der Freiheit betritt, und fest und besonnen so manches herrliche Gut zurückfordert, das ihm vorenthalten war, das haben wir vielleicht am meisten dem unerträglichen Druck zu danken, der den Widerstand geradezu herausforderte. Es läßt sich nicht läugnen, daß unserm Volke bisher vielfach falsche Begriffe über das Leben und die Bestrebungen unserer größten Dichter innewohnten, und erst wenn diese falschen Begriffe völlig ausgelöscht und überwunden sind, erst dann können die Errungenschaften der größten deutschen Geister ungehindert und mit der ganzen Fülle ihrer Macht auf unser Volk wirken. Wie oft begegnet man noch heute dem Urtheile: „Göthe und Schiller haben sehr schöne Werke geschaffen, aber sie waren, ebenso wie Lessing und die anderen, Gotteslängner, Freigeister, Verworfene!" — Diese Titel und diese Ansichten stammen allesammt aus derselben unlautern Quelle. Es ist nichts weiter als gemeine Verläumdung, unseren großen Dichtern und Filosofen irgend einen moralischen Flecken anhängen zu wollen; sie gehören nicht allein zu den größten und geistvollsten, sondern auch zu den edelsten Lehrern der Menschheit; für die höchsten geistigen und materiellen Güter sind sie als Kämpfer auf den Plan getreten, und wenn Gottes Gnade und Segen ihnen nicht in so reichem Maße zugeflossen wäre, so hätten nimmermehr unter ihren Händen die gewaltigen Werke emporwachsen können, die wir mit Bewunderung anstaunen, an denen die Völker des Erdkreises sich bilden.

Und wenn der Arbeit dieses Buches auch gar kein anderer Erfolg zu Theil würde, als der, vorurtheilsfreie Liebe zu unseren großen, edlen Dichtern erweckt zu haben, so werden seine Blätter nicht ohne alles Verdienst im Strome der Zeit verrauschen. —

Das Wort des Demosthenes, daß die Bildungsstätten großer Geister die Bedingungen zur Größe derselben unseren Augen niemals verläugnen, findet auch bei Göthe eine glänzende Bestätigung. Wenige Orte in Deutschland waren mehr geeignet, einen strebsamen Geist auf mannigfaltige Weise zu bilden, als

seine Geburtsstadt Frankfurt am Main, in welcher tausend Dinge zum eigenen Nachdenken über die verschiedensten Thätigkeiten des Menschengeistes aufforderten. Der Main, tief und schiffbar, war zu jener Zeit von einer Brücke überbaut, welche einen herrlichen Blick auf den schönen Fluß gewährte. Ein großer rauschender Strom, der oft betrachtet wird, erweckt besonders leicht die Neigung zu aufmerksamer und sinniger Betrachtung der Natur, denn der Strom ist selber voller Leben und Abwechslung, und sammelt an und auf sich das Leben in meist eigenthümlicher Gestalt. Dazu bietet ein breiter Fluß zu allen Zeiten des Tages und des Jahres einen so vielfach wechselnden, und in allem Wechsel doch so gleichmäßig schönen Anblick, daß er nur den völlig gleichgültigen Menschen unbewegt lassen kann. Die Umgebung Frankfurts hat nichts Großartiges, doch ist sie nicht ohne Reize, welche bedeutend genug sind, die Schönheit der Natur zu veranschaulichen und Verständniß für dieselbe zu erwecken, ohne zugleich das Gefühl zu überreizen und abzustumpfen.

In dieser reichen Ebene, an den Ufern eines schönen Flusses bot Frankfurt selber eine bedeutende Erscheinung dar. Mit ihren alten, unregelmäßigen Mauern, Wällen und Gräben, mit den unzähligen Thürmen und Pforten, die architektonisch von keiner Bedeutung waren und daher die Aufmerksamkeit nicht an einzelne hervorragende Punkte bannten, erschien sie in ihrer äußeren Gestalt mehr oder weniger ein Räthsel für jeden, der mit ihrer Geschichte nicht wenigstens in den äußeren Umrissen bekannt war. Und diese Geschichte knüpfte überall die bedeutendsten Ereignisse des größeren deutschen Vaterlandes dadurch an, daß Frankfurt der Ort war, an welchem die Kaiser gekrönt zu werden pflegten. Kaiser Karl der Große selber, dessen mächtige Gestalt durch das geheimnißvolle Dunkel seiner altersgrauen Umgebung dem nicht eingeweihten Blicke immer noch gewaltiger, riesiger erscheint, hatte innerhalb der Stadtmauern eine Burg gehabt, und der sogenannte Saalhof erinnerte wenigstens noch an die Stelle, wo sie einst gestanden hatte.

Ein Bild im Kleinen von der Bedeutung des Staatsoberhauptes gab der Regent der kleinen städtischen Republik der Schultheiß mit dem Gefolge der Rathsherren, welche ihre Sitzungen in dem stattlichen Römer abhielten, in demselben Gebäude, in welchem der Kaisersaal die Bildnisse der mächtigsten Fürsten des Abendlandes zeigte, deren Verwandte die Rathsherren gewissermaßen waren. Fand in den geweihten Räumen nun gar eine Kaiserkrönung statt, so gewährte dieselbe das prächtigste und großartigste aller Schauspiele, bei welchem eine Fülle von Gegenständen und bedeutsamen Bildern sich dem Auge des Zuschauers bot, wie fast nirgend weiter, so daß eine mit angeschaute Kaiserkrönung der Glanzpunkt jedes Menschenlebens war.

Ebenso inhaltreich war das Leben, wie es in den Mauern der Stadt sich zeigte. Der lebhafte Handel erforderte eine strenge Ordnung, jede Waare hatte ihren bestimmten Ort der Niederlage. Von den Marktschiffen aus vertheilte sich das Angekommene und bot dann in seiner Vereinzelung jedes einen besonderen und interessanten Anblick. Am lebhaftesten wurde das Gewühl der buntesten Gestalten und Bilder zur Zeit der Messen, wenn durch den Aufbau vieler Buden eine neue Stadt in der alten entstand, und die reichhaltige Ausstellung von

Waaren einen Begriff von den Erzeugnissen der verschiedensten Länder und den Bedürfnissen fremder Völker gab. Die wunderlich alterthümlichen Feierlichkeiten bei Eröffnung der Messen in jedem Frühjahr und jedem Herbste trugen dazu bei, eine gespannte Aufmerksamkeit zu erregen und zu erhalten. Jener Ausspruch über Leipzig von Lessing, daß man daselbst die Welt im Kleinen sehen könne, galt ebensosehr von Frankfurt.

In dieser reichen Umgebung war das Geschlecht zu Hause, welchem der größte deutsche Dichter entstammen sollte. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zog ein junger Schneiderbursche in die Mauern der kaiserlichen Wahl- und Krönungsstadt still und unbekannt ein*). Er stammte aus Artern in der Grafschaft Mansfeld, wo sein Vater, Hans Kristian Göthe, Hufschmiedemeister war. Der junge Schneider hieß Friedrich Georg Göthe, er war am 7. September 1657 geboren, hatte auf seiner Wanderschaft die angesehensten Städte des Reichs kennen gelernt, und hatte auch drei und ein halbes Jahr in dem Eldorado der Schneider, in Frankreich zugebracht. Er ist derselbe Ahnherr, von welchem unser Dichter berichtet, er sei der Schönsten hold gewesen. Liebe erweckt Gegenliebe; Jungfrau Anna Elisabeth Lutz, Tochter des Bürgers und Schneidermeisters Sebastian Lutz, verlor ihr Herz an Friedrich Georg Göthe, der sie am 18. April 1687 heimführte, nachdem er von einem wohlweisen Rathe das Bürgerrecht erhalten und von der ehrsamen Schneiderzunft als Meister aufgenommen worden war. Nach dreijähriger Ehe entriß ihm der Tod seine Gattin; fünf Jahre blieb er Wittwer, im Mai 1705 verheirathete er sich wieder mit der Frau Kornelia Schelhorn, der hinterlassenen Wittwe von Johannes Schelhorn, der Besitzer des Gasthauses zum Weidenhof in Frankfurt gewesen war. Friedrich Georg Göthe entsagte nun dem Schneiderhandwerke und wurde Gasthalter. Fünfundzwanzig Jahre lang lebte er mit seiner zweiten Gattin in glücklicher Ehe; ihren Kindern konnten sie ihrer günstigen Vermögensverhältnisse wegen eine sorgfältige Erziehung geben. Friedrich Georg Göthe starb am 13. Februar 1730 in seinem dreiundsiebenzigsten Lebensjahre, und seine Gattin, welche am 28. März 1754 das Zeitliche segnete, erreichte das hohe Alter von sechsundachtzig Jahren.

Ein Sohn dieses Ehepaares war Johann Kaspar Göthe, der am 31. Juli 1710 geboren wurde. Seine Jugend brachte er auf dem Gymnasium in Koburg zu; darauf studirte er in Leipzig die Rechte und promovirte mit Beifall in Gießen. In seinem dreißigsten Jahre machte er eine Reise nach Italien; die Erinnerung daran war ihm für sein ganzes späteres Leben eine erhebende Freude. Was er in dem gelobten Lande der Kunst sah und erfuhr und mit ernstem Fleiße in sich verarbeitete, hob ihn auf einen ungewöhnlichen Stand der Bildung, der ihn von dem hergebrachten Verkehr in seiner Vaterstadt, als er dahin zurückgekehrt war, absonderte. Doch beschloß er seine Kräfte und seine Zeit dem Gemeinwesen zu widmen, und erbot sich, in Frankfurt eines der unteren

*) Göthe's Leben von Heinrich Viehoff. 4 Bände. Stuttgart 1858. I., S. 2, 3. — Von allen Werken über Göthe's Leben ist dieses das ausführlichste und zuverlässigste.

städtischen Aemter ohne Besoldung zu übernehmen, wenn man es ihm ohne Ballotage übertragen wolle. Er glaubte im gerechten Gefühl dessen, was er an Kenntnissen und Erfahrungen erworben hatte und im Bewußtsein seines guten Willens eine solche Auszeichnung zu verdienen; doch der Rath wollte von dem rechtlichen Herkommen nicht abgehen, und wies das Anerbieten zurück. Darüber gerieth Johann Kaspar in Mißmuth und Aerger, und gelobte sich nun nie eine Stelle anzunehmen. Von Karl VII. verschaffte er sich den Karakter eines kaiserlichen Rathes, der ihn mit dem Schultheiß und den ältesten Schöffen in gleichen Rang erhob. Am 20. August 1748 verheirathete er sich mit Katharina Elisabeth Textor, der ältesten Tochter des damaligen Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor, und setzte seine abgeschlossene Lebensart so konsequent fort, daß er gesellschaftliche Verbindungen überhaupt nicht anknüpfte. Da er bei seiner Vermählung schon achtunddreißig Jahre alt war, so bildeten sich in seiner Abgeschiedenheit seine Eigenthümlichkeiten, denen auch seine siebenzehnjährige Gattin sich fügen mußte, immer schroffer aus.

Die Natur hatte ihn mit Eigenschaften ausgestattet, welche ihm mehr die Achtung als die Liebe der Menschen zu erwerben geeignet waren. Der Welt, und besonders Vornehmen gegenüber war er stolz zurückhaltend, im Verkehr gerade und rechtschaffen, fest in seinen Grundsätzen, ausdauernd in Neigung und Abneigung; auf seinem Willen bestand er mit Nachdruck, in seinem Hause war er unumschränkter Herr, sein Blick überwachte streng die einmal festgesetzte Ordnung. Die Natur hatte ihn nicht freigebig mit Geistesgaben bedacht, dafür hatte sie ihm aber einen eisernen Fleiß und einen regen Trieb, sich zu bilden verliehen, so daß er vor seinem klar und fest erkannten Ziele nicht leicht stehen blieb. Sein Hang zum Praktischen bewahrte ihn in Sachen der Religion vor jeder unduldsamen Schwärmerei. An der Literatur nahm er mäßigen Antheil, der Musik und Malerei wandte seine Liebe sich in höherem Grade zu. Seine Gestalt war groß und kräftig, in der Haltung etwas steif. Die ganze, durchaus achtungswerthe Persönlichkeit erscheint uns als eine vortreffliche, feste Grundlage für einen Karakter, in welchem, wie bei seinem großen Sohne das der Fall war, weibliche Gefühlsinnigkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft eines entsprechenden Gegengewichtes bedurften.

Auch Göthe's mütterliche Familie läßt sich bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinauf verfolgen. Auf dieser Seite war der Stammherr ein Bürger aus dem Städtchen Weickersheim bei Mergentheim im Jaxtkreise, Georg Weber, dessen Sohn Wolfgang, Hohenlohe'scher Rath und Kanzleidirektor zu Neuenstein in der Grafschaft Hohenlohe, nach der Unsitte damaliger Gelehrten seinen guten deutschen Namen Weber in den lateinischen Textor verwandelte. Dessen Sohn Johann Wolfgang kam 1690 als Syndikus nach Frankfurt, wo er 1701 starb. Von seinem älteren Sohne Kristof Heinrich entsproß Göthe's Großvater Johann Wolfgang Textor, der am 8. Februar 1771 starb. Er war Schultheiß zu Frankfurt a. M., ein stattlicher Mann, hochstirnig mit abwärts gebogener Nase, seine Perrücke konnte acht Etagen aufweisen; die Kaiserin Maria Theresia verehrte ihm eine gewichtige goldene Kette mit einer Medaille. Der Dichter schildert uns den Großvater als einen würdevollen, etwas einsilbigen,

immer gleichmüthigen Greis, der in seiner burgartigen Wohnung auf der Friedberger Gasse ein sehr gleichförmiges Leben führte. Morgens fuhr er aufs Rathhaus, speiste nach seiner Rückkehr, hielt in seinem Lehnstuhle Mittagsruhe, las die Akten für den kommenden Tag, und stieg gegen Abend in einem talarähnlichen Schlafrocke, eine faltige schwarze Mütze auf dem Haupte, in den schönen und geräumigen Garten hinter seiner Wohnung hinab, wo er mit behaglicher Geschäftigkeit einem reichen Blumenflor und einer großen Zahl seiner Obstbäume eine sorgsame und nie vernachlässigte Pflege angedeihen ließ. Er wurde niemals heftig, seine ganze Erscheinung gab das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens, ebenso wie der Stil in den Schriften seines großen Enkels.

Eine besondere Eigenthümlichkeit besaß — so wird erzählt — dieser Großvater. Ihm war nämlich die Gabe der Weissagung zu Theil geworden, welche sich besonders in Dingen bewährte, die ihn und sein Geschick betrafen. Als er noch unter die jüngeren Rathsherren gehörte, sagte er seine Wahl zum Schöffen voraus, und als später bei dem Tode des Schultheißen der Gerichtsbote mitten in der Nacht kam, um die Sitzung zur Wahl eines Schultheißen auf den folgenden Morgen anzusagen, ließ Johann Wolfgang Textor dem Boten für seine Laterne statt des niedergebrannten Lichtes ein neues reichen, da der Mann ja alle Mühe nur um seinetwillen habe. In der That fiel die Wahl am folgenden Tage auf den glücklichen Propheten.

Immanuel Kant hat die Bemerkung gemacht, es sei sehr wohl denkbar, Ereignisse und Entschlüsse im Voraus zu bestimmen, wenn man die maßgebenden Bedingungen genau zu erkennen vermöge. In dieser Lage wird auch der weltkluge, erfahrene Textor gewesen sein. Merkwürdig aber ist es, daß Göthe diese Gabe der Weissagung an seinem Großvater nicht allein mit gläubigem Sinne ansah, sondern selbst in seinem Leben auf Träume und Vorbedeutungen so sehr hielt, daß er diesen Glauben auch an vielen Stellen seiner Schriften wiedergab; in den Erzählungen deutscher Ausgewanderter sind sogar die Möbel von lebhafter Sympathie beseelt.

Die älteste Tochter des Schultheißen Textor war Katharina Elisabeth, Göthe's Mutter. Sie war am 19. Februar 1731 geboren und starb am 13. September 1808. Von der Natur war sie an Körper, Geist und Gemüth reich ausgestattet, und wenn ein regelmäßiger Unterricht, um ihren Geist zu bilden, in damaliger Zeit ihr nicht zu Theil wurde, so ersetzte der lebhafte Verkehr in ihrer weitausgebreiteten, gebildeten Familie, die rege Fassungsgabe und der Unterricht von Seiten ihres Gatten in den ersten Jahren ihrer Ehe diesen Mangel so glücklich, daß sie ihren großen Sohn mit vollem Verständniß auf seiner Laufbahn folgen und mit den ersten Geistern ihrer Zeit ebenbürtig verkehren konnte. Das Schauspiel besuchte sie ganz besonders gern. Häusliche Geschäfte hatten nie einen großen Reiz für sie, lieber verwandte sie ihre Zeit zu feinen Handarbeiten und zur Lektüre, weshalb sie von ihren Angehörigen scherzweise Schwester Prinzeß genannt wurde. Für ihr lebhaftes Wesen und ihre hochfliegende Fantasie war die strengere Erziehung von der Hand ihres mehr als zwanzig Jahre älteren Gatten von wesentlichem Nutzen, denn eine gewisse Fantasterei ist ihren Jugendjahren nicht abzusprechen. Sie war kaum den Kinderschuhen entwachsen, da

verliebte sie sich leidenschaftlich in den Kaiser Karl VII., der ein sehr schöner Mann war. Noch als Greisin erzählte sie einmal mit bewegtem Herzen von dieser ersten Liebe. Sie folgte dem Kaiser in alle Kirchen, sie faßte daheim in ihrer Kammer beim Gebet das Haupt so in ihre Hände, wie sie es vom Kaiser gesehen; wenn er sie im Vorbeifahren grüßte, dann weinte sie vor seliger Lust, und als er zum letzten Mal aus Frankfurt, wo er oft residirte, abreiste, da fuhr sein Wagen an ihrem Hause vorüber, er warf ihr Kußhände zu und winkte zu ihrem Fenster hinauf, und der Klang der Posthörner gellte schmerzlich durch ihre Seele. „Von der Zeit an," erzählte sie, „hab' ich kein Posthorn blasen hören, ohne des Abschiedes zu gedenken, und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom in seiner ganzen Länge durchschifft habe und eben im Begriff bin zu landen, greift mich sein weitschallender Ton noch schmerzlich an."

So können wir es erklärlich finden, wenn sie gestand, sie habe ihren Gatten, der doch ein schöner Mann war, ohne bestimmte Neigung geheirathet. In seine Schroffheiten wußte sie sich vortrefflich zu schicken, und was er Gutes ihr entgegentrug, nahm sie willig an. Im Alter von achtzehn Jahren wurde sie Mutter, und nun erblühte ihr in ihrem Erstgeborenen, ihrem Wolfgang, eine nieversagende Fülle des Glückes; ihrem großen Sohne blieb ihre mütterliche Zärtlichkeit zu allen Zeiten unwandelbar zugethan, sie hatte nur Worte der Entschuldigung und der Liebe für ihn, selbst wenn er sie im Drange der Ereignisse auch einmal zu vernachlässigen schien.

Von ihrer Geburtsstadt Frankfurt konnte die Frau Räthin sich nicht trennen, obwohl sie nach ihres Gatten Tode sich daselbst ohne nahe Angehörige befand. Ihr geräumiges Haus verkaufte sie im Jahre 1795 und bezog eine schöne Wohnung am Roßmarkte. Von den Verehrern ihres großen Sohnes wurde ihre Wohnung Casa santa genannt und oft besucht; auch der Herzog Karl August und seine Mutter, die Herzogin Amalie, verweilten mehrmals bei ihr. Diese Besuche waren ihr eine große Freude. In einem ihrer Briefe schrieb sie: „Ich habe die Gnade, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, — demoralisire niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode finde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." In ihren alten Tagen füllte sie ihre Zeit mit Spitzenklöppeln, mit Musik, Lektüre und dem Schachspiel behaglich aus. Wie fein ihr Verständniß für Sachen der Kunst war, bezeugt unter andern die später so berühmte Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz, die auf der Frankfurter Bühne ihre Laufbahn begann und mit der Frau Rath öfter verkehrte. Diese Künstlerin versicherte später, daß sie dem scharftreffenden Urtheil der wackeren Frau, und besonders ihren steten Warnungen, sich vor dem Zuvielthun, sowie vor jeder Ziererei im Spiel zu hüten, zum großen Theil den frühen Gewinn der echten Naturwahrheit in der Ausübung ihrer Kunst zu danken gehabt habe.

Unter den vielen Aehnlichkeiten, auf welche wir im Vergleich mit dem Dichter treffen, erweist sich eine Eigenthümlichkeit besonders merkwürdig; die Frau Rath hatte eine lebhafte Scheu vor allen heftigen und gewaltsamen Gemüthsbewegungen, welche so weit ging, daß sie ihren Dienstboten ausdrücklich verbot, ihr irgend etwas Schreckhaftes zu erzählen, wenn es auch in der nächsten Nachbarschaft sich ereignet hätte. „Sogar wenn es in der Straße brennt, wo ich wohne," sagte sie, „so will ich's nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß." Wir werden oft Gelegenheit haben, im Leben des Dichters denselben Zug wieder zu bemerken.

Als sie im hohen Alter einige Wochen hindurch von mancherlei Beschwerden schmerzhaft geplagt wurde, sagte sie einer Freundin, welche gekommen war, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen: „Gottlob, nun bin ich wieder mit mir zufrieden, und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: Ei schäme dich, alte Räthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt? Willst du denn immer auf Rosen gehen, und bist über's Ziel, bist über siebenzig Jahre hinaus! — Schauen's, so hab' ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser worden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war". — Göthe gab seiner Mutter das Zeugniß, daß sie ihr Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott in alttestamentlicher Gottesfurcht zubrachte, und erzählt, daß sie ihren Tod selbst angekündigt und ihr Leichenbegängniß so pünktlich angeordnet habe, daß sie sogar die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, die gereicht wurden, genau bestimmte.

Göthe's Natur war in wunderbarer Weise aus den Eigenschaften zusammengeschmolzen, welche bei seinem Vater wie bei seiner Mutter groß, und geeignet waren, geistige Vollkommenheit zu verleihen.

Am 28. August 1749, Mittags zwölf Uhr, wurde Johann Wolfgang Göthe in Frankfurt a. M. geboren. Die Geburt war schwer, und durch die Ungeschicklichkeit der Hebamme kam das Kind ohne Lebenszeichen auf die Welt. Erst nach vielfachen Bemühungen gelang es, das schlummernde Leben zu erwecken; als das Knäbchen die Augen aufschlug, rief seine Großmutter erfreut der Wöchnerin zu: „Räthin, er lebt!" — Diese schwere Geburt veranlaßte den Großvater, den Schultheißen Textor, dahin zu wirken, daß man einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte. „Schon in der Wiege war mein Wolfgang den Menschen eine Wohlthat," sagte später seine zärtliche Mutter.

Nach Jahresfrist wurde ein Schwesterchen, Kornelia, geboren, zu welcher Wolfgang eine große Zärtlichkeit zeigte, welche fortdauerte, so lange Kornelia lebte. Schon früh zeigte der Knabe einen so lebhaften Sinn für Schönheit, daß er im Alter von drei Jahren in einer Gesellschaft, in der sich ein häßliches Kind befand, laut an zu weinen fing und schrie: „Das schwarze Kind soll

hinaus, das kann ich nicht leiden!" Er spielte nicht gern mit Kindern, in Gesellschaft Erwachsener war er aber sehr munter und fand sein Vergnügen an drolligen Streichen. An einem Sonntage, als alles in der Kirche war, kam Wolfgang in die Küche, welche mit neuem Töpfergeschirr gerade reichlich versehen worden war; er faßte die Teller und warf sie durch die Fenster auf die Straße; das Klirren und Klappern ergötzte den Knaben, ein Stück nach dem andern mußte den luftigen Weg wandern. Als die Mutter aus der Kirche kam, sah sie mit Erstaunen ihre Teller herausfliegen; Wolfgang war mit seiner Zerstörung gerade fertig, und als seine Mutter ihn so herzlich mit den Leuten auf der Straße lachen hörte, lachte sie mit. Dieses kleine Beispiel schildert sehr treffend das anmuthige Verhältniß zwischen dem begabten Knaben und der jungen, gemüthvollen Mutter, die sich in manchen Fällen geradezu als ihres Wolfgang's Spielkameradin betrachtete. Sie war für ihre Kinder das eigentlich belebende, das jugendliche Element unter den erziehenden Mächten, und ihre Thätigkeit füllte einen um so wichtigern Platz aus, als der Ernst und die Abgeschlossenheit des Vaters auch das Leben der Kinder in engere Schranken schloß, als gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Das Göthe'sche Wohnhaus bestand aus zwei nebeneinanderliegenden Gebäuden, deren trennende Wand man durchbrochen hatte. Eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Ein Garten gehörte nicht zu dem Hause, der Hofplatz war klein und von einer hohen Mauer umgrenzt, die Kinder waren also mehr auf das Haus angewiesen, dessen geräumiger Flur ihnen der willkommenste Spielplatz war. Die Hinterseite des Hauses bot aus den oberen Fenstern die Aussicht auf große Nachbargärten. Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, in welchem man Blumen zu halten pflegte, man nannte es das Gartenzimmer. „Dort," erzählt Göthe, „war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne, fruchtbare Ebene; es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lektionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte."

Wenn das alte, düstere, winkelhafte Haus sehr geeignet war, ahnungsvollen Schauer und ein Forschen und Grübeln nach geheimnißvollem Ursprunge und Gebrauche zu erwecken, so wurde diesen Gefühlen eine vielfache Nahrung zu Theil. Die Straße, in welcher das Haus lag, hieß der Hirschgraben; wenn der Knabe nach der Bedeutung dieses Namens fragte, so erzählte man ihm, da, wo jetzt die Straße sich befinde, sei ehemals ein Graben gewesen, in welchem eine Anzahl Hirsche unterhalten worden, von welchen einem alten Herkommen zufolge

der Senat jährlich einen öffentlich verspeist habe. Die Kinder wünschten, das möge noch so sein, damit sie sich an den Hirschen hätten ergötzen können.

Niemand aber vermochte alle Wünsche im Herzen des Knaben so aufzuregen und ihnen dann auch die liebste Befriedigung zu Theil werden zu lassen, als die junge, geistvolle Mutter. Aus ihrem Munde hörte er die herrlichsten Erzählungen, deren Helden und Heldinnen sich, dem Geschmack der Erzählerin gemäß, meist in den romantischen Kreisen der Ritter, der Fürsten und der schönen Prinzessinnen bewegten. Jeden Abend zu einer gewissen Stunde setzten die Kinder sich zu den Füßen der Mutter nieder, welche eben so begierig zu erzählen als die Kinder zu hören war. Wolfgang nahm den lebhaftesten Antheil an den Erlebnissen der Personen in den Geschichten, die er hörte. „Da saß ich," erzählte seine Mutter später einmal, „und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinne ging, da sah ich, wie die Zornader an seiner Stirn schwoll und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heirathet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt. Wenn ich nun Halt machte und die Katastrofe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abende Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's errathen! so ist's gekommen! da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte, und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Texte kommen solle; und so war ein geheimes diplomatisches Treiben unter uns, das keiner an den andern verrieth; so hatte ich die Genugthuung, zum Genusse und Erstaunen der Zuhörer meine Mährchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifalle."

Auf einem Vorsaale des Hauses hatte der Vater des Knaben eine Reihe gut gestochener Ansichten von bedeutenden Denkmälern römischer Größe aufgehängt. Die bewundernden Blicke des Knaben verweilten hier auf der Piazza del Popolo, dem Coliseo, dem Petersplatz, der Peterskirche, der Engelsburg, und der ernste Vater, dem die Erinnerung an das sonnige Italien das Herz aufschloß, war diesen Bildern gegenüber nicht schweigsam, oft erzählte er von der Herrlichkeit dessen, was er einst gesehen, und wenn der Knabe dann mit begeisterter Sehnsucht den Worten des Vaters nachsann, dann tönten ihm die geheimnißvollen Laute der fremden Sprache ins Ohr, wenn der Vater mit einem Italiener sich unterhielt, und von der Mutter hörte er zum Klaviere italienische Weisen singen, deren Text er auswendig wußte, ehe er ihn verstand.

Neben den Beschäftigungen der Einbildungskraft war auch die heitere Welt harmloser kindlicher Spiele vertreten; das geräumige Wohnzimmer der Groß-

mutter bot dazu hinreichenden Platz. Die freundliche sanfte Frau beschäftigte sich gern mit ihren Enkeln, die wie das ja wohl immer der Fall ist, bei der Großmutter manchen Leckerbissen fanden, der dem Auge des Vaters nicht begegnen durfte. Eine neue Welt aber schuf sie den Kindern in dem alten Hause, als sie ihnen am Weihnachtsabend des Jahres 1753 ein Puppentheater schenkte. „Ich weiß noch," erzählt Göthe durch den Mund Wilhelm Meisters, „wie sonderbar es mir vorkam, als man uns Kinder nach Empfang der gewöhnlichen Kristgeschenke vor einer Thür niedersitzen hieß, die aus einem anderen Zimmer hereinging. Sie öffnete sich, allein nicht wie sonst zum Hin- und Widerlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhange verdeckt war. Erst standen wir von ferne, und wie unsere Neugierde größer ward, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot uns, in Geduld zu warten. So saß nun alles und war still. Eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte uns eine hochroth gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor." — „Den andern Morgen war leider das magische Gerüst wieder verschwunden, der mystische Schleier weggehoben; man ging durch jene Thür wieder frei aus einer Stube in die andere, und so viel Abenteuer hatten keine Spur zurückgelassen. Meine Geschwister*) liefen mit ihren Spielsachen auf und ab, ich allein schlich hin und her; es schien mir unmöglich, daß da nur zwei Thürpfosten sein sollten, wo gestern so viel Zauberei gewesen war. Wer eine verlorene Liebe sucht kann nicht unglücklicher sein, als ich mir damals schien."

Vielleicht war es das große Verlangen des Knaben nach der Wiederholung des Geschehenen, was die Eltern bewog, ihm kurze Zeit nachher die kleine Bühne zu eigener Uebung zu übergeben. Der Eindruck dieses ersten Schauspieles hinterließ bei dem Knaben eine bedeutungsvolle, langdauernde Wirkung.

Das Puppentheater war das letzte Geschenk der guten Großmutter, welche im März des Jahres 1754 in hohem Alter starb.

Die wunderbaren Mährchen der Mutter, die Erzählungen des Vaters von den Herrlichkeiten fremder Länder, das Puppentheater der Großmutter gewährten der Einbildungskraft des Knaben ein mannichfaches Spiel und erweiterten ihre Grenzen in bedenklicher Art. Um jeder nachtheiligen Einwirkung vorzubeugen, hätte ein starkes Gegengewicht praktischer Beschäftigung und Anschauung nicht fehlen dürfen. Aber gerade dies fehlte mehr als alles andere. Durch das abgeschlossene Leben in den Räumen des wohleingerichteten Vaterhauses ging für den Knaben die Gelegenheit verloren, seine Thatkraft zu entwickeln und sein Gemüth zu stählen — ein Umstand, der in allen Dichtungen Göthe's sich, oft zum größten Nachtheile, bemerkbar macht, dem allein die wenig vollendete Gestalt des „Torquato Tasso" und so manches andern Werkes zur Last zu legen

*) Göthe's Geschwister starben, außer der Schwester Kornelia, alle in sehr jugendlichem Alter.

ist. Was in Göthe's Jugend sowie in seinem ganzen Leben fehlte, das war, um mit Schiller's Worten zu reden, das gewaltige Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt; das Schicksal, welches sein Blut rascher durch seine Adern treibt und sein Herz fester schlagen läßt, welches seinen Blick schärft und seine Thatkraft anspornt, welches ihn wappnet gegen die widrigen, oft schmerzhaften Eindrücke der Außenwelt und, wenn es derbe Stöße und Schläge ertheilt, gleichsam die schlummernden Funken aus dem Feuersteine herausspringen läßt. Welch eine Uebersluth von weltstürmender Thatkraft in Schiller's Räubern, und welch ein Uebermaß von schwächlicher Verzagtheit in Göthe's Werther, bei all der wunderbaren Gefühlsschönheit, durch welche das letztere Werk jeden Leser fortreißt.

Auf eine kurze Zeit wurde Göthe dem einsamen Leben entzogen, doch war dieser kurze Blick in die Welt von keinen wohlthätigen Folgen, da er nicht zweckmäßig vorbereitet und zu rasch abgebrochen wurde. Nach dem Tode der Großmutter, welche in den ihr lieb gewordenen Räumen keine Veränderung wünschte, begann Göthe's Vater einen Neubau. Das alte Haus zeigte im zweiten und im dritten Stockwerk ein Hinausrücken über das Fundament, welches das Gesetz bei Neubauten nicht mehr gestattete. Um den Raum nun nicht zu verlieren, baute er das neue Haus auf die Weise, daß er von unten auf einen Theil des Hauses nach dem andern wegnahm und durch das Neue ersetzte, damit auf diese Weise der ganze Bau nur als eine Ausbesserung angesehen würde. Eine große Anzahl von Stützen mußten, so lange der Unterbau noch nicht fertig war, die oberen Theile des Hauses tragen. Um den ganzen Bau genau überwachen und alle Anordnungen selbst treffen zu können, blieb der Rath Göthe mit seiner ganzen Familie in dem halb niedergerissenen Hause wohnen, ohne irgend eine seiner Gewohnheiten zu ändern, sogar der Unterricht, den er nur allein den Kindern ertheilte, ging seinen gewohnten Gang. Sein Eigensinn ließ ihn in dieser oft gefährlichen Lage, in der Luft schwebend, so lange beharren, bis schließlich, nachdem man auch das Dach weggenommen, trotz übergespannten Wachstuches der Regen den Weg zu den Betten fand.

Den Kindern behagte das neue Schauspiel mittlerweile sehr wohl, sie durften nun bei so manchen Verrichtungen, die ihnen sonst völlig fremd waren, Zuschauer sein, sie konnten sich auf Balken und Brettern schaukeln, und der kleine Wolfgang hatte in Maurertracht feierlich den Grundstein zu dem neuen Gebäude gelegt. Es erregte den Kindern seltsame Gefühle, als sie vor ihren Augen bekannte Zimmer und Gänge verschwinden, sorgsam gehütete Tapeten herabgerissen, Wände zerschlagen sahen, und so lange die Unbequemlichkeiten nicht Ueberhand nahmen, ließen sie sich alles gern gefallen, bis der Vater sie denn doch schließlich Nachbarn und Verwandten anvertrauen mußte.

Natürlich fiel nun der Unterricht von Seiten des Vaters fort, und Wolfgang wurde in eine öffentliche Schule geschickt. Er war von derselben sehr wenig erbaut, aber es hätte keiner großen Profetengabe bedurft, um das vorauszusagen. Der größte Nutzen, den der Besuch einer öffentlichen Schule gewährt, ist der, daß das Kind unter Seinesgleichen gebracht und gezwungen wird, sich mit ihnen abzufinden, d. h. seine Eigenheiten so weit zu beschränken, wie sie den

Mitschülern lästig werden. Wer von seinen Eigenheiten nicht lassen will, der ist folgerecht den Angriffen seiner Gespielen ausgesetzt. Daß diese Angriffe das Maß überschreiten und in boshafte Rohheit ausarten, ist in einer öffentlichen Schule kaum möglich. Da aber jeder Schüler unwiderstehlich in die größere Gemeinschaft hineingezogen wird, so müssen alle Ecken sich auch abschleifen, und verzärtelte Kinder erklären dann oft das für Rohheit, was in der That nichts weiter als kindliche Gerechtigkeit ist, denn Schulkinder unter sich leben völlig republikanisch, einen Standesunterschied kennen sie nicht, und wer ihn machen will, gegen den wendet sich ihr Haß. Die wenigen Worte, welche Göthe in Dichtung und Wahrheit über seinen Schulbesuch ausspricht, werfen ein bedenkliches Licht auf die Resultate seiner Erziehung; er sagt: „Indem man die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen.“ — Auf diese Ansicht trifft mit schneidender Schärfe das eigene Wort Göthe's aus Tasso, daß jeder die Menschen verkennen muß, der sie absichtlich meidet. Nachdem der Hausbau vollendet war, verließ Wolfgang wieder die Schule, die ihm so wohlthätig gewesen wäre, und kehrte zum Privatunterricht des Vaters zurück.

Doch so eng wie vorher wurden die Schranken nun nicht wieder gezogen; der Knabe, der ja nun auch schon größer war, durfte auch allein die Stadt durchschweifen und seine kindliche Neugier an allem letzen, was Frankfurt Mannichfaltiges bot. Dem Enkel des Schultheißen standen die Thüren selbst zu den wichtigsten Orten offen, und wenn er den Großvater bei Amtshandlungen stattlich als den Ersten erscheinen sah, so wurde eine gewisse vornehme Abgeschlossenheit dadurch nicht gemindert. Es wurde nichts versäumt, was zu sehen war, die Messen, die Festlichkeiten, alles wirkte ungehemmt auf den Knaben, und die sich selbst überstürzende Fluth von Eindrücken riß in dem jugendlichen Gemüthe oft genug den festen Grund hinweg, auf dem Gestalten sich aufbauen können, welche das ganze Leben hindurch fest bestimmend auf die Natur eines Menschen wirken. Eine gewisse Unsicherheit im Anschauen und Beurtheilen dessen, was ihm entgegen kam, ist stets Göthe zu eigen gewesen; wie peinlich war oft seine Besorgniß, sich bei seinen Dichtungen an einem undankbaren Stoffe zu vergreifen. Man wird begreifen, wie nachhaltig diese Einflüsse früher Jugend auf Göthe einwirkten, wenn man diesem Schwanken die stolze, selbstbewußte Kraft und Sicherheit Lessing's entgegenstellt.

Was nun den Unterricht des Vaters anbetrifft, so muß gesagt werden, daß der Rath Göthe seinem Sohne gegenüber nicht so sehr auf einem gefaßten Plane herrisch bestand, wie sonst wohl zuweilen; ihm wurden die großen Anlagen des Knaben sehr bald klar, und er bemühte sich, dieselben mehr frei zu entwickeln, als in bestimmte Bahnen zu zwängen. Die Stadtbibliothek in Frankfurt besitzt ein Heft von Schönschriften und Exerzizien in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache, die Göthe in seinem siebenten, achten und neunten Jahre anfertigte. Sein Vater hat diese Arbeiten ausgewählt, zusammengeheftet und mit dem Titel Labores Juveniles bezeichnet. Es finden sich darin drei

Gespräche in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßt; das erste derselben führt den Vater und den Sohn vor, welche über den Hausbau sich unterhalten. Wir geben einen Theil dieses interessanten Gespräches wieder. Der lateinische Text ist fortgelassen.

Pater et Filius. Januar 1757.

F. Ist es erlaubt, mit in den Keller zu gehen?

P. Ja, es ist erlaubt, wenn Du mir sagst, was Du daselbst machen willst.

F. Ich höre, daß Sie die Weine auffüllen wollen, und davon möchte ich einen Begriff haben.

P. Verschlagener! Hierunter steckt etwas anderes verborgen: sage die Wahrheit.

F. Ich kann's nicht bergen, den Grund- und Schlußstein habe ich Lust einmal wieder zu sehen.

P. Folge mir, Dir soll in einem als anderen willfahret werden.

F. Ich will gerne folgen. Siehe, wir sind schon an der Treppe. O, was für eine große Finsterniß, es kann nicht dunkler im Grabe aussehen.

P. Hinweg dermalen mit dieser traurigen Vorstellung. Gehe, mein Sohn, nur behutsam die Treppe hinunter, Du wirst bald Licht finden.

F. Sie haben recht, ich sehe alle umliegenden Sachen, als Kessel, Töpfe, Bütten u. dgl. m.

P. Warte ein wenig, es wird sich Dir noch mehr, und dieses weit deutlicher, als bisher geschehen, entdecken.

F. Fürwahr, das wenige Licht, so durch das Kellerloch fällt, erleuchtet alles.

P. Wo glaubst Du nun das Gesuchte zu finden?

F. Den Schlußstein sehe ich wohl über meinem Kopfe, aber den Grundstein kann ich nicht antreffen.

P. Siehe da, in diesem Winkel ist er eingemauert.

F. Nunmehro sehe ich ihn wohl, und erinnere mich, daß ich ihn unter vielen Feierlichkeiten mit eigener Hand eingemauert habe.

P. Kannst Du Dich noch mehrer Umstände, die dabei vorgefallen, erinnern?

F. Warum nicht! Ich sehe mich nämlich in der Tiefe als einen Maurer gekleidet, mit der Kelle in der Hand, mit vielen Maurergesellen, und hatte den Steinmetzenmeister zur Seite.

P. Wurde denn dabei sonst nichts geredet?

F. Ja wohl. Es fing der Obergeselle zwar nach Gewohnheit eine Rede an, konnte sie aber nicht ausführen und unterließ nicht, sich die Haare auszuraufen, da er von so vielen Zuschauern inzwischen ausgelacht wurde.

P. Was denkest Du nun Gutes bei diesem Stein, nach dem Dich so sehr verlangt?

F. Ich gedenke und wünsche, daß er nicht eher als mit dem Ende der Welt verrückt werden möge.

P. Das wollen wir Gott anheimstellen. Du aber gehe nur weiter."—

Bei der großen Gewandtheit, mit der diese Dialoge dargestellt sind, ist der ganze Inhalt doch so kindlich, daß sie recht wohl einem so jugendlichen Alter angehören können; dem lateinischen Texte indeß wird die nachhelfende Hand des Vaters entschieden nicht gefehlt haben.

Der Unterricht in der Geometrie und der Geografie, den der Knabe empfing, scheint nicht bedeutend gewesen zu sein. Gedächtnißverse, und oft recht abgeschmackte, mußten ein Nothbehelf sein. Der Geschichtsunterricht scheint gänzlich gefehlt zu haben; eine alte Kronik aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges mußte eine nothdürftige Uebersicht der Hauptbegebenheiten in der Weltgeschichte gewähren.

Auch im Tanzen unterwies der ernste Vater seine Kinder; für den Knaben war dies die einzige körperliche Uebung.

In der Wahl der Privatlektüre wurde dem Knaben fast unbeschränkte Freiheit gelassen. An Reisebeschreibungen schlossen sich sogar Ovid's Metamorfosen an, und das letztere, für jugendliche Gemüther unter allen Umständen gefährliche und zur Schullektüre höchst unpassende Buch verfehlte nicht seinen Eindruck auf die geschäftige Fantasie des Knaben zu äußern. Von anderer Seite wirkte Fenelon's Telemach und Robinson Krusoe besänftigend ein. Auch Homer fehlte nicht, aber er war nur durch eine prosaische Uebersetzung vertreten, welcher Kupfer beigefügt waren, auf denen die Helden des ewigen Gedichtes im französischen Theaterkostüm einherschritten. Es ist bezeichnend genug, wenn Göthe es sogar später noch für ein Glück hielt, daß ihm Homer zuerst in Prosa bekannt geworden sei. Eine Uebertragung von Torquato Tasso's Befreitem Jerusalem wurde eifrig studirt; besonders war es die herrliche Episode von Tankred und Klorinde, welche den Knaben tief ergriff.

Von den deutschen Dichtern der damaligen Zeit prangten in der Bibliothek des Rathes Göthe alle besseren, wie Haller, Gellert, Hagedorn u. a. Wolfgang hatte sie von Kindheit an fleißig durchgelesen und vieles aus ihnen auswendig gelernt. Von Klopstock war der Vater durchaus kein Verehrer, aber ein Hausfreund brachte ihn in die Familie, und Mutter und Kinder wurden begeisterte Anhänger des Sängers von Sion. Aber Klopstock'sche Hexameter zu machen hat Göthe nie versucht.

Ebenso wenig wie der Messias machten die Volksbücher einen nachhaltigen Eindruck auf den Knaben; er las den Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, den Kaiser Oktavian, die schöne Magelone u. a. Diese Ueberreste einer alten, innigen, zarten Poesie, deren Hauch selbst durch das rohe Gewand nicht erstickt werden kann, betrachtete Göthe, wie er später geringschätzig sagte, als Näscherei.

Der Verkehr mit gleichalterigen Knaben wurde, als Wolfgang größer wurde, auch lebhafter. Sonntags hielten sie ihre Zusammenkünfte, bei welchen sie selbstgemachte Verse mittheilten. Diesen Gespielen trug Göthe gern Mährchen eigener Erfindung vor; eines derselben mit der Ueberschrift: Der neue Paris, hat er in Dichtung und Wahrheit wiedererzählt. Die anmuthige Form dieses Mährchens, wie es uns die Hand des vollendeten Meisters gab, dem Knaben unverkürzt zum Verdienst rechnen zu wollen, wird wohl niemand unternehmen; ebenso

wenig kann auf dieses Spiel kindlicher Einbildungskraft ein hoher Werth gelegt werden. Es ist nichts anderes als eine anmuthige Spielerei, es fehlt ihm jeder leitende Gedanke, und deshalb gelangt es auch nicht zu einem Abschluß, sondern bricht mit einem Versprechen auf Fortsetzung ab. Uebrigens wäre es auch unnatürlich, von einem Knaben sogleich ein poetisches Meisterstück verlangen zu wollen, und der Versuch, in diesem leicht und anmuthig gewobenen Knabenmährchen, wie Göthe es selber nennt, eine tiefsinnige Allegorie zu finden, kann nur als ein verfehlter bezeichnet werden. Vordeutend aber ist in der kleinen Erzählung schon die lebhafte Empfindung für weibliche Schönheit, und sehr bezeichnend die ganze Stellung, welche der Knabe als Held der Erzählung sich gibt; seine ganze Erscheinung bezeichnet nicht einen lebensfrischen, unbefangenen Jungen, mit dem eine gewisse Derbheit und Unbeholfenheit, ein Zurückweichen vor eng gezogenen Schranken der Sitte stets unzertrennlich und durchaus natürlich verbunden ist, sondern was wir sehen, scheint uns mehr das Bild eines frühreifen Jünglings zu sein, der sich lieber dem Denken und Treiben der Erwachsenen, als seiner Altersgenossen zugesellt.

Was Göthe in diesem Mährchen erzählte, das stellte er in ähnlicher Weise auch wohl im Leben dar. Einst hatte der Knabe mit der Schwester den grünen Sessel, auf welchem die Mutter beim Erzählen zu sitzen pflegte und der darum der Mährchensessel hieß, an einem Frühlingstage in den Garten vor dem Bockenheimer Thore geschafft und mit Bändern und Blumen geschmückt. Ein häusliches Fest, welches man gerade feierte, führte Verwandte und Freunde in den Garten. Da trat der kleine Wolfgang in Schäfertracht mit einem Kranze auf dem schönen Haupte hervor, aus seiner Hirtentasche hing eine Rolle mit goldenen Buchstaben herab; unter einem blühenden jungen Birnbaume, den man zum Andenken seiner Geburt gepflanzt, nahm er seinen Stand und hielt nun eine Anrede an den Sessel, als den Sitz schöner Mährchen. Kindlicher war, was nun folgte; die Kinder bliesen Seifenblasen in die Luft, sie schwebten im Sonnenschein um den Sessel her; so oft eine sich auf den Stuhl senkte, jubelten die kleinen Zuschauer: Ein Mährchen! Ein Mährchen! und wenn die Seifenblase zersprang, so riefen sie: das Mährchen platzt!

Wenn Wolfgang auch unter seinen Gespielen zuweilen an irgend einem lustigen, muthwilligen Streiche theilnahm, so war seine Stimmung, wie er selbst sagte, doch meist eine ernste; man machte ihm Vorstellungen, daß sogar seine Haltung eine selbstbewußte sei und ihn sonderbar vor anderen Knaben auszeichne; er entgegnete darauf, daß er sich später noch auf mancherlei Weise auszeichnen werde. Daß er zu etwas Großem bestimmt sei, sagte ein dunkles Gefühl ihm schon früh. Vielleicht mochte dieses Gefühl in ihm durch die ungetheilte Bewunderung erregt sein, die schon als Knabe ihm zu Theil ward, denn von allen, die ihn kannten, wird erzählt, er sei ein außergewöhnlich schönes Kind gewesen, besonders wunderbar war der strahlende Glanz seiner großen Augen. Die Blattern, welche ihn ergriffen und ihn arg plagten, ließen glücklicherweise keine Spuren bei ihm zurück. Nicht allein die Pocken, sondern auch alle anderen gewöhnlichen Kinderkrankheiten hatte der Knabe nach und nach zu bestehen; sie waren ihm eine Schule der Geduld und seine gute Natur überwand sie alle

ziemlich leicht, während die vier Geschwister, welche nach seiner Schwester Kornelia noch geboren wurden, alle in sehr jugendlichem Alter starben.

Als Wolfgang genesen war, verdoppelte sein Vater, um das Versäumte wieder einzuholen, die Lehrstunden; der Knabe wurde dadurch wieder sehr in die Einsamkeit gedrängt; Privatstunden, die ihm in Gemeinschaft mit einigen anderen Knaben ertheilt wurden, gab man bald wieder auf, da Wolfgang's ausschließendes, feines, zurückhaltendes Benehmen sehr bald in einen Zusammenstoß mit dem Muthwillen der Genossen gerieth. Nur jüngere, sich anschmiegende Knaben verweilten dauernd bei Wolfgang.

So wie der lebendige Geist des Knaben schon früh allem, was ihm begegnete, auf den Grund zu kommen, die leitenden und bestimmenden Ursachen zu erforschen strebte, so trat er schon früh mit Selbstbewußtheit den religiösen Begriffen gegenüber. Der Religionsunterricht, den man ihm ertheilte, war eine Art von trockener Moralpredigt, welcher weder seinem Geiste noch seinem Gemüthe zusagen konnte. Aus den Begriffen, welche dieser Unterricht ihm überlieferte, schuf der Knabe sich selber seine religiösen Vorstellungen, welche sich um die Person eines vollkommenen Gottes als um ihren Mittelpunkt sammelten. Diesen Gott betrachtete Wolfgang als einen ewig guten, segenspendenden Vater, dem er in kindlicher Weise seinen Dank darbringen wollte. Wem das Kind seine Liebe zu erkennen geben will, dem schenkt es etwas von dem, was ihm selbst lieb ist; es betrachtet nicht den Werth des Geschenkes, den es ja eigentlich niemals zu bestimmen vermag, es ist eine Kundgebung des guten Willens, welche das Kind durch irgend eine That beweisen will, da bei ihm selber ja nur das durch die Sinne Erfaßbare unbezweifeltes Dasein hat. In diesem Sinne haben Völker, als die Menschheit noch in der Kindheit war, ihrem väterlichen Gotte Opfer dargebracht, und in eben diesem Sinne beschloß auch Wolfgang seine Gottesfurcht zu zeigen. Aus einer Naturaliensammlung wurden die schönsten Gegenstände hervorgesucht und auf einem rothlakirten, goldgeblümten Musikpult des Vaters, das die Form einer Pyramide hatte, kunstvoll aufgebaut. Eine Porzellanschale mit Räucherkerzen wurde auf die Spitze gestellt, bei Sonnenaufgang entzündete der junge Priester dieselben durch ein Brennglas, und als der duftende Rauch langsam und feierlich in dem stillen Gemache emporstieg, da war die Andacht des Knaben vollkommen.

Sein kindliches Vertrauen zu dem allgütigen Vater erlitt eine schwere Anfechtung, als die Kunde von dem Erdbeben sich verbreitete, welches am 1. November 1755 die Stadt Lissabon in einen Trümmerhaufen verwandelte und Tausende unschuldiger Opfer eines schrecklichen Todes sterben ließ. Jedermann war von diesem furchtbaren Ereignisse tief erschüttert, es wurden Bußpredigten gehalten, Fasten ausgeschrieben, man erschöpfte sich in Gründen, weshalb Gott wohl ein solches Gericht verhängt habe. Auch Wolfgang wurde durch alles dies sehr aufgeregt, und erst dann stellte seine Ruhe sich wieder ein, als ihm der Gedanke kam, daß der unsterblichen Seele durch böses Geschick ja kein Schaden geschehen könne.

Die friedliche Stille der Stadt und des Hauses wurde durch den Beginn des siebenjährigen Krieges zuerst dauernd gestört. Die Stadt theilte sich in zwei

Parteien, und durch diese Theilung wurde Göthe's Familie in zwei Theile gespalten, die mit so großem Eifer ihre Meinung gegen einander verfochten, daß sie selbst, wenn Mitglieder beider Parteien auf der Straße sich begegneten, sogleich den Kampf eröffneten, der, wenn auch nur mit Worten, doch heiß genug geführt wurde. Der Rath Göthe stand auf preußischer Seite, und auch Wolfgang war ein Bewunderer und Verehrer — nicht des preußischen Volkes und seines Königs, sondern Friedrich's des Großen. Nicht darauf also hatte man den Knaben aufmerksam gemacht, daß das preußische Volk unter Führung der Hohenzollern den Verzweiflungskampf um die höchsten menschlichen Güter, um Glaubensfreiheit, um Selbständigkeit und Existenz des deutschen Vaterlandes aufgenommen hatte, und nicht von dieser hohen Warte aus überschaute Wolfgang die Ereignisse, sondern was seine Theilnahme fesselte, das war die Person Friedrich's des Helden; es war also nicht ein vaterländisches Interesse, welches die Seele des jungen Dichters bewegte, sondern ein allgemein menschliches. Diese Erscheinung ist sehr beachtenswerth, sie ist vorausfagend, denn Göthe hat diesen Standpunkt nie in seinem Leben verändert, er ist nie ein deutscher Patriot gewesen, und was ihm selbst zu erstreben nicht anlockend genug, und zu erreichen nicht möglich schien, das sollten, so rieth er, auch seine Landsleute nicht erstreben; dafür sollten sie, wie er in dem bekannten Distichon sagt, sich mehr für einen allgemein menschlichen Standpunkt ausbilden. Doch niemand kann diesen rein menschlichen Standpunkt erreichen, der nicht zuvor das Wesen Eines Volkes voll und kräftig in sich aufgenommen hat, und gerade dieses energische Erfassen irgend einer Erscheinung, dieses sich Versenken bis in die geheimste Tiefe eines Gegenstandes, das ist es, was in Göthe's Natur nicht angetroffen wird. Ein gewisser Heroismus ist ihm nicht abzusprechen, persönlichen Muth besaß er in hohem Grade, aber die zähe Thatkraft eines Lessing, eines Kant besaß er nicht. Daher gewahren wir in seinem ganzen Leben ein fast unaufhörliches Schwanken, ein Neigen von diesem zu jenem, das sich ebensowohl in seinen vielen Herzensneigungen, als in seiner Unsicherheit bei der Wahl seiner dichterischen Stoffe ausspricht. Wir haben bereits mehrfach die Gründe berührt, welche in Göthe's Karakter diese eine Seite ausprägten, wir werden deren noch mehr kennen lernen.

Die Festigkeit des Knaben auszubilden, dazu war der Zwist in der eigenen Familie auch nicht günstig. Der Schultheiß Textor stand auf östreichischer Seite, und wenn Wolfgang, wie er als ältester Enkel gewohnt war, Sonntags bei den Großeltern speiste, so mußte er den Helden, den er selbst so hoch verehrte, verkleinern und verläumden hören. Dieser Umstand erschütterte in ihm tief sein Vertrauen auf die unbedingte Gerechtigkeit der von ihm bisher mit Ehrfurcht betrachteten Personen und verleideten ihm den sonst so ersehnten Aufenthalt im Hause des Großvaters gänzlich, zumal da auch der Rath Göthe, um heftigen Zerwürfnissen in der Familie aus dem Wege zu gehen, fortan die regelmäßigen Sonntagszusammenkünfte vermied.

In den ersten Jahren des Krieges hatte Frankfurt nicht viel zu leiden; französische Truppen durchzogen zuweilen die Stadt, und man ergötzte sich an dem bunten Anblick. Aber am 2. Januar 1759 rückten große Truppenmassen

heran, sie überwältigten die Stadtwachen, und mit jener Brutalität, welche den Franzosen dem Wehrlosen gegenüber stets zu Gebot stand, besetzte der berühmte Prinz Soubise, allen feierlich geschlossenen Verträgen zum Trotz, die Reichsstadt und quartierte seine Truppen bei den Bürgern ein. Diese fühlten sich durch die ungewohnte Last arg bedrückt, und niemand mehr, als der Rath Göthe, der in sein behagliches neues Haus den französischen Königslieutenant Grafen Thorane aufzunehmen genöthigt war. Diese Persönlichkeit hatte die Verhältnisse zwischen den Bürgern und den Soldaten zu regeln und Streitigkeiten zu schlichten, ein Amt, welches besonders in den damaligen Zeiten zahlreichen Verkehr in das Haus führte, und außerdem lästig wurde durch die vielfachen Aktenstücke, welche der Königslieutenant in seiner Wohnung unterzubringen hatte. Uebrigens befleißigte sich der Graf Thorane jenes feinen, rücksichtsvollen Benehmens, welches die alten Adelsgeschlechter Frankreichs in früheren Zeiten stets zu eigen hatten; ein Freund des Göthe'schen Hauses, welcher lebensgewandt genug war und auch gut französisch sprach, machte den Grafen auf die schwierige Stellung der Hausfrau aufmerksam, und der Graf, der auf ehrenvollen Wandel den höchsten Stolz setzte, betrug sich während seines mehrjährigen Aufenthaltes in dem Göthe'schen Hause durchaus musterhaft. Es wird nicht zu verwundern erscheinen, wenn der Rath Göthe bei alledem auf seiner Abneigung gegen die französischen Eindringlinge beharrte, und wenn er, der gewohnt war, der Außenwelt gegenüber ein stolz zurückhaltendes Betragen zu äußern, und seine Handlungen nur nach seiner eigenen Bequemlichkeit, ohne jede Rücksicht auf die Welt einzurichten, wenn dieser Mann immer verdrießlicher wurde und sich den ungebetenen Gästen so fern als möglich hielt. Nichts lähmt die Thätigkeit und den Lebensmuth derer, die sich absondern, mehr, als wenn widrige Verhältnisse sie in einen unliebsamen Verkehr mit der gering geschätzten Außenwelt ziehen; auch der Rath Göthe gab seine gewohnte Beschäftigung, deren Haupttheil die Erziehung seiner Kinder war, fast gänzlich auf, und dadurch öffnete er den mächtigen fremdartigen Einflüssen den freiesten Zugang zum Gemüth seiner Kinder, besonders des jugendlichen Wolfgang. Eine Fluth von Zerstreuungen drang auf den Knaben ein, seine so leicht entzündbare Einbildungskraft wurde durch den, wenn auch oft blendenden, so doch fast immer leichtfertigen französischen Geist in Gegenden geführt, welche mit den Zaubergärten der Armida eine bedenkliche Aehnlichkeit zeigten, und in Wolfgang's Geiste Zustände hervorriefen, welche dem entnervenden süßen Nichtsthun des Rinaldo an Wirkung gleichkamen. Diese verderblichen Einflüsse wucherten in Göthe's Geiste lange Zeit, erst als Herder in Straßburg ihm den Demantschild vorhielt, da erkannte der herrliche Jüngling seine Verirrungen, aber mit dieser immerhin schmerzlichen Erkenntniß kehrte auch das Bewußtsein seines hohen Berufes und seiner Kraft wieder zurück.

Der Graf Thorane war ein Liebhaber von Gemälden; er besichtigte mit Befriedigung die Bilder, welche der Rath Göthe in seinem Hause aufgehängt hatte, und beschloß, die Maler in Frankfurt und besonders den Maler Seekatz in Darmstadt zu beschäftigen und durch sie Gemälde für den Familiensitz seines Geschlechtes in der Provence ausführen zu lassen. Wir erinnern uns, daß der Rath Göthe, durch seine Liebhaberei für die Kunst geleitet, mit den Malern

seiner Vaterstadt schon früher einigen Verkehr gepflogen hatte, und Wolfgang hatte nicht versäumt, die Werkstätten der Meister zu besuchen und sich mit ihren Arbeiten bekannt zu machen. Seine so großartige künstlerische Anlage erschloß ihm den Sinn der historischen und allegorischen Bilder leicht, und ließ ihn bald ein überraschendes Verständniß für die Technik der Künstler gewinnen. Mit seinen Aeußerungen war er nicht zurückhaltend, und da sie meist sehr treffend waren, so fragte man den reichbegabten Knaben gern um sein Urtheil und legte Gewicht darauf. Ein solcher Knabe mußte des Grafen Thorane Neigung bald gewinnen, und für Wolfgang hatten die Beschäftigungen des Gastes um so mehr Interesse, da nicht allein seine Neigung zu ihnen führte, sondern auch seine Eitelkeit manches Geschenk erhielt. In dem Mansardenzimmer, welches der Knabe früher bewohnt hatte, schlugen die Maler ihren Wohnsitz auf, und Wolfgang lebte sich mit ihnen, besonders mit Seekatz, so ein, daß er gern auch kleine Bedienungen bei ihnen übernahm. Nicht alle Gemälde des Grafen Thorane waren für ein Knabenauge angemessen, und was Göthe selbst im dritten Buche seiner Lebensgeschichte erzählt, kann uns für gewisse sinnliche Neigungen in seinen späteren Werken zur Erklärung dienen.

Die leichte Fassungsgabe des Knaben, der auf und abwogende Verkehr in dem elterlichen Hause und der Wunsch, mit den Fremden sich möglichst genau verständigen zu können ließen ihn die französische Sprache ziemlich rasch bis zu dem Grade erlernen, daß er an der Unterhaltung wenigstens einigermaßen Antheil nehmen konnte, und nun reizte es ihn, da vielfache Freistunden ihm die Gelegenheit boten, alles kennen zu lernen, was die Fremden mit sich gebracht hatten.

Nichts machte auf Wolfgang einen tiefern und mehr nachhaltigen Eindruck als das französische Theater. Vom Großvater hatte er ein Freibillet erhalten, und wenn der Rath Göthe auch nur mit Widerwillen zugab, daß sein Sohn das Schauspiel der Eindringlinge besuchte, so wußte Wolfgang sich die Erlaubniß mit Hülfe der Mutter nur allzu oft zu verschaffen. Anfangs verstand er wenig von dem Dialoge, doch sein scharfes Ohr faßte die ungewohnten Laute rasch auf, und bald gelangte er so weit, daß er ganze Stellen auswendig wußte. „Ich rezitirte sie wie ein eingelernter Sprachvogel," sagte Göthe, und spottend, aber sehr wahr setzt er hinzu: „welches mir um so leichter ward, als ich früher die für ein Kind meist unverständlichen biblischen Stellen auswendig gelernt und sie in dem Ton der protestantischen Prediger zu rezitiren mich gewöhnt hatte." Das leichte französische Lustspiel, die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen fanden vielen Beifall bei dem Knaben. Bald aber regte sich in ihm der Wunsch, das Leben und Treiben auch hinter den Kulissen kennen zu lernen. Eine Gelegenheit bot sich bald; da Wolfgang nicht immer die Geduld besaß, die Stücke von Anfang bis zu Ende anzuhören, so erfrischte er sich durch Spielereien auf den Korridors, wo ihm ein Knabe Gesellschaft leistete, welcher zu den Schauspielern gehörte; Göthe nennt ihn Derones. Durch diesen Burschen wurde Wolfgang mit den Geheimnissen der Bühne bekannt, beide hielten sich unbehindert in dem Ankleidezimmer, welches des beschränkten Raumes wegen für beide Geschlechter gemeinsam war, auf und waren Zeuge von allem, was darin

vorging. Derones machte seinen Freund mit einer etwas ältern Schwester bekannt, welcher Wolfgang seine Neigung bald mit allem Feuer seines leicht entflammten Gemüthes zuwandte. Die Schöne war gegen den kindlichen Liebhaber freundlich und höflich, und nahm seine zarten Aufmerksamkeiten mit der Würde und der Miene einer Tante entgegen. In der Wohnung dieser Kinder machte Wolfgang die Erfahrung, daß nicht allen Leuten die Ehe ein Heiligthum sei.

Derones war trotz seines jugendlichen Alters ein vollkommenes Abbild eines artigen französischen Windbeutels. Er war Meister im Aufschneiden und wußte das Benehmen der Erwachsenen so vortrefflich nachzuahmen, daß er sogar eines Tages seinen Wolfgang, von dem er beleidigt zu sein vorgab, zum Zweikampfe forderte. Die Knaben verfügten sich hinter eine Scheune, zogen die kleinen Degen, welche sie nach damaliger Sitte trugen, und ließen die stumpfen Eisen in theatralischer Weise an einander klirren. Als der Degen des kleinen Franzosen an der seidenen Schleife hängen blieb, welche Wolfgang's Degengriff schmückte, war die Genugthuung vollkommen, und im nächsten Kaffeehause wurde bei einem Glase Mandelmilch eine Versöhnung gefeiert, welche eben so grundlos als der ganze Streit war.

Im Umgange des lebhaft plaudernden Derones lernte Wolfgang sehr rasch die französische Sprache, und dieser Vortheil stimmte den Rath Göthe ein wenig günstiger in seinen Urtheilen über die Beschäftigungen seines Sohnes. Ueber die Franzosen aber änderten sich seine Ansichten nicht, und sein verhaltener Groll brach heftig los, als in den ersten Monaten des Jahres 1759 die Annäherung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in ihm Hoffnungen erregte, welche sich nicht erfüllten. Dunkle Gerüchte, welche in der Stadt sich verbreiteten, massenweise Truppendurchzüge kündigten den Bewohnern den Tag der Entscheidung an. Der Karfreitag des genannten Jahres sollte sie bringen, bei Bergen wurde bekanntlich jene blutige Schlacht geliefert, in welcher der Herzog Ferdinand den Sieg nicht zu erringen vermochte. Der Rath Göthe aber hatte auf diesen Sieg als ein selbstverständliches Ereigniß gerechnet, er war den Landsleuten, die er als Sieger begrüßen wollte, entgegen gegangen, bis ihn die Kugeln, die um seinen Kopf sausten, zur Rückkehr zwangen. Es läßt sich leicht denken, wie groß seine Aufregung, sein Unmuth, sein Grimm war, als die Schlacht sich zu Gunsten der bitter gehaßten Franzosen entschied; er verweigerte jede Stärkung durch Speise und Trank, und es war ein unglücklicher Augenblick, als der französische Königslieutenant ihm auf dem Vorsal begegnete. Der Graf Thorane trat auf seinen Hauswirth zu und sagte in heiterer Stimmung: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ Aber mit Ingrimm gab der deutsche Mann die Antwort: „Ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!“ Da brauste der Franzose voller Wuth auf, und im Bewußtsein seiner Machtvollkommenheit und seiner „gerechten Sache“ befahl er, seinen Hauswirth auf die Wache zu führen. Nur mit Mühe gelang es einem Freunde der Familie, den Zorn des Franzosen so weit zu besänftigen, daß derselbe auf der Ausführung seines Befehls nicht weiter bestand.

Nachdem die Gefahr, welche den Franzosen von jener Seite drohte, glücklich abgewendet war, gaben sie in Frankfurt allen heitern Lebensgenüssen sich unbesorgt hin; einer ganz besondern Pflege erfreute sich das französische Theater. Wolfgang, der, wie wir sahen, auf so mancherlei Weise bei den Schauspielern seine Rechnung fand, besuchte die Vorstellungen mit steigender Leidenschaft, und schließlich versuchte er selbst ein Drama zu produziren. „Ich verfehlte nicht," erzählt Göthe in Dichtung und Wahrheit, „die französischen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige halb mythologische, halb allegorische Stücke gegeben; sie hatten etwas von der Parodie und gefielen sehr. Diese Vorstellungen zogen mich besonders an: die goldenen Flügelchen eines heitern Merkur, der Donnerkeil des verkappten Jupiter, eine galante Danae, oder wie eine von Göttern besuchte Schöne heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferin oder Jägerin war, zu der sie sich herunterließen. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovid's Verwandlungen sehr häufig im Kopfe herumsummten, so hatte ich bald ein solches Stückchen in meiner Fantasie zusammengestellt, wovon ich nur so viel zu sagen weiß, daß die Szene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte."

Das Stück wurde dem Freund Derones vorgelegt, und diesem war die Gelegenheit, den Meister zu spielen, höchlich erwünscht. Er strich und veränderte sehr viel in dem Werke seines Freundes, und begann dann mit der wichtigsten Miene so viel von den drei Einheiten des Aristoteles, von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne u. s. w. zu erzählen, daß sein Schüler sich für verpflichtet hielt, nun auch kritische Studien unternehmen zu müssen. Er las also die Abhandlung des Korneille über die drei Einheiten; wenn ihm daraus nun aber auch wohl deutlich wurde, welche Anforderungen die französischen Kritiker an die Dichter stellten, so sah er sich vergeblich nach den Gründen um, warum alles so und nicht anders sein sollte. Kein Wunder, daß er sie nicht fand, denn die ganze Kritik der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts ruhte nicht auf dem festen Grunde der Natur und des wirklichen Lebens, sondern alle Regeln, die mit hochwichtigem Aussehen als unfehlbar hingestellt wurden, waren im Grunde doch nichts anderes als eine Abstrakzion aus der französischen Bühne, so daß auf diese Weise nicht die Kritik das Drama überwachte und leitete, sondern das Drama die Kritik erst schuf. Diese Erscheinung war sehr natürlich, denn Dichter wie Racine und Korneille waren für das französische Volk sehr glänzende und blendende Erscheinungen, aber bedeutende Kritiker gab es damals unter den Franzosen ebenso wenig, wie zu irgend einer andern Zeit. Ueber die vermeinten kritischen Gesetze glaubte also ein jeder nach seinem Gutdünken aburtheilen zu können, und daher entspringt die Erscheinung, daß einzelne Stücke, welche sehr belobten Stücken ein und desselben Verfassers völlig ebenbürtig waren, schlecht sein sollten, weil sie irgend einer einflußreichen Persönlichkeit nicht behagten. Auch dieses völlig grundlose Schwanken in den Urtheilen der französischen Kritik entging dem geübten Auge Wolfgang's nicht, so daß er, wie er selbst sagt, durch seine kritischen Studien verworrener als jemals wurde. Er entsagte also den kritischen Beschäftigungen, die ohnehin seine Liebe nicht besaßen, gänzlich, und

begnügte sich, das lebendig Vorhandene, das Schauspiel, auf sich einwirken zu lassen, und im übrigen mit dem großen Strome zu schwimmen. Racine wurde, wie er sagte, sein Abgott, und so sehr hatte das französische Wesen in ihm Wurzel geschlagen, daß auch Friedrich der Große zurücktreten und dem französischen Marschall Broglio weichen mußte. So wurde Deutschlands Zerrissenheit auch ein Fluch für die Jugend unseres größten Dichters; nur seine herrliche Natur, seine hohe Begabung, sein entschiedener Beruf zur Kunst verhütete, daß die fremdländischen Schmarotzerpflanzen nicht den ganzen edlen Stamm überwucherten; aber die Spuren jener Einwirkung und ihre Folgen hat er sein ganzes Leben lang getragen.

Der Wunsch des Rathes Göthe, den lästigen Gast aus seinem Hause los zu werden, sollte endlich auch in Erfüllung gehen. Etwa im Anfange des Jahres 1761 wurde Graf Thorane umquartiert, und das Göthe'sche Haus blieb fortan von Einquartierung verschont.

Die Ruhe, welche nun wiederkehrte, wirkte auf alle wohlthätig. Der Rath Göthe gewann allmälig seine Heiterkeit wieder, die gewohnten Beschäftigungen wurden von neuem aufgenommen, der Unterricht der Kinder füllte die Zeit wie früher aus. Um gegen jede neue Einquartierung überhaupt geschützt zu sein, hatte man in die von dem Grafen Thorane bislang besetzte Wohnung als Miethsleute eine befreundete Familie, den Kanzleidirektor Moritz mit den Seinigen eingenommen. Der Bruder desselben, ein Legazionsrath Moritz, ein feiner und gewandter Mann, verkehrte viel mit der Göthe'schen Familie; es war ihm ein Vergnügen, Wolfgang's mathematische Studien zu fördern. Von besonderer Wichtigkeit schien dem Rath Göthe das Zeichnen zu sein. Er selbst hatte diese Kunst nie geübt, aber er hielt es für angemessen, seinen Kindern zu zeigen, daß man in jedem Lebensalter durch unermüdlichen Fleiß selbst bedeutende Schwierigkeiten besiegen könne. Er begann deshalb selber zu zeichnen, und ließ nicht nach, bis er eine ziemlich ansehnliche Sammlung eines italienischen Meisters Stück für Stück aufs genaueste wiedergegeben hatte. Wolfgang und seine Schwester Kornelia wurden täglich eine Stunde lang durch einen Zeichenlehrer beschäftigt, für den die Zeichenkunst nichts war, als die Fertigkeit, gewisse Striche gewandt nachzuahmen und aus ihnen sowohl Köpfe als Landschaften zusammen zu setzen. Wolfgang hatte, wie er selbst später aussprach, keine natürliche Anlage zum Zeichnen; bei seiner großen Vorliebe zu den bildenden Künsten hat er auch später noch manche Stunde dem Zeichnen gewidmet, bis er es endlich ganz aufgab. Auch Musikunterricht erhielten die Geschwister, aber hier zeigte Wolfgang noch weniger Begabung als beim Zeichnen, und die Stunden wurden, wie es scheint, bald wieder aufgegeben. In seinen Studentenjahren hat Göthe auch einmal vorübergehend das Violoncell zu spielen versucht. Doch blieb er stets ein Freund der Musik, die besonders in seinen letzten Lebensjahren eine große Anziehungskraft für ihn hatte; nur liebte er einfache, leicht verständliche Weisen mehr als tiefsinnige Tonstücke.

Nur geistesträge Knaben begnügen sich, sobald sie über die Elementargegenstände hinaus sind, mit dem, was von ihnen gefordert wird; der einmal angeregte Geist strebt weiter, und dieses Streben zeigt sich bei weniger thatkräftigen

Naturen in mancherlei Spielereien, während es den ernsten, nachhaltigen Fleiß antreibt, Gebiete zu betreten, welche er sich erst selbst erschließen muß. Die Vorliebe für Naturwissenschaften, denen Göthe später so viel Zeit widmete, zeigte sich schon früh in der Neigung, Blumen zu zerpflücken und Vögel zu berupfen, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch und die Federn in den Flügel gefügt waren. Versuche mit einem Magnetstein gewährten viel Vergnügen, auch eine Elektrisirmaschine zusammenzusetzen wurde, wiewohl vergeblich, versucht. Auch auf diesem Felde fehlte eine strenge und gründliche Unterweisung und von Wolfgang's Seite der ausdauernde Fleiß. In späteren Jahren bekundete Göthe jedoch durch seine osteologischen und botanischen Entdeckungen und durch seine Farbenlehre, daß ein anhaltendes Studium ihn auch zu einem großen Naturforscher würde haben machen können. Wenig angenehm war es dem Knaben, als sein Vater anfing, die Seidenzucht durch seine Kinder in seinem Hause betreiben zu lassen; die Gefräßigkeit der Raupen, für welche fast nicht genug Blätter beschafft werden konnten, wurde den Kindern lästig, und die Unreinlichkeit sowie der unangenehme Geruch in dem Raupenzimmer gereichte ihnen zu großem Widerwillen.

Es gehört zur Natur des Dilettanten, sich mit möglichst vielen Sachen zu beschäftigen. Auch Göthe's Vater ließ nicht leicht eine Gelegenheit, etwas neues zu lernen, vorübergehen. Als sich ein durchreisender englischer Sprachmeister meldete, wurden seine Dienste sogleich in Anspruch genommen. Binnen vier Wochen wollte der Lehrer einen jeden, der nicht ganz roh in Sprachen sei, so weit bringen, daß er sich bei einigem Fleiße selber weiterhelfen könne. Er löste sein Versprechen zur Zufriedenheit der Göthe'schen Familie; aber bei aller Treue und Begabung des Lehrers und allem Fleiße seiner Schüler konnte doch auch diese neue Beschäftigung nur Stückwerk bleiben. Um aber in der Reihe der Sprachen auch nicht eine von den einigermaßen zugänglichen fehlen zu lassen, so nahm Wolfgang bei dem Rektor des Frankfurter Gymnasiums Privatstunden im Hebräischen; er hatte hauptsächlich die Absicht dabei, das sogenannte Judendeutsch, mit dem er sich seit einiger Zeit beschäftigt hatte, genauer kennen zu lernen. Das Hebräische, welches die heutigen Juden sprechen und schreiben, ist kein reines Hebräisch, sondern ein Mischmasch von Worten sehr verschiedener Sprachen, welches in Frankreich eine entschieden französische, in Polen und Rußland eine polnisch-russische Färbung zeigt, und so in jedem Lande. Oft bedienen sich auch die Juden der hebräischen Schriftzeichen zur Darstellung von Wörtern einer andern Sprache; so sieht man z. B. in den deutschen Ostseeprovinzen vielfach Kaufmannsschilder mit deutschen Firmen in hebräischen Lettern beschrieben. In einigen Gegenden Deutschlands haben die Karaktere dieser Judenschrift sich sehr verändert; die Inschriften auf den Grabsteinen der Juden an der holländischen Grenze würde kein ostpreußischer Jude lesen können. Auch das Judenhebräisch ist schon im Mittelalter mehr ein Judendeutsch mit besondern Dialekten geworden, welches jedoch in der Schrift stets mit hebräischen Lettern dargestellt zu werden pflegt. Dieses Frankfurter Judendeutsch war es, welches Wolfgang zu erlernen begierig war, und dabei sollte ihm das eigentliche Hebräische Hülfe leisten. Doch blieb auch dieser Unterricht ebenso wie manches andere nur eine

geistige Spielerei, welche nicht gerade nutzlos war, aber zu keinem wesentlichen Ziele führte.

Diese Neigung, einer so unwesentlichen Sache, wie das Judendeutsch es war, Fleiß zuzuwenden, könnte auffallend erscheinen, wenn die Erklärung nicht in dem Zuge zu dem Geheimnißvollen läge, welchem wir bei Göthe so oft begegnen, und zwar zu allen Zeiten seines Lebens, am meisten im Greisenalter. Wir erinnern an das Knabenmährchen „Der neue Paris," an die „Erzählungen deutscher Ausgewanderter," und besonders an den zweiten Theil des Faust. Der Zug zu dem Geheimnißvollen lag in Göthe's Natur, und erhielt schon in früher Jugend reiche Nahrung durch die fantastischen Mährchen seiner Mutter. In seinen poetischen Werken hat er viel Unheil angerichtet; am freiesten ist Göthe davon in den vollendeten Werken seines reifen Mannesalters.

Es bekundet ebensowohl den angeborenen Kunsttrieb, als den Dilettantismus seiner ganzen Studienweise, wenn Wolfgang, um die spröden Materien der ihm langweiligen Grammatik gefügiger zu machen, auf den Gedanken kam, sieben Geschwister einander, jeder in einer anderen Sprache, ihre Erlebnisse in Briefen mittheilen zu lassen; auch die Geografie in diese Briefe mit einzuschließen, war eine leichte Sache und durch das Ganze wurde nicht allein Wolfgang als Verfasser ergötzt und unterhalten, sondern auch der Vater befriedigt.

„Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat." Diese Worte Göthe's könnte man seiner Lebensbeschreibung als Wahrspruch vorsetzen, so oft findet sich für sie eine passende Anwendung. Auch an dieser Stelle sollten die fremdartigen Studien ihn zu jenem Gebiete leiten, welches die Natur ihm zu eigen gegeben hatte, zur Kunst. In lebendigen Farben stieg vor seinem Geiste das Bild jenes vielgenannten Landes empor, welches der Schauplatz der jüdischen Geschichte war, und die Gestalten der Erzväter und ihrer Genossen wandelten wie im Leben vor seinen Augen; er fühlte das Verlangen in sich, in dichterischer Form wiederzugeben, was ihn bewegte. Die biblischen Epen waren durch Klopstock's Messias und Bodmer's Dichtungen ja so landläufig geworden, und die Geschichte Josef's hatte Wolfgang bereits seit einiger Zeit mit besonderm Interesse angeschaut. Der rechte Augenblick war nun gekommen, und er säumte nicht, dem Schreiber seines Vaters sofort ein großes prosaisch-episches Gedicht, Josef, zu diktiren, welches einen Quartband vollständig ausfüllte. Unter mehreren geistigen Oden, welche der Knabe nach dem Vorgange Elias Schlegel's niederschrieb, fand eine zur Feier der Höllenfahrt Kristi geschriebene vielen Beifall. Sie wurde im Anfange des Jahres 1766 in den „Sichtbaren", einer damals in Frankfurt erscheinenden Zeitschrift, abgedruckt, und später von Göthe selbst mit in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen; diese Ode ist das älteste von Göthe erhaltene Gedicht.

Das Feld der biblischen Studien wurde noch mehr angebaut. Als Senior des geistlichen Ministeriums war nach Frankfurt im Sommer 1761 der Professor der Theologie Jakob Plitt aus Marburg berufen worden, dessen Predigten, die meist lehrhafter Natur waren, in der Gemeinde vielfach Stoff zur

Unterhaltung, für oder wider, lieferten. Wolfgang beschloß, die Predigten in der Kirche nachzuschreiben und zu Hause genau auszuarbeiten. Anfänglich betrieb er dies neue Unternehmen mit solchem Eifer, daß er seinem Vater zu dessen großer Zufriedenheit die fertig niedergeschriebene Predigt noch vor Tisch überreichen konnte, aber nach wenigen Monaten sank die Lust bedeutend, und nur der Einfluß des Vaters vermochte ihn, bis zum Schlusse des Kirchenjahres auszuhalten.

Weil der Rath Göthe seinen Sohn für die juristische Laufbahn bestimmt hatte, so wollte er auch hierfür die Vorstudien beginnen. Wolfgang mußte einen juristischen Katechismus auswendig lernen und sogar das Korpus Juris studiren, — mit welchem Nutzen, kann jeder sich leicht selber sagen. Da es die Mode so mit sich brachte, wurde nun auch der Unterricht im Reiten und Fechten begonnen. Letzteres sollte Wolfgang bei einem Franzosen lernen, der indeß mehr Tanzmeister als Fechtmeister gewesen zu sein scheint. Ein ernster deutscher Fechtmeister hatte nachher viel Mühe, Wolfgang von den lächerlichen Manieren, die der Franzose ihm beigebracht, wieder zu befreien. Noch schlimmer ging es auf der Reitbahn; die übertrieben strenge militärische Zucht behagte dem Knaben durchaus nicht, das dumpfe, modrige Lokal widerte ihn an, der Spott und das Gelächter der Mitlernenden über kleine Versehen verletzten ihn, und der Unterricht brachte wenig Frucht. Später ist Göthe jedoch ein verwegener und ausdauernder Reiter geworden, wochenlang blieb er zuweilen zu Pferde, und ließ es auch an Parforceritten nicht fehlen.

Das Lebensalter, in dem Göthe jetzt stand, brachte es mit sich, daß er in seiner Vaterstadt nicht mehr allein nach den ansehnlichsten Gebäuden schaute und die auffallendsten Gebräuche neugierig ansah, sondern es trieb ihn, die Geschichte zu fragen, warum denn alles so geworden sei, und was bei allen Veränderungen gewonnen oder verloren war. Seines Vaters Bücherſammlung enthielt mehrere Jahrbücher der Stadt Frankfurt, in welchen er durch aufmerksames Nachlesen befriedigende Antworten auf die Fragen erhalten konnte, zu welchen so mancher wunderliche Ueberrest aus vergangenen Zeiten ihn aufforderte. Im Jahre 1616 hatte ein Aufruhr in der Stadt getobt, ein Mann Namens Fettmilch hatte eine Anzahl Genossen, die ebenso unzufrieden als ihr Anführer waren, zu Widersetzlichkeiten und Plünderung veranlaßt, und hatte schließlich das Schicksal aller derer getheilt, welche im Mittelalter es sich einfallen ließen, die Rechte des Menschen gegen die Vorrechte gewisser Kasten behaupten zu wollen: man hatte ihn enthauptet und seinen Kopf auf eine eiserne Spitze am Brückenthurm gesteckt; doch war sein Tod Veranlassung gewesen, daß viele schreiende Mißbräuche abgestellt wurden. Nun konnte sich Wolfgang beim Anblick des verwitterten Schädels, der allen Einflüssen der Zeit und der Witterung getrotzt hatte, des Gedankens nicht erwehren, daß man jenen unglücklichen Menschen wohl als ein Opfer ansehen dürfe, das einer künftigen bessern Zeit gebracht worden sei.

Einer der interessantesten Theile der Stadt war die Judengasse, in welcher man nach der schmählichen Sitte jener Zeiten ein ohnehin unglückliches, vaterlandloses Volk auf einen engen, dumpfigen Raum deshalb zusammengepfercht hatte, weil seine religiösen Zeremonien nicht mit dem gerade herrschenden Gebrauche

stimmten. Das fremdartige Gewimmel, das Geheimnißvolle in der ganzen Erscheinung war für Wolfgang anziehend genug, und wenn der Schmutz und die Zudringlichkeit der Bewohner der Judengasse ihm auch höchst zuwider war, so bemerkte er doch mit Wohlgefallen die hübschen Judenmädchen, die sich gegen seinen freundlichen Gruß nicht gleichgültig zeigten, und die Zeremonien der Juden kennen zu lernen, suchte er die Vermittlung einflußreicher Persönlichkeiten, durch die er denn auch zu dem erwünschten Ziele gelangte. Aehnlicher Art, wie der Eindruck der düstern Judengasse, welche alle alten Mährchen von gemordeten Kristenkindern wieder grell vor die Erinnerung zauberte, waren die Stimmungen, in welche die Störungen der bürgerlichen Ruhe versetzten, ein Brand, ein großes Verbrechen, und die grausamen Strafvollziehungen, welche gewöhnlich darauf folgten; besonders schauerlich war dem Knaben die öffentliche Verbrennung eines Buches.

Für den künftigen Dichter war es in hohem Grade fördernd, daß der Rath Göthe seinen Sohn schon früh daran gewöhnte, kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Auch in Frankfurt gaben die Handwerker damaliger Zeit ihren Kunden Stoff zur Unterhaltung durch die Gewohnheit, ihre Erzeugnisse gewöhnlich erst nach dem versprochenen Termine abzuliefern. Der Rath Göthe benutzte seinen Wolfgang nun zum Mahnen, und auf diese Weise gelangte der Knabe öfter in die Werkstätten der Handwerker, wo er mit Interesse den mannigfachen Arbeiten zusah und Zeuge der Lebensart und Denkweise eines Standes wurde, der sonst sehr fern von ihm lag. Das herrliche Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" zeigt die unmittelbare Einwirkung dieser Besuche, welche seine Theilnahme auch für das gewerbliche Leben im Großen rege machten. Gern besuchte Wolfgang eine Wachstuchfabrik, welche in Höfen und Gärten ihre Erzeugnisse von dem einfachsten bis zum kunstvollsten darstellte. In der Nähe dieser Fabrik lag ein großer Baumgarten, welcher dem Rath Göthe gehörte, und vor einem andern Thore besaß er einen gut unterhaltenen Weinberg, in welchem zwischen den Rebenreihen auch Spargelbeete einen Platz gefunden hatten. Wolfgang besuchte wie alle Knaben, diese Gärten gern, und dadurch wurden ihm auch die Gartengeschäfte geläufig, welche mit der fröhlichen Weinlese jedes Jahr einen poetischen Abschluß erhielten.

Begabte Knaben verkehren gern mit Erwachsenen, und wissen auf leichte Weise Bekanntschaften auch mit denen anzuknüpfen, welche sich abzusondern lieben; da diese Verhältnisse sich von beiden Seiten stets nur auf gleiche Neigungen gründen, so pflegen sie für den jüngeren Theil von nachhaltigem Einfluß zu sein. Auch Göthe hatte sich eine Reihe solcher älterer Freunde erworben, und was uns dabei der Aufmerksamkeit besonders werth erscheint, ist der Umstand, daß schon hier die persönliche Liebenswürdigkeit Göthe's, die er, wenn er wollte, in so hohem Grade zeigen konnte, bedeutsam hervortritt; denn einige seiner Gönner waren einsame Naturen, die von der Welt tief verwundet waren und aller Berührung mit ihr entsagt hatten. Leuten dieser Art ist meist ein sehr zartes Gefühl für die Aufrichtigkeit der Gesinnungen derer eigen, welche sich ihnen nähern, und es ist ein schönes Zeugniß für Wolfgang's Karakter, daß einige dieser

Einsamen ihm als ihrem Vertrauten ihr Herz ausschütteten und auf diese Weise Erleichterung fanden.

Zu diesen Persönlichkeiten gehörte ein Herr von Reineck, dem seine einzige Tochter durch einen Freund seines Hauses entführt worden war. Die Undankbarkeit des Kindes und des Freundes hatten sein ganzes Leben vergiftet, er zog sich ganz in sein Haus und einen daranstoßenden Garten zurück und lebte in einem weiten, traurigen Zimmer, welches keine Spur einer freundlich ordnenden Hand zeigte. Wolfgang sah diesen Mann, den er eben so brav als unglücklich nennt, niemals lächeln, doch gelang es ihm, ihn zu einigen Spazierfahrten zu bewegen und seine Einsamkeit weniger abschließend zu machen.

Ein Hofrath Huisgen, ein vortrefflicher Jurist, sonderte sich eben so sehr ab, und verhehlte eine große Verachtung gegen die Menschen nicht. Sein Lieblingsbuch war eine satirische Schrift des Agrippa von Nettesheim De incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium, über die Unverläßlichkeit und den Unwerth aller Wissenschaften und Künste. Wolfgang's heitere Lebensansicht wurde indeß nur auf kurze Zeit durch diese Einflüsse ins Schwanken gebracht.

Viel erfahren und ganz besonders in Staatsgeschäften wohl bewandert war ein Herr von Olenschlager, der eine Erläuterung der goldnen Bulle schrieb und bei dieser Gelegenheit seinem jungen Freunde viel Interessantes mitzutheilen wußte. Er zeigte viel Anmuth im Umgange und wünschte dieselbe auch seinen Söhnen und deren Freunden mitzutheilen. Auf seine Veranlassung führten die jungen Leute von Zeit zu Zeit ein Schauspiel auf, unter andern den Kanut von Schlegel, in welchem Wolfgang den König, und den Brittanikus, in welchem er den Nero spielte. So vereinigte sich in diesem Hause für die Jugend das Angenehme mit dem Nützlichen.

Es ist hier eine passende Gelegenheit, auch einer ältern Freundin zu erwähnen, deren Name uns noch öfter begegnen wird, es war Susanna Katharina von Klettenberg, der Göthe später in den Bekenntnissen einer schönen Seele ein Denkmal setzte. Sie gehörte einer der ersten patrizischen Familien Frankfurts an und war mit der Frau Rath verwandt, so daß ein freundschaftlicher Verkehr sich für Wolfgang bald vermittelte. Fräulein von Klettenberg hatte eine frohe und bildungsreiche Jugend verlebt, in ihren reiferen Jahren hatte sie das Unglück, beständig zu kränkeln, und nun hing sie, um mit Gervinus zu reden, wie so viele Frauen aus Krankheit pietistischen und herrnhutischen Ansichten nach und suchte nach Universalmitteln für die Leiden ihres Körpers und ihrer Seele. In Göthe suchte sie die pietistischen Gefühle zu erregen und zu nähren, und nach des Dichters eigenem Zeugnisse*) regte sie ihn zu dem bereits erwähnten Gedichte über die Höllenfahrt Kristi an. Wir werden von ihr später ausführlicher reden.

So waren es die verschiedensten Einflüsse, unter denen Wolfgang heranwuchs; jeder seiner Gönner suchte ihn für seine Ansichten zu gewinnen, und trachtete in ihm sein moralisches Ebenbild herzustellen. Doch wenn der Knabe

*) Vergl. Kurz, a. a. O. I., 110.

auch, nach der Unmittelbarkeit dieser oder jener Einwirkung, sich zu Zeiten mehr auf diese oder jene Seite neigte, so wurde doch immer wieder sein eigenes Wort an ihm wahr, daß der Mensch von allen Abschweifungen stets auf den Weg zurückkehren muß, den die Natur ihm vorgezeichnet hat. Schon in jenen jungen Jahren trug Göthe in sich das feste Bewußtsein, das süßeste Glück, welches seine Wünsche erstrebten, sei für ihn der Kranz des Dichters, und was er auch alles in seinem vielbewegten Leben getrieben hat, sein eigentlicher Beruf war der des Dichters, und nur für diesen Beruf hat sein Herz stets mit Wärme geschlagen.

Ebenso wenig wie die menschenfeindlichen Anweisungen des Hofrathes Huisgen wirkten auf den Knaben die pietistischen Rezepte des Fräuleins von Klettenberg, denn wenn von dieser religiösen Richtung sich irgend etwas in Göthe's Seele festgesetzt hätte, so müßten die Spuren davon bei seiner Konfirmazion, die in diese Zeit, Ostern 1763, fällt, zu Tage getreten sein. In herkömmlicher Weise bestand die Vorbereitung auf diese so hochwichtige Handlung der Konfirmazion auch bei Wolfgang nur in massenweisem Auswendiglernen schnell vergessener Sachen, und ebenso war die Prüfung nichts andres als ein Frage- und Antwortspiel nach feststehenden Formeln; die ganze Handlung war so leer und inhaltlos, daß Wolfgang selbst diese Leerheit lebhaft in sich fühlte. Als er mit seinen Eltern am folgenden Tage zum Abendmahl ging, konnte er das Gefühl nicht los werden, daß er als ein nicht genugsam Vorbereiteter erscheine, und der Spruch, daß, wer das Sakrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, machte einen tiefen Eindruck auf ihn und quälte ihn noch lange nachher. Eine glückliche Gelegenheit, um den reich begabten Knaben einen tiefen und wirkungsvollen Blick in sein Inneres und in die große, weite, tiefe Welt des Menschengeistes und des Menschenlebens thun zu lassen, war ungenutzt vorüber gegangen.

Doch es ist kein leeres Wort, daß der gute Mensch in seinem dunklen Drange auch ohne selbstbewußte Lehre und wohlüberlegten Vorsatz sich des rechten Weges wohl bewußt ist; an Göthe sollte dieses Wort seines Tasso schon in der nächsten Zeit zur vollen Wahrheit werden; in einem Irrgarten, in welchem mancher andere verkommen wäre, wurde dieser dunkle Drang ihm ein leuchtender Leitstern, und die poetische Begeisterung für alles Edle und Schöne hob ihn sicherer über gefährliche Abgründe weg, als die erbaulichste Moralpredigt es je gekonnt hätte.

Auch in den höheren Ständen wählt die unverdorbene Jugend, in deren Seele der Standesdünkel sich noch nicht eingefressen hat, ihre Gespielen nie nach äußeren Umständen, sondern nur nach Neigung. Göthe verkehrte seit Jahren gern mit einem Knaben niedrigern Standes, der stets zu ihm gehalten hatte, und in allen Streitigkeiten Wolfgang's getreuer Knappe gewesen war; er nennt diesen Knaben Pylades. Nach der Konfirmazion wurde der Umgang fortgesetzt, Wolfgang theilte dem Freunde gern seine Gedichte mit, und wurde eines Tages von ihm überredet, einen Liebesbrief in Versen aufzusetzen, dessen Pylades und eine Schaar lustiger Genossen sich bediente, um ihn einem albernen jungen Manne zuzustecken und demselben weiszumachen, eine angebetete Schöne habe ihn geschrieben. Auf diese Weise wurde Göthe mit den Genossen des Pylades

bekannt. Sie waren junge Leute aus den niederen Ständen, denen eine gute Gabe Mutterwitz und etwas Strebsamkeit die Hebel geworden waren, um sich zur Theilnahme an Geschäften aufzuschwingen, die sonst über ihrem Wirkungskreise standen, sie machten Abschriften, entwarfen kleinere Geschäftsaufsätze und ließen sich in guten und schlimmen Aufträgen als Vermittler brauchen. Solche Leute, aus denen die Zahl der sogenannten Winkeladvokaten sich ergänzt, sind oft sehr gefährliche Personen; der Erwerb ist ihnen meist der einzige Beweggrund ihrer Handlungen, und da die schmutzigsten Geschäfte stets am theuersten bezahlt werden, so gewöhnen sich jene Leute immer mehr, bei ihren Handlungen die Forderungen der Moral außer Augen zu setzen. Genau in diesem Falle befanden sich die Genossen des Pylades, einige von ihnen hatten wie es in der Folge sich herausstellte, Dokumentenfälschung im Großen betrieben. Die Genossen hatten einige Häuser, in denen sie zu verkehren pflegten, und Göthe, der von dem eigentlichen Treiben dieser Leute nicht die geringste Ahnung hatte, folgte ihnen einst in eins dieser Gasthäuser. Es war das erstemal, daß Wolfgang mit ihnen in nähere Berührung kam, und ihre Unterhaltung sagte ihm so wenig zu, daß dieser Besuch gewiß auch der letzte gewesen wäre. Doch unter den Schlacken sollte er eine Perle finden, die ihn vergessen machte, wo er sie fand. In jenen Umgebungen ward das Herz des Jünglings zu seiner ersten Liebe entflammt.

Erste Liebe! Heiliges Gefühl, welches nichts Irdisches, nichts Gemeines kennt, welches die junge Seele zu einer Höhe trägt, welche sie nicht einmal in ihren Träumen ahnte, den Du beseelst, der wandelt selbst auf schwindelndem Pfade sicher einher, und ein Engel verhüllt seine Augen gegen alle Versuchung, die ihm naht, er schreitet an ihr vorüber, ohne zu wissen, welche Gefahr ihm drohte.

An jenem Abende trat in das Zimmer, in welchem auch Göthe saß, ein Mädchen, dessen Schönheit auf den Jüngling den tiefsten Eindruck machte. Von den stillen, treuen Augen und dem lieblichen Munde wurden seine Gedanken so sehr gefesselt, daß die Gestalt Gretchens ihn fortan auf allen Wegen und Stegen verfolgte. Ihr zu Liebe ging er in die Kirche, und während des langen Gottesdienstes war sie seine liebe Augenweide. In der Schüchternheit, welche stets eine Begleiterin der ersten Neigung ist, wagte er nicht, sie anzureden, aber ihr flüchtiger Gruß machte ihn selig, und als Pylades mit der Bitte um ein neues Gedicht an ihn herantrat, folgte er mit Freuden in das Haus, wo er Gretchen wiederzufinden hoffen durfte. Sie war ein armes Mädchen, die Wirthin des Gasthauses war ihre Verwandte, und wenn die Wirthsleute selber auch in gutem Rufe standen und nichts Böses vornahmen, so ging unter ihren Augen und in ihrem Hause wohl manches vor, was nicht immer das Rechte war. Gretchen stand diesen Verhältnissen in fleckenloser Reinheit gegenüber, sie war freundlich gegen jedermann, auch gegen die Gäste, und ihr ganzes Benehmen zeigte gewinnende Anmuth, doch duldete sie nicht die geringste Vertraulichkeit, selbst nicht von dem Jünglinge, dessen aufflammende Neigung sie doch schon in den ersten Tagen erkannte. Auch sein reines Herz und sein edles Streben blieb ihr nicht verborgen, und in einer Stunde, als der Zufall sie beide ohne Zeugen ließ, machte sie ihm freundliche Vorwürfe über den voreiligen Leichtsinn, mit dem sich der Sohn eines angesehenen Hauses in den Dienst nicht ganz tadelloser

Gesellen begeben, aus deren Verkehr ihm manche Unannehmlichkeit erwachsen könne. Um ihren Worten größern Nachdruck zu geben, lehnte sie des Jünglings stürmische Liebeserklärung nicht ganz ab; in überglücklicher Stimmung verließ Wolfgang das Haus, und ließ sich künftig nur noch zu Hochzeitgedichten und ähnlichen Gelegenheitsreimereien bewegen. Die jungen Leute wußten diese poetischen Ergüsse des verliebten Genossen gut zu verwerthen, und von dem Ertrage derselben wurden die Kosten für die geselligen Zusammenkünfte bestritten, an denen auch Gretchen theilnahm.

Der Jüngling sah sein Mädchen nun öfter, und so sehr fühlte er sich von ihr und von allem was sie umgab angezogen, daß er einst seine Lage als Sohn begüterter Eltern ganz vergessen und ihr gegenüber einen poetischen Traum ausmalen konnte, wie er, nur seiner eigenen Kraft vertrauend, sich die Mittel zur Gründung seines eigenen Heerdes zu erwerben gedächte; Gretchen hörte zu und vernahm lächelnd die Beschreibung der zukünftigen Gattin, in der sie ihr eigenes Bild nicht verkennen konnte. Fast täglich kam Göthe nun in das Haus, wo Gretchen wohnte, er fand sie auch einmal in dem Geschäfte einer Putzmacherin, wo sie in den Morgenstunden zu arbeiten pflegte.

Während der Jüngling, der einst der größte Dichter Deutschlands werden sollte, das anmuthige Gretchen auf den Thron seines Herzens gehoben und ihr als Herrscherin in diesem Gebiet die Krone der Kaiserin und Königin auf das liebliche Haupt gedrückt hatte, war es inzwischen in der großen Welt entschieden worden, daß Josef der Zweite zum römischen Kaiser gekrönt werden solle. Die Feierlichkeit fand im Frühjahr 1764 statt, und der Rath Göthe, der seinem Sohne das Verständniß für dieses seltene Schauspiel so ausreichend als möglich verschaffen wollte, beschloß, mit ihm alles durchzugehen, was die beiden letzten Kaiserkrönungen vorbereitet und bedingt hatte. Bei den aufgeschlagenen Diarien saßen Vater und Sohn nun manchen Tag, und in Wolfgang's Geiste entwickelte sich ein genaues Bild jener monströsen Feierlichkeit, die durch tausendfache, mit kindischer Wichtigkeit abgewogene Förmlichkeiten den Umstand überdecken wollte, daß alles Gepränge nur einem eingebildeten Zwecke diente. Für jemand, der so wie Göthe mit allen den erbärmlichen Kleinlichkeiten und Rechthabereien genau bekannt wurde, in deren Entwickelung jeder bei der Krönung Betheiligte den höchsten Werth und die eigentliche Bedeutung des ganzen Herganges zu legen schien, konnte eine solche römische Kaiserkrönung unmöglich patriotische Gefühle anregen, und es ist sehr natürlich, wenn Göthe seine umständliche Beschreibung des ganzen Festes fast nur auf die Aeußerlichkeiten beschränkt, und, nachdem er den Krönungszug dargestellt, spottend mit den Worten schließt: „Daß unsere Stadtgrenadierkompagnie das Ende deckte, däuchte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutsche und als Frankfurter von diesem Ehrentage doppelt und höchlich erbaut."

Für den Jüngling hatten die Studien zum Verständniß der Krönung nur deshalb Werth, weil er nun im Stande war, seiner Geliebten zur Befriedigung ihres ungeheuchelten Interesses und ihrer lieblichen Neugier die vollständigste Auskunft zu geben, und das Fest selber war ihm vorzugsweise darum ein willkommenes, weil er im Gewühl und im Gewoge der Menschenmassen ungekannt und

ungestört an der Seite Gretchens umherschweifen konnte. Eines Abends hatte er bis in die Nacht hinein in einer kleinen Gesellschaft bei dem lieben Mädchen gesessen, und sich bemüht, sie so genau als möglich auf jeden Genuß vorzubereiten. Nur fand er, daß er den Hausschlüssel vergessen hatte, und ohne großes Aufsehen konnte er nicht in sein väterliches Haus gelangen, da Mitternacht bereits vorüber war. Man beschloß, die Nacht beisammen zu bleiben, und setzte die Unterhaltung auch noch eine Zeitlang munter fort. Allmälig aber verstummte ein Mund nach dem andern, immer weiter breitete der mohnbekränzte Gott seine Herrschaft aus, zuletzt wachte nur noch Wolfgang und Gretchen, die beide in traulichem Geplauder in der Fensterecke saßen, bis endlich auch Gretchen ihr Haupt an des Jünglings Schulter lehnte und entschlummerte. So saß er allein nun wachend unter den Schläfern, Wirklichkeit und Traum flossen ineinander, als er wieder zu sich kam, war es heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurecht, und als der Jüngling nun schied, drückte sie ihm herzlich die Hand.

Der 3. April war der Tag der Krönung. Wolfgang als Enkel des ersten Bürgermeisters fand zu den besten Plätzen Zutritt und konnte alles, was der Tag an seltener Augenweide bot, ungehindert betrachten. Vieles Großartige zog an seinen Blicken vorüber, doch war der Glanzpunkt des Tages für ihn der Abend, an dem er an Gretchens Seite die stattliche Beleuchtung beschaute, und im vollen Gefühl seiner Liebe in den glücklichen Gefilden zu wandeln glaubte, in denen das Menschenherz keinen Wunsch mehr kennt. Als er in später Stunde Gretchen bis an die Thür ihrer Wohnung begleitete, küßte sie ihn auf die Stirn. Der Jüngling mochte nicht ahnen, daß dieses holde Zeichen ihrer Gunst zugleich den Abschied auf ewig besiegeln sollte; er sah die Geliebte nicht wieder.

Am folgenden Morgen kam seine Mutter zu ihm, als er noch im Bette lag, und verstört und ängstlich forderte sie ihn auf, sich anzukleiden, und sich auf Unangenehmes gefaßt zu machen; es sei herausgekommen, daß er sehr schlechte Gesellschaft besuche und sich in die gefährlichsten Händel verwickelt habe. Der Vater sei außer sich, und in seinem und in der Obrigkeit Auftrage solle der Rath Schneider die ganze Sache untersuchen.

Dieser Freund der Familie trat auch alsbald in Wolfgang's Zimmer und begann sein Verhör. Anfangs schien er selbst zu glauben, der Jüngling habe an den Dokumentenfälschungen seiner Genossen theilgenommen. Als Wolfgang erfuhr, daß die Sache so stand, und als er hörte, daß seine Genossen bereits eingezogen seien, glaubte er ihnen den besten Dienst dadurch zu erweisen, daß er alles, was er wußte, frei erzählte. Doch als er nun alle die unschuldigen Freuden in sein Gedächtniß zurückrief, und die Bilder des holdesten Glückes durch ein gerichtliches Verhör entweihen mußte, da fühlte er mit tiefem Schmerze, daß ein hartes Schicksal den seligen Traum seines Herzens in diesem Augenblicke zerriß; er brach in Thränen aus und überließ sich einer Leidenschaft, welche zu bändigen er nicht die Kraft besaß. Er sah seine Freunde, er sah Gretchen in den unglücklichsten Handel verwickelt, und in der höchsten Aufregung versicherte er dem Hausfreunde, wenn man jene nicht verschonen und die Thorheiten, welche sie etwa begangen, nicht verzeihen wollte, so würde er selbst sich ein Leid anthun.

Der Hausfreund, der nun den wahren Sachverhalt erkannte, beruhigte den Jüngling so gut er konnte, aber mit wenig Erfolg. Als er das Zimmer verlassen hatte, warf Wolfgang sich auf die Erde und benetzte den Fußboden mit seinen Thränen. Es war ihm eine schmerzliche Lust, durch die Vorstellungen einer ungezügelten Fantasie sein Leid noch immer höher zu treiben; vergeblich bemühten seine Mutter und seine Schwester sich, ihn zu beruhigen, die Wunde war zu tief in das weiche Herz des Jünglings gedrungen, sie mußte ausbluten. So war es denn auch vergeblich, daß bereits am folgenden Tage der Vater ihm sagen ließ, ihm sei die Unschuld seines Sohnes nun klar, und ihn auffordern ließ, an den Feierlichkeiten der Krönung mit ihm wieder theilzunehmen. „Nichts," so erzählt Göthe in Dichtung und Wahrheit, „konnte mich aus meiner leidenschaftlichen Einsamkeit hervorrufen. Ich ließ am Dankfeste die Glocken läuten, den Kaiser sich in die Kapuzinerkirche begeben, die Kurfürsten und den Kaiser abreisen, ohne deshalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Kanoniren, so unmäßig es auch sein mochte, regte mich nicht auf, und wie der Pulverdampf sich verzog und der Schall verhallte, so war auch alle diese Herrlichkeit vor meiner Seele weggeschwunden."

Um so mehr hatte der Schmerz und die leidenschaftliche Befürchtung für das Loos der Geliebten nun Platz sich auszubreiten, und die Aufregung war so groß, daß eine körperliche Krankheit sich einstellte. Nun geschah alles, um den Jüngling zu beruhigen, man versicherte ihm auf das bestimmteste, daß seine nächsten Freunde so gut wie schuldlos befunden und mit einem leichten Verweise entlassen worden seien, Gretchen habe sich aus der Stadt entfernt und sei wieder in ihre Heimath gezogen. Aber in dem letzteren Umstande erblickte Wolfgang keine freiwillige Abreise, sondern nur eine schmähliche Verbannung, und sein Zustand erfuhr dadurch keine Verbesserung. Es war ein glücklicher Gedanke, unter diesen Verhältnissen einen Mann ins Haus zu ziehen, den Wolfgang bereits kannte und liebgewonnen hatte. Dieser Mann hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause verwaltet, sein Zögling war auf die Universität gegangen, es stand nichts im Wege, daß er sein Amt bei Wolfgang von neuem begann. Der Jüngling, der ihm vertraute, schüttete sein ganzes Herz gegen ihn aus, und der Hofmeister hielt als verständiger Erzieher es für das beste, Wolfgang mit allen Einzelheiten der Untersuchung bekannt zu machen. Seine Aussage stimmte vollkommen mit dem überein, was man dem Jünglinge bereits früher mitgetheilt hatte. Von Gretchen erzählte der Freund, man habe nur Gutes und Liebes an ihr finden können, so daß die Richter selber ihr gewogen wurden; mit heiterem Gesicht fuhr der Erzieher dann fort: „Als von Ihnen und Ihrem Umgange mit ihr die Rede war, sagte sie ganz freimüthig: Ich kann es nicht läugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe, aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können."

Gegen tiefverwundetes Gefühl gibt es kein wirksameres Heilmittel als den Stolz. Sobald Wolfgang hörte, Gretchen habe ihn für ein Kind erklärt, ja

sogar ihn „als Kind zu den Akten gegeben," da versiegten augenblicklich seine Thränen, sein Selbstbewußtsein empörte sich, und zornig begann er nun, die anmuthige Gestalt alles ihres Liebreizes zu entkleiden, ihre Vertraulichkeiten schienen ihm eigennützige Berechnung, ihre ganze Neigung erheuchelt und eine Frucht der Gefallsucht zu sein. Der Verstand war nun überzeugt und bereit, sie zu verwerfen, aber das Herz, das eigensinnige Herz wollte auf diesem Wege nicht folgen, es verweilte noch immer mit Wonne bei dem geliebten Bilde, und trennte sich eigentlich nie von ihm. Denn zu der lieblichsten Frauengestalt, die Göthe geschaffen, zu dem Gretchen im Faust, begeisterte den Dichter die Erinnerung an die Geliebte seiner Jugend. Der Dichter verewigt durch sein Lied aber nur Erinnerungen, die ein reines Bewußtsein in seinem Geiste lebendig und in seiner Liebe unberührt erhält, und es wäre nicht möglich gewesen, daß Göthe dem Gretchen im Faust eine solche herzbewegende Unschuld und Anmuth hätte leihen können, wenn von seiner Liebe zu dem Gretchen in seiner Vaterstadt nicht die Worte gegolten hätten, mit denen er in Dichtung und Wahrheit die reizende Schilderung dieses Liebesverhältnisses einleitet, indem er sagt: „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen." — Diese neue Welt ging dem Jüngling nicht unter, als Gretchen ihm entrissen wurde, sie lebte in seinem Geiste fort und breitete sich mehr und mehr aus; von ihrem Dasein werden wir bald genug Zeugniß erhalten.

Weil es der Gebrauch so forderte, und weil denn doch irgend etwas begonnen werden mußte, versuchte der Freund mit Wolfgang einen geregelten Unterricht zu beginnen, zumal nun ernstlich an die Vorbereitung für die Universität gedacht werden mußte. Aber der Jüngling war tiefer verwundet, als seine Erzieher dachten, sein Geist lag noch danieder, er hatte nicht die Kraft, seinen Gedanken gewaltsam eine beliebige neue Richtung zu geben und sie darin dauernd festzuhalten; was auch unternommen wurde, nichts wollte schmecken. In solchen Zuständen kann nur das völlig Neue, bisher ganz Fremde einen Reiz, wenn meist auch nur einen flüchtigen, ausüben, aber es ist doch schon eine Wohlthat, wenn nur irgend eine Veranlassung die tastende Hand von der schmerzenden Wunde entfernt. Der ältere Freund hatte in Jena studirt und war durch den Professor Daries *) für das eingehende Studium der Filosofie gewonnen worden. Auf dieses Lieblingsfeld suchte er nun seinen Zögling hinüberzuziehen, doch nur mit geringem Erfolge; von seiner streng systematischen Darstellung schweiften Wolfgang's Gedanken ungeduldig ab, er verlangte nach den Resultaten, die ihm erst als Früchte angestrengten Denkens gewährt werden sollten, und nun behauptete der Zögling, eine abgesonderte Filosofie sei nicht erforderlich, da sie schon in Religion und Poesie vollkommen enthalten sei. Wie irrig diese Ansicht auch ist, so hat Göthe doch sein Leben hindurch an ihr festgehalten. Der Freund wandte

*) Vergl. Bd. II. S. 9.

sich nun zu einem weniger ernsten Zweige des Wissens, der wohl einen Uebergang zu der eben verlassenen Disziplin bilden konnte, nämlich zu der Geschichte der Filosofie. Sie fand etwas mehr Beifall als der dogmatische Vortrag, doch im Grunde hatte auch diese Beschäftigung keinen andern Zweck, als die Zeit auszufüllen.

Von der schönen Jahreszeit gelockt, unternahm der Jüngling mit seinem Freunde öfters Spaziergänge; an den Lustörtern in der nächsten Umgebung Frankfurts wollte es Wolfgang nicht gefallen, überall glaubte er die Augen der Leute auf sich gerichtet, und fürchtete, einem der früheren Genossen zu begegnen. Einige schön belaubte Haine zogen ihn mächtig an, ganz besonders gern weilte er an einem abgelegenen Platze in der Tiefe eines Waldes, wo die ältesten Eichen und Buchen einen Ort beschatteten, der wie geschaffen schien, mit seiner Schönheit ein Trost für ein verwundetes Herz zu werden. Hier fühlte der Jüngling sich wohl und heimisch, das ewig wechselnde und doch immer schöne Leben und Weben der Natur umwob leise die thränenreichen Gestalten seiner Erinnerung mit einem immer dichtern Schleier, der die sengende Gluth ihres Einflusses milderte, ohne den Anblick dieser Gestalten gänzlich dem Herzen zu entziehen, das sie noch nicht entbehren konnte. Um den Verkehr mit der Natur noch inniger zu machen, begann der Jüngling eifrig zu zeichnen, und wenn seine zahlreichen Blätter auch keine besondere Fortschritte aufzuweisen vermochten, so war diese Beschäftigung ihm doch eine Gelegenheit, völlig ungestört seinen Gedanken nachzuhängen, und die Blätter waren ihm lieb, weil er gewohnt war, bei späterer Betrachtung nicht sowohl das zu sehen, was darauf stand, sondern das, was er zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte.

Jede vernünftige Thätigkeit bringt Segen, mag der Grund, aus welchem sie begonnen wurde, auch noch so seltsam sein. Wolfgang's Vater sah es gern, daß sein Sohn eifrig zeichnete, er nahm die meist unfertigen Skizzen zu sich, umzog die Blätter mit Linien, suchte sie in gleiches Format zu bringen und heftete sie zu einer Sammlung zusammen. So bildete sich zwischen Vater und Sohn ein anhaltender Verkehr, welcher das einigermaßen gelockerte Band zwischen beiden wieder fester anzog. Allmälig kehrte auch das Vertrauen wieder zurück, der Vater gab dem Sohne nach und nach vollkommene Freiheit wieder, er fürchtete nicht mehr, ihn in frühere Verhältnisse zurückfallen zu sehen.

Um den Mauern seiner Vaterstadt, in welcher er jüngst so viel Schmerzliches hatte erfahren müssen, zu entfliehen, stellte Göthe mit seinem Begleiter manche Wanderung nach dem Gebirge an, Homburg und Kroneburg wurden besucht, der Feldberg bestiegen, über Wiesbaden und Schwalbach gelangte man an den Rhein, und trat über Mainz den Rückweg an. Eine Anzahl mannigfacher Skizzen war die Frucht der angenehmen kleinen Wanderung.

In dieser Zeit der Verödung gedenkt Göthe in seiner Lebensgeschichte auch dankbar seiner Schwester, mit der er von Jugend auf innig verkehrt hatte und die nun nicht müde wurde, ihn über Gretchens Verlust liebevoll zu trösten. An ihren Bruder hatte Kornelia sich um so enger angeschlossen, als ihr Aeußeres nicht sehr angenehm, und ihr männlicher Geist nur für wenige anziehend war.

Durch Kornelia wurde Wolfgang heimisch in einer muntern Gesellschaft, welche meist aus jungen Leuten bestand, und zuweilen gemeinsame Lustfahrten anstellte, welche jedem hinreichende Gelegenheit boten, seinen Geist und seine geselligen Künste zu zeigen und zum allgemeinen Besten zu verwenden. Göthe verschönte die geselligen Zusammenkünfte öfter durch sein poetisches Talent.

Die meisten Stunden füllte er mit Vorbereitungen zur Universität aus, die er Michaelis 1765 besuchen sollte. Die juristischen Katechismen wurden wiederholt, und außerdem mit vieler Hast und angestrengter Thätigkeit eine Menge der verschiedensten Studien betrieben. Man liebte damals die enzyklopädischen Werke in allen Zweigen des Wissens, und Göthe arbeitete sich durch mehrere derselben hindurch; er empfand dabei selbst, daß er sich durch dieses bunte Allerlei mehr verwirrte als bildete, und um das Labyrinth noch dunkler zu machen, gerieth er gerade zu jener Zeit über das Wörterbuch des Skeptikers Bayle, welches dem reifen Verstande eine höchst energische und wohlthätige Anregung, einem unklar schwärmenden jungen Gemüthe aber Gift ist. Das einzige, worauf größerer Fleiß verwendet wurde, war das Lateinische, aber auch hier fehlte der feste Plan, die Grammatik wurde gänzlich vernachlässigt, die Lektüre allein und flüchtig und in großer Ausdehnung betrieben.

So nahte die Zeit heran, wo Göthe das Vaterhaus verlassen sollte. Nichts machte ihm den Abschied von seiner Heimath schwer, die alten Straßen erinnerten ihn unaufhörlich an das zertretene Glück, die Mauern und Thürme schienen ihm ein Gefängniß zu umschließen. Das Leben innerhalb der Stadt zeigte so manchen wunden Fleck, in der Verwaltung regte so mancher unehrenhafte Beamte seine begehrlichen und bestechlichen Finger, es war nichts, was den Jüngling ansprach, alle Verhältnisse der Gegenwart erschienen ihm düster, und nur die übrige unbekannte Welt stellte sich ihm licht und heiter dar. Der Tag der Abreise wurde sehnlich erwartet, und als er herankam, setzte Göthe sich mit frohen Hoffnungen in den Reisewagen, und ließ die Stadt, die ihn geboren und erzogen, gleichgültig hinter sich. Seine Neigung zog ihn nach Göttingen, aber der ausdrückliche Wille seines Vaters hatte ihm für den Beginn seiner Studien Leipzig vorgeschrieben. Und dahin ging nun seine Reise.

Die Früchte, welche der junge Mann auf der Universität gewinnen soll, reifen an einem Baume, der seine eigentlichen Lebenswurzeln in das Jünglingsalter und in die Knabenzeit erstreckt. Ist in dieser Zeit der junge Baum wohlgepflegt, haben seine Wurzeln in gesundem Boden ein kräftiges Wachsthum und sein Stamm an einer festen Stütze eine unveränderliche Richtung gewonnen, so ist die weitere Sorge um ihn unnütz, und das beste, was ihm nun gewährt werden kann, ist die vollkommenste Freiheit; der gesunde Baum wird seine Zweige stets nur dahin entwickeln, von wo ihm Luft und Licht entgegenströmt.

Die Verhältnisse, unter welchen Göthe die Universität bezog, waren nicht die eben geschilderten; die Einflüsse, welche ihn erzogen hatten, waren vielfach krankhafter Natur. Ihm war freilich für die Universitätszeit ein anderes als das gewöhnliche Ziel gesteckt; sein Vater wollte einen gewiegten Juristen aus ihm machen, er selbst aber fühlte schon ganz sicher in sich, daß die Natur ihn für einen andern Beruf bestimmt hatte, für den höchsten und herrlichsten, der einem

armen Sterblichen zu Theil werden kann, für den Beruf des Künstlers, des Dichters. Nicht sollte er, wie Lessing so tief tragisch sagt, sein Leben in mühevoller Qual um das tägliche Brod erschöpfen, sondern im Dienste der höchsten Ideen der Menschheit, im Dienste des Schönen und des Edlen sollten seine Tage dahinfließen, ein Strom, der durch schattige Wälder voll Gesang, durch blumige Gefilde voll Duft und Sonnenglanz dahinrauscht, in seinem tiefen Schoße spiegelt der Himmel sein ewiges Antlitz, und aus seiner klaren Fluth schöpfen die Völker Freude und Muth und Belehrung.

Aber nicht die Begabung allein macht den Dichter, und hätte die Natur ihm ihre Geschenke auch mit unerschöpflicher Hand zugetheilt. Auch der Dichter muß verarbeiten, was ihm geliehen ward, er muß sich ausbilden als Künstler und als Mensch, denn der größte Künstler ist immer auch der vollendetste Mensch, und wer als Mensch auf einer niedrigen Stufe steht, der wird niemals die höchste Staffel der Kunst gewinnen können. So ergibt sich für uns nun der Standpunkt, von welchem wir eine klare Beurtheilung für das Wesen des Dichterjünglings erlangen können, aus der Frage, was war Göthe als Künstler und als Mensch?

Unstreitig lassen sich in Göthe's Jugend viele Einflüsse erkennen, welche seiner Künstlernatur zur Förderung gereichten. Die dichterisch gefärbten, ahnungsvollen Mährchen seiner Mutter hatten seiner Einbildungskraft einen hohen Flug gegeben, die Neigung seines Vaters zur bildenden Kunst hatte ihn angewiesen, das Schöne im Leben zu erkennen und zu würdigen, die mannigfachen, bedeutungsvollen Gegenstände seiner Umgebung und die Fülle dessen, was er durch Lehre und Lektüre sich angeeignet, hatten seinen Geist ins Weite ausgedehnt. Aber gerade in dieser Ausdehnung lag wieder eine große Gefahr, denn dadurch, daß keiner der Gegenstände völlig erschöpft und in seinem innersten Wesen betrachtet wurde, gewann Göthe auch nicht das Vermögen, in die Tiefe hinabzusteigen und sich alle Bedingungen einer Wesenheit so klar zu machen, daß ihm über den Werth oder den Unwerth dessen, was vor ihm stand, kein Zweifel blieb; und da sein Urtheil schwankte, so war seine Wahl auch nicht immer die richtige. Die Achilleis, die natürliche Tochter, der zweite Theil des Faust sind genug für den bündigsten Beweis. Wäre er nicht ein so großer Künstler gewesen, er hätte zu Grunde gehen müssen in dem Wirrwarr dessen, was in seiner Jugend auf ihn eindrang.

Unheilvoll hatten auch die so unmittelbaren und so lange anhaltenden französischen Einflüsse auf ihn gewirkt, sie hatten seinen Sinn zu dem Leichten, Flüchtigen, Aeußerlichen, zu dem Prunkenden und Gleißenden, zur Selbstgefälligkeit und Selbsttäuschung hingewendet, und wenn aus der Gefahr, in diesem Sumpfe zu versinken, den Jüngling auch seine edle Natur, die treue Sorge seines wackern Vaters und der ernste Geist seines Volkes rettete, so zeigten die französischen Einflüsse sich doch sein ganzes Leben hindurch in einem Mangel an Gründlichkeit und Ausdauer, und in einer gewissen Lüsternheit, die bekannt genug ist. Doch trug dieser Sinn für das Aeußerliche auch wieder dazu bei, die Erscheinungen scharf zu erfassen und sie künstlerisch im Ganzen zu erkennen. Eine Künstlernatur mit diesen Anlagen und diesen Neigungen mußte allen äußern Ein-

flüssen in hohem Grade ausgesetzt sein, und der größte Segen für sie mußte die feste Hand eines besonnenen Lehrers werden, der sich später in Herder so glücklich fand.

Als Mensch stand Göthe zu der Zeit, von der wir jetzt reden, auf einem ähnlichen Standpunkte. Durch die Verwandtschaft mit dem Schultheißen und durch den Verkehr mit so vielen Personen aus den höchsten wie aus den gewöhnlichsten Ständen hatte er eine für seine Jugend ungewöhnliche Einsicht in die menschlichen Verhältnisse sich angeeignet, und wenn seine Menschenkenntniß dadurch sehr erweitert wurde, so mußte die Festigkeit seines Karakters wieder dadurch leiden, denn auf ein bildsames Gemüth bleibt nichts ohne irgend einen Einfluß. Von entschiedenem Nachtheil für seine sittliche Kräftigung war auch die allzu große Nachgiebigkeit seiner Mutter gewesen, zumal da deren Entschuldigungen des Sohnes, dem Vater gegenüber, oft in bedenklicher Weise der Wahrheit nahe traten. Ein tiefer Schnitt in das Lebensmark war die grausame und brutale Weise, mit der sein Verhältniß zu Gretchen zerrissen wurde. Göthe selber sagt, durch Gretchen's Entfernung sei der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen worden, und das ist leider nicht zu viel gesagt, denn an diese Geliebte seiner Jugend schloß den Jüngling nicht allein das erste, volle, mächtige, sich ganz hingebende Gefühl eines weichen, edlen Gemüthes, sondern auch die Gluth dichterischer Begeisterung, die in demselben Gegenstande ihr Ideal fand, in dem das Herz seine süßeste Wonne sah. Wir mögen das Schwanken von einer Neigung zur andern in Göthe's späterm Leben wohl mit milderem Auge betrachten, wenn wir bedenken, wie grausam die erste schöne Blüthe seiner Liebe aus seinem Herzen gerissen wurde.

Wenn den Knaben und den Jüngling nun die wohlgemeinte, aber zerfahrene Erziehungsweise des Vaters zerstreute, und die Schwäche der Mutter und so manche andere Verhältnisse seinen Karakter zu weich erhielten, so hätte Eins ihm eine starke Stütze und ein unbeirrter Führer werden können, nämlich der Anblick und der Einfluß eines großen, mächtigen, festgefügten Staatswesens. Aber wie jammervoll war alles, was auf dieser Seite sich zeigte! Die Erbärmlichkeit des deutschen Lebens in jener Zeit konnte höchstens zur Verachtung, nicht aber zur Erbauung gereichen, und die Gründe für den Umstand, daß die gewaltige Zeit der deutschen Befreiungskriege so gut wie spurlos an Göthe's großem Geiste vorüberging, finden wir in Göthe's Jugendzeit mit riesengroßen Buchstaben geschrieben.

Als Lessing die Universität bezog, stand er in demselben Alter wie Göthe, als dieser nach Leipzig ging. Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Naturen! Und ganz gewiß dankte Lessing seine stolze, unerschütterliche Festigkeit nicht allein seiner glücklichen Anlage, sondern vielleicht in eben so hohem Grade seiner strengen Erziehung. —

Es war für den Zweck unserer Darstellung nothwendig, daß wir diesen allgemeinen Betrachtungen einige Aufmerksamkeit schenkten. Wir kehren nun zu der Erzählung der äußern Lebensschicksale Göthe's zurück. Was der geniale Jüngling erlebt und wonach er strebt, ist für uns nun nicht das Ziel eines juristischen Amtes, sondern wir sehen ihn auf der Laufbahn des Künstlers, getrieben von dem mächtigen Drange in seinem Innern, dem kein Mensch zu

widerstreben vermag, wenn er nicht geistig und körperlich zu Grunde gehen will. Weil dem Jünglinge aber noch jede klare Aussicht und jedes feste Bewußtsein im Reiche der Kunst fehlte, und die damalige deutsche Literatur auch nicht geeignet war, ihm irgend einen Leitstern zu zeigen, so wurde das ganze Leben des Jünglings auf die wogenden Empfindungen seiner Brust eingeschränkt, sein ganzes Leben war nicht ein Leben der That, nicht ein Leben des geistigen Fortschreitens, der Erkenntniß, sondern ein Gefühlsleben, und sowie sein weiches, volles und reiches Herz Befriedigung oder Leere empfand, fühlte er sich in dieser Zeit glücklich oder unglücklich. Den Freund und Lehrer, der ihm die allein richtige Bahn zeigte, sollte er in Leipzig noch nicht finden, denn einen Göthe zu belehren, dazu waren alle, die in Leipzig damals glänzten, viel zu schwach.

Unter den Männern, an welche der Rath Göthe seinem Sohne Empfehlungsschreiben besorgt hatte, suchte der junge Student, der am 19. Oktober 1765 immatrikulirt wurde, zuerst den Hofrath Böhme auf, der als eifriger Jurist in gewaltige Aufregung gerieth, als der Jüngling ihm erklärte, daß er das Studium der Jurisprudenz bei Seite setzen und sich ganz den Alten widmen wollte. Gegen die schönen Wissenschaften hegte Böhme, sowie jeder vorschriftsmäßige Universitätsprofessor, eine gründliche Verachtung, und nicht gerade mit Unrecht, denn für den Jüngling von mäßiger Begabung ist die ausschließliche Pflege der schönen Wissenschaften auf der Universität der Weg zum Abgrunde. Die Vorstellungen Böhme's machten tiefen Eindruck auf Göthe, sein Entschluß erschien ihm gefährlich, und als die Frau Hofräthin Böhme, eine sanfte, kränkliche Frau, ihm auf liebevolle Weise die Bedenken des Weges, den er einzuschlagen vorhatte, in ihrem ganzen Umfange zeigte, da gab der Poet seinen Widerstand auf, und ließ sich geduldig die Zwangsjacke anlegen, in welche ihn der Hofrath nun einschnürte, und mit großer Treue besuchte er die filosofischen und juristischen Vorlesungen, aber auch die literargeschichtlichen Vorträge Gellert's.

Weder das eine noch das andere vermochte ihn dauernd zu fesseln; die mühseligen Operazionen der Logik waren nicht geeignet für einen Jüngling, der aufrichtig genug war zu gestehen, es mache ihm nichts Vergnügen, als was ihn anflöge, und alles, wozu Fleiß gehöre, sei seine Sache nicht. Mit vielem Humor erzählt der Dichter, der auf der Höhe seines Ruhmes stand und die gefährliche Klippe, die ihn damals beben machte, tief unter sich liegen sah, in Dichtung und Wahrheit, daß die Fastnachtskrapfen, welche gerade zu der Stunde in der Nähe des Auditoriums heiß aus der Pfanne kamen, ihn den tiefgegründeten Lehren der Logik abtrünnig gemacht hätten. Mit den juristischen Kollegien ging es nicht besser; die einleitenden Studien waren dem Jünglinge durch den Unterricht seines Vaters längst geläufig geworden, er fand es höchst langweilig, alles, was er seinem Gedächtnisse bereits fest eingeprägt hatte, noch einmal aufzuschreiben, und auf diese Weise wurde sein Fleiß auch hier lahm gelegt.

War der Jüngling seinerseits unzufrieden mit der geistigen Nahrung, die man in Leipzig ihm bot, so hatten dagegen die Damen an ihm wiederum manches auszusetzen. Der Rath Göthe hatte seines Sohnes Garderobe durch seinen Bedienten, der ein Schneider war, anfertigen lassen; sämmtliche Kleidungsstücke hatten leider aber ein wunderliches, ungefüges und veraltetes Aussehen erhalten.

Als nun gar in einem Luſtſpiele auf der Leipziger Bühne ein poetiſcher Dorfjunker in einer ähnlichen Kleidung wie Göthe ſie trug, erſchien, und beſonders ſeines abgeſchmackten Aufzuges wegen belacht wurde, tauſchte Wolfgang kurz entſchloſſen ſeine ſämmtliche Garderobe gegen eine neumodiſche um.

Weniger leicht und bequem war ein anderer Grund des Tadels zu beſeitigen. Göthe zeigte in ſeiner Sprache manche Eigenheiten ſeiner Vaterſtadt, und wählte in ſeiner Darſtellung beſonders gern die kräftigen bilderreichen Ausdrücke, welche dem ſüddeutſchen, ſowie dem plattdeutſchen Dialekte eigen ſind, weil beide nur geſprochen, nicht aber geſchrieben werden. Dieſe ungezwungene Ausdrucksweiſe fand aber bei den Leipzigern durchaus keine Gnade, denn ihnen ſchien damals ſchon der chude ßähkßiſche Dialekt die Spitze ſprachlicher Vollkommenheit zu ſein. Unwillig empfand der Jüngling dieſe ungerechtfertigte Beſchränkung, aber es blieb ihm nichts übrig, als ſich in die herrſchende Sitte zu fügen, denn in Leipzig übte der Student damals ebenſowenig wie heute den Einwohnern gegenüber irgend einen beſtimmenden Einfluß aus. Für den Wohlſtand der Stadt kam das Geld, welches die Studirenden herbeibrachten, nicht eben in Anſchlag, und die gemeſſene, mitunter ſteife Sitte der Leipziger duldete durchaus keine Ueberſchreitungen des guten Tones in größerm Maßſtabe. Für Göthe, der ein kameradſchaftliches Leben auch während ſeiner Jahre in der Vaterſtadt nicht in einer Schule kennen gelernt hatte und ſich nicht in den Geiſt einer ſolchen Körperſchaft zu finden wußte, wäre der Aufenthalt in einer andern Univerſitätsſtadt, wo das ſtudentiſche Leben ſtärker und freier hervortreten konnte, dienlicher geweſen, obwohl Göthe ſelbſt ſich gern in die feineren Formen des Lebens fand, die ihm von Jugend auf geläufig waren. So lange ſie lebte, beſuchte er Abends öfter die Hofräthin Böhme, welche durch freundliche Bemerkungen ſeine geſelligen Talente ausbildete, ihn die gebräuchlichen Kartenſpiele lehrte, und auf ſeinen Geſchmack bedeutenden Einfluß ausübte. Die verwäſſerte Poeſie damaliger Zeit, die Arbeiten eines Gottſched, Gellert, Weiße, hatten bei Göthe immer noch genug oder allzuviel Beifall gefunden. Die Hofräthin Böhme beſaß jenes feine Gefühl für das Bedeutende und Edle, welches oft zu denſelben Zielen führt, wie der kritiſche Verſtand des Mannes; an dasjenige, was ihr junger Gaſt mit Beifall erwähnte, zuweilen auch vortrug, legte ſie den richtenden Maßſtab einer ſchönen Natur und zeigte ihrem Zöglinge, wie ſelten ſich eine Uebereinſtimmung fand, und Göthe konnte nicht umhin, der klugen Frau beizuſtimmen. „So waren mir," erzählt er, „in kurzer Zeit die ſchönen bunten Wieſen in den Gründen des deutſchen Parnaſſes, wo ich ſo gern luſtwandelte, unbarmherzig niedergemäht, und ich ſogar genöthigt, das trocknende Heu ſelbſt mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verſpotten, was mir kurz vorher eine ſo lebendige Freude gemacht hatte. Nachhaltiger und entſcheidender wurden die Folgen dieſer Kritik durch die klaren Auseinanderſetzungen des Profeſſor Morus, den Göthe gern beſuchte. Er hatte dieſen liebenswürdigen Mann in der Mittagsgeſellſchaft bei dem Hofrath Ludwig kennen gelernt, der Mediziner und Botaniker war, und einen Kreis von Lehrern und Studirenden der Naturwiſſenſchaften an ſeiner Tafel vereinigte. Durch die Geſpräche, welche hier geführt wurden, wachte Göthe's Intereſſe für die Naturſtudien, denen er ja ſchon in ſeiner Knabenzeit mit Eifer zugethan geweſen war,

wieder auf. In diesen Stunden hörte er mit Achtung und unbedingter Anerkennung von Männern wie Haller, Linné, Buffon sprechen; ihr Ruhm stand fest, und sich an ihm zu weiden gewährte dem Jüngling, dem man alle seine eigenen Ideale geraubt hatte und der doch nach allem Positiven so durstig war, eine größere Befriedigung, als der Hinblick auf die Pedanten der deutschen Literatur, welche die Langeweile und den Spott der reiferen Naturen unvermeidlich hinter sich herzogen.

Der Umstand, daß alles, was er früher hochgeschätzt und geliebt hatte, ihm selber nun so gering erschien, machte ihn zugleich in hohem Grade mißtrauisch gegen die eigenen dichterischen Erzeugnisse, und eines Tages opferte er alles, was er an poetischen Jugendarbeiten, vollendet oder unvollendet, besaß, den Flammen auf.

Es ist ein rührender Anblick, wie der Jüngling, von dem mächtigen Trieb seiner Künstlernatur angeleitet, immer wieder sich nach einem Anker in dem grundlosen Meere, nach einem Führer in der lichtlosen Dunkelheit umsieht. Unbefriedigt arbeitete er sich durch Gottsched's kritische Dichtkunst, durch die Dichtkunst des Horaz, durch Breitinger's kritische Dichtkunst hindurch, er fand nicht was er suchte; und doch war es ihm hoher, heiliger Ernst, die Regeln der Kunst zu ergründen, um sich sodann von einer Stufe zur andern hinaufschwingen zu können, und dieser Ernst wurde nie laß, wenn alles andere auch bald wieder bei Seite gelegt wurde.

Ein freundlicher Zufall führte unter diesem Ringen und Suchen einen Landsmann Göthe's, seinen nachherigen Schwager Johann Georg Schlosser, nach Leipzig, wo er einige Wochen sich aufhielt. Früher hatte er mit Schlosser in Frankfurt keinen genauern Verkehr gehabt, jetzt fanden sie sich herzlich zusammen, und was Göthe am meisten zu dem um mehrere Jahre ältern Schlosser hinzog das war dessen Sicherheit und Festigkeit, und der regelrechte Gang seiner Studien, der sich in seinen wohlgeordneten Kenntnissen aussprach. Schlosser zeigte dem Freunde einen großen Vorrath von Aufsätzen in verschiedenen Sprachen, die den Jüngling sogleich anreizten, dasselbe zu versuchen; er schrieb Gedichte in fremden Sprachen nieder, die er an seinen Freund Schlosser richtete, und wozu er die Stoffe aus den Gesprächen nahm, die sie zusammen geführt. Schlosser wollte Leipzig nicht verlassen, ohne die Männer von Namen kennen gelernt zu haben. Dadurch wurde auch Göthe genauer mit einigen Männern bekannt, die er vorher nur flüchtig gesehen hatte; unter ihnen war auch der sechs Fuß lange Gottsched in seinem grünen, rothgefütterten Schlafrock.

Während der Zeit seines Aufenthaltes wohnte Schlosser in einem kleinen Gasthause, das im Brühl lag und nicht gerade sehr zahlreichen Verkehr hatte. Der Wirth hieß Schönkopf. Hier speiste eine geschlossene Gesellschaft, in der sich einige Liefländer mit ihren Hofmeistern befanden. Göthe fühlte sich unter ihnen so wohl, daß er nach Schlosser's Abreise bei ihnen blieb; in diesem geselligen Kreise fand er theilnehmende Freunde und manche Anregung und Belehrung. Hier ging ihm auch die Liebe wieder auf, und es schien, als solle ihm ein Ersatz für Gretchen zu Theil werden.

Käthchen Schönkopf, die Tochter des Hauses, war ein hübsches Mädchen, klug und aufgeweckt, heitern Sinnes und von einfachem, liebevollen Gemüthe. Göthe, der sie in seiner Lebensbeschreibung Aennchen nennt, sah sie als Gast des Hauses täglich ohne Hindernisse, was um so leichter war, da in dem Schönkopf'schen Hause sich diejenigen, welche dort überhaupt verkehrten, öfter versammelten, um sich bei einfachen Genüssen in ungezwungener Heiterkeit des Lebens zu freuen. Zu der Gesellschaft gehörten unter andern mehrere tüchtige Musiker und Sängerinnen von Beruf, und manche Stunde wurde musikalischen Unterhaltungen gewidmet, an denen auch Göthe sich dadurch betheiligte, daß er die Flöte blies oder Lieder sang. Bisweilen wurden Theaterstücke aufgeführt, in denen Göthe und Käthchen sich als Liebhaber und Liebhaberin zusammenfanden. Verschiedene Gemälde und Zeichnungen, einige von Göthe's Hand, sind lange in dem Hause aufbewahrt worden.

Zu Käthchen faßte Göthe eine leidenschaftliche Liebe, die von ihrer Seite volle Erwiderung fand. Im Spätherbst des Jahres 1766 stand das Verhältniß in seiner schönsten Blüthe, und beide erfreuten sich in mancher Stunde ihres Glückes. Doch die einfache Lebensart des stillen Hauses behagte dem unruhigen, mit sich und der Welt unzufriedenen Jünglinge nicht lange, und er war hartherzig genug, die Geliebte mit dem zu quälen, was ihm selber Verdruß bereitete. „Ich ward," erzählt er, „von jener bösen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mißlingen meiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit hierüber ins Klare zu kommen, und über alles, was mich hie und da sonst kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen, weil sie mich wirklich von Herzen liebte und, was sie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich ihr und mir die schönsten Tage; sie ertrug es eine Zeitlang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war aufs äußerste zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß ich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die ich mir ohne Noth und Ursache erlaubt hatte. Es gab auch schreckliche Szenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann, und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist, ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch andere Freude zu verschaffen, denn ich konnte mir die Hoffnung, sie wieder zu gewinnen, nicht versagen. Allein es war zu spät, ich hatte sie wirklich verloren."

Dieser selbstverschuldete Verlust war dem Jünglinge um so schmerzlicher, da sein Herz dem liebenswürdigen Mädchen stets geneigt gewesen war, und es verging kein Tag, an dem er sich nicht selber schalt und seine Härte bereute; aber der Mißmuth über die Schaalheit des äußern Lebens trieb ihn immer wieder in die böse Laune hinein. Als es ihm zur Gewißheit wurde, daß die Liebe zu ihm in Käthchen's Herzen erloschen war, faßte ihn ein verzweiflungs-

voller Schmerz, und um seine Qual zu übertäuben, stürzte er sich in ein wildes, unordentliches Leben, und in dieser Zeit muß er manchen tiefen Zug aus dem Becher der Lust gethan haben, der seine kräftige Gesundheit bedenklich zerrüttete.

Man kann es als eine Handlung der Reue und als eine selbstauferlegte Buße betrachten, daß Göthe gerade in dieser Zeit seinen Zustand und seine Vergehen dramatisch in dem kleinen Stücke: die Laune des Verliebten schilderte. Es ist die älteste uns erhaltene von den dramatischen Arbeiten Göthe's, und zeigt unverkennbar bereits die Hand des künftigen Meisters. Nicht durch freie Wahl, sondern durch die Umstände veranlaßt, war Göthe auf dieses Thema gerathen, welches seiner durchaus gefühlvollen Natur zufolge ganz für ihn geeignet war. Von einer dramatischen Verwicklung kann in dem Stückchen kaum die Rede sein; diese kann bei solchem Stoffe aber auch gar nicht verlangt werden, so daß die Form, in welcher Göthe seine Erstlingsarbeit gibt, durchaus angemessen erscheint. Zwei Liebespaare machen das ganze Personal aus, eines von ihnen, Eridon und Amine, stellen das Verhältniß Göthe's und Käthchen's dar, und diese beiden Gestalten sind mit großer Wärme und mit anziehender Lebendigkeit geschildert; auf den eifersüchtigen Eridon mag sich die Bemerkung Göthe's, man gewahre in dem Stücke den Drang einer siedenden Leidenschaft, beziehen, während Amine ein so liebliches weibliches Wesen ist, zum Verzeihen auch in Thränen stets bereit, wie Göthe später kaum ein anderes geschaffen hat. Die Sprache, der Vers zeigen eine so erstaunliche Gewandtheit, daß man fast vergißt, den elenden Alexandriner vor Augen zu haben. Manche Stelle erinnert durch den Fluß des Verses und die Schönheit der Sprache geradezu an die herrliche Iphigenie; nicht leicht wird man etwas Lieblicheres finden können, als z. B. die kleine Stelle, an welcher Egle den Eridon anredet:

Gib Acht, sie sucht dich auf, sobald das Fest vorüber,
Und durch das Suchen selbst wirst du ihr immer lieber.
Und endlich sieht sie dich! O welch ein Augenblick!
Drück' sie an deine Brust und fühl' dein ganzes Glück!
Ein Mädchen wird beim Tanz verschönert: rothe Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, gesunkne Locken hangen
Um die bewegte Brust, ein sanfter Reiz umzieht
Den Körper tausendfach, wie er im Tanze flieht,
Die vollen Adern glühn, und bei des Körpers Schweben
Scheint jede Nerve sich lebendiger zu heben.

Nur lose lehnt dieses anmuthige Stückchen sich an die Schäferspiele der Franzosen, Gellert's u. a. an, denn wenn man die Schäfernamen mit deutschen vertauschte, so würde nichs mehr an schäferliche Poesie erinnern.

Wir würden uns das eigene Geständniß Göthe's, daß seine Geschmacks- und Urtheilsungewißheit ihn bis zur Verzweiflung getrieben, einer Arbeit wie „die Laune des Verliebten" gegenüber nicht erklären können, wenn nicht ein anderes, ungefähr gleichzeitiges Stück, die Mitschuldigen, den Beweis für die Richtigkeit jenes Selbstbekenntnisses ausreichend lieferte. Kaum kann man sich vorstellen, daß ein so widerliches Produkt wie dieses denselben Verfasser habe wie jenes reizende Schäferspiel. Die Mitschuldigen sollen ein Lustspiel

sein, doch wir sollen unser Vergnügen über wahrhaft gemeine Karaktere haben, die vor unsern Augen die schwersten Verbrechen begehen und dabei den Galgen unmittelbar neben sich stehen sehen. Dazu füllen diese gemeinen Karaktere das ganze Stück aus, und sie sind bei aller Gemeinheit noch so platt und schablonenmäßig plump, daß man sich in eine Zuchthausgesellschaft versetzt glaubt. Die Wahl dieses Stoffes und seine Behandlung als Lustspiel ist eine unglaubliche poetische Verirrung, die Sprache darin zeigt keine Spur von der Schönheit jenes erstgenannten Stückes, der Vers ist holprig, und, wo er am besten ist, klappernd. In der Laune des Verliebten behandelte Göthe einen Stoff, den er selbst erlebt und gefühlt hatte, in den Mitschuldigen machte er sich an ein Thema, das außer seiner Erfahrung lag, und bei welchem sein Gefühl ihm nicht als Führer dienen konnte. Daher stammt die große Ungleichheit dieser beiden ersten dramatischen Versuche.

Göthe erzählt, daß die Mitschuldigen aus Frankfurter Erinnerungen entstanden seien. „Wie viele Familien," sagt er, „hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten!" — Unter solchen Umständen können wir uns nicht wundern, wenn wir unter den Erstlingswerken unseres Dichters ein Stück wie die Mitschuldigen finden; aber welches Unglück, daß solche Erfahrungen sich dem Jünglinge entgegen drängten, die allen Glauben an das Gute, Große und Edle zu erschüttern wie gemacht waren! Wie bedenklich klingt unter diesen Verhältnissen die Aeußerung Göthe's, daß er unzählige tolle Studentenstreiche ausgeübt habe, um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern, das heißt, um die schmerzliche Leere des Geistes und des Herzens zu vergessen. Es ist eine tragische Wahrheit, wenn Göthe an einer andern Stelle sagt, er würde vielleicht völlig zu Grunde gegangen sein, wenn sein Beruf zur Kunst ihn nicht gerettet hätte.

Doch die Zeit war noch nicht da, daß Göthe sich auf den Flügeln der Kunst hinaufschwingen sollte zu jenen Höhen der Erkenntniß, zu denen die gemeine Sorge nicht reicht, und auf denen alle Zweifel verstummen. Es schien für diesen hohen Geist bestimmt zu sein, erst alles was ihm heilig war dahinsinken zu sehen, ehe neue Größen Platz und belebenden Einfluß gewinnen konnten. Die Religion, in der Göthe erzogen wurde, war mehr eine Zusammenstellung von Moralvorschriften, sie konnte nicht lebendig werden, da ihr der Glaube fehlte. Denn wenn die Moral nicht vom Glauben gestützt wird, so tritt jeder Vorschrift sofort ein Warum? entgegen und damit ist die beste Kraft dieser Vorschrift schon dahin. Es ist höchst bezeichnend, wenn Göthe in seinem Greisenalter noch die Ansicht aufstellte, das protestantische Bekenntniß vermöge seine Anhänger darum nicht so zu ergreifen und zusammen zu halten, weil es nicht so viele Sakramente aufstelle wie das katholische; also auch hier ein sich Anschließen an Aeußerlichkeiten, die demjenigen entbehrlich sind, der den wahren protestantischen Geist und Glauben erfaßt hat.

Von den leipziger Professoren wäre Gellert sehr geeignet gewesen, eine religiöse Vertiefung bei seinen Zuhörern und auch bei Göthe zu bewirken, denn von allen, die ihn kannten, genoß der edle Mann eine hohe Verehrung und Liebe. Doch die Kränklichkeit seines Körpers machte einen genauern Verkehr nur für einzelne möglich und sein Geist besaß doch auch nicht Kraft und Schwung genug, um länger als in der Stunde zu wirken, in welcher er seine moralischen Aufzeichnungen, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten in einem etwas hohlen und traurigen Tone vortrug. Auch fehlte es nicht an Tadlern, welche Gellert's Grundsätze entnervend nannten, und mit Spott darauf hinwiesen, daß seine Sorgfalt sich ganz besonders auf die reichen jungen Leute erstrecke. Durch solche Auslassungen wurde der nicht beirrt, welcher feststand, aber Gellert's sittlicher Einfluß auf die Schwankenden wurde dadurch verkümmert; Göthe besuchte seine Vorlesungen zuletzt gar nicht mehr.

Sowie nach und nach die künstlerischen Ideale tiefer und tiefer sanken, die moralischen Autoritäten schwächer wurden, so verblaßte in dieser Zeit auch ein Bild, welches bisher immer noch mit glänzenden Farben und in ehrfurchtgebietender Größe vor Göthe's Augen gestanden hatte: das Bild Friedrich's des Großen. Die gekränkte Eitelkeit der Sachsen und ihr Unmuth über materielle Verluste waren damals noch stärker als ihre Liebe zu den Interessen des großen deutschen Vaterlandes, für welches König Friedrich der Große gestritten hat, wie keiner vor ihm und keiner nach ihm; von allen Seiten griff der kleingeistige Tadel, auch die Verläumdung, den Helden des Jahrhunderts an, und Göthe war nicht stark genug, diesen Einflüssen zum Trotz seine Verehrung für den großen Mann zu bewahren.

Es wäre wunderlich gewesen, wenn in Göthe's Augen nicht auch die guten Leipziger, die ihm anfangs so sehr imponirten und ihm alles lächerlich zu machen wußten, schließlich lächerlich geworden wären. Der Mann, der die Leipziger von ihrem angemaßten Throne herabzustoßen verstand, hieß Behrisch und befand sich als Hofmeister bei einem jungen Grafen Lindenau. Göthe nennt ihn einen der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben könne; er hatte eine besondere Gabe, durch geistreiches Nichtsthun die Zeit zu verschwenden, doch wirkte er durch einen nicht unbedeutenden Schatz von Kenntnissen und durch ein feines Benehmen auch wieder belehrend und zügelnd auf die, welche mit ihm umgingen, so daß es ihm gelang, auch Göthe's Unruhe und Ungeduld einigermaßen zu zahmen. Im Grunde war Behrisch bei aller Seltsamkeit doch nicht ohne pädagogisches Talent, er wußte unter seinen Spielereien manches Gute zu erreichen, freilich meist mit unverhältnißmäßigem Aufwande von Mühe und Zeit. Um z. B. seinen Freund abzuhalten, allzu leichte Poesien zu veröffentlichen, ließ er sich von ihm versprechen, nichts drucken lassen zu wollen, und als Entschädigung dafür zeigte er sich bereit, Göthe's poetische Erzeugnisse selbst sauber in einen schönen Band zu schreiben. „Dies Unternehmen," heißt es in Dichtung und Wahrheit, „gab nun Gelegenheit zu dem größtmöglichen Zeitverderb. Denn ehe er das rechte Papier finden, ehe er mit sich über das Format einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift bestimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeschafft, geschnitten und Tusche eingerieben war,

vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das mindeste geschehen wäre. Mit eben solchen Umständen gab er sich denn jedesmal ans Schreiben, und brachte wirklich nach und nach ein allerliebstes Manuskript zu Stande. Die Titel der Gedichte waren Fraktur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte. Mir diese Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, mir das Glück auf eine komisch-pathetische Weise vorzurühmen, daß ich mich in so vortrefflicher Handschrift verewigt sah, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpresse zu erreichen im Stande sei, gab abermals Veranlassung, die schönsten Stunden durchzubringen. Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um desto eifriger trieb, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, neigte sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren, und wenn die Gegenstände auch nicht immer bedeutend sein konnten, so suchte ich sie doch immer rein und scharf auszudrücken, um so mehr als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder und Tusche auf holländisch Papier schreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe."

Die Rückkehr zum Natürlichen und die gedrängtere Form war ein nicht unbedeutender Fortschritt, besonders wenn wir das Vorhergehende betrachten, von welchem Göthe uns ebenfalls ein Beispiel anführt. Um ein Gedicht zur Hochzeit seines Oheims recht bedeutend zu machen, hatte Göthe in seinen Versen den ganzen Olymp versammelt, und ließ die Götter rathschlagen; Venus und Themis stritten sich um den rechtsgelehrten Onkel, doch ein schelmischer Streich, den Amor der Themis spielte, ließ die Göttin der Liebe den Prozeß gewinnen, und die Götter entschieden für die Heirath. Dieses Gedicht, welches in Frankfurt viel Beifall geerntet hatte, legte Göthe in sauberer Abschrift dem Professor Klodius vor. Dieser wußte durch seine Kritik dem jungen Dichter den ganzen mythologischen Aufwand so sehr zu verleiden, daß in dessen Gedichten fortan keiner von den Göttern, als höchstens Amor und Luna auftreten durften.

Diesen Klodius hatte Freund Behrisch sich ganz besonders zur Zielscheibe seines Witzes ausersehen, und es wurde ihm leicht, demselben lächerliche Seiten abzugewinnen, da seine Aeußerlichkeit absonderlich war, und er in seinen Gedichten denselben Fehler beging, den er bei Göthe so hart tadelte, denn die Sprossen der Leiter, mit deren Hülfe er auf den Berg der Musen zu klettern pflegte, bestanden aus lauter griechischen und römischen Reminiszenzen, die noch dazu meist stereotyp waren. Als in einer launigen Stunde die Gesellschaft der genialen Müßiggänger einmal sich den Kuchen vortrefflich schmecken ließ, den der Kuchenbäcker Händel ihnen lieferte, kam Göthe auf den Einfall, die allbekannten Kraftworte des Professors Klodius in ein Gedicht zum Preise des göttlichen Kuchenbäckers zu sammeln. Dem Einfall folgte die Ausführung auf dem Fuße, das Gedicht wurde mit Bleistift an die Wand des Hauses geschrieben, und stand eine zeitlang da, ohne besonders die Aufmerksamkeit zu erregen. Nun traf es sich, daß Klodius ein Stück: „Medon, oder die Rache des Weisen" auf dem

Leipziger Stadttheater aufführen ließ; obwohl das Publikum seinen Beifall laut zu erkennen gab, schien den Freunden dasselbe Stück doch unendlich lächerlich, und Göthe schrieb noch denselben Abend in lustiger Weinlaune einen Prolog in Knittelversen dazu, darin ließ er den Harlekin mit zwei großen Säcken auftreten, er stellt dieselben vorn auf die Bühne und vertraut dem Publikum, es sei darin moralisch-ästhetischer Sand, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden; der eine Sack sei nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Einer aus der Gesellschaft nahm aus diesem Scherze Veranlassung, das Gedicht an den Kuchenbäcker Händel noch zu erweitern und durch seine Zusätze zu einer Satire auf den Medon zu gestalten; durch Abschrift verbreitete sich das Spottgedicht rasch, es wurde sogar gedruckt, und erregte bei den Leipzigern, die von ihrem Klodius und dessen Medon sehr erbaut waren, einen Sturm des Unwillens. Göthe, den man als den Anstifter nannte, und seine Genossen wurden von der Gesellschaft in die Acht erklärt, und der Graf Lindenau in Dresden gab dem Behrisch als Hofmeister seines Sohnes den Abschied, zu Göthe's höchstem Verdruß, denn Behrisch verließ unmittelbar darauf Leipzig, weil er durch gewichtige Empfehlungen zu dem Erbprinzen von Dessau berufen wurde; später bekleidete er an diesem Hofe die Stelle des Pagenhofmeisters, und starb daselbst 1809 in hohem Alter. Göthe sah ihn in späteren Jahren einigemal wieder.

Als Behrisch Leipzig verlassen hatte, fühlte Göthe sich sehr vereinsamt; der häufige Besuch des Theaters wurde ihm einigermaßen Ersatz für den verlorenen Freund. Auf der Leipziger Bühne glänzten damals einige Sterne erster Größe, namentlich thaten sich verschiedene Sängerinnen hervor, unter ihnen die nachher als Mara so berühmt gewordene Demoiselle Schmehling und Korona Schröter. Einen sehr lebhaften Eindruck machte auf Göthe auch eine Schauspielerin, Demoiselle Schulz *), an deren schöne schwarze Augen er sich noch im Alter mit Vergnügen eximerte.

Musikalische Genüsse scheint Göthe in Leipzig sich oft und mit besonderm Interesse verschafft zu haben, sowie er ja zu allen Zeiten seines Lebens ein Freund der Musik war. Die Ansicht, Göthe habe gegen die Reize der Tonkunst sich ablehnend verhalten, muß als irrig bezeichnet werden; es wird diese Ansicht auch keinem wahrscheinlich werden können, der den wunderbaren Wohllaut wie etwa in dem Gedichte „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll", und den unnachahmlich feinen Rythmus in dem „Gesang der Geister über den Wassern" kennt.

Wenn das Positive in diesen musikalischen Genüssen und der Anblick der persönlichen Vortrefflichkeit einiger ausgezeichneter Künstler schon einen wirksamen Gegensatz gegen die Kleinlichkeit und Verächtlichkeit der literarischen Erscheinungen bildete, so sollte Göthe eine noch wirksamere Aufmunterung durch die bildende Kunst finden. Und es war ein großes Glück, daß seinem Geiste wieder Gegenstände vorgeführt wurden, an denen er sich aufrichten und erfreuen konnte, denn ein Schopenhauer'scher Nihilismus wird auf die Dauer nicht allein jede Thatkraft, jede Freudigkeit am Schaffen vernichten, sondern er wird überhaupt jedem

*) Vergl. II. Bd. S. 220 und 221.

Ideal zu nahe treten, er wird die schöne und blühende Welt menschlicher Thätigkeit zu dem machen, was er selbst ist: zu einer abscheulichen Wüste.

Der Mann, bei welchem Göthe so manche Aufmunterung als Künstler und als Mensch finden, von dem er so manche fruchtbare Anregung, so manchen belehrenden Wink für sein ganzes Leben empfangen sollte, war Oeser, der Direktor der Maler- und Architekturakademie in Leipzig, zu dem Göthe auch deshalb sich hingezogen fühlte, weil er in ihm eine verwandte Natur antraf. Denn auch für Oeser war ein geistreiches Umherschwärmen erfreulicher, als der eiserne, nur auf sich und seinen Gegenstand gekehrte Fleiß, den ihm eine sehr glückliche Naturanlage mehr als andern entbehrlich machte. Schon seine Wohnung war für Göthe höchst anziehend, sie war, wie der Dichter es nennt, wundersam und ahnungsvoll, und mußte also die beiden Saiten in Göthe's Seele rühren, deren Klang für ihn immer so fesselnd war; Oeser wohnte nämlich in der alten Pleißenburg, die sowohl in ihrer ganzen Erscheinung wie besonders in ihren Einzelheiten eigenthümlich genug ist. Ebenso wie vor Jahren in Frankfurt der Knabe mit schaurigem Behagen die langen dunklen Gänge in dem Barfüßerkloster durchstrich, die ihn zu der Wohnung des Doktor Albrecht führten, so heimelte ihn der enge dunkle Gang in der Pleißenburg an, welcher ihn zu den hellen, geschmackvollen Räumen, in denen Oeser wohnte, geleitete. Er vermißte in ihnen nicht einen bedeutenden künstlerischen Schmuck, aber überall zeigte sich doch eine edle Einfachheit, denn Oeser war ein abgesagter Feind aller Ueberladung und alles geschnörkelten Putzes. Schon im Jahre 1766 hatte Göthe Zutritt zu ihm gewonnen, da er mit einigen Studiengenossen, unter denen der nachherige Staatskanzler Fürst von Hardenberg war, bei Oeser Privatstunden im Zeichnen nahm. Daß von diesen Schülern eine großartige technische Fertigkeit weder zu erreichen noch auch zu fordern sei, übersah Oeser keineswegs, seine Bemühungen richteten sich daher meist auf die Bildung des Geschmackes und die Bereicherung historischer Kenntniß, und sein liebenswürdiges Wesen, sein achtungswerther Karakter und die weltkluge Art, mit der er, ohne direkt zu rügen, seine Ausstellungen anzubringen wußte, ließen ihn als besonders geeignet zum Lehrer in dem gegebenen Falle erscheinen. Sowie er selber den gespreizten Pomp verachtete, so verlangte er auch von dem Künstler einfache Größe, bei der Arbeit ein inniges, stilles Vertiefen in den Gegenstand und Verbannung aller lehrlingsmäßigen Hast.

Zum Studium der Kunstgeschichte munterte Oeser auf und legte in den großen Sammlungen der Leipziger Akademie sehr werthvolle Hülfsmittel vor. Auffällig trat es hier zu Tage, daß Göthe mehr Dichter als bildender Künstler, sein Reich mehr der Gedanke als die nachahmende Linie war, denn alle Gegenstände, welche er von den Künstlern verschiedener Zeiten behandelt sah, erweckten die Dichterlust in ihm, er stellte dasselbe in Versen dar, was ihm der Pinsel des Malers vor Augen geführt, oder er legte auch wohl den Gestalten, welche auf den Gemälden erschienen, kleine Lieder in den Mund. So baute sich in des jungen Dichters Seele unvermerkt eine neue Welt aus den Trümmern auf, in welche die alte zerfallen war, und mit Freude und Dankbarkeit empfand er es, daß ein Leichenfeld für ihn allmälig in einen blühenden Garten umgeschaffen wurde. Als er nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, schrieb er an Oeser:

„Was bin ich Ihnen nicht alles schuldig, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als ich Ihnen danken könnte. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut alles. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt." Und an den Buchhändler Reich in Leipzig schrieb er über Oeser: „Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht." An einer Stelle eines Briefes an Oeser's Tochter sagt Göthe: „Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Filosof, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur; und es ist nichts wahr, als was einfältig ist. Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still. Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater, er hat meine Seele zuerst zu diesem Wege bereitet." Ein anderer Ausspruch lautet: „Unsere Hand war nur sein Nebenaugenmerk; er drang in unsere Seelen, und man mußte keine haben, um sie nicht zu nutzen."

Auch auf einen großen Führer wies Oeser den Jüngling hin, und es wurde ihm leicht, auch seinem Schüler Begeisterung einzuhauchen, da er selber in jenem Führer den Gegenstand seiner höchsten Verehrung sah. Wir meinen Winkelmann, jenen unermüdeten Kämpfer, den die Gluth seiner Begeisterung aus einem bodenlosen Meere materiellen Elends emporriß, und der, was noch mehr ist, nachher in Wahrheit sich das Zeugniß geben konnte: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht, und ließ Kinder mit grindigten Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte zur Erkenntniß des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homerus betete." Mit Andacht, sagt Göthe, habe er Winkelmann's Werke in die Hand genommen, die für ihn noch ganz besonders anregend durch den Umstand wurden, daß Oeser ja auch Winkelmann's Lehrer gewesen war.

Auf diese Weise vorbereitet, konnte Göthe nun in seinen Geist die Strahlen der Sonne aufnehmen, welche am literarischen Himmel Deutschlands emporstieg und die blöden Augen blendete, während sie den ungetrübten Blicken eine ungeahnte Ferne eröffnete. Lessing's Laokoon wurde für den jungen Dichter das helle Licht nach dunkler Nacht; hier fand er, wonach er so lange geschmachtet hatte, dieses Werk riß ihn aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik wurde wie ein abgetragener Rock weggeworfen, und die befreite Seele des Jünglings hielt sich von allem Uebel erlöst. Sein ganzes Leben lang studirte Göthe mit anhaltendem Eifer den Laokoon und erfrischte sich an den ewigen Lehren, an der lebendigen Darstellung und an dem unvergleichlich schönen Stile dieses großartigen Kunstwerkes. Eine wunderliche Grille Göthe's war es, daß er, als Lessing kurz nachher einige Tage in Leipzig verweilte, absichtlich den

großen Mann zu sehen vermied. Später hätte er gern seine Bekanntschaft gemacht, und hatte von Weimar aus die Reise nach Wolfenbüttel bereits fest beschlossen, als die Nachricht von dem Tode des großen Kämpfers sie vereitelte.

So mannigfache Lehre wünschte Göthe nun auch einmal durch das Anschauen einer größern Anzahl wirklich bedeutender Werke lebendig werden zu sehen, und deshalb beschloß er, nach Dresden zu reisen und der dortigen Gallerie einige Tage zu widmen. Von seinem Vater hatte er eine starke Abneigung gegen alle Gasthöfe angenommen, und es traf mit seiner Vorliebe für alles Geheimnißvolle günstig zusammen, daß der Stubennachbar Göthe's, ein Theologe, in Dresden einen Verwandten besaß, der Schuster war, und dessen Haus zu einem Aufenthalte für einige Tage wohl geeignet erschien. Durch seine Briefe an den theologischen Vetter hatte Göthe den Schuster kennen gelernt und in ihm einen Mann gefunden, dessen Leben eine Verwirklichung der vortrefflichsten Filosofie war; mit heiterem Sinne betrachtete er sein enges, armes, mühseliges Leben, wußte selbst den Uebeln und Unbequemlichkeiten eine scherzhafte Seite abzugewinnen, und ließ sich durch nichts die Ueberzeugung rauben, daß das Leben an und für sich ein Gut sei. Durch diese gesunde Ansicht der Thatsachen hatte der wackere Geistes- und Standesgenosse des großen Nürnbergers zu wiederholten Malen dem brausenden, unzufriedenen Dichterjünglinge Beruhigung und neuen Lebensmuth geschenkt. Zu ihm lenkte Göthe nun seine Schritte, ein Empfehlungsbrief seines Stubennachbars verschaffte ihm freundliche Aufnahme, und die Zeit seines Aufenthaltes in dem gastlichen Schusterhause, in welchem durch des Gastes Beutel sich das Wasser in Wein verwandelte, verstrich zur Zufriedenheit beider Theile.

Sobald die Stunde erschien, in welcher die Gallerie geöffnet wurde, betrat Göthe mit Ungeduld dieses unvergleichliche Heiligthum der Kunst; seine Verwunderung überstieg seine kühnste Erwartung. Und wie hätte es anders sein können! Hier that sich ja den Augen eines großen Geistes eine Welt auf, welche, wenn irgend eine, seine Heimath, sein ewiges Vaterland genannt werden mußte. Es sei ihm gewesen, als habe er ein Gotteshaus betreten, erzählte noch spät der greise Dichter, und mit Recht, denn auch an dieser Stelle offenbart der Ewige sich dem Menschenherzen nicht weniger verständlich, als vor Jahrtausenden in dem flammenden Busche auf Sinai. Auf jenem Berge empfing mit gebeugtem Knie Moses die unter Blitz und Donner gegebenen Befehle des Gottes der Allmacht und Gerechtigkeit; in den heitern Sälen, die unser größter Dichter betrat, waltete der Geist des Gottes der edelsten Schönheit, der gottgeweiheten Liebe; an beiden Stellen wird der Menschengeist auf heiligen Flügeln zu dem Herzen des ewigen Vaters emporgehoben.

Dem begeisterten Jünglinge, der zu allen vergönnten Stunden die Gallerie besuchte, wurde der Gallerieinspektor Rath Riedel ein freundlicher Führer und Lehrer, und mit solcher Willigkeit nahm der Jüngling die großartigen Eindrücke der Kunst in sich auf, daß ihm, wenn er in sein Quartier zurückkehrte, seine ganze eigenthümliche Umgebung selber wie ein Gemälde erschien, denen vergleichbar, welche von der Hand niederländischer Maler die Säle der Gallerie schmückten. Alle übrigen Kunstschätze Dresdens blieben ungenossen, da Göthe sich

den mächtigen Eindruck der Gallerie nicht beeinträchtigen lassen wollte. Ein trauriges Bild gewährten die Trümmer, welche noch von dem Bombardement aus dem Jahre 1760 her in der Stadt zerstreut lagen. Doch aus Schutt und Verwüstung hob sich die Einheit des deutschen Vaterlandes empor, und aus dem Wust und dem Wirrwarr der Geschmacklosigkeit und der Kleingeisterei blühte die Welt des Großen und des Schönen auf, in welcher Göthe einst als König herrschen sollte.

Nach seiner Rückkehr in die freundliche Lindenstadt zehrte der Jüngling noch lange an der reichen künstlerischen Nahrung, die er in sich aufgenommen. Einige neue Freunde, die er gewonnen, ließen auch von andern Seiten ihm manche Einsicht in das Leben aufgehen. Der Verkehr mit der Familie des Buchhändlers Breitkopf verschaffte ihm Gelegenheit, die Geschichte des Buchhandels zu studiren und alles, was die Buchdruckerei betrifft, genau kennen zu lernen. In dem Oberstock des Breitkopf'schen neuerbauten Hauses wohnte der Kupferstecher Stock; durch ihn veranlaßt, beschäftigte Göthe sich auch einige Zeit hindurch mit Radirungen. Zwei Blätter haben aus dieser Zeit sich erhalten, Landschaften, welche von Sachverständigen gelobt worden sind. Eine genaue Beschreibung derselben befindet sich bei Viehoff a. a. O. I, 179 u. 180.

Zu erwähnen ist hier noch, daß Göthe in dieser Zeit auch mit Shakespeare und Wieland bekannt wurde; den ersteren lernte er aus einer ins Deutsche übersetzten Sammlung kennen, welche der Engländer Dodd unter dem Titel beauties of Shakespeare, ähnlich den heut zu Tage so beliebten „Geistesstrahlen" aus dem großen Dichter zusammengestoppelt und auf Schnüre gezogen hatte; wirksamer wurde die prosaische Uebersetzung Wieland's *), dessen etwas früher erschienene Musarion von Göthe eifrig gelesen wurde; in einem Briefe an einen Leipziger Freund nennt er später Shakespeare und Wieland seine Lehrer, wohl mehr aus Liebe zu ihnen, als weil beide nachhaltig auf ihn eingewirkt hätten.

Durch alle diese mannigfaltigen Beschäftigungen zog sich die Liebe zu Käthchen, von der wir bereits ausführlich gesprochen, hindurch, und was Göthe selber von dem unregelmäßigen Leben sagt, in welches er sich aus Verzweiflung über den Verlust seiner Liebe gestürzt, gilt von dieser Zeit. Daß er maßlos auf seine Gesundheit einstürmte, blieb nicht ohne Folgen, welche noch vermehrt wurden durch einen Sturz mit dem Pferde und durch fortgesetzten Genuß schweren Bieres; nachdem Göthe eine Zeitlang gekränkelt hatte, wachte er im Anfange des Sommers 1768 Nachts mit einem heftigen Blutsturze auf. Glücklicherweise hatte er noch so viel Kraft und Besinnung, seinen Stubennachbar zu wecken, der Arzt wurde schleunigst herbeigerufen. Mehrere Tage schwankte Göthe zwischen Leben und Tod, seine gute Natur rettete ihn, doch blieb eine Geschwulst an der linken Seite des Halses zurück, welche noch viel zu schaffen machte. In der Zeit seiner langsamen Genesung wurde ihm die rege Theilnahme vieler Freunde ein Grund der Freude und der Aufmunterung. Unter diesen Freunden nennt Göthe auch den späteren Bibliothekar Langer, den Nachfolger Lessing's in Wolfenbüttel. Derselbe kam öfter zu Göthe, und suchte den zer-

*) Vergl. im Leben Wieland's II, 120.

fahrenen Geist des Jünglings durch biblische Gespräche aufzurichten. Es ist nicht der kleinste Beweis für den hohen Werth jener heiligen Schriften, daß Menschen in den verschiedensten Verhältnissen und bei den verschiedensten Ansichten gleicherweise ihren Durst in dieser Quelle gestillt haben; auch für Göthe floß aus diesen Unterredungen mancher sanfte Trostgrund, wie er für den Duldenden, Schwachen so sehr geeignet ist.

Nach seiner Wiederherstellung verkehrte er besonders eifrig im Oeser'schen Hause, wohin ihn auch die schon erwähnte Tochter Oeser's, Friederike Elisabeth zog; sie war ein Jahr älter als Göthe, und starb im Alter von 81 Jahren unvermählt in Leipzig. In ihrer Kindheit war sie durch ihre muntere Laune, und später durch Verstand und Bildung der Liebling ihres Vaters. Auf einem Landgute Oeser's zu Dölitz traf Göthe zuweilen mit der Tochter zusammen, ihre aufgeweckten Gespräche beruhigten und belebten ihn oft, wenn der Verdruß über Käthchen ihn aus der Stadt trieb. Er blieb nachher lange mit ihr im Briefwechsel. Nach seiner Krankheit wußte sie ihn so glücklich aufzuheitern, daß er beruhigt an seine Rückkehr ins Vaterhaus denken konnte. Denn dieser Zeitpunkt stand jetzt unmittelbar bevor. Am 26. August sah er sein Käthchen zum letztenmale; wie sehr sein Herz damals blutete, spricht er später in einem Briefe an Friederike Oeser aus; er sagt in demselben: „Ich schlich in der Welt herum, wie ein Geist, der nach seinem Ableben manchmal wieder an die Orte gezogen wird, die ihn sonst anzogen, da er sie noch körperlich genießen konnte; jämmerlich schleicht er zu seinen Schätzen, und ich demüthig zu meinem Mädchen. Ich hoffte bedauert zu sein; unsere Eigenliebe muß doch etwas hoffen, entweder Liebe oder Mitleid. Betrogener Geist, bleib in deiner Grube! Du magst noch so demüthig, noch so flehend im weißen Rocke stehen und jammern, wer todt ist, ist todt, wer krank ist, ist so gut wie todt. Geh, Geist, geh, wenn sie nicht sagen sollen: Du bist ein beschwerlicher Geist!" Von Käthchen Abschied zu nehmen, war ihm nicht möglich. „In der Nachbarschaft war ich," schrieb er ihr später, „ich war schon unten an der Thür, ich sah die Laterne brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte nicht das Herz hinaufzusteigen. Zum letztenmale, wie wäre ich wieder heruntergekommen!" Ueber die traurige Stimmung der letzten Tage halfen ihm zu guterletzt noch Unruhen hinweg, welche zwischen Studenten und Stadtsoldaten ausbrachen, und durch eine Rede Gellert's beschwichtigt wurden.

Am 28. August 1768, seinem neunzehnten Geburtstage, verließ Göthe in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Gesellschaft einiger Bekannten Leipzig und wandte sich wieder seiner Heimath zu. Ehe wir ihm dahin folgen, müssen wir erst einige Worte über das sogenannte Leipziger Liederbüchlein sagen, welches die ältesten lyrischen Erzeugnisse Göthe's enthält. Es erschien unter dem Titel: „Neue Lieder, in Melodie gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig bei Bernhard Kristof Breitkopf und Sohn 1770." Zwanzig Nummern sind darin enthalten, siebenzehn derselben hat Göthe nachher in mehr oder minder veränderter Gestalt in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Die drei von ihm verworfenen Gedichte sind im ersten Theile von Heinrich Viehoff's Kommentar zu Göthe's Gedichten wieder abgedruckt. Der Werth dieser zwanzig Lieder ist ein sehr verschiedener, und es scheint die Ansicht richtig zu

sein, daß die meisten dieser Lieder allerdings wohl in Leipzig, einige aber schon vor, und einige andere nach dieser Zeit entstanden sind. Sie sind meist in leichter Sprache und in sorgloser Darstellung hingeworfen, so daß eine Strofe aus dem Schlußgedichte „Zueignung" sehr richtig erscheint, in welcher es heißt:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie,
Die Lieder ohne Kunst und Müh'
Am Rand des Bach's entsprungen!
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel
Und hab' sie so gesungen.

Das schönste unter diesen Liedern dürfte wohl das „Hochzeitlied" sein. Eigenthümlich ist es, daß verschiedene Nummern dieses Büchleins augenscheinlich nicht selbst Erlebtes und Gefühltes schildern; es scheint, als ob einige Stücke vielleicht der Aussicht, von Freund Behrisch mit der Rabenfeder auf holländisch Papier geschrieben zu werden, ihre Entstehung verdanken. Ueber den bittern, feindseligen Ton einiger Verse können wir uns nicht wundern, wenn wir der Erfahrungen gedenken, welche der Jüngling während des dreijährigen Aufenthaltes in Leipzig gemacht hatte. Es ist ein sehr treffender Ausdruck, wenn Viehoff sagt, das Liederbüchlein habe im Ganzen das Gepräge der Aeltlichkeit. Wir führen schließlich noch die Ueberschriften der Gedichte an, welche später in die Sammlung der Gedichte aufgenommen wurden; es sind folgende: Wahrer Genuß, Die schöne Nacht, Verschiedene Drohung, Schadenfreude, Glück und Traum, Mädchenwünsche, Brautnacht (ursprünglich: Hochzeitlied), Die Freude, Scheintod, Beweggrund, Wechsel, Unschuld, Der Misanthrop, Lebendiges Andenken, Liebe wider Willen, Glück der Entfernung, Luna. — Ueber die beiden dramatischen Arbeiten, Die Laune des Verliebten, und Die Mitschuldigen haben wir bereits gesprochen, und können nun zum Laufe unserer Erzählung zurückkehren.

Es war eine in jeder Beziehung ungesunde Luft, welche den Jüngling aufnahm. In Frankfurt war das Leben an und für sich schon in steife, todte Formen gebannt; von den Damen sagt Kornelia Göthe in ihrem Tagebuche: „Statt junger Mädchen, deren Geist lebt, findet man nur Holzpuppen, welche kein anderes Wort von sich geben als Ja und Nein; sie sind gezwungen den Kopf hängen zu lassen, und dürfen keinen Mann ansehen, da man ihnen durchaus verwehrt mit irgend jemand anders sich zu unterhalten, als mit demjenigen der einst ihr Ehemann sein wird." Diesen todten Kastengeist verschärfte der Rath Göthe noch durch sein abgeschlossenes, eintöniges Leben, und ließ seine Familie alle Schattenseiten desselben bitter empfinden. Auch an dem sonst so ehrenhaften Manne rächte sich seine menschenscheue Absonderung, sein Leben glich den Verrichtungen einer Maschine. Nach des Sohnes Abreise mußte die Tochter sich ganz und gar zu den pädagogischen Leibesbewegungen des Vaters hergeben, die mehr den Karakter einer Dressur als den des lebendigen Unterrichts, mit Liebe gegeben und mit Verlangen aufgenommen, trugen; das Englische, Italienische, Französische mußte Kornelia mit Aufwand von Zeit und Mühe betreiben, und was der Tag an Stunden übrig behielt, das mußte sie an dem Klaviere

verbringen, während ihr Vater in diesen Stunden an seiner Reisebeschreibung, seinem alten Steckenpferde, arbeitete, und seine Laute mehr stimmte als spielte. Sogar der Briefwechsel Kornelia's wurde überwacht, und jede Gelegenheit zu geselliger Erholung ihr abgeschnitten. Die Seele des jungen Mädchens war ohnehin düster gestimmt, persönliche Anmuth fehlte ihr ebenso sehr wie heitere Lebensanschauung, und alles, was ihre einsame Stellung ihr Bitteres brachte, das hatte sie nun dem Vater zur Last gelegt, zu dem sie fast keine Spur von Liebe mehr hegte, so daß ihre Gesinnung dem heimkehrenden Bruder, wie er sagte, fürchterlich erschien.

Unter solchen Umständen war die Stellung der Mutter eine sehr unerquickliche, sie brachte höchst langweilige Tage zu. Getrieben von dem Verlangen nach irgend einer Anregung des Gemüthes schloß sie sich dem kleinen Kreise einiger Frommen an, zu welchem sie durch die schon genannte Verwandte, Fräulein von Klettenberg, geführt wurde; letztere hatte von einer gesundern Jugend her wenigstens noch eine nicht geringe persönliche Liebenswürdigkeit gerettet, aber die übrigen Frauen dieses Kreises, dem die Frau Rath nun beitrat, waren schon auf jener bedenklichen Stufe angelangt, auf welcher eine gewisse, eintönige Wiedergabe stehender Redensarten den Mangel wahrer Empfindung überdecken muß. Die Eifersucht fehlte auch in dem frommen Kreise nicht; eine Frau Griesbach ragte durch einen bedeutenden Vorrath von Gelehrsamkeit über alle anderen hervor, denn einen so großen Apparat wie jene konnte nicht eine jede auf dem Wege zur Seligkeit mit sich führen. Den Vorrang der Frau Griesbach wußte aber Fräulein von Klettenberg durch ihre höhere Geburt und ihren vornehmern Rang, der ja auch in frommer Gesellschaft immer noch seinen Werth findet, glücklich wieder auszugleichen, so daß sie immerhin Grund hatte, wie Göthe sagt, mit einiger Selbstgefälligkeit sich in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln.

Das ganz besondere Zutrauen dieses frommen Kreises hatte sich ein Arzt, Dr. Gottfried Wilhelm Müller, erworben. Göthe schildert ihn als einen unerklärlichen, schlau blickenden, freundlich sprechenden Mann, der seine Kundschaft sehr erheblich durch einige geheimnißvolle, selbstbereitete Arzeneien, von denen niemand sprechen durfte und die nur in den größten Gefahren angewendet werden konnten, erweitert hatte; besonders war von einem wichtigen Salze nur unter den Gläubigen die Rede, obgleich es noch niemand gesehen oder seine Wirkung verspürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit seines Universalmittels zu stärken, empfahl der Arzt seinen Pazienten das Studium gewisser chemisch-alchymistischer Bücher, und deutete seinen willfahrigen Jüngern leise an, sie könnten dieses Geheimmittel auch wohl selber finden, ihm aber sei, besonders aus moralischen Gründen, die Mittheilung der Zubereitung verboten. Natürlich folgten die Gläubigen diesem Fingerzeige um so lieber, da sie in den alchymistischen Spielereien zugleich einen wichtig scheinenden Zeitvertreib fanden. Mit Recht macht Schäfer *) darauf aufmerksam, daß wir in diesem Dr. Müller das Urbild des Arztes im Faust vor uns haben; er heißt dort „ein dunkler Ehrenmann, der über

*) Göthe's Leben von J. W. Schäfer. Bremen 1858, I. 93.

die Natur und ihre heiligen Kreise in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise mit grillenhafter Mühe sann."

In diese Verhältnisse trat Göthe nun ein, als er von Leipzig zurückkehrte. In seinen eigenen Augen erschien er sich wie ein Schiffbrüchiger, denn er hatte nicht allein die Erwartungen seines Vaters völlig außer Acht gelassen, sondern auch alles vernachlässigt, was ihm selber als Ziel vorgeschwebt hatte. Freilich hatte die Erreichung dieses Zieles nicht in seiner Macht allein gestanden, aber gerade der Umstand, daß er so weit hinter seinen Hoffnungen zurückgeblieben war, mußte ihn niederbeugen, denn es fragte sich doch immer, ob die Umstände in hohem Grade widerwärtig gewesen und eine hohe Kraft nur für den Augenblick zurückgehalten, oder aber, ob der Hoffende selber seine eigenen Kräfte nicht überschätzt, und in allzu kühnem Vertrauen sich auf ein wild bewegtes Meer hinausgewagt habe, dessen Wellen ihn und sein Schifflein begraben oder an den öden Strand werfen mußten.

Was ihm in diesem Zustande Noth that, war die Theilnahme an einem gesunden, geschäftigen, wirkungsvollen, festbegründeten Leben, und die Liebe eines schön und fest vereinigten Familienkreises, in dem der Einzelne sich nur als Theil des Ganzen fühlt, und deshalb aber auch die Kraft und das Vertrauen des Ganzen in sich empfindet. Statt dessen kam der Jüngling in zerrüttete häusliche Verhältnisse, die ein Anschließen an eine der beiden Parteien unumgänglich forderten; er kam in die erstickende Luft einseitiger Bestrebungen, die nur Kranken genügen, und auf die Dauer den Gesunden krank machen mußten.

Gleich die erste Begegnung mit dem Vater, der zu seinem großen Verdruß statt eines rüstigen, wohlgeschulten Sohnes einen an Leib und Seele kranken vor sich sah, verursachte einen leidenschaftlichen Auftritt, und sobald man sich nur erst einmal ein wenig beruhigt hatte, zogen die Frauen, besonders die Schwester, den Jüngling sogleich auf ihre Seite, auf welcher er auch blieb; das Verhältniß zu dem Vater war während dieser Zeit nicht immer ein erfreuliches, und die leidenschaftlichen Auftritte wiederholten sich. Der ausschließliche Verkehr mit den Frauen aber war für den Jüngling nicht in allen Beziehungen heilbringend. Schwester Kornelia, die einsame, liebedurstige Natur, schloß sich an den Bruder, den geliebten Gefährten ihrer Jugend, mit so großer Innigkeit an, daß sie ihm zu Liebe fast ihr kaltes, abstoßendes Wesen zu verläugnen schien. Sie war erfinderisch, ihn zu erheitern, und entwickelte sogar zuweilen einen possenhaften Humor, den man nie an ihr gekannt hatte. Die Geschwister schufen sich eine eigene Sprache, ein Rothwelsch, in welchem sie von niemand verstanden wurden. Auch ihre Gespielinnen zog Kornelia herbei, um den Bruder zu erheitern. Wenn wir betrachten, wie diese Mädchennatur aufthaut und sich sichtlich erwärmt, wie sie den schweigsamen Ernst ablegt und den militärischen Gehorsam, den sie gegen den Vater zeigte, in liebevolle, aufmerksame Gefälligkeit verwandelte, und das alles nur deshalb, weil sie nun ein Herz hatte, von dem sie wußte, daß es aufrichtige Liebe zu ihr hegte, so fällt ein dunkler Schatten auf die Erziehungsweise des Vaters, und unmöglich konnten die bittern Klagen der Schwester ohne Einfluß auf den Bruder bleiben.

Die Mutter zog den Sohn gleichfalls in ihre Kreise, und von Fräulein von Klettenberg wurde der Jüngling mit Freuden aufgenommen. „Sie fand an mir," erzählt der Dichter, „was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand, und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, so wie an manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs demüthigend für sie, denn erstlich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie, in Absicht auf religiöse Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus, und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hülfe kommen sollen. Es läßt sich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit geriethen, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rektor, damit endigte, daß ich ein närrischer Bursche sei, dem man manches nachsehen müsse."

Durch verschiedene Umstände wurde Göthe immer näher zu dem Kreise der Frommen hingezogen. Die Geschwulst am Halse wollte immer noch nicht weichen, es mußte ärztliche und wundärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden. Der Arzt war der schon genannte Dr. Müller, und auch der Wundarzt gehörte zu dessen Partei. Als die Geschwulst glücklich vertrieben war, befiel ihn ein anderes Uebel, welches er sich durch Unvorsichtigkeit beim Aetzen einer Kupferplatte, welche er zu radiren begonnen, zuzog, und auch hierbei wurde ärztliche Behandlung nothwendig, denn die Schmerzen im Halse waren groß. Doch auch damit war die Reihe der körperlichen Leiden noch nicht erschöpft. Das anhaltende Stubenleben und der Mangel an Bewegung hatten seine Verdauung in so hohem Grade gestört, daß ihn am Geburtstage seiner Schwester, am 7. Dezember 1768, eine heftige Kolik ergriff, die ihn unter den furchtbarsten Schmerzen an den Rand des Grabes brachte; seine Schwester konnte den Anblick der Leiden nicht mehr ertragen und floh von dem Krankenlager. Zwei Tage lang dauerte der schreckliche Zustand, und keins der Mittel, welche die Aerzte versuchten, wollte fruchten. In dieser höchsten Noth drang Göthe's Mutter mit großem Ungestüm in den Arzt, nun mit seiner Universalmedizin hervorzurücken; nach einigem Zaudern eilte der Dr. Müller endlich noch in später Nacht fort und brachte aus seinem Hause ein Fläschchen krystallisirten Salzes mit; es wurde in Wasser aufgelöst und von dem Kranken verschluckt, und sofort zeigte sich Linderung. Man braucht dieses Mittel durchaus nicht als etwas Außerordentliches anzusehen, denn Göthe erzählt, das Salz habe einen stark alkalischen

Geschmack gehabt, und es wird also wohl ein Mittel gewesen sein, welches jeder andere einsichtige Arzt in solchem Falle auch gegeben haben würde.

Es war sehr natürlich, daß der Glaube an die Wunderkraft des Geheimmittels und der Wunsch, es selber herzustellen, durch den Verlauf der Krankheit sehr gefördert wurde. Fräulein von Klettenberg hatte schon früher sich Kolben und Retorten zugelegt, und operirte eifrig auf Eisen, in welchem nach bedeutungsvollen Winken des Meisters die heilsamsten Kräfte verborgen sein sollten. Auch Göthe schaffte sich, sobald er wieder hergestellt war, einen kleinen Apparat an, und begann nun, unterstützt durch seine Experimente, eifrig das Studium geheimnißvoller Bücher, in denen die fromme Freundin zuvor schon zu naschen versucht hatte. Vor allem wandte man beharrlichen Fleiß auf Georg von Welling's „Opus mago-cabbalisticum et theosophicum, darinnen der Ursprung, Natur, Eigenschaften und Gebrauch des Salzes, Schwefels und Merkurii beschrieben," mit einem Anhange über alchymistische Operazionen. „Ich schaffte das Werk an," erzählt Göthe, „das, wie alle Schriften dieser Art, seinen Stammbaum in gerader Linie bis zur neuplatonischen Schule verfolgen konnte. Meine vorzüglichste Bemühung an diesem Buche war, die dunklen Hinweisungen, wo der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet, und dadurch das, was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, aufs genaueste zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen solcher sich einander aufklären sollender Stellen zu bezeichnen. Aber auch so blieb das Buch noch dunkel und unverständlich genug, außer daß man sich zuletzt in eine gewisse Terminologie hineinstudirte, und, indem man mit derselben nach eigenem Belieben gebarte, etwas wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte."

Um sich einen größern Anschein von Wichtigkeit zu geben, verwies Welling mit geheimnißvoller Miene auf seine Vorgänger, den Theofrastus Parazelsus und ähnliche, von denen man kaum zu sagen weiß, ob sie mit ihrer Geheimnißthuerei nur die Leser, oder auch sich selbst betrogen haben. In allen diesen Schriften wurde viel von einem sogenannten Luftsalze gefaselt, welches herbeigezogen werden müsse, indem man alkalische Präparate an der Luft zerfließen lasse; diese Alkalien sollten beim Zerfließen sich mit jenen überirdischen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles treffliches Mittelsalz hervorbringen. „Nun wurden," heißt es in Dichtung und Wahrheit, „sonderbare Ingredienzien des Makrokosmus und Mikrokosmus auf eine geheimnißvolle wunderliche Weise behandelt, und vor allem suchte man Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am meisten beschäftigte, war der sogenannte Liquor Silicum, Kieselsaft, welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gehörigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zerschmilzt und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken. Diesen Kieselsaft zu bereiten, hatte ich eine besondere Fertigkeit erlangt; die schönen weißen Kiesel, welche sich im Main finden, gaben dazu ein vollkommenes Material, und an dem übrigen so wie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen; nun ermüdete ich doch zuletzt, indem ich

bemerken mußte, daß das Kieselhafte keineswegs mit dem Salze so innig vereint sei, wie ich filosofischer Weise geglaubt hatte, denn es schied sich gar leicht wieder aus, und die schönste mineralische Flüssigkeit ließ doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinsten Kieselstaub ansprechen mußte, der aber keineswegs etwas Produktives in seiner Natur spüren ließ, woran man hätte hoffen können, diese jungfräuliche Erde in den Mutterstand übergehen zu sehen. — So verwendeten wir, theils einzeln, theils zusammen, viel Zeit an diese Seltsamkeiten, und brachten die Abende eines langen Winters, während dessen ich die Stube hüten mußte, sehr vergnügt zu, indem wir drei, meine Mutter mit eingeschlossen, uns an diesen Geheimnissen mehr ergötzten, als die Offenbarung derselben hätte thun können." —

Nur mit schmerzlichem Unwillen kann man in Betracht ziehen, daß die gesellschaftlichen Zustände jener Zeiten dem größten Dichter Deutschland's, den die Natur so überreich ausgestattet hatte, zu seiner Ausbildung keine andern Elemente zu bieten vermochte, als jene elenden, selbstbetrügenden Gaukeleien, die jeden Sinn für gesunde Thätigkeit schwächen, die Funkzionen des Denkvermögens verwirren, und von dem festen, fruchtbaren Boden der Wirklichkeit in nebelhafte Abgründe reißen, in welchen überhaupt keine Entwickelung möglich ist. Göthe ist in seinem dichterischen Vermögen durch diese sinnlosen Absonderlichkeiten schwer geschädigt worden; er hatte ohnehin schon den Zug zum Geheimnißvollen, zum Versteckenspielen, der schließlich immer mehr oder weniger auf eine Entstellung oder wohl gar Verläugnung des Thatsächlichen hinausläuft. Dieser Zug ist entschieden krankhaft, und höchst verderblich gerade für den Dichter, der doch nur dadurch seine höchste Vollkommenheit erreichen kann, daß er so nahe wie irgend möglich an die Natur selber herantritt, und dieselbe gleichsam in ihrer Schöpferrolle vertritt. Die größten Dichter der Welt, ein Homer, ein Sofokles, ein Shakespeare verlassen niemals den Boden der Wirklichkeit, sie versteigen sich nie zu solchen rath- und planlosen Absonderlichkeiten, wie Göthe's Faust sie leider so mannigfach zeigt. Fast sollte man glauben, der leitende Beweggrund bei Göthe's alchymistischen Spielereien sei derselbe gewesen, den er selbst in den Worten ausspricht: „Die Zeit ist unendlich lang, und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will."

Die Langeweile treibt freilich die erhabensten Geister zu kleinlichen Beschäftigungen; Göthe zeichnete sein Zimmer mit den darin befindlichen Möbeln ab, und wenn ihn das nicht mehr unterhielt, so stellte er allerlei Stadtgeschichten dar, die man sich eben erzählte, und diese Neu-Ruppiner Bilderbogen ließ der Rath Göthe aufkleben und mit Linien einfassen! Das ist der unausbleibliche Fluch der schlaffen Nichtsthuerei, die weder den Schweiß der Arbeit noch die selige Freude des mühsam errungenen Zieles kennt, daß sie schließlich nicht mehr im Stande ist, die Arbeit von der Spielerei zu unterscheiden, und mit gähnender Sorge an die Vergeudung der edelsten Güter, der Zeit und der Kraft, denkt. Diese Schwächlichkeit hält auch von der Selbsterkenntniß zurück, und beraubt uns dadurch des wirksamsten Hebels, uns höher zu schwingen, denn nur der erkannte Fehler läßt sich verbessern, und nur die selbstbewußte Kraft

wählt die passende Arbeit mit Zuversicht und nimmt das Werk mit Freuden auf. Göthe aber kannte diese Freudigkeit und Zuversicht im Gebrauche der eigenen Kraft so wenig, daß er als Greis noch fast vor der Selbsterkenntniß warnte. Im achten Buche von Dichtung und Wahrheit sagt er: „Es ist eine langweilige und mitunter traurige Sache, zu sehr auf uns selbst, und was uns schadet und nutzt Acht zu haben, und es ist keine Frage, daß bei der wunderlichen Idiosynkrasie (Zusammensetzung) der menschlichen Natur von der einen, und bei der unendlichen Verschiedenheit der Lebensart und Genüsse von der andern Seite es noch ein Wunder ist, daß das menschliche Geschlecht sich nicht schon lange aufgerieben hat. Es scheint die menschliche Natur eine eigene Art von Zähigkeit und Vielseitigkeit zu besitzen, da sie alles, was an sie herankommt oder was sie in sich aufnimmt, überwindet, und wenn sie sich es nicht assimiliren kann, wenigstens gleichgültig macht. Freilich muß sie bei einem großen Exzeß trotz alles Widerstandes den Elementen nachgeben, wie uns so viele endemische Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins (!) überzeugen. Könnten wir, ohne ängstlich zu werden, auf uns Acht geben, was in unserm komplizirten bürgerlichen und geselligen Leben auf uns günstig oder ungünstig wirkt, und möchten wir das, was uns als Genuß freilich behaglich ist, um der üblen Folgen willen unterlassen, so würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei sonst gesunden Konstituzionen oft mehr als eine Krankheit selbst quält, leicht zu entfernen wissen. Leider ist es im Diätetischen wie im Moralischen: wir können einen Fehler nicht eher einsehen, als bis wir ihn los sind, wobei denn nichts gewonnen wird, weil der nächste Fehler dem vorhergehenden nicht ähnlich sieht, und also unter derselben Form nicht erkannt werden kann."

Wer die ganze Tragweite dieser zaghaften Grundsätze und Anschauungen ermessen will, der stelle daneben die klare Selbsterkenntniß, die erhabene Selbstbeherrschung, das unerschütterliche Pflichtgefühl eines Immanuel Kant. Es müßte als ein Wunder angesehen werden, daß Göthe in so bedrückenden Verhältnissen nicht verkümmert ist, wenn die unerschöpfliche Kraft seiner Künstlernatur ihn nicht immer wieder emporgehoben hätte. Sogar in jener ungesunden, in jener Stickluft suchte seine Kunst eine Blüthe zu treiben, aber dieser verkümmerte, geknickte Sproß liefert allein durch seine Erscheinung den Beweis, daß auf jenem Boden ein Göthe nichts lebensfähiges zeitigen konnte. Wir theilen dieses Produkt, ein kleines Gedicht, nachstehend mit; es erschien zuerst in einer Zeitschrift, und ist nicht in Göthe's Werke übergegangen. Es lautet:

Dies wird die letzte Thrän' nicht sein
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv' und Adern wühlen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach! diese lange tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Uebrigens hat die Lehre des Fräuleins von Klettenberg nie feste und tiefe Wurzel in Göthe's Seele geschlagen, und auch die „Bekenntnisse einer schönen Seele" sind kein Ausfluß selbstempfundener Gedanken und Gefühle, denn in einem Briefe an Schiller vom Jahre 1795 sagt Göthe ausdrücklich von der erwähnten Episode: „Da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechselung des Subjektiven und Objektiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu."

Doch bildete Göthe, da er in jener Zeit sich anhaltend mit übersinnlichen Gegenständen beschäftigte, sich eine eigene Ansicht darüber; von bedeutendem Einfluß auf die Gestaltung derselben war die „Kirchen- und Ketzerhistorie" von Gottfried Arnold, einem der ausgezeichnetsten Theologen der Spener'schen Schule. Diese religiöse Schöpfungs- und Erlösungstheorie, welche Göthe am Schluß des achten Buches von Dichtung und Wahrheit mittheilt, ist im Faust deutlich wiederzuerkennen.

Die religiösen und alchymistischen Beschäftigungen füllten Göthe's Zeit nicht so sehr aus, daß sie ihm nicht noch Muße zu andern Dingen gelassen hätten. Mit seiner Schwester sah er die Briefe durch, welche er von Leipzig aus in die Heimath geschrieben. Der sorgsame und in seiner Zeit so wenig beschränkte Vater hatte sie alle zusammengeheftet und sogar die sprachlichen und Schreibfehler verbessert. Doch vermochte er aus diesen Dokumenten seiner Denkweise noch nicht den möglichen Nutzen zu ziehen, die Zeit lag ihm noch zu nahe; einige Bemerkungen über die Handschrift und über Reminiszenzen aus Gellert's Kolleg sind alles, was er darüber gibt. Ueber diese Briefe und ihren Standpunkt fühlte der Jüngling sich jetzt sehr erhaben, und ebenso wenig genügten ihm seine poetischen Erzeugnisse aus der Leipziger Zeit. Wie schon einmal in Leipzig, wurden abermals viele angefangene Stücke, Gedichte und Briefe dem Feuer übergeben; verschont blieb das Manuskript von Behrisch und die beiden vollendeten dramatischen Arbeiten, die wir bereits besprochen haben. Die Mitschuldigen suchte der Dichter immer mehr zu vervollkommnen. „Lessing," sagt er, „hatte in den zwei ersten Akten der Minna ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei, und es war mir nichts angelegener, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen." Diese zweite Bearbeitung ist es, in welcher uns das Stück jetzt vorliegt; doch auch die erste, in Leipzig entstandene Bearbeitung hat sich in der Handschrift erhalten *).

Mit den Leipziger Freunden und Freundinnen blieb er in regem Verkehr; an Friederike Oeser schrieb er am 6. November 1768 eine poetische Epistel, in welcher er von seinem Befinden und der ärztlichen Behandlung scherzend erzählt. Es heißt darin:

So launisch wie ein Kind, das zahnt,
Bald schlichtern, wie ein Kaufmann, den man mahnt,

*) Hettner, III, 1, 117.

Bald still wie ein Hypochondrist,
Und sittig wie ein Mennonist,
Und folgsam wie ein gutes Lamm,
Bald lustig wie ein Bräutigam
Leb' ich, und bin halb krank und halb gesund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht so viel Athem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn sie mit Stolz erzählt,
Was ich bei euch gehabt und was mir hier jetzt fehlt.
Da sucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doktor Medizinä
Extrakte aus der Kortex Chinä,
Die junger Herrn erschlaffte Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Auf's neue stärken, den Verstand
Und das Gedächtniß schärfen.
Besonders ist er drauf bedacht
Durch Ordnung wieder einzubringen
Was Unordnung so schlimm gemacht,
Und heißt mich meinen Willen zwingen.
„Bei Tag und sonderlich bei Nacht
„Nur an nichts Reizendes gedacht!"—
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeist,
Den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt!
Des Bouchers*) Mädchen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau
Mit runzligem Gesicht, mit halb zerbrochnem Zahne
Vom fleißig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tisane
Setzt er mir statt des Weins dazu.

Die Leipziger Mädchen vermißte er sehr; den Schönen seiner Vaterstadt fehlte es, so behauptete er, zur Freundschaft an Verstand, und zur Liebe an Gefühl. An sein geliebtes Käthchen schrieb er auch während der frommen Beschäftigungen häufig, zu Zeiten in jedem Monate einen Brief; sie antwortete ihm auch zuweilen. Göthe's Liebe dauerte ungeschwächt fort, doch Käthchen blieb kalt, wie sie geworden war. Als Göthe im Mai 1769 die Anzeige von ihrer Verlobung durch seinen Freund Horn erhielt, schrieb er ihr am 1. Juni: „Aus Ihrem Briefe an Horn habe ich Ihr Glück und Ihre Freude gesehen. Was ich dabei fühle, was ich für eine Freude dabei habe, das können Sie sich vorstellen, wenn Sie sich noch vorstellen können, wie sehr ich Sie liebe. Grüßen Sie Ihren lieben Doktor (Kristian Karl Kanne) und empfehlen Sie mich seiner Freundschaft. Warum ich so lange nicht geschrieben habe, das könnte wohl

*) François Boucher war erster Maler Ludwig's XV; Gerhard Dow lebte in Leyden.

strafbar sein, wenn Sie meine Briefe mit Ungeduld erwartet hätten. Das, wußte ich aber, war nicht so, und drum schrieb ich nicht; es war bisher eine Zeit für Sie, da ein Brief von mir so wenig Ihrer Aufmerksamkeit werth war, als die Erlanger Zeitung; und alles zusammengenommen so bin ich doch nur ein abgestandener Fisch." Freund Horn sei ein Thor, daß er seine Konstantine Breitkopf nicht vergessen könne und ihr eine unvergängliche Treue zutraue. „Der gute Mensch bedenkt nicht, daß Mädchenherzen nicht Marmor sein dürfen. Das liebenswürdigste Herz ist das, welches am leichtesten liebt; aber das am leichtesten liebt, vergißt auch am leichtesten. Doch er denkt daran nicht, und hat Recht; es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich, als ein verlassener, der erste hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Haß, der andere, ja der andere — wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden." Vorläufig wolle er ihr nicht wieder schreiben, „denn, meine liebe Freundin, ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren besten Freund nennen, so ist es doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Frische Hechte sind immer die besten; aber wenn man fürchtet, daß sie gar verderben mögen, so salzt man sie, besonders wenn man sie verführen will. Es muß Ihnen doch komisch vorkommen, wenn Sie an all die Liebhaber denken, die Sie mit Freundschaft eingesalzen haben, große und kleine, krumme und grade, ich muß selbst lachen, wenn ich daran denke. Doch Sie müssen die Korrespondenz mit mir nicht ganz abbrechen, für einen Pöckling bin ich doch immer noch artig genug." In andern Briefen bricht die Wemuth der verscherzten Liebe ergreifend durch. „Wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, wie vergnügt wollte ich leben! O könnte ich die dritthalb Jahre zurückrufen, Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheuter sein!" Zum letztenmal schrieb er ihr am 23. Januar 1770. Käthchen verheirathete sich im März 1770 an den Dr. Kanne, als dessen Gattin sie im Mai 1810 starb.

Göthe's Aufenthalt im Vaterhause dauerte vom September 1768 bis zum April 1770. Es wird erzählt, daß er in dieser Zeit öfter in Worms gewesen sein soll, wohin ihn eine Geliebte, Charitas Meixner, gezogen habe; er hatte sie in Frankfurt kennen gelernt, wo sie drei Jahre lang sich in einer befreundeten Familie aufhielt. Einige noch erhaltene Briefe sollen die Liebe Göthe's zu Charitas unzweifelhaft darthun. Göthe selbst erwähnt in Dichtung und Wahrheit die Genannte mit keinem Worte.

In dem väterlichen Hause war es Göthe jetzt noch weniger behaglich, als früher, da besonders, wie wir schon erwähnten, das Verhältniß zum Vater wenig erfreulich war. Als der Rath Göthe daher seinem Sohne vorschlug, nach Straßburg zu gehen und dort seine juristischen Studien zu beendigen, ergriff letzterer gern die Gelegenheit, wieder in die Welt zu gehen, von welcher er Verwirklichung seiner Erwartungen hoffte. Im April 1770 brach er auf, und legte die Reise nach dem schönen Elsaß auf der neu eingerichteten bequemen Diligence in kurzer Zeit zurück.

Für jeden Deutschen, der sein herrliches Vaterland liebt, mußte es früher immer ein schmerzhafter Gedanke sein, daß die Stadt und der Gau, an welchen das Leben unseres größten Dichters mit tausendfachen Erinnerungen geknüpft ist, in den Händen des Erbfeindes war. Heil uns, daß jene Zeiten vergangen sind! Vom Straßburger Münster weht das deutsche Kaiserbanner, und das schöne Elsaß, in dem Göthe eine geistige und dichterische Auferstehung zu Theil wurde, ist wieder deutsch geworden!

Sobald Göthe in der Geburtsstadt des großen Fischart angelangt war, eilte er dem Münster zu, welcher schon von fern ihm lange gewinkt hatte. Unfähig, den gewaltigen Eindruck dieses herrlichen Bauwerkes sofort in sich aufzunehmen und in seiner Brust lebendig werden zu lassen, eilte er die Plattform des Münsters zu besteigen, und von da aus schweiften seine Blicke nun weit über das gesegnete Land, in welchem zu leben ihm ein gütiges Geschick für einige Zeit vergönnt hatte. Zu seinen Füßen breitete sich mit ihren Giebeln und Thürmen, mit ihren Mauern und Straßen die Stadt aus, welche das nievergessene Lied immer die wunderschöne nannte, die Stadt, in welcher deutsches Leben selbst unter dem Druck des Feindes wogte und blühte, die Stadt, welche mit stolzen Erinnerungen, mit unsterblichen Namen an das deutsche Vaterland geschlossen war. Und rings umher grünte die lachende Gegend im Frühlingskleide, durch die herrlichen Gefilde wälzte der schöne Strom seine Wogen, aus deren tiefem Schooße die Geister deutscher Sage und deutschen Liedes emporrauschten, um dessen Ufer die deutschen Reben den duftigen Kranz wanden. In der Ferne stiegen die waldbedeckten Berge auf und begrenzten ein Land, welches jetzt noch wie eine unbeschriebene Tafel vor den Augen des entzückten Dichters lag, bald genug aber auch für ihn Sprache und Leben gewinnen, und seinem Geiste, seinem Herzen einen Frühling schenken sollte, der in späten Jahren noch dem Greise das tiefbewegte Herz rührte. Denn in Göthe's ganzem Leben ist keine andere Zeit, auch nicht der Aufenthalt in Rom, so wichtig und so fördernd, und von einem so nachhaltigen Einflusse gewesen, wie die sechzehn Monate in Straßburg.

In dem Hause Nro. 80 am Fischmarkte, einer schönen langen Straße, bezog Göthe ein kleines anmuthiges Quartier, dann gab er seine Empfehlungsschreiben ab, welche ihn meist zu frommen Leuten aus der Sinnesweise der Frankfurter Abgesonderten führten. Aber das frohe und freie Leben der schönen Stadt sollten bald genug die krankhaften Regungen müßiger Geister aus seinem Inneren scheuchen. Schon im Sommer schrieb er an Fräulein von Klettenberg: „Mein Umgang mit den frommen Leuten hier ist nicht gar stark; ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet, aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen."

Durch seine Tischgesellschaft fand Göthe einen Umgang, der ihm mehr behagte. Er speiste in der Krämergasse 13, wo eine Anzahl von Studenten und einigen andern Personen eine geschlossene Gesellschaft unter dem Vorsitze eines Dr. Salzmann bildete. Dieser vortreffliche Mann war Aktuar beim

Pupillenkolleg, und es gab in der ganzen Stadt fast keine Familie, welche ihm nicht zu Dank verpflichtet gewesen wäre. In der Mittagsgesellschaft nahm der etwa funfzigjährige Mann, der 1812 im Alter von mehr als 90 Jahren starb, eine gewichtige Stellung ein; seine heitere Ansicht des Lebens, seine reichen Kenntnisse, sein feiner Geschmack und oft auch sein ansehnliches Vermögen kamen den jungen Freunden zu gut, deren er stets eine Zahl um sich versammelte, um sie zu leiten und im Verkehr mit ihnen sein Herz jung zu erhalten. Wie er jetzt den Mittelpunkt eines Kreises von talentvollen Jünglingen bildete, so gründete er im Jahre 1775 eine neue Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache, zu der mehrere geistig bedeutende Männer gehörten. Die Freundschaft mit Salzmann pflegte Göthe noch Jahre lang nach seiner Abreise von Straßburg.

An diesen Mann schloß Göthe zu seinem eigenen Heil sich eng an, und vertraute ihm auch seinen Plan, in Straßburg seine Studien zu beendigen und zu promoviren. Salzmann setzte ihm auseinander, daß es französische Sitte sei, nicht gerade eine tiefgehende wissenschaftliche Ausbildung von dem Juristen zu fordern, als vielmehr die unmittelbare Bereitschaft zur Praxis von ihm zu verlangen; es sei daher am zweckmäßigsten, mit Hülfe eines umsichtigen und erfahrenen Repetenten sich das nothwendige Quantum des Wissenswürdigen anzueignen. Der Repetent übergab dem jungen Studiosus nun seine Hefte, die in Fragen und Antworten geschrieben waren, und da Göthe ein gutes Gedächtniß besaß, so wurde er auf leichte Weise dahin gebracht, den gestellten Anforderungen zu genügen, wie wir seiner Zeit erfahren werden.

Diese juristischen Beschäftigungen füllten selbstverständlich nur einen kleinen Theil von Göthe's Zeit aus, sein reger Geist suchte andere Nahrung, und seine Neigung zu dem Absonderlichen und Geheimnißvollen ließ ihn unter anderm auch auf die Lektüre einiger Bücher gerathen, welche als juristische Wunderlichkeiten das trockene Studium etwas lustiger machten. Der Titel eines dieser Bücher lautet: „Jacobi Ayreri Processus, in welchem sich Lucifer über Christum, darum, daß dieser ihm die Hölle zerstöret, eingenommen, die Gefangenen daraus erlöset, und hingegen ihn, Lucifern, gefangen und gebunden habe, beschweret. Darin ein ganzer ordentlicher Processus von Anfang der Citation bis auf das Endurtheil, in erster und anderer Instanz, dazu die Form, wie in Compromissen gehandelt wird, einverleibet." Auch juristische Anekdoten finden sich in seinen Heften aufgezeichnet, und wir denken dabei wieder an die Kollegia des Hofrath Böhm in Leipzig, in welchen Göthe zum Ergötzen seiner Genossen die Gestalten aus dem Vortrage des Professors in launigen Bildern auf dem Rande seiner Hefte entwarf.

Mit mehr Ernst betrieb Göthe ein Studium, zu welchem äußere Anregung auf eine größere Liebe von seiner Seite traf. Die meisten seiner Tischgenossen waren Mediziner, und da gerade in der medizinischen Fakultät Straßburg damals glänzende Namen aufzuweisen hatte, so wurde Göthe bei seiner Neigung zu den Naturwissenschaften leicht zu medizinischen Studien hingezogen. Er hörte Chemie und Anatomie, und vor dem hellen Lichte der Wissenschaft zerflossen die alchymistischen Gespenster des Doktor Müller in Frankfurt in unbedeutende Schatten, welche später nur hin und wieder einmal als Poltergeister sich unan-

genehm bemerkbar machten. Zu seiner Lektüre auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wählte Göthe mit Vorliebe Schriften über Elektrizität, auch finden sich in seinen Heften bereits einige Anmerkungen über Farbenlehre.

Alle diese mannigfaltigen Beschäftigungen waren aber doch nur Nebenumstände für den Hauptzweck Göthe's, für seine Ausbildung als Künstler. Das größte Verdienst in diesem Punkte fällt Herder zu, aber auch bevor jener große Mann in Straßburg eintraf, wirkte manches Bedeutende vorbereitend auf Göthe's Geist. Als Marie Antoinette im Mai 1770 auf ihrem Wege zum Blutgerüste durch Straßburg kam, war sie die Braut des französischen Kronprinzen. Auf einer Rheininsel, wo sie den Händen der französischen Abgesandten übergeben werden sollte, hatte man ein Gebäude aufgeführt, welches aus einem Hauptsaal und mehreren kleineren Sälen bestand. Zum Schmuck der Bretterwände hatte man wollene Tapeten verwendet, und in einem der Nebensäle fanden sich jene berühmten Tapeten, welche nach den rafaelischen Kartons gearbeitet waren. Der göttliche Meister von Urbino zeichnete die Kartons im Auftrage des Papstes Leo's X., die Tapeten waren zur Bekleidung der Wände in der Sixtinischen Kapelle bestimmt. In nur zwei Exemplaren wurden diese wunderbaren Gewebe zu Arras in Flandern vollendet. Ein Exemplar wird noch jetzt im Vatikan aufbewahrt; das andere Exemplar, welches Göthe damals in Straßburg sah, befindet sich jetzt im alten Museum in Berlin, doch ist von den zwölf Teppichen einer verloren gegangen. Sie sind in der Rotunde des alten Museums leider so außerordentlich ungünstig aufgehängt, daß eine Betrachtung überhaupt unmöglich ist.

Diese zwölf Teppiche enthalten Darstellungen der bedeutendsten Ereignisse aus der Apostelgeschichte. „In ihnen*) zeigt sich nicht nur eine eigenthümliche Würde und Großartigkeit der Form, eine höchst klare und harmonische Anordnung der Gruppen, sondern zugleich eine solche Tiefe und Kraft des Gedankens, eine so ergreifende dramatische Entwickelung der einzelnen Vorgänge, daß die Darstellung historischer Begebenheiten in ihnen ihren höchsten Triumf zu feiern scheint."

Auf Göthe machten diese eben so edlen wie großartigen Kunstwerke einen tiefen Eindruck; durch Geldspenden an die Aufseher wußte er sich zu allen Zeiten Zutritt zu verschaffen, und nun wurde er nicht müde im Beschauen, obwohl mehr sein richtiges künstlerisches Gefühl, als sein klares Bewußtsein hier im Spiele war. Empört war er über die freche Taktlosigkeit, mit der man den eigentlichen Empfangssaal für die Braut mit Teppichen behangen hatte, auf welchen die Geschichte des Jason und der Medea dargestellt war. Es war ein furchtbares Vorzeichen für das Geschick dieser eben so unschuldigen, als unglücklichen Königin. Als sie abgereist war, erinnerte Göthe scherzend daran, daß man vor ihrer Ankunft alle Krüppel entfernt hatte, damit deren Anblick sie nicht beleidige. Er machte ein kleines französisches Gedicht, in welchem er die Ankunft Kristi, zu dem alle Kranken strömten, und die Ankunft dieser jungen Königin, welche alle Krüppel verscheuchte, in Vergleichung brachte. Ein Franzose

*) Kugler, Geschichte der Malerei.

kritisirte das kleine Erzeugniß so scharf, daß Göthe es nachher nie wieder unternahm, in den stolprigen, mit der Scheere beschnittenen Gärten der pomadisirten Gallier zu lustwandeln.

Desto mehr aber fesselte ihn, je länger er es betrachtete, das wunderbare Meisterwerk Erwin's von Steinbach. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte Göthe nur verächtliche Urtheile von einseitigen Pedanten über die gothische Baukunst gehört, jetzt hatte er Gelegenheit, an einem der edelsten Denkmäler dieses ernsten, hohen und dabei doch so sinnigen und anmuthigen Stiles seinen Geschmack zu berichtigen. Er fühlte sehr lebhaft, was die gothische Baukunst so groß mache, das sei die Verbindung des großartigen, zuweilen ungeheuern Entwurfes mit der feinen, künstlerisch bis in die geringste Kleinigkeit ausgeführten Harmonie der Theile; jedes einzelne Glied ist ein Ganzes für sich, fesselt und befriedigt das Auge des sinnigen Betrachters, und doch dient das Einzelne wieder dem Einen großen Gedanken, der Leben in die überreich verschlungenen Linien haucht und tausend verschiedenartige Töne zu Einem ergreifenden Akkorde stimmt. Je mehr Göthe betrachtete und untersuchte, je mehr er sich mit Messen und Zeichnen beschäftigte, desto höher stieg seine Bewunderung und desto mehr wuchs seine Liebe, und so sehr vertiefte er sich in den Geist des herrlichen Bauwerkes, daß er zum Erstaunen derer, welche die Pläne Erwin's kannten, genau anzugeben wußte, wo die Ausführung hinter dem ursprünglichen Plane zurückgeblieben war. Bei alledem darf nicht vergessen werden, daß in damaliger Zeit Göthe fast der erste war, der die Herrlichkeit der gothischen Baukunst empfand und öffentlich für sie eintrat, und auf dieses Urtheil hatte nicht etwa die Stimme eines bedeutenden Lehrers eingewirkt, sondern die Größe und Schönheit des Gegenstandes hatte das verwandte Gefühl in Göthe's Brust gefunden. Er wollte diese Kunst nun aber nicht mehr gothische, sondern er wollte sie deutsche Kunst genannt wissen, und in einem kleinen Aufsatze, den Herder später in sein Heft: „Von deutscher Art und Kunst" aufnahm und den Göthe dem Andenken Erwin's von Steinbach widmete, gab er seinen Ansichten und seinen Gefühlen warmen Ausdruck. Mit begeisterten Worten rühmt er hier den Bau, der für die Ewigkeit gegründet ist, und doch leicht wie ein erhabener Gedanke sich in die Luft hebt; „hast du", sagt er, „hierbei den Muth, den Namen des Künstlers durch deinen unreifen Tadel zu entheiligen, so laß einspannen und reise nach Paris!" Auch der alten deutschen Malerei gedenkt er mit Worten der Bewunderung; er preist den männlichen Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, und blickt verachtend auf den bunten Tand der modernen Weichlinge, die da behaupten wollen, sie selber hätten die Regeln der Kunst erfunden, während doch die Kunst eine Erscheinung voll selbständigen Lebens ist, die tief und unzertrennbar in dem Geiste des Menschen liegt. „In dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig erweist, wenn seine Existenz gesichert ist. So modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen und mit hohen Farben seine Kokos, seine Federn, seinen Körper. Und laßt die Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammenstimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum karakteristischen Ganzen. Diese karakteristische Kunst ist nun die einzig wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbständiger Empfin-

dung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, so ist sie ganz und lebendig. Je mehr die Seele sich erhebt zu dem Gefühle der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt, je mehr diese Schönheit in das Wesen des Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu sein scheint, daß ihm nichts genugthut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes."

Wunderbare Worte, welche den geweihten Lippen des jugendlichen Dichters entströmen! In das tiefste Wesen der Kunst und des Künstlers dringen sie ein, sie sprechen Geheimnisse aus, welche dem Eingeweiheten zufließen wie das Licht der Sonne, dem Laien aber ewig verborgen sind, bis eine gottbegnadete Hand ihm den Schleier von den blöden Augen wegzieht! Man wende jene Worte Göthe's auf Rafael, auf sein Leben und seine Kunst, auf Mozart, auf Feidias an, überall finden sie eine glänzende Bestätigung, überall sprechen sie das eigenste Wesen der Erscheinung aus, und doch ist es bei Göthe nicht klares Bewußtsein, sondern es ist überströmendes, mächtiges Gefühl, welches sich hier Bahn bricht durch so manchen Damm, der davor gelagert war. Und es bedurfte noch größerer Anstrengungen, um alle Dämme hinwegzuräumen, welche mit Schutt und Moder den belebenden Quell verhinderten, frisch emporzusprudeln.

Ein Doppeltes war es, was Göthe noch fehlte; außer der hellen, richtigen Ansicht war es das Selbstvertrauen, welches durch das feste Bewußtsein, auf dem richtigen Wege zu wandeln, verliehen wird. Beides ihm zu geben war kein Mann mehr geeignet, als Herder. Im September des Jahres 1770 kam er nach Straßburg; er begleitete dahin den Prinzen von Holstein-Eutin, von dem er sich jedoch sehr bald in Folge unheilbarer Zerwürfnisse trennte *). Seit seinem fünften Jahre litt Herder an einer Thränenfistel, die er sich in Straßburg durch den berühmten Wundarzt Lobstein operiren lassen wollte, deshalb verweilte er bis in den April 1771 in Straßburg.

Herder stand um diese Zeit schon als ein bedeutender Mann da, dessen Name einen vorzüglichen Klang hatte. Durch seine Fragmente zur deutschen Literatur und seine Kritischen Wälder, die seit einigen Jahren erschienen waren, kannte man ihn auch über die Grenzen des deutschen Landes hinaus, so daß man ihn sogar in Nantes bei seinem mehrmonatlichen Verweilen als einen Mann, der sich um die Literatur seines Volkes verdient gemacht, begrüßte. Von Riga aus, wo er Lehrer und Prediger war, hatte Herder eine Seefahrt über die Ostsee und das deutsche Meer nach Frankreich unternommen, und während der Muße dieser schönen Reise, auf welcher die Gesellschaft seines Freundes Behrens ihn erfreute, waren in ihm die längst empfundenen Ansichten über die einzig wahre Poesie, deren einziges Muster und Vorbild die Natur ist, zum hellen

*) Die näheren Umstände haben wir im zweiten Bande unseres Werkes im Leben Herder's genau kennen gelernt.

Bewußtsein gediehen, und im Vollgefühl seiner Kraft und seines ernsten Willens hatte er später in Nantes in die Blätter seines Reisetagebuches jene weltumgestaltenden Pläne eingezeichnet, welche ein beredtes Zeugniß von dem Feuer seines Geistes sind.

Als Göthe den fünf Jahre ältern Herder kennen lernte, war ersterer kein Neuling in Straßburg mehr, so daß nicht etwa ein Strom von neuen Eindrücken seinen lebhaften und zum Flattern so gern geneigten Geist verwirrt hätte. Die krankhaften, alchymistischen und pietistischen Erinnerungen von Frankfurt her waren ebenfalls schon stark verblaßt, und das Feld war auf günstige Weise vorbereitet. In Göthe's Tischgesellschaft war es schon bekannt, daß Herder kommen würde, Göthe war begierig, ihn kennen zu lernen, und redete ihn, als er zufällig mit ihm in einem Gasthause zusammentraf, sogleich an. Die Bekanntschaft, welche auf diese Weise vermittelt wurde, gedieh bald zu einem warmen Verhältnisse. Bei der so langwierigen und schmerzhaften Kur leistete Göthe dem Freunde oft Gesellschaft, zuweilen verweilte er ganze Tage bei ihm, und die Standhaftigkeit, mit welcher Herder die langen Schmerzen der Kur aushielt, und die männliche Entschlossenheit und Geistesruhe, mit der er sich schließlich in den unglücklichen Ausgang der vergeblichen Operazion zu finden wußte, trugen nicht wenig dazu bei, Göthe's Bewunderung und Achtung zu vermehren, und ihn immer stärker anzuziehen.

Ungetheilt war freilich Göthe's Zuneigung nicht, denn Herder's feuriger und zum Spott so leicht bereiter Sinn erfuhr eine harte Prüfung in den Leiden der Kur, welche er besonders aus dem Grunde unternommen hatte, um später, von einem körperlichen Mangel befreit, vor seine Braut, Karoline Flachsland in Darmstadt, hintreten zu können. Je unsicherer nun der glückliche Ausgang des Unternehmens wurde, desto mehr flammte Herder's verbissener Ingrimm auf, und seine Umgebung erfuhr oft ein Zeugniß dessen, was in seinem Herzen tobte. In solchen Augenblicken warf die ganze Gewalt des Spottes, in dem die Brust sich Luft machte, sich auf Gegenstände, die groß und bedeutsam schienen und im Grunde doch nichtige Spielerei waren. Denn Herder war in seinem ganzen Leben ein ingrimmiger Feind aller gespreizten Heuchelei. Göthe verwandte manche schöne Stunde auf eine Siegelsammlung, die er schon in Frankfurt angelegt hatte; sie war künstlich nach dem Staatskalender geordnet, und umfaßte die Potenten und alle Sorten des Adels bis zu sieben Kronspitzen herab. Göthe sprach mit behaglicher Genugthuung von dieser werthvollen Sammlung, Herder aber war anderer Meinung, er machte dem Freunde das Interesse an diesen kindischen Dingen lächerlich und wußte es ihm zu verleiden.

Im längern Verkehr brachte Göthe nach und nach dasjenige zur Sprache, was ihn besonders angezogen hatte, und vorzugsweise bewegte sich die Unterhaltung auf literarischem Felde. Sein Liebling war, wie wir erzählten, schon seit seiner Knabenzeit Ovid gewesen, an dessen Metamorfosen er besondere Freude hatte. Herder bekämpfte diese Neigung mit scharfen Waffen; sein junger Freund schwärmte so gern mit Ovidischen Göttern und Halbgöttern in heiteren und herrlichen Gegenden zerflossener Träume umher, Herder aber that ihm die Augen auf und zeigte ihm die Unwahrheit und Unbestimmtheit der Ovidischen Gestalten,

so wie das Gezierte der Darstellung und das Ueberreizte der Tendenz. Vor Herder's Kritik sanken die falschen Götzenbilder, welche in Göthe's Seele spukten, vor ihr zerriß auch der Vorhang, der dem Jünglinge die Armuth der damaligen deutschen Literatur verhüllte; nur wenige bedeutende Sterne ließ Herder am Himmel der Kunst und der Kritik stehen. Aber Göthe hatte zu seinen Mustern mehrfach Männer ausersehen, welche Herder nicht gelten lassen wollte, und auf diese Weise wurde auch das Vertrauen tief erschüttert, welches Göthe in seine eigenen Kräfte gesetzt hatte, so daß er fast an seinen Fähigkeiten zu verzweifeln begann.

Doch dieselbe Hand, die ihn so tief niederbeugte, riß ihn noch kräftiger wieder empor und wies ihn auf die sonnenhelle Bahn, die keine Schranken, keine Dunkelheit und keine Erschöpfung kennt: auf die Bahn der Natur. Von Herder wurde Göthe belehrt, daß die Poesie nicht ein überliefertes Sondergut weniger Männer, die sich gebildet nennen, sei, sondern ein unveräußerliches Erbtheil der ganzen Menschheit; daß die Kunst nicht Menschenerfindung, sondern große herrliche Gottesgabe sei. Durch Herder lernte Göthe die hohe Poesie der Bibel erkennen, an welcher der arme Schulmeisterssohn seine verlangende und in der Wüste seiner Jugend verschmachtende Seele erquickt und zum heißen Ringen gekräftigt hatte. Wer sich einen Begriff von der Art, wie Herder die Bibel las, machen will, der muß die Aelteste Urkunde ansehen, in welcher Herder den ganzen Wust von bestaubten Spinnweben hinwegfegt, mit dem man uns die hohe Poesie dieses ehrwürdigen Buches zu überdecken pflegt, und die Edelsteine in ihrem eigenen Glanze, die Blumen uns in ihrem ursprünglichen Schmelze zeigt.

Vom Studium der Bibel führte er ihn zu dem Vater der Poesie, aus dessen Gesang uns das Rauschen der ewigen Thalatta, das Tosen des Kampfes, das milde Liebeswort aus Menschenmunde in gleicher Wahrheit und gleicher Schönheit entgegen tönt: zu Homer. In den kritischen Wäldern hatte Herder nachdrücklich auf Homer hingewiesen und seinem Volke das Verständniß seiner Werke zu eröffnen gesucht, jetzt suchte er das Herz seines jungen Freundes für die Poesie des griechischen Volksepos zu gewinnen. Göthe fing an, mit Herder zusammen den Homer in der Ursprache zu lesen; leider blieb Göthe nur nicht lange bei dieser Beschäftigung, da seine Kenntniß des Griechischen nicht ausreichend war, ihm den Genuß der homerischen Werke unverkümmert zu gewähren. Das wahre Verständniß Homer's ging für Göthe erst später auf, als er längere Zeit in Italien zu leben das Glück hatte.

Von der lebensfrischen Poesie Homer's war das Volkslied nicht weit entfernt. Herder pflegte diese sinnige, duftende Blüthe echter Poesie mit großer Sorgsamkeit, und regte alle seine Bekannte an, Volkslieder zu sammeln. Göthe suchte manches schöne Lied auf seinen Streifereien im Elsaß zu erhaschen, noch nach Bückeburg sandte er an Herder zwölf derselben; wahrscheinlich rühren mehrere Stücke in den Stimmen der Völker in Liedern von Göthe her, und daß die Innigkeit und die herzbewegende Kraft dieser Art der Poesie für seine eigenen Dichtungen nicht verloren war, das beweisen die lieblichen Lieder, welche Göthe während seines Aufenthaltes im Elsaß sang, und die man ohne Besinnen

den echten Volksliedern zuzählen würde, wenn etwa der Name des Verfassers unbekannt wäre.

Auch neuere Bücher brachte Herder mit; durch ihn lernte Göthe den Ossian kennen, der ihn so sehr fesselte, daß er einen ansehnlichen Theil desselben übersetzte. Wenn in den Gesängen Ossian's auch ein übertriebenes Pathos herrscht, so haben sie doch das Verdienst, in Deutschland wesentlich zur Befreiung von der steifen, geisttödtenden Manier der Franzosen beigetragen zu haben, und daß einige Stellen Ossian's voll echter, großartiger Poesie und voll hinreißender Gewalt der Gefühle sind, läßt sich durch nichts hinwegläugnen. Dem Ossian blieb Göthe länger treu als dem Homer.

Ein anderes, damals neues Werk der englischen Literatur, welches ebenfalls in der Zeit, wo es erschien, nicht ohne Verdienst war, lernte Göthe in dem Landprediger von Wakefield kennen. Herder las ihm die deutsche Uebersetzung dieses Buches vor, und begleitete seinen Vortrag mit eingehenden kritischen Erörterungen. Fern von aller gezierten Manier trug Herder das Werkchen in schlichtem Tone, doch mit tiefer Empfindung vor; Göthe erzählte, daß diese Art des Vortrags einen unendlichen Reiz für ihn gehabt, und das ganze Werk einen großen Eindruck bei ihm hinterlassen habe.

Alles große und wahre Leben in den genannten Werken schien jedoch gesammelt in den Dichtungen jenes großen Mannes, vor dem selbst die Krone eines Sofokles verbleicht, in den Dramen Shakespeare's. In Leipzig hatte Göthe wenig mehr als den Namen dieses Dichters kennen gelernt, Herder eröffnete ihm sein Verständniß und führte ihn auf den Weg, in dessen Verfolg Göthe später die berühmte Erklärung des Hamlet geben konnte. Wenn der Kreis der Jünglinge in Straßburg sich auch vielfach an Aeußerlichkeiten, an den Narrenwitzen und den Wortspielen hielt, welche in Shakespeare's Jugendstücken, wie etwa in „Der Liebe Mühe ist verloren" sich so häufig finden, so blieb Göthe wenigstens nicht auf der Oberfläche stehen; seine Begeisterung für Shakespeare entsprang aus dem Gefühle, daß ihm hier die Werke eines hohen, verwandten Geistes, eines unübertrefflichen Lehrers vor Augen traten. In jene Zeit scheint die Abfassung einer kleinen Rede über Shakespeare zu fallen, deren Inhalt mehr als unklare Schwärmerei ist. Einige Sätze derselben mögen hier Platz finden. Es heißt darin: „Noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; geahnt, empfunden, wenn's hoch kam, ist das höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen, und Dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Ortes so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft, ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzt, da ich sehe, wieviel

Unrecht mir die Herren der Regel in ihrem Loch angethan haben, wieviel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen. Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war nach innerer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marquis den Alzibiades nachahmen könnte, als es Korneille dem Sofokles zu folgen möglich wäre. Französchen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu groß und zu schwer! Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst; wie das so regelmäßig zugeht und daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe und auch langweilig mitunter, besonders im vierten Akt, das weiß man leider aus Erfahrung und ich sage nichts davon. Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorüberwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt, den noch kein Filosof gesehen und bestimmt hat, in dem das Eigenthümliche unseres Ich's, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig hätten, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln. Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, selbst Wieland, haben sich bei dieser Gelegenheit wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein echter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Szepter verzerren! Die meisten von diesen Herren stoßen sich besonders an seinen Karakteren an. Und ich rufe: Natur, Natur! nichts so Natur, als Shakespeare's Menschen!

„Da hab' ich sie alle über'm Hals! Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug für Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe. Darin liegt es, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie mit dem Hauche seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft. Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urtheilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht, hinterdrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben.

„Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das, was edle Filosofen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare: das, was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als die heiße Zone brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte, unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen! — Auf, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des

sogenannten guten Geschmackes, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben, und weil sie nicht müde genug sind zu ruhen, und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrthen- und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Manches in diesen Auslassungen gehört selbst noch zu den vermoderten Ansichten, die bekämpft werden sollen, aber es geht doch auch ein kühner, großer, bahnbrechender Zug hindurch. Und diese neuen Gedanken sind nicht zufällig, sie sind nicht angeeignet, sondern sie quellen aus der Tiefe einer belebten Dichterbrust hervor, sie sind bereits Früchte dessen, was der junge Geist in sich aufnahm, der Geist, der sich eben anschickte, die großen Bilder zu gestalten und zu formen, welche er einst der Welt schenken wollte. Nichts geringeres als Götz von Berlichingen und Faust war es, was bereits in Göthe's Dichterbrust wogte und nach einer Form rang, und außer diesen beiden beschäftigte ihn noch eine dritte ebenso großartige Tragödie, welche Bruchstück geblieben ist: Julius Cäsar. Welche andern Stoffe waren das, als am Ende der Leipziger Zeit die beiden kleinen Stückchen! Und wem dankte Göthe diesen gewaltigen Umschwung mehr als Herder! In diesen Umgebungen und Einwirkungen, in diesen Tagen kam Göthe's Jugendkraft und sein Jugendmuth ihm selbst erst recht zum Bewußtsein, aus den rostigen Ketten einer Welt, die zur Hälfte schon im Grabe lag, riß er sich hinauf in den Sonnenschein der Freiheit und des Lebens, des Muthes und der Schöpfungslust.

In jedem dichterischen Geiste steigt die schöne Flamme leuchtend empor, wenn der belebende Hauch der Jugend, der Freude, des verwandten Genius sie anfacht, aber sie schlägt in unermeßlicher Kraft zum Himmel hinauf, wenn sie getragen wird von der begeisterten Zustimmung, von der jauchzenden Liebe eines Kreises von Freunden. In Straßburg, wo das Geschick seine reichsten Gaben mit immervoller Hand über Göthe ausschüttete, ward ihm auch die Lust des geselligen Lebens in vollem Maße zu Theil, er konnte sein Herz an der Liebe wärmen, die ihm von so vielen Seiten entgegenkam.

Zu denen, welche ihm in Straßburg nahe standen, gehörte Weyland, ein stiller fleißiger Student, aus dem Elsaß gebürtig; durch ihn, der in der Umgegend manchen Bekannten und Verwandten hatte, wurde Göthe zu größeren und kleineren Ausflügen veranlaßt, die ihn meist zu einem Orte führten, an welchem ihm Weyland persönlich oder durch Empfehlung eine gute Aufnahme bereitete. In der Stadt übernahm dasselbe Amt der überall wohl empfangene Salzmann. Bei seiner freien Stellung als Junggesell, seinen reichlichen Mitteln und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit hatte er in vielen Familien Zutritt, von welchen empfangen zu werden auch dem jungen Studenten sehr wünschenswerth war. Die Straßburger lebten so viel als möglich in der freien Natur, häufige Spaziergänge und ein öfterer Aufenthalt in den schönen Gärten in der Umgebung der Stadt beförderten die Geselligkeit und verliehen ihr ein heitres Ansehen. In Salzmann's Gesellschaft wurde Göthe mit verschiedenen Familien bekannt, von welchen er in der Folge mehr als eine Einladung zu diesem oder jenem frohen Tage erhielt, und in solchen Gesellschaften war er gewöhnlich eben

so gern empfangen, als er sie besuchte. Aus diesen fröhlichen Tagen werden die reizenden Lieder stammen, von denen wir mehrere in Göthe's Gedichten finden, wie jenes schöne „Stirbt der Fuchs so gilt der Balg." Unter schattigen Linden sitzt das junge Volk, und so wie überall, wo Jugendlust und Schönheit vereint sind, die Liebe sich bald einstellt, so kommt auch zu dieser Gesellschaft Amor, und er will mit seinen Getreuen jenes bekannte Spiel unternehmen, bei welchem ein brennendes Spähnchen oder ein glimmendes Kerzchen umherwandert; in wessen Hand dasselbe verlöscht, der gibt ein Pfand. Amor bläst seine Fackel aus und läßt sie wandern, sie läuft durch die Reihe, und dem Dichter reicht sie die geliebte Dorilis. Doch als sein Finger sie berührt, da flammt sie, statt zu verlöschen, hell auf, und vergebens sucht der Dichter Amor's Gluth, die ihm über dem Haupte zusammenschlägt, zu dämpfen, es brennt immer fort. — Nur sehr wenige poetische Gedanken unserer ganzen Literatur werden an Schönheit dem Thema dieses Liedchens gleichkommen.

Zu den muntern Gesellen, welche an diesen Gesellschaften gewiß theilnahmen, gehörte auch Lerse, einer jener männlichen, durch und durch ehrenwerthen Karaktere, deren man auf jeder Universität stets einige findet. Seine Lebensweise überstieg nie die Schranken seiner geringen Mittel, und doch wußte er die höchste Sauberkeit in seiner einfachen Garderobe stets zu wahren. Es stimmte sehr wohl zu seinem festen, treuherzigen Wesen, daß er ein Meister in der Fechtkunst war, und um jede Tugend echter Ritterlichkeit zu vereinigen, war er stets bereit, den Frieden unter seinen Genossen aufrecht zu halten, und, wenn einmal ein Ehrenhandel ausgefochten werden mußte, als Sekundant die Genugthuung in's Unschädliche zu leiten. Göthe hatte Fechtstunden bei ihm, und in dankbarer Erinnerung setzte er dem wackern, ehrenfesten Genossen in dem Franz Lerse des Götz von Berlichingen ein Denkmal, welches ihm die Unsterblichkeit sichert.

In vielen Stücken das Gegentheil, in der ehrenhaften Gesinnung aber dem Lerse gleich war Jung, genannt Stilling. Aus einer höchst kümmerlichen Jugend hatte er sich vom Kohlenbrenner zum Schneider und zuletzt zum Hauslehrer aufgeschwungen, und studirte nun in Straßburg, ohne Sorgen und mit großem Fleiß, obwohl er oft nicht wußte, woher er Brod für den nächsten Tag nehmen sollte; ein unerschütterlicher Glaube an Gottes treue Vatersorge, der des Kindes nicht vergessen wird, wenn auch die Mutter sein vergäße, ließ diesen vielgeprüften Mann nicht zu Schanden werden. Göthe erwies sich vielfach freundlich gegen ihn, und Stilling blickte mit hoher Bewunderung zu dem Jüngling auf, dessen große Zukunft er schon damals ahnte. In seiner „Wanderschaft" erzählt er selbst von seinem ersten Zusammentreffen mit Göthe in sehr bezeichnender Weise. Seine Worte lauten daselbst: „Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tische, und man sah einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig in's Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; ersterer sagte gegen letztern: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem frechen Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie

wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Göthe nannte. Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Göthe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über und hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte. Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet, Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perrücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperrücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einstmalen aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur ein Herr aus Wien. Dieser sah ihn an, und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perrücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Göthe und Troost, diese lachten nicht. Stilling fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde! — Göthe aber fiel ein und versetzte: Probir' erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum Besten haben! — Von dieser Zeit an nahm sich Herr Göthe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten Stilling Liebe zu erzeigen." — Göthe selber erzählt, daß ihn zu diesem Studiengenossen vorzüglich der Enthusiasmus desselben für das Gute und Wahre und seine freudige, vertrauensvolle Thätigkeit, die von einem gesunden Menschenverstande geleitet wurde, hingezogen habe. Die schwärmerische Richtung und den Wunderglauben Stilling's duldete Göthe mit Nachsicht, wie auch Salzmann; ihnen beiden konnte diese Seite Stilling's nicht mehr gefährlich werden.

Einer aus der Tischgesellschaft fand wenig Beifall bei den meisten Genossen; es war ein pensionirter Ludwigsritter, der mit seinem Leben unzufrieden war und mancherlei Grillen zu fangen viel Geschick besaß. Die andern wichen ihm aus, Göthe gesellte sich auf seinen Spaziergängen zu ihm, hörte ihn seine alten Geschichten von bedeutenden, meist unglücklichen Personen erzählen, und suchte auch in dieser seltsamen Persönlichkeit eine neue Seite der menschlichen Natur zu ergründen. Schließlich nöthigte ihn freilich die Maßlosigkeit des ehemaligen Soldaten, seine Gesellschaft zu meiden.

In einem so bunten Verkehr sammelte der jugendliche Dichter eine Fülle von Menschenkenntniß ein, und bildete sich selber, seine Gesinnung und seine Erscheinung, immer fester aus. Auf alles, was er an sich bemerkte und was ihm von außen entgegenkam, war er aufmerksam, und wo er einen Mangel an sich entdeckte, da war er eifrig bemüht, ihm abzuhelfen. Von der Zeit seiner Krankheit her war ihm noch eine gewisse Reizbarkeit geblieben, die ihm oft lästig wurde. Ein starker Schall war ihm zuwider; um ihm Trotz zu bieten, ging er Abends beim Zapfenstreich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltiger Lärm ihm anfangs die Brust zu zersprengen drohte, bis er ihn schließlich gleich-

gültig ließ. Um sich gegen den Schwindel, der ihn leicht befiel, zu stählen, erstieg er ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterthurmes und saß in dem Halse unter der Krone wohl eine Viertelstunde lang, bis er es wagte, hinaus auf die kleine Platte zu treten, wo er auf einem Platze von kaum vier Quadratfuß ohne besonders festen Anhalt in der freien Luft hoch über dem Münster, über der Stadt zu schweben schien. Zuerst war die Angst und die Qual groß, aber schließlich siegte die männliche Festigkeit und Beharrlichkeit so vollständig über das krankhafte Gefühl, daß Göthe in seinem spätern Leben auch nicht auf den schroffsten Bergabhängen und auf einzelnen Balken hoch oben auf einem Gebäude eine Spur von Schwindel empfand. Aus seiner Jugendzeit wissen wir, mit welchem Abscheu der Knabe die Bänke und Buden der Fleischer vermied, und dieser Ekel hatte sich noch immer mehr gesteigert. Der Jüngling wollte ihn unterdrücken, er besuchte die Anatomie fleißig, und selbst die widerwärtigsten Dinge konnten ihn zuletzt nicht mehr außer Fassung setzen. Auch gegen die schauervollen Eindrücke der Finsterniß, der Kirchhöfe, einsamer Oerter, nächtlicher Kirchen bewährte sich der standhaft wiederholte Besuch als vortreffliches Abhärtungsmittel. Bei diesen Bemühungen, sich von dem Drange und Drucke des Allzumächtigen zu befreien, wie Göthe es nennt, werden wir lebhaft an die gleiche Abneigung der Frau Rath erinnert.

Doch nicht alle Beschäftigungen waren so ernst und quälerisch, und das Leben lächelte dem Dichter auch von seiner schönen Seite. In den Gesellschaften, welche Göthe besuchte, sprach man mit besondrer Lust von den glänzenden Bällen, die im kommenden Winter stattfinden würden, und alle flotten Tänzer bereiteten sich im Stillen bereits vor, jenes Examen vor schönen Augen zu bestehen, dessen günstiger Erfolg so oft schon über das Schicksal zweier Herzen entschieden hat. Göthe wollte nicht als ein unnützer Gast in den Kreisen erscheinen, in welchen man ihn voraussichtlich zum Tanzen einladen würde, und da er weder in Leipzig noch in Frankfurt sich im Tanzen geübt hatte — in seiner Kindheit hatte sein ernster Vater ihn in dieser flüchtigen Kunst unterwiesen — so beschloß er, wieder Unterricht zu nehmen. Der französische Tanzmeister, welcher ihm empfohlen wurde, lehrte seinen Schülern das Tanzen mit Hülfe seiner beiden Töchter Luzinde und Emilie. Da die Zeit des Vaters nicht sehr besetzt war, so fand sich nach dem Unterrichte immer noch ein Stündchen, welches die lebhaften Französinnen mit dem Studenten verplauderten; sie waren beide jung und hübsch, und der Eindruck, den der in seiner ganzen Erscheinung so fesselnde Jüngling auf sie machte, war ein tiefer, beide Schwestern wurden von Liebe zu ihm ergriffen, die bei der ältern in glühende Leidenschaft überging. Doch wußte sie, daß sie den nie ihr eigen würde nennen können, den sie so heiß liebte, und der, wie sie fühlte, ihrer Schwester mehr zugethan war als ihr; sie glaubte in eifersüchtiger Gluth, daß Emilie das Herz des Geliebten hinterlistig von ihr ab und zu sich gezogen hätte, und in einem Augenblicke der Erregung umschlang sie seinen Hals und küßte ihn wiederholt voller Leidenschaft, und dabei rief sie einen Fluch über diejenige aus, welche zum erstenmale nach ihr diese Lippen wieder küssen würde.

Göthe betrat nach diesem Auftritte das Haus der Schwestern nicht wieder. Die Verwünschung der leidenschaftlichen Luzinde aber sollte in einer tragischen Weise in Erfüllung gehen.

Göthe's Tischgenosse Weyland hatte seinem Freunde schon öfter von der liebenswürdigen Gastlichkeit einer Predigerfamilie erzählt, welche in der Nähe von Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, in dem Dorfe Sesenheim lebte. Der Pfarrer, Johann Jakob Brion, und seine Gattin Maria Magdalena hatten vier Töchter und einen Sohn. Die zweite Tochter hieß Maria Salome, die dritte war Friederike, gewöhnlich Riekchen genannt, die vierte trug den Namen Sofie. Die Einkünfte der Pfarrstelle waren reichlich, der Pfarrer Brion sah gern Besuch bei sich; in seiner Gemeinde war er sehr beliebt, sein Andenken hat sich in jener Gegend noch bis heute erhalten.

Im Oktober des Jahres 1770 ritt Göthe mit seinem Freunde Weyland dem gastlichen Pfarrhause zu. Der junge Dichter hatte in muthwilliger Laune seine schöne Gestalt durch geborgte, enge und ärmliche Kleider entstellt, Weyland stellte ihn als einen armen Theologen vor, und der Prediger, den sie allein zu Hause trafen, nahm sie freundlich auf. Göthe spielte seine geistliche Rolle mit Geschick und Behagen, und es wurde ihm nicht schwer, sie zu behaupten, als nach und nach die Mutter und dann die älteste Tochter — Göthe nennt sie Olivia — hereintraten. Der scharfe Blick der kundigen Mutter witterte unter dem armen Theologen bald genug eine andere Persönlichkeit heraus, Göthe aber fing an sich zu schämen, daß er auch nur scherzweise eine so liebenswürdige Familie habe täuschen können, und sein eigener Zustand wurde ihm selber unbehaglich, als Friederike, nachdem sie einige Zeit erwartet worden, in's Zimmer trat. Das sechzehnjährige Mädchen war mit aller Anmuth der jugendfrischen Schönheit, mit allen Reizen der herzgewinnenden Unschuld geschmückt; in ihrer einfach ländlichen Kleidung, von reichen blonden Locken umwallt, den Hut am Arm, schlank und leicht wie eine Blume des Feldes stand sie vor dem Fremden, dem mit ihrer Erscheinung ein Stern aufging, dessen milde Strahlen noch im Alter sein Herz erhellen sollten. Jungen Herzen, die sich finden, bietet sich bald genug ein Anknüpfungspunkt; hier wurde es die Musik, Friederike sang dem Fremden ihre Liedchen zum Klavier, wie sie nachher jene Lieder sang, die des Dichters Hand als einen unverwelklichen Kranz um das Haupt der Geliebten wand.

Der Abend war nahe, man setzte sich zum Essen nieder, und es hätte des Weines nicht bedurft, um das Dichterherz von Laune und Lust überschwellen zu machen; aus dem Munde des Jünglings strömte die lebhafteste Rede in solcher Fülle, daß Freund Weyland besorgt wurde, er möge sich ganz vergessen und gar zu schnell verrathen, wie wenig an dem armen Theologen Wahres sei. So schlug er denn einen Spaziergang in dem schönen Mondschein vor. Weyland ging an Olivia's Seite, Göthe neben der lieblichen Friederike; man wanderte durch die weiten Fluren, und das Gespräch stockte nicht.

In jeder Einsamkeit verrauchen die leichteren Empfindungen, und nur das bleibt, was aus der Tiefe des Herzens emporsteigt. So wird auch die Liebe in der Brust niemals lebendiger, als wenn nichts Fremdes mehr sich zwischen die

Liebenden drängt, wenn die Einsamkeit ihre Herzen nähert und zugleich mit leiser Hand aufschließt. In solchen Stunden wogen die Gefühle ungehindert auf und ab, unschuldige Herzen offenbaren sich selber unbewußt ihre Geheimnisse, denn jedes Wort, das gesprochen wird, ist eine Perle aus dem Kranze, der sich so reich und so glänzend um das Haupt der schönsten Hoffnung windet. Seliger aber ist nichts, als wenn die keimende Liebe sich schüchtern verräth, indem sie dem Andern ihre Freuden schildert und ihn zur Theilnahme daran herbeiziehen will. Friederike erzählte heiter und lebhaft von den Bekannten, die ihr wohlgefielen und von den Orten, an denen sie gern verweilte; sie machte den Freund an ihrer Seite bekannt mit denjenigen, die ihm lieb werden würden, denn, setzte sie in rührender Einfalt hinzu, sie hoffe, daß der Gast sie wieder besuchen werde, wie jeder Freunde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei.

Der Jüngling hörte schweigend dem Fluß der lieblichen Rede zu; er beneidete in seinen Gedanken alle diejenigen, welche das Glück hatten, mit Friederike zu leben und zu verkehren, es war ihm leid, sie nicht früher gekannt zu haben, und bei jedem Verwandten oder Bekannten, den sie ihm schilderte, horchte er auf, ob es nicht vielleicht ein Liebhaber sein könne, denn keine Liebe ist eifersüchtiger, als die beginnende, die junge, die sich in ihrem Besitze noch nicht sicher weiß.

Als Göthe mit seinem Freunde auf das gemeinsam für sie bereitete Gastzimmer kam, mußte Weyland ihm alles mittheilen, was er von Friederike Näheres wußte, und es war eine große Beruhigung für Göthe zu erfahren, daß sie nicht geliebt habe, nicht liebe und auch nicht versprochen sei. Bis tief in die Nacht wurde geschwatzt, und schon am frühen Morgen weckte den Dichter das Verlangen, die Geliebte wiederzusehen. Aber nun wurde seine eigene Schelmerei ihm zum bittersten Verdruß, denn als er sich anzog, erschrak er über die verwünschte Garderobe, die er sich mit so vielem Vorbedacht ausgesucht. Je weiter er kam, seine Kleidungsstücke anzulegen, desto schimpflicher erschien er sich selbst, und als er sich zuletzt in den engen abgetragenen Rock zwängte und im Spiegel betrachtete, wie hübsch die kurzen Ermel sich ausnahmen, da gerieth er in eine gelinde Verzweiflung, welche nicht gemildert wurde, als Freund Weyland aufwachte und aus seiner seidenen Decke mit Behagen auf seine schönen Kleider blickte, wie sie über den Stuhl hingen. Als der Freund, der arme Theologe, nun fertig vor ihm stand, brach er in lautes Lachen aus und rief: „Es ist wahr, du siehst ganz verwünscht aus!“ — Das brachte den Unmuth des unfreiwillig entstellten zum vollen Ausbruch. „Lebe wohl und entschuldige mich!“ rief er dem Freunde zu, eilte die Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Nu war das Pferd gesattelt, im raschen Galopp war Drusenheim erreicht. Nun war er in Sicherheit, nun konnte das Roß langsamer gehen.

Doch kein Gefühl ist so übermächtig, als die junge Liebe, und wo sich die Hoffnung zu ihr gesellt, wo sie die Erfüllung ihrer liebsten Wünsche nicht versagt sieht, da muß jeder Widerstand ihr weichen, und kein Bollwerk ist stark genug, sie aufzuhalten. Göthe verfolgte seinen Weg, der ihn von der Geliebten entfernte, immer weniger rasch, und immer lebhafter sann er darauf, wie er wohl wieder zurückkehren könne, ohne die Rolle des armen Theologen wieder

aufnehmen zu müssen. Schon wollte er seinem Pferde die Sporen geben, nach Straßburg eilen, sich umkleiden, und auf einem guten frischen Pferde dem geliebten Sesenheim wieder zusprengen, als ein anderer Gedanke ihm noch glücklicher schien. Im Gasthofe zu Drusenheim hatte er einen sehr sauber gekleideten Wirthssohn bemerkt, der in der Gestalt ihm sehr ähnlich war; rasch wandte er sein Pferd, und in Drusenheim machte er dem Burschen den Vorschlag, er solle ihm seine Kleider borgen, da er in Sesenheim etwas Lustiges vorhabe. Der Bursch war gern bereit, den Scherz zu unterstützen, der ihm selbst gefiel, er gab seinen Sonntagsstaat, und schlug seinem Ebenbilde vor, zur Vervollkommnung des Spaßes einen Kindtaufkuchen zur Pfarre zu tragen. Mit der zusammengebundenen Serviette in der Hand machte der Dichter sich auf den Weg, und der Zufall wollte, daß Freund Weyland und die Schwestern unterwegs ihm begegneten. Es glückte ihm, unerkannt vorüberzuschlüpfen und den Pfarrhof zu erreichen, wo nun eine Reihe der lustigsten Verwechselungen nacheinander vielen Spaß gewährten. Die Pfarrerin ergötzte sich an der Verkleidung und da sie eben so wenig wie ihr Gatte einem unschuldigen Scherze gram war, forderte sie den verkappten Gast auf, durch den Garten auf die Wiese zu gehen und dort zu verweilen, bis zum Mittagstisch die ganze übrige Familie überrascht werden könne.

In der Nähe der Wiese zeigte sich ein Wäldchen auf einem Hügel, dahin lenkte der Jüngling seine Schritte. Er fand eine Bank und eine anziehende Aussicht, er setzte sich und hing seinen Gedanken nach, die alsbald zu der Geliebten eilten. Nur kurze Zeit konnte er seinen süßen Träumereien nachhängen, als er jemand kommen hörte. Doch wie dem Herzog Heinrich die Boten, die seine Vögel verscheuchten, eine Königskrone brachten, so war diejenige, welche jetzt die Gedanken des Dichters von ihrem schönen Wege verscheuchte, die Geliebte, die Ersehnte selbst. Er eilte ihr entgegen, mit freudigem Erschrecken erkannte sie ihn, dann setzte sie sich mit ihm auf die Bank; die Verzeihung, um die er bat, ward gern gewährt, und in anmuthiger Neugier wünschte sie nun zu wissen, wie er in diese neue Verkleidung gekommen, denn alles übrige hatte Weyland ihnen schon erzählt. Nun beschrieb der Dichter ihr seinen Abscheu vor der gestrigen Figur und sein Fortstürmen aus dem Hause so komisch, daß Friederike herzlich lachen mußte, und als nun das übrige folgte, als sie hörte, wie das Verlangen den Jüngling in die neue Verkleidung und wieder zurück nach Sesenheim getrieben, und als der entzückte Dichter zuletzt in der Freude, sie wieder zu sehen, ihre Hand küßte, da wurde die Schöne still und nachdenkend, und doch ließ sie ihre Hand in der seinen und hörte seiner fröhlichen Rede gern zu.

In dieser Stellung wurden die Liebenden von Weyland und Olivia überrascht, welche die Schwester zu suchen gekommen waren. Olivia in ihrer erregten Sinnesweise blieb wie versteinert, als sie ihre Schwester mit dem Wirthssohne Hand in Hand sitzen sah; sie gab ihrer großen Verwunderung sogleich lebhaften Ausdruck, und als der vermeinte Wirthssohn nun plötzlich als der Pseudo-Theologe vor sie trat, lachte sie überlaut, warf sich in's Gras und wollte sich

gar nicht zufrieden geben, Weyland aber schüttelte dem Freunde treuherzig die Hand und mit erfreutem Lächeln sagte er: Du bist ein excellenter Junge!

Man ging zum Pfarrhause zurück, Olivia freute sich beobachten zu können, wie die übrigen nun auch angeführt werden würden, und in der That spielten noch mehrere der heitersten Auftritte; von allen wurde der Scherz als das, was er war, aufgenommen, und als nach Tisch der wahre Wirthssohn eintrat, wurde die Verwirrung und der Spaß noch lebhafter.

Nach Tisch, als der Papa sein Mittagsschläfchen hielt und die Hausfrau in der Haushaltung beschäftigt war, begab sich das junge Volk in eine geräumige Laube, wo der Dichter ein Mährchen erzählte, welches er später unter dem Titel „Die neue Melusine" aufschrieb und den Wanderjahren einverleibte.

Mittlerweile war der Abend herangekommen, und Weyland, als fleißiger und gewissenhafter Student, bat nun um die Erlaubniß, sogleich Abschied nehmen zu dürfen.

Der Rückgang wurde schweigend zurückgelegt, und in Straßburg konnte Göthe sich gar nicht recht in seine gewohnten Beschäftigungen finden. Ein eifriger Briefwechsel mit Friederike mußte an die Stelle der Freuden treten, die er in ihrer Gegenwart genossen. Es ist von diesen zahlreichen Briefen leider nur ein einziger, der erste, erhalten; wir geben ihn hier wieder. Er ist vom 15. Oktober 1770.

„Liebe neue Freundin!

Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen, denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge im ersten Blicke die Hoffnung zu dieser neuen Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein bischen günstig sein?

Liebe, liebe Freundin!

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage, ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzt schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein anderes. So viel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen sein möchte, und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist es natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig, noch interessant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulazion den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen. Die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unserer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.

Unterdessen war mir die Rolle*), die ich aus Furcht sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O ich mag's nicht sagen, entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie bald wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu sehen. Und wir andern mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzt. Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuren Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe." —

Was Göthe in Dichtung und Wahrheit von Sesenheim und seiner Liebe zu Friederike erzählt, läßt sich in keine strenge Zeitfolge bringen. Ein ewiger Frühling begleitet alle Tage, die er in dem lieblichen Dörfchen zubringt, und Friederike erscheint stets auf einem Hintergrunde von grünenden Wiesen, schattigen Bäumen und blumigen Auen. Gleichwohl steht es durch mehrere Zeugnisse fest, daß Göthe's Verkehr mit Friederike vom Herbst des Jahres 1770 bis zum August des Jahres 1771 dauerte, also auch einen Winter mit einschloß. Einige verdienstvolle Kenner haben versucht, diese Widersprüche auszugleichen; wir wollen nicht darüber richten, ob es ihnen damit geglückt ist, unzweifelhaft sind ihre Angaben nicht. Unseres Erachtens ist wenig mit solcher Arbeit gewonnen, denn die Hauptsache steht ja durch Göthe's eigene Erzählung fest; im Verfolg unserer Darstellung werden wir daher von jedem Versuch, Data festzustellen, abstehen, und mit Benutzung der Briefe an Salzmann den Angaben in Dichtung und Wahrheit folgen.

Der Verkehr mit Sesenheim war für Göthe um so erfreulicher, da sein Beginn, wie am Anfange des elften Buches von Dichtung und Wahrheit erzählt

*) Es läßt sich nicht angeben, was diese Rolle enthielt; es scheint mir unwahrscheinlich, daß der Riß darin war, von dem wir später reden werden.

wird, gerade in die Zeit fiel, wo Herder's Lehren dem jungen Dichter seine bisher verehrten Ideale zerstört und ihm nur gezeigt hatten, was er einst erreichen müsse, wenn er ein echter Jünger der Kunst heißen wolle. In Straßburg fühlte sein Geist sich gedrückt, körperliche Unbehaglichkeit kam hinzu, und es hätte kaum einer besondern Veranlassung bedurft, den Jüngling wieder auf den Weg nach Sesenheim zu weisen, doch auch diese fand sich. Göthe besuchte das Klinikum, in welchem der Professor Ehrmann seine Zuhörer an den Krankenbetten umherführte und sie auf die Erscheinungen, die zu beobachten waren, aufmerksam machte. Als nun Ferien bevorstanden, forderte er seine Zuhörer auf, in dieser Zeit auch dem Körper Bewegung zu geben, und zu Fuß oder zu Pferde das schöne Land zu durchwandern, in dem der Einheimische wie der Fremde gleichen Genuß finden würde.

Diese Stimme schien dem jungen Dichter vom Himmel zu kommen; er eilte sein Pferd zu bestellen, und sich diesmal so sauber wie möglich herauszuputzen. Weyland war nicht gleich zu finden, aber das war kein Grund, der den Ausflug hätte verzögern können, das Roß wurde bestiegen, und auf den Flügeln der Liebe und Sehnsucht eilte der Jüngling dem Orte zu, wohin ihn sein ganzes Herz so mächtig zog. Doch so stark er auch ritt, es überfiel ihn die Nacht, die der Mond genug erhellte, um den Weg nicht zu verfehlen. Es war schon spät, als er in Sesenheim sein Pferd einstellte. Als er zum Pfarrhause kam, fand er die beiden Schwestern vor der Thür sitzend, Friederike empfing ihn mit Lächeln; seiner Liebe bewußt, hatte sie ihn erwartet.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Schon früh wurde der Gast von Friederike zu einem Spaziergange gerufen. Man erwartete noch mehr Besuch, und Friederike sprach den Wunsch aus, Göthe möge bei der Anordnung und Leitung der geselligen Zerstreuungen hülfreiche Hand leisten. Nun entwarfen beide gemeinschaftlich einen Plan, und freuten sich des Wiedersehens und der Hoffnung auf ein längeres Beisammensein, bis die Glocken sie zur Kirche riefen.

Als Göthe an heiliger Stätte neben der Geliebten saß, traten alle ihre Vorzüge lebhaft und in ein volles Bild zusammengefaßt vor sein Auge und zogen ihn immer unwiderstehlicher zu sich hin. Doch auf dieser Schwelle zu dem Tempel seines Glückes befiel ihn ein leiser Schauer, ob nach der süßen Rosenzeit nicht vielleicht gerade für diese Liebe Tage der Trauer kommen würden und kommen müßten, an welchen er alle Blumen welk und alle grünen Blätter dürr sehen würde, wo die Freuden der Liebe sich in Thränen des Schmerzes und der Reue verwandeln müßten; denn daß diese Liebe keine Dauer fürs Leben haben könne, darüber war der Jüngling schon damals mit sich nicht im Zweifel. Er habe, sagt er, sich vor der Verwünschung gefürchtet, welche Luzinde auf seine Lippen gelegt habe, und sei ängstlich darauf bedacht gewesen, kein Mädchen zu küssen. Doch wenn diese abergläubische Furcht auch wirklich in seinem Herzen gespukt hätte, der Fluch der Tanzmeisterstochter hätte einer unverbrüchlichen Treue gegenüber machtlos zusammensinken müssen, und die Beklommenheit in Göthe's Herzen war in der That nicht die Furcht vor jener possenhaften Verwünschung, sondern die Sorge vor dem Ausgange des Verhältnisses, welches jetzt mit den lieblichsten Banden geknüpft wurde.

Doch die Liebe ist eine erobernde Macht, die auf ihrem kühnen Siegeszuge keinen Stillstand kennt; was ihr ein Hinderniß sein soll, das verstärkt ihre Gewalt und ihre Gluth, und selbst viele Ströme, wie das alte schöne Liebeslied sagt, vermögen ihre Flamme nicht zu verlöschen. So ging auch hier der Lauf der Dinge; eine kurze Zeit hielt Göthe sich noch zurück, aber allmälig umstrickte der holde Traum alle seine Gedanken mit so dichten Fesseln, daß er nicht wieder zu sich selbst zu finden vermochte.

Die Gäste erschienen und wurden mit verschiedenen Spielen und Genüssen lebhaft unterhalten. Schon ahnte die Gesellschaft ein näheres Verhältniß zwischen Göthe und Friederike, doch ihren scherzenden Neckereien wußte Göthe leicht auszuweichen, indem er sich dem guten Papa anschloß, dessen Gesellschaft nicht gerade von vielen gesucht wurde. Er hatte ein Lieblingsthema, welches dem, der es öfter behandelt sehen mußte, allerdings unbequem werden konnte. Der Pfarrer wünschte nämlich ein neues Haus zu haben, obwohl sein altes Haus noch so fest war, daß es erst siebzig Jahre nachher erneuert zu werden brauchte; deshalb theilte auch weder die Gemeine noch des Predigers eigene Familie diesen Wunsch, und man wußte den Vater dadurch hinzuhalten, daß man ihm stets sagte, man könne noch nicht über einen Riß einig werden. Nun klagte der Prediger gar zu gern einem jeden sein Leid, daß ein passender Riß nicht zu beschaffen sei, sonst würde das neue Haus längst fertig dastehen. Göthe wurde nun nicht ungeduldig, den Bau genau mit dem Pfarrer zu besprechen, und erbot sich auch zur Anfertigung eines Grundrisses, worüber der Vater denn sehr erfreut war; für den folgenden Morgen wurde die Vermessung des Hauses verabredet und auch wirklich ausgeführt, und Göthe nahm den Entwurf zu dem Risse mit nach Straßburg, um dort eine genaue und saubere Zeichnung anzufertigen.

Als man von einander Abschied nahm, lag nun in dem Lebewohl nichts Bitteres mehr, denn das baldige Wiedersehen wurde stillschweigend vorausgesetzt, und die Entfernung war keine Trennung mehr; ein lebhafter brieflicher Verkehr durch ordentliche und außerordentliche Boten fand zu allen Zeiten statt. Göthe sandte an Friederike auch Bücher zur Unterhaltung.

Bald darauf lud sie ihn zu einem Feste, wozu zahlreiche Gäste erwartet wurden; sie bat ihn, sich für längere Zeit einzurichten, und kam damit seinen Wünschen entgegen. In wenigen Stunden befand er sich in ihrer Nähe, und erfreute den Vater ganz besonders durch den sauber aufgerissenen Plan zu dem neuen Hause. In dem behaglichen Gefühle, nun, wie er meinte, seinem ersehnten Ziele ein gutes Stück näher gekommen zu sein, legte er die Blätter den Gästen zur Ansicht vor. Aber diese waren nicht einerlei Meinung mit ihm, und einer von ihnen war sogar rücksichtslos genug, mit harten Bleistiftstrichen seine Verbesserungslinien dergestalt über das feine Papier zu ziehen, daß an eine Herstellung der Zeichnung gar nicht zu denken war. Dem guten Pfarrer war sein Vergnügen schmählich vereitelt, und selbst das Versprechen Göthe's, ihm einen neuen Plan zeichnen zu wollen, vermochte ihn nicht zu beruhigen.

Der Jüngling aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß. Die Nähe der Geliebten hatte in seiner Brust eine neue Welt aufblühen lassen, in welche die kleinliche Alltagswelt nicht hineinreichte. Die fröhliche Laune der großen Gesell-

schaft, welche durch den Wein noch gesteigert wurde, trieb zu den übermüthigsten und ausgelassensten Spielen, an denen Göthe mit Lebhaftigkeit theilnahm, ohne jedoch sich bis zu den Wunderlichkeiten einiger Gäste zu versteigen, denn in seinem Herzen wurzelte als Anker ein Gefühl, dem selbst die brausende Jugendlust sich willig unterthan zeigte. In welchem reinen Herzen, in dem die Liebe ihren Thron aufgeschlagen, wäre auch noch Raum für etwas anderes, als nur allein für das Edle, das Hohe, das Schöne, das Gute!

Dem Gefühle des vollsten und süßesten Glückes in der Brust des Dichters begegneten nun keine Schranken und keine Fesseln mehr; er gab sich ganz, und fühlte, daß auch ihm das Herz der Geliebten ungetheilt gehöre; aller Aberglaube, alle Furcht vor der Zukunft schwand vor dem belebenden Strahle der Sonne, welche die Gegenwart so hell überstrahlte, und als im Pfänderspiel sich die Gelegenheit bot, die so zärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen, da war jedes Bedenken verschwunden, und der Dichter empfing von den Lippen der Geliebten, was sein Herz schon längst sehnlich begehrt hatte.

Bei einem so schönen Feste hätte etwas gefehlt, wenn nicht auch für Musik und Tanz gesorgt wäre; aus dem gastlichen Pfarrhause war jenes anmuthige Spiel der muntern Jugend nicht verbannt, dem selbst Luther das Wort geredet hat. Nicht vergeblich hatte Göthe den Tanzunterricht besucht, er konnte jetzt als der geübteste Tänzer an Friederikens Seite dahinfliegen und die Geliebte durch seine Gewandtheit erfreuen. Friederikens Gesundheit erlaubte nicht, den Tanz lange fortzusetzen, für dieses unterbrochene Vergnügen aber entschädigten sich die Liebenden durch einen einsamen Spaziergang nach jenem schönen Platze, an welchem Friederike den verkleideten Theologen bei dem ersten Besuche fand, und in dem Schatten der Buchen sanken die Liebenden einander in die Arme und von ihren Lippen floß das süßeste Bekenntniß, welches ein Menschenmund aussprechen, und eines Menschen Ohr vernehmen kann.

In diesen Tagen hat Göthe nicht daran gedacht, mit Friederikens Liebe ein leichtes Spiel zu treiben; sowie sie sich als seine Verlobte betrachtete, so war auch er entschlossen, ihr seine Treue zu halten, und den Weg durchs Leben an ihrer Hand zu gehen. Die tiefe Innigkeit seiner Gedichte aus dieser Zeit spricht diesen Gedanken unverhohlen und mit großer, freudiger Bestimmtheit aus, und ein Dichter, der als Mensch so rein und groß wie Göthe dasteht, kann in so heiligen Augenblicken nicht lügen. Einige dieser poetischen Zeugnisse werden hier nicht unnütz einen geringen Raum ausfüllen.

Mit einem gemalten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zefir, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.

Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei.
Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinuntergleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein.

Das letzte Gedicht wird in Straßburg niedergeschrieben sein, wo die nahe Aussicht, seine Studien zu vollenden, den Dichter wohl zu dem Ausspruche, halb sei schon sein Werk vollbracht, berechtigte*). In der Familie und im Kreise der Verwandten galten Göthe und Friederike als Verlobte, und als der Freund Abschied nahm, gab die Geliebte auch ihm öffentlich einen Kuß.

Der Verkehr mit Sesenheim war nun ein sehr reger; es scheint, als habe Göthe in den letzten Monaten mehr Zeit in dem Wohnorte der Geliebten als in Straßburg zugebracht. Freund Weyland war immer noch Göthe's Begleiter, und in Sesenheim gab es mannigfachen Zeitvertreib. Der Pfarrer hatte eine Kutsche, welche Göthe bemalte; von dem „lahmen Filipp" lernte der Dichter Körbe flechten. Einmal beging Weyland die Schalkheit, zum Vorlesen den Landprediger von Wakefield mitzubringen, und der Vergleich, der nun unausbleiblich war, belustigte sehr. In größerer und kleinerer Gesellschaft wurden Lustfahrten diesseit und jenseit des Rheines, nach Hagenau, Fort Louis, Filipps-

*) Ueber die Zeitbestimmung dieses Liedes vergleiche man die treffende Anmerkung bei Viehoff a. a. O. I, 282.

burg, der Ortenau gemacht, auch die Rheininseln wurden besucht; ebenso wenig fehlten in dem Kreise der Unterhaltungen Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erbschaft, und was dergleichen mehr ist. „Wir trugen alle Freude, wie ein Gemeingut, zusammen, und wußten sie durch Geist und Liebe zu steigern," erzählte Göthe.

Doch schon war diese Zeit des vollen Liebesglückes nicht ohne das Bewußtsein mehr, sie könne nicht lange mehr währen. In der Brust des Dichters stand von Jugend auf der Gedanke an seinen eigentlichen Beruf fest, und ihm, der in seinen Auslassungen über Shakespeare ein so begeisterter Verfechter der dichterischen Freiheit war, konnte es nicht mehr unbewußt sein, daß auch im Leben der Dichter mehr Freiheit für sich in Anspruch nehmen müsse, als jeder andere, dessen Dasein in den bestimmten Schranken eines Berufes oder Standes beschlossen liegt. Denn die Anforderungen eines Berufes sind festgestellt, und sie sind für jeden dieselben, der Dichter aber kann nur dann sich entwickeln und alle seine Kräfte zur Geltung und zur vollkommenen Entfaltung bringen, wenn er seine Ausbildung da suchen kann, wohin seine Anlage ihn weist. Bei einer so ungewöhnlichen Stellung zum Leben kann dasjenige, was bei jedem andern ein Fehler wäre, bei dem Dichter auch wohl, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine Handlung der Nothwehr sein, indem das Bestreben, gewissermaßen der kategorische Imperativ seiner Künstlernatur ihn zwingt, an irgend einer Stelle die Schranken des Herkömmlichen zu überschreiten.

Genau in diesem Falle war Göthe. Die Liebe zu Friederike war ein unendlich liebliches Idyll, aber sie war auch nichts mehr als das, und so edel und rein und gut Friederike auch erscheint, so war sie doch nicht die Persönlichkeit, welche einen so gewaltigen Dichtergeist für immer hätte fesseln, ihm immer neu und anregend hätte sein können. „Wo man nicht unbedingt lieben kann, da ist es mit der Liebe überhaupt schon ein mißlich Ding," sagt Göthe selbst, und es ist sehr bedeutungsvoll, wenn er davon erzählt, daß die Familie Brion bei einem Besuche bei Verwandten in Straßburg ihm so ganz anders erschienen sei, als in der ländlichen Umgebung, und daß ihm ein Stein von Herzen gefallen sei, als er sie habe abfahren sehen, besonders da sie selber, vor allen Olivia, sich höchst unbehaglich gefühlt hätten. Göthe hat das Verhältniß zu Friederike Brion nicht aus Leichtsinn angeknüpft, und er hat es nicht aus Leichtsinn gelöst; so wie des Dichters Lied, dem Quell gleich, aus verborgenen Tiefen steigt, so lassen auch die Bewegungen seines künstlerischen Geistes sich oft nur nach ihren äußern Erscheinungen, nicht aber nach ihren geheimsten Beweggründen erkennen. Mit tiefem Seelenschmerz hat Göthe das Verhältniß zu Friederike gelöst, und er hat diesen Schmerz jahrelang mit sich getragen; er mußte es lösen, das war eine Forderung der höheren Natur, vermöge welcher er weiter als in den Grenzen seines Lebens und seiner Zeit zu wirken bestimmt war.

Aus dem Sommer 1771 sind einige Briefe erhalten, die Göthe von Sesenheim aus an Salzmann schrieb. Sie sind redende Zeugnisse der heftigen Bewegungen in der Seele des jungen Dichters, in welcher die Liebe einen heißen, doch hoffnungslosen Kampf gegen die Gewalt der Künstlernatur kämpfte. In einem derselben heißt es: „Es regnet draußen und drinnen, und die garstigen

Winde von Abend rascheln in den Rebenblättern vor dem Fenster, und meine unruhige Seele ist wie das Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchthurme; dreh dich! dreh dich! das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode gekommen ist. Punktum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite. Es ist schwer, gute Perioden, und Punkte zu seiner Zeit zu machen; die Mädchen machen weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchennatur annehme. Doch lern' ich schön Griechisch, denn, daß Sie's wissen, ich habe in der Zeit daß ich hier bin meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese. Und dann bin ich vier Wochen älter; Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist." An einer andern Stelle sagt Göthe: „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum! Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Auge in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's. Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden."

Noch mehrere Briefe zeigen diesen Ton, und es dauerte noch Tagelang, ehe Göthe sich losreißen konnte. Endlich kehrte er nach Straßburg zurück. Um sich aus den heftigen Gemüthsbewegungen der letzten Wochen herauszureißen, vielleicht auch auf Salzmann's Betrieb, unternahm er gegen Ende des Juni 1771 mit zwei Tischgenossen, Weyland und Engelbach, eine Reise nach Saarbrück. Die Freunde waren zu Pferde, und hatten in der schönen Gegend reichen Genuß. In Zabern bewunderten sie die herrliche Lage und Einrichtung des Bischofssitzes am Fuße des Wasgenwaldes, den die Kunst noch um so vieles verschönert hatte. Ueber die Zaberner Steige, eine in den Felsen gehauene Heerstraße, gelangten sie nach Pfalzburg, jener kleinen Festung, welche in dem letzten Kriege gegen die Franzosen öfter genannt wurde *). Darauf besuchten die Reisenden das Städtchen Buchsweiler, Weyland's Geburtsort, das damals einem deutschen Fürsten unter französischer Oberhoheit gehörte. Sie genossen von dem nahe gelegenen Baschberg eine jener unendlich schönen, fast an den Süden erinnernden Aussichten, an denen das Elsaß, diese Perle des deutschen Reiches, immer wieder neu ist. Ueber Lützelstein und Saargemünd gelangten die Wanderer nach dem Ziele ihrer Reise, nach Saarbrück **), wo der Präsident von Günderode ihnen durch seine liebenswürdige Gastfreiheit drei angenehme Tage bereitete.

*) Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 und 1871 von Ferdinand Sonnenburg. Berlin, 1871. S. 58.

**) Saarbrück oder Saarburg liegt an der Eisenbahn von Straßburg nach Lüneville, in der Nähe des Rhein-Moselkanals, also westlich von Straßburg.

Vom nächsten Tage nach der Ankunft in Saarbrück hat sich ein Briefentwurf Göthe's erhalten, der auf das Sesenheimer Verhältniß ein helles Licht wirft. Der Entwurf ist „Saarbrück, am 27. Juni" datirt und „an Mamsell F." gerichtet; wer die Adressatin war, läßt sich nicht sagen. In diesem Briefe heißt es: „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle herrlichen Abwechselungen eines herrlichen Sommertages in der süßesten Ruhe genoß, Sie würden mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden, und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenders, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an alle die Sie lieben, die mich lieben, und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie — Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie. — Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs Lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkeln Felsen durch Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen, da wurde es in meinem Herzen so still wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen, wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtnisse aufzusuchen. Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren, aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen. Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren; aber das ist nicht mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so verstehe ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Flecke sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Glückseligkeit gerückt hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist; und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren."

In diesen Worten sehen wir eine Leidenschaft zittern, welche ihren Höhepunkt bereits überschritten hat und schon wieder so sehr gemäßigt ist, daß der Liebhaber seine Empfindungen vom historischen Standpunkte aus betrachten kann. Interessant ist dieses unentschlossene, zärtliche Spiel, dieses Zurückstoßen und Wiederanziehen der Leidenschaft als unverkennbarer Hinweis auf die Wertherepoche welche schon nicht mehr in allzu weiter Ferne lag.

Von Saarbrück aus unternahm Göthe Ausflüge in die Umgegend, wo Kohlengruben, Eisenwerke und Alaunsiedereien ihm viel Genuß in der Anschauung gewährten und zuerst in ihm die Lust zu technischen und ökonomischen Betrachtungen erregten, die ihn in einer späteren Zeit seines Lebens so vielfach beschäftigten. Auch die Schmelzhütten bei Neukirch wurden besucht und bei tiefer Nacht betrachtet. In Neukirch kehrte Göthe mit seinem Freunde ein; der letztere überließ sich sogleich dem Schlafe, der Dichter aber konnte noch keine Ruhe finden, er stieg zu dem höher gelegenen unbewohnten Jagdschloß hinauf und setzte sich auf die Stufen, die zu den Thüren hinaufführten. „Hier, mitten im Gebirg," erzählt er, „über einer waldbewachsenen, finstern Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sternengewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst, und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosfäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Früheſten abzureisen."

Der Rückweg wurde mit größerer Eile als der Hinweg vollbracht; über Bisch und Reichshofen ritt Göthe nach Hagenau, und von da auf Nichtwegen nach dem geliebten Sesenheim.

Es stand nun auch die Zeit nahe bevor, in welcher Göthe durch die Doktorpromozion seine akademischen Studien beendigen sollte. Schon bei Zeiten hatte er für seine Dissertazion Vorstudien gemacht, und auch die Ausarbeitung derselben begonnen. Doch fühlte er bald, daß er die juristischen Studien nicht mit dem nöthigen Fleiße betrieben habe, um eine solche Arbeit rühmlich vollenden zu können. Seine Freunde, denen er seine Verlegenheit mittheilte, riethen ihm, über Thesen zu disputiren, statt über einen Traktat, da das in Straßburg sehr gewöhnlich sei. Aber Göthe's Vater war damit nicht zufrieden, er wollte durchaus eine Abhandlung haben. So bequemte Göthe sich denn zur Ausarbeitung eines allgemeinen Satzes: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften." Dieses wunderliche Thema wurde lateinisch bearbeitet, einem geübten Lateiner zur Durchsicht vorgelegt und dann der Fakultät eingereicht. Da aber der Dekan erklärte, die Arbeit nicht annehmen zu können, so wählte man doch mit Bewilligung des Dekans den Ausweg, über Thesen zu disputiren. Dieselben wurden ausgewählt und gedruckt, und am 6. August 1771 ging die Disputazion lustig und leichtfertig vorüber. Lerse war Respondent und trieb den Dichter sehr in die Enge. Ein herkömmlicher guter Schmaus beschloß die Feierlichkeit. Göthe erlangte nur den Grad eines Lizenziaten; es scheint indeß, als sei ihm das Doktordiplom später ausgefertigt worden, da Göthe von der Straßburger Zeit an bis zu seinem Eintritte in Weimarische Dienste stets, auch von seinen Eltern, Doktor genannt wurde.

Die Zeit des Abschieds war nun vor der Thür. In den letzten Tagen drängte sich vieles noch zusammen, was besorgt und was abgethan werden mußte. Auch von Sesenheim mußte Abschied genommen werden. „Es waren peinliche Tage," erzählt Göthe, „deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe." Göthe verließ Straßburg gegen Ende des August, um zu seiner Vaterstadt zurückzukehren. Wir wollen, ehe wir ihn begleiten, noch einige Worte über Friederikens spätere Schicksale sagen.

Als Göthe Abschied nahm, war Friederike nicht der Meinung, daß es ein Lebewohl auf immer sein sollte. Erst ein Brief Göthe's von Frankfurt aus klärte sie über alles auf; sie antwortete würdig und in gefaßtem Tone; „ihre Antwort," erzählt Göthe, „zerriß mir das Herz, ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit ihn zu ersetzen, ja nur zu lindern." So gefaßt Friederike äußerlich erschien, so bitter nagte die Trennung an ihrem Herzen. Der übergroße Schmerz warf sie aufs Krankenbett, von dem sie nur kaum genas. Einen Groll hat sie nie auf Göthe's Andenken geworfen, ihr Herz war zu groß und zu edel dazu, auch wußte sie die Gründe zu erkennen und zu erwägen, denen Göthe folgen mußte. Und wenn er selber auch nicht ihr eigen geworden war, so dankte sie ihm doch die Erinnerung an die schönste Zeit ihres Lebens. Auch die Erinnerung an eine glückliche Zeit ist ein Gut, wenngleich unsere Hoffnungen nicht erfüllt werden. Vergangene Stunden und entschwundene Gefühle leben wieder auf, mit lebendigem Klange tönen Worte uns wieder ins Herz, die uns einst selig machten, und ihre Kraft verliert sich nicht und erschöpft sich nicht, in jedem Augenblicke können wir die lieben Bilder zurückrufen und uns an ihrem Scheine erquicken. Doch nur eine uneigennützige Liebe gewährt diese ungetrübte Erinnerung, und es kann kein schönerer Beweis für Friederikens Seelenreinheit sein, als diese neidlose, immer noch liebevolle Erinnerung an den Geliebten ihrer Jugend.

Acht Jahre später besuchte Göthe sie noch einmal. Ueber diesen Besuch erzählt er selbst: „Ich ritt nach Sesenheim und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblicke verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. Ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugte, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hätte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir

erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Friederike erzählte ihm auch von jenem unglücklichen Manne, dessen Name mit ihrem Namen seitdem in Berührung geblieben ist, von Lenz*). Als Göthe in Straßburg studirte, gehörte Lenz, ein geborener Liefländer, zu der Tischgesellschaft unter Salzmann's Vorsitz; mit Göthe verkehrte er eine Zeitlang ziemlich häufig, Lenz war Hofmeister eines Herrn von Kleist. Mit diesem zog er, nach Göthe's Abreise, im Sommer 1772 nach dem Fort Louis, einer kleinen Festung auf einer Insel im Rheine. Da Sesenheim nahe war, so machte Lenz die Bekanntschaft der gastlichen Predigerfamilie leicht. Zu Friederike faßte er eine glühende Leidenschaft, die nach ihrem eigenen Zeugnisse**) nicht erwidert wurde. Lenz aber wurde von seiner Leidenschaft so niedergedrückt, daß sein Geist sich immer mehr verdüsterte; nach einem mehrfachen ziellosen Umherschweifen in Landau, Straßburg, Weimar kam er gegen Ende des Jahres 1777 wieder nach dem Elsaß. Im tiefen Winter, in Schnee und Wind irrte er durch den Wasgenwald und kam im Januar 1778 in seinem Aeußern aufs höchste vernachlässigt nach Waldbach im Steinthale, wo der Pfarrer Oberlin ihn mit aufopfernder Liebe körperlich und geistig pflegte, doch ohne Erfolg. Lenz sprang Nachts in den Brunnen, stürzte sich aus dem Fenster, suchte ein Kind, welches Friederike hieß und gestorben war, in Sack und Asche aufzuwecken, und was dergleichen Ausbrüche des Wahnsinns mehr waren; zu wiederholten Malen machte er Versuche zum Selbstmord. Von Waldbach kam er nach Emmendingen zu Göthe's Schwager Schlosser. Lenz wurde von seinem Bruder zuletzt nach der Heimath geholt; er starb 1792 in Moskau, wo er von Almosen gelebt hatte.

Die schönen Talente, welche Lenz aufzuweisen hatte, gingen im Wahnsinn unter; seine dramatischen und lyrischen Arbeiten der früheren Jahre sind nicht ohne Werth, doch erscheinen auch in ihnen schon unheimliche Zeichen. Gegen Göthe hatte der Unglückliche einen heftigen Neid gefaßt, der ihn zu manchem trieb, was nicht zu entschuldigen ist.

Friederike Brion lebte bis zu dem Tode ihrer Eltern in Sesenheim. Eine Abbildung ihres elterlichen Hauses, welches jetzt nicht mehr steht, findet sich in dem erwähnten Schriftchen von A. Stöber. Nach dem Tode ihrer Eltern verließ Friederike ihre Heimath und lebte in Versailles und Paris bei einer Verwandten, die an den Gesandtschaftssekretär Rosenstiel verheirathet war; in den Kreisen der höheren Gesellschaft sah man sie gern. Als Robespierre's Blutherrschaft begann, begab sie sich zu ihrem Schwager, Pfarrer Marx in Dieß-

*) In dem Büchlein „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" von A. Stöber, Basel 1842, finden sich ausführliche Nachrichten.

**) Bei Göthe in den biografischen Einzelheiten.

burg (Oberamts Offenburg), und begleitete ihn später, als er versetzt wurde, nach Meißenheim im Großherzogthum Baden. Ihre Schwester starb früh und hinterließ eine Tochter, deren Erziehung Friederike sich mit großer Hingebung annahm; sie erlebte es noch, daß ihr Pflegling sich verheirathete. Wohlthun war bis zu ihrem Ende ihre Lust, sie war allgemein geliebt und verehrt. Im November 1813 starb sie in Meißenheim; ihr Grab ist auf dem Kirchhofe daselbst neben dem Grabe ihrer Schwester, welches mit einem Denkmal bezeichnet ist.

Von Friederike sind in früheren Zeiten allerlei abenteuerliche Geschichten erzählt worden; sie sind sämmtlich falsch, zum Theil böswillig erfunden. Was wir von ihr sagten, beruht auf sichern Nachrichten*).

Kehren wir nun zum Leben Göthe's zurück.

Unter den verschiedenen Einflüssen, welche in so großartiger und so mannichfaltiger Weise während der Straßburger Zeit bildend auf Göthe einwirkten, fehlte dennoch Eins, das war eine feste, geregelte Thätigkeit, oder um mit Kant zu reden, Göthe lernte den Begriff der Pflicht nicht kennen, und mußte dadurch eine Kraft entbehren, welche ebensowohl in die Tiefe aller Dinge einzudringen, als auch durch die härtesten Schwierigkeiten hindurch zu vollendeter Höhe sich aufzuringen befähigt. Sein ganzes Leben war durch sein Gefühl geleitet worden; was ihm leicht zufiel, das gefiel ihm, der Fleiß war, wie er selbst sagt, nicht seine Sache; weil er vorzugsweise in einem Gefühlsleben seine Existenz fand, deshalb überließ er sich ohne Sorge und ohne Schuld der Liebe zu Friederike, und deshalb wirkte auf seine Ueberzeugung Herder's Spott mehr, als Lessing's Anleitung. Diese einseitige Ausbildung des Gefühls auf Kosten des Karakters rief in Göthe's Werken auf der einen Seite die seelenvolle Innigkeit, auf der andern Seite das Schwanken in der Zeichnung hervor. Selbst Göthe's persönliche Ueberzeugung war diesem Schwanken in hohem Grade ausgesetzt. In Straßburg fesselte das herrliche Münster seine ganze Liebe; mit Begeisterung nannte er die gothische Baukunst die deutsche Kunst, und wollte neben ihr keine andere mehr gelten lassen; als er auf seiner Rückreise nach Frankfurt in Mannheim den Antikensaal und einige herrliche antike Kapitäler betrachtete, da fühlte er — so sagt er — daß sein Glaube an die nordische Baukunst nicht unerschütterlich sei. Von diesem Schwanken der Ansichten werden wir bald noch ein sehr auffallendes Beispiel kennen lernen.

Von Straßburg kehrte Göthe in ganz anderer Verfassung zu seinem Vaterhause zurück, als damals von Leipzig. Diesmal war er gesund an Körper und an Geist, und seinem Künstlerblick zeigten sich als Ziel helle Sterne und ein breiter, bestimmter Weg zu ihnen hinauf. Diese Sterne aber waren neue Sonnen, die nur wenigen Erleuchteten, nicht aber dem ganzen Volke, der ganzen Menschheit aufgegangen waren; doch die Morgenröthe ihrer Erscheinung zitterte bereits in ahnungsvollen Strahlen am Horizont, und vor ihnen begannen die Irrlichter zu verbleichen, die auf hohen Plätzen sich so lange mit Behaglichkeit breit gemacht hatten.

---

*) Schäfer, Göthe's Leben. Bremen 1838. I, 131 ff. Viehoff a. a. O. II, 352 ff. Stöber a. a. O. 6, Anmerkung.

Das neue, brausend hervorbrechende Leben hatte Göthe zuerst in Straßburg in sich gefühlt. Dem Drange der Jugend haftet, selbst wenn er auf das Edelste gerichtet ist, stets eine gewisse Ueberschwänglichkeit und eine mehr oder weniger schroffe Unduldsamkeit an; die strebende Unruhe gibt fieberhafte Erscheinungen. In solcher Verfassung kam Göthe in das einförmige, farblose, vielfach krankhafte Leben seiner Vaterstadt zurück, die ihm so wenig behagte, daß er sie in einem Briefe an Salzmann ein leidiges Loch nannte. Und ebenso wenig wie in seiner Vaterstadt, fühlte Göthe sich in seinem Vaterhause heimisch. Den Vater hatte die lange Abgeschlossenheit und der Umstand, daß er sich um niemand zu kümmern brauchte, in eine Schablone gepreßt, welche ihm nur gewisse Durchsichten frei ließ; alles übrige stand ihm feindselig gegenüber. Wenn die Mutter nicht so vortrefflich mit weiblicher Liebe und weiblicher Schlauheit zu vermitteln verstanden hätte, so hätte die Exzentrizität, von der Göthe spricht, sich wohl noch schärfer bemerkbar gemacht, als sie ohnehin hervortrat.

Im äußern Leben fügte der Sohn sich indeß in den Willen des Vaters, der ihn für die juristische Praxis bestimmte; am 31. August 1771 wurde Göthe in Frankfurt als Advokat vereidigt. Er begann auch dahin einschlagende Geschäfte, aber in der Weise, daß er sagen konnte, seine Praxis lasse sich in den Nebenstunden betreiben. Die Kunst war und blieb sein Hauptbestreben. Im Oktober veranstaltete er in seiner Vaterstadt eine Shakespearefeier, für Herder beschäftigte er sich mit Volksliedern und mit englischer Poesie, mit Uebersetzungen aus Ossian und aus den damals vielgenannten Reliques of ancient Poetry von Percy. Doch füllte diese Thätigkeit seinen Geist nicht zur Genüge aus, so daß er an Salzmann schreiben konnte: „Was ich mache, ist nichts! Desto schlimmer! Wie gewöhnlich mehr gedacht als gethan; deswegen wird auch nicht viel aus mir werden.“

Den Mangel einer stetigen Thätigkeit mußte ein lebhafter Umgang ersetzen. Horn, der alte anhängliche Kamerad von Leipzig her, der in Frankfurt Gerichtsschreiber war, Riese, Aktuar des Kastenamtes, und zwei Brüder Schlosser, von denen der jüngere später Göthe's Schwager wurde, bildeten einen engern Verkehr. Auch Fräulein von Klettenberg und die Stillen im Lande äußerten ihren Einfluß; im Winter des Jahres 1771 beschäftigte Göthe sich mit eingehendem Studium der fünf Bücher Mosis, und versuchte sich auch am Neuen Testamente. Die Früchte dieser Arbeiten waren zwei kleine theologische Schriften: „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***,“ und „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen.“ Sie erschienen beide im Jahre 1773 ohne des Verfassers Namen. In der letztern der beiden Schriften glaubt Göthe die Entdeckung zu verkünden, daß es nicht die zehn Gebote waren, welche auf den beiden steinernen Tafeln des Moses standen, und daß die Sprache des Geistes am Pfingstfeste zu Jerusalem nicht wörtlich aufzufassen, sondern mehr als eine hohe Begeisterung anzusehen sei. Herder in seiner Schrift „Von der Gabe der Sprachen“ behandelt diesen Gegenstand ausführlich und in ähnlichem Sinne wie Göthe.

Die erste der genannten Schriften ist bedeutender; in ihr zeigt sich in ganz eigenthümlicher Weise, dem Verfasser selber augenscheinlich unbewußt, ein Auf-

und Abwogen von den enggezogenen Schranken der pietistischen Richtung zu den weltumspannenden Ansichten, wie Göthe sie den größten Theil seines Lebens hindurch hegte; es ist ein Kampf zwisch'n den Straßburger und den Frankfurter Einflüssen, doch neigt der Sieg sich auf die erstere Seite. Um diesen Wechsel der verschiedensten Anschauungen, die sich oft unmittelbar neben einander finden, klar zu machen, mögen einige Stellen aus dem Briefe des Pastors an seinen Amtsbruder hier stehen. Nach der Einleitung heißt es: „Ich muß Euch gestehen, daß die Lehre von der Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich wie über glühendes Eisen eile. Ich bin alt geworden und habe die Wege des Herrn betrachtet, soviel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben so alt sein werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind; wenigstens wünsche ich's Euch." Wenige Zeilen später heißt es: „Also, lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr, als die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und so lieb' ich Jesum Kristum, und so glaub' ich an ihn, und danke Gott, daß ich an ihn glaube; denn wahrhaftig, es ist meine Schuld nicht, daß ich glaube." Noch einige andere Stellen, deren Färbung unverkennbar in die Augen fällt, lauten: „Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich sehr verrechnen. Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er andern auch auf dem ihrigen hineinhelfen wird." — „Unsere Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke selig machen, und Kristus und seine Apostel lehren das ungefähr auch. Das zeugt nun von der großen Liebe Gottes, denn für die Erbsünde können wir nichts, und für die wirkliche auch nichts. Das ist so natürlich, als daß einer geht, der Füße hat, und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, sondern den einfältigsten Glauben, und durch den Glauben allein wird uns das Verdienst Kristi mitgetheilt, so daß wir die Herrschaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben, und nach unserm Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborene Verderben im Grabe bleibt. — Wenn nun der Glaube das einzige ist, wodurch wir Kristi Verdienst uns zueignen, so sagt mir, wie ist's denn mit den Kindern? Die sprecht ihr selig, nicht wahr? Warum denn? Weil sie nicht gesündigt haben! Das ist ein schöner Satz; man wird ja nicht verdammt, weil man sündigt. Und das eingeborene Verderben haben sie ja doch an sich, und werden also nicht aus Verdienst selig. Nun, so sagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menschgewordenen Liebe sich den Kindern mittheilt. Seht, ich finde in dem Beispiele einen Beweis, daß wir nicht wissen, was Gott thut, und daß wir nicht Ursache haben, an jemandes Seligkeit zu verzweifeln." — „Da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen. — Verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Kristus ist! —"

In diesem wechselnden Sinne ist die ganze Schrift geschrieben, und bei so ungewissen Ansichten können wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, daß Göthe in spätern Jahren dem Kristenthum geradezu feindselig gegenüber stand. Pietistische Regungen waren für Göthe nie eine gesunde Nahrung; auch in der Zeit, wo er mit den Stillen im Lande äußerlich Hand in Hand ging, fühlte er sich unbefriedigt; an Salzmann schrieb er mitten aus diesen Beschäftigungen heraus: „Es ist traurig, an einem Orte zu sein, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum.“

So blieben denn doch immer die Gedanken, die von Herder und durch Herder in Anregung gebracht waren, auf dem ersten Platze stehen, und es fand sich auch bald genug ein reger, geistvoller Verkehr, in dem die Blüthen aus der Straßburger Zeit zu herrlichen Früchten gezeitigt wurden.

Durch die beiden Schlosser wurde Göthe nach Darmstadt geführt und dort mit Merck bekannt. Da dieser Mann auf Göthe's Leben einen sehr tiefgehenden Einfluß geübt hat, so ist es wohl angebracht, bei ihm ein wenig zu verweilen. Sein Leben und seine ausgewählten Werke mit seinem Bildniß (Oldenburg 1840) verdanken wir dem Fleiße Adolf Stahr's, der durch seine warme Theilnahme für diesen edlen und unglücklichen Mann sich selber ein schönes Denkmal gesetzt hat. Wir legen diese Ausgabe unsern Betrachtungen zu Grunde.

Johann Heinrich Merck wurde am 11. April 1741 in Darmstadt geboren; sein Vater, ein Apotheker, war zwölf Tage vorher gestorben. Außer Johann Heinrich hinterblieben noch neun Kinder; ein Oheim väterlicher Seite nahm sich ihrer Erziehung an. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt erwarb Johann Heinrich sich eine gründliche Schulbildung, und gehörte schon hier unter die Besten. Er studirte in Altorf und in Göttingen, und da die erforderlichen Mittel ihm ausreichend zu Gebote standen, so konnte er seinen Neigungen folgen, welche ihn zur englischen Literatur und zur Kunst und ihrer Ausübung hinführten. Von der Rohheit, welche ihm bei seinen Kommilitonen damals entgegenstieß, wurde er so widerwärtig berührt, daß ein bleibender Haß gegen das Studentenwesen ihn erfaßte. Nach Beendigung seiner Studien begleitete er einen jungen Adligen in die Schweiz. Am Ufer des Genfersee's, in Morges, lernte er die Tochter eines Justizbeamten kennen; sie hieß Franziska Charbonier. Merck vermählte sich mit ihr und begründete in Darmstadt seinen eigenen Herd. Im Jahre 1767 wurde er Sekretär bei der Geheimkanzlei, kurz nachher Kriegskassirer mit dem Titel eines Kriegsrathes. Da sein Amt weder seine Zeit noch seine Kraft völlig in Anspruch nahm, so setzte er seine wissenschaftlichen und künstlerischen Studien fort, und da seine Vermögensverhältnisse sehr günstig waren, so wurde sein Haus bald der Mittelpunkt eines geselligen Kreises geistreicher und gelehrter Männer, und auch Fremde von geistiger Bedeutung gingen nicht leicht an seiner Thür vorüber. Unter seinen auswärtigen Freunden glänzen Namen wie Herder, Gleim, Lavater, Herzog Karl August u. a. Der Theilnahme der vortrefflichen Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt erfreute sich Merck in so hohem Grade, daß sie ihn wöchentlich mehrmals in den engern Kreis ihrer feingebildeten Umgebung zog.

Schon von seinem einundzwanzigsten Jahre an war Merck als Schriftsteller hervorgetreten; er hatte vortreffliche Uebersetzungen aus dem Englischen geliefert, darunter das Trauerspiel Kato von Addison, später war er ein fleißiger Mitarbeiter an den Frankfurter gelehrten Anzeigen, an Wieland's Merkur, und an vielen andern, auch ausländischen Zeitschriften.

Mit Herder wurde Merck bekannt, als ersterer mit dem Prinzen von Eutin nach Darmstadt kam, und durch ihn hörte Merck von Göthe, der sich ihm denn nun bald nachher in Gesellschaft Georg Schlosser's selbst vorstellte. Der Kreis ausgezeichneter Männer, die um Merck sich sammelten, hatte für Göthe eine um so größere Anziehungskraft, als auch geistreiche Damen, unter ihnen Herder's Braut Karoline Flachsland, dort zu finden waren. Von ihnen allen wurde Göthe freundlich aufgenommen, und er selber sagt, es sei nicht auszusprechen, wie sehr dieser Kreis ihn belebt und gefördert habe. Er las daselbst seine angefangenen Arbeiten vor, unter ihnen den Götz von Berlichingen und die schon erwähnte kleine Schrift über die deutsche Baukunst. Auch zu mehreren Gedichten wurde Göthe angeregt; er lernte in Darmstadt zwei schöne Hofdamen kennen, von denen besonders Fräulein von Ziegler, die er in seinen Versen Lila nennt, ihn lebhaft anzog und zu zwei Gedichten „Elysium" und „Pilgers Morgenlied" begeisterte. Im April und Mai des Jahres 1772 zog Lila den jugendlichen Dichter oft nach Darmstadt.

Doch die bedeutendste Persönlichkeit blieb für Göthe immer Merck, dessen scharfer Blick und treffendes Urtheil ihn mehr als einmal vor Abwegen bewahrte. Göthe sagt von ihm: „Das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen war ihm ein Gräuel." Merck war eine durchaus kernhafte Natur, er liebte und beförderte nur das Gesunde, und mit großer Energie und ohne Rücksicht trat er gegen alles Faule, Nichtige auf; die Sicherheit seines Benehmens war noch erhöht durch den scharfen Blick, den er sich durch seinen Fleiß und seine vielfache Erfahrung angeeignet hatte. Naturen, welche auf diese Weise zusammengesetzt sind, pflegen mit der ihnen eigenthümlichen Festigkeit auch den Wunsch zu besitzen, andere in feste Bahnen zu lenken, ihr Thun und Treiben zu regeln und zu fördern und ihre Kräfte auf Einen Punkt zu sammeln; ganz besonders zarte Rücksichten aber darf man von ihnen nicht verlangen, und aus diesem Grunde werden sie zuweilen auch von denen verkannt, deren Wohlthäter sie gewesen sind.

Merck war zum Kritiker recht eigentlich berufen, er übte das Amt des Kunstrichters furchtlos und strenge, und doch ohne jede Ueberhebung. An Lessing hatte er sich gebildet, gerade wie jener trat er für Recht und Wahrheit als rüstiger Kämpfer überall wo es galt in die Schranken. Mit Lessing theilte er auch die hochherzige Duldsamkeit, und bei seinen Urtheilen den weitschauenden Ueberblick. Alle diese Eigenschaften machten ihn zu einem vortrefflichen Geschäftsmann von hoher Zuverlässigkeit. Als die Landgräfin Karoline eine Reise nach Petersburg unternahm, wählte sie den gewandten Merck zu ihrem Begleiter, der durch diesen Zwischenfall länger als ein halbes Jahr von seiner Heimath entfernt blieb. Gegen das Ende seines Lebens wurde Merck von mannichfachem Unglück heimgesucht. Dem zärtlichen Vater starben vier blühende Kinder, Gicht-

schmerzen peinigten ihn arg, manches Unternehmen schlug fehl, und als ihn zuletzt auch noch die, wiewohl ungegründete Sorge, seine Kasse sei nicht in Ordnung, immer stärker peinigte, erlag er dem Uebermaß seiner Leiden; am 27. Juni 1791 endete er sein Leben durch einen Pistolenschuß, im funfzigsten Jahre seines Alters. Zum Selbstmorde soll den Unglücklichen auch noch die Untreue seiner Gattin getrieben haben.

Göthe erkannte an, daß er Merck sehr vieles zu danken habe, doch nicht überall ließ er ihm Gerechtigkeit widerfahren. Merck war in seinen Ausdrücken, besonders da wo er liebte, oft derb, und dadurch beleidigte er Göthe's Eigenliebe, die sehr zart war, denn alle Welt wetteiferte, sie zu pflegen. Wenn Göthe dem ältern Freunde eine Mefistofelesnatur beilegt und von seiner unwiderstehlichen Neigung, „ein Schalk, ja ein Schelm zu sein" spricht, so ist dieses Urtheil mehr von Göthe's verletzter Eigenliebe als von der Wahrheit diktirt, denn alle, die Merck persönlich kannten, stimmen überein, daß er in seinen gesunden Jahren rege, zartfühlende Menschenliebe, Wohlthätigkeitssinn, lebendige Theilnahme an Kunst und Wissenschaft, Feinheit im geselligen Umgange jederzeit zeigte. Göthe aber stimmte mit manchem Urtheile Merck's nicht überein, und fand ihn auch in spätern Jahren noch oft genug ungerecht, während die Nachwelt Merck's Urtheile fast überall bestätigt hat. Wir werden noch mehrfach Veranlassung haben, von Merck zu reden und seinen wohlthätigen Einfluß auf den jungen Dichter kennen zu lernen.

Es sei uns vergönnt, zur nähern Bezeichnung der Sinnesweise und der Darstellung Merck's hier einige wenige Sätze aus einem Aufsatze von Merck „Welches sind die Kennzeichen eines geraden Menschenverstandes?" folgen zu lassen; derselbe wurde zuerst im Merkur vom Jahre 1776 mitgetheilt. Es heißt darin:

„Thoren und Weise klagen über verlorene Künste, erlöschtes Gefühl, erschlaffte sinnliche Kräfte, Schlaffheit der Moral und Religion, und der Grund von allen diesen Klagen liegt vielleicht in der einzigen Hauptklage: Mangel des geraden Menschenverstandes, verborgen. Daß unser Zeitalter dieses Brandmal trage, davon überzeugt uns sogar die grobe Tapete unserer Haupt- und Staatshandlungen, im Verhältniß dessen, was die Vorzeit unseres Vaterlandes und die noch größere der ältern Zeit leistete; außer diesem ein Blick in das Gewälde der intellektuellen Welt, den Gang der Erfindungen und Wissenschaften, was er war und was er jetzt ist.

„Gerader Menschenverstand, oder mit andern Worten Gesundheit der Seele, ist vielleicht ebenso schwer zu erklären, wie Gesundheit des Leibes. Warum wird in der nützlichsten Klasse von Menschen, unter Bürger, Bauer und Künstler, nicht vom Menschenverstande disserirt? So wenig als ein Mann von Genie je eine Abhandlung über das Genie geschrieben hat. Gerade weil sie den Schatz haben, graben sie nicht danach, und diese ruhige Unwissenheit ist das sicherste Merkmal des Besitzes. Die Arbeitsamkeit hat bei dem Volk ihren so gewissen Lohn mit sich, daß Bettler, Narren und Schwätzer Synonyma bei ihnen sind, und auch meist in einer Person sich vereinigen. Jedes Dorf hat einen oder den andern, und er ist zum Glück so gewiß ausgezeichnet, daß ihm niemand gleich-

sehen mag. Die Landwirthschaft ist sogar jetzt in den Augen der Büchermacher die würdigste Beschäftigung des Menschen, und vielleicht ist keine, wo so viel Logik, Erwartung ähnlicher Fälle, kurz so viel gerader Menschenverstand erforderlich sei. Man gehe aber in die Wohnung der Wendischen und Schweizerbauern, der Oberländischen Unterthanen im Badischen, der Mennoniſten am Rhein, die allgemein für die besten Köpfe hierin anerkannt sind, und sehe, ob man so geschwind Meister ihres Sistems werden wird. Die Geheimnisse ihrer Wirthschaft sind so komplizirt, die Gegenstände ihres Hausvatersinnes so individuel, und die Anwendung ihrer Grundsätze der Abänderung der Umstände so genau angemessen, daß die Vorkehrungen eines Jahres, so sehr sie auch nach wenigen festen, einfachen Maximen eingerichtet sind, doch denen vom vorigen Jahre so wenig gleichen als die Witterungen. Maulwurfsartig sehen sie weder über noch unter sich, erreichen aber durch anhaltendes besinnendes Streben den Zweck ihres vorgesetzten Planes langsam aber gewiß. In der seligen Unwissenheit ihres Werthes arbeiten sie treu in ihrem Beruf, und würden mit Lächeln das Mährchen anhören, das man ihnen von ihrem Beitrag zum gemeinen Besten vorerzählen möchte. Sie sind gern das, was sie sind, und wünschen weder Schreiber noch Edelmann zu werden. Zufrieden über den ungestörten Genuß ihres Eigenthums stören sie den Nachbar nicht in dem Seinigen, lassen ihn so gut zurecht kommen als er kann. Das allgemeine Wohlwollen plagt sie nicht, und außer ihrer Thür kehren sie nicht.

„Darf ich wohl noch ein Wort hinzusetzen, um auf diese Merkmale des gesunden Menschenverstandes Achtung zu erwecken? Zufriedenheit mit sich selbst und mit andern, Entfernung von aller Reformatorsucht zum Besten der Nebenmenschen, von Schwätzerei und Lehrbegierde — was braucht's wohl weiter, wenn man auch die Topik des Kontrastes nicht zu Rathe ziehen wollte.

„Was hat der Künstler, der in der Mechanik erfindet oder auch nur vorzügliche Arbeit liefert, für Stetigkeit, für Ausharren, für Geduld! Welche Beschränktheit des Sinnes auf einen und denselben Gegenstand! Und welche Kindeseinfalt und Unwissenheit in Dingen, die nicht zu seinem Beruf gehören! Die ersten, welche Zünfte verlangten, waren gewiß Meister ihrer Kunst, erkannten die Schwierigkeiten, etwas vollkommen zu arbeiten, wußten aus Erfahrung, was die Kräfte der Menschen vermögen, und beschlossen daher einmüthig: daß ein Mann nur ein Ding verstehen, aber dasselbe Ding recht verstehen solle *). Man werfe ja nicht ein, das Genie lasse sich nicht biegen, es liebe die Freiheit, verändere die Gegenstände u. s. w. Das Genie arbeitet instinktartig und liebt vielmehr einen kurzgespannten Gesichtskreis. Daher die so allgemeine Klage über den Eigensinn des Genies. Wie unmöglich fällt es nicht oft einem großen Künstler, in einer andern als der gewohnten Materie des einmal angenommenen Formats, der bisherigen Manier zu arbeiten, wenn er vortrefflich bleiben soll. Eben weil er auf einem Wege versucht, das zu thun, was andere nicht konnten,

*) „Frühe erkannte Merck in Göthe und warnte ihn vor der Neigung zum Verschwenden seiner Zeit und seiner Kräfte an unbedeutende Dinge." Gervinus, IV, 473.

und Berge von Schwierigkeiten überstiegen hat, mag er keine anderen übersteigen. Der Genuß gibt ihm Behaglichkeit, und er liebt daher seine Kunst wie sein Weib. Aber die Vagabunden, die keine Stätte haben, schreiten umher und begreifen alles, sind allgemeine Menschenfreunde und Bürger keines Staates, wissen alles und nichts und lehren ebenso. Man darf nur einen Blick in die Welt thun, die der wahre Künstler schafft, um zu begreifen, wie er ewig in dem Meer seiner Träume umherschwimmen, neue Schlösser und Inseln entdecken und doch nicht von der Stelle kommen mag. Es sei welche Kunst es wolle, so niedrig oder erhaben in ihrer Bestimmung, so ist sie Kunst, wenn sie eines Menschen ganze Seele beschäftigt*); und so lange sie dies thut, wird er statt ihrer keine andere suchen, um an ihrem Busen mit Ueberdruß und Langerweile zu kämpfen. Sieht man wohl je, daß ein Scheidekünstler Anspruch auf die Kunst eines Mechanikus, oder ein Bildhauer auf die Talente eines Violinisten macht? Jeder zufrieden mit seinem erworbenen Reichthum läßt dem andern das Seine, eben weil er von dessen Werth gar keinen Begriff hat. Der Stolz, der die Virtuosität nährt und von den Beschäftigungen anderer in einem fremden Kreise geringer denken lehrt als es sein sollte, wird doch gemeiniglich dadurch unschädlich. Diese kindliche Unwissenheit in Dingen außer seinem Beruf erhält den Künstler ewig in der engen, ihm bestimmten Laufbahn, gibt seinen Kräften Intensität und bewahrt ihn vor den schädlichen Ausschweifungen und eingebildeten Bedürfnissen, mehr zu wissen und zu leisten als er soll.

„Wir rühmen und jauchzen so viel von dem Vorzug der alten Skribenten vor den neuern, von der Gesundheit ihrer Schreibart, dem großen Menschenverstande, der überall durchzieht. Aber worin lag wohl der Grund dieser Vorzüge anders, als in dieser Beschränktheit des Sinnes, dessen wir Neuern uns schämen? Umfaßten die größten Männer ihrer Zeit das ganze Feld der Wissenschaften, oder begnügten sie sich nur mit soviel Raum wo ihre Hütte stehen konnte? Homer, voll von seinen epischen Mährchen, dachte nicht, daß es nöthig wäre auch Oden zu schreiben, um unsterblich zu werden. In der Welt Pindar's war nichts als Roß und Wagen, und Singer, und Held, und Kranz. Xenofon und Thukydides schrieben, wie Zäsar, ihre eigenen Feldzüge nieder. Wenn wir die Schriften von den Zeiten Luther's lesen, so staunt auch der Blödeste vor dem uns so fremden Nachdruck, der durchaus darin herrscht. Die Thoren schieben's auf die Sprache und sagen: sie ist verstümmelt, verschwemmt, herabgewürdigt. Aber was ist die Sprache ohne den Geist dessen der sie braucht? Ein Schwert, das Schwere, Stärke und Schärfe erst durch die Hand erhält, die es führt. Bei jenen Männern war's Drang, Berufsnoth, Amt, was sie schreiben hieß. Kein Mensch war Skribent. Alles war lokal für den Moment, und dadurch ward's ewig. Wir schreiben ins weite Blaue, für alle Menschen und für die liebe Nachwelt, und eben dadurch für niemand.

„Es bleibt eine ständige Bemerkung in der Geschichte der Kunst: die Ausübung war vor der Theorie, und sobald diese ausgebildet war, verlosch jene. Und

*) „Was macht den Dichter? Ein warmes, ganz von Einer Empfindung volles Herz!" — Göthe, im Götz von Berlichingen.

warum dies? Der Künstler suchte, forschte, fand. Von etwas das nicht war, das noch zu finden war, konnte man nicht reden. Sprach der Künstler von der Geschichte seiner Erfahrungen, so waren's abgerißne dunkle Laute des Gefühls. Daher auch das Bildliche, Metaforische der meisten Kunstwörter. So wie in der Glaubenslehre ward in der Kunstlehre über diese Ausdrücke der Empfindungen eine Dogmatik zusammengesetzt. Leute, die keinen Beruf hatten, das Schöne selbst zu suchen, begnügten sich mit dem Gespenste; man sammelte seine Taschen voll Abstrakten, stellte und verstellte sie, wie die Kinder, nach seinem Gutdünken, und so entstand Theorie. Welche Seuche von Kunsttheoristen haben nicht Winkelmann's Schriften unschuldigerweise über unser Vaterland ausgegossen? Fast auf jeder Akademie ward ein Magister bestellt, über die Geschichte der Kunst zu lesen, man lallte seine Kunstepochen nach, von deren Gewißheit er selbst wenig hielt. Aber man führe einen dieser Herren nur vor das Angesicht einer antiken Büste, ob er, das Maul voll von großen Worten, nur ein einziges Künstlerverdienst, nur ein einziges Stückchen Taschenspiel uns Empfindung vorzuzaubern an Form oder Beleuchtung wahrnimmt!

„Hätten unsere theologischen Scheidekünstler und Schönfärber mehr Beschränktheit des Sinnes, sie würden nicht auf Universaleliziere loslaboriren, und mit ihrem Aufklärungslämpchen den ganzen Erdkreis beseligen wollen. Das Gefühl ihrer Brüder würde ihnen heilig sein; sie würden wissen, daß an implizirten Begriffen alles Glück oder Glauben des Lebens, die besten Güter, Liebe und Freundschaft hängen. Sie würden sich nicht an Gott, dem Vater und Bruder vergreifen, und Himmel und Erde, die durch Gefühl verbunden waren, nicht durch Exegese trennen. Keiner von ihnen glaubt für sein Haus und sein Amt, sondern für die ganze Welt bestellt zu sein. Blieben sie diesem ihrem Spinnenkreise getreu, verbreiteten sie enge um sich her soviel Glück, Aufklärung und Liebe, als sie könnten, so würde die Noth der Welt sich ihnen in so neblichter Ferne darstellen, daß sie ihr abzuhelfen keinen Beruf in sich verspürten. Das sogenannte Detail, das sie vorfänden, würde sie belehren, daß sich mit dem Menschengeschlechte en Gros nichts vornehmen läßt, und daß alle Erziehungs- und Religionsleisten, die auf dem Papier ausgeheckt werden, nur Waare für den Markt, aber nie fürs Haus liefern.

„Das höchste Lob, das wir einem Schriftsteller ertheilen, ist Originalität. Einige unserer jetztlebenden, die wir mit diesem Namen bezeichnen, und die es auch wirklich sind, haben ein ihnen so eigenes Gepräge, daß sie mögen sich unterzeichnen oder nicht, ein geübter Sinn sie an dem ersten Laut erkennt. Ihre Schriften geben wirklich der allgemeinen Denk- und Empfindungsart eine andere Richtung. Aber man frage sie auf ihr Gewissen, ob sie auf diesen Eindruck gearbeitet, ihn zuweilen nur vorhergesehen oder geahnt haben? Sie arbeiteten an ihrem Werk aus Liebe zu ihm und sie hätten es gefertigt, wenn es auch nie aufgestellt worden wäre. Es war Drang, sich ihrer Ideen zu entledigen, ohne zu bedenken, was diese Entledigung nun im Ganzen für Fermatazion verursachen möge. Der Beifall ist meist über ihrer Erwartung, und je größer der Mann, je betretener über das, was er, wie man sagt, Großes soll gethan haben. Allgemein bleiben sie ihrer Manier treu, und keiner geht in des andern seine über.

Eben diese Festigkeit des Stils zeugt von der Wahrheit ihres Berufes, und je engumschriebener ihr Kreis, desto sicherer und gewisser.

„Der höchste Grad des Genies ist zugleich das Merkmal des geraden Menschenverstandes; und der Mangel dieser Beschränktheit des Sinnes ist das untrüglichste Kennzeichen des Nougenies und der Ohnmacht, die zeugen will, aber nicht kann." —

Man wird in diesen Zeilen keine Spur von einer mefistofelischen Sinnesweise finden, wohl aber wird man sich leicht erklären können, daß die strengen Aussprüche eines Mannes von so entschiedener Sinnesweise nicht immer demjenigen behagen konnten, dem ein, wenn auch noch so geistreiches, doch immer flüchtiges Umherschweifen in tausend Gebieten völlig zur zweiten Natur geworden war.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß Göthe in seiner Selbstbiografie an derselben Stelle von zwei Männern spricht, welche in vieler Beziehung sich wie Gegenfüßler verhalten, nämlich Merck und Hamann. Den springenden, wunderlichen, höchst unschönen Stil des letztern ahmte Göthe in seinem Aufsatze über die deutsche Baukunst nach, und bekennt, von Hamann stark beeinflußt worden zu sein. In der That fanden sich zwischen dem Magus aus Norden und den minder großen Seiten des Göthe'schen Wesens viele Aehnlichkeiten. Hamann, den man auch den literarischen Alchymisten des achtzehnten Jahrhunderts nennen könnte, zeigt dieselbe unruhige Vielgeschäftigkeit, wie wir sie an Göthe kennen lernten. Hamann las alles was ihm zugänglich war, und brachte das eben Gelesene in seinen Schriften sofort wieder auf den Markt, so daß er kurze Zeit nachher selbst nicht mehr wußte, was seine Anspielungen besagen wollten. Die bunten Flicken gaben seinen Schriften ein geheimnißvolles Ansehen und ließen ihn in den Augen der meisten Leser als ein Wunder von Gelehrsamkeit und tiefgegründeter Einsicht erscheinen, und das war es gerade, was Hamann bezweckte, denn er war von großem Ehrgeiz. Wenn ihm nun gewisse seine Anlagen keineswegs abgesprochen werden können, so gilt doch gerade von ihm ganz besonders der Ausdruck Merck's von der Ohnmacht, die zeugen will, aber nicht kann, und ihr Unvermögen daher in schwulstigen, klingelnden Redensarten, in stilistischen Seiltänzersprüngen zu verbergen sucht. Diese Art der Darstellung war bei Hamann Absicht, denn in seinen zahlreichen Briefen schreibt er ganz anders. Da er selber fühlte, daß dieses Geheimnißvolle sich naturgemäß steigern müsse, wenn es seine Anziehungskraft behalten sollte, so wandte er sich schließlich der pietistischen Richtung zu; hier war, wenn die künstlerischen Taschenspielerstückchen verbraucht waren, ein unbegrenztes Feld zur Thätigkeit, denn fantastische Träume finden nirgend eine Grenze. Zur ernsten Arbeit besaß Hamann ebenso wenig Ausdauer, wie zum Ausharren in einem gegebenen Verhältnisse oder zur Treue in der Freundschaft; gegen Kant dürfte er ein sehr zweideutiges Spiel geführt haben, obwohl Kant sein Wohlthäter war; die Briefe Hamann's an den Buchhändler Kanter und einige andere seiner Bekannten geben genugsam Zeugniß.

Doch es liegt in der Natur alles Großen und Edlen, daß es selbst in unreinen Händen seine Kraft nicht verliert. Wenn Hamann von Homer, von der Poesie der biblischen Bücher und von so manchem andern sprach, so wurden

immerhin einige Leser angetrieben, die berührten Gegenstände genauer zu betrachten, und dann konnte es sich ereignen, daß diese Leser mit weit höheren Kräften auf dem gewiesenen Felde zu arbeiten begannen, als der sie befaß, welcher ihnen den zufällig gefundenen Weg zeigte. Wenn man von diesem Standpunkte aus eine Förderung Herder's und Göthe's durch Hamann annehmen will, so wird dagegen nicht eben etwas einzuwenden sein. Als Göthe auf der Höhe seiner Kunst stand und seinem Volke eine Iffigenie schenkte, da wandelte er in sonnenhellen Regionen, in welche Hamann's Dunst nicht hineinreichte, und eben so wenig war es Hamann'scher Geist, der in der Zeit der ersten siebenziger Jahre den jungen Dichter zur Bearbeitung seines ersten wahrhaft großen dramatischen Entwurfes trieb.

Die Geschichte des Götz von Berlichingen hatte Göthe schon in Straßburg genauer kennen zu lernen gesucht; er muß sie auch, obwohl er selbst es in Abrede stellt, auch mit Herder schon besprochen haben. In Frankfurt, wo nichts war, was sein Interesse mächtig fesseln konnte, warf er sich mit großem Eifer auf den liebgewordenen Stoff. Im August kehrte er ins Vaterhaus zurück, und bereits am 28. November schrieb er an Salzmann: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft! Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergessen kann. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissen's lange, und es koste was es wolle, ich stürze mich hinein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe."

Die Arbeit schritt rüstig vorwärts, denn schon am Ende desselben Jahres (1771) sandte er eine Abschrift des ersten Entwurfes an Herder, und begleitete die Sendung mit einem Briefe, der auf das Verhältniß beider Männer ein helles Licht wirft. Göthe schreibt: „Das Resultat meiner hiesigen Einsiedelei kriegen Sie hier in einem Skizzo, das zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar weiter ausgemalt, und doch weiter nichts als Skizzo ist. Keine Rechenschaft geb' ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch sag' ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehen, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtete, es wandelte an einem Platz, wo ich's nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele daran wendete, weil ich's that, um Sie darüber zu fragen, und wußte, Ihr Urtheil wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über diesem Stück dich lehren, wie Oefer, es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend du eine weite, weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehm' ich keine Aenderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß dann radikale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehen soll."

In derselben Zeit, wo Göthe sich so „in einen Zirkel gekrümmt“ dem Götz hingab und Sonne, Mond und Sterne darüber vergaß, beschäftigte er sich mit der Geschichte des Sokrates, die er ebenfalls zu dramatisiren gedachte. Ein größerer Abstand als Götz und Sokrates, beide als Drama, läßt sich kaum denken, man mag nun Zeit, Karakter, äußere Erscheinung, Umgebung, oder was man sonst will in Erwägung ziehen, und wenn Götz ein höchst günstiger Stoff für ein Drama war, so kann es sicherlich keinen sprödern geben, als das beschauliche Leben des Sokrates. Was den jungen Dichter zu beiden Arbeiten gleichmäßig hinzog, das war die Theilnahme für den einen wie den andern Helden, die beide der gerechten Sache, dem Wohle ihrer Mitmenschen das größte Opfer brachten. Es ist sehr bezeichnend, wenn Göthe vom Sokrates sagt, er brauche Zeit, um ihn „zum Gefühl zu entwickeln.“

Auch dem Theokrit und dem Anakreon, sowie dem Pindar wandte Göthe vorübergehend seine Mußestunden zu. In den ersten Monaten des Jahres 1772 beschäftigte ihn das Violoncell, und in demselben Winter kräftigte er seine Gesundheit durch Fechten, Reiten und Schlittschuhlaufen; mit Recht wendet er der letztern, ebenso so schönen als poetischen Kunst hohes Lob zu.

Göthe erzählt uns, daß er in dieser Zeit oft auch weite Fußwanderungen unternommen habe, um die Gedanken seines Herzens zu zerstreuen, das immer noch bei Friederike von Sesenheim verweilte, und die Tage des Dichters mit düsterer Reue füllte. Geflissentlich vermied er alle Annährung an das weibliche Geschlecht, wenigstens für eine kleine Zeit, und um gewissermaßen zu sühnen, was er an der Liebe gesündigt hatte, nahm er aufrichtigen Antheil an andern, er suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte zu verbinden, und diese Bemühungen trugen ihm den Beinamen des Vertrauten bei seinen Bekannten ein; des vielfachen Umherschweifens wegen nannte man ihn auch den Wanderer. Es begegnete sich wohl, daß Göthe bei seinen Märschen durch seine Vaterstadt hindurchging, in einem Gasthofe zu Mittag speiste, und wie ein Fremder dann seines Weges weiter zog. „Unterwegs,“ erzählt er, „fang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel: Wanderers Sturmlied, übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte.“

Ein Ausflug nach Homburg im Frühjahr 1772, den er von Darmstadt aus mit Merck unternahm, blieb ihm eine angenehme Erinnerung. Der Landgraf und dessen Gemahlin nahmen die Gäste sehr freundlich auf.

Unter diesen mannichfachen Beschäftigungen und Unternehmungen fühlte Göthe in Frankfurt sich aber doch nicht heimisch, und es scheint, als ob der Hauptgrund davon außer der Lauheit des geistigen Lebens in Frankfurt besonders das wenig herzliche Verhältniß zu seinem Vater gewesen sei, und da dieser es für gut hielt, daß sein Sohn sich einmal eine kurze Zeit lang in Wetzlar beim Reichskammergerichte umsehe, so folgte der Dichter gern, und begab sich im Mai des Jahres 1772 nach Wetzlar, wo er bis zum Herbst verweilte. „Was mir in Wetzlar begegnete, ist von keiner großen Bedeutung,“ sagt Göthe selbst, und

doch sollte der Aufenthalt in diesem alten Städtchen eine sehr bemerkenswerthe Epoche für sein Leben werden.

In jenen Jahren war in Wetzlar gerade jene bekannte Visitazion des Reichskammergerichts im Gange, deren Ergebnisse die schwerste Anklage gegen die Einrichtung des ganzen Instituts selber abgaben. Die Zahl der Richter war so unzureichend, daß kaum die Hälfte aller anhängig gemachten Rechtshändel erledigt werden konnte; es war deshalb festgesetzt, daß nur diejenigen Streitsachen abgewickelt werden sollten, welche von den Parteien wiederholt angemahnt würden. Es wurde dadurch also eine besondere Beeinflussung der Richter durch die Parteien geradezu herausgefordert, und weil einige Richter sich zu allen Zeiten stark hatten beeinflussen lassen, so stellte man schließlich eine Untersuchung an, setzte einige Richter ab und übergab sie, die für die Gerechtigkeit den sichersten Schutz hatten bilden sollen, dem Strafgericht. Alle diese Untersuchungen wurden öffentlich betrieben, und dieses wiederum gerichtete Gericht war für das ganze heilige römische Reich ein interessantes Schauspiel. Die tiefe Herabwürdigung des gesetzlichen Ansehens und die nazionale Schande des ganzen Herganges schien man nicht zu fühlen.

Was Göthe hier mit eigenen Augen sah, was er in offener Unterhaltung über Personen, die so lange für durchaus würdig gegolten, hörte, war leider nur zu sehr geeignet, das geringe Interesse für das größere deutsche Vaterland in Göthe's Herzen noch geringer zu machen, und dadurch seinen Blick noch mehr von dem weiten Gesichtskreise, und sein Gefühl noch weiter von den tiefergreifenden, die ganze Seele bewegenden großen Interessen abzuwenden, ohne die ein wahrhaft großer dramatischer Dichter überhaupt gar nicht denkbar ist. Göthe ging, wie man sich leicht erklären kann, mit geringer Erwartung nach dem Sitze des höchsten Gerichtshofes deutscher Lande, und während seines Aufenthaltes daselbst verwandte er nur spärliche Stunden auf die Jurisprudenz, die ihm ein nothwendiges Uebel war und blieb.

In Wetzlar befand sich, der Sitte der guten alten Zeit gemäß, eine nicht unbedeutende Anzahl gebildeter junger Leute, theilweise aus den höhern Ständen, die genöthigt waren, ernstlich darüber nachzusinnen, wie sie viele müßige Stunden ausfüllen möchten. Bei solchen Gelegenheiten nimmt stets derjenige die erste Stelle ein, der möglichst inhaltlosen und mühelosen Beschäftigungen das wichtigste Ansehen zu geben versteht; denn wer die Arbeit überhaupt nicht liebt, der nimmt auch seine Vergnügungen am liebsten unter der Form eines süßen Nichtsthuns entgegen. Ein braunschweigischer Gesandtschaftssekretär, Friedrich von Goué, hatte einen Ritterorden gestiftet, dem ein nichtsbedeutender Heermeister mit großer Feierlichkeit gebot. Bei Tisch saß er obenan, neben ihm hatte der Kanzler des Ordens seinen Platz, sodann folgten die wichtigsten Staatsbeamten, und schließlich die Ritter nach der Altersstufe. Der Ritterschlag geschah mit den Förmlichkeiten der wirklichen Orden, die Liste sämmtlicher Mitglieder wurde gedruckt, und jedem Ritter ein Beiname zugelegt, das Buch von den vier Haimonskinder wurde für kanonisch erklärt.

Auch Göthe nahm an diesen Kindereien Theil, man hieß ihn Götz von Berlichingen den Redlichen. Doch nur kurze Zeit fand er Gefallen an den

zeitraubenden Thorheiten, die ihm Freund Behrisch in Leipzig bereits in so reichlichem Maße zu kosten gegeben hatte. Ihm war es angenehm, daß der Umgang mit einem ernsteren jungen Manne, mit Gotter, ihn dem hohlen Treiben entzog. Fr. W. Gotter aus Gotha, Sekretär bei der gothaischen Gesandtschaft, war Schauspieldichter, Schauspieler und Improvisator, der Richtung Wieland's geneigt, und den Formen feiner Geselligkeit zugethan. Mit Eckhof, Schröder und Iffland war er nahe befreundet, mit Schröder bearbeitete er italienische Lustspiele für die deutsche Bühne. In seiner Jugend neigte er sich in Göttingen, wo er studirte, und später in Wetzlar vorübergehend der Richtung der Kraftgenies zu, doch später sagte er sich in seiner an Göthe gerichteten Epistel über die Starkgeisterei gänzlich von dieser Richtung los und wandte sich mit Vorliebe dem französischen Theater zu. Sein klarer und heiterer Sinn übte auf Göthe viel Anziehungskraft; er brachte mit ihm, wie er erzählt, viele vergnügte Stunden zu. Durch Gotter kam er auch in Berührung mit den Göttingern, und lieferte einige kleinere Arbeiten für den Musenalmanach. Doch hat Göthe den Mitgliedern des Hainbundes nie sehr nahe gestanden, und auch Gotter sagte sich schon 1771 von der Redakzion des Musenalmanachs los; beide konnten den durch Voß auf die Spitze getriebenen Ueberschwänglichkeiten des Hainbundes keinen Gefallen abgewinnen.

Mit Gotter gab Göthe sich eine kurze Zeit ästhetischen Spekulazionen hin und übersetzte gemeinschaftlich mit ihm The deserted village von Goldsmith; Merck hatte in eben diesem Jahre eine Ausgabe des englischen Originals veranstaltet.

Aus diesen Verhältnissen wurde Göthe im August durch eine Reise nach Gießen entführt, wohin ihn Merck und Schlosser bestellt hatten. Sie wollten sich in dem Hause des Professors der Jurisprudenz Höpfner treffen, und Göthe, der die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Gelehrten sehr wünschte, konnte sich nicht versagen, bei dieser Gelegenheit wieder einmal seiner alten Neigung zu dem Geheimnißvollen nachzugeben. Als armer Student erschien er bei Höpfner, blöde und mit linkischem Anstande unterhielt er sich eine Zeitlang mit ihm über Sachen, deren Wichtigkeit sich ebenso allmälig steigerte, wie das Feuer in dem Vortrage des Gastes, bis schließlich der angebliche Student aufsprang und Höpfner mit den Worten um den Hals fiel: „Ich bin Göthe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner, aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten miteinander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt, und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so hoff ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe."

In Gießen wurde eingehend verhandelt über die „Frankfurter gelehrten Anzeigen", die Schlosser auf Merck's Betrieb in diesem Jahre herausgab. Göthe wurde zur Theilnahme an denselben dringend eingeladen, und schrieb in der Folge eine Reihe von Rezensionen, die ganz den kecken, brausenden, für alles Große begeisterten, gegen alles Niedrige erbitterten Geist des jungen Dichters zeigen. Von dem Berliner Akademiker und Kritiker Sulzer, der in seiner Theorie der Kunst einen hohen Ton angeschlagen hatte, sagte er mit Recht, daß man, um eine

Poetik zu schreiben, sich als Dichter versucht haben müsse. Gegen Wieland hatte Sulzer mit trübsinnigem Eifer gepredigt, Göthe nahm ihn in Schutz und suchte zu zeigen, daß Wieland's Blumenpfade auch zu einem begehrenswerthen Ziele führten. Interessant ist eine Stelle, an welcher er das Ideal eines Dichters schildert; er gibt sein eigenes Spiegelbild in den Worten: „Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannichfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem Dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei, dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich ihr aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tages, schmelzende Lieder und Musiken der Nacht, endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, wenn sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, verspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugthun. Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, nicht Weichheit des Herzens sei an seiner Unbeständigkeit Schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth!" — Es ist sehr bezeichnend, in welchen regen Verkehr mit dem schönen Geschlechte Göthe hier den Dichter bringt, und welchen Einfluß er diesem Geschlechte auf den Geist des Dichters einräumt. Es ist derselbe Einfluß, den wir in den Werken Göthe's fast auf jeder Seite gewahren.

Der Wunsch, mit dem Professor Höpfner noch länger zu verkehren, ward Göthe durch die Gegenvorstellungen seiner Freunde vereitelt. Merck erklärte, er könne die Rohheiten der Studenten in Gießen, die sich Tag und Nacht gleichblieben, nicht länger ertragen, und Schlosser vertraute dem Dichter, daß er mit dessen Schwester Kornelia in ein näheres Verhältniß getreten sei, und, sobald er angestellt wäre, dieselbe heimzuführen gedenke. Wenn Göthe erzählt, daß diese Entdeckung ihn betroffen gemacht, daß er mit Eifersucht an seine Schwester gedacht und bei sich gesagt habe, daß, „wenn der Bruder nicht abwesend gewesen, es mit dem Freunde so weit nicht hätte gedeihen können," so muß ein solches Geständniß einen wunderlichen Eindruck machen, und abermals zum Beweise dienen, daß da, wo das Gefühlsleben auf Kosten aller andern Seiten des Geistes ausschließlich in die Höhe getrieben wird, selbstsüchtige Regungen unvermeidlich im Hintergrunde emporwachsen.

Göthe kehrte nach einem kurzen Aufenthalte in Gießen nach Wetzlar zurück, denn auch ihn zog jenes unaussprechliche Gefühl nach der kleinen alten Stadt zurück, von welchem Göthe selber sagt, in ihm ruhe das größte Glück: die Sehnsucht. Dasselbe Herz, aus welchem die Gestalt der lieblichen Friederike immer noch nicht gewichen war hatte in Wetzlar ein neues Bild in sich aufgenommen,

dessen Macht eine fast unbeschränkte und darum fast eine höchst verderbliche geworden war.

Mit Gotter hatte Göthe an einem Junitage von Wetzlar aus einen Spaziergang nach dem Dorfe Garbenheim, einem Vergnügungsorte, unternommen. Im Grase behaglich ausgestreckt, unterhielt Göthe sich mit einigen Umstehenden über epikuräische und stoische Filosofie, als ein Freund Gotter's hinzutrat; es war Johann Kristian Kestner, Legazionssekretär der kurfürstlich hannoverschen Gesandtschaft. Er war gerade acht Jahre älter als Göthe, sein Geburtstag war der 28. August 1741. Kestner, mit schönen Anlagen des Geistes und des Herzens ausgestattet, war in einem glücklichen Familienkreise sorgsam ausgebildet worden; in Wetzlar hatte er sich seinen Vorgesetzten sowohl durch seinen Karakter wie durch seinen Fleiß sehr günstig empfohlen, seine baldige Anstellung war in Aussicht genommen. Seit vier Jahren war er der Verlobte der zweiten Tochter des Deutschordensamtmanns Buff in Wetzlar; als Verwalter der Einkünfte einiger Besitzungen des deutschen Ordens bewohnte derselbe das sogenannte Deutsche Haus. Der Amtmann Buff stand als Ehrenmann in hohem Ansehen; seine Gattin, in der Stadt „die Mutter der schönen Kinder" genannt, war eine Frau von seltener Vortrefflichkeit. Als sie im Jahre 1770 starb, erbte ihre zweite Tochter, Charlotte, Kestner's Braut, die mütterlichen Sorgen für zehn Geschwister. Durch unermüdliche Sorgfalt und rastlosen Fleiß gelang es ihr, den Geschwistern und dem Vater die schöne Häuslichkeit, aus welcher die Seele so früh geschieden, ungestört zu erhalten. Charlotte Buff war blond, mit blauen Augen, eine heitere, liebenswürdige Natur, zum Heben und Tragen für andere stets bereit, einfach in Kleidung und Schmuck; man hätte das Wort Jean Paul's auf sie anwenden können, daß Mädchen und Taubenhälse nie schöner sind, als in Bewegung.

Zwischen Göthe und Kestner entspann sich ein freundschaftlicher Verkehr, und bald nachher lernte der Dichter auch des Freundes Braut kennen. Am 9. Juni 1772 war in Wolpertshausen bei Wetzlar ein Ball. Göthe und Charlotte nahmen daran Theil, Kestner ritt erst später nach. Zufällig fuhren Lottchen und der Dichter in demselben Wagen, und auf diese Weise lernten sie sich kennen. Kestner erzählte von diesem Tage nachher: „Noch kein Frauenzimmer hier hatte dem Dr. Göthe ein Genüge geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er bemerkte an ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune, als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war. Ich kam ein paar Stunden später, und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegeneinander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig (dieses ist er manchmal, dagegen zu andern Zeiten melankolisch); Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tages konnte es nicht fehlen, daß Göthe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er

in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tag und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von ihrer häuslichen Seite kennen."

In der Familie des Amtmanns Buff waltete jene ungeheuchelte Liebe, welche das Herz eines jeden erwärmt, der das Glück hat, in einer solchen Familie zu verkehren. Göthe wurde im Deutschen Hause bald völlig heimisch, der Amtmann sah ihn wie einen Sohn, die Kinder wie einen ältern Bruder oder wie einen Oheim an; der schöne neue Freund gefiel ihnen ganz besonders, mit zwanzig Händen nahmen sie jubelnd Besitz von ihm, ließen sich Mährchen von ihm erzählen und die Buben zausten sich mit ihm auf dem Boden gar lustig herum. Kestner gewann einen lieben Freund, den er in seinem Herzen seinem Jugendfreunde von Hennings zunächst stellte. Da der Bräutigam den größten Theil des Tages seinen Geschäften eifrig oblag, so sah er, frei von jeder kleinlichen Eifersucht, es gern, wenn Lotte sich nach vollbrachten häuslichen Bemühungen mit Freunden oder Freundinnen gesellig unterhielt, und so fand sein edler Sinn auch durchaus nichts Anstößiges darin, daß Göthe fast alle seine Zeit in Lotte's Gesellschaft zubrachte. Es war ein wunderbares Verhältniß unter diesen drei Menschen, welches für jeden einzelnen, besonders aber für Kestner, das herrlichste Zeugniß ablegt. Was Göthe und Kestner darüber sagten, möge hier Platz finden. Der Dichter erzählt von sich selbst: „Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon versagt, den gefälligen Dienst nicht als Bewerbung auslegen, und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber bald dergestalt eingesponnen und gefesselt und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das, was ihm abging in einer Freundin, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für die Gegenwart zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie bei einer ausgedehnten Wirthschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht wie sie dazu kamen sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm Ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend wird er Hanf brechen, und er wird wünschen Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben."

Ungefähr zu derselben Zeit schrieb Kestner an einen Freund folgende Worte über Göthe: „Ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, so konnte er mit aller seiner Filosofie und seinem natürlichen Stolz so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte, und er sie in ihrer Art zu verfahren noch bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Szenen, wobei Lottchen bei mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich, und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahnung von dergleichen Betrachtung bemerken können."

An seinen Freund schenkte Göthe in jenen Tagen ein Exemplar des erwähnten Deserted village, in welches er die Verse schrieb:

Wenn einst nach überstandner Lebensmüh und Schmerzen
Das Glück dir Ruh- und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen
Dich, und mit dir geliebt.

So edel und rein das geschilderte Verhältniß nun auch war, und so fest der Wille des Dichters seine Gefühle in eherne Schranken band, so lag doch gerade für Göthe in diesem Verkehr eine sehr große Gefahr. Welche Gluth in seinem Innern damals tobte, wie nahe die Gewalt seiner Gefühle dem Abgrunde zudrängte, das hat er selber ja mit Flammenworten in Werther's Leiden eingeschrieben. Wo aber eine Leidenschaft zu einer so bedenklichen Höhe gestiegen ist, da kann niemand, und auch der stärkste nicht, den Ausgang mit Bestimmtheit vorhersagen.

Es war Merck's treue Freundeshand, die besonnen und fest, und zugleich auf kluge Weise den jungen Freund der drohenden Gefahr entriß. Als Göthe mit Merck in Gießen bei Höpfner zusammengetroffen war, begleitete Merck ihn nach Wetzlar, und dort führte der Dichter ihn auch bei seiner Geliebten ein. Lotte fand auch in den Augen des erfahrenen Mannes vollen Beifall, denn an seine Gattin schrieb Merck in diesen Tagen: J'ai trouvé aussi l'amie de Göthe de Wetzlar, cette fille, dont il parle avec tant d'enthousiasme dans toutes ses lettres. Elle mérite réellement tout ce qu'il pourra dire de bien sur son compte. Aber Merck sah auch die Gefahr, welche für Göthe so wie für die beiden Verlobten doch immer in der Nähe lauerte, und deshalb versuchte er Göthe zu entfernen. Merck erklärte dem Dichter, seine Wahl habe seinen Beifall durchaus nicht. „Er zog sehr schnell," erzählt Göthe, „die junonische Gestalt einer ihrer Freundinnen vor, und schalt mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht, um so mehr, da sie frei ohne irgend

ein Verhältniß sich befinde. Ich verstehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er, und er sehe höchst ungern hier meine besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben. Seine Gegenwart, sein Zureden beschleunigte meinen Entschluß, den Ort zu verlassen. Er stellte mir eine Rheinreise, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff sei, so reizend vor und erregte die Sehnsucht, diejenigen Gegenstände endlich mit Augen zu sehen, von denen ich so oft mit Neid hatte erzählen hören."

Es war gegen das Ende des August, als Merck in Wetzlar war; am 11. September 1772 verließ Göthe die Stadt. Von seinem Abschied hatte er niemand etwas gesagt, er fühlte sich nicht stark genug. Am Abend des 10. September war er zum letztenmal im Deutschen Hause; mit Kestner und Lottchen hatte er ein ernstes Gespräch über den Zustand der Seele nach diesem Leben, über das Scheiden und über das Wiedersehen nach dem Tode, und man machte gegenseitig aus, wer zuerst stürbe, der solle, wenn es ihm vergönnt wäre, den Freunden Nachricht von seinem Zustande geben; Lotte hatte in der Erinnerung an ihre verstorbene Mutter dieses Gespräch angeregt.

In leidenschaftlicher Bewegung eilte Göthe an dem Abend fort. Auf seinem Zimmer angelangt, schrieb er an Kestner: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort! Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als: Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen gehe ich. O mein armer Kopf!" — Der Einschluß an Lotte lautete: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß, wann! Lotte, wie war mir's bei Deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal, daß ich Sie sehe! Nicht das letztemal, und doch gehe ich morgen fort. Fort ist er! Welcher Geist brachte Euch auf den Diskurs! Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte — ach, mir war's um hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete! Ich bin nun allein, und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich, und gehe nicht aus Euern Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer! Sagen Sie meinen Buben: Er ist fort. Ich mag nicht weiter." Am nächsten Morgen um sieben Uhr reiste Göthe ab, ein Freund gab ihm zu Pferde eine Strecke das Geleit. Als Lotte seine letzten Zeilen erhielt, traten ihr die Thränen in die Augen, doch gestand sie ihrem Bräutigam, es sei ihr lieb, daß er gegangen. Kestner war niedergeschlagen, und die Kinder des Deutschen Hauses in großer Betrübniß.

Göthe suchte indeß Linderung seiner Schmerzen da, wo ein reines Herz sie stets finden wird, in der Natur. Mit Merck hatte er verabredet, sich bei Frau von la Roche in Koblenz einfinden zu wollen, Merck wollte ihn von da abholen. Sein Gepäck hatte Göthe schon vorher besorgt, und nun wanderte er selbst die Ufer der Lahn hinab. Sein Auge flog über die Schönheiten der Gegend mit Liebe hin, sein Herz erfreute sich an der Mannichfaltigkeit der bebuschten Felsen, der sonnigen Gipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der blauen Berge, die aus der Ferne herüberwinkten. Ueber Weilburg, Limburg, Diez und Nassau gelangte er nach Ems, und fuhr dann auf einem Kahne den

Fluß hinab. Der alte Rhein, von dem jener Spruch Logau's sagt, man solle ihn nicht Rhenus, sondern Venus nennen, bewährte seinen Zauber auch auf das Gemüth des Dichters, der den schönen Fluß an einer seiner schönsten Stellen, bei Oberlahnstein, zum erstenmal sah. Ihn entzückte auch die Lage des Schlosses Ehrenbreitenstein, welches herrlich und majestätisch, ein Bild stolzer Kraft, von der Höhe winkte. Am Fuße derselben lag das Haus, welches für Göthe vorläufig das Ziel seiner Reise bildete, die Wohnung des Geheimraths von la Roche, den wir nebst seiner Gemahlin Sofie aus Wieland's Leben bereits genauer kennen*). Merck hatte den jungen Dichter angekündigt, er fand eine freundliche Aufnahme. Die Mutter war bekanntlich selber Schriftstellerin, mit Göthe theilte sie eine gewisse Schwärmerei des Gefühls; zu dem Herrn von la Roche bildete des jungen Gastes heiterer Weltsinn ein bequemes Band, und zu den Töchtern die Jugendlust.

Doch nicht lange blieb Göthe der einzige Gast des Hauses; von Düsseldorf her, wo er bei der Familie Jakobi verweilte, kam Leuchsenring. Als hessen-darmstädtischer Rath war er 1769 mit dem Erbprinzen nach Leyden, und von da nach Paris und der Schweiz gegangen. Auf diesen Reisen wußte er sich an viele bekannte und angesehene Persönlichkeiten durch seine glatte Manier heranzudrängen, auch gelang es ihm, mit einigen derselben eine Korrespondenz einzuleiten; sogar fremde Briefschaften wußte er zu erlangen. Bei dem schönen Geschlechte war er durch seine große Gewandtheit, Aufmerksamkeiten zu erweisen, beliebt. Merck bezeichnete ihn treffend als einen jener Menschen, die ohne sonderliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen, und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu machen suchen. Leuchsenring führte als Beleuchtungsapparat für seine eigene werthe Persönlichkeit mehrere Kasten mit sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit seinen sogenannten Freunden, und die Briefe dritter enthielten. Ein besonderer Schatz waren die Briefe, welche Julie Bondeli, Wieland's ehemalige Braut**) mit Rousseau gewechselt hatte. Leuchsenring verfehlte nicht, diese Briefe öffentlich vorzulesen; daß Herr von la Roche, sobald die Kasten geöffnet und die Menagerie hervorgeholt wurde, sich der Gesellschaft entzog, störte den siegesgewissen Vorleser nicht im mindesten. Auch Göthe hörte gern zu, sein Gesichtskreis erweiterte sich durch mancherlei.

In diesen Kreis trat nun auch Merck ein, der mit seiner Familie von Darmstadt kam. Sein kaltes und treffendes Urtheil öffnete dem jungen dichterischen Freunde sehr bald die Augen über die Endzwecke des glatten, überall sich andrängenden Vorlesers, so daß Göthe später denselben in dem satyrischen Fastnachtspiele Pater Brei ein gebührendes Denkmal setzte. Nach Merck's Ankunft hörten die Vorlesungen bald auf, die Gesellschaft trennte sich mehr in kleinere Kreise. Göthe verkehrte von nun an gern mit der ältesten Tochter, Maximiliane, welche durch ihre niedliche Gestalt und ihre schwarzen Augen ihn besonders anzog. Die Erinnerung an die eben erst überstandene schmerzliche Trennung von Lotte hinderte nicht, in Göthe's Herzen die Gefühle ungestör

*) Vergl. im zweiten Bande unseres Werkes S. 83 ff. 90 ff. 105 ff. 142 ff.
**) II, 100, 101, 104, 105.

aufblühen zu lassen, in deren Erinnerung er später die Worte schrieb: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.“ Man muß nicht vergessen, daß Göthe's ganze Natur von seiner frühesten Jugend an sich auf einem ausschließlichen Gefühlsleben aufbaute, um solche immerhin bedenkliche Aeußerungen, die einen Karakter wahrlich nicht in günstiges Licht zu setzen geeignet sind, würdigen zu können.

Merck besaß den Takt, die Gesellschaft durch seinen Aufbruch — Göthe ging mit ihm — noch früh genug zu trennen, ehe mißliebige Streitigkeiten oder unerwartete Verhältnisse sich gestalten konnten. Man ging im besten Einvernehmen auseinander. Göthe fuhr mit Merck und den Seinen den Strom hinauf. Bei der ohnedies so langsamen Fahrt wurde der Schiffer noch besonders ersucht, sich nicht zu übereilen, und bei dem herrlichsten Wetter konnte nun der schöne Strom und seine großartigen Ufer, mit denen der Hauch der halb verklungenen Sage und der immer wieder neuen und gegenwärtigen Dichtung unzertrennlich verbunden ist, ungehindert auf das Gemüth und den Kunstsinn der Reisenden wirken.

Gemeinsam mit Merck hatte Göthe manches schöne Bild der Reise gezeichnet; ihr gegenseitiges Verhältniß war durch die längere Fahrt, auf welcher sie meist auf einander angewiesen waren, bedeutend inniger geworden. Merck gewann einen großen Einfluß auf den Dichter, der dem ältern Freunde durch sein jugendfrisches Wesen lieb und fast unentbehrlich wurde.

Nach der Rückkehr ins Vaterhaus mußten aus Mangel einer gewohnten Beschäftigung alte Liebhabereien wieder hervorgeholt werden. Göthe sammelte Gipsabgüsse und malte in Oel, und ein Messerstiel von Schildpatt — so erzählt er — gelang ihm zum Erstaunen. Schwester Kornelia wurde wieder die Vertraute der neuen Liebesschmerzen, und mit dem Deutschen Hause in Wetzlar wurde ein reger schriftlicher Verkehr eingeleitet. Gegen das Ende des September hatte er das Vergnügen, Kestner bei sich in seinem Hause zu sehen. Kestner schrieb darüber in sein Tagebuch: „Es war mir eine unbeschreibliche Freude; er fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast.“ Auch seine geliebte Lotte sollte er bald wiedersehen. Im November begleitete er seinen Schwager Schlosser, den Geschäfte nach Wetzlar riefen, und verweilte mit ihm daselbst vier Tage lang; im Deutschen Hause wurde er aufs herzlichste empfangen. Nach seiner Rückkehr schrieb er an Kestner: „Wenn ich denke, wie ich von Wetzlar zurückkomme, so ganz über meine Hoffnung liebempfangen worden zu sein, bin ich viel ruhig. Ich gesteh's Ihnen, es war mir halb angst, denn das Unglück ist mir schon oft widerfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen; lieber Kestner, da ist's ein Höllenschmerz, wenn man nicht empfangen wird, wie man kommt. Aber so — Gott gebe Euch ein ganzes Leben, wie mir die paar Tage waren!“ Wenn Göthe in Frankfurt war, so gingen Gaben der Liebe zwischen den Freunden hin und her. Göthe schickte Exemplare der Frankfurter gelehrten Anzeigen, des Büchleins von deutscher Baukunst, Kleiderzeug für Lotte,

Bilder für die geliebten Buben in des Amtmanns Hause, Zeug zu Wams und Pumphosen und ähnliche Dinge. Lotte schenkte dem Freunde die blüthenfarbene Busenschleife, die sie am 9. Juni, jenem Tage ihrer ersten Bekanntschaft trug, und beglückte ihn dadurch hoch.

Zu den Personen, mit denen Göthe in Wetzlar flüchtig in Berührung gekommen war, gehörte auch Karl Wilhelm Jerusalem, der Sohn des vortrefflichen und gelehrten Abtes Jerusalem zu Riddagshausen im Herzogthum Braunschweig. Er war braunschweigischer Gesandtschaftssekretär in Wetzlar. Zuvor war er in Wolfenbüttel gewesen und hatte daselbst mit Lessing verkehrt; letzterer gab später einige filosofische Aufsätze des vielversprechenden jungen Mannes mit einem Vorworte heraus, in welchem er sagte: „Als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte er mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Seine Laufbahn war kurz, sein Leben schnell; doch lange leben ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so waren seiner Jahre nur für uns zu wenig. Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich.“ Jerusalem war im September 1771 nach Wetzlar gekommen, Göthe kannte ihn schon von Leipzig her; er schildert ihn als einen hübschen blonden Jüngling von weichen Zügen; seine Kleidung war gewöhnlich die, welche die Niederdeutschen zu tragen pflegten: blauer Frack, ledergelbe Weste und Beinkleider, und Stiefel mit braunen Stulpen. Er liebte Natur und Einsamkeit, und erfreute sich besonders an Zeichnungen, welche träumerisch stille Gegenden darstellten. Seine Schwermuth wurde durch unverdiente Kränkungen von Seiten brutaler Vorgesetzter und aufgeblasener Adliger gesteigert, und als ihn dazu noch eine überwältigende Leidenschaft zu der Gattin eines pfälzischen Gesandtschaftsbeamten erfaßte, ging sein männliches Bewußtsein in der Fluth der andringenden Leiden unter, und er beschloß, seinem Leben ein Ende zu machen, ein Entschluß, den er schon vorher mit filosofischen Gründen zu vertheidigen öfter unternahm. Von Kestner borgte er sich die Pistolen, er verlangte sie in einem Billet, welches genau mit dem entsprechenden Billet im Werther übereinstimmt; überhaupt entlehnte Göthe die ganze Darstellung des tragischen Vorfalls von dem wirklichen Ereignisse, mit dessen Hergang Kestner ihn im November 1772 genau bekannt machte. Einzelne Stellen des Kestner'schen Berichtes, wie z. B. das Schlußwort: „Kein Geistlicher hat ihn begleitet,“ sind von Göthe wörtlich wiedergegeben worden.

Jerusalem's Ende machte auf Göthe einen gewaltigen Eindruck; deutlicher als je sah er nun den Abgrund, von welchem ihn der besonnene Merck zurückgezogen hatte. Die Liebe zu Lotte war immer noch nicht erloschen, und je näher der Vermählungstag heranrückte, desto mehr wuchs Göthe's leidenschaftlicher Unmuth. Kestner war Archivrath in Hannover geworden, im Frühjahr 1773 fand die Hochzeit statt. Den Tag derselben, den Palmsonntag, hatten die Verlobten dem Freunde absichtlich verheimlicht, Göthe hatte die Trauung am ersten Ostertag erwartet; als er die Nachricht erhielt, schrieb er an Kestner: „Gott segne

Euch, denn Ihr habt mich überrascht! Auf den Karfreitag wollte ich heilig Grab machen und Lotten's Silhouette begraben. So hängt sie noch, und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl! Grüßt mir Euern Engel. Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen. Und Euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich." Als er von einer Freundin den Brautstrauß Lotten's erhielt, befestigte er denselben an seinem Hute, als er bald darauf nach Darmstadt zu seinem Merck wanderte, und betrachtete ihn im Selbstgefühl seines heldenmüthigen Entsagens als einen ritterlichen Schmuck. Kestner starb im Jahre 1800 zu Hannover, Göthe blieb bis an dessen Tod mit ihm in Verbindung.

Als er die Nachrichten über den Tod Jerusalem's im November 1772 erhielt, flüchtete Göthe im Drange seines Herzens zu Merck nach Darmstadt, wo er bis gegen Mitte Dezember verweilte; um vieles heiterer kehrte er nach Frankfurt zurück. Zu seiner Zerstreuung wirkte nun auch der Verkehr mit einigen befreundeten Familien seiner Vaterstadt, unter denen besonders das Haus des reichen Kaufmanns Gerock genannt wird. Eine Tochter dieses angesehenen Mannes, Antoinette, war von Jugend auf dem Dichter leidenschaftlich zugethan gewesen; sie soll Anlaß zu dem Bilde der Mignon im Wilhelm Meister gegeben haben. Kestner erzählt, daß er bei dem erwähnten Besuche in Frankfurt mit Göthe und einigen Freunden auf dem Walle spazieren gegangen sei. „Unvermuthet" — so fährt er fort — „begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Göthe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht, plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme, sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette." Göthe selbst erzählte im Januar 1773 seinem Freunde Kestner, er habe einige Freundinnen auf den Ball geputzt, obgleich er selber nicht mitgegangen; einer derselben habe er aus ihrem Schmucke eine prächtige Aigrette von Juwelen und Federn zusammengestutzt. Darauf habe er mit Antoinette und einer andern Freundin einen Nachtspaziergang auf der Brücke gemacht und nach der Rückkehr ins Haus ihnen den Homer übersetzt. In den Winter von 1772 auf 1773*) fällt auch, was Göthe an einer andern Stelle so anmüthig über die durchs Loos bestimmten Ehen erzählt, die man in dem Freundeskreise einzuführen beliebte (Dicht. u. Wahrh. XV. Buch, am Ende).

Wir beschließen unsere Darstellung der Frauenbekanntschaften Göthe's aus dieser Zeit mit der Betrachtung eines Gedichtes, welches dem Verhältnisse zu Lotte seine Entstehung verdankte; „der Wanderer" ist gemeint. Nach Göthe's eigenem Zeugnisse schrieb er es im Sommer 1772 in seinem Garten in Wetzlar nieder, bei der jungen Frau dachte er an Lotte und ihr zukünftiges häusliches Glück. Die Staffage entlehnte Göthe den Erinnerungen der Reise, die er von Straßburg aus nach Saarburg unternommen hatte. Von der Umgegend des kleinen Ortes Niederbrunn erzählt Göthe: „Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen

*) Heinrich Viehoff führt a. a. O. II, 62 ff. den bündigen Beweis für diese Angabe.

und Schäften mir aus Bauerhöfen zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegenleuchteten." Das Gedicht erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach des Jahres 1773.

Es wird berichtet, Angelika Kaufmann in Rom sei durch den Wanderer, das erste, was sie von Göthe las, zu hoher Bewunderung hingerissen worden, und habe den Verfasser als großen Künstler sofort bezeichnet. Es wird in der That nicht leicht ein wundervolleres Bild geschaffen werden können, als in diesem Gedichte vor unsern Augen erscheint. In den Trümmern des Tempels ist die Hütte des Arbeiters gebaut, von efeuumschlungenen Ulmen beschattet, vom Gebüsch versteckt, ein klarer Quell rieselt daraus hervor. Aus dem Schutte streben die letzten Säulen empor, düstres Moos auf dem heiligen Haupte, an das schöne Gesims klebt die Schwalbe ihr Nest, und grünender Rasen überwuchert die erhabenen Reste; der Geist der Trauer über die Vergänglichkeit alles Schönen umweht den heiligen Ort. Doch die Natur kennt keinen Stillstand und keine ewige Vernichtung; aus den Trümmern erhebt sich neues Leben, und dieselben Kräfte, deren Werk die Zerstörung ist, bereiten den Boden für eine neue Schöpfung. Aus den herabgestürzten Tempelsteinen baut der Landmann seine Hütte auf, und lebt darin mit Weib und Kind. In den Armen der jungen Frau wiegt sich der lächelnde Knabe, das Bild des blühenden, wachsenden, versprechenden Lebens, die Freude und Wonne der jungen Mutter. Und wenn die reine Freude des guten Menschen dem Schöpfer, dem Gott der Liebe ein Wohlgefallen ist, so ist ja auch sie ein Gebet, und in den Trümmern des niedergesunkenen Tempels hat sich ein neues Gotteshaus aufgebaut, in dem der Höchste verehrt wird durch aufopfernde Liebe und nützliches Schaffen, die dem ewigen Vater ein süßeres Opfer sind, als die todten Gaben aus der Thierwelt und dem Pflanzenreiche, die in grauer Vorzeit hier auf dem Altare dampften. Der Wanderer schaut das Glück des jungen Weibes, doch selber daran theilnehmen kann er nicht; eine geheime Unruhe treibt ihn hinweg, der Einladung der Frau entgegen, ihn scheint eine Erinnerung fortzuziehen, so wie Göthe von Lotte und ihrem Glücke floh, wenngleich mit einem Segenswunsche. In dem Gedichte aber scheidet der Wanderer mit dem Wunsche, der auch in Göthe's Brust lebendig war: daß ihm das Schicksal einst auch eine Liebe voller Glück und Treue und Dauer, ein liebes Weib mit dem lächelnden Knaben auf dem Arm bescheeren möge.

Welche Fülle von poetischen Anschauungen umfaßt dieses Gedicht in seinem engen Rahmen! Die alte Zeit und die Gegenwart sind in ihren grundverschiedenen Anschauungen unter einem höheren Gesichtspunkte zu Einem Zwecke zusammengestellt, und so weite Aussichten spannen sich befriedigend und künstlerisch abgeschlossen in Einen Rahmen. Das freie Versmaß fügt sich passend dem mannichfach wechselnden Gedanken; die Sprache ist jedoch nicht so vollendet, als sie im „Ganymed", im „Prometheus" u. a. erscheint. Das Ganze ist das Erzeugniß eines großen Künstlergeistes, und in dem Alter von dreiundzwanzig Jahren, in welchem der Dichter es niederschrieb, eine sichere Anweisung auf ungewöhnliche Leistungen.

Es war und blieb die Kunst, in welcher Göthe eigentlich webte und lebte, wenn er auch nach dem Wunsche seines Vaters der Praxis als Advokat einige

Stunden widmete und einige kleinere Sachen besorgte, welche sein Oheim Textor und die Gebrüder Schlosser ihm zuwandten. Doch wurde diese Thätigkeit ein Band zwischen dem Vater und dem Sohne. Der Rath Göthe las mit vielem Vergnügen die Akten, besprach sie mit seinem Sohne und machte seine Vorschläge, so daß er in eine Thätigkeit gerieth, welche er lange entbehrt hatte. Der Sohn diktirte die erforderlichen Aufsätze einem gewandten Kopisten, der mit allen Kanzleiförmlichkeiten völlig vertraut war. Der Vater war mit dem Sohne nun völlig zufrieden, und sah allem, was er sonst trieb, gern nach, in der sehnlichen Erwartung, daß nun auch die poetischen Beschäftigungen seines Sohnes bald erfreuliche Früchte zu Tage fördern möchten.

Auch diese Erwartung sollte bald in Erfüllung gehen. Götz von Berlichingen war es, der nun mit voller Gewalt die Seele des jungen Dichters erfaßte, und angeregt durch die Reden und Mahnungen seiner Freunde, gab er ihm diesmal eine Gestalt, in der er nun vor der Welt erscheinen konnte. Schon in Straßburg hatte er Quellenstudien betrieben, und das Werk des Johann Filipp Datt De pace imperii publica genau durchgelesen. Seine Hauptquelle aber war ein Buch, welches den Titel führt: „Lebens-Beschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kayſers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Kavaliers. Mit verschiedenen Anmerkungen erläutert und mit einem vollständigen Indice versehen, zum Druck befördert von Verono Franck von Steigerwald;“ beigefügt ist eine Abhandlung: „Hiſtoriſche Nachrichten von dem Urſprung, Art und Beſchaffenheit derer in Teutſchland ehemals in Schwang gegangenen Fehden und Diffidationen. Nürnberg 1731.“ Die zweite Umarbeitung behauptet Göthe, angetrieben durch seine Schwester, in sechs Wochen niedergeschrieben zu haben. Auch diese zweite Bearbeitung genügte dem Dichter noch nicht, er wollte abermals einschmelzen und umarbeiten, aber Merck tadelte das ewige Säumen und Zaudern; „bei Zeit auf den Zaun,' so trocknen die Windeln!“ rief er aus, und machte Göthe den Vorschlag, mit ihm gemeinschaftlich die Herausgabe zu besorgen. Der Dichter ging darauf ein, Göthe besorgte das Papier, Merck den Druck; im Sommer 1773 erschien das Werk, das Exemplar kostete zwölf Gutegroschen. Aber da bei der allgemeinen Nachfrage der Versandt nicht rasch genug besorgt werden konnte, so erschien sehr bald ein Nachdruck, der allen Gewinn aus Merck's und Göthe's Händen zog, so daß letzterer nicht einmal zur Deckung seiner Auslagen gelangte. Das Aufsehen, welches das Drama erregte, war sehr groß, in Berlin mußte es sechsmal nacheinander gegeben werden.

Es liegt uns nun ob, das Verhältniß der ersten zu der zweiten Bearbeitung zu betrachten, und die letztere dann genauer durchzugehen. Von der ersten Bearbeitung sagt Göthe selbst: „Da ich mich ohne Plan und Entwurf bloß der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, so war ich von vornherein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Akte konnten für das, was sie sein sollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt; unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal

nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach." — Diese erste Bearbeitung war also nur in den ersten Aufzügen das, was sie sein sollte, nämlich die Geschichte des Götz von Berlichingen, in den letzten Aufzügen trat der Leser in ein ganz neues Drama, in die Liebeshändel der Adelheid, deren Buhlerkünsten der Dichter sogar einen Franz von Sickingen unterliegen ließ. Zu dieser abenteuerlichen Wendung stimmte es ganz natürlich, wenn die Zigeunerszenen sich in die Breite dehnten, und Adelheid's Schönheit auch bei den Zigeunern Wunder that. Alles das war ein Hinweis, daß nicht die klare Anschauung des bewußten Künstlers dieses Stück geschaffen, sondern vielmehr ein erregtes künstlerisches Gefühl, welches alles, was unter seinem Hauche entsteht, freilich in künstlerischer Form gibt, aber auch der Gefahr, hierhin und dorthin abzuschweifen, stets ausgesetzt ist. Was bei solchen Umständen und Neigungen zuerst in Gefahr kommt, das ist die Einheit der Handlung in dem Drama, und diese ist es in der That, welche in der ersten Bearbeitung völlig zerstört ist.

In der zweiten Bearbeitung wurde die eigentliche Aufgabe, das Leben des Götz zu zeigen, mehr fest gehalten, doch gelangte diese Aufgabe auch darin nicht zu künstlerischer Lösung, da auch hier das Interesse an den Einzelheiten die Hauptfigur zu sehr in den Hintergrund drängt, und dadurch die Wirkung des Ganzen beeinträchtigt. Auf dieses Verweilen bei den Einzelheiten wurde Göthe schon durch den Stoff hingeführt, denn das Leben eines Ritters, der aus einer Fehde in die andere gestürzt wird, dessen Leben in diesem ewigen Kämpfen sein eigentliches Element findet, hat an und für sich bei allem Wechsel der Ereignisse doch immer etwas Einförmiges, und nur durch Zusammenstellung möglichst verschiedenartiger Einzelheiten kann der Dichter, der bei den Fehden zu verweilen gezwungen ist, der Einförmigkeit in seiner Darstellung ausweichen.

Und noch ein anderer Grund ist es, der unsere Aufmerksamkeit mehr auf das gerade Gegenwärtige, als auf ein schließlich zu erlangendes großes Ziel spannt: im Karakter des Götz, wie die Geschichte ihn bietet, treten mehr seine Eigenschaften in vielen einzelnen, unter sich gleichwiegenden kleinen Zügen, als seine Richtung in Einem großen Ringen nach Einem bedeutungsvollen Ziele zu Tage. Daher gewinnen wir für den edlen, jeder Aufopferung fähigen Mann sogleich beim ersten Auftreten ein warmes Interesse, welches aber nicht in seiner Stärke anhält, da es nicht gesteigert wird, und jedes Gefühl, das nicht stufenweise sich verstärkt, erkaltet naturgemäß, wenn auch langsam, aber doch sicher; das ist schon im wirklichen Leben der Fall, noch mehr aber bei den Gefühlen, welche nur die Kunst des Dichters in unserer Brust erregt. Selbst bei der vollendet guten Aufführung ermüdet der Götz von Berlichingen schließlich den Zuschauer, während die Iphigenie ebensowohl wie etwa der Wallenstein, der Tell das Interesse immer höher anspannen. An demselben Fehler leiden Schiller's Räuber, und keins von allen Stücken weicht diesem Fehler geschickter aus, als der Kaufmann von Venedig. Lessing nannte den Götz von Berlichingen eine dialogisirte Kronik; er wollte durch diesen Ausdruck auf den Hauptfehler des

Stückes, auf den Mangel einer ebenmäßig fortschreitenden und sich steigernden Handlung hinweisen.

Vergleichen wir die Fabel des Drama's mit den geschichtlichen Thatsachen, so finden wir in der Geschichte begründet die Fehde mit dem Bischof von Bamberg, die Fehde mit den Nürnbergern, die Reichsacht, die Haft zu Heilbronn, den Bauernkrieg; der Tod des Götz aber erfolgte erst in seinem hohen Greisenalter, mehr als dreißig Jahre nach dem Bauernkriege. Im Drama erscheint der Tod aus heiler Haut bei dem sonst so mannhaften Ritter entschieden als ein auffallendes Ereigniß. Manche Begebenheiten der Geschichte hat der Dichter, obwohl sie ein weiter Zeitraum trennte, nahe zusammen gezogen, oder aus der Regierung des einen Kaisers in die des andern verlegt. Zu solchen Veränderungen war der Dichter sehr wohl berechtigt, wenn er nur an der geschichtlichen Treue der Karaktere seiner Helden und an der Farbe der Zeit festhielt. Letzteres scheint uns nicht so ganz der Fall zu sein; die Gegner des Götz zeigen eine Routine in der Schmeichelei und Buhlerei, wie sie eher wohl am Hofe Ludwig's des Vierzehnten als am Ende des funfzehnten Jahrhunderts und am Anfange des sechzehnten an deutschen Höfen erscheint. Vielleicht lag der Grund zu dieser Abschweifung des Dichters in dem Umstande, daß er eine so ungewöhnlich große Zahl von erdichteten Persönlichkeiten in sein Drama aufnahm; erdichtet sind von den Hauptpersonen Maria, Adelheid, Weislingen, Lerse, Georg, Franz, und von den Nebenpersonen die meisten. In Shakespeare's Stücken finden wir, wenn sie historische Stoffe behandeln, niemals eine so große Anzahl von Geschöpfen der Fantasie.

Unter diesen vielen fremdartigen Zuthaten ging denn auch der eigentliche Grundgedanke des Stückes fast gänzlich zu Grunde. Götz soll doch jedenfalls wohl als Vertreter des wahren Rechtes gegen die Ränke des Eigennutzes, als Schützer der Unschuld gegen die Gewalt erscheinen; Göthe selber sagt, er habe in ihm einen biedern Selbsthelfer in rauher, anarchischer Zeit darstellen wollen. Aber Götz erscheint gar nicht als ein Helfer, als ein Vertheidiger; seine ganze Thätigkeit ist fast nur eine abwehrende, seine eigenen Verhältnisse beschäftigen ihn in so erdrückender Weise, daß er gar keine Gelegenheit findet, in freiwilliger Thätigkeit, in frischer Unternehmungslust zu erscheinen. Und schließlich unterliegt er ja ganz schmählich, und zwar unterliegt er nicht im Kampfe für ein großes Ziel, sondern die Ränke seiner Feinde drücken ihn zu Boden. Und welcher Feinde! Die elendesten Kreaturen, ein schmarotzender und buhlender Pfaff, ein jammervoller, weibischer Unmann wie Weislingen, ein ränkesüchtiges, feiles Weib, das sind die Gegner, welche dem Vertreter der größten Ideen der Menschheit immer schwerer den Fuß auf den Nacken setzen, bis er endlich in diesen Banden sein Leben aushaucht.

Dieser edle Götz, der wahrlich schon allzu viel Qualen zu tragen hat, wird gegen den Schluß des Stückes nun noch völlig unverdienterweise in die schrecklichste Seelenqual geworfen. Er hat sein Wort gegeben, die Waffen nicht wieder zu ergreifen, sein Gebiet nicht zu verlassen; doch die Bauern zwingen ihm das Schwert in die Hand, er bricht sein Wort und wird ihr Hauptmann, und dadurch verliert er die tröstende Ruhe seiner Seele und befleckt seine bis dahin

leuchtend reine Mannesehre. Auf diese Weise geh mit dem Helden auch die Idee zu Grunde, für welche er eingetreten war, und statt uns zu erheben, statt uns über Tod und Grab hinweg die Aussicht in die bessere Zeit zu eröffnen, zu welcher das Blut des gemordeten Helden der Same wäre, statt alles dessen drückt der Schluß uns dumpf und peinigend zusammen, und wenn der Schauspieler gar noch in den Fehler verfällt, den zu bemerken man heute leider so oft Gelegenheit hat, daß er nämlich auf das körperliche Leiden des Götz ein zu großes Gewicht legt, dann erscheint das Wort der Elisabeth: „Die Welt ist ein Gefängniß!“ im grellen, fast höhnenden Lichte, und mit Unwillen wenden wir uns von einem Stücke, das in so krasser Weise eine Moral predigt, die man nur im Munde von Jesuiten und ähnlichen Sataniten gewohnt ist. Unwillkürlich stimmen wir in den Ruf des sterbenden Götz mit ein: Freiheit! Freiheit! und mit tröstender Gewißheit erinnern wir uns daran, daß im Leben die höchsten Ideen nicht so schmählich zu Grunde gehen, wie in diesem Stücke.

Wir sind wahrlich nicht Willens, die großen Schönheiten dieses Stückes zu verkennen oder zu verkleinern, aber eine ängstliche Lauheit, ein Zagen vor allem Ergreifenden, ein Zurückbeben vor dem Gewaltigen, das die tiefste Seele aufwühlt, ist im Götz nicht zu verkennen und nicht hinwegzuläugnen. Wir werden an das Bestreben der Frau Rath erinnert, alles Aufregende um jeden Preis fern zu halten, und vor allen Dingen die Gleichmäßigkeit des Gefühls zu wahren, die von der erhabenen Seelenruhe der Stoiker sehr weit entfernt ist. Auf die Ausmalung völlig individueller Leidenschaften, auf die Schilderung üppiger Weiberreize ist dagegen viel Zeit und Fleiß verwandt, und auf dieser Seite zeigt sich eine Wahrheit und Folgerichtigkeit der Karaktere und eine Treue der Darstellung, die von hoher Meisterschaft zeugt. Die Persönlichkeiten, welche diese Eigenschaften tragen, sind bei weitem die vollendetsten des ganzen Stückes; Adelheid ragt über alle andern hervor, sie verdunkelt in ihrer vollendeten fesselnden Gestalt, in ihrer unwiderstehlichen Gewalt selbst den Helden des Stückes, den Götz.

Bei der Abfassung des Götz hatte Göthe als Muster die Stücke Shakespeare's vor Augen, die damals noch als regellose Gestalten des Genies galten, welches keine Gesetze der Kunst kennt, und kein Gesetz anerkennt, als das eigene Gefühl. So warf Göthe auch die lächerlichen Einheiten der künstelnden Franzosen weg, und in der Freiheit der Form gab er ein Beispiel, in dessen Verfolg von weniger berufenen Geistern nun alle Regeln überhaupt geläugnet wurden und die absolute Formlosigkeit so sehr einziges Bestreben wurde, daß Lessing mit Recht auf die große Gefahr unwillig hinweisen konnte, die dem deutschen Drama drohte, das der große Kritiker erst durch seine heroischen Anstrengungen auf eine gesunde Bahn gelenkt hatte. In seiner Isigenie sollte Göthe später die Regeln der Dramaturgie auf die herrlichste Weise darstellen.

Von den mannichfachen Verdiensten des Götz ist keines größer, als daß dieses Schauspiel die deutsche Dichtung auf den herrlichen Weg zu den großen historischen Stücken hinriß, auf dem Schiller später so Großes leistete.

Zum Schluß unserer Besprechung möge hier noch das Urtheil Friedrich's des Großen über den Götz stehen. In seinem Werke De la litterature allemande sagt er auf Seite 47: Voilà encore un Goetz de Berlichingen qui

paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes. Wir führen diese Worte nicht an, um auf den großen König einen Stein zu werfen, sondern nur um zu zeigen, wie die unselige Vorliebe zu dem Fremden, die Entfernung von dem festen heimischen Boden selbst die größten Geister beirren und in die Fesseln unglaublichen Irrthums schlagen kann.

Im Frühjahr 1772 war der Götz von Berlichingen in der Handschrift vollendet, und nach dieser großen Arbeit, mit dem er ein Stück seines Seelenlebens von sich weggegeben hatte, sah Göthe einem Sommer entgegen, der um so mehr einsam erschien, als auch die liebsten seiner Bekannten fortgingen. Schwester Kornelia verheirathete sich an Schlosser und folgte ihm nach Emmendingen im Badenschen; Karoline Flachsland vermählte sich am 2. Mai mit Herder und begleitete denselben in seine Einsamkeit zu Bückeburg. Göthe feierte in Darmstadt noch ihre Hochzeit mit, und nahm dann zugleich auch Abschied von Merck, der die bereits erwähnte Reise nach Petersburg im Gefolge der Landgräfin Karoline im Juni antrat, und erst im November desselben Jahres heimkehrte. Ein lebhafter Briefwechsel mit dem Freunde und höchst anziehende Schilderungen aus seiner Feder konnten die lebendige Gegenwart doch nicht ganz ersetzen, und gerade zu dieser Zeit, wo Göthe aus dem Dunkel seines bisherigen Lebens in das helle Licht des Ruhmes trat, entbehrte er den Rath und Beistand des erfahrenen Freundes höchst ungern.

Um so lieber war ihm der Kreis, der in Frankfurt sich jetzt für ihn aufthat, ein Kreis, den Göthe bis dahin zuweilen mit Spott betrachtet hatte; Verwandte von Fritz Jakobi gehörten dazu, unter ihnen Johanna Fahlmer; durch Heirath war sie Jakobi's Tante geworden und wurde in der Familie, obwohl sie noch jung war, meist die Tante genannt. Später, nach dem Tode von Göthe's Schwester, wurde sie Schlosser's zweite Gattin. Anfangs hegte die Familie Jakobi keine ganz besonders gute Meinung von dem Dichter des Götz; im Jahre 1775 schrieb Fritz Jakobi an Wieland: „Anfangs sahen wir beide den Göthe als einen feurigen Wolf an, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Koth wälze. Das garstige Thier! riefen wir aus; und ich lauter und heftiger als Sie." Durch die Frauen wurde die Freundschaft zwischen den Männern angebahnt. Johanna Fahlmer war von zartem Gemüth und von reicher Bildung des Geistes, sie wußte den oft brausenden Ungestüm des Dichters durch Geduld und durch feinen Hinweis auf die Unregelmäßigkeiten seines Benehmens zu mäßigen. Auch Jakobi's Gattin und seine Halbschwester Charlotte kamen öfter von Düsseldorf zum Besuch nach Frankfurt. Mit ihnen verkehrten auch die Töchter des bereits genannten Kaufmanns Gerock und zwei Töchter eines Juwelenhändlers Krespel. Alle diese Persönlichkeiten waren für Göthe willkommene Gesellschafter, er sollte aber auch für sein Herz eine Leidenschaft finden, ohne die ihm ja eigentlich nie wohl war. Die älteste Tochter der Frau von la Roche, die schon erwähnte Maximiliane, die bereits in Ehrenbreitenstein seine Neigung gewann, verheirathete sich mit dem reichen Kaufmann Brentano, und zog im Januar 1774 nach Frankfurt. Göthe wurde ein täglicher

Gast des Hauses, dessen Verhältnisse Merck in einem Briefe an seine Gattin vom 29. Januar 1774 mit folgenden sehr bezeichnenden Worten schildert: „La semaine passée je fus à Francfort voir notre amie de la Roche. C'est un assez singulier mariage que celui qu'elle a fait faire à sa fille. C'est un homme assez jeune, mais chargé de cinq enfants. D'ailleurs assez riche, mais un negociant qui a fort peu d'esprit au-delà de celui de son état. C'était un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie a travers des tonneaux de harengs, des frommages. Il paraît qu'elle s'est laissée induire par Mr. Dumeiz*), qui n'a consulté que la fortune et l'avantage particulier pour lui d'avoir une maison agréable à fréquenter. Tu aurais dû voir Madame de la Roche faire tête à tous ces propos et badinages de ces gros marchands, supporter leurs dîners magnifiques et amuser leurs lourds personnages. Il s'est passé des scènes terribles, et je ne sais, si elle ne sera pas accablée sous le fardeau de ces regrets. Göthe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfants et accompagne le clavecin de Madame avec la basse. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison." Etwa zu derselben Zeit schrieb Göthe an Jakobi's Gattin: „Das Schicksal, mit dem ich mich so oft herumgebissen habe, wird jetzt höflich betitelt das schöne, weise Schicksal; denn gewiß das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertheften Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens."

Das Verhältniß von Wetzlar schien sich hier erneuern zu wollen; Göthe selber erzählt, daß er zu der Gattin Brentano's in einem ähnlichen Bezuge gestanden habe, wie Werther zu Lotte, und einige andere Nachrichten bestätigen, daß der Dichter für seine Max la Roche viele Aufmerksamkeiten sehen ließ. Die Tochter dieser Maximiliane war Bettina Brentano, die als junges Mädchen viel bei der Frau Rath verkehrte. Der jungen Freundin erzählte Göthe's Mutter einst, als sie einmal Gäste gehabt, habe ihr Sohn ihr an einem hellen Wintermorgen den Vorschlag gemacht, mit den Fremden an den Main zu fahren, um den Sohn Schlittschuh laufen zu sehen. „Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleift mein Sohn herum wie ein Pfeil, zwischen den andern durch; die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an. Nun, was willst du? sag' ich. — Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock. — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe

*) Dumeiz, ein katholischer Geistlicher, war Dechant am kaiserlichen Kollegiatstift zu St. Leonhardi; auch Göthe verkehrte mit ihm.

über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn, auf dem Eise! Bettine, wenn du ihn gesehen hättest! So was Schönes gibt's nicht mehr; ich klatschte in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder hereinlief, und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug. Damals war deine Mutter mit auf dem Eise, der wollte er gefallen!"

Das Herz der jungen Frau war durch keine Empfindung innigen häuslichen Glückes gegen die Bewerbungen des jungen Dichters geschützt. Aus einer schönen, sonnig heitern Natur war sie in ein düstres, eingeengtes Handelshaus, aus einem fröhlichen Jugendleben ohne Fesseln und ohne Sorgen in einen Haushalt, in die Sorge für fünf Kinder versetzt, und wenn der Reichthum ihres Gatten ihr auch jede mögliche Erleichterung verschaffte, so konnte sie sich doch nicht recht in die neuen Zustände finden. Bei ihrer Mutter fand sie keinen Trost, da diese sich mit den selbstgeschaffenen Verhältnissen ebenso wenig abzufinden wußte. Beide Frauen wandten sich oft an Göthe und nahmen seine Theilnahme für sich in Anspruch, und dadurch wurden seine leidenschaftlichen Empfindungen zu einem Grade aufgeregt, daß er gerade damals aus der Fülle der Gefühle, der vergangenen und der gegenwärtigen, heraus das Werk niederschreiben konnte, das mehr als jedes andere seiner Werke in leidenschaftlichem Feuer glüht und eine Gewalt des Pathos entwickelt, die uns sonst bei Göthe völlig unbekannt ist: wir meinen die Leiden des jungen Werther, welche im Frühjahr 1774 vollendet wurden und im Oktober desselben Jahres zur Ausgabe gelangten. Weygand in Leipzig war der erste Verleger dieses Romanes, welcher den Namen Göthe's bis nach China trug.

Zu der Zeit, wo Göthe mit den Gebrüdern Stolberg Freundschaft geschlossen hatte, sprach Merck zu ihm einmal das scharf treffende Wort: „Dein Streben, deine unablenkbare Richtung ist es, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt nichts wie dummes Zeug." Nicht an allen Werken Göthe's tritt die Wahrheit dieses Spruches in gleicher Weise hervor; am meisten in den drei Werken, welche Göthe's Meisterarbeiten sind: in der Ifigenie, in Hermann und Dorothea und in Werther's Leiden. Für diese drei Werke lag dem Dichter der Plan schon fertig vor; bei jedem einzelnen war es ein Stück wirklichen Lebens, dem er eine poetische Gestalt gab, und gerade in diesen Werken tritt die gewaltige Dichtergröße Göthe's mit einer Kraft hervor, die ihn den Besten aller Zeiten und Völker an die Seite stellt. Bei keinem der drei Werke können wir die Muster, die Wirklichkeit, nach welcher Göthe arbeitete, so genau bis ins Einzelne verfolgen, als bei dem, welches uns hier zunächst vorliegt, bei den Leiden des jungen Werther.

Der Roman ist in Briefen geschrieben, welche an einen Freund gerichtet sind. Wenn Göthe sie auch nicht ausdrücklich für Merck bestimmte, so hat er dem Wilhelm, den die Briefe anreden, doch jedenfalls den Karakter Merck's geliehen. Wilhelm ist, so weit sich nach den wenigen Strichen, die sein Bild zeichnen, urtheilen läßt, eine feste, gesunde Natur, fähig das Leben richtig zu beurtheilen und dem Leben Resultate abzugewinnen, und es leuchtet uns sehr

wohl ein, daß ein von überschwellendem Gefühl nach dieser und jener Seite gerissener Schwärmer wie Werther sich an den mannhaften Freund anschließen kann, gerade so wie Göthe sich an den festen Merck mit wahrer Herzensneigung anschloß und in ihm besonders in der Wetzlarer Zeit eine kräftige Stütze fand. Daß der Albert und die Lotte des Romans historische Personen waren, daß Werther aus den Empfindungen Göthe's und den Schicksalen des jungen Jerusalem zusammengesetzt ist, das alles haben wir schon erwähnt. Noch einige Einzelheiten wollen wir berühren. In dem Briefe vom 12. Mai wird ein Brunnen geschildert, dessen Vorbild ein Quell vor dem Wilbacher Thore in Wetzlar ist. Bei der Freundin, die in dem Briefe vom 17. Mai genannt wird, — „ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich alles war, was ich sein konnte. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung" — erinnern wir uns sogleich an Fräulein von Klettenberg, bei den verzerrten Originalen an die Mitglieder des Ordens, von denen Göthe in seiner Lebensbeschreibung berichtet. Der Ort, den Göthe Wahlheim nennt, heißt Garbenheim und liegt eine halbe Stunde von Wetzlar entfernt; der Ball in dem Briefe vom 30. Mai fand, wie wir schon erzählten, wirklich mit allen seinen Hauptumständen in dem sogenannten Jägerhause bei Wetzlar statt. Der Brief vom 1. Juli gibt uns Nachricht von einem Pfarrhause, auf dessen Hofe zwei Nußbäume eine Bank beschatten, gerade so wie das Bild des Sesenheimer Pfarrhauses in Stöber's Schrift „Lenz und Friederike" es uns zeigt. Die Pfarrerstochter in demselben Briefe heißt auch Friederike, und in den Worten, die dem Liebhaber derselben gelten: „Wehe denen, die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen! Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt ersetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an sich selbst, den uns eine neidische Unbehaglichkeit unseres Tirannen vergällt hat" — konnte Göthe aus der Fülle seiner Erfahrungen mit Käthchen Schönkopf sprechen. So ließen sich noch viele Einzelheiten anführen; die ganze Katastrofe ist genau nach dem Berichte Kestner's über den Tod Jerusalem's gearbeitet, der Gesandte ist nach dem erwähnten Höffler gezeichnet, die Szene im Briefe vom 15. März erlebte Jerusalem im Hause des Präsidenten von Bassenheim, u. s. w.

Der ganze Roman war also nicht etwas Gemachtes, nicht eine Frucht des Nachdenkens und Aussinnens, mit dem etwa ein bestimmter Zweck verbunden gewesen wäre, sondern er war ein Ergebniß der Umstände, er war eine Frucht, welche in Göthe's Seele unter mannichfachen äußern Einflüssen so natürlich reifte, wie die Frucht des Baumes sich unter dem Strahle der Sonne zeitigt, und wenn von irgend einem Werke, so gilt von dem Werther das Wort Göthe's: „Ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, heißt ihm sein Handwerk verderben." Der Künstler wird vor allen Dingen sich in seinen Gegenstand vertiefen, und wird, unbekümmert um allen und jeden Zweck, aus der Natur seines Vorwurfes heraus sein Kunstwerk zu schaffen unternehmen. Bei der engen Verwandtschaft der Begriffe „schön" und „gut" folgt die moralische Einwirkung dann von selber, ohne besonders angebrachte Hebel und Schrauben, die in einem großen Kunstwerke sich ausnehmen

würden wie etwa die triviale Nutzanwendung in Lichtwer's hübscher Fabel von den Katzen und dem Hausherrn. Es war nichts als ein klägliches Armuthszeugniß, wenn der Hauptpastor Göze und Konsorten in blinder Wuth auf den Werther losschlugen, als sei er ein Teufelskatechismus; die guten Leute bewiesen durch ihr wüthendes Geschrei nichts weiter, als daß dem Zeloten das Wesen der wahren Kunst ebenso verborgen bleibt als das Wesen der wahren Religion. Göthe schuf den Werther, wie etwa ein klarer, reiner Spiegel ein schönes Bild wiedergibt, das Wiedergeben war ihm der einzige Zweck, und kein anderer Zweck hätte höher sein können.

Weil nun Werther so ganz und gar der Natur abgelauscht ist, deshalb erblicken wir in ihm ein vollkommen abgerundetes, abgeschlossenes Kunstwerk, dessen ebenmäßige Gestalt nirgend einen auffallenden Mangel zeigt. In diesem schönen Gebäude sehen wir keinen Riß, der mit Klammern nothdürftig zusammengezogen oder mit unschönen Stützen gehoben wird, wie im Götz von Berlichingen, vielmehr erkennen wir ein Werk, in welchem der Entwurf ebenso vollendet wie die Ausführung, die Struktur ebenso herrlich wie der künstlerische Putz ist. Schritt für Schritt werden wir weiter geführt, alles Kommende ist vorbereitet und fügt sich an seinen bestimmten Platz, alles Angeordnete erfüllt seinen Zweck sicher und schön, und selbst das kleinste Glied — vielleicht mit einer Ausnahme — fügt sich leicht und bequem in die Harmonie des Ganzen. Wenige Striche werden uns die Architektur des schönen Gebäudes vergegenwärtigen.

Wenn eine Leidenschaft im Herzen eben nur halb verklungen ist und in ihrem Nachhall die Saiten der Seele noch leise zittern, dann findet ein neues Gefühl in dem gelockerten Boden eine günstige Statt, rasch seine Wurzeln bis zu einer Tiefe hinabzutreiben, in welcher das heißeste Herzblut ihre Nahrung wird. Als Romeo auf das Fest in das Haus des Feindes ging, trug er die Schmerzen um Rosalinde noch in seiner Brust, und als Julia ihm zum erstenmal im Schimmer der Kerzen gegenüber trat, da erfaßte sofort die glühendste Leidenschaft zu ihr Romeo's ganzes Herz; es schien, als habe das frühere Feuer mit dem neuen sich zu einer einzigen verzehrenden Flamme vereinigt. Auch Werther trägt eine alte Liebeswunde in seiner Brust, als er sich zu dem Orte begibt, in welchem er so glücklich und so unglücklich werden sollte. Er kommt zu einer Zeit an, welche alle Gefühle des Menschen, alle Kräfte der belebten und unbelebten Natur auf die Spitze treibt, und er genießt die Schönheit des Frühlings in einer paradiesischen Gegend, in welcher er einsam umherwandert; keine Thätigkeit, keine Gesellschaft hindert seine Gefühle, sich voll und breit zu entfalten. Auch kein energischer Wille tritt den Gefühlen Werther's in den Weg, er hat sein Herzchen gehalten wie ein krankes Kind, jeder Wille wurde ihm gestattet, es mochte brausen, wie die Umstände es trieben. Werther ist Künstler, für die Schönheiten der Natur hat er ein offenes Auge und eine empfängliche Seele, und was in das Auge als Bild eindringt, das wird in dem Herzen zur That, die sich sofort nach außen wieder geltend macht. Ein solcher Karakter ist keinem Stillstande unterworfen, er muß zu jeder Zeit ein dramatischer sein, und er ist es ganz besonders in der Zeit, wo vor unsern Augen eine ungeheure Leidenschaft alle seine Kräfte in Bewegung setzt. Der Einblick in diesen Karakter gewährt uns nicht ein Ge-

mälde, sondern ein Drama. Und nicht gemeine Triebfedern sind es, die hier zur Geltung kommen. Werther's Herz kennt nur die edelsten und höchsten Regungen der menschlichen Natur, er liebt die Freiheit, die Schönheit, die Wahrheit, er liebt die Menschen ohne Eigennutz, er wird mit den Kindern ein fröhliches Kind; er haßt alle Vorurtheile, die in seiner großen Seele keinen Raum finden. Die herrlichsten Gaben hat die Natur mit verschwenderischer Hand ihm zugetheilt, nur Eine fehlt, die Lenkerin, die Führerin: die unbeugsame Kraft des Willens, die dadurch, daß sie dem Nothwendigen sich unterordnet und den unabweislichen Forderungen sich fügt, auch wieder zur Herrschaft gelangt. Den feurigen Rossen der Gefühle fehlt der Bändiger, der Leiter; so lange sich ihnen kein Hinderniß entgegenstellt, werden sie den Wagen leicht und mit Windesflug dahinführen; begegnet ihnen aber eine Schranke, die unübersteiglich ist, dann werden sie den Wagen in die Wildniß schleifen und ihn zertrümmern.

Nachdem mit großer Umsicht und mit wahrhaft künstlerischem Geschick der Boden bereitet worden, klingen leise und doch sehr bedeutungsvolle Winke herüber, welche eine Ahnung des Kommenden enthalten und die Erwartung auf etwas Dunkles, Düsteres rege machen. „Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung sehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind, wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinausläuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignazion ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt! wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.“ — Wer eine so trübe Anschauung vom Leben hat, wer so widerstandslos alle Gewalten auf sich einstürmen sieht, der ist auch nicht mit festen Banden an das Leben geknüpft, und wir wundern uns nicht, wenn wir aus seinem Munde die Worte hören: „So eingeschränkt der Mensch ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.“

Kurz nach dieser folgenschweren Andeutung lernt Werther auf dem Balle Lottchen kennen. Was ihm fehlt, wonach er mit allen Kräften, doch mehr unbewußt, ringt, das hat Lotte in reichem Maße: die Heiterkeit des Geistes, die Sicherheit des Bewußtseins, die fröhliche Energie des Schaffens, und vor allem andern die Zufriedenheit mit dem Leben, und das große, schöne Ziel ihres Lebens. Die Liebe zu Lotte beruht bei Werther auf den tiefsten Grundlagen der menschlichen Natur, und sein Ringen um sie ist ein Kampf um seine Existenz. Könnte seine Natur mit der Natur Lottens zusammengeschmolzen werden, so würde das Ideal eines vollkommenen Menschen daraus entstehen, und alle Härte wäre getilgt, jede gefahrdrohende Katastrofe unmöglich gemacht. Der Leser des Romans fühlt das sofort, wenn es sich in ihm auch nicht immer zum klaren Bewußtsein

gestaltet, und gerade aus diesem Grunde ist der Seelenkampf Werther's so ergreifend und sein trauriges Ende so erschütternd und niederbeugend.

Als Werther zum erstenmal bei Lotte einkehrt, erblickt er sie sogleich in ihrer vortheilhaftesten Stellung; ein einfacher Schmuck hebt ihre Schönheit, und in dem Augenblicke, wo sie zum Ball fahren will, sorgt sie vorher erst noch für ihre Geschwister, denen sie die zweite Mutter geworden ist. Als sie in den Wagen gestiegen ist und dem jungen Manne gegenüber sitzt, knüpft sich zwischen ihnen das zweite Band; in ihr entdeckt er ein gleichgestimmtes poetisches Gemüth, einen hellen Geist, der dem seinigen auf gleicher Bahn zu folgen nicht zurückbeben würde. Und auch der Hang zum Wunderbaren, zum Außergewöhnlichen klingt leise bei ihr an, als sie erzählt, daß sie in früheren Jahren gern Romane gelesen. Am Orte des Vergnügens angelangt, entfaltet Lotte in reichem Maße körperliche Vorzüge, als gewandte Tänzerin trifft sie mit Werther immer wieder zusammen, sie erfreuen sich eins am andern. Nun zieht das Gewitter herauf, die Gewalt der tobenden Elemente, das Rollen des Donners läßt den vergnüglichen Schwarm auseinander stieben, das Verwandte sucht sich und findet sich, die Seelen, von äußerer Gewalt bedrängt, schließen sich um so inniger zusammen. Nach dem Gewitter stehen Werther und Lotte am Fenster, ihre Hand legt sich auf die seinige, und ergriffen von der Schönheit der Frühlingswelt, das Herz noch zitternd von dem Schrecken des fern grollenden Donners, sprechen ihre Lippen den Namen des Dichters aus, der allen reinen und begeisterten Seelen damaliger Zeit ein heiliger Klang war. Hingerissen von dem Strome der Empfindungen, der schon jetzt über seinem Haupte zusammenbraust, neigt sich Werther und küßt die Hand, die liebe Hand, die ihm das Glück der Seligen hätte spenden können.

Diese wenigen Stunden haben über ihn entschieden, Fesseln haben ihn umschlungen, die stärker sind als sein Leben. Seit er Lottchen gesehen, können Sonne, Mond und Sterne ruhig ihre Wirthschaft treiben, er weiß weder, daß Tag noch daß Nacht ist, die ganze Welt sammelt sich für ihn in der Person der Geliebten allein, in der er zugleich seinen Himmel findet. Kein fremdes Gefühl stört seine Liebe, kein Mißklang dringt in die jauchzende Harmonie seiner Seele, und derselbe Mann, der eben erst mit trübseliger Zuversicht aussprach, er könne ja auf alle Fälle sein Gefängniß verlassen, wann es ihm gefiele, der bricht nun in die Worte aus: „Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen aufspart, und mit mir mag werden, was will, so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe.“ In diesem entflammten Gemüthe vermischt sich die Vergangenheit mit der rosigen Gegenwart, wird von ihrem Schimmer angehaucht: die Plätzchen, die jetzt Zeugen seines Glückes, seines Verkehrs mit Lotte sind, die, meint er, seien ihm früher immer schon die liebsten gewesen, hätten früher schon geheimnißvoll ihn zu sich hingezogen. Aber damit wir nie, auch nicht in dieser überglücklichen Zeit des Wurmes vergessen, der an dem reichen, edlen Herzen des Unglücklichen nagt, vernehmen wir aus seinem Munde wieder die zagenden Worte: „O es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele; unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und

wir sehnen uns unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. Und ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale."

In Werther's Herzen verklärt Lottens Bild sich immer mehr; er bewundert ihre Treue am Krankenlager der Freundin, er trifft mit ihren Gedanken zusammen bei der Erziehung der Kinder, sogar in der Wirthschaft. Auch in ihrem Herzen sind so viele Vorzüge Werther's nicht ohne Wirkung geblieben, in ihren Augen liest Werther das Bekenntniß, daß sie ihn liebt. „Ich bete mich selbst an, seitdem sie mich liebt!" sagt er in der Ueberschwänglichkeit seiner Wonne.

Diese wenigen Worte bezeichnen vortrefflich das Krankhafte seiner Empfindungen, denn was ihn erfüllt, ist, so verlockend es auch nach außen hin erscheint, doch im Grunde nichts anderes als der höchste Eigennutz, die uneingeschränkte Selbstsucht, die sich noch schärfer ausspricht in den Worten, die er seinem Freunde entgegnet, als dieser wohlmeinend ihn von dem Orte seiner Leidenschaft entfernen will und ihn in Thätigkeit zu setzen versucht: „Meine Mutter möchte mich gern in Aktivität haben, sagst du; das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch aktiv? und ist's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfniß ist, sich um Geld oder Ehre oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor." Ganz natürlich drängt sich hier die Frage auf: Wird demjenigen, dem alles in der Welt ohne Zweck ist, nicht schließlich auch die Liebe ein Nichts werden? Wenn nichts Bestand hält, werden dann diese rasenden Empfindungen treu und unerschüttert bleiben, die gleich anfangs mit solcher Gewalt auftraten? Dieser Gedanke ist es, der uns aussöhnt, wenn nun hier an dieser Stelle Albert ankommt und zwischen Werther und das Ziel seiner Wünsche tritt. Dieser beständige, starke Mann wird dem Weibe eine feste Stütze in allen Stürmen sein; von Werther können wir dasselbe gewiß nicht glauben.

Seinem Freunde Wilhelm schreibt Werther: „Albert ist angekommen, und ich werde gehen." In ihm beginnt ein Kampf zwischen seiner Neigung und seinem Mannesgefühl. Das Entweder — Oder seines Freundes weist er freilich zurück, aber er selbst fühlt, daß er gehen muß, um seinetwillen und um der andern willen. Denn es wirkt nicht auf ihn, daß Albert in großherziger Weise sein Glück mit ihm theilt und sein Freund wird, daß der Vater Lottens ihn wie einen Sohn, ihre kleinen Geschwister wie einen Vater betrachten; er sieht diese schönen Verhältnisse wohl und weiß sie auch zu würdigen, er selbst sagt: „So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergötzen, als die sind, in denen ich mich jetzt befinde," aber unmittelbar danach zeigt sich wieder die schrankenlose Herrschaft seiner Triebe und Gefühle in dem Ausspruche: „Unser Herz macht sein Glück allein." Es ist fast, als sei es eine Wollust für den Unglücklichen, an seine eigene Vernichtung zu denken, denn schon jetzt vertheidigt er mit sophistischer Beredtsamkeit gegen Albert den Selbstmord, und drückt Albert's Pistole, wie in einer nichtssagenden Spielerei begriffen, über dem rechten

Auge an seine Stirn. In den Gründen, die Werther für den Selbstmord anführt, ist es höchst karakteristisch, daß er die Stimmung, die den Menschen zum Selbstmord treibt, mit dem Fieber vergleicht, dem auszuweichen oder zu widerstehen nicht in des Menschen Kraft liegt. „Ich finde es," sagt er, „ebenso wunderbar zu sagen: Der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt;" während doch der Wille des Menschen in dem einen Falle alles entscheidet, in dem andern aber nichts.

Werther fühlt jetzt in der Welt nur zweierlei: seine Liebe und die Schranken derselben, und da ihn allmälig das Gefühl beschleicht, daß die Schranken unübersteiglich und seine Leidenschaft unbesieglich für ihn ist, so nimmt die ganze Welt dieselbe Farbe wie seine schwarzen Ahnungen an, und selbst die Pracht des Sommers kleidet sich in ein düstres Grau. Die Schönheit der Natur, deren begeisterter Lobredner Werther bisher war, scheint ihm nur ein Blendwerk zu sein, und alles Leben ist für ihn nur ein Hinarbeiten auf gegenseitige Vernichtung. „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist, da alles vorübergeht? da alles mit Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt: der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltene Noth der Welt, diese Fluthen, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkauendes Ungeheuer."

Die Nacht, in welcher das Opfer versinken soll, kündigt sich schon an. Weder Tag noch Nacht verlassen ihn seine quälenden Träume, umsonst breitet er die Arme nach dem Schattenbilde aus, das er sucht; ein Strom von Thränen bricht in solchen Augenblicken aus seinem gepreßten Herzen, und trostlos weint er einer finstern Zukunft entgegen. Noch vermag er zu fühlen, daß allein Thätigkeit ihn retten könnte, und in ergreifenden Worten spricht er den Wunsch aus, er möchte ein Tagelöhner sein, um nur des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Dieses Gefühl von seiner Lage, diese Angst vor dem Furchtbaren steigert sich immer mehr, es grenzt an das Entsetzen, wenn er in die Worte ausbricht: „Unglücklicher! Bist du nicht ein Thor? Betrügst du dich nicht selbst? Was soll diese tobende, endlose Leidenschaft? Ich habe kein Gebet mehr als an sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Ver-

hältnisse mit ihr!" — Noch ist die Liebe zum Leben stark genug, um einen letzten Versuch mit blutiger Anstrengung zu machen, dem Verhängniß auszuweichen: Werther flieht, ohne Abschied zu nehmen. Am letzten Abend regt Lotte ein ergreifendes Gespräch über das Wiedersehen nach dem Tode an, und bei diesen erschütternden Gedanken schmilzt die Seele Werther's in Wehmuth und in Schmerz, und er kann, als Lotte mit Albert fortgegangen, durch heiße Thränen seine Brust erleichtern. Am folgenden Morgen reist er ab.

Wir finden ihn einige Wochen später bei dem Gesandten als Sekretär wieder. Ein Gesandter eines kleinen Hofes im achtzehnten Jahrhundert — welche Fluth von Kleinlichkeit, Pedanterie, Großthuerei und Lüge strömt uns bei diesem Worte entgegen! In dieser vermoderten, abgestorbenen, ekelerregenden Welt soll ein weiches, empfindsames Herz gesund werden, das zum Tode verwundet ist! Werther fühlt das Gefährliche seiner Lage, er sagt: „Ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugedacht!" Statt ihn zu heilen, verschlimmert diese Umgebung seine Wunde, statt ihn aufzurichten, drückt sie ihn noch tiefer zu Boden, denn zu seiner Verzweiflung gesellt sie den bittern Menschenhaß. Die Menschen sind ihm Marionetten, wenn er des Nachbars hölzerne Hand faßt, wie er sagt, schaudert er zurück. Nur wenn die Winterstürme draußen toben, ist ihm wohler. Eine solche Natur kann mit einem kränklichen, störrischen, launischen Vorgesetzten nicht lange zusammen arbeiten.

Werther erhält die Nachricht von Albert's und Lottens Vermählung. Sein edles Herz zeigt sich in diesem Augenblicke in den Segenswünschen, die er ausspricht.

Seile, welche straff gespannt sind, scheinen das trennende Messer anzuziehen. Werther's Stimmung ist ohnehin auf die Spitze getrieben, da widerfährt ihm eine unverdiente Kränkung von Seiten vornehmen Pöbels, die selbst den gelassensten Mann aufbringen müßte, wie viel mehr einen Werther. Er sucht um seine Entlassung nach, und erhält sie von dem Minister. Er geht nun als Gesellschafter mit einem Fürsten auf dessen Güter und verlebt den Sommer mit ihm. Der Fürst schätzt ihn und seine Kenntnisse, seinen Verstand, und lebt mit ihm in einem vertraulichen künstlerischen Verkehr. Dieses Leben bietet keine anregende Reizungen, es kann die Gluth in Werther's Brust nicht löschen. Er wollte den Sommer mit dem Fürsten verleben, aber schon im Juli nimmt er Abschied, und sein Weg führt ihn dahin zurück, wo das Verhängniß ihn ereilen muß. In den letzten Tagen des Juli finden wir ihn wieder bei Lotte.

Er kehrt in dieselben Verhältnisse zurück, die er vor noch nicht einem Jahre verlassen, doch er findet alles aufs höchste verändert. „Wenn ich zum Thor hinaus gehe, den Weg, den ich zum erstenmal fuhr, Lotte zum Tanz zu holen, wie war das so ganz anders! Alles, alles ist vorübergegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsschlag meines damaligen Gefühles. Mir ist es, wie es einem Geiste sein müßte, der in das ausgebrannte, zerstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen hatte." — Wenn er die welken Blätter von den Bäumen abfallen sieht, dann überkommt ihn das Gefühl, daß es auch in ihm Herbst wird. Die lebenswarmen Schilderungen

Homer's können ihn nun nicht mehr anziehen, seine Welt sind nun die dämmernden Haiden Ossian's. „Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umsauft vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln, die Geister der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes hinführt, zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms halb verwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten! Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußtapfen seiner Väter sucht und ach! ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapfern leuchtete und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien; wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den letzten, verlassenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Grase niedersieht und ausruft: Der Wandrer wird kommen, kommen der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo ist der Sänger, Fingal's trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund, ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehen, meinen Fürsten von der zuckenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden." — Diese dumpfe, dämmernde Nebelwelt leidet kein Leben, auch kein Leben der Seele mehr, die Regungen der Kunst, die Wonne des Schaffens sind todt in ihr. „Ich habe verloren," ruft Werther aus, „was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf, sie ist dahin!" — Selbst die Natur kann keinen Tropfen Seligkeit mehr aus dem Herzen pressen; mit einem versiegten Brunnen vergleicht er sich, mit einem verlechzten Eimer. Weinen kann er nicht mehr, denn der Himmel ist ehern über ihm.

Der Gedanke, sich selbst zu tödten, taucht immer deutlicher als das letzte Mittel, dem furchtbaren Jammer zu entgehen, in Werther's Seele auf. Verzweiflungsvoll wendet er sich in seiner Qual an Gott. „Vater!" betet er, „den ich nicht kenne! Vater! der sonst meine ganze Seele füllte, und nun sein Angesicht von mir gewendet hat, rufe mich zu dir! Schweige nicht länger! dein Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte! Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was soll mir das? Mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem Angesicht will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?" — Mit diesen Worten beginnt der letzte Kampf, in welchem das Leben sich schaudernd gegen die kalte erdige Umarmung des Todes wehrt, bis die letzte Kraft verzehrt ist und das Opfer widerstandslos dahinsinkt. Wie von einem bösen Geiste getrieben

schweift er des Nachts im Toben der Winterstürme in der Gegend umher. Der Fluß, vom Schneewasser angeschwellt, hat sein Bett überfluthet, und Werther ist hinausgeraunt, in der Nacht steht er an dem tobenden Strome. „Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Aecker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab. Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichem Widerschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen. Ach! mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu stürmen! dahinzubrausen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu erheben vermochtest du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! Wie gern hätte ich mein Menschsein darum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu fassen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal diese Wonne zu Theil?“

Der Widerstand der Lebenskraft wird immer schwächer, der Gedanke an den Tod immer stärker und dringender. „Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten — das ist alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinter aussieht? und man nicht wiederkehrt? Und daß das nun die Eigenschaft unseres Geistes ist, da Verwirrung und Finsterniß zu ahnen, wovon wir nichts Bestimmtes wissen!“ — Wilhelm schreibt, er wolle kommen, um seinen Freund abzuholen; Werther bittet ihn, noch vierzehn Tage zu warten. Diese Zeit hat er zu der blutigen That bestimmt. Wenige Tage vor Weihnachten schreibt er scheinbar ruhig und heiter, in der That aber in der entsetzlichsten, dumpfesten Abspannung aller Kräfte die Abschiedsbriefe an Lotte, an Albert und den Amtmann. Nun es zum letzten, schrecklichen Scheiden geht, nun bebt alle vergangene Wonne noch einmal durch seine Brust, und er weint wie ein Kind. Er nimmt Abschied von der Familie des Amtmanns; die Kinder hängen sich an ihn und die Kleinen plaudern ihm aus, daß die großen Brüder für ihn auch einen Glückwunsch zum neuen Jahre geschrieben hätten. Zum neuen Jahre, das ihn im Grabe finden wird! Und nun dieser letzte, erschütternde Auftritt bei Lotte! Wer Ossian's Gesänge nie verstanden hat, der muß jene Blätter lesen, im Zusammenhange mit der ganzen Erzählung lesen. „Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels. Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wandrer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit; ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden!“ — Mit furchtbarer Gewalt fassen diese Worte, deren entsetzlichen Sinn er allein nur versteht, den Unglücklichen; seiner selbst nicht mehr mächtig, schlingt er seine Arme um Lotte, er preßt sie an sich und bedeckt ihre Lippen mit den leidenschaftlichsten Küssen, bis sie sich ihm entreißt. Dann geht er fort, fort in die Nacht und die Wildniß, seinen Hut findet man später auf der Spitze eines Felsens, den kaum am Tage ein Mensch zu ersteigen sich getraut. Der Tag, der nun anbricht, ist der letzte für den Unglücklichen;

er schwebt schon in andern Regionen, er gehört der Welt nicht mehr an. „Alles ist vergänglich, aber keine Ewigkeit soll das glühende Leben auslöschen, das ich gestern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieser Arm hat sie umfaßt, diese Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund hat an dem ihrigen gestammelt! Sie ist mein! Du bist mein! ja, Lotte, auf ewig!

„Und was ist das, daß Albert dein Mann ist? Mann! Das wäre denn für diese Welt — und für diese Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus seinen Armen in die meinigen reißen möchte. Sünde? Gut; und ich strafe mich dafür: ich habe sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt, diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt. Du bist von diesem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater! Dem will ich's klagen, und er wird mich trösten bis du kommst, und ich fliege dir entgegen, und fasse dich und bleibe bei dir vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen."

Und am Abend desselben Tages begeht Werther die blutige That. Sein letzter Wunsch ist noch, das Schicksal möchte ihm vergönnt haben, sein Leben für Lotte dahinzugeben. —

Wenn wir dieses schauerlich ergreifende Gemälde Zug für Zug durchgehen, so finden wir eine Wahrheit der Karakteristik, eine Meisterschaft der Entwicklung, daß wir nur etwa den Othello, den Hamlet des Shakespeare daneben stellen können. Es ist die volle, wahre, reiche Natur, die wir vor uns haben, und gerade an diesem Beispiele können wir das Treffende in dem Worte Merck's bewundern, daß es Göthe's Wesen sei, das Wirkliche poetisch darzustellen. Denn die ganze kunstvolle Darstellung ist doch Göthe's Verdienst allein, und überall, wo das Selbsterlebte, das Selbstempfundene dem Verfasser als Muster vor Augen stand, da schuf er ein Kunstwerk erster Größe.

In das reiche Gemälde der Seelenzustände Werther's sind einige kleine Zwischenhandlungen eingelegt, die sich außerordentlich fremdartig und störend erweisen, gerade in derselben Weise wie der Johannes Parrizida in Schiller's Tell. Wir haben diese Episoden in unserer Analyse ausgelassen, um den Gang des Ganzen nicht zu stören. Die erste derselben ist die Geschichte eines Bauernburschen, der im Dienste einer Wittwe sich in seine Herrin verliebt und darüber aus dem Hause gejagt wird. Der Verstoßene erschlägt hierauf einen andern Knecht, seinen Nachfolger, den die Wittwe heirathen wollte, aus Eifersucht. Diese Episode ist offenbar eine Erfindung, die der Dichter zur Verstärkung seiner Darstellung in dieselbe einschob; sie ist aber an und für sich unnütz, denn das Gemälde ist ohnehin schon so reich, daß es keines besondern Aufputzes mehr bedarf, und außerdem ist der Vergleich ein sehr übel gewählter. Die Person des Bauernburschen erscheint in der ersten Darstellung so sentimental, wie man Leute aus solchen arbeitenden Klassen niemals findet, und wenn die thierische Brunst, in der er nachher den Grund zu seinem spätern Verbrechen legt, in Parallele gesetzt wird mit der Leidenschaft einer so edlen Natur wie Werther's, so ist das äußerst beleidigend; denn eine gemeine Erscheinung ist dieser Knecht trotz aller Schminke, die ihm an einigen Stellen fingerdick aufgestrichen ist. Die zweite Episode ist die Erzählung von dem Schreiber, der aus Liebe zu Lotte wahn-

sinnig geworden ist; sie kann als nichts anderes angesehen werden, als ein Effektstückchen, das man sehr gern entbehren würde. Die erste Episode, die Geschichte des Bauernburschen, fehlte ursprünglich in dem Romane, sie ist von Göthe bei der Ueberarbeitung im Herbst 1782 eingeschoben worden, zu einer Zeit, wo Göthe's Seelenstimmung eine so veränderte war, daß er sich nicht mehr in die Wertherepoche zu versetzen vermochte.

Unter den Karakteren ragt Werther, der Held des Romans, auch durch die Feinheit und Lebendigkeit der Darstellung hervor; er ist überall aus der Tiefe der Empfindung und aus einer überreichen Fülle des Stoffes aufgewachsen. Ihm zunächst steht Lotte; auch sie ein großartig schönes Bild, besonders in der ersten Hälfte des Romans; wir wissen nicht, ob den Dichter gegen den Schluß seines Werkes hin nicht vielleicht die Vorliebe für seinen Helden verleitet hat, Lotte zu weich zu schildern; sollte es wohl ganz naturgemäß sein, daß Lotte so lange Zeit so kalt und so unbefangen den Werbungen Werther's gegenüber blieb, wenn sie schließlich ihre Liebe zu ihm auf eine so unzweideutige Weise zu erkennen gibt? Es wird durch diese Liebe Lottens zu Werther ein Schatten auf Albert geworfen, der das Gesammtgemälde nicht verschönert, und auch ein Fehler in der Komposizion ist, denn er vermehrt ohne Noth das Grausame in dem Geschicke Werther's. Wenn Lotte wirklich den Unglücklichen liebte, warum wurde sie nicht die Seine? Albert hätte sich gewiß nicht eine Kugel durch den Kopf geschossen. Kestner, das Urbild des Albert, beklagte sich daher auch bitter gegen Göthe, als der Roman erschien, daß er ihn so armselig darin erscheinen lasse, während Kestner in der That doch ein sehr edler und großherziger Mann war.

Die Form des Romans ist im Ganzen außerordentlich schön, der Stil schwungvoll, frisch und leicht, einige Stellen, wenn sie laut gelesen werden, von ungemeinem Wohlklang; die Kunst, zur Verstärkung und Vertiefung der Darstellung die Lokalitäten und die verschiedenen Zeiten und Erscheinungen des Jahres zu benutzen, ist im hohen Grade bewundernswerth und bekundet einen reich poetischen Geist. Die künstlerische Auschauung war jedoch in jenem Alter des Dichters noch nicht so gereift, wie später, als er die Ifigenie schuf, und neben großen Schönheiten finden wir einzelne Nachlässigkeiten, z. B. sagt Lotte: „Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verstimmten Klavier einen Kontretanz vortrommle, so ist alles wieder gut.“ Andere Stellen sind: „das liebenswürdigste Geschöpf im Arm zu haben und mit ihr herumzufliegen wie Wetter, daß alles rings verging —“ „Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnaufen“ — „Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen war nöthig, um schnell wieder Ordnung zu bringen“ — „Ich sah manchen, der in Hoffnung auf ein saftiges Pfand sein Mäulchen spitzte“ — u. s. w. Interessant ist es zu beobachten, wie in der Uebersetzung aus Ossian sich des Dichters Gefühl für Schönheit und fließende Darstellung gegen die Zeiten in Sesenheim gesteigert hatte. Bekanntlich hatte Göthe diese Uebertragung in Sesenheim vollendet und sie in einer zierlichen Abschrift Friederike geschenkt; Stöber theilt die erste Fassung in seiner erwähnten Schrift mit. Zur Vergleichung setzen wir einige Zeilen zuerst aus der ersten, sodann aus der spätern Fassung hierher.

1. Stern der niedersinkenden Nacht! Schön ist dein Licht im Westen! Du hebest dein lockiges Haupt aus deiner Wolke: ruhig wandelst du über deinen Hügel. Was siehst du nach der Ebene? Es ruhen die stürmischen Winde. Das Murmeln der Ströme kommt aus der Ferne. Brüllende Wellen klettern den entlegenen Felsen hinan. Die Fliegen des Abends schweben auf ihren zarten Schwingen, das Summen ihres Zugs ist über dem Fels. Wonach blickst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst. Fahre wohl du schweigender Strahl, daß das Licht in Ossian's Seele heraufsteige.

2. Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst du in Westen, hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelst stattlich deinen Hügel hin. Wonach blickt du auf die Haide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt, von fern kommt des Gießbachs Murmeln, rauschende Wellen spielen am Felsen ferne, das Gesumme der Abendfliegen schwärmt über's Feld. Wonach siehst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst; freudig umgeben dich die Wellen und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl! Erscheine, du herrliches Licht von Ossian's Seele! —

Die Uebersetzung aus Sesenheim enthält noch etwas mehr, als im Werther steht.

Nachdem wir den Roman selbst von allen Seiten genau kennen gelernt, bleibt nun noch übrig, ihn auch von dem ethischen Standpunkte aus zu betrachten. Wir haben ein Urtheil Lessing's über unsern Roman; in einem Briefe vom 26. Oktober 1774 an Eschenburg spricht er seine Meinung aus, welche mit gewohnter Schärfe und Klarheit das Wesentliche trifft. Seine Worte an Eschenburg lauten: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können. Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll; meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Karakter gekommen: wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unseres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum das Leben genommen? Gewiß nich ;die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern, und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der kristlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse, und je zynischer, je besser!"

In Lessing's Worten liegt bei aller Anerkennung der schönen Darstellung ein scharfes Urtheil über die Wahl des Stoffes, da eine Krankheit des menschlichen

Herzens dargestellt war, ohne zugleich die Heilung zu zeigen. Denn wenn wir, ohne auf die Vollkommenheit des Romanes in sich zu sehen, ihn in der Reihe dessen betrachten, was dem menschlichen Geiste würdig oder unwürdig erscheint, so ist es keine Frage, in welche Kategorie die Leiden Werther's zu setzen seien. Dem sittlichen Auge muß dieser reichbegabte Jüngling, der an seiner eigenen Maßlosigkeit zu Grunde geht, wie ein großes und schönes Fahrzeug erscheinen, das mit reicher, voller Fracht auf dem Meere schwimmt; seine Segel sind vollzählig, seine Masten streben stolz empor, aber an seinem Ruder steht ein Pilot, dessen überschwache Hand das herrliche Schiff nicht einmal vor dem ersten Sturme zu bewahren weiß; ein kräftiger Arm würde das Steuer brauchen und das Schiff aufs hohe Meer lenken, wo die Wogen es wohl umherschleudern, nicht aber zertrümmern können, während unter dieser schwachen Hand das Fahrzeug von den Winden gegen den Felsen geworfen wird, von dem seine Trümmer herniederrollen. Ein solches Schicksal beängstigt, so lange es noch schwebt, und seine unglückliche Entscheidung drückt wieder. In Romeo und Julia gewahren wir einen zweifachen Selbstmord, aber dieses Drama, wenn es auch die ganze Seele mit tiefer Wehmuth erfüllt, hinterläßt doch kein so niederdrückendes Gefühl, denn die schmerzliche Theilnahme an dem bittern Geschick der Liebenden wird durch den Gedanken an ihre unerschütterliche Treue gemildert, und über ihren Leichen reichen die beiden Todfeinde sich die Bruderhand zur ewigen Versöhnung. Der Tod Werther's steht in seiner ganzen grausigen Schrecklichkeit vor uns, nichts, gar nichts versöhnt uns mit dem Schicksale des Bejammernswürdigen, und sein Tod stiftet nicht das geringste Gute. In der kunstvollen, verlockend schönen Darstellung des Weges, der ihn zum Tode führte, liegt aber eine große Gefahr, daß der minder Einsichtige das Krankhafte der Schönheit nicht erkenne, und meine, wie Lessing sagt: was hier schön sei, müsse auch gut sein, und der Nachahmung werth. Frau von Stael sagte spottend, Werther habe mehr Selbstmorde veranlaßt, als die schönste Frau. Und deshalb verlangte Lessing noch ein Kapitel zum Schluß, durch welches die bezeichnete Gefahr für diejenigen beseitigt würde, die in ähnlicher Lage einen ähnlichen Weg einzuschlagen geneigt wären.

In der krankhaften Ueberspanntheit Werther's liegt im Grunde doch auch wieder ein Gedanke voll tiefer Bedeutung. Sein Ringen und Kämpfen gegen enge Schranken kommt überein mit dem ungestümen Drange nach Freiheit, der das ganze achtzehnte Jahrhundert kennzeichnet, und auf diesem Gebiete berühren sich Götz und Berlichingen und Werther in ihren tiefsten Wurzeln, da sie beide aus der Idee hervorgewachsen sind, daß der Entwicklung des menschlichen Geistes unter allen Umständen Freiheit die erste und unerläßlichste Bedingung ist und bleibt, und daß diejenige Form der menschlichen Gesellschaft die verwerflichste sei, welche die Freiheit des Einzelnen am meisten einschränke. Diese Idee wurde getragen von dem Geiste der Zeit, und weil Göthe hier als Vertreter des geistigen Ringens seines Volkes erscheint, deshalb fanden beide Werke, Götz und Werther, einen so großen Wirkungskreis und waren von so nachhaltigen Folgen begleitet. Wir werden bald sehen, daß Göthe später von diesem erhabenen Standpunkte leider viele Stufen herabstieg und sein großes und herrliches Talent

an elende franzosenmäßige Effektstücke vergeudete, weil kein starkes Nazionalgefühl ihn auf dem allein richtigen Wege erhalten konnte. Der Geist des klassischen Alterthums war es, der ihn dann auf die Höhe der Kunst hob.

Die Wirkung des Werther auf das Publikum war eine ungeheure, denn was unausgesprochen in der Zeit gährte und wogte, das erhielt hier Ausdruck. Es war nicht allein die Theilnahme an dem Schicksale Werther's, was eine so unerhörte Bewegung hervorrief, sondern im Hintergrunde die Idee der Freiheit, das Streben sich von vielhundertjährigen, drückenden Banden zu befreien, welches ein Jahrzehnt später in Frankreich zur That wurde. Alle gewaltsam und lange niedergedrückten Gefühle gehen, wenn sie entfesselt werden, ins Extrem, und dieses Exzentrische im Werther traf daher auf einen Brennstoff, der für den zündenden Funken schon lange bereit lag. Es ist auch eine große soziale Bedeutung, welche in dem Erscheinen Werther's lag, und das Büchlein wird stets ein wichtiges und höchst interessantes Denkmal für die kulturgeschichtlichen Zustände der Zeit bleiben, welcher es seine Entstehung verdankte, und die es zugleich in ihrem Ringen so mächtig förderte. Eine ähnliche Stellung, wie die Perser des Aeschylos für Griechenland, die Göttliche Komödie des Dante für Italien, behaupten Götz von Berlichingen und Werther's Leiden für Deutschland, ja für Europa im letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts.

Was in der Welt im Großen vorging, das erlebte Göthe in seiner Brust im Kleinen. So wie er alle die Gefühle, die er im Werther anklingen ließ, selbst empfunden, selbst mit ihnen gekämpft und gesiegt hatte, so trat er auch als einer der Vorkämpfer für alle befreienden, alle Humanitätsideen des Jahrhunderts auf, und nicht allein im Wort, sondern auch durch die That. In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai 1774 brach in der engen Judengasse in Frankfurt Feuer aus, das schnell und gräßlich überhand nahm. Göthe eilte dahin, in den wogenden, vernunftlosen Haufen trat er mit Entschlossenheit hinein, stellte sich in seidenen Strümpfen und in Schuhen mit zwei vollen Wassereimern auf, und durch seinen Zuruf bildete sich eine lebendige Kette, in welcher die Eimer auf und abwanderten. Vergeblich aber war Göthe's Bemühen, seine jungen patrizischen Freunde zur Theilnahme zu bewegen; die höheren Stände konnten den Gedanken noch nicht fassen, daß es Fälle gibt, wo nur der Mensch dem Menschen gegenüber steht, und wenn hochbegabte Geister auf der neuen Bahn muthig vorangingen, so erregte das meist ein spöttisches oder auch wohl verächtliches Lächeln. Auch Göthe's großherzige Aufopferung wurde das Stadtgespräch der guten Frankfurter, zumal ihnen der junge Dichter ohnehin so vielen willkommenen Stoff zur Unterhaltung lieferte.

Denn der brausende Geist der Zeit trat immer mehr und mehr in dem herrlichen Jünglinge zu Tage. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, und schon konnten an Berühmtheit des Namens nur die ersten Männer des Jahrhunderts mit ihm wetteifern. Die gewaltigen Erfolge seiner Werke schwellten in ihm das freudige Selbstbewußtsein und den Muth, der ein Hebel zu unendlicher Thätigkeit, eine Leiter zum Sturm auf die steilsten Höhen ist, und ein Kreis von genialen Freunden schaarte sich um den Führer, dessen blitzendes Auge kein Hinderniß, dessen großer Geist keine beengende Schranke, dessen edles Herz kein Vorurtheil

kannte. In brausender Jugendlust und überschäumendem Jugendmuth rollten die Tage dahin, und die übermüthige Gesellschaft genoß die Stunden, die ihnen der Himmel schenkte, mit Witz und Humor und Satire; alles Große und Edle wurde hoch verehrt, überschwänglich gepriesen, allem Gemeinen, aller Heuchelei der Krieg erklärt. Shakespeare und die großen Männer des Alterthums waren die Heroen, die man auf den Schild hob, denen man nachfolgte.

Zu diesem genialen Kreise unter Göthe's Führung gehörte der alte Freund des Dichters von Leipzig her, Horn, den Göthe einen guten Gesellen nennt; ferner Riese, Bernhard Krespel, Ludwig Passavant (später Kosistorialrath in seiner Vaterstadt), der Komponist Johann André aus Offenbach, und die beiden mehrgenannten Schriftsteller Maximilian Klinger und Leopold Wagner. Klinger, vier Jahre jünger als Göthe, trieb die Tollheiten der jungen Weltstürmer auf die Spitze; sein Drama „Sturm und Drang" gab bekanntlich dieser ganzen Zeit den Namen. Mit seinen Zwillingen errang er den von Schröder ausgesetzten Preis für das beste Trauerspiel über Brudermord, und dieser Erfolg stachelte ihn dermaßen auf, daß er im Jahre 1775 nicht weniger als fünf Dramen ans Licht beförderte. Für seine Zeit ist er karakteristisch, seine Leistungen als Künstler sind sehr gering, seine Werke sind längst vergessen. Noch weniger bedeutend war Leopold Wagner, der sich nicht scheute, als Göthe ihm den Plan zu der Geschichte Gretchens im Faust mittheilte, dem Freunde den Stoff zu entwenden und zu einem Trauerspiele, „die Kindsmörderin", zu verwenden; doch war dieses Stück nichts als eine gemeine Plattheit, das dem Faust in keiner Weise vorgriff. Auch Lenz suchte sich um diese Zeit möglichst nahe an Göthe heranzudrängen; er heuchelte eine große Anhänglichkeit an ihn, verfolgte ihn aber schon damals insgeheim mit seinem Hasse, während Göthe ihm offenes Vertrauen bewies und für seine Stücke Verleger zu finden sich bemühte.

Die Einwirkungen jener lustigen, spottsüchtigen Gesellschaft auf Göthe zeigten sich in einer Reihe kleiner satirischer Schriften; zu ihnen gehören „Götter, Helden und Wieland" *), in denen Wieland's Alzeste verspottet wird. Göthe hatte das Stück nur für den Freundeskreis bestimmt, Lenz gab es ohne Vorwissen des Verfassers heraus; ferner das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", der „Pater Brei", der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. C. Fr. Bahrdt."

Im Anfange des Jahres 1774 entstand auch ein neues Trauerspiel, der „Klavigo." In eine Gesellschaft, die sich wöchentlich versammelte, brachte Göthe einmal die Memoiren des Beaumarchais mit. Der Inhalt desselben fand den Beifall der Gesellschaft, Göthe wurde aufgefordert den Stoff zu dramatisiren; er versprach in acht Tagen das fertige Stück vorzulegen, und er hielt Wort. Auf diese Weise entstand Klavigo. Die Handlung schließt sich der Darstellung des Beaumarchais ziemlich genau an, nur der Schluß wurde verändert; Don Klavigo wurde in der That von Beaumarchais um seine Stelle gebracht, gelangte aber später wieder zu hohen Ehren und lebte noch lange in Madrid als Aufseher des Königlichen Naturalienkabinets. Göthe entlehnte den Schluß

*) Vergl. unser Leben Wieland's, II, 126.

seines Dramas, in dem Klavigo von Beaumarchais erstochen wird, einer Ballade, die im Wunderhorn sich findet, sie trägt die Ueberschrift: das Lied vom Herrn und der Magd.

Klavigo ist ein äußerst schwaches Produkt; Merck nannte es einen Quark, Bilmar bezeichnet es als einen Abfall vom Götz; man könnte das Stück einen Abfall Göthe's von seinem Ideal nennen. Sein Wesen, seinen Trieb, das Leben poetisch darzustellen, vermissen wir hier vollständig, er macht auch kaum in der einen Figur des Drama's, in dem Karlos, einen Versuch dazu; er schließt sich eng an die Memoires des Beaumarchais an, die er in einigen Stellen wortgetreu übersetzt, und paßt sein Drama im Ganzen dem gegebenen Tone an. Dieser Ton ist aber bei aller Leichtigkeit immer der eines eitlen, ruhmredigen, übertreibenden Franzosen, der in seiner Erzählung die Ereignisse etwa so behandelt, wie ein französischer Kunstgärtner die Bäume seines Gartens, er vernichtet durch seine Scheere die schöne Form der Natur und stutzt die lebendige, duftige Krone des Baumes zu einer hölzernen Schachfigur zu, deren groteske Formen auffallend genug, keineswegs aber schön sind. Als solche Figuren stellen sämmtliche Karaktere des Dramas sich vor unsern Blick. Der Held, Klavigo, ist ein höchst verächtlicher Schwächling, ein Egoist sonder Gleichen, eine fast thierische Natur, die gleich dem Raubvogel nur ihrem Gelüste folgt, und gierig auf die Beute stößt, die seinen Gaumen reizt. Man begreift nicht, wie ein solcher Mann, in dem jede edle Eigenschaft bis auf die letzte Spur ausgetilgt ist, von den Ersten des Königreichs geliebt und geehrt sein kann. Er wechselt seine Gesinnungen wie einen Handschuh, den man nach Belieben auf die eine oder auf die andere Hand zieht; zu seinen Handlungen findet sich durchaus gar kein anderes Motiv als die Auseinandersetzungen seines quasi Bärenführers Karlos, an dessen Leine der folgsame Archivarius des Königs mit der Virtuosität eines gut dressirten Aeffchens tanzt. Und dieser Karlos ist ein Karakter von erschreckender Gemeinheit, dessen Sprache sogar sein Bild trägt. Gleich im Beginn z. B. antwortet er auf Klavigo's Klage, daß man mit den Weibern zu viel Zeit vertändle, die Worte: „Narre (sic), das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie an gar nichts. Auch sag' ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, tröste mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honnetten Mädchen am ungernsten zu thun habe. Ausgered't hat man bald mit ihnen; hernach schleppt man sich eine Zeit lang herum, und kaum sind sie ein bischen warm bei Einem, hat sie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsvorschlägen, die ich fürchte wie die Pest." Solche Worte und solche Gesinnungen auf die Bühne zu bringen, heißt der Kunst einen schlechten Dienst erweisen, und einem solchen Menschen und seinen Intriguen ein edles, schönes Mädchen aus guter Familie zum Opfer fallen zu lassen, das heißt die Kunst zum Galgen führen. Wie groß und erhaben steht diesem Klavigo der Othello des Shakespeare gegenüber! Dort wie hier fällt ein Weib der Leidenschaft zum Opfer, im Othello aber tödtet der Mohr seine Desdemona aus Gerechtigkeitsgefühl; sie soll sterben für ihre Sünde, und damit sie hinfort nicht mehr sündige, sagt Othello; seine That ist die Frucht einer Leidenschaft, die selbst auf der fürchterlichsten Höhe immer noch auf dem Boden unbefleckter Sittlichkeit steht. Auch Leonatus im

Cymbeline will seine Geliebte tödten lassen, weil ihre vermeinten Handlungen sein moralisches Gefühl aufs tiefste verwunden. Klavigo und Karlos stehen dem Othello und dem Leonatus gegenüber als feile Schurken, und es scheint fast, als arbeiteten sie deshalb auf den Tod Marie's hin, weil die gemeine Natur der Männer sich in der Gegenwart des sittenreinen Weibes unbehaglich fühle.

Was die Exposizion des Dramas anbetrifft, so fehlt demselben jede gesunde und natürliche Entwicklung; es ist ein reines Intriguenstück, wie die Rodogune des Korneille, und was Lessing in der Dramaturgie von diesem Stücke des Franzosen sagt, das gilt auch von dem Klavigo; es ist nicht die Konsequenz der in der Anlage gegebenen Verhältnisse, welche den Gang des Stückes bestimmt, sondern die Willkür des Verfassers, die besonders im fünften Akte ganz unverhüllt hervortritt; der Zufall ist hier der geschäftige und gefällige Gott, der den Helden und die Heldin umbringt und auf diese Weise ein Stück endigt, das sonst durch neue Wiederholung derselben Ränke noch um die doppelte und dreifache Ausdehnung hätte hinausgesponnen werden können.

Die Gaben der Muse sind nur dann vollkommen, sind nur dann die duftigen, labenden Früchte, wenn die Göttin sie als freie Geschenke dem Dichter aus Herz legt; aber die Hand, welche unberufen die goldene Frucht rauben will, verwandelt sie in eine Mißgestalt. Was aus einem solchen Stoffe auf Kommando sich machen ließ, hat Göthe daraus gemacht; zu bewundern ist immer noch das Talent, das in Einer Woche ein solches Stück aufs Papier warf.

Klavigo fand schon bei Göthe's Zeitgenossen wenig Beifall. Wieland's Urtheil über das Stück ist enthalten in einem Briefe an Jakobi; es heißt in demselben: „Göthe's Klavigo habe ich nun gesehen. Wenn ich nicht selbst Autor wäre, so wollte ich den Kunstrichter von Profession spielen, und als solcher wollte ich einem ehrsamen Publiko leicht beweisen, daß noch viel fehlt, daß Göthe der Wundermann sei, für den man ihn hält, und dazu sollte mir gerade dieser Klavigo Stoff genug geben. Man muß dergleichen blendende Dinge nur drei bis vier Mal lesen, so fallen einem die Schuppen ziemlich von den Augen." — Gervinus nennt den Klavigo einen wiedergekäuten Weislingen. — Göthe selber hegte den Klavigo als ein liebes Kind und fand Merck's Urtheil über ihn sehr ungerecht. „Hätte ich", sagte er, „damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direkzion, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre." Als ob die Kasse des Theaterdirektors die bestimmenden Gesetze für die dramatische Kunst liefern müßte!

Auffallend können diese verschiedenen Resultate seiner dichterischen Unternehmungen uns bei Göthe nicht sein; in seinem ganzen Wesen überwog die Gefühlsthätigkeit so sehr die Verstandesthätigkeit, daß Neigung und Abneigung in den meisten Fällen bei ihm die bestimmenden Faktoren waren. Wo aber Neigung und Abneigung so ausschließlich herrschen, daß sie keiner festen Regel, die an ein Bestehendes sich anfügt, unterworfen sind, da sind die Gefühle naturgemäß einem Auf- und Abwogen unterworfen, je nachdem die äußern Einflüsse in den wechselnden Jahren bei Körper und Geist mehr oder weniger starken Widerstand finden. Bei Naturen, die so geartet sind, finden auch wohl an und für sich

gleichgültige oder unbedeutende Einzelheiten, wenn sie nur einer beliebten Kategorie angehören, einen vorübergehenden Beifall, wie dies bei Göthe mit der Gelehrtenrepublik Klopstock's der Fall war. Bei Klopstock's ernster und nachhaltiger Begeisterung für alles Große und Gute konnte es nicht fehlen, daß seine Gelehrtenrepublik einem großen Gedanken huldigte; sie war, um Gervinus' schöne Worte anzuwenden, „ein Symbol der republikanischen Freiheit unserer Literatur gegen alles Absolute des Königthums und der Hierarchie, gegen alle französischen Diktaturen und mäzenatischen Joche, gegen das Regelbuch der Aesthetiker, gegen alle Kritik, die nicht auf Natur, Erfahrung und Seelenkunde ruht." Doch traten auch die seltsamen Ueberspanntheiten des Messiasdichters, die nicht selten in Grillen ausarteten und Zeichen beginnender Altersschwäche waren, in dem erwähnten Werke sehr stark hervor, so daß das Ganze mehr ein Zeugniß für Klopstock's edles Bestreben, als ein praktisch wirksames Förderungsmittel für literarische und künstlerische Arbeiten war. Diese Ansicht, welcher jetzt niemand von den berufensten Kritikern eine widersprechende entgegengesetzt hat, theilte Göthe damals nicht. In einem seiner Briefe aus jener Zeit sagt er: „Klopstock's herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind! Das heißt Geschichte des Gefühles, wie es sich nach und nach festigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet, und die biedersten Altermanns-Wahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen, eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplizität hingeschrieben." — Göthe war noch in dem Alter, in welchem auf den, der vorzugsweise in seinen Gefühlen lebt, große Namen bedeutenden Eindruck machen; sein Mund preist zuweilen etwas, wovon er später ganz anders dachte. Von Herder's Aeltester Urkunde des Menschengeschlechtes, die 1774 erschien, urtheilte er in überschwänglichen, theilweise seltsamen Worten, die offenbar dem Stile Herder's nachgebildet waren. Es ist interessant, diese Worte mit den Briefen Werther's, und zugleich mit Herders Schrift *) zusammenzustellen, um zu erkennen, wie leicht Göthe für fremden Einfluß zugänglich war. Einige Sätze lassen wir hier folgen. Göthe sagt: „Die Aelteste Urkunde ist ein so mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßstabe einigen Ausdruck der Riesengestalt nachäffen, noch eine treue Silhouette einzelner Theile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen kann. Herder ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat d'rin alle die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem, Orfischem Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neueren Geister, De- und Atheisten, Filologen, Textverbesserer, Orientalisten u. s. w. mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilgt."

Auch in Göthe's Freundschaften zeigte sich der oft so herbe Wechsel seiner Gefühle, und in keinem Verhältnisse wohl mehr, als in dem, welches er um diese

*) Man vergleiche, was wir im zweiten Theile unseres Werkes über Herder's Aelteste Urkunde mittheilten.

Zeit mit Lavater anknüpfte. Veranlaßt durch den Göthe'schen Brief des Pastors an seinen Amtsbruder wandte Lavater sich an den Dichter und suchte ihn in eben der Weise zu seinen allein seligmachenden Ansichten zu bekehren, wie er es mit aller Welt machte. Die Korrespondenz wurde bald sehr lebhaft, und Lavater setzte dem jungen Poeten mit heftiger Zudringlichkeit zu, entweder sich zu seinen Ansichten zu bekennen, oder ihn eines Bessern zu belehren. Zuletzt setzte der Fysiognomiker dem Dichter das Messer an die Kehle und stellte an ihn die Forderung: Entweder Atheist oder Krist! Göthe erwiderte darauf, wenn Lavater ihm das Kristenthum nicht lassen wolle, wie er es bisher gehegt, so wollte er noch lieber Atheist als Lavater'scher Krist sein. An Lavater's Freund Pfenninger, der sich ebenfalls an Göthe die Rittersporen verdienen wollte und sich um des Bruders Seligkeit viel Mühe gab, schrieb Göthe mit Beziehung auf das beliebte: „Es steht geschrieben" der Bekehrer: „Daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? Nur so schätze, liebe, bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt. Und so ist das Wort der Menschen mir Gottes Wort, es mögen's Pfaffen oder sonst wer gesammelt und zum Kanon gerollt, oder es als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals: Moses, Profet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Macchiavell! Darf aber auch zu jedem sagen: Lieber Freund, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich, das Ganze ging in Euren Kopf so wenig, als in meinen!"

Im Juni 1774 kam Lavater nach Frankfurt, um Göthe zu besuchen; er verweilte fünf Tage bei ihm. Doch zu einem nachhaltigen und ungestörten Austausch der Gedanken gelangten beide Männer nicht, da an Lavater sich eine große Menge Personen herandrängten, die den berühmten Mann begaffen wollten, und da sie sämmtlich von ihm wohlgefällig aufgenommen wurden, so war seine Zeit so ziemlich besetzt. Als Göthe den bekehrenden Freund bei Fräulein von Klettenberg einführte, fand es sich, daß beide, obwohl jeder einzelne die allein seligmachende Ansicht für sich allein ungezweifelt besaß, doch in ihren Meinungen nicht übereinstimmten. Uebrigens war der Verkehr Lavater's und Göthe's ein herzlicher, und Göthe hegte nachher von jenem eine hohe Meinung; da er später ein so ganz anderes Urtheil über den Mann aussprach, so wollen wir auch seine Ansicht aus dieser Zeit mittheilen; in einem Briefe an Schönborn sagt er: „Lavater war bei mir, und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch alles! Er sagt so oft, daß er schwach sei, und ich habe niemand gekannt, der schönere Stärken hätte als er. In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen, und eine Seele voll der herrlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstelle. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannten Winkel ihres eigenen Herzens führt: so kann er dem Vorwurfe eines Fantasten nicht entgehen."

Um sich mit Lavater noch einige Zeit ungestört unterhalten zu können, begleitete Göthe ihn am 29. Juni nach Ems, und unterwegs im Wagen konnten die beiden Männer sich nach Gefallen aussprechen. Da Lavater in Ems sogleich wieder von Gesellschaft aller Art umringt wurde, so kehrte Göthe nach Frankfurt zurück. Aber hier wartete seiner eine neue Unruhe. Basedow, der bekannte pädagogische Reformator, war eingetroffen, und stellte sich ganz als das Gegenbild des sanften, jungfräulich schwärmenden Lavater's dar. Basedow war von abstoßendem Aeußern, sein Benehmen wenig angenehm, seine Worte zuweilen überderb; ein schlechter Tabak, den er beständig rauchte, trug nicht zum Wohlbehagen seiner Umgebung bei, und war besonders für Göthe höchst widerlich, da derselbe in seinem ganzen Leben ein abgesagter Feind des Tabaks war. Doch alles dies, und auch die üble Gewohnheit Basedow's, in wenig zarter Weise zu widersprechen und zu foppen, ertrug Göthe mit Geduld, da er in dem wunderlichen Manne die Schärfe des Geistes und das Neue und Originelle seiner Ansichten bewunderte. Basedow begab sich nach Ems, und das Verlangen nach der lebhaften geistigen Anregung bewog Göthe, ebenfalls wieder nach dem Badeorte aufzubrechen. Lavater begrüßte ihn freundlich, und theilte ihm seine inzwischen gemachten Erfahrungen mit. In den wenigen Tagen des gemeinschaftlichen Aufenthaltes begann nun ein sehr munteres Leben, es ward viel getanzt, mancher Scherz getrieben, und daneben fehlte mit Lavater und Basedow die ernste Unterhaltung nicht.

Die beiden Freunde entschlossen am 18. Juli sich zur Abreise, und Göthe hatte sich an ihren Umgang schon so sehr gewöhnt, daß er sie begleitete. Die Fahrt ging die Lahn hinab nach Koblenz zu, die Gesellschaft war ziemlich groß. Göthe trieb die muthwilligsten Possen, Basedow warf seine Witze dazwischen, und Lavater's weiser Ernst legte, wo es nöthig war, einen Zügel an. Beim Anblick einer der Burgruinen, die in jener Gegend oft so malerisch von den Bergen herabschauen, schrieb Göthe in das Stammbuch eines Mitreisenden das Gedicht „Geistesgruß" (Hoch auf dem alten Thurme steht), und als es den Beifall der Zuhörer fand, fügte er auf der folgenden Seite allerhand possenhafte Knittelverse hinzu. In Koblenz drängte man sich, das berühmte Kleeblatt zu sehen. Beim Mittagstisch saß Göthe zwischen Lavater und Basedow, und während der erstere einem erstaunten Landgeistlichen die Wunder der Offenbarung Johannis mit allen Einzelheiten erklärte, und Basedow sich bemühte, einem Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter Gebrauch sei, labte Göthe sich an den Freuden des Mahles.

Die Reise ging nun den Rhein hinab nach Köln, wo Göthe unter andern auch die Gebrüder Jakobi treffen sollte, denen er durch den Frauenverkehr in Frankfurt schon nahe getreten war. Die Ruine des Domes in Köln erregte in Göthe wieder die Gefühle, die das Straßburger Münster in ihm zum Leben wach gerufen hatte; bewundernd stand er in den Hallen und vor den Pfeilern, die in ihrer unvollendeten Gestalt einer Ruine glichen, und mißmuthig sah er, wie das Weltgebäude fern von seiner Vollendung schon in seinem Wachsthum erstarrt, gehemmt war. Damals hegte Göthe dieselbe Ansicht über den Kölner Dom, die er später über die deutsche Einheit aussprach: daß beides nie zur Verwirklichung,

zur Vollendung gedeihen würde. Unsere große Zeit, die den größten beider Wünsche bereits erfüllt hat, wird auch die Gewährung des andern nicht lange mehr versagen.

In Köln besuchte Göthe die Wohnung des ehemaligen Rathsherrn Everard von Jabach, die man, obwohl die Familie längst ausgestorben war, ganz in ihrem alten Zustande erhalten hatte; ein großes Gemälde zeigte den ehemaligen reichen Besitzer im Kreise seiner Familie. Auf den beschauenden Dichter machte diese ganze Umgebung, die eine längst vergangene Zeit und längst in Staub zerfallene Geschlechter lebendig wieder vor sein Auge führte, einen tiefen Eindruck. Der muthwilligen Possen müde, sehnte er sich nach einem herzbewegenden Gedankenaustausch, und als er in dieser Stimmung die Bekanntschaft des Dichters Fritz Jakobi machte, wurde dieselbe sogleich sehr innig, denn auch Jakobi war eine hoch erregte Natur. Das erste Zusammentreffen erfolgte wahrscheinlich in Elberfeld, da Göthe, als er nach Düsseldorf kam, erfuhr, daß Jakobi verreist sei. Er folgte ihm nach, da er in Elberfeld auch seinen Freund Jung Stilling besuchen wollte, der daselbst als Arzt lebte. Jung wurde am folgenden Morgen in einen Gasthof zu einem Fremden gerufen. Als er ins Zimmer trat, fand er den Pazienten tief in Tücher verhüllt im Bett; dem Arzte streckte er die Hand entgegen und sagte mit gedämpfter Stimme: „Herr Doktor, fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar schwach und krank." Jung legte die Hand an den Puls und erwiderte: „Ich finde nichts Krankes, Ihr Puls geht ordentlich." Da sprang der Kranke plötzlich aus dem Bette, und Göthe hing am Halse des erstaunten Freundes. Im Hause eines befreundeten Kaufmanns fand sich Nachmittags eine geistreiche Gesellschaft zusammen, in ihr zeigten sich die verschiedenartigsten Persönlichkeiten, geistlich und weltlich gesinnte, ernste und heitere Gäste; die beiden Jakobi, Lavater, der Dichter Heinse, Aerzte und Kaufleute saßen zusammen um den Tisch. Stilling erzählt: „Göthe aber konnte nicht sitzen, er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudire. Die Elberfelder glaubten, der Mensch sei nicht recht klug. Stilling aber und andere, die sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellen Blick ihn darnieder schoß."

Mit Fritz Jakobi kehrte Göthe nun nach Düsseldorf zurück, und verweilte bei ihm einige Tage auf dessen Landsitze Pempelfort. Die Neigungen der beiden jungen Männer trafen bei den Werken des großen und edlen Spinoza zusammen. Jakobi hatte mit diesem scharfen Denker sich schon mehrfach und eingehender als Göthe beschäftigt, und konnte dem Freunde sehr förderlich sein. Die Lebensansicht des Spinoza, das „Ein und Alles," die lebendige Gegenwart Gottes in allem Seienden, ohne irgend etwas, auch nicht das Kleinste, von dem großen Kreise der Gemeinschaft auszuschließen, wurde von dieser Zeit an auch die Lebensansicht Göthe's, der er bis an sein Ende getreu geblieben ist. Es ist eigenthümlich zu bemerken, wie Göthe sich dem Deisten Spinoza so ganz zu eigen gibt, während er in einem Briefe vom 8. Juni desselben Jahres an Schönborn — wir haben die Stelle vorhin ausgehoben — die Deisten zu der

„Lasterbrut der neueren Geister“ zählt. Mit Jakobi wurde der Verkehr höchst innig und vertraulich; Nachts, wenn sie schon zum Schlafengehen sich getrennt hatten, suchte Göthe den Freund noch einmal auf, um mit ihm weiter zu reden. „Mir wurde wie eine neue Seele; von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr lassen,“ schrieb Jakobi mehr als vierzig Jahre später, und als Göthe nach Frankfurt zurückgekehrt war, sagte er in seinem Briefe, den er sogleich nach seiner Ankunft an Jakobi schrieb: „Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief, und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt! O Liebe! Liebe! Die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredt haben.“ — Dieses innige Verhältniß dauerte jedoch nicht für das ganze Leben; Göthe änderte seine Meinung über Jakobi beinahe ebenso sehr, als über Lavater.

Im August war Göthe nach Haus zurückgekehrt, im September erhielt er die ersten fertig gedruckten Exemplare von Werther's Leiden. Eins derselben sandte er an Lotte, und schrieb dabei: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre.“ Aber Kestner und Lotte waren sehr unzufrieden mit der Rolle, die sie nun vor den Augen der ganzen Welt spielen mußten, Kestner schrieb an Göthe einen zornigen Brief, in dem er sagte, der Verfasser habe in seinem Werke die wahren Personen prostituirt, und Lottens Mann sei zu einem elenden Geschöpfe, zu einem Klotze gemacht worden. Göthe war sehr bestürzt über diese Auffassung, er bat um Verzeihung und setzte dem Erzürnten auseinander, daß, wenn der Albert des Romans der wahre Kestner gewesen wäre, Werther ja auch nicht habe sterben können. „Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke, bist also nicht Albert.“ Die Verzeihung ließ auch nicht lange auf sich warten, und wir haben schon erzählt, daß zwischen Kestner und Göthe ein freundschaftlicher Verkehr bis an des erstern Tod sich fortspann.

Alles, was in der letzten Zeit so vielgestaltig an Göthe's regem Geiste vorüberzog, hinterließ fortwirkende Eindrücke, und besonders ward sein Selbstgefühl, seine Freude an dem Geschaffenen zu jenem Gefühle gesteigert, welches Göthe selbst später einmal mit so großem und gerechtem Nachdruck als die Freude an der That bezeichnet. Kein anderer Mensch ist in solchem Maße auf den Beifall der Welt, des Publikums hingewiesen, als der Dichter, der Schriftsteller; in diesem Beifalle findet er in den allermeisten Fällen die Bestätigung, daß seine Arbeit eine nützliche, eine belebende sei, und sein Lebensmuth und seine geistige Kraft finden die Nahrung, die fast einzig in diesem Falle erfrischen und fördern kann. Daß Göthe's Geist gerade in diesen Zeiten einen so herrlichen Aufschwung nahm und zu Entwürfen fortgerissen wurde, welche bis an die Grenzen

der Menschheit in kühner, froher Zuversicht schweifen, dazu hat nicht wenig die Anerkennung beigetragen, die er in so schönem Maße fand.

Drei gewaltige Werke waren es, welche ihn beschäftigten: Mahomet, Der ewige Jude, Prometheus. Jeder dieser Stoffe ist größer als die Idee des Faust, denn diese drei sind aufbauend, fördernd, weitertreibend, der Faust hingegen ist hemmend, niederdrückend, er zeigt eine Schranke, wo jene Stoffe den Blick in eine ungemessene Ferne eröffnen. Denn wenn Göthe selbst bei dem ersten dieser Themata auch sagt, ihn habe die bei Lavater und Basedow gemachte Erfahrung, „daß der vorzügliche Mensch, wenn er das Göttliche, das in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte, doch auf die rohe Welt trifft, und um auf sie zu wirken, sich ihr gleichstellen müsse; daß er hierdurch jenen hohen Vorzügen gar sehr vergebe und am Ende sich ihrer ganz begebe, so daß das Himmlische, Ewige in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen werde" — so bezeichnet das Leben Mahomet's eben so wie das Streben aller großen Männer stets einen Markstein in der Geschichte des geistigen Fortschrittes, und auch Mahomet's Streben ist doch selbst etwas Wirkliches, seine Erfolge sind etwas thatsächlich Errungenes, seine Lehre spornte zum Forschen und Streben an, und hatte in ihrem Verfolg die herrliche Blüthe der mathematischen und Naturwissenschaften, der Dichtkunst und der Architektur aufzuweisen, die jedem, der an den Fortschritt der Menschheit glaubt, erfreulich und ehrwürdig sein muß, und wenn selbst dieses hohe, himmlische Streben dem Irdischen seinen Tribut bezahlen muß, so erhebt sich doch dieses Streben auch über das Irdische, und zeigt, daß der Geist nicht bestimmt ist, in dem Irdischen unterzugehen. Daß Göthe seinen Mahomet von diesem Gesichtspunkte ansah, beweist der Plan seines Dramas, den er uns selbst mittheilt, und vor allem der herrliche, himmelanhebende Gesang, der in Göthe's Gedichten sich unter der Ueberschrift Mahomet's Gesang findet. Das Stück sollte mit einer Hymne beginnen, die nach der sechsten Sure des Korans gedichtet war; Göthe bezeichnete sie später als verloren, sie hat sich wiedergefunden, und lautet wie folgt.

(Feld. Gestirnter Himmel.)

Mahomet allein.

Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl,
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu.
Bleib! Bleib! Wend'st du dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond, Führer du des Gestirns!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg.
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk.

Sonne, dir glühenden, weiht sich das glühende Herz!
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit', Allsehende, mich!
Steigst auch du hinab, Herrliche?
Tief hüllt mich Finsterniß ein.

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du, Alliebender, du,
Der die Sonne, den Mond, die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

Dieser Gesang schildert, wie Mahomet durch die Betrachtung des gestirnten Himmels zu dem Glauben an Einen Gott, den Alliebenden, geführt wird. Nachdem er auf diese Weise sich selbst bekehrt, theilt er diese Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Akt versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit nach Verschiedenheit der Karaktere; der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam, und Mahomet muß entfliehen. Im dritten Akt bezwingt er seine Gegner, macht seine Religion zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern; weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Akt verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden, es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften Akt fühlt er sich vergiftet; seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höhern Sinne machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt. Das Stück „Mahomet's Gesang" sollte Ali zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkte des Gelingens vortragen. Man könnte sagen, dieser herrliche Gesang enthalte in einem hochpoetischen Bilde die leitenden Gedanken und das Ziel des ganzen Dramas, so wie allgemein ein Bild für das Wachsen und Werden und die Errungenschaften jedes großen Geistes, oder auch der ganzen Menschheit.

Nicht weniger großartig ist das zweite Thema, der ewige Jude, welches als Epos in der Form der kurzen Verse des Hans Sachs behandelt werden sollte. Die bekannte Sage des Ahasverus wurde zu Grunde gelegt: dieser Beleidiger des Heilandes war bekanntlich zu Jerusalem ein Schuster, und die Erinnerung an den Dresdener Handwerksgenossen lieferte ein ausdrucksvolles Bild zu dem Helden des Gedichtes. Auf seinen Wanderungen sollte Ahasverus die verschiedensten Zustände der kristlichen Kirche antreffen und darstellen, bis ihm auch schließlich der Tag der Versöhnung erscheint. Wenn im Mahomet also der Fortschritt des Guten an und für sich, in seinen wirklichen Errungenschaften dargestellt wurde, so war derselbe Fortschritt im ewigen Juden durch das Aufhören des Widerstandes, durch das Unterliegen des Widersachers und durch seine Bekehrung zu dem, was er früher bekämpft hatte, in einem weiten, umfassenden Gemälde zur Anschauung gebracht. Für solch einen weitgedehnten Stoff war natürlich nur die epische Form gerecht, und dem mannichfach wechselnden Inhalte fügte das lose Gewand der kurzen Verse, die durch keine Strofenform beengt waren, sich

sehr passend an. Von diesem Epos ist nicht einmal der Plan zur Vollendung gediehen, von der Ausführung sind nur ganz geringe Bruchstücke erhalten. Göthe sagt selbst, daß Bedeutendes sich nur hervorbringen lasse, wenn man sich absondere, und zu einer ungestörten Einsamkeit zu gelangen und in ihr die großen Pläne zur Ausführung zu bringen, das verhinderten Göthe's damalige Lebensverhältnisse gänzlich. Auch fehlte ihm bei seinem unruhigen, kraftstrotzenden Wesen die rechte Sammlung.

Wenn im „Mahomet" und im „ewigen Juden" mehr die Menschheit als Gesammtbild aufgefaßt und in einzelnen hervorragenden Menschen das Fortschreiten der ganzen Menschheit im Einklange mit der Gottheit dargestellt wurde, so tritt im „Prometheus" der Mensch in seiner eigenen Kraft und in der ganzen Fülle und Großartigkeit seines Strebens auf den Plan. Göthe erzählt, er habe in jener Zeit keinen Sinn mehr in die Behauptung bringen können, daß der Mensch von seiner Geburt an ein durch und durch verderbtes Geschöpf und ohne irgend eine Fähigkeit oder Anlage zum Guten sei; er habe vielmehr zu allen Zeiten gefunden, daß die Kräfte, die im Menschen liegen, sich absolut nicht hinwegläugnen lassen, und daß der eigene Wille, das eigene Streben diese Kräfte stets am besten fördere; auch hatte er an den mannichfachsten Beispielen erfahren, daß der Mensch in dringenden Fällen doch immer wieder auf seine eigene Kraft und Hülfe hingewiesen werde, und bei ihm sich immer von neuem das Wort bestätige: Arzt, hilf dir selber! Diese Gedanken hefteten sich an die alte mythologische Figur des Titanen Prometheus, der von den Göttern sich absonderte und im Vertrauen auf seine Kraft und getragen von seiner eigenen Kraft von seiner Werkstätte aus ein neues Geschlecht in die Welt sandte, dem er seinen Muth und seine Kraft einhauchte, und dem er auch seinen Stolz und seinen verächtlichen Trotz vermachte. Dieses Selbstgefühl fand einen lauten Widerhall in dem ganzen Geiste jener Zeit, in welcher sich der Mensch von so mancher Fessel befreite und immer entschiedener auf seine eigenen Füße sich stellte. Nur die beiden ersten Aufzüge des Dramas sind in einigen Bruchstücken angedeutet, der Plan des Ganzen, wie Göthe ihn sich geschaffen, ist nicht bekannt. Doch ist es eine feine und aus künstlerischem Verständniß hervorgegangene Bemerkung von Heinrich Viehoff, daß die Gestalt der Minerva, die zugleich Freundin des Prometheus und Tochter des Zeus war, zu der Annahme nöthige, Göthe habe dem Drama einen versöhnenden Schluß geben wollen. Ein anderer, künstlerisch und sittlich befriedigender Schluß läßt sich ja auch gar nicht denken, da es unter allen Umständen eine riesengroße Thatsache ist, daß der Mensch in aller seiner Kraft doch immer nur durch die Gottheit zum Ziele gelangen kann. Von jener Hymne „Prometheus", die für das Drama bestimmt war, ist kein Schluß auf den Ton des Ganzen zu ziehen, da diese Hymne nach Göthe's ausdrücklicher Angabe an den Anfang des dritten Aktes, also gerade an die Stelle des dramatischen Wendepunktes fallen sollte, und an dieser Stelle ist ein Extrem, wie jener Hymnus es zeigt, um so eher denkbar, da gerade im Drama, ebenso wie im Leben, die Extreme gemeiniglich die bequemsten Veranlassungen zur Umkehr und zum Vergleich, zur Versöhnung bieten. Zu bedauern ist es immerhin in hohem Grade, daß Göthe den Prometheus nicht ausführte, denn jenes eine

Bruchstück ist an gewaltiger Kraft und Kühnheit eines Aeschyles vollkommen würdig. Auch die rythmische Bewegung desselben ist im höchsten Grade wirksam und steht in wunderbarer Harmonie mit dem Inhalte. Selbst in den einzelnen Sätzen und Gedanken wird man bei aufmerksamer Betrachtung diese Wahrnehmung bestätigt finden.

In dieselbe Zeit fallen einige Gedichte, unter denen wir „Künstlers Abendlied" und „Künstlers Morgenlied", „An Schwager Kronos", „Der untreue Knabe" und „Der König in Thule" nennen. Aus den beiden Liedern, die Kunst betreffend, spricht eine rege Sehnsucht nach der klaren Erkenntniß, die noch nicht gewonnen ist; das Gedicht „An Schwager Kronos" athmet denselben kühnen Geist wie „Prometheus", mit dem es sich jedoch an Vollendung der Form und des Inhalts nicht messen kann. Den untreuen Knaben bezeichnet Viehoff als einen „Spaß", den der Dichter sich gemacht; der Spaß ist ziemlich widerlich, jedenfalls nicht im geringsten poetisch. Um so schöner ist „Der König in Thule", eine der vollendetsten Balladen, die unsere Literatur aufweisen kann, wenn das ganze Gedicht auch nur einige zwanzig Verse lang ist. Die großartige Fähigkeit Göthe's der künstlerischen Anschauung zeigt sich in einer Reihe von Bildern, die nur mit wenigen Worten angedeutet sind und doch dem fantasievollen Hörer eine kleine Welt eröffnen; der König, dem seine Geliebte auf dem Todtenbette den goldenen Becher reicht; der König, der bei jedem Feste den heiligen Becher leert, wenngleich ihm die Augen übergehen — er weint nicht, er ist ein kraftvoller Geist, und um so größern Eindruck macht die eine Thräne, die das Uebermaß des Kummers und der Sehnsucht aus seinem Auge, aus seinem Herzen preßt —; der König, der sein Ende nahen fühlt, in großartiger Ruhe seine Pflichten als Herrscher erfüllt und sein Reich ordnet, und dann alle seine Gedanken auf das wendet, was ihm mehr als Reich und Herrschaft war, auf das Andenken an die Geliebte; und zuletzt die unbeschreiblich malerische Szene, wie der sterbende König den hinabstürzenden Becher mit seinen Blicken verfolgt, er sieht ihn stürzen, er sieht ihn trinken, d. h. auf der Oberfläche einen kurzen Moment ruhen, bis das Wasser ihn füllt, und dann sinkt er tief ins Meer; nun weiß der König, daß keine fremde Hand das heilige Kleinod je entweihen wird, nun sinken ihm die Augen und der Tod schneidet Leben und Lust und Schmerz entzwei. Wundervoll stimmt zu dem wehmüthigen Inhalte die einfache Darstellung und die tiefinnige Sprache mit den klangvollen Reimen.

An dieser unvergleichlich schönen kleinen Ballade tritt eine Eigenthümlichkeit Göthe's sehr klar hervor, das ist die bereits berührte Vorliebe für Gruppirung zusammen gehöriger Gestalten und Umgebungen zu einem abgeschlossenen Ganzen. Auf der Fähigkeit, sich in dieser Anschauungsweise zu bewegen, beruht vorzugsweise die Kunst des Malers, aber auch für den Dichter ist sie von unberechenbarem Vortheil. Man hat öfter gesagt, die viele Zeit, welche Göthe auf Ausübung der praktischen Kunst gewendet, sei als verloren zu bedauern, und vortreffliche Männer haben sich Mühe gegeben zu beweisen, daß Göthe nicht zum Maler bestimmt gewesen sei. Es scheint uns nicht ganz gerecht zu sein, hier von verlorener Zeit zu reden, denn wenn Göthe auch als Maler nichts geleistet hat, so bildete er doch seine Künstleranlage durch jene Beschäftigungen

weiter aus. Wenn aber die echte künstlerische Anschauung höher steht als die technische Fertigkeit, — Lessing sagt, Rafael würde das größte malerische Genie gewesen sein, auch wenn er ohne Arme geboren worden wäre — so war Göthe in diesem höheren Sinne auch ein großer Maler. Wir werden den Beweisen für diese Ansicht im Verlauf unserer Darstellung noch hundertfach begegnen, und der König in Thule ist bereits ein redender Beweis.

Göthe zeigte immer mehr die Vielseitigkeit seiner Natur, die auf den mannichfaltigsten Gebieten Großes zu leisten vermochte. Die Augen der bedeutendsten Männer waren auf den jungen Dichter gerichtet; als Klopstock im Oktober 1774 einem Rufe nach Karlsruhe folgte, zeigte er Göthe, der schon einige Zeit früher mit ihm in Briefwechsel getreten war, an, daß er ihn in Frankfurt besuchen würde. Göthe empfing den berühmten und verehrten Mann mit vieler Auszeichnung, fand jedoch, daß Klopstock's Benehmen eher das eines Diplomaten als eines Poeten sei. Die Unterhaltung des berühmten Gastes war klar und bestimmt und zugleich gefällig und angenehm, auch sein Selbstbewußtsein verläugnete der Messiasdichter nicht. Der Unterhaltung über Gegenstände aus dem Bereich der Poesie und Literatur wußte er stets auszuweichen, statt dessen sprach er über das Schlittschuhlaufen und die Reitkunst, und erging sich dabei bis in geringe Einzelheiten. Der eigentliche Zweck seiner Zusammenkunft mit Göthe kam auf diese Weise gar nicht zur Sprache, denn Klopstock, der gerade von Göttingen kam, hatte die Absicht, den Hainbund zu einer Gesellschaft zu erweitern, die sich über ganz Deutschland erstrecken und schließlich zu einer wirklichen Gelehrtenrepublik ausbilden sollte. Nach Göthe's Bericht hat Klopstock dieser seiner Absicht nicht einmal Erwähnung gethan. Göthe begleitete den seltenen Gast nach Darmstadt und führte ihn bei Merck ein. Auch im nächsten Frühjahr sahen sie sich noch einmal, doch nur flüchtig, in Darmstadt. Beide Naturen waren zu verschiedenartig, um einen dauernden Bund mit einander schließen zu können.

Der Ausspruch Lessing's, daß nichts in der Welt Zufall, und das Wort Zufall Gotteslästerung sei, wird im Leben so oft zur Wahrheit; an geringe Häkchen knüpfen sich unscheinbare Fäden, die in kurzer Zeit zu Banden anwachsen, in denen ein ganzes Dasein sich beschließen muß. „Als ich einst" — so erzählt Göthe — „bei gesperrtem Lichte in meinem Zimmer saß, so trat ein wohlgebildeter schlanker Mann bei mir ein, den ich zuerst in der Halbdämmerung für Fritz Jakobi hielt, bald aber, meinen Irrthum erkennend, als einen Fremden begrüßte. An seinem freien, anständigen Betragen war eine gewisse militärische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir seinen Namen, von Knebel." Der Fremde war der Begleiter des Prinzen Konstantin von Weimar, und theilte Göthe mit, daß der Prinz Konstantin und dessen Bruder Karl August, Erbprinz von Weimar, in Frankfurt angelangt seien und den Dichter zu sehen wünschten. Göthe folgte dieser Einladung gern, die beiden jungen Prinzen empfingen ihn freundlich, und ein Buch, welches gerade auf dem Tische lag, vermittelte sofort eine bedeutungsvolle Unterhaltung. Es waren Möser's patriotische Fantasien, Göthe kannte sie schon, die Prinzen waren begierig sie kennen zu lernen, und die Gewandtheit, mit welcher der Dichter sie in den Geist

des vortrefflichen Buches einzuführen wußte, mußte ihn bei den Fremden sogleich in ein sehr günstiges Licht setzen. Göthe blieb zur Tafel, die Unterhaltung war sehr belebt und berührte die verschiedensten Gegenstände, man gefiel sich gegenseitig, und da die Prinzen nur kurze Zeit in Frankfurt verweilen konnten, so versprach Göthe, ihnen nach Mainz zu folgen und dort einige Tage mit ihnen zu verweilen.

Der Rath Göthe war wenig erbaut, als sein Sohn nach Hause zurückkehrte und ihm seine Erlebnisse berichtete. Der Vater warnte sehr dringend, sich mit den hohen Herrschaften in irgend ein Verhältniß einzulassen, da jemand, der nicht Ihresgleichen sei, bei ihnen stets zu kurz kommen müsse. Der Dichter theilte diese Ansicht nicht, der Vater bestand auf der seinigen, und besonders von der Reise nach Mainz wollte er nichts hören. Zu andern Zeiten, wenn es galt, den Widerstand des Vaters zu überwinden, hatte Göthe seine Zuflucht zu Fräulein von Klettenberg genommen; diese Freundin war jetzt leider bettlägerig krank, doch die Frau Rath, welche bei dieser Gelegenheit, wie ja immer, auf des Sohnes Seite stand, brachte von der Freundin den Ausspruch zurück, der Dichter solle reisen, und nun gab auch der Vater, wiewohl ungern, seine Einwilligung. In der Mitte des Dezember fuhr Göthe mit Knebel, der noch einen Tag allein bei ihm in Frankfurt zurückgeblieben war, nach Mainz. Die Befürchtungen des Vaters waren natürlich unbegründet, Göthe wurde sehr freundlich empfangen und behandelt. Man kam im Laufe der Unterhaltung auch bald auf Göthe's Satire: „Götter, Helden und Wieland"; Göthe war besorgt gewesen, daß man diesen Ausbruch kecker Laune unwillig aufnehmen würde, da Wieland bekanntlich Erzieher des Erbprinzen war. Aber zum Vergnügen des Dichters faßte man den Scherz sehr heiter auf, und als Göthe die Gelegenheit benutzte, einige freundliche Zeilen an Wieland gelangen zu lassen, stellte sich zwischen den beiden Dichtern ein leidliches Verhältniß her, das später in eine aufrichtige Freundschaft überging. Sehr befriedigt kehrte Göthe nach Frankfurt zurück, wo seine fröhliche Stimmung indeß durch eine Trauerbotschaft beeinträchtigt wurde, Fräulein von Klettenberg hatte das Ende ihrer Leiden und das Ziel ihrer Sehnsucht in einem sanften Tode gefunden.

Göthe hatte mit dieser gläubigen Seele bis an ihren Abschied von der Welt in einem äußerlich stets gleich freundschaftlichen Verhältnisse gelebt; die geistigen Beziehungen zu ihr und ihrer Anschauungsweise hatten allmälig jedoch eine völlige Umgestaltung erfahren. Während Göthe in seiner Jugend an den frommen Schwärmereien, und dazu in seinem Jünglingsalter an ihren alchymistischen Versuchen lebhaft theilgenommen, war seit seinem Aufenthalte in Straßburg eine andere Denkweise ihm zu eigen geworden. An die Stelle dunkler und verworrener Schwärmerei war die Helligkeit des erkennenden Verstandes, an die Stelle des Fräulein von Klettenberg war Spinoza getreten. Wir haben den Namen dieses außerordentlichen Mannes, der ein ebenso scharfsinniger Denker als edler Mensch war, zu nennen schon oft genug Gelegenheit gehabt. Es mögen hier noch einige Sätze Platz finden, in denen Göthe sich über sein Verhältniß zu „jener so gefürchteten, ja verabscheuten Vorstellungsart" ausspricht; er sagt:

„Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Welt-

klugheit, Filosofie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen. So manches, was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unseres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, was uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweise und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der sich deshalb ungeberdig stellt, vielmehr soll man, je bitterer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde. Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hülfe, der ihm unzerstörbar verliehen ist. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas neuem greifen darf, und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch, ja man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen gibt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen, und um allen parziellen Resignazionen auszuweichen, sich ein für allemal im Ganzen resigniren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil hierin aber wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll. Mein Vertrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte."

In Betreff dieser Bemerkungen könnte man sagen, wenn auch der Grundbegriff der Spinozistischen Anschauung die Resignazion sei, so walte in der That ja gar kein großer Unterschied zwischen dieser und der modern-theologischen Lehre von der Welt und der Bestimmung des Menschen. Und doch ist dieser Unterschied ein riesengroßer, denn auf der letztern Seite wird eine absolute Verdammung der ganzen Welt, also eine Filosofie des Todes gepredigt, während Spinoza nur will, daß ein jeder sich bis zu einer gewissen Grenze einschränken soll, damit die Zwecke des Ganzen gedeihen können; was er auf der einen Seite also dem Einzelnen nimmt, das gibt er ihm, da der Einzelne doch immer ein Theil des Ganzen ist, doppelt wieder. Spinoza will also nicht resigniren, um ringsum sich her eine Wüste zu schaffen, sondern um seine Umgebung in einen blühenden Garten zu verwandeln, in dem das eine wie das andere in seinen berechtigten Grenzen gedeihen könne.

Göthe ist sein ganzes Leben hindurch ein ausübender Anhänger des Spinoza gewesen, und er hat durch sein Beispiel manchen, dem Spinoza nicht einmal dem

Namen nach bekannt war, zur Befolgung derselben Grundsätze bewogen. Wenn es aber wahr ist, daß auf der absoluten Gleichberechtigung der Individuen der eigentliche Kern des Kristenthums beruht, so ist auch dieser Theil der Lehre Spinoza's echt kristlich, d. h. menschlich. Es scheint aber, als ob das Verständniß dieser einfachen Wahrheit heute noch eben so schwierig sei, als vor hundert Jahren.

Zu derselben Zeit, in welcher Göthe sich mit dem Studium des Spinoza beschäftigte, wurden auch seine Herzensgefühle in einer lebhaften Weise aufgeregt. Der junge Dichter war schon damals der Stolz seiner Vaterstadt; man suchte ihn in Kreisen zu sehen, in welchen er sonst nicht verkehrte, ein Freund schlug ihm dann so zufällig, und oft mehr als dringend, einen Besuch in diesem oder jenem Hause vor. Oft wies der junge Dichter diese Einladungen sehr kurz und unfreundlich ab; man nannte ihn deshalb den Bären, auch wohl den Huronen, den Westindier. Eines Abends in den letzten Tagen des Jahres 1774 ersuchte ihn ein Bekannter, mit ihm ein kleines Konzert in einem angesehenen reformirten Handelshause zu besuchen. Dieses Haus war dasjenige des Banquiers Schönemann, dessen Geschäft von seiner Wittwe nach ihres Gatten frühem Tode weitergeführt wurde. Göthe folgte der Bitte des Freundes, er trat mit ihm in das Gesellschaftszimmer, in welchem, da es schon spät war, die musikalische Unterhaltung bereits begonnen hatte. Gerade als Göthe eintrat, setzte sich die einzige Tochter des Hauses, Elisabeth, gewöhnlich Lili genannt, an den Flügel, der in der Mitte stand, und trug mit Anmuth und Leichtigkeit eine Sonate vor. Der Dichter, der seine Stellung ihr gegenüber am untern Ende des Flügels gewählt, konnte ihre Gestalt und ihr Wesen genau beobachten, und als das Spiel beendet war, traten sie beide einander näher. Göthe's Artigkeiten auf ihr fertiges Spiel wußte Lili, die nicht ganz siebenzehn Jahre alt war, gar anmuthig zu erwidern, und der Dichter, den die liebliche Erscheinung des jungen Mädchens in sehr heitre Laune versetzte, erschien in der Fülle der Liebenswürdigkeit, die ihm so reich zu Gebote stand. Göthe und Lili bezauberten sich gegenseitig, und wenn die große Gesellschaft für diesen Abend auch keine Annäherung gestattete, so klang beim Abschied die Einladung der Mutter zu öfterer Wiederkehr dem Dichter angenehm in's Ohr. Er verfehlte nicht, seinen Besuch zu wiederholen, und er wurde ebenso gern gesehen als er gern kam.

Die Unterhaltungen, welche anfangs allgemeiner Natur waren, zogen sich bald enger um die Persönlichkeiten zusammen. „Es währte nicht lange," so erzählt Göthe, „daß Lili mir in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend mittheilte. Sie war im Genuß aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachsen. Sie schilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten, so wie die nächsten Zustände; nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel. Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte sie nicht läugnen, daß sie eine gewisse Gabe, anzuziehen, an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Widerreden auf den bedenklichen Punkt, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden."

Die poetische Art der ersten Bekanntschaft, die anmuthige, ungezwungene Art dieses Liebesbekenntnisses erinnert an die berühmte Ballszene in Romeo und Julie, und damit auch zu den feindlichen Einmischungen gewisser Familienglieder ein, wenn auch sehr gemildertes Beispiel gegeben sei, so fanden in Lili's Familie sich Personen, welche der wachsenden Vertraulichkeit der beiden jungen Leute mit wenig verhehltem Mißbehagen zuschauten. In großen Geschäftshäusern, in welchen die geschäftliche Thätigkeit und die Berechnung des Gewinnes die menschlichen Gefühle zurückdrängen, und das ausschließliche Verweilen auf Einem Felde den Ueberblick über die Gesammtheit des Lebens allmälig trübt und erschwert, werden sehr oft auch die Kinder, die Geschwister als Kapitale betrachtet, durch welche man den Glanz und die Größe des Hauses zu vermehren verpflichtet sei. Etwas Aehnliches mochte in dem Schönemann'schen Hause stattfinden, und namentlich erwähnt Göthe eines Bruders, der mit Schadenfreude die sehnsuchtsvollen Wünsche des Dichters zu vereiteln strebte.

Denn der Umgang mit Lili war ihm bereits unentbehrlich geworden. Um sie jeden Tag zu sehen, wurde er ein Gast in den Kreisen, in welchen Lili sich bewegte, und dieser Umstand verursachte ihm manche verdrießliche Stunde. Nur selten wird in den Zirkeln reicher Kaufleute das geistige Verdienst anerkannt und gewürdigt, und leicht läßt sich der Sinn erkennen, der in den halb zärtlichen, halb unwilligen Versen liegt:

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Doch das Spiel der Herzen und die Sprache der Blicke wird selbst durch die prosaischsten aller Schranken nicht gestört, und selbst in Gegenwart der unerträglichen Gesichter sagte ein Wink der Augen, ein Lächeln alles, was der Mund nicht aussprechen konnte, und dem Dichter blieb außerdem noch die Genugthuung, die gesellschaftliche Gewandtheit der Geliebten bewundern zu können.

Als der Frühling kam und sein Lebenshauch so manches starre Band erweichte, gestalteten auch für die Liebenden sich die Verhältnisse freundlicher. Offenbach, ganz in der Nähe Frankfurts und ebenfalls am Main belegen, befand sich damals im Uebergange vom Dorfe zur Stadt; angesehene Frankfurter hatten daselbst schöne Häuser gebaut, und das größte derselben gehörte einem Onkel Lili's, d'Orville, bei dem Lili im Frühjahr 1775 längere Zeit verweilte. Auch Göthe kam, mit und ohne Veranlassung, öfter nach Offenbach, wo er sein Quartier bei dem als Komponisten bekannten Johann André hatte. Zwischen Frankfurt und Offenbach theilte sich nun Göthe's Leben. In seiner Vaterstadt widmete er die frühesten Morgenstunden der Poesie, der Tag gehörte den Geschäften, die meist juristischer Natur waren. Wenn Göthe's Vater auch seiner Stellung als kaiserlicher Rath wegen nicht als Advokat in die Praxis treten durfte, so war er als gründlicher Jurist und als durchaus zuverlässiger Karakter der Sachwalter manches Freundes. Nach einem gründlichen Studium der Akten legte er die Sache seinem Sohne vor, der die Ausfertigung dann mit solcher Leichtigkeit vollbrachte, daß der Vater seine höchste Freude daran hatte, und es

auch wohl einmal auszusprechen nicht unterließ, er würde den jungen Mann beneiden, wenn er ihm fremd wäre. Uebrigens hatte der Rath Göthe schon damals die Größe seines Sohnes vollkommen erkannt, und längst den Gedanken aufgegeben, daß sein Sohn in der Stellung eines Juristen das Ziel seines Lebens sehen und verfolgen sollte, und deswegen that er selbst alles was er konnte, um seinem Sohne Zeit zu seinen poetischen Arbeiten zu verschaffen.

In Offenbach bewegte sich Göthe in einem angenehmen Kreise geistig belebter Personen. André war Lili's Lehrer der Musik; er spielte viel mit ihr und nahm an allen Geselligkeiten thätig Antheil, um ihn und Göthe drehte sich das gesellschaftliche Leben. Bürger's „Leonore", die damals bekannt wurde, setzte er in Musik, Göthe deklamirte sie. Oft bis zur Mitternacht dehnten sich die Unterhaltungen aus, und die Liebenden erfreuten sich des ungestörten Zusammenseins. „Trat man am Morgen", so erzählt der Dichter von jenen schönen Tagen, „in aller Frühe aus dem Hause, so fand man sich in der freiesten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande. Ansehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten, Gärten mit flachen Blumen- und sonstigen Prunkbeeten, freie Uebersicht über den Fluß bis an's jenseitige Ufer, oft schon früh eine thätige Schifffahrt von Flößen und gelenken Marktschiffen und Kähnen, eine sanft hingleitende lebendige Welt, mit liebevollen, zarten Empfindungen im Einklang. Selbst das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes ward höchst erquicklich, und verfehlte nicht einen entschieden beruhigenden Zauber über den Herantretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der schönsten Jahreszeit überwölbte das Ganze, und wie angenehm mußte sich eine traute Gesellschaft, von solchen Szenen umgeben, morgendlich wiederfinden!" Freundschaft und Liebe zeigten sich in ihrem schönsten Lichte; Familienfeste wurden gern und mit mancher frohen Abwechselung gefeiert. Zu dem Geburtstage eines Pfarrers Ewald, den man gern in der Gesellschaft sah, dichtete Göthe das schöne Lied: „In allen guten Stunden", aus dessen Versen die freudige Lebenslust so geistvoll hervorbricht.

Den Glanzpunkt des Offenbacher Lebens bildete ein Familienfest, welches Göthe irrthümlich auf den 23. Juni 1775, Lili's Geburtstag, verlegte, obwohl er sich an jenem Tage in der Schweiz befand. Zu diesem Feste wollte Lili gegen Mittag nach Offenbach kommen. Doch durch einen ihrer Brüder ließ sie am Abend vorher bei Göthe, der sich ebenfalls in Frankfurt befand, die Nachricht abgeben, sie sei behindert und könne erst am Abend eintreffen, sie bitte den Freund aber herzlich, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die sie ihm überlasse hinaus zu melden, gemildert werde. Sogleich setzte Göthe sich nieder und schrieb den Titel einer dramatischen Posse: „Sie kommt nicht! Ein jammervolles Familienstück, welches, geklagt sei es Gott! den 23. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend." In einem Theile der Nacht wurde das Stück vollendet, ein Bote gab es am folgenden Morgen in Offenbach zur bestimmten Stunde ab, und als Lili Abends hinüberkam, begegnete sie lachenden Gesichtern, die sie befremdet anschaute, bis das Räthsel ihr gelöst wurde. Nun hatte sie Gelegenheit, dem Geliebten in herzlicher Weise zu danken.

Schon durch dieses anmuthige Gelegenheitsgedicht und durch den Erfolg, den es erzielte, wird angedeutet, wie lebensvoll der Verkehr in jenem Kreise sein mußte. Göthe brachte mehrmals einige neue Gedichte mit, André wußte mit seinen Kompositionen zu vergnügen, und von diesen beiden poetischen Naturen angeregt, belebte sich die ganze Gesellschaft in glänzender Weise. Da am Tage ihn seine Geschäfte behinderten, so brachte Göthe die Abende um so lieber in Offenbach zu; in der schönen Sommerzeit wanderte man bei Sternenschimmer in der Gegend umher, und Göthe erzählt, wie er einmal auch eine Nacht allein draußen im Freien zugebracht und im Andenken an die Geliebte süßen Genuß gefunden habe. Doch je inniger das Verhältniß wurde, desto drückender wurde auch für die Liebenden die Stimme der Welt, und andererseits die Aussicht in die Zukunft. Denn wenn das Verhältniß dauern sollte, so mußte je eher je lieber eine förmliche Verlobung stattfinden. Dazu schienen aber die Eltern auf beiden Seiten wenig Lust zu haben, man wand sich unter peinlichen Stunden so hin, und das schleppende Verhältniß wurde den Liebenden immer drückender.

In dieser Verlegenheit kam ihnen eine ältere Hausfreundin zu Hülfe. Das Vertrauen von Lili's Mutter besaß sie seit vielen Jahren, von Göthe wurde sie in dessen Elternhaus eingeführt und auch hier freundlich aufgenommen. Der Dichter erzählt: „Sie kannte sehr wohl unsere Wünsche, unsere Hoffnungen, ihre Lust zu wirken sah darin einen Auftrag, kurz, sie unterhandelte mit den Eltern. Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen mochten, beseitigt, genug, sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt euch die Hände!“ rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme. Es war ein seltsamer Beschluß des Hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei. Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sei.“

Es schien nun, als sei ein dauerndes Glück begründet, und für eine schöne Zukunft ein fester Grund gewonnen. Es gibt im menschlichen Leben keinen bedeutsameren Schritt, als den Abschluß des Bundes, der für Zeit und Ewigkeit gelten soll; das ganze Glück oder Unglück zweier Herzen hängt in den meisten Fällen mehr davon ab, als man im allgemeinen glaubt. Denn so wie eine glückliche Ehe, eine wahrhaft herzliche, innige Liebe alle guten Eigenschaften eines Menschen hervorlockt, zu jeder Aufopferung ihn willig und zu jeder Anstrengung ihn freudig bereit macht, ebenso reißt eine unglückliche Ehe alle schlimmen Kräfte, allen Trotz und allen Eigennutz, alle Leidenschaften aus der Tiefe des Herzens hervor und stachelt ihre unselige Thätigkeit immer höher und höher an, zum Verderben der Gatten und des zukünftigen Geschlechtes. Die Ehe ist ein unauflösliches Bündniß, es gilt, Stand zu halten und sich mit den Verhältnissen abzufinden, sie zu besiegen oder sich ihnen zu unterwerfen. Auch auf Göthe äußerte das Bündniß, dessen Abschluß in Aussicht genommen war,

diese Kraft, er selber sagt, daß von dem Augenblick der Verlobung an eine Sinnesveränderung mit ihm vorgegangen sei.

Lili heirathete später einen Herrn von Türkheim, der bei dem Tode*) seiner Gattin mit tiefbewegtem Herzen sagte, es sei eine Stunde der Gnade gewesen, in welcher Gott ihm diesen schönen Geist zugesellt und durch sie auf ihn soviel Segen habe fallen lassen. Als Lili mit Göthe noch verlobt war, suchten geschäftige und gewissenlose Hände sie von dem Dichter loszureißen; da erklärte sie, dem Dichter zu Liebe wolle sie wohl alles verlassen und mit ihm nach Amerika gehen. Es ist keine behagliche Empfindung, wenn man sieht, wie rasch auch diese Liebe dem Dichter drückend, sein Verhältniß zu Lili für ihn beängstigend wurde, und wie bald das Band sich wieder löste. Es ist von sehr geringer Bedeutung, wenn Göthe erzählt, es habe auch nach der Verlobung sich kein Verhältniß zwischen den Eltern bilden wollen, und seine Schwester habe dringend von der Verbindung mit einem Mädchen abgerathen, das in glänzenden Verhältnissen groß geworden sei. Alles das sind Sachen, die einer festen, treuen Liebe gegenüber zu unbedeutenden Schatten werden. Göthe's Natur aber zeigte in diesem Verhältnisse dieselbe Erscheinung wie schon früher in den Tagen von Sesenheim: als seine leidenschaftliche Zuneigung ihren Gipfel erreicht hatte, da sank die Flamme in sich selbst zusammen und die Gefühle verzehrten sich selbst. Tiefe Blicke in sein Herz gewähren uns die Briefe an Auguste Stolberg, mit welcher er seit Anfang des Jahres in Korrespondenz getreten war. Am 13. Februar 1775, als sein Verhältniß zu Lili bereits ein sehr warmes geworden war, schrieb er an Auguste Stolberg: „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Göthe vorstellen können, der im galonirten Rock und sonst auch von Kopf zu Fuße in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom bedeutungslosen Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Göthe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuche und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde, seiner Gegenden und seines geliebten Hausrathes mit Kreide auf grauem Papier auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend gleich immer eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der Göthe, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der

*) Lili starb am 6. Mai 1817 auf dem Gute Kraut-Ergersheim bei Straßburg.

auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben." — Es ist ein wunderbares Gähren in dieser gefühlsseligen Natur; auf und ab steigen die Fluthen, fast jede einzelne in gleicher Stärke, aber keine — auch das läßt sich nicht läugnen — von langer Dauer. Zu derselben Zeit, fast Schritt für Schritt mit dem Verhältniß zu Lili, wurde der Verkehr mit Auguste Stolberg inniger, schon in den letzten Tagen des März tauschten sie ihre Bilder gegeneinander aus, nannten sich Du und theilten sich die kleinsten Lebensereignisse mit. Am 14. April schrieb er an Knebel: „Ich falle aus einer Verworrenheit in die andere und stecke wirklich mit meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschicks, aus dem ich mich erst kaum gerettet hatte." Diese Lage, aus der er sich „gerettet" hatte, ist zweifelsohne das Verhältniß zu Lotte. Es ist aber doch sehr befremdend, daß er die Liebe zu Lotte, also zu einer verheiratheten Frau, auf dieselbe Stufe stellt wie die Liebe zu der, welche kurz nachher seine rechtmäßige Braut war. Man würde hier in der That völlig verlegen um das medium comparationis sein, wenn es nicht die Scheu des Dichters wäre, irgend einem Gefühle in seinem Herzen eine dauernde Herrschaft einzuräumen und dadurch die Freiheit seiner Empfindung, die ihm unerläßliches Lebensbedürfniß war, in Schranken zu drängen, welche so gut wie unübersteiglich waren. Wir werden noch öfter Gelegenheit finden, aus den Briefen an Auguste Stolberg höchst interessante Dokumente für die Herzensbewegungen des Dichters anzuführen.

Sehr bedeutungsvoll für die Karakteristik der damaligen Lebensepoche Göthe's sind auch die dramatischen Stücke, welche in jener Zeit entstanden, die beiden Singspiele Erwin und Elmire und Klaudine von Villa Bella, und das Trauerspiel Stella, das in seiner ursprünglichen Gestalt „ein Schauspiel für Liebende" genannt wurde und mit der Doppelehe schloß, die Fernando nach dem Beispiele des Grafen von Gleichen mit Stella und Zäzilie einging, freilich mit dem großen Unterschiede, daß der Graf von Gleichen ein durchaus edler Karakter und seine beiden Frauen ebenso sittlich rein wie er waren, während Fernando eine schmutzig gemeine Persönlichkeit ist und seine beiden Frauen kaum in etwas anderm groß sind als in ihrer Ueberspanntheit. Hermann Hettner bezeichnet die Stella in seiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (III, 3, 1, 167) als das Krankhafteste, was Göthe geschaffen. Dieser Ausspruch ist sehr richtig, und doch läßt sich nicht läugnen, daß die Stella aus Göthe's tiefstem Herzen geflossen ist. Eindringlicher als alles andere führt Göthe uns hier selbst die gefährlichen Seiten einer Natur vor Augen, deren erster, wenn auch nicht gerade ausschließlicher Führer das Gefühl, oder wie bei Fernando, der fleischliche Trieb ist. Doch wollen wir auch nicht vergessen, daß der Vergleich mit Göthe und ein Schluß auf seinen eigenen Karakter hier immer nur zur Hälfte zuläßig ist, denn was Göthe hoch über die allein sinnlichen Persönlichkeiten seiner Dichtungen erhob, das war seine Künstlernatur, die sich in allen Fällen und unter allen Umständen den sinnlichen Gefühlen als Siegerin gegenüber stellte. Man wird es nun aber auch erklärlich finden, warum Göthe mehr als einmal sagte, die Dichtkunst habe ihn gerettet.

Von der Katastrofe, welche der Leidenschaft folgt, befreite Göthe sich dadurch, daß er diese Katastrofe künstlerisch darstellte, und sie auf diese Weise doch auch selbst erlebte.

In seinem Verhältnisse zu Lili trat eine bedeutendere Abwechslung durch eine Reise ein, die er in Gemeinschaft mit den Gebrüdern Stolberg nach der Schweiz unternahm. Im April 1775 trafen die beiden Brüder mit dem jungen Grafen Haugwitz in Frankfurt ein und wurden von Göthe mit Herzlichkeit empfangen. In jener Zeit — wie Göthe sagt — knöpfte eine lebhafte Jugend sich gegen einander auf und kehrte ein talentvolles, aber ungebildetes Inneres hervor. Die drei Grafen wohnten im Gasthause, waren zu Tisch aber gewöhnlich im Göthe'schen Hause, und schon nach wenigen Stunden des Zusammenseins brach die poetische Laune der Jünglinge in den Gesprächen hervor, welche sie, vom Wein begeistert, über Vernichtung der Tirannen wuthschnaubend zum Besten gaben. Der Rath Göthe schüttelte den Kopf, die Frau Räthin aber verfügte sich in ihren wohlgefüllten Weinkeller, setzte den Gästen in geschliffener Flasche den edlen Trank vor und rief ihnen zu: „Hier ist das wahre Tirannenblut! daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!"

Die Stolberge redeten lebhaft zu, der Dichter möge sie nach der Schweiz begleiten, und er selber gesteht, es sei ihm willkommen gewesen einen Versuch machen zu können, ob er Lili entbehren könne. Der Vater redete zu und empfahl dringend, die Reise auch auf Italien auszudehnen. Schnell war der Entschluß gefaßt; mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied trennte der Dichter sich von Lili, und schon nach wenigen Stunden sahen die lustigen Gefährten sich in Darmstadt. Während die Grafen bei Hofe ihre Aufwartung machten, blieb Göthe bei Merck, der die überspannten Reisegefährten mit schonungsloser Offenheit in ihrem so vielfach kindischen Gebaren schilderte und dem Dichter sagte: „daß du mit diesen Burschen ziehst, ist ein dummer Streich! du wirst nicht lange bei ihnen bleiben."

Diese Profezeiung des scharfblickenden Mannes schien sehr bald in Erfüllung gehen zu sollen. Die Grafen, deren höchstes Bestreben dahin ging, sich in einen Naturzustand zu versetzen, badeten überall, wo nur irgend Gelegenheit sich bot, im Freien. Bei Darmstadt war kein anderes Gewässer, als ein ganz in der Nähe der Stadt belegener Teich, und als die nackten Jünglinge bei hellem Sonnenschein darin umhersprangen, erregte die Sache nicht geringes Aufsehen, so daß Göthe die Abreise möglichst beschleunigte. Einer der Brüder hatte ein Liebesverhältniß mit einer schönen Engländerin, deren Schönheit und Anmuth er mit ritterlicher Don Quixoterie gegen jeden vertheidigte, der einer andern als seiner Geliebten den ersten Preis geben wollte. „In Mannheim forderte der Ritter seine Gefährten auf, bei Tisch im Gasthofe mit ihm das Wohl seiner Herrin zu trinken, welches denn unter ziemlichem Getöse geschah. Nach geleerten Gläsern rief er aus: nun aber ist aus solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt, eine zweite Gesundheit wäre Entweihung, deshalb vernichten wir diese Gefäße! und warf sogleich sein Stengelglas hinter sich wider die Wand. Wir andern folgten; und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merck am Kragen zupfte."

In Karlsruhe traf Göthe den jungen Herzog Karl August von Weimar, der sich hier eingefunden hatte, um mit seiner Braut, der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, sich zu vermählen. Beide nahmen den Dichter freundlich auf und luden ihn ein, bald nach Weimar zu kommen.

Bis Straßburg setzte er mit den bisherigen Gefährten die Reise gemeinschaftlich fort, von da aus ging Göthe allein nach Emmendingen, um seine Schwester Kornelia, die Gattin des Oberamtmanns Schlosser, zu besuchen. Kornelia lebte in ihren Verhältnissen nicht glücklich, obwohl ihr durchaus nichts nahe lag, worüber sie hätte unzufrieden sein können. In ihrem Karakter lag eine ziemlich stark hervortretende Schroffheit und Starrheit, ein Erbtheil vom Vater her, und da sich hierzu noch eine verbitterte Stimmung durch die pedantische Erziehungsweise des Vaters gesellt hatte, so betrachtete sie auch ihres Bruders Verhältniß zu Lili mit ziemlich schiefen Blicken. Sie verhehlte ihr Mißfallen an dem jungen Mädchen durchaus nicht, sie sah dasselbe nur als Weltdame an, wies nur auf die großen Ansprüche hin, welche Lili als Frau dereinst in dem einfachen Hause des Rathes machen und durchzusetzen versuchen würde. Es erwies sich später, daß diese Ansichten Kornelia's nichts weiter als umständliche Ausführungen der Einflüsterungen eines unredlichen Bekannten waren. Aber auf den Dichter machten sie den erwarteten Eindruck. Noch war er von Frankfurt in der Hoffnung geschieden, doch Lili einst sein eigen nennen zu können; als aber die Schwester mit Heftigkeit in ihn drang, zu entsagen, da erklärte er, nichts versprechen zu können, innerlich aber war er überzeugt, daß er das mühsam geknüpfte Band wieder lösen müsse. Zwei Seelen, welche gewiß die Fähigkeit besaßen, einander zu beglücken, wurden auf solche Weise durch wohlgemeinte, aber verfehlte Rathschläge auseinandergerissen, und es mag auch dieses Beispiel abermals den Satz bekräftigen, daß durch übertriebene Strenge weit mehr Unheil gestiftet wird, als durch ein freundliches und vorurtheilsfreies Eingehen auf das Wesen einer jeden Sache.

In der ersten Hälfte des Juni verließ Göthe den Wohnort seiner Schwester; auf der Reise nach Zürich traf er mit seinen Gefährten wieder zusammen. Der Rheinfall bei Schaffhausen machte einen großartigen Eindruck. In Zürich begab Göthe sich sogleich zu Lavater, der ihn mit gewinnender Freundlichkeit empfing und als Gast in seinem Hause behielt. Lavater gab damals den ersten Theil seines großen Werkes: „Fysiognomische Fragmente" heraus, an welchem Göthe lebhaften und sehr thätigen Antheil nahm; durch seine Hände ging das ganze Werk an den Buchhändler Reich in Leipzig, den Verleger.

Schon hier in Zürich begannen die verschiedenartigen Naturen von einander abzuweichen; Göthe und die Stolberge, nun auch in getrennten Wohnungen, wurden einander allmälig fremder. Gemeinschaftlich besuchten sie den alten Bodmer, und erfreuten sich der herrlichen Aussicht aus den Fenstern seines Wohnhauses, welches durch den Aufenthalt Klopstock's und Wieland's geweiht war. Der Greis hatte seine Freude an dem Entzücken der Jünglinge über die schöne Gegend, die ihm sein ganzes Leben lang Stolz und Erhebung gewesen war.

Die gräflichen Freunde wandten sich inzwischen mancherlei Wegen zu; in ihrer Abwesenheit traf in Zürich ein Landsmann Göthe's, Ludwig Passavant,

dessen Namen wir bereits nannten, ein, und suchte den Dichter zu überreden, mit ihm die kleinern Kantone zu durchwandern. Schon von Bodmer's Hause aus hatten die fernen blauen Berge dem Dichter verheißend gewinkt, und ohne langes Bedenken folgte er dem Freunde und trat mit ihm den längst ersehnten Ausflug in das Gebirge an.

An einem Sommermorgen, den aller Glanz der hellsten Sonne verschönte, fuhren sie den herrlichen See hinauf. Das Entzücken über die ergreifende Schönheit der Umgebung und die Erinnerung an die immer noch heißgeliebte Lili füllten des Dichters Busen, und in dem Wechselstreit dieser Empfindungen entstand jenes an Wohllaut so reiche Gedicht, welches so ausdrucksvoll die Stimmung des Dichterherzens schildert:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! So gold du bist,
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

In manches schöne Bild drängte sich die immer neue Erinnerung an Lili hinein und beeinträchtigte den reinen, ungestörten Genuß, und doch fühlte Göthe tief in seinem Herzen, daß ohne die Liebe zu ihr sein Glück nicht in der wunderbaren Fülle blühen könnte, wie sie aus seiner Brust emporsproßte. Den Weg nach Maria Einsiedeln zogen sie mit einer Anzahl von Wallfahrern. In einem öden Thale sahen sie das Kloster emporsteigen, mitten in der prächtigen Kirche stand die unscheinbare Kapelle, in welcher der Einsiedler gelebt hatte. An einem immerwährend brennenden Lichte zündeten die Einsiedler ihre Kerzen an; schön und bedeutungsvoll dachte Göthe bei diesem Anblick an das grenzenlose Bedürfniß der Menschheit nach Licht und Wärme. In der reichen Schatzkammer des Klosters zeigte man verschiedene goldene Kronen; eine unter ihnen erregte des Dichters Bewunderung in hohem Grade; er nahm sie in seine Hand und hob sie empor, und dachte, wie schön es sein müßte, wenn er dieses Kleinod auf Lili's hellglänzende Locken drücken könnte. Einen herrlichen Kupferstich fand

Göthe noch in dem Kloster, das Abscheiden der Maria darstellend; ein naturhistorisches Kabinet erregte sein Interesse damals wenig.

Auf wildem, beschwerlichem Wege, über Berggipfel, an denen im Hochsommer der Winterschnee noch hing, gelangten die Reisenden nach Schwyz. Die Anstrengungen des Fußpfades hatten die brausende Jugendkraft nicht zu ermatten vermocht; vorübergegangene Leidenschaften in der Erinnerung, neu entzündete in gegenwärtigem Feuer, Hoffnung und Fantasie, Freiheitsgefühl und Rebensaft wogten in den unermüdlichen Jünglingen, und Lachen und Jauchzen dauerte sogar an diesem Tage bis um Mitternacht.

Am 17. Juni wurde der Rigi bestiegen, am folgenden Tage die Aussicht genossen, die durch den wogenden Nebel bald von dieser, bald von jener Seite in sonnenglänzender Pracht hervortrat. Bis gegen Abend hielt das wunderbare Schauspiel die Reisenden fest, und als sie mit der Dämmerung wieder zu dem Gasthofe unterhalb des Gipfels herabstiegen, als über ihr Quartier die Nacht herabsank, als das Glöckchen der Kapelle läutete, der Brunnen plätscherte, die Nachtluft säuselte und Waldhörner von fern herüberklangen, da wurde auch das Sehnen der Brust in wohlthuende Ruhe eingewiegt.

Am nächsten Tage wurden die Gegenden durchwandert, in welchen die Sage das Bild des befreienden Helden, des Tell, erschuf. In den folgenden Tagen stieg man über immer steilere und schroffere Pfade, über Schneegefilde zum Urserner Loch, das in seiner Finsterniß die Reisenden schreckte; um so lieblicher erschien ihnen, als sie hervortraten, ein grünes liebliches Wiesenthal, das die Kräfte und das Gemüth der Reisenden in gleicher Weise erquickte. Am 22. Juni gelangten sie nach mühevoller Wanderung zu dem berühmten Hospiz auf dem Gotthard. Der Pater nahm sie freundlich auf, die Köchin sorgte wacker, und eine Nacht voll ruhigen Schlummers gab den Wanderern ihre ganze Munterkeit wieder. Früh am andern Morgen stand der Dichter an dem Pfade, der nach Italien hinabführte. Tief hinunter zogen die dunklen Schluchten, die nach dem sonnenhellen Lande der Kunst wiesen, dringend ermahnte Passavant den Freund, hinabzusteigen — Göthe war schwankend. „Geh!“ sagte er zu seinem Begleiter, „mach alles zum Abschiede fertig, entschließen wollen wir uns alsdann.“ Als der Dichter nun allein war, schien die Lombardei, die dämmernd vor ihm lag, ihm immer dunkler und fremder, nach Deutschland aber zog ihn so viel Liebes, Heimisches zurück. Ein goldnes Herzchen, das er in einer schönen Stunde von Lili erhalten, hing noch an demselben Bändchen, an welchem die Geliebte es umknüpfte, lieberwärmt an seinem Halse. Er zog es hervor und küßte es, und seine Brust wurde durch die Gedanken bewegt, die er bald nachher in jenen herzbewegenden Versen aussprach:

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!

Ach Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt, des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach,
Er ist der alte, freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

Der Freund nahte, rasch stand Göthe auf und wandte sich dem Pfade zu, der nach der Heimath zurückführte, zögernd folgte ihm Passavant. Der Rückweg berührte fast dieselben Gegenden, die soeben aufgezählt wurden; man gelangte wohlbehalten nach Zürich zurück. Die Stolberge waren schon abgereist, durch ihr Baden im Freien hatten sie ein so bedeutendes Aergerniß erregt, daß man sie mit Steinwürfen bedachte. Göthe trat die Heimreise über Stuttgart an, und erfreute sich in Frankfurt eines herzlichen Empfanges. Sein Vater war nicht recht damit zufrieden, daß der Sohn im Angesichte von Italien wieder umgekehrt war.

Das Verhältniß zu Lili nahm jetzt eine peinvolle Wendung. In Göthe's Abwesenheit hatte man versucht sie zu überzeugen, daß eine Trennung von Göthe um so mehr geboten sei, da Göthe selber durch seine ganz willkürliche Entfernung bewiesen habe, daß er eine Lösung des Verhältnisses wünsche. Es scheint den geschäftigen Freunden sehr viel Mühe gekostet zu haben, Lili zu überreden, denn gerade in dieser Zeit, als Göthe fast ohne es ihr vorher zu sagen, drei Monate lang abwesend war, erklärte sie, daß sie aus Liebe zu ihm alles aufgeben und mit ihm in die Fremde gehen wolle. Als er nun wiederkehrte, da wachten in beiden Herzen bald genug die alten süßen Gefühle wieder auf und alle Hoffnungen traten wieder hervor. Es war ein Hangen und Bangen in schwebender Pein, eine Qual, die Göthe funfzig Jahre später noch in der Erinnerung fast unerträglich nannte. Am 3. August schrieb er von Offenbach aus einen Brief an Auguste Stolberg, in dem es unter anderm heißt: „Ich kann Ihnen nichts sagen, hier! Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem stroheingelegten Schreibzeuge — daraus sollten feine Briefchen geschrieben werden, und diese Thränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich! — Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange; Gustchen, und Sie so weit! Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Main, ich seh' hinüber und denk' an Dich. So weit! so weit! Und dann Du und Fritz und ich, und alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben." Nach einer Reihe von Gedankenstrichen fährt er fort: „Ich mache Ihnen Striche, denn ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand

erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener, anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagewerkes göttergleich sich freuen! — — Hier fließt der Main, grad drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Thurm, das jetzt für mich so leer ist, als mit Besemen gekehrt; da rechts hinauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinab. Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch darüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel (NB. heut reiten wir aus); hier liegt ein Kleid; eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten — Ich höre ihre Stimme — Ich darf bleiben, sie will sich drinnen anziehen. Gut, Gustchen, ich habe Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben. Lili war verwundert, mich da zu finden, man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich schreibe; ich sagt's ihr. Adieu, Gustchen."

Einen härteren Ton schlagen die Briefe an Merck an. Etwa um dieselbe Zeit schrieb er an diesen: „Ich bin wieder garstig gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit um abzudrücken, nur möcht' ich wissen, ob Du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß. Allenfalls magst Du meinem Vater beim künftigen Kongreß klärlich beweisen, daß er mich aufs Frühjahr nach Italien schicken müsse; das heißt, zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herumzugondoliren und auf die Frösch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen."

Im September begann die Frankfurter Messe. Auch in dem Schönemannschen Hause kehrten viele befreundete Kaufleute ein, jüngere und ältere, alle verkehrten freundlich mit der Tochter vom Hause. Es macht einen wunderlichen Eindruck, wenn Göthe erzählt, daß der heitere Verkehr Lili's mit den Gästen, besonders mit den Oheimen, denen die Wange zum Kuß gereicht wurde, in seinem Herzen eifersüchtigen Aerger erregt habe, besonders da er sogleich hinzusetzt: „Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien." Ein Unmuth über solche Verhältnisse, die doch gar nicht anders sein können und einem unbefangenen Auge eher erfreulich als tadelnswerth sind, war schon ein sichres Zeichen, daß die Liebe in Göthe's Herzen nicht mehr auf dem Höhepunkte stand. In dem Gedichte „Lili's Park" trachtete Göthe durch komisch ärgerliche Bilder auszudrücken, wie das Entsagen sich in Verzweiflung umwandelte — so berichtet er, obwohl es doch nur an seinem festen Willen lag, das Entsagen in gesicherten Besitz umzuwandeln. Daß er zu eben dieser Zeit auch noch Muße fand, anderweitig zu liebeln, erzählt uns ein Brief vom 17. September Nachts 10 Uhr, datirt aus Offenbach, an Auguste Stolberg. Es heißt darin: „Der Tag ist leidlich und stumpf herumgegangen. Da ich aufstund, war mir's gut; ich machte

eine Szene an meinem Faust, vergängelte ein paar Stunden, verliebelte ein paar mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist, aß in Gesellschaft eines Dutzends guter Jungen, so grad wie sie Gott erschaffen hat, fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder (ich hab' die Grille, selbst fahren zu lernen), spielte ein paar Stunden Farao und verträumte ein paar mit guten Menschen. Und nun sitz' ich, Dir gute Nacht zu sagen. Mir war's in all dem, wie einer Ratte, die Gift gefressen hat; sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer. Heut vor acht Tagen war Lili hier, und in dieser Stunde war ich in der grausamst feierlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens (möcht' ich sagen). O Gustchen, warum kann ich nichts davon sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute, und mich alles seelenvoll umgab!"

Das Verhältniß zu Lili lockerte sich immer mehr, seine Auflösung stand bereits nicht weit mehr. Um sich zu übertäuben, und um seinem Geiste einen Ersatz für das zu bieten, was er verlieren sollte, wandte Göthe sich wieder der Arbeit zu. Sein Vater hatte große Freude an den dichterischen Erfolgen des Sohnes und trieb ihn an, wieder etwas größeres zu unternehmen. Es wurde nun Egmont in Angriff genommen, doch nur theilweise ausgeführt. Erst zwölf Jahre später ward das Stück in Rom vollendet.

Doch die gewaltige Aufregung in der Brust des Dichters konnte auch dadurch nicht beschwichtigt werden. Er fühlte es immer mehr, daß er nur durch eine abermalige Flucht sich retten könne. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Der Herzog Karl August kam am 12. Oktober mit seiner Gemahlin nach Frankfurt, um nach Weimar zu reisen. Mit Göthe wurde verabredet, daß er nunmehr den Herrschaften folgen solle. Einige Tage später sollte ein Kavalier durch Frankfurt kommen, der einen in Straßburg gebauten Staatswagen nach Weimar zu bringen hatte. Mit diesem solle Göthe die Reise machen. Er packte nun ein, nahm überall Abschied, auch von Lili, und erwartete die Stunde, die ihn von dannen führen sollte. Sie kam, aber der Wagen blieb aus, und da Göthe seit dem bezeichneten Morgen für abwesend galt, so blieb ihm nichts übrig, als sich auf dem Zimmer zu halten. In diesen einsamen Stunden rückte Egmont um ein Bedeutendes vor. Inzwischen machte der Rath Göthe zu dem Ausbleiben des Wagens die bedenklichsten Glossen; er meinte, das Ganze sei nur ersonnen, um dem übermüthigen Jünglinge einen Schimpf zu bereiten, und drang in seinen Sohn, er solle nun die günstige Gelegenheit benutzen und nach Italien gehen. Mehr als acht Tage vergingen auf diese Weise, und die Einkerkerung wurde dem jungen Manne bald sehr drückend. In einen Mantel gehüllt schlich er Abends in der Stadt umher, und einmal trat er auch an Lili's Fenster. Er hörte sie zum Klaviere singen; es war das Lied: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich", das er vor kaum einem Jahre an sie gedichtet hatte, und es schien ihm, als sänge sie es ausdrucksvoller als je. Nachdem sie es zu Ende gesungen, ging sie im Zimmer auf und ab; der Dichter sah den Schatten der lieben Gestalt auf den Vorhängen, doch sein Entschluß stand fest, er sah Lili nicht wieder.

Wenn wir auch Lili's Erzählung über ihr Verhältniß zu Göthe, über ihre Liebe und über die Ursachen der Trennung hätten, ob sie wohl überall dasselbe sagen würde, als der Bericht in Dichtung und Wahrheit?

Vergebens schaute Göthe immer ungeduldiger nach dem Wagen aus, und sein Vater drängte immer mehr zur Abreise nach Italien. Noch eine letzte Frist wurde bestimmt, und da auch diese verstrich, so machte Göthe sich in der Frühe des dreißigsten Oktobers 1775 auf, um zuerst nach Heidelberg, und nach einem kurzen Aufenthalte dann über Tirol nach Italien zu gehen. Am Tage seiner Abreise schrieb er in Eberstadt bei Darmstadt ein uns erhaltenes Tagebuchblatt folgenden Inhalts: „Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath, ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen. Diesmal, rief ich aus, ist nun ohne mein Bitten Montag Morgens sechse, und was das Uebrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden, ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme. Frisch also! Die Thorschließer klimpern vom Burgemeister weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker Werkstätte und Laden öffnet, fort! Adieu, Mutter! — Am Kornmarkte machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen; es war so was Ahnungsvolles für den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dachte ich, wer doch — Nein, sagte ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtniß hat, sollte niemand beneiden! — Lili, Adieu! Lili, zum zweitenmal! Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen unsere Rollen einzeln ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für Dich, noch für mich, so verworren es aussieht. Adieu! — Und Du! Wie soll ich Dich nennen, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume*), wie nehm' ich Abschied von Dir! Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit! — Einige Tage später, und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden! — Und Merck, wenn du wüßtest, daß ich hier der alten Burg nahe sitze und dich vorbei fahre, der so oft das Ziel meiner Wanderung war, die geliebte Wüste, Riedesel's Garten, den Tannenwald und das Exerzierhaus — Nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden. — Hier läge denn der Grundstein meines Tagebuchs! Und das Weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat."

In Heidelberg wurde er freundlich empfangen. Fräulein Delf, die Göthe's Verlobung mit Lili gestiftet, wohnte daselbst, und hatte bereits einen neuen Plan, Göthe in den Ehestand einzuführen. Die Tochter eines Oberforstmeisters war die Auserssehene; Göthe sah sie mit Wohlgefallen und bemerkte an ihr Aehnlichkeit mit Friederike Brion. Diese Tochter, das schöne Wetter und eine fröhliche Weinlese fesselten ihn einige Tage an Heidelberg. In dieser Lage aber

*) Vielleicht ist diese neue Geliebte dasselbe Mädchen, mit der, wie er an Auguste Stolberg schrieb, er einige Stunden verliebelte.

ereilte ihn ein reitender Bote, der von Frankfurt kam und meldete, der lange erwartete Wagen sei angekommen, und der Kavalier bäte dringend, Göthe möge wieder umkehren. Fräulein Delf widerrieth so sehr sie konnte, aber nach kurzem Besinnen beschloß der Dichter, der Bitte des Freundes nachzugeben; noch in der Nacht wurden die Pferde bestellt, und wohlbehalten langte der Dichter wieder in Frankfurt an, um die Reise nach Weimar sogleich fortzusetzen.

Göthe kehrte nicht wieder auf längere Zeit nach Frankfurt zurück, in Weimar fand er eine neue Heimath. Daß er den Kreisen seiner Vaterstadt entzogen wurde, war ein Glück für ihn, denn wenn Frankfurt für die Entwickelung eines Knaben auch ein entschieden sehr günstiger Ort war, so konnte ein so reich entfalteter Geist wie der Göthe's in jener Zeit dort keine Nahrung, nicht einmal eine Stätte finden. In seinem Leben Göthe's führt J. W. Schäfer hier eine Briefstelle des Dichters an seine Mutter an, welche so vortrefflich gewählt ist, daß wir sie wiedergeben wollen. Göthe schreibt: „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierherging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hatte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst und dem Schicksale überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war."

Eine andere Frage ist es, ob das Hofleben mit seinen unendlichen Zerstreuungen, mit seinem geistreichen Nichtsthun, mit seinen verflachenden Verwicklungen nicht ungünstig auf Göthe's ohnehin so leicht erregbaren und bei weniger Tiefe so unbegrenzt ins Weite ausgedehnten Geist habe wirken müssen. So viel wenigstens steht fest, daß Göthe das Höchste und Beste, was er seinem Volke geschenkt, nicht in der Hofluft reifen sah, und daß es eine Zeit gab, zu der er sich mit innerlicher, beklemmender Angst von den Hofkreisen losriß, um in Rom wieder zu sich selbst, zu künstlerischem Bewußtsein zu kommen.

Die ersten Zeiten am Weimarischen Fürstenhofe waren freilich verlockend und berauschend genug. In der Fülle männlicher Schönheit und geistigen Lebens trat der Dichter, dessen jugendliches Haupt bereits so volle Kränze des Ruhmes schmückten, in die herzoglichen Kreise ein. „Wie ein Stern ging er unter uns auf", sagte Knebel. Frei und offen, als sei er sich seiner Macht bewußt, bewegte er sich in der hohen Gesellschaft, in der er aller strenghergebrachten Gewohnheit zum Trotz in der Werthertracht erschien, die der junge Herzog sogleich nachahmte und die eine Zeitlang fast Hoftracht wurde.

Denn eine todte Etiquette, durch welche die geistige Armuth ängstlich bedeckt werden muß, hatte schon lange nicht mehr am Weimarischen Hofe Platz gefunden;

schon des Herzogs geistvolle Mutter, Anna Amalia, hatte Weimar zu einer Pflegestätte für die edelsten Bestrebungen des Geistes und des Herzens gemacht. Diese außerordentliche Frau war eine braunschweigische Prinzessin, eine Nichte der Gemahlin Friedrichs des Großen. In ihrem siebenzehnten Jahre war sie 1756 mit dem Herzoge Ernst August Konstantin von Weimar vermählt. Schon 1758 starb ihr Gemahl, und Anna Amalia wurde nun Regentin und Vormünderin ihrer beiden Söhne. Die Pflichten ihrer Stellung erfüllte sie mit einer Kraft, die für eine Frau Bewunderung erregen muß, und ihr Streben nach heiterm Genuß des Daseins, nach rastloser Ausbildung ihres Geistes führte einen Kreis von geistig bedeutenden Männern nach Weimar. Zum Erzieher des Erbprinzen Karl August berief sie 1772 Wieland von Erfurt, und an diesem Lehrer ihres Sohnes fand sie selbst einen Geistesgenossen, mit dessen Hülfe sie noch in späteren Jahren das Griechische erlernte, so daß sie den Aristofan in der Ursprache lesen konnte. Wieland's Zeitschrift, der Merkur, war das erste Blatt, welches die geistigen Kräfte des gesammten Deutschlands zu gemeinsamer Wirksamkeit zu vereinigen suchte. Etwa um dieselbe Zeit wie Wieland kam Bertuch nach Weimar; er war seit 1775 geheimer Kabinetssekretär, seine Kenntniß der spanischen Literatur war sehr eingehend, wie er auch durch seine Uebersetzung des Don Quixote bewies; noch großartiger war die merkantilische Thätigkeit, die er entfaltete und durch welche er Weimar's Blüthe wesentlich förderte. Ein anderer noch jetzt bekannter Mann war der Mährchendichter Musäus, Professor am Gymnasium in Weimar. Von Wieland's Ruf und von seinen heitern, freien Lebensansichten angezogen kam Ludwig von Knebel, der im Jahre 1774 die Erziehung des Prinzen Konstantin übernahm. Eine gleichsam ergänzende und regulirende Stellung nahm der Oberhofmeister, der Graf Görtz, in dem fröhlichen Kreise durch seinen Ernst und seine strenge Haltung ein, obwohl dieselbe schließlich in Pedanterie überging. Eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit war Hildebrand von Einsiedel, ein Mann von treuem Karakter und von vielseitigen Talenten. Ihm zur Seite stand Siegmund von Seckendorf.

In diesen Kreis trat nun Göthe ein, und man kann sich leicht denken, wie schnell er sich in diese Gesellschaft, und die genannten Personen in ihn finden mußten. Am 7. November 1775 langte er in Weimar an. Am 3. September desselben Jahres hatte Karl August die Regierung angetreten, und neues, frisches, männlich kraftvolles Leben ergoß sich seit jenem Tage in den heitern Kreis. Karl August war einer der wenigen Fürsten, welche eher Mensch als Fürst zu sein den Muth hatten, und was in ihm an edlen Anlagen schlummerte, das ließ der Umgang mit Göthe herrlich aufblühen. Schon Friedrich der Große hatte im Jahre 1771 bei einem Besuche in Braunschweig über Karl August, den er dort kennen lernte, geäußert, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige. Die brausende Fülle seiner Kraft hatte in dem kleinen Lande einen zu engen Schauplatz, und erst als er über die unruhigen Jahre der Jugend hinaus war, entwickelten sich alle seine herrlichen Eigenschaften zum Segen seines Landes und seiner Umgebung. Sein übersprudelnder Jugendmuth wurde durch Göthe vor allem Gemeinen be-

wahrt, so wie überhaupt durch Göthe ein genialer Geist nach Weimar kam, der selbst in seinen Auswüchsen noch bedeutend, poetisch und nicht gemeiner Natur war, so daß Weimar fast alle literarisch bedeutenden Persönlichkeiten an sich zog.

Wieland ließ sofort allen seinen Groll gegen den Dichter schwinden, der gegen ihn so scharfe Pfeile gerichtet hatte; schon nach drei Tagen äußerte er, seine Seele sei von Göthe so voll wie ein Thautropfen von der Morgensonne, er bete ihn an wie einen Geliebten, und wenige Zeit später schrieb Wieland, der doch vor Göthe's Ankunft die erste Stelle an Weimar's Hofe einnahm, die er dann an Göthe abtreten mußte, in einem Briefe an Merck die schönen, ganz aus seinem edlen, neidlosen Herzen geflossenen Worte: „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über den Kopf wächst und alles das ist, was ich nicht habe werden können."

Als Göthe mit Wieland auf dem Gute einer Freundin des letzteren zum Besuch war, schilderte Wieland das Erscheinen des jungen Göthe in seinem Gedichte „An Psyche" in den Worten:

„Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zauberer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereiniget,
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereiniget,
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt!"

Die Zeit, in welcher Göthe in Weimar eintraf, war die, in welcher an den Höfen viele Festlichkeiten sich zu häufen pflegen; Jagden, Maskeraden, kühne Reiterpartien wechselten miteinander ab, eins drängte das andere. Göthe fühlte sich wie unter den Seinigen, mit dem Herzoge vereinigte jeder Tag ihn inniger. Als Karl August zum Weihnachtsfeste nach Gotha ging, begab sich Göthe mit Einsiedel und Bertuch in die waldige Berggegend von Waldeck und Bürgel bei Jena, wo nach den rauschenden Vergnügungen die Ruhe ihm wohl that. Lili's Bild trat hier wieder vor seine Seele; sie, die in so mancher schönen Zeit seine Lust und sein Sang war, blieb auch im Schmerz noch der Gegenstand seiner Lieder. Doch auch die muthige Jugendlust forderte ihren Tribut; am ersten Feiertage, als des Nachmittags die drei Freunde, denen sich

auch der Kammerjunker von Kalb angeschlossen hatte, zusammen saßen, warf einer die Frage auf, wie es wohl sein möchte, wenn sie Vagabunden und Spitzbuben wären, und um sich diesen Gedanken recht lebhaft zu vergegenwärtigen, wechselten sie in bunter Zusammenstellung ihre Kleider. „Ich sah in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrottelten Kreuz- und Schurrbart wie ein Kapitalspitzbube aus," schrieb Göthe in einem längern Briefe an den Herzog, dem er alle Erlebnisse genau schilderte. Karl August beantwortete den Brief Göthe's in der liebenswürdigsten Weise und in einem Tone, aus welchem warme Freundschaft sprach; er schrieb: „Lieber Göthe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freier Brust und Herzen die liebe Sonne in den jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Gegend, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt, daß mir's ganz schwindlig und übel wird. Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommst, die Leute sind gar zu neugierig auf Dich." Göthe folgte der Einladung des Herzogs, und ihm wurde auch von Seiten des geistvollen Herzogs Ernst des Zweiten ein überaus freundlicher Empfang in den Sälen desselben Schlosses zu Theil, welches er damals neugierig besichtigte, als er wie ein Schiffbrüchiger von Leipzig wieder der Heimathstadt am Main zuwanderte. Jetzt ging das Schiff seines Lebens als stolzer Dreimaster mit vollen Segeln und mit wehenden Flaggen in die hohe See hinaus, und die günstigsten Winde schmeichelten um seine Masten. Ein edler Fürst war sein Freund, der ihn mit dem brüderlichen „Du" anredete und mitten in den glänzendsten Kreisen, in denen er als Herrscher dastand, sich nach dem Freunde, und mit ihm in die einsame Natur sehnte, wo er Mensch bei dem Menschen sein konnte. Karl August hat zeitlebens gegen Göthe das vertraute „Du" beibehalten, und Göthe erwiderte es, wenn er mit dem Herzoge allein war, doch nur in der ersten Zeit, wo er oft mit dem Herzoge ganz allein speiste und in dessen Zimmer schlief. Hier hatten sich zwei Seelen gefunden, die beide auf der Höhe der Menschheit standen, wo es keine äußerliche Schranken mehr gibt.

Im neuen Jahre, 1776, ging das ausgelassene Leben in immer rascheren Pulsen, so daß Göthe einmal selber an Merck schrieb: „Wir machen des Teufels Zeug." In Ilmenau und in Stützerbach, einem Dorfe bei Ilmenau, war man besonders ungebunden. Alle Etiquette schwand hier völlig und der übermüthigsten Laune ließ man den Zügel schießen. Doch Rohheit und Gemeinheit sind nie in diesen fröhlichen Kreis eingedrungen, dafür wachte der edle Sinn des Herzogs und der Geist Göthe's. Aller Witz und Scherz, alle Poesie die in der Gesellschaft schlummerte, wurde durch Göthe angeregt und zum gemeinsamen Nutzen verwerthet, und da auch die Damen sich gern an der geistreichen Unterhaltung betheiligten und ihre Beisteuer dazu gaben, so wurde ohnehin schon der Ton der Uebermüthigen zu jenem Grade herabgestimmt, der in Gesellschaft edler Frauen nie überschritten wird. Eine Zeitlang liebte man es, sich in Spottgedichten zu necken, die man Matinées nannte. Einsiedel sandte eine solche am

6. Januar 1776 unter dem Titel „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft", worin jedes Mitglied sein Theil bekam. In der auf Göthe bezüglichen Stelle heißt es unter anderm:

„Dem Ausbund aller, dort von weiten,
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliffnes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie, von Geist und Kraft:
(Wie eb'n unser Herr Gott Kurzweil schafft)
Meint, er könn' uns alle übersehn,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier ins Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter jedermann."

In einer so geistvollen Gesellschaft, welcher Zeit und Mittel so reichlich zu Gebote standen, konnte natürlich auch ein Liebhabertheater nicht fehlen, zu dessen Begründung um so eher Veranlassung war, als im Jahre 1774 ein großer Brand das herzogliche Schloß sowie das Schauspielhaus zerstörte. Göthe übernahm als Direktor mit unumschränkter Gewalt die Leitung der Bühne, die durch die Talente ihrer Mitglieder, welche Dichter und Schauspieler zugleich waren, zu wirklich künstlerischen Leistungen gelangte und sich fortdauernd erhielt, bis später ein neues Schauspielhaus erbaut wurde. Der Herzog ließ einige Zimmer seiner Wohnung einräumen und mit den nöthigen Vorrichtungen versehen, bis 1779 der Redoutensaal das Theater aufnahm. Im Sommer fanden die Aufführungen in einem Flügel des Ettersburger Schlosses statt, oder man schlug die Bühne draußen im freien Walde zu Belvedere, Tiefurt oder Ettersburg auf; an letzterm Orte erinnert noch jetzt eine Waldblöße an den Schauplatz jener schönen Geselligkeiten. An Dichtern war kein Mangel, Göthe, Einsiedel, Seckendorf, Knebel, Bertuch, Musäus sorgten reichlich für den poetischen Bedarf, Seckendorf war zugleich ein gewandter und genialer Komponist; auch das Orchester wurde von Dilettanten besetzt, Mitglieder der herzoglichen Hofkapelle halfen aus, wo eine Lücke blieb. Der Maler Kraus, ein wackerer Künstler, ließ sich herbei, Dekorazionen zu malen, in mechanischen Leistungen versagte die Kunst des Maschinenmeisters Mieding niemals, und einige von den so reichlich sprühenden Geniefunken fielen sogar auf die Schneider, denen Türken und Heiden vollkommen nach Wunsch gelangen. Die Ausgaben bestritten anfangs die Mitglieder, später übernahm der Herzog sämmtliche Kosten. Zur Mitwirkung auf der Bühne wurde jeder herangezogen, an dem man nur irgend Talent dazu entdeckte, und da selbst der Herzog und der Prinz Konstantin geeignete Rollen zu übernehmen sich nicht bedachten, so nahm jeder gern an den Festen Theil, die doch stets eine Auszeichnung blieben. Das Personal wurde unter solchen Umständen so zahlreich, daß man öfter mit den Spielenden wechseln konnte, so daß für den Einzelnen der Zeitaufwand nicht übermäßig wurde. Zuweilen führte man Stücke auf, zu denen nur der Plan festgestellt war, die Ausführung der einzelnen

Rollen blieb nun dem Spieler überlassen, und wo etwa der Plan in Gefahr kam, da wußte Göthe mit sehr glücklichem Improvisazionstalente alles schnell wieder in Fluß zu bringen. Göthe's eigenes Spiel fand in ernsten Rollen nicht immer Beifall, unübertrefflich dagegen war er in der Darstellung des Komischen. Die bedeutendsten weiblichen Rollen übernahm die schöne Korona Schröter, welcher der Beifall der Zuschauer stets in reichem Maße zufiel; auch Lieder komponirte Korona mit Geschmack; als Sängerin war sie so ausgezeichnet, daß sie neben der berühmten Mara mit Erfolg sich hören lassen konnte. Im März 1776 wurde sie auf Göthe's Betrieb nach Weimar berufen. Wie es scheint, war Göthe dem schönen Mädchen eine Zeitlang leidenschaftlich zugethan.

Eine andere liebliche Erscheinung in dem Kreise der Liebhaberbühne war die jugendliche Amalie Kotzebue, eine Schwester des Schriftstellers. Göthe soll für sie das kleine Drama „die Geschwister" geschrieben haben, worin sie als Marianne, Göthe als Wilhelm am 21. November 1776 auftrat. Eine geschickte dramatische Exposizion läßt sich dem kleinen einaktigen Stückchen nicht absprechen, auch die Karakteristik ist scharf und folgerecht, aber der ganze Stoff wenig poetisch und eigentlich nur dann einer Wirkung fähig, wenn der Aufführung des Stückes so bestimmte individuelle Beziehungen zu Grunde liegen, wie zu der Zeit, wo es entstand. Auffallend ist die platte, mit sentimentalen Ausbrüchen wunderlich gemischte Sprache, und ebenso der Schauplatz, der übermäßig geeignet ist, selbst wahrer Poesie einen unverkennbaren Anstrich von Trivialität zu geben. Nach dem Vorgange des „Klavigo" sollen auch „die Geschwister" nach einem französischen Muster gearbeitet sein, man nennt La pupille von Fagan.

Während der Zeit, daß in den letzten Monaten des Jahres 1775 und den ersten des folgenden Jahres ein Vergnügen das andere drängte, schloß sich der Freundschaftsbund zwischen dem Fürsten und dem Dichter immer enger, und der erstere wünschte, daß der letztere auch die Lasten und Sorgen der Regierung mit ihm theilen möge; Karl August könne ohne Göthe nicht mehr schwimmen noch waten, sagte Wieland. Allmälig wurde Göthe zu den amtlichen Geschäften herangeführt, im Februar 1776 nahm er als Gast an den Berathungen des geheimen Konseils Theil, und nur an seinem Schwanken lag es, daß er nicht schon damals angestellt wurde. Die Freundschaft zu dem edlen Fürsten fesselte ihn mehr an Weimar als der Glanz der ihm zugesicherten Lebensstellung, die er nur als ein Mittel ansah, das Leben von einer neuen Seite kennen zu lernen, und dadurch seine dichterischen Zwecke zu fördern. Keineswegs fand er in dem Strudel der Zerstreuungen oder in der ehrgeizigen Aussicht auf ein glänzendes Amt Befriedigung. Mitten in dem lustigsten Treiben überfiel ihn oft eine weiche, mädchenhafte Schwermuth, und die Empfindung, daß der glänzende Taumel dem Herzen niemals dauernde Befriedigung gewähren könne, entlockte ihm im Februar am Hange des Ettersberges die sehnsüchtigen Worte:

„Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud' und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:
Ach, ich bin des Treibens müde!

Was soll all die Qual und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

Im März sah sich Göthe, der bis dahin im Hause des Kammerpräsidenten von Kalb als Gast gelebt, nach einer eigenen Wohnung um. Er miethete sich das sogenannte Jägerhaus an der Allee zum Belvedere, das später zum Stadtgericht umgebaut wurde. Das Gebäude glich einer kleinen Burg, und Göthe sagte scherzend, er könne sich hier mit Hülfe seines Bedienten Filipp Seidel im Nothfall gegen ein ganzes Korps einige Tage vertheidigen. Bertuch hatte sich zu derselben Zeit an der Ilm ein Bauernhäuschen mit etwas Ackerland gekauft und war nun bemüht, dort sich einen hübschen Garten anzulegen. Göthe ging einmal mit dem Herzoge vorüber und äußerte sein Wohlgefallen an dem lieblichen Plätzchen; sogleich begab Karl August sich zu Bertuch, erwarb von demselben gegen eine reichliche Entschädigung das Grundstück und schenkte es dem Dichter, der aufs freudigste überrascht wurde. Wohnung und Anlagen wurden auf des Herzogs Kosten in Stand gesetzt, und am 10. Mai 1776 bezog Göthe das Häuschen, das ihm so lieb war, daß er es sieben Jahre lang bewohnte, und selbst der Winter ihn nicht von dem schneebedeckten Dache zu vertreiben vermochte. In den ersten Tagen, welche er in seinem neuen Besitzthume zubrachte, zeichnete er in seinen Briefen an die Gräfin Auguste von Stolberg seine Erlebnisse sehr ins Einzelne gehend auf. Von der unruhigen Vielgeschäftigkeit seiner Tage möge hier ein kleines Bild folgen.

„Den 18. Mai. Gestern konnt' ich Dir nichts mehr sagen, der Husarenrittmeister kam in meinen Garten. Ich ritt um elf Uhr nach dem Lustschloß Belvedere, wo ich hinten im Garten eine Einsiedelei anlege, allerlei Plätzchen drin für arme Kranke und bekümmerte Herzen. Ich aß mit dem Herzoge. Nach Tisch ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe (frag die Brüder!), der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe, — der ich noch nichts von Dir erzählt habe, was mir viel Gewalt gekostet hat. Heute aber will ich's thun, will ihr tausend Sachen von Gustchen sagen. Wir gingen in meinen Garten: ihr Mann, ihre Kinder, ihr Bruder, ein paar Fräulein Ilten. Es kamen mehrere zu uns, wir gingen spazieren, begegneten der Herzogin Mutter und dem Prinzen, die sich zu uns gesellten. Wir waren ganz vergnügt. Ich verließ die Gesellschaft, ging noch einen Augenblick zum Herzog und aß mit Frau von Stein zu Nacht. — Nun ist's wieder schöner, heitrer Tag. So viel jetzt, halb neun. — Zwölf Uhr in meinem Garten. Da laß ich mir von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorne mög' anfangen zu tragen und zu leiden. Gustchen, könnt' ich Dir von meiner Lage sagen! die erwünschteste für mich, die glücklichste, und dann wieder. — Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da so viel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: Was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen durchgehen läßt, — es hat gewiß vor, (mich dahin zu stellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht mehr anfechten müssen, und noch jetzt sehe ich alles als

Vorbereitung an). Ich habe das ausgestrichen, weil's dunkel und unbestimmt gesagt war. Nach Tische mehr. Nachts zehn Uhr in meinem Garten. Ich habe meinen Filipp nach Hause geschickt und will allein hier zum erstenmal schlafen, und so meinen Schlaf einweihen, daß ich Dir schreibe. Die Maurer haben gearbeitet bis Nacht, wollte sie aus dem Hause haben, wollte — o, ich kann Dir nicht ins Detail gehen. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin Mutter da und der Prinz, und waren guten lieben Humors, und ich hab' denn so herum gehausvatert, und, wie alles weg war, ein Stück kalten Braten gessen und mit meinem Filipp (laß Dir von den Brüdern von ihm erzählen) von seiner und meiner Welt geschwatzt, war ruhig, und bin's, und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen. Gute Nacht, Beste. — Es geht gegen elf, ich habe noch gesessen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung, dahaußen im Felde allein zu sitzen. Morgen früh, wie schön! Alles ist so still, ich höre nur meine Uhr tacken und den Wind und das Wehr von ferne. Gute Nacht!"

Seine unruhige Vielgeschäftigkeit, die bei aller Arbeit doch überhaupt kein Ziel hatte, trieb ihn auch öfter zu kleineren und größeren Ausflügen an. An Merck schrieb er: „Ich streife was ehrliches in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen." Auch nach Leipzig begab er sich einmal wieder, und mit großer Befriedigung fühlte er, wie so viel glücklicher die Zeiten doch jetzt waren als damals, wo er als „ein kleiner, eingewickelter seltsamer Knabe" denselben Weg zog. In Leipzig besuchte er seinen lieben Oeser, der auf Göthe's Veranlassung vom Herzoge Karl August dauernde Beschäftigung erhielt, und auch sein ehemals so heiß geliebtes Käthchen sah er als Dr. Kanne's Gattin wieder. Während dieser Reise nach Leipzig entstand das schöne Gedicht: „Hans Sachsens poetische Sendung", das in Wieland's Merkur zuerst erschien. Durch dieses Gedicht wurde der verdiente Dichter und Mitarbeiter an der Reformazion der langjährigen Vergessenheit entzogen und die Augen der Welt auch auf die treffliche Biografie des Hans Sachs von Salomon Ranisch gerichtet, welche 1765 in Altenburg erschienen war. Göthe's Gedicht ist von hoher Vollendung, ganz aus Einem Guß, mit warmer Begeisterung geschrieben, die Bilder echt künstlerisch und plastisch ausgebildet, so daß sie wie lebend vor unseren Augen auftauchen. Unübertrefflich ist die alterthümliche Färbung und die ungemein glückliche Behandlung des Reimes in der Manier des Gefeierten. Bezeichnend für Göthe's Anschauungsweise ist es, daß er nur die künstlerischen Bestrebungen des alten Meistersängers, viel weniger aber die ethische Seite desselben hervorhebt. Der Schluß des Gedichtes, welcher den Gedanken ausspricht, daß die Liebe dem Dichter ein ewiger Quell der Verjüngung sei, findet auf Hans Sachs eine ebenso richtige Anwendung, wie auf Göthe selbst. Als Hans Sachs im Alter von sechsundsechzig Jahren sich zum zweitenmal verheirathete, sang er seiner zweiten Frau ein Lied, in welchem er mit jugendlicher Liebesgluth ihre Anmuth schilderte *). —

*) Man vergleiche im ersten Theile unseres Werkes S. 228.

Tiefeingreifende Veränderungen im Leben pflegen die vorwaltenden Eigenschaften eines Karakters mit besonderm Nachdruck in Thätigkeit zu setzen, und die hervorstechenden Neigungen walten zu lassen. Es ist ein schönes Zeugniß für Göthe, daß er in einer Zeit, wo das Glück ihm seine Gaben so reichlich zutheilte, auch thätig an andere dachte, deren Lebensumstände von Noth verdüstert waren. Für Bürger veranstaltete Göthe eine Sammlung, um ihm Muße zur Fortsetzung seiner Uebertragung der homerischen Gedichte zu verschaffen; die Sammlung ergab mehr als dreihundert Thaler, die dem hülfsbedürftigen Bürger sehr zu Statten kamen. Das große Talent dieses unglücklichen Mannes hätte sicherlich reichere Früchte getragen, wenn ihm auf seinen Lebenswegen öfter solche thätige Hülfe zu Theil geworden wäre, wie Göthe sie bewies. Auch Jung Stilling wurde seiner Freundschaft froh. Dieser Jugendfreund, den Göthe in Straßburg so energisch gegen nichtswürdiges Gespött vertheidigte, lebte in sehr bedrängten Verhältnissen. Um einer Schuld von siebenzig Thaler willen, die er an einem bestimmten Tage entrichten sollte, hatte er mit seiner Frau die Stunden mit Weinen und Gebet hingebracht, daß es, wie er sagte, einen Stein hätte erbarmen mögen. Da trat der Postbote ein und brachte von Göthe einen Brief mit 150 Thaler in Gold. Göthe hatte ohne Stilling's Wissen den ersten Theil von dessen Jugendgeschichte drucken lassen und sandte ihm nun das Honorar, das, wie J. W. Schäfer mit Recht bemerkt, zu einer Zeit, wo Göthe's Stella mit zwanzig Thaler honorirt wurde, sicherlich nicht allein aus des Verlegers Kasse floß.

Von diesen edelmüthigen Handlungen erfuhr die Welt nichts, desto mehr aber wurde die fröhliche, jugendliche Wildheit, die überschäumende geistreiche Laune des Herzogs und Göthe's mit den unmäßigsten Uebertreibungen in die Winde posaunt, und besonders auf Göthe warf die Verläumdung allen ihren Haß, da man den Dichter für den Anstifter aller Unregelmäßigkeiten hielt. Man gab dem Grafen Görtz Schuld, daß er manches nachtheilige Gerücht über die Schöngeister in Umlauf setzte, die seine zeremonielle Würde als Oberhofmeister der Herzogin Luise so oft verspotteten. Die junge Herzogin war auch nicht sehr erbaut von dem brausenden Leben, das mit Göthe's Ankunft am Hofe in Weimar eingezogen war. Von ihr sagt Knebel: „Die Herzogin Luise leuchtete gleich einem verdunkelten Sterne aus einer für sie noch etwas düstern Atmosfäre hervor. Die ersten Zusammenkünfte wollten sich nicht schicken, und sie hatte zum Theil wohl Ursache, sich über den Mangel so mancher Schicklichkeiten an ihrem Hofe zu beklagen. Sie ertrug vieles mit großer Geduld und erhielt ihre Würde in gleicher Stetigkeit. So kam es denn wohl, daß die Karaktere der beiden Fürstinnen nicht ganz zusammenstimmen wollten, was Gelegenheit zu mancher Spaltung gab. Daß dieses auf Personen, die sie umgaben, manchen widrigen Einfluß hatte, läßt sich leicht erachten, doch kam es nie zu heftigen Ausbrüchen, woran die Vorsicht der Umgebung, die Mäßigung der Herzogin, die liebevolle Neigung ihrer Frau Schwiegermutter hauptsächlich Ursache waren.“ Göthe erkannte die Vorzüge der edlen Herzogin übrigens in ihrer ganzen Ausdehnung, und wenn ihre Gunst ihm anfangs auch nur in sehr geringem Maße zu Theil

wurde, so ließ er dagegen keine Gelegenheit vorüber gehen, um ihr seine Huldigungen darzubringen.

Der arge Ruf des Hofes in Weimar war in starken Vergrößerungen auch zu den Ohren Klopstock's gedrungen. Bei den idealen Bestrebungen und bei der hohen Meinung von dem Dichter und seinem Berufe, die Klopstock hegte, war es nicht zu verwunden, daß jene Nachrichten ihm höchst widerwärtig waren. Dazu kam noch, daß einer seiner Lieblinge, Fritz Stolberg, sich anschickte, in Weimarische Dienste als Kammerherr einzutreten, und Klopstock fürchtete für ihn, da er wohl wußte, daß Fritz Stolberg ohnehin zu einem genialen Leben hinneigte. Unter diesen Umständen hielt der Dichter des Messias es für seine Pflicht, eine ernstliche Ermahnung an Göthe ergehen zu lassen. Am 8. Mai 1776 richtete er an denselben einen Brief, der folgendermaßen lautete: „Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Göthe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es gewiß weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der unfehlbare Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art früh hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der denn auch etwa niederhalten? Luisens Gram, Göthe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben, was soll ich ihm schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen, oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegentheil, denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will."

An einer Stelle in Dichtung und Wahrheit spricht Göthe davon, daß ein Gefühl der Pietät gegen verdiente Männer ihn stets begleitet und geleitet habe. Dieses schöne Gefühl mußte ihn in Weimar zuweilen verlassen haben, sonst hätte er auf Klopstock's ganz gewiß wohlgemeinten Brief nicht eine so schroff abweisende Antwort geben können. Am 21. Mai erwiderte er dem Dichter der

Messiade, wie folgt: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts, und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein pater peccavi anstimmen, oder sofistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von nur wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser als er uns gesehen hat. Göthe." — Die ruhig stolze Antwort Klopstock's, vom 29. August 1776 datirt, lautete: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. — Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr wenn er sich selbst hört. Klopstock." Fritz Stolberg kam in der That nicht. Das Verhältniß Göthe's zu der gräflichen Familie, auch zu Auguste, erlitt dadurch einen Stoß, und die Freundschaft sowie der Briefwechsel schlummerte allmälig ganz ein.

Während die verbreitete Kunde von dem lustigen Leben Göthe's in Weimar der Grund zum Bruch mit Klopstock und den Stolberg's wurde, suchten einige Jugendgenossen des Dichters auf jene Nachrichten hin sich in Weimar ebenfalls ein warmes Plätzchen zu erringen. Lenz und Klinger erschienen im Sommer 1776; sie wurden beide freundlich empfangen, gastfrei gewährte der Herzog ihnen den Aufenthalt auf fürstliche Kosten. Aber gerade an diesen beiden Männern zeigte sich mit schneidender Deutlichkeit der Unterschied zwischen Göthe's geistvollem Lebensmuth und der Plumpheit irrender Abenteurer. Was der böse Ruf von Göthe erzählte, das waren Lenz und Klinger in der That: zudringliche Genossen, die den Zweck des Lebens in einem wüsten Taumel suchten. Sie paßten so wenig in den schönen Kreis, in welchem Göthe Chorführer war, daß beide, nachdem sehr deutliche Winke nichts gefruchtet hatten, schließlich ersucht werden mußten, sich aus Weimar zu entfernen. Die poetischen Schwingen, auf welche beide sich stützten, versagten im entscheidenden Augenblicke; statt sich aus dem Staube zu erheben, sanken sie nur desto tiefer hinein, während Göthe auf den Flügeln der Kunst über das Chaos emporstieg und zugleich stark genug war, auch andere mit sich zu heben. Lenz wandte sich, wie wir schon erzählten, nach dem Elsaß zurück, Klinger wurde Theaterdichter in Leipzig.

Kurze Zeit später fand sich der Genosse Lavater's, der oben schon einmal genannte Kaufmann, in Weimar ein. Dieser Abenteurer, der eine Zeitlang viele Leute, selbst Fürsten und Gelehrte, durch die Vorspiegelung, daß er im Besitz von Geheimkünsten sei, auf das schamloseste betrog, wurde von Göthe sehr bald durchschaut. An Lavater schrieb er: „Hüte Dich vor dem Lumpen!" und als er

1779 an das Haus Kaufmann's kam, der als genachter Mann nun auf seinem Landgute lebte, schrieb er an die Thür des Hauses:

Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Und nur der Hund ist übrig blieben.

Kaufmann starb 1795 als Arzt der Brüdergemeinde in Herrenhut.

Auch der gute alte Vater Gleim war in diesen Tagen einmal in Weimar anwesend und lernte Göthe in einer Abendgesellschaft bei der Herzogin Amalie kennen. Gleim las aus dem neuesten Göttinger Musenalmanach vor, als ein junger schöner Mann in grünem Jägerrocke eintrat und zuhörte. Freundlich erbot er sich, den Vorleser abzulösen, und Gleim reichte ihm das Buch. Anfangs trug der junge Mann die Gedichte des Almanachs mit ausdrucksvoller Würde vor, bald aber hörten Gleim's Ohren Verse, die gar nicht im Buche standen; Hexameter, Jamben, Knittelverse wirbelten lustig durcheinander, der Inhalt war eine geistreiche Verspottung der Anwesenden. Auch an den Vater Gleim kam die Reihe, er wurde mit einem frommen und über die Maßen geduldigen Truthahne verglichen, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Langmuth besitze und ausbrüte, dem es aber mitunter auch wohl begegne, daß ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen untergelegt werde. Im höchsten Erstaunen rief Gleim endlich dem gegenübersitzenden Wieland zu: „Das ist entweder Göthe oder der Teufel!" Lächelnd erwiderte Wieland: „Beides, denn Göthe hat heute einmal wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm dann nicht zu nahe zu kommen." —

Wer mit Göthe in nähere Berührung trat, der empfand es bald mit Gewißheit, daß in dem unruhigen, verwegenen Treiben doch ein edles Streben lag, von dem herrliche Früchte zu erwarten waren. Keiner war mehr befähigt zu dieser Einsicht, als derjenige, mit dem Göthe am vertrautesten verkehrte: der Herzog. Karl August wünschte dem Freunde Gelegenheit zu geben, alle seine Talente ohne äußerliche Störung zur Reife zu bringen, und für sich selbst wünschte der edle Fürst den Freund zu behalten, dem seine ganze große Seele sich rückhaltlos geöffnet hatte. Da Göthe sich bereit erklärte, in Weimar zu bleiben und dem Herzoge seine Dienste und seine Freundschaft zu widmen, so ernannte Karl August ihn zum Geheimen Legazionsrathe. Das Anstellungsdekret, vom 11. Juni 1776 datirt, lautet folgendermaßen:

„Nachdem wir den Doctorem iuris Johann Wolfgang Göthe wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit, daß Uns und Unserm fürstlichen Hause er bei dem von Uns ihm anvertrauten Posten treue und nützliche Dienste zu leisten eifrigst beflissen sein werde, zu Unserm Geheimen Legazionsrath mit Sitz und Stimme in Unserm geheimen Konsilio zu ernennen, auch ihm einen jährlichen, mit Johannis a. c. seinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thaler auszusetzen die Entschließung gefaßt haben: Als ist demselben hierüber gegen-

wärtiges Dekret, welches Wir eigenhändig vollzogen und mit Unserm Fürstlichen Insiegel bedrucken lassen, ausgefertigt und zugestellt worden. Karl August."

Der Herzog beauftragte den Kammerjunker von Kalb, die Zustimmung von Göthe's Vater nachzusuchen, und in dem betreffenden Schreiben heißt es, daß diese Anstellung nur der Form wegen geschehe, in Wahrheit sei Göthe zuerst des Herzogs Freund und ihm bleibe seine völlige Freiheit, Urlaub zu nehmen oder des Herzogs Dienste zu verlassen, wann er wolle.

Der Rath Göthe gab seine Einwilligung mit sichtlicher Freude; sein Sohn, als dessen Lebensziel er eine passable juristische Laufbahn betrachtet hatte, war ein berühmter Poet und noch obendrein jetzt der Inhaber einer so hohen Stellung, wie der Vater sie wohl schwerlich je erwartet hatte, und das alles im frühesten Mannesalter. Die behagliche Genugthuung des alten kaiserlichen Rathes spricht sich lebhaft in einem Schreiben an den Konsul Schönborn in Algier vom 24. Juli 1776 aus; es heißt darin: „Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier 28. Oktober 1775 an unsern Sohn ist ohngefähr sechs Wochen hernach allhier richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies aneinander hängt, weil Ihnen doch alles, schätzbarer Freund, was diesen singularen Menschen betrifft, interessant sein möchte. Ich fange von Ursprung seiner itzigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor zwei Jahren auf seiner vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der Darmstädtischen Prinzessin Luise vermählt hatte, wieder zurück nach Frankfurt kam, wurde er von diesem jungen herzoglichen Paare in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er denn auch folgte. Er hielt sich den vorigen Winter daselbst als Gast auf und unterhielt die Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkchen, führte das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich diesen sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden machte. Jemehr nun aber der Herzog den Doktor kennen lernte, desto weniger konnte er ihn entbehren und prüfte seine Gaben hinlänglich, die er so beschaffen fand, daß er ihn endlich zu seinem Geheimen Legazionsrathe mit Sitz und Stimme im Geheimen Konseil und 1200 Thaler Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch wegen dessen itzigen Amtsgeschäften in dieser Korrespondenz ablösen und vertreten u. s. w."

In Weimar aber erhob sich ein Sturm des Neides über die ganz außergewöhnliche Beförderung des jungen Poeten; selbst bis zum Ohre des Herzogs drangen die Stimmen der Mißgunst. Karl August gab damals folgende eigenhändige Erklärung zu den Akten: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie am andern Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer

Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber sorge und arbeite, wie jeder andere der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können."

Göthe stieg, wie wir bald erfahren werden, nachher noch höher; er hat auch einige Jahre hindurch die Amtsgeschäfte seiner Stellung mit Eifer und gutem Willen versehen, bis er sich schließlich vom Herzoge seine volle Freiheit wieder ausbat, und sie mit Beibehaltung seines Titels und seines Einkommens erhielt. Doch läßt sich auf Göthe's amtliche Thätigkeit am treffendsten immer nur das Wort anwenden, welches er selbst in einem Briefe an Merck aussprach als er sagte: er wolle das Regiment probiren. Er hat es in der That, wie so manches andere, nur probirt, und es bald liegen lassen. Doch sein Einfluß äußerte sich zu allen Zeiten, und niemals anders als heilsam, als großsinnig, duldsam, alles Gute befördernd. Oft, wenn es ein schwieriges Werk galt, erhielt Göthe einen Spezialauftrag, und er hat in der Ausführung es niemals an gründlicher Arbeit fehlen lassen. Es ist ein Glück, daß er bei Zeiten die Amtsgeschäfte, die mancher besorgen konnte, andern überließ, und sich selbst gänzlich der Kunst hingab, während Herder seine beste Kraft in elenden Alltäglichkeiten vergeuden mußte.

Als Göthe in Amt und Würden war, widmete er seine Sorge zuerst der Gegend von Ilmenau. Das Bergwerk, welches früher dort bestand, war eingegangen, durch häufige Feuersbrünste war die Gegend noch mehr verarmt, und doch verdiente sie eine besondere Fürsorge, theils ihrer von Natur nicht günstigen Verhältnisse wegen, besonders aber deshalb, weil dieses stille, anmuthige Thal und die waldbedeckten Höhen umher der lieblichste Aufenthalt für den war, der die Zurückgezogenheit liebte; und in diesen Fall kamen Göthe und Karl August öfter. Am 18. Juli 1776 machten sie beide einen Ausflug dahin, um zu untersuchen, ob das Bergwerk nicht wieder in Betrieb gesetzt werden könne. Sie verweilten bis Mitte August an dem einsamen Waldorte; der Herzog ging viel auf die Hirschjagd, Göthe zeichnete, obwohl er auch hier nicht verhehlte, daß er kein Künstler sei. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Göthe sich nicht deshalb mit der Ausübung der Kunst beschäftigte, um als Maler zu glänzen, sondern weil der Trieb seiner reichen künstlerischen Natur auch neben der Poesie ihn auf die sichtliche Nachbildung poetischer Einzelheiten hinwies. In der Einsamkeit fand er Veranlassung, prüfende Blicke in sein Inneres und auf sein Leben zu werfen, und das Bewußtsein seiner edlen und großen Bestrebungen, mitten in dem Drang und dem Wogen des jugendlich überbrausenden Lebens, gab ihm frischen Muth, mit Zuversicht auf der begonnenen Bahn weiter fortzuschreiten. Nach seiner Rückkehr nach Weimar entstand das schöne Gedicht „Seefahrt," ein poetisch verklärtes Bild seines vergangenen und seines gegenwärtigen Lebens. Still vor Anker lag sein Lebensschiff in seiner Vaterstadt, und

er saß geduldig und hoffend im Hafen. Da kam die Gelegenheit, die ihn aufs hohe Meer führte, der Herzog nahm ihn mit sich; das Leben an dem Hofe schien ihn allen Bestrebungen nach dem ersten, großen Ziele untreu machen zu wollen, aber auch diese Wechselwinde sind gottgesandt, und auch auf dem schiefen Wege bleibt der Dichter seinem Zwecke treu. Als nun die Wogen des Lebens immer höher gehen, als ein wahrer Sturm die lustigen, kräftigen Gesellen in Weimar erfaßt, da zittern die Freunde und die Lieben um den Dichter, dessen Schiff der Sturm vor sich hertreibt, und mit banger Furcht denken sie daran, daß sein Untergang vielleicht nahe ist.

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Solche Gesinnungen und solche Umstände konnten ihn wohl zu den Worten berechtigen, die er ein wenig später an Lavater schrieb: „Es mag so lange währen, als es will, so habe ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei allem, Gott sei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe."

In die Kreise, in denen er so Großes verfolgte, suchte Göthe auch Sterne erster Größe hineinzuziehen. Schon im Dezember 1775 hatte er bei Herder, der damals in Bückeburg war, angefragt, ob er die erledigte Stelle eines General-superintendenten in Weimar annehmen wolle. Herder sagte sogleich zu, aber die Ausfertigung des Rufes an ihn verzögerte sich noch, da die einhundert und funfzig Geistlichen des Weimarischen Herzogthums an Herder's Orthodoxie zweifeln zu müssen allerlei seltsame Anstrengungen zu machen sich gedrungen fühlten. Als Göthe aber angestellt war, wußte er die Widersacher sehr bald zu beschwichtigen, und der bestimmte Ruf an Herder erging. In einer poetischen Epistel schrieb ihm Göthe damals:

Und wie dann unser Herr und Krist
Auf einem Esel geritten ist,
So werdet Ihr in diesen Zeiten
Auf hundert und funfzig Eseln reiten,
Die in Euer Herrlichkeit Diözes
Erlauern sich die Rippenstöß.

Am 1. Oktober 1776 zog Herder in Weimar ein; Göthe und Wieland kamen ihm mit der größten Freundlichkeit, mit Rath und That entgegen. Herder's ernster und gewissenhafter Sinn vermochte jedoch wenig Antheil an dem geräusch-

vollen Leben des Hofes zu nehmen. In dem Herzoge sah er stets seinen Landesfürsten, von seinem geistlichen Amte und seiner Verantwortlichkeit hatte er einen hohen Begriff, und wo sich ihm nur irgend eine Gelegenheit zu wirken bot, da opferte er bereitwillig selbst seine liebsten Stunden, um der Pflicht zu genügen. Mit Göthe stand er lange Jahre in dem Verhältnisse einer ernsten und innigen Freundschaft, die jedoch später leider einer von beiden Seiten unbegründeten Entfremdung Platz machte.

Herder wurde in Weimar sehr mißgünstig empfangen, doch schon seine Antrittsrede gewann ihm viele Herzen. Auch an ihn, den ernsten, für sein Amt hochbegeisterten und der höchsten Aufopferung fähigen Mann wagte sich die Verläumdung; die liebevolle Welt ließ ihn gestiefelt und gespornt und in galonnirten Kleidern auf der Kanzel erscheinen und nach jeder Predigt dreimal im sausenden Gallop um die Kirche und sodann zum Thore hinaus sprengen. Die ernste junge Herzogin Luise und der Graf Görz werden ihm bald sehr zugethan.

Ein Verhältniß wie in Straßburg war zwischen Göthe und Herder jetzt nicht mehr möglich. Göthe hatte bereits eine feste künstlerische Anschauung gewonnen, er hatte sich durch Götz und Werther dichterisch über Herder erhoben, und über die Ideen der Humanität, denen Herder sein ganzes Leben hindurch seine besten Geisteskräfte widmete, gab Göthe seine Meinung stets lieber durch Thaten als durch Worte zu erkennen. Göthe wird auch schwerlich erwartet haben, daß das alte Straßburger Verhältniß sich fortsetzen solle, besonders auch deshalb nicht, weil um jene Zeit ihn ein anderes Freundschaftsverhältniß ganz und voll erfüllte, das seiner weichen Natur mehr zusagte, die bei allem kräftigen Vorwärtsschreiten doch nie ihre Empfindsamkeit verläugnen konnte. Es war sein Verhältniß zu Charlotte von Stein, eine der edelsten und seltensten Verbindungen, in der ein Mann und ein Weib wohl jemals gestanden haben. Nicht den kleinsten Theil von dem, was er Großes geschaffen hat, verdankt Göthe dieser Freundschaft.

Charlotte von Stein war die älteste Tochter des Hofmarschalls von Schardt; sie war am 25. Dezember 1742 geboren, und seit 1764 vermählt mit dem herzoglichen Stallmeister Baron Friedrich von Stein auf Kochberg. Schon in ihrer Jugend verband Charlotte geistige Regsamkeit mit körperlicher Schönheit; als sie heranwuchs, wurde sie Hofdame der Herzogin Amalia, und war in dem schönen Kreise, den diese geistvolle Fürstin um sich sammelte, eine der anmuthigsten Erscheinungen. Sie sang und spielte, und war geschickt im Zeichnen, auch für die schöne Literatur hatte sie eine nachhaltige Vorliebe. Nach ihrer Verheirathung blieb sie mit dem Hofe um so mehr in Verbindung, als ihr Gemahl zwar ein Mann von sehr ehrenwerther Gesinnung, aber von geringer geistiger Bedeutung war. Der Herzog und der Prinz Konstantin schenkten ihr fortdauerndes Vertrauen, und nach Karl August's Vermählung knüpfte sich ein inniges Freundschaftsband zwischen der Herzogin Luise und der Frau von Stein, welches unverbrüchlich bestand, bis der Tod es löste; auch mit der Herzogin Amalie stand sie stets im besten Verhältnisse. Charlotte von Stein hatte sieben Kinder, von denen jedoch nur zwei Söhne das Mannesalter erreichten; im Sommer lebte sie

mit den Kindern meist auf Kochberg, wohin der Vater, den sein Amt in der Stadt zurückhielt, nur zeitweise kam. Ein Hofmeister unterstützte sie in der Erziehung der Kinder.

Den Namen der Frau von Stein hatte Göthe bereits in Frankfurt durch den Arzt Zimmermann gehört, auch ein Bild von ihr gesehen, das ihn durch die Sanftmuth der Züge ungemein anzog. Als er sie in Weimar in den glänzendsten Kreisen als eine glanzvolle, bedeutsame Persönlichkeit, und wenige Wochen nachher in Kochberg als liebenswürdige Hausfrau und sorgsame Mutter kennen lernte, gewann sie seine Bewunderung und Verehrung, der seine Liebe bald genug folgte. In dieser ersten Zeit mochte die Gefahr nahe liegen, daß diese Liebe in eine Leidenschaft überginge, denn auch auf Frau von Stein hatte die Erscheinung des Dichters fesselnd gewirkt, alle höheren Interesse ihrer Seele wurden wieder angeregt. „Die Welt wird mir wieder lieb," schrieb sie ihm in jenen Tagen, „ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich mir und Ihnen Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr."

Bald aber fand Charlotte die Selbstbeherrschung wieder, durch welche die Schranken gezogen wurden, in denen die stürmende Leidenschaft des Dichters sich zur uneigennützigsten Freundschaft mäßigte. Charlotte von Stein besaß, wie manche Frau, in ihrem sichern und reinen Gefühl denselben unverrückbaren Leitstern als ein beneidenswerthes Geschenk der Natur, zu dem der Mann sich erst durch schwere Kämpfe emporringt, und unter diesen Umständen konnte zwischen ihr und dem sieben Jahre jüngern Dichter sich eine Liebe entwickeln, welche Göthe als das reinste, schönste, wahrste Verhältniß bezeichnete, das er außer seiner Schwester je zu einem Weibe gehabt. Mit Kornelie Schlosser trat Frau von Stein in einen lebhaften Briefwechsel.

Die neue Liebe erfüllte Göthe's Herz so völlig, daß er im Sommer 1776 ohne große Bewegung die Nachricht von Lili's Verlobung vernahm; das Gefühl, welches jedesmal gerade das herrschende war, überdeckte in ihm alle anderen. Als die Liebe zu Frau von Stein später erkaltet war, wurde die Erinnerung an Lili wieder lebendiger. Jedes lebhafte Gefühl war für Göthe gewissermaßen eine Staffel, durch die er sich höher hinaufschwang, um sich dann nach einer andern, neuen umzusehen. So kulminirte Herder's Freundschaft, um später erheblich zu sinken, und so war auch dem schönen Verhältnisse zu Charlotte von Stein die einstige Erkaltung an demselben Tage verschrieben, wo es sich anknüpfte. In der Zeit seiner Blüthe — und sie währte fast vierzehn Jahre — war Charlotte seine Vertraute, vor der er nichts verhehlte, während er gegen seine übrigen Freunde merklich fremder wurde; sie war seine Führerin und Leiterin, der er auf manchem Wege fast unbedingt folgte; sie war auch der gute Engel, der ihn vor mancher Verirrung bewahrte, wie er selbst wiederholt anerkannte. Als sie einmal einige Monate von ihm entfernt lebte, klagte er, diese Zeit habe in ihm viel verschüttet, und er bleibe doch der ganz sinnliche Mensch; nicht allein seine Liebe verreise mit Charlotte, sondern auch seine Tugend. In der Folge nannte er sie öfter die Besänftigerin, die ihm einen täglich wachsenden Frieden schenke.

In der Fülle der Geschäfte suchte er bei ihr Rath und Stärkung, nach einer nichtssagenden, ermüdenden Gesellschaft bei ihr Aufmunterung, und nach den unvermeidlichen Alltäglichkeiten neuen Schwung des Geistes und neue Wärme des Herzens. Ihr Wesen und ihre Liebe verglich er mit einer süßen Musik, die ihn emporhob und seinen Sorgen und Schmerzen den Stachel benahm. Um so ruhiger konnte er der Wonne dieser Freundschaft sich hingeben, da sein Verkehr mit der Freundin nicht die mindeste Störung in deren häuslichen Verhältnissen hervorrief; sogar die allbereite und überall fertige Lästerzunge der Welt fand nichts an diesem Verhältnisse, das überall in Weimar als völlig rein und untadelhaft bezeichnet wurde. Von dem warmen, süßen, veredelnden Glück einer innigen Familiengemeinschaft erhielt Göthe in seiner Liebe zu Charlotte von Stein eine Andeutung; durch sein ganzes Wesen erstreckte sich der Einfluß dieser Liebe, sie machte sein unruhig brausendes Wesen mild, sie sammelte seine Kräfte auf Einen Punkt, und gerade am Beschluß dieser Freundschaft, gleichsam als Früchte derselben, stehen die herrlichsten Meisterwerke unseres großen Dichters. Die Fäden dieses Bundes werden uns noch oft genug, mehr als einmal als bestimmende, begegnen.

Während Göthe in den lustigen Tagen der Tonangeber der übermüthigen Gesellschaft war und mit Karl-August die tollsten Wagnisse ausführte, war er wiederum der erste, der zur Ruhe und Gesetztheit allmälig wieder einlenkte. Schon die Art seiner poetischen Arbeiten ist eine ganz andere. In den ersten beiden Jahren des Aufenthaltes in Weimar entstand außer den Geschwistern, die wir bereits erwähnten, das Monodrom „Proserpina", welches die Stimmung der Tochter der Zeres ausdrückt, als sie erkennt, daß sie unweigerlich dem Orkus angehören müsse, und das Schauspiel mit Gesängen „Lila", in welchem die Heilung einer Wahnsinnigen durch einen geschickten Arzt, der auf ihre krankhaften Vorstellungen eingeht, vorgeführt wird. Auf bedeutenden Kunstwerth können beide Stücke keinen Anspruch machen, doch zeigt das erstere eine schöne schwungvolle Sprache. Lila wurde zum Geburtstage der Herzogin Luise am 30. Januar 1777 aufgeführt.

Dieses und andere Hoffeste nahmen Göthe's Thätigkeit mehr in Anspruch, als ihm lieb war, und um auch Zeit für sich selbst übrig zu behalten, vernachlässigte er alle Verbindungen, die nicht ganz intim waren. In unglaublich rücksichtsloser Weise ließ er seinem Schwager Schlosser einen Brief durch seinen Bedienten schreiben, ohne auch nur eine einzige Silbe selbst hinzu zu setzen, während er doch Zeit genug fand, Bilder seiner Freunde zu zeichnen und Gewitter in umständlicher Betrachtung abzuwarten. Auch seiner Schwester zu schreiben war er lässiger. Um so tiefer erschütterte ihn die Nachricht von ihrem plötzlichen Tode. Sie starb am 8. Juni 1777 im Kindbette. Als Schlosser sich später wiederverheirathete mit der oben erwähnten Tante Jakobi's, Johanne Fahlmer, schrieb Göthe in tiefer Bewegung an sie: „Gott segne Dich und lasse Dich lange leben auf Erden, wenn's Dir wohl geht. Mir ist's wunderlich auf Deinen Brief; mich freut's, und ich kann's noch nicht zurecht legen. Daß Du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu, also verzeihe meine Thränen bei Deinem Glücke. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir und halte Dich so

warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit Dir Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat."

In der ländlichen Einsamkeit seines Gartens widmete er sich jetzt einer regen Thätigkeit; er pflanzte Hecken und Eichen, und nebst den Linden, die er im Herbst vorher hatte setzen lassen, bilden die von ihm gezogenen Bäume das schattige Blätterdach, das noch jetzt in seiner Schönheit prangt; Göthe hat unter ihm ein halbes Jahrhundert lang gelebt und gedichtet und hat die Stätte geweiht, die kein fühlendes Herz ohne Bewegung betreten wird. Anhaltend in dem Gartenhause, an welches er sich auch einen Altan hatte bauen lassen, zu verweilen, gestattete ihm jetzt seine Zeit nicht, denn nach der Todesnachricht seiner Schwester verdoppelten sich, vielleicht auf Veranstaltung seiner Freunde, seine Arbeiten sowohl wie seine Zerstreuungen, und bei Frau von Stein fand er stets die innigste Theilnahme für sein verwundetes Herz; sie hatte in Kornelia ja auch eine Freundin verloren. An seinem Geburtstage führte er ihr einen Schweizer Hirtenknaben zu, Peter Imbaumgarten; derselbe hatte einem Freunde Göthe's das Leben gerettet und war nach dessen frühem Tode von Göthe angenommen werden. Mit wahrer väterlicher Sorge wachte er über die Erziehung des Knaben. In dieser Fürsorge für andere, die er in seinem langen Leben so oft bethätigt, glich er dem Helden seines Romanes Wilhelm Meister, von dem die ersten Anfänge in dieser Zeit niedergeschrieben wurden, das Ganze wurde viele Jahre nachher vollendet.

Im September ging Göthe mit dem Herzoge nach Ilmenau und von da nach Eisenach. Eine Unpäßlichkeit fesselte ihn ans Zimmer, während der Herzog der Jagd nachging; in diesen Tagen wurde der Plan zu dem dramatischen Stücke „Triumf der Empfindsamkeit" entworfen und die ersten Szenen diktirt. Am 13. September finden wir ihn auf der Wartburg, wohin der Herzog ihn zu ziehen veranlaßt hatte. Sein Entzücken über den so herrlichen Blick von den Fenstern dieser ehrwürdigen Burg aus schildert er der Frau von Stein in den Worten: „Hier oben! wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen vom Stuhl, hinübersegnen könnte! In dem grausen, linden Dämmer des Mondes die tiefen Gründe, Wiesen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabhänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßbergs und Schlosses unten alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt; wie die nackten Felsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das ferne Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt! Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit daran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt; wie der lange Gebundene reck' ich erst meine Glieder, aber mit dem rechten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Welt nur nebenweg schaut."

Eine Woche später traf Merck auf der Wartburg ein, und verlebte hier einige Tage mit Göthe und dem Herzoge in vertraulichem Beisammensein. Karl August gewann den festen, ehrenhaften Merck lieb, und blieb bis zu dessen Ende mit ihm verbunden. Auch Göthe labte sich an dem Zusammensein mit dem vertrauten Freunde, und fühlte sich mehrere Tage hindurch sehr einsam, als

Merck am 28. September wieder Abschied nahm. Merck aber, der feste, zuverlässige Mann, der nie in seinem Leben sich hergab, eine Thatsache in ein falsches Licht zu rücken, stellte dem Freunde und dem Fürsten ein herrliches Zeugniß aus in einem Briefe an Nikolai, den er kurz nach seiner Rückkehr schrieb; seine Worte lauten: „Ich habe Göthe neuerlich auf der Wartburg besucht, und wir haben zehn Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freut's, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situazion ist. Das beste von allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Karakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Göthe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ungefähr so viel Auge haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinter dem Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter intriguanter Menschen oder die Bosheit anderer, die noch mehr Vortheil haben falsch zu sehen. Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheitesten Menschen, die ich je gesehen habe, und überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren. Ich dächte, Göthe's Gesellschaft, wenn man nicht muthwillig voraussetzen will er sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtsch, daß er sich nach Göthe bilde, ist so unleidlich unwahr als etwas, denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Göthe's Affen." — Die Anekdotensucht hat auch von Merck zu erzählen gewußt, daß er sich über Göthe's Leben am Hofe sehr unwillig und mißbilligend ausgesprochen habe; den angeführten Zeilen von ihm selbst gegenüber verliert eine solche Behauptung alle Wahrscheinlichkeit.

Am 10. Oktober kehrte Göthe in sein Gartenhaus zu Weimar zurück. Als der Tag herankam, an dem er nun zwei Jahre in Weimar verweilte, blickte er mit gerührtem Danke auf sein vergangenes Leben zurück. Einige Tag später schrieb er beim Erwachen in sein Tagebuch die Worte: „Heiliges Schicksal! Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth, unter meinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu lassen, aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenstrahl."

Das Verlangen Göthe's nach seinem einsamen Gartenhause, in welches er sich so viel als möglich zurückzog, deutet darauf hin, daß er in den Kreisen des Hofes die Befriedigung nicht fand, deren sein Herz bedurfte. Göthe war damals noch ein Naturkind, d. h. so wie er dem Genusse der landschaftlichen Reize sich mit ungetheilter Seele und mit tiefem Verständniß hingab, so sehnte er sich zu Zeiten auch wieder nach dem Umgange mit schlichten Menschen, deren Natur noch kein täuschender Firniß überdeckte. Eine Veranlassung, diesem Verlangen nachzugeben, fand sich in sehr passender Form. In der Umgegend von Eisenach hatten seit mehreren Jahren die wilden Schweine bedeutende Verheerungen auf den Wintersaten angerichtet; um den dringenden Klagen der Landleute abzuhelfen, veranstaltete der Herzog eine große Jagd, zu welcher auch Göthe eingeladen wurde. Da er nie in seinem Leben ein eifriger Jäger war, so erbat

er sich die Erlaubniß, erst nach einem Umwege sich den Jagdgenossen anschließen zu dürfen. Wohin er wollte und welche Zwecke er verfolgte, daraus machte er vorläufig ein Geheimniß. Außer dem Wunsche, wieder einmal alle Beschwerlichkeiten und alle Freuden des einfachen Lebens durchzukosten, bewog ihn zu seiner Reise das Verlangen, sich im Bergbau und Hüttenwesen einen klaren Einblick zu verschaffen, um dadurch bei der neuen Einrichtung des Ilmenauer Bergwerkes unterstützt zu werden, und außerdem wollte er einen jungen Mann Namens Plessing in Wernigerode besuchen, der in selbstquälerischen Briefen den Dichter des Werther wiederholt um Rath und Beistand ersucht hatte.

Am 29. November 1777 unternahm er seine Reise zu Pferde; er nannte unterwegs sich Weber und gab sich für einen reisenden Maler aus. Ueber Sondershausen und Ilefeld gelangte er nach Elbingerode; die Baumannshöhle fesselte ihn einen halben Tag, er durchkroch sie nach allen Seiten und erfreute sich an den reichen Tropfsteinbildungen. Am 3. Dezember erreichte er Wernigerode, ließ sich zu dem jungen Plessing führen, dem er sich als einen Maler aus Gotha vorstellte, und ihn durch Hinweis auf Theilnahme an dem Leben und Treiben der Welt von seinen Grillen zu befreien suchte. Da aber Plessing von allem nichts wissen wollte und mit Heftigkeit erklärte, nichts in dieser Welt könne und solle ihm genügen, so fühlte Göthe, daß hier seine Arbeit verloren war, und er verließ den jungen Mann wieder. Plessing besuchte ihn nachher in Weimar und blieb eine Zeitlang mit ihm in brieflichem Verkehr; er starb 1806 als Professor an der Universität zu Duisburg, ohne in seinem Leben zu einem ruhigen Genuß seines Daseins gelangt zu sein.

Göthe begab sich nun nach Goslar, von wo er den Rammelsberg, die Hütten an der Ocker und das Messingwerk besuchte. Dann ging es nach Klausthal; als er in die Karolinen-Dorotheengrube einfuhr, entging er glücklich der Gefahr, von einem sich loslösenden Stücke des Gebirges zu Boden geschlagen zu werden. Die Hütten besichtigte er sehr aufmerksam. Der fortgesetzte Verkehr mit praktisch thätigen Leuten behagte ihm sehr, der Umgang mit ihnen kam ihm wie ein erfrischendes kaltes Bad vor, das nach den vielfachen Anreizungen und Abspannungen in Weimar seine Kräfte zu neuem Leben zusammenzog. An Frau von Stein schrieb er: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt, die aber vor Gott gewiß die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren.“ Alle Zwecke seiner Reise wurden also befriedigend erfüllt. Auch seine warme Liebe zur Natur, die in ihrem Winterschmuck damals ihn ganz besonders anzog, fand reiche Labe, an keinem Tage aber mehr, als am 10. Dezember, wo er den schneebehangenen Gipfel jenes ragenden Berges bestieg, auf dem schon die Völker der Vorzeit näher der Gottheit zu sein glaubten. Früh Morgens brach er nach dem Torfhause auf, woselbst zwei Stunden unter dem Gipfel des Brocken ein Förster wohnte. Er traf denselben bei seinem Frühstück, von einer Besteigung des Berges wollte aber der Forstmann nichts wissen, denn dichter Nebel lag auf den Höhen, daß man nicht drei Schritte weit sehen konnte. Mit schwerem Herzen schaute der Dichter in das Nebelmeer hinein.

Doch die Götter waren mit ihm, die Sonne brach hervor, und nun erklärte der Förster sich bereit, den Führer abzugeben. Um die Mittagsstunde standen sie auf dem Gipfel des Brockens zwischen jenen riesigen Granitblöcken, an welche die Sage ihre schauerlichen Geistergestalten knüpft; tief zu ihren Füßen wogte das Nebelmeer, oben war herrliche Klarheit. An diesem Tage schrieb der Dichter in sein Tagebuch: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest!“ —

Mit vielen Mühseligkeiten besuchte er in den nächsten Tagen die Bergwerke von Andreasberg, die Königshütte und andere, und ritt über Duderstadt und Mühlhausen nach Eisenach. Am 15. Dezember traf er mit den Jagdgenossen daselbst wieder zusammen. Er hatte nun Stoff genug, Nachts am prasselnden Kaminfeuer die Gefährten durch Erzählung seiner wundersamen Abenteuer zu ergötzen. Schon am folgenden Tage traf er wieder in Weimar ein, wo er in seiner stillen Hütte den „Triumf der Empfindsamkeit“ beendete. Auch das erste Buch von „Wilhelm Meister“ fand seinen Abschluß. Während der Harzreise war die Ode „Harzreise im Winter“ entstanden. Der poetische Genuß dieses Gedichtes, das ohne spezielle Erklärung völlig unverständlich ist, wird durch die Häufung so vieler individueller Bezüge sehr geschmälert.

Das Jahr 1778 begann mit rauschenden Vergnügungen: Morgens Schweinhatze, Nachmittags Theaterproben, Abends fratzenhafte Ständchen, Schlittenfahrt mit Fackeln, Tanz, Konzerte u. dgl. Mitten in diese Freuden hinein fiel ein erschütterndes Ereigniß. Ein Fräulein von Laßberg, die sich von ihrem Geliebten verlassen glaubte, suchte, Werther's Leiden in der Tasche, am Abend des 16. Januar in der Ilm an einem rauschenden Wehr nicht weit von Göthe's Wohnung den Tod. An der Leiche der Ertrunkenen brachte Göthe mehrere Stunden in tiefster Erschütterung zu, mit dem Hofgärtner richtete er ein Plätzchen in der Nähe der unglücklichen Stelle zum Andenken an die arme Kristel her. „Man übersieht,“ schrieb er, „von da in höchster Abgeschiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde.“

Warme Theilnahme an dem Geschick anderer war ein durchgehender Karakterzug bei Göthe. In der Stille, ohne eine Andeutung zu machen, verübte er Gutes, wie auch in dieser Zeit ein schönes Beispiel uns darthut. Im Oktober des Jahres 1778 wandte von Gera aus ein Mann, der nicht ohne seine Schuld verarmt war und eine Beute der Verzweiflung schien, sich mit der flehenden Bitte um Hülfe an Göthe. Der Dichter antwortete ihm am 2. November mit folgendem Briefe: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige am Ufer nicht Kräfte genug hat, alle zu retten, die der Sturm gegen seine Küste treibt. Nehmen Sie das wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblicke zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. Bleiben Sie in dieser Jahreszeit, wo Sie sind, ich will in der Folge gern für eine kleine Beihilfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Geldes, und wie weit Sie damit zu reichen gedenken. Ist Ihnen mit einem Kleide, Ueberrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie, ich habe zu entbehren.“ Die erwähnten Gegenstände schickte Göthe dem Schützlinge, dessen wahrer Name nie bekannt geworden ist. Da der Unglückliche

fürchtete, seinem Beschützer beschwerlich zu werden, so beruhigte Göthe ihn mit den großherzigen Worten: „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften; ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für die Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben. Aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal zum Gleichgewicht dem Elenden den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht. Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Klauseln und Kautelen nicht; man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Leichtsinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt." — Der Schützling, dem Göthe zuerst jährlich hundert Thaler, dann das Doppelte zur Unterstützung aussetzte, hielt sich später unter dem angenommenen Namen Kraft in Ilmenau auf, und es scheint, daß er durch seinen Beschützer ein kleines Amt im Bergwesen erhielt.

Uneigennütziges, verborgenes Wohlthun ist gewissermaßen die Krone edler Menschlichkeit, die an kein Bekenntniß geknüpft ist und allein durch ihr Dasein den Beweis liefert, wie hoch die werkthätige Liebe über allem steht, was Glauben genannt wird. Göthe verdiente diese herrlichste aller Kronen, ebensowohl Kant und Lessing. Die drei großen Männer waren zugleich die edelsten Wohlthäter, und Lessing gab von seiner Armuth oft so viel, daß er selber darüber in Noth gerieth. Mit welchem Namen soll man Subjekte bezeichnen, die solchen Thatsachen gegenüber noch von „Unsittlichen", von „Verworfenen" zu reden die Stirn haben?

Die Stelle, an welcher Göthe stand, konnte nur einem sittlich reinen, großen Gemüthe unverfänglich bleiben, für jeden Eigennützigen wäre sie bald genug ein bodenloser Abgrund geworden, und der Sturz wäre ganz gewiß nicht ausgeblieben. Jede Handlung Göthe's bewies, daß seine große Seele keinen Eigennutz kannte, und daß er in allem für das Wohl seines fürstlichen Freundes arbeitete. Karl August wurde aus dem abgeschlossenen Kreise seiner Beschäftigungen und Vergnügen im Jahre 1778 durch die politische Lage in das Treiben der großen Welt hineingezogen. Oestreich machte nach dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Max Josef III. Ansprüche auf Niederbaiern; Friedrich der Große, der keine Verstärkung des alten Feindes deutscher Freiheit und freien Glaubens dulden wollte, griff zu den Waffen, die kleineren deutschen Fürsten schlossen sich an Preußen an, bei dem sie Schutz für ihren Bestand zu finden hoffen durften. Auch Karl August beschloß eine Reise nach Berlin, und Göthe wurde auf derselben sein Begleiter. Man ging über Dessau, wo Göthe seinen alten Freund Behrisch fand und herzlich mit ihm verkehrte. Am Abend des 15. Mai gelangte man nach Berlin. Die prächtige Königsstadt, die Großartigkeit der Rüstungen, das Gewühl der Menschen, alles erschien dem Dichter sehr bedeutend, und in Friedrich dem Großen erkannte er die treibende und leitende Seele des Ganzen, sein Einfluß war an jedem Orte wahrzunehmen. In der Umgebung des großen Königs fand er, da die Generäle wohl meist schon im Felde standen, nicht viel

Erfreuliches; in den Hofkreisen, das fühlte er hier ganz besonders, welkte vor allem die Blüthe des Vertrauens und der Offenheit. An Frau von Stein schrieb er: „So viel kann ich sagen, je größer die Welt wird, desto garstiger die Farce; und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Geradheit erhalten wollen bis an's Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Weges laufig hinkriechen zu lassen."

In Berlin wurde die Karschin und Chodowiecky besucht, das Opernhaus, die Porzellanfabrik u. s. w. besehen. Auf der Rückreise am 20. Mai widmete man den Anlagen von Sanssouci besondere Aufmerksamkeit. In Wörlitz erfreute man sich an den herrlichen Parkanlagen. Am 1. Juni kamen die Reisenden wieder in Weimar an. Wieland schrieb an demselben Tage an Merck: „Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. Zu Leipzig, Dessau, Berlin ist alle Welt von unserm Herzog eingenommen. Das hat der Bruder Wolf (Göthe) hübsch gemacht." Und wenige Tage später: „Des Herzogs Anschauen war mir eine rechte Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger je mehr überzeugt, daß ihn Göthe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird."

Die Schönheit des Wörlitzer Parkes erhöhte noch den längstgehegten Wunsch, auch in Weimar ähnliche Anlagen zu schaffen. Das einzige was man damals hatte, war der sogenannte Stern am rechten Ufer der Ilm, ein ziemlich großer Platz, mit Bäumen und Buschwerk bewachsen, uralte Gänge von hohen weitgeästeten Bäumen durchschnitten ihn, auch breite schattige Orte zu Versammlungen fehlten nicht. Nach den Plänen Göthe's erweiterte man diese Anlagen, indem man zuerst die felsigen Abhänge am linken Ufer der Ilm zugänglich machte und mit dem Stern verband; allmälig wuchsen die Anlagen bis zu der Ausdehnung heran, welche sie heute noch haben.

Die Herzogin Luise feierte am 9. Juli ihren Namenstag. Ihr zu Ehren wollte man in den Anlagen des Sterns ein Fest veranstalten, an welchem Nymfen, Faunen, Jäger, Schäfer und Schäferinnen in dramatischer Bewegung sich zeigen sollten. Eine hochgestiegene Ueberschwemmung der Ilm vereitelte dieses Fest, welches nun eiligst durch eine andere geschickte Anordnung von Göthe ersetzt wurde. Eine abgelegene, fast nie betretene Höhe am Ufer der Ilm trug eine Gruppe alter Eschen; unter ihnen baute man eine kleine Einsiedelei, die man später das Borkenhäuschen oder das Luisenkloster nannte. In drei Tagen und drei Nächten waren die Vorbereitungen getroffen, und als der Hof, dem von allem nichts kund war, zur bestimmten Stunde auf Göthe's Einladung an dem bezeichneten Platze erschien, empfing ihn eine Gesellschaft von Mönchen in weißen Kutten und Kappen und führte die Gäste nach einer Ansprache in Versen in die Einsiedelei, wo auf einem Tische ein grobes Tischtuch ausgebreitet war, auf demselben standen irdene Teller mit Blechlöffeln, eine Bierkaltschale war zum

Genuß der Gäste bereit. Bei der Enge des Raumes und den kümmerlichen Anstalten wurde es manchem der Hofleute ziemlich schlecht zu Muthe, namentlich die Oberhofmeisterin konnte ihren Verdruß nicht verbergen. Da öffnete sich plötzlich eine hintere Thür, und man sah nun unter den schönen, dichtbelaubten Eschen eine wohlbesetzte fürstliche Tafel; über Felsen stürzte ein Wasserfall herab, Musik ertönte, alles war so wunderbar, daß es einem schönen Mährchen glich. Der Herzog gewann das Borkenhäuschen so lieb, daß er oft hinausging und in dem kleinen Gemache, das ihm Wohnzimmer, Arbeitsraum und Schlafkammer zugleich war, viele Sommertage zubrachte. An einem dieser Tage schrieb er an seinen Freund Knebel nachstehenden Brief, wie er wohl nicht oft aus der Feder eines regierenden Herrn geflossen sein mag: „Guten Abend, lieber Knebel! Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster mit einem Lichte am Fenster und schreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich schön und der erste Abend der Freiheit — heut früh verließen uns die Gothaer — ließ sich mir sehr genießen. Ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Filisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muth als wenn man die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, daß das alles so für sich, so wenig der Menschen halber; und doch genießen sie's, und so hoch, daß sie glauben es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen. Der erste Augenblick darauf sei Dein. Leb' wohl so lange. — Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag in seinem Schooße. Es war als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hinein that, war es so rein, so nächtlich dunkel; über dem Berg hinter Oberweimar kam der volle rothe Mond. Es war so ganz still. Wedel's Waldhörner hörte man nur von weitem, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören als vielleicht die Luft erreichten."

Bei dem Feste in der Einsiedelei fehlte die Herzogin Amalie, die einige Tage später von einer Reise zurückkehrte. Auch für sie hatte Göthe eine poetische Ueberraschung bereit, die um so feiner angelegt war, da die Herzogin für ihre Verehrung Rembrandt'scher Gemälde nicht immer in den Kreisen des Hofes Beifall fand. Göthe bewirthete nämlich die Herzogin und verschiedene andere Abends in der Einsiedelei. Wieland erzählt nun: „Wie wir aufgestanden waren und die Thür öffneten, sieh, da stellte sich durch geheime Anstalt des Archimagus ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision als einer Naturszene ähnlich war: das ganze Ufer der Ilm ganz in Rembrandt's Geschmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effekt machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei hinabstiegen und zwischen Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandt'scher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen, und die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Göthe vor Liebe fressen mögen."

Diese genialen Festlichkeiten, so unendlich weit von den schalen Hoffesten im gewöhnlichen Stil, von der gähnenden Langenweile lächerlicher Etiquette verschieden, verliehen dem Leben einen poetischen Reiz und zugleich einen tiefern Gehalt, und forderten alle Kräfte um so mehr heraus, als man das Improvisirte ganz besonders liebte, und glücklichen Gedanken die Ausführung meist auf dem Fuße folgen ließ. In Tiefurt wurde ein Erntefest mit Aufzügen, mit Tanz und Erleuchtung des Parkes zum hellen Jubel der bäuerlichen Zuschauer begangen, und die Feier des Geburtstages der Herzogin Amalie im Oktober setzte den Hof und halb Weimar wochenlang in Bewegung. In Ettersburg wurde Göthe's Jahrmarktsfest von Plundersweilern glänzend zur Aufführung gebracht, drei Wochen vorher war man eifrig mit dem Malen der Dekorazionen, an denen auch die Herzogin Amalie sich lebhaft betheiligte, mit dem Einüben der Musikstücke und der Gesänge und den Proben zur Aufführung beschäftigt, die an dem bestimmten Tage denn auch glänzend von Statten ging. Göthe machte den Marktschreier, den Haman und den Mardochai, sein Spiel wurde sehr gelobt.

Im Sommer des Jahres 1778 badete Göthe viel und lernte noch das Schwimmen. Dieser Zeit gehört die unendlich schöne Ballade „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll" zu. Wer nie am Wasser gestanden und in seinen feuchten Spiegel hineingeschaut, und von der geheimnißvoll rauschenden Tiefe wie mit leisem Geisterband sich angezogen gefühlt hätte, der könnte aus den Versen dieses Gedichtes, welche wohllautend wie Gesang dahinschweben, ein klares Verständniß von dem Wesen des flüssigen Elementes gewinnen. Als Herder diese Ballade zum erstenmal veröffentlichte, sagte er mit Recht, die deutsche Poesie, wenn sie wirkliche Volksdichtung werden wolle, dürfe nur den Weg gehen, welchen dieses Gedicht zeige.

Gegen das Ende des Jahres wurden einige Szenen am Egmont gedichtet, unter ihnen diejenigen zwischen Alba und seinem Sohne. Da der Wiederaufbau des herzoglichen Schlosses in Aussicht genommen war, so beschäftigte Göthe sich eifrig mit architektonischen Zeichnungen.

So wie ein Gegensatz den andern treibt, so wie das Niedre zum Hohen, das Enge zum Weiten hindrängt, und das eine nur wie eine nothwendige Frucht des andern erscheint, so ist auch für den Künstler ein Eintauchen in die Fluth des geschäftigen Lebens eine Erfrischung, ein Reiz zu neuem Erfassen des Künstlerischen, des Idealen. Auch für Göthe brachte das Jahr 1779 diese Erscheinung; ihm wurde eine Last von Arbeit zu Theil, deren Druck er nur fühlte, um in den Stunden der Freiheit desto mehr wieder elastisch emporzuschnellen. Zu seinen übrigen Geschäften übernahm er auch noch die Kriegskommission und die Direkzion des Wegebaues. Er hielt Sessionen, kramte in den Akten, die durch ihn in eine musterhafte Ordnung gebracht wurden, zog auf den Straßen des Herzogthums mit dem Artilleriehauptmann de Kastrop einher und wählte in den Amtshäusern die kriegstüchtige junge Mannschaft aus. Mit großer Pünktlichkeit und Pflichttreue führte Göthe die einmal übernommenen Geschäfte aus; die noch vorhandenen Aktenstücke liefern den Beweis, daß er keinen Zeitaufwand und keine Mühe scheute, um jedem Zweige seiner vorgeschriebenen Thätigkeit gerecht zu werden. An Frau von Stein schrieb er einmal: „Mir möchten manchmal die

Knie zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt, wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Ueberzeugung, daß Glauben und Harren alles überwindet." Ohne Eigennutz suchte er das wahre Wohl der untern, oft schwer bedrückten Volksklassen zu fördern, und es that ihm oft weh, wenn er bemerken mußte, wie erbärmliche Gewinnsucht des Einzelnen zum Schaden so vieler ward. Gegen Herder äußerte er, das arme Volk müsse immer den Sack tragen, und es bliebe sich gleich, ob er ihm auf der rechten oder auf der linken Seite zu schwer würde; und an Knebel schrieb er in bitterer Stimmung die Worte: „So steige ich durch alle Stände aufwärts; sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Aber Du weißt, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird als unten in einem beigebracht werden kann."

Doch bei alledem fühlte Göthe, wie wohlthuend und fördernd eine angestrengte Thätigkeit auf alle Kräfte des Menschen einwirke; in sein Tagebuch schrieb er: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel." Doch in keinem Augenblicke verdunkelte sich in ihm das klare Bewußtsein, daß sein wahrer Beruf immer und unter allen Umständen und Verhältnissen nur die Kunst allein sei. Sie war ihm die Geliebte, an die er mit fester Treue gedachte, wenn er im fremden Lande der bürgerlichen Geschäfte wanderte, und mitten in dem Strudel der prosaischen Arbeiten umschwebte ihr Geist ihn. Eine der herrlichsten Schöpfungen des Dichters gewann um diese Zeit immer bestimmtere Gestalt und Bildung; wenn Göthe umherritt um im Dienste des Landes thätig zu sein, so war es nichts geringeres als die Ifigenie, deren wunderbare Bilder in seinem Geiste nach der künstlerischen Form rangen. Die erste prosaische Bearbeitung des herrlichen Werkes wurde am 28. März 1779 beendet und am 6. April zum erstenmal aufgeführt. Korona Schröter spielte die Ifigenie, Knebel den Thoas, Prinz Konstantin den Pylades, Göthe den Orest. Der Vorstellung wohnte unter andern auch der später so berühmte Arzt Hufeland bei; mit Begeisterung sprach derselbe noch nach langen Jahren von diesem Abend. „Nie werde ich den Eindruck vergessen," sagte er, „den Göthe als Orest im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Ifigenie machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung fysischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit, als damals an Göthe." Das Drama wurde in dem Freundeskreise in Weimar damals mit vielem Beifall aufgenommen. Seine gegenwärtige Gestalt erhielt es später in Rom.

Im Mai wurde das anmuthige Stück „Die Laune des Verliebten" im Ettersburger Schlosse gespielt. Wenige Tage nachher kam Merck nach Weimar und wurde von allen mit offenen Armen empfangen; er blieb vom 31. Mai bis zum 13. Juli. Merck überzeugte sich selbst von dem Ernst, mit dem Göthe seinen

Arbeiten oblag, und eine neue Aufführung der Iphigenie gab ihm auch den Beweis, daß Göthe's poetische Ader nicht eingetrocknet sei. Die beiden Männer lebten in so herzlichem Einverständniß, daß Göthe nach Merck's Abreise in sein Tagebuch die Worte schreiben konnte: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht wie ich, von anderm Standort: so gibt das schöne Gewißheit." Merck schied mit der Ueberzeugung, daß Göthe auf geradem Wege zu dem fest erkannten Ziele wandere. Nur besorgte er, Göthe möge seinen Kräften das Unausführbare aufgebürdet haben, denn es war fast kein Feld, auf welchem der rastlose Mann nicht thätig war. Sogar für den Ackerbau hegte er jetzt Interesse und suchte mit Hülfe tüchtiger Beamten denselben zu fördern. Wie kühn und hoch Göthe's Geist damals emporstrebte, das erhellt aus den Worten eines Briefes an Lavater: „Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babilonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." — Wo es nur irgend galt, da war Göthe hülfereichend da. Im Juli brach in Apolda ein großes Feuer aus, im folgenden Jahre verbrannte fast der ganze Ort Großbrembach. Ueberall war Göthe in den Flammen; wo niemand löschen wollte, da trat er als der erste hinzu, und wehrte mit Lebensgefahr dem Umsichgreifen des zerstörenden Elementes; mit versengten Augenbrauen und verbrannten Schuhen kehrte er von der dampfenden Stätte zurück. Sein edles Streben spricht er selbst in den Worten aus: „Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!"

Der Herzog erkannte, was er und was sein Land in Göthe besaß, und suchte ihm seine Anerkennung kund zu geben. Am Geburtstage des Dichters, am 28. August 1779, ernannte er ihn zum Geheimen Rath; ein Jahr später erhielt er 200 Thaler Gehaltszulage. Die Lumpenkreaturen in Weimar aber hegten gegen den großen Mann bei dieser neuen Beförderung einen Neid, der nach Wieland's Zeugniß nahe an die stille Wuth grenzte. Nun ja! Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen, aber noch nie hat ein edler Geist sich durch den Haß der Welt von seiner Arbeit und von seinem Ideal wegreißen lassen; auch Göthe nicht!

Im Schlosse zu Ettersburg setzte die frohe Genossenschaft sich über alle Gemeinheiten der Welt in unverwüstlicher Laune hinweg. Im August kam in die Hände der Ettersburger Gesellschaft der erste Band von Jakobi's Roman „Woldemar", in welchem alle sentimental zerflossenen Gefühle ihren Triumf feiern. Der Muthwille und der Widerwille trieben Göthe zu einer lustigen Verspottung. Das Buch wurde mit dem Deckel an eine Eiche genagelt, daß die Blätter im Winde flatterten, und aus dem belaubten Gipfel des Baumes hielt Göthe eine strafende Rede, in welcher er den Roman auf das witzigste parodirte

und den Schluß dahin abänderte, daß den Woldemar der Teufel holte. Der Scherz, der im engsten Freundeskreise begangen wurde, fand den Weg in die Welt; auch zu Jakobi's Ohren kam die Nachricht und trieb ihn in große Wuth, die sich jedoch bald legte. Bald nachher mußte Wieland die Zeche eines lustigen Abends bezahlen. Einsiedel hatte in einer Posse „Orfeus und Eurydike" die Alzeste Wieland's aufs lächerlichste parodirt. Wieland war am 3. September Zeuge von der Aufführung dieser Posse, in welcher die Arie aus Alzeste: „Weine nicht, du meines Lebens Abgott" mit dem Posthorn begleitet und auf dem Reim „Schnuppe" vom Sänger ein langer Triller gemacht wurde. Doch auch Wieland ließ seinen Unwillen bald fahren.

Für Göthe stand ein neuer weiterer und längerer Ausflug bevor, der allen andern ein Geheimniß war. Der Herzog war in ein leidenschaftliches Liebesverhältniß zu der schönen Gräfin Werthern auf Neunheiligen gerathen, es war die höchste Zeit, ihn diesen Verhältnissen zu entziehen, und Göthe hoffte Heilung von großartiger Natur. Nachdem er mit dem Freunde sich über den Reiseplan verständigt hatte, brachen sie beide am 12. September 1779 zusammen mit dem Oberforstmeister von Wedel, der des Herzogs vertrauter Jugendfreund und ein immer heiterer Gesellschafter war, von Weimar auf. Ein Jäger und Göthe's Diener Filipp Seidel machten das ganze Gefolge aus. Ueber Kassel, wo man die Erzählungen des Südseereisenden Forster mit Interesse hörte, kam man nach Frankfurt, bei Göthe's Eltern wurde einige Tage verweilt. Göthe's Mutter empfing die Reisenden mit aller Liebenswürdigkeit, die sie so reich zeigen konnte, und für den Rath war es eine große Freude, seinen Sohn auf der höchsten Ehrenstufe der bürgerlichen Laufbahn angelangt zu sehen. Der Dichter fand seine Mutter unverändert, der Vater aber war, wie er meinte stiller geworden und verlor am Gedächtniß. Uebrigens spöttelte man allgemein, besonders aber in Weimar, über die einfache Art zu reisen, die bei Fürsten in der damaligen Zeit unerhört war. Die Reisenden ließen sie spotten und setzten ihre Reise bei dem schönsten Wetter mit vielem Vergnügen fort, den Rhein hinauf. In den Städten wurde alles Sehenswürdige mit Interesse betrachtet, und in vollen Zügen gab man sich dem belebenden, erfrischenden Eindrucke der schönen, reinen Herbstnatur hin. In den Rheingegenden, wo die Trauben der Reife nahe waren, fand Göthe, man würde ebenso wie eine Traube reif und süß in der Seele. Von Selz aus machte er einen Abstecher nach Sesenheim und besuchte Friederike Brion, wie wir schon erzählten; in Straßburg traf er mit der Reisegesellschaft wieder zusammen; hier sah er auch Lili wieder, die an den Banquier von Türkheim verheirathet war. Mit Verwunderung und Freude ward er empfangen, sah in alle Ecken und gewahrte mit Befriedigung, daß sie in recht glücklichen Verhältnissen lebte. Göthe fühlte sich sehr glücklich in dem Gedanken, daß er bei allen, die er wiedersah, mit so vieler Anhänglichkeit begrüßt wurde; er habe den ganzen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet, schrieb er an Frau von Stein.

Nun ging es nach Emmendingen, mit tiefer Wehmuth stand der Dichter am Grabe seiner Schwester; ihr Haushalt erschien ihm wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist. Schlosser's Unmuth wurde

wieder versöhnt;; auch dieser feste, zuverlässige, im Praktischen so vielfach erfahrene Mann erfreute sich, wie er an Merck schrieb, an Göthe's Bestrebungen und fand, der Herzog verdiene es, Göthe zu haben und Herzog zu sein.

Ueber Freiburg begab man sich nach Basel und widmete hier der Gegend, der Bibliothek, einer Sammlung Holbein'scher Gemälde, Antiquitäten und Fabriken eine lebhafte Aufmerksamkeit. Nun ging es in die Gebirge, und die Erhabenheit der prächtigen Landschaften machte die Seelen der Reisenden weit und groß. Am Bieler See angelangt, besuchten die Reisenden die Rousseauinsel und gingen dann über Murten nach Bern. Viele Partien wurden rüstig zu Fuß zurückgelegt, die höchsten Gipfel bestiegen, der Herzog war unermüdlich. In diesen Tagen entstand das herrliche Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern", eine so schöne, liebliche und tiefsinnige Vergleichung, wie es kaum eine zweite gibt.

Am 22. Oktober trafen sie in Lausanne ein, wo sie der Marquise Branconi*), der Geliebten des Herzogs von Braunschweig, einen Besuch abstatteten. Göthe fand das Urtheil Zimmermann's, daß sie ein Wunder von Schönheit sei, völlig bestätigt, und ihren Geist fand er groß und lebendig.

Die Reisenden gingen nun in das Juragebirge, durchzogen das schöne Vallée de Joux und bestiegen die Dole, die höchste Spitze des Jura. Keine Anstrengung vermochte die Reisenden zu schrecken, und wenn sie nach den mühevollsten Tagereisen Abends ins Quartier kamen, dann diktirte Göthe seine Briefe an Frau von Stein mit einer solchen Geistesfrische und Großartigkeit der Anschauung, wie es nur ein so großer Mann wie er vermochte. In Genf lernten die Reisenden den berühmten Naturforscher Saussure kennen. Hier faßte der Herzog den Entschluß, trotz der vorgerückten Jahreszeit noch in die Savoyer Eisgebirge zu gehen. Am 3. November brachen der Herzog, Göthe und ein Jäger dahin auf, Wedel zog mit den Pferden vorauf durch's Waadtland nach Wallis. Als man sich am 4. November dem Chamounithale näherte, wurde den Reisenden bei anbrechender Dunkelheit ein wunderbares Schauspiel bereitet. Am Sternenhimmel über den dunkeln Bergen bemerkten sie vor sich ein Licht, das sie nicht zu deuten wußten. Sein Glanz war matt wie die Milchstraße, doch nicht so luftig, und als sie ihren Standpunkt änderten, ragte es schließlich wie eine leuchtende Pyramide über alle Bergspitzen hervor und sie gewannen die Ueberzeugung, daß es der Gipfel des Montblanc war. Ein Sternenkreis umgab das leuchtende Haupt des Berges, und er schien mehr einer höhern Welt als der dunkeln Erde anzugehören.

In der Nacht vom 4. auf den 5. November waren sie im Chamounithal und stiegen am andern Morgen wohl ausgerüstet den Mont Anvert hinan, um das Eismeer zu besuchen, obwohl nach der Versicherung der Führer seit 28 Jahren kein Fremder um diese Jahreszeit denselben Weg gezogen war. Sie sahen indeß alles, was sie sehen wollten, so gut als wenn es Sommer gewesen wäre. Auf gefährlichem Wege, über beschwerliche Gipfel gelangten sie nach St. Moritz im untern Wallis, wo sie mit Wedel wieder zusammentrafen. Sie zogen nun das Rhonethal hinauf, da die Pferde jedoch nur schwer unterzubringen

*) Man vergleiche den zweiten Theil unseres Werkes Seite 262 ff.

waren, so ging Wedel mit denselben über Lausanne und Bern nach Luzern; der Herzog wollte mit Göthe den Versuch machen, zu Fuß über den Gotthard nach Uri zu gelangen. Der 12. November war der beschwerlichste und gefährlichste Tag der Reise. Von ihrem Jäger und zwei rüstigen Führern begleitet, wagten sich die Reisenden in die ungeheure schneebedeckte Gebirgswüste; sie schritten am Rhonegletscher vorüber, von Lawinen bedroht; außer einem Lämmergeier wurde nichts Lebendes erblickt. Der Zug ging, einer hinter dem andern, rüstig fort, oft fiel man bis an den Gürtel in den Schnee. Mit einbrechender Nacht, nach glücklich überstandenen Gefahren kamen sie nach sechsstündigem Marsche bei den Kapuzinern in Realp an und labten sich mit den Patres, den Knechten und den Trägern zusammen an Einem Tische an den aufgetragenen Fastenspeisen und einem guten Rothweine. Am folgenden Tage erreichten sie den Gipfel des Gotthard, wo sie bei den Kapuzinern eine Nacht rasteten. Die Kälte war so grimmig, daß man kaum auf Augenblicke vor die Thür treten konnte, um in die schweigenden schneebedeckten Gebirge hineinzuschauen. An dieser selben Stelle weilte Göthe vor vier Jahren mit seinem Freunde Passavant, hier war es, wo er den Blick nach dem nahen Italien hinabsandte; damals zog ihn die Sehnsucht nach der Geliebten und ein unbestimmtes Gefühl, ein dunkler Ruf des Schicksals, wieder in die Heimath zurück, und auf diese Weise ging er seinem jetzigen Glücke entgegen. Diesmal grüßte er Italien mit freudigerm Herzen, doch kehrte er auch diesmal wieder um, denn das Ziel der Reise war erreicht. Der Rückweg ging über Schwyz und Luzern nach Zürich zu Lavater.

Beide Männer, Göthe und Lavater, standen um diese Zeit noch einander nahe, doch fühlte Göthe bereits, wie ihre Meinungen von einander abwichen, und von Genf aus hatte er am 28. Oktober an Lavater einen Brief geschrieben, in dem er ihm bemerkte, sie würden wohl thun, einander ihre Partikular-Religionen ungehudelt zu lassen. „Ich bin ein sehr irdischer Mensch", fügte er hinzu, „mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Sämann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher — wenn je was Göttliches dasein soll — als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher." Als er bei dem Freunde ankam, übten sie gegenseitig Geduld gegen einander, und ihr Zusammensein waren Tage schöner Herzensgemeinschaft. In einem Briefe an Knebel schrieb Göthe am 30. November: „Hier bin ich bei Lavater im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruhe bei allem Drange der Welt, und ein anhaltendes Mitgenießen von Freude und Schmerz. Doch hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder sein Haus, Frau und Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat; das schließt an einander, und speit was feindlich ist sogleich aus." Am 2. Dezember schieden sie im besten Einvernehmen und blieben noch einige Jahre hindurch in vertrautem Briefwechsel, bis der bei ihren gegensätzlichen Ansichten unvermeidliche Bruch denn doch schließlich eintrat.

An dem Bodensee, dem Rheinfall vorüber gingen die Reisenden nach Stuttgart. Sie verweilten dort eine ganze Woche und wurden, ohne das Inkognito

zu brechen, vom Herzoge von Würtemberg freundlich aufgenommen. Der Herzog zeigte ihnen seine Militärakademie, und als in derselben der Jahrestag der Gründung begangen wurde, wohnten die Reisenden den Festlichkeiten bei. Unter den Zöglingen war damals auch Schiller. Welche Gefühle mögen den Jüngling bewegt haben, in dessen Brust die höchste Begeisterung für das Ideal glühte, die vielleicht je eine Menschenseele bewegte! Er stand damals noch unter der Schaar unbekannter, streng beschränkter Schüler, und ihm gegenüber stand gleichsam verkörpert in Göthe alles was seine Seele wünschen und träumen und hoffen konnte, was die Bedingung seiner ganzen Existenz, die Grundlinien seines Schaffens ausmachte: Freiheit, Freiheit für das Leben und für die Kunst! —

Am 13. Januar 1780 trafen die Reisenden wieder in Weimar ein. Der Zweck der Reise war vollständig erreicht, den Herzog fand jedermann zu seinem Vortheil verändert. Die Herzogin Amalie sagte: „Gott gebe, daß die weimarische Atmosfäre nichts wieder verdirbt!“ Göthe blickte auf die ganze Reise mit einem religiösen Dankgefühle zurück, und beabsichtigte, in dem Parke einen Gedenkstein mit der Aufschrift: „Fortunae Duci Reducique Natisque Genio et Termino ex Voto“ zu errichten. Der Gedanke kam jedoch nicht zur Ausführung. Auf den Herzog aber sowohl wie auf Göthe äußerte die große Reise den günstigsten Einfluß. Aus den alten Verhältnissen, die ihnen beiden oft genug drückend gewesen, waren sie herausgetreten, und bei ihrer Rückkehr konnten sie nun eine ganz neue Stellung einnehmen, die ihren Wünschen entsprach. Wieland meldete an Merck, Göthe sei sehr verändert zurückgekehrt und habe in einem andern Tone zu musiziren angefangen; was er sage und thue, sei alles recht und gut, auch nehme er eine weise Verständigkeit wahr, welche die Gemüther nach und nach beruhige. In sein Tagebuch schrieb Göthe die bedeutungsvollen Worte: „Niemand als wer sich ganz verleuguet ist werth zu herrschen und kann herrschen.“

In den Jahren 1780 und 1781 verlief Göthe's Leben meist ruhig. Seinen Geschäften ging er mit großer Gewissenhaftigkeit und mit wachsender Lust nach; seine Pflicht, sagte er, werde ihm täglich theurer. An schriftstellerischen Arbeiten ist die „Beschreibung der Schweizerreise“ zu nennen, die meist aus Briefen an Frau von Stein entstanden ist. Eine andere Frucht dieser Reise war das Singspiel „Jery und Bätely“. Göthe ersann es auf dem Rückwege, und hatte es, als er heimkehrte, schon fertig aufgeschrieben; in Italien wurde das Stück später gänzlich umgearbeitet. Im Jahre 1780 bildete sich auch der erste Gedanke zum Tasso; der erste Auftritt des Stückes wurde am 10. November desselben Jahres niedergeschrieben. Für das Ettersburger Theater wurde der dramatische Schwank „Die Vögel“ verfaßt. Im September sandte er von einer Rundreise aus an die Frau von Stein die Ode „Meine Göttin“. Auch eine Biografie beschäftigte den Dichter, er machte Vorarbeiten zu einer Lebensbeschreibung des Herzogs Bernhard von Weimar, doch blieb die Arbeit schon nach den ersten Schritten wieder liegen.

Naturwissenschaftliche Studien wurden mit Emsigkeit aufgenommen, Buffon's Werk: „Epoques de la Nature“ machte großen Eindruck, osteologische und

anatomische Studien wurden unter Leitung des Hofraths Loder aufgenommen. Dem Jahre 1781 gehören die schönen Bruchstücke der leider unvollendet gebliebenen Tragödie Elpenor an. Am Ende dieses Jahres schrieb Göthe in sein Tagebuch die Bemerkung: „Mehr Ordnung, Konsequenz und Bestimmtheit in allem. Festhalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwicklung mancher Dinge. Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause."

Er hätte auch hinzusetzen können: „viel Liebe zu Hause", denn in der That wurde er jetzt, nachdem sein brausendes Wesen milder geworden war, gleichmäßig von allen bedeutenden Personen des Hofes mit warmer Liebe angesehen, und keine Gelegenheit, sie zu zeigen, ging ungenutzt vorüber. In Tiefurt ließ die Herzogin Amalie an des Dichters 32. Geburtstage ein Pantomimenstück aufführen: „Minervens Geburt, Leben und Thaten", zu dem Seckendorf Verse und Musik geliefert hatte. Im dritten Akt fand die Göttin im Buche des Schicksals diesen Tag als einen der glücklichsten bezeichnet, an welchem vor 32 Jahren einer der besten und weisesten Menschen der Welt geschenkt worden sei. Ein Genius schrieb Göthe's Namen in die Wolken, Minerva umflocht ihn mit einem Kranz und weihte ihm die Geschenke, die im vorigen Akte die Götter ihr dargebracht: die Leier des Apollo, die Blumenkränze der Musen u. a. Auch die Peitsche des Momus wurde bei den übrigen Weihegeschenken aufgehängt.

Am Hofe zu Gotha fand Göthe bei dem Herzoge Ernst II. eine sehr glänzende Aufnahme, welche die Auszeichnungen zu Weimar noch überbot. Was dem Herzen des Dichters aber am meisten wohlthat, das war seine innige Freundschaft zu Frau von Stein; seit dieser Zeit nannte er sie Du und liebe Lotte: „Deine Liebe ist das schöne Licht aller meiner Tage, Dein Beifall ist mein bester Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht schätze, so ist's um Deinetwillen."

Doch so schön sich alles um den Dichter ordnete, so fühlte er doch immer tiefer in seinem Herzen, daß die Last der Amtsgeschäfte auf die Dauer nicht mit Freudigkeit von ihm würde getragen werden können. Sein Beruf, sein Lebenselement war die Kunst, und alles andere konnte und mußte ihm schließlich doch nur Mittel zu dem Einen großen Zwecke seines Lebens sein. Von zwingender Wahrheit ist das Wort des Grafen Platen, daß dem allein die Kunst sich ergibt, der sich gänzlich ihr ergibt, und das Wesen der Kunst, das Treiben des Dichters ist so ausschließend, daß nichts, gar nichts anderes in der Welt ihm Ersatz bieten kann, wenn er dem Zuge seines Herzens nicht ungehindert folgen darf. Besonders störend waren für Göthe im Winter 1782 die unendlichen Lustbarkeiten, die einander drängten und jagten und bis ins Frühjahr fortdauerten. Bei der großen Freigebigkeit des Herzogs verschlangen sie mehr Geld, als die gewöhnlichen Quellen lieferten. Göthe's Stimmung wurde dadurch nicht freudiger, denn er wußte ja, woher die fehlenden Mittel immer wieder ergänzt werden mußten: der Schweiß des Landmanns mußte schließlich die Rechnung wieder ausgleichen. Seine Gesundheit litt um diese Zeit, so daß der Herzog an Knebel berichtete, Göthe gehe gelb und bleich umher und flicke an sich herum.

Als in diesen Tagen ein sehr nützliches Mitglied der Weimarer Gesellschaft, der Theatermeister Mieding, einer längern Krankheit erlag, ehrte Göthe sein An-

denken durch das schöne Gedicht „Auf Mieding's Tod“, in dem er auch der Korona Schröter ehrend und liebend gedachte. Auch Egmont wurde wieder vorgenommen; Göthe wollte, wie er sagte, das Studentenhafte der Manier tilgen. Im Anfang des Mai schickte er es an Frau von Voigts, die Tochter Möser's, und bat sie, es ihrem Vater vorzulegen und ihm dann recht aufrichtig zu berichten, was er davon halte. Den letzten Abschluß erhielt Egmont aber auch jetzt noch nicht.

Im März und April folgten wieder die Rundreisen durch das Land, um die diensttüchtige junge Mannschaft auszuheben. Mit großem Ernst suchte er überall wohin er kam, mit Hülfe praktisch erfahrener Leute die Lage der Gedrückten zu bessern, und wie sehr es ihn schmerzte, nichts Durchgreifendes thun zu können, beweisen die schönen Worte eines Briefes an Frau von Stein, den er aus Eisenach an sie schrieb: „Von Gotha, wo es mir so weich wie einem Schooßkinde ergangen, komme ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuß, als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen; und wäre alsdann das Glück uns so treu und hold, als Du mir bist, würde man uns vor dem Tode selig preisen können. Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann, und so wenig für andere! Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, andern zu nützen! Das meiste, dessen ich persönlich fähig war, habe ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir, es wird werden. Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts; für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir alles auf einem Kissen überreicht.“

So wie er gewohnt war, alles was er auf dem Herzen hatte, der Freundin mit offenem Vertrauen ans Herz zu legen, so waren auch die meisten seiner Lieder aus dieser Zeit Blumen, welche er in die Locken der Freundin wand; zu diesen Dichtungen gehören „Versuchung“, „Erwählter Fels,“ „Ferne,“ „der Becher,“ „An Lida,“ „Für ewig,“ „Zwischen beiden Welten.“ Jenen Tagen gehören auch die herrlichen Oden „Ganymed,“ „Grenzen der Menschheit,“ „das Göttliche“ an, von denen jede einzelne ein Kranz der Unsterblichkeit ist; in ihnen schwang Göthe sich zu der Höhe empor, auf welcher er als der größte Lyriker aller Zeiten und aller Völker dasteht. Seine Briefe an Frau von Stein aus diesen Jahren sind fast alle tiefgefühlte Poesien in prosaischer Form, und mit Recht und mit echtem Verständniß bemerkt Heinrich Viehoff (II, 411), daß die Keime zu Hunderten von Liebesliedern in ihnen liegen, mit denen, wenn sie sich wirklich zu Gedichten entfaltet hätten, kein anderer erotischer Liebesstrauß sich messen könne.

Auch zu diplomatischen Missionen wurde Göthe gebraucht; im Mai 1782 wurde er vom Herzoge an sämmtliche thüringische Höfe geschickt. Von Meiningen aus schrieb er am 12. Mai an Charlotte: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Wichtiges noch Schweres, indessen da ich, wie Du weißt, alles als Uebung behandle, so hat auch dies Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzögen (von Gotha und Meiningen) gehabt, die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen und die gnädigen Herren im Audienzgemach. Morgen gehe ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen, will in Hildburghausen

mich auch an den Hof stellen, und gegen Ende der Woche nach Rudolstadt gehen." Seine wahren Empfindungen bei dem Abspielen dieser Komödien sprach er in einem kleinen Gedichte aus, das er der Freundin zusandte:

Man läuft, man drängt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemess'nem Schritt
Erblick' ich schon von weitem.
Ein Dichter, der so manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn vieles leiden.
Er muß bei stolzem Schritt und Tritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegase! o nimm ihn mit
In der Begeist'rung Weiten;
Er gibt gewiß für Einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden.

Als Göthe in Weimar wieder eintraf, erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters. Der alte Rath, der in der letzten Zeit vom Alter viel zu leiden hatte, starb am 25. Mai 1782.

Die vielen und wichtigen Geschäfte, die Göthe nun zu verwalten hatte, machten es nothwendig, daß er eine Wohnung in der Stadt bezog. Es dauerte lange, ehe er den freundlichen Vorstellungen der Herzogin Amalie nachgeben und in die Trennung von seinem geliebten Garten willigen konnte. Am 1. Juni bezog er eine geräumige und prächtige Wohnung in der Stadt, welche für die Aufstellung seiner Sammlungen ihm sehr passend war. Den Garten wollte damals jemand kaufen, aber der Dichter wollte das Plätzchen so vieler schönen Stunden um keinen Preis in fremde Hände geben. Von Stufe zu Stufe hob ihn nun das Glück empor. Der zeitherige Kammerpräsident Kalb, der sein Vermögen durchgebracht und schließlich das Gut des Landes als sein Eigenthum angesehen und behandelt und die Geschäfte unverantwortlich vernachlässigt hatte, mußte plötzlich entlassen werden. Seine Geschäfte wurden von nun an durch Göthe besorgt, ohne daß er förmlich zum Kammerpräsidenten ernannt worden wäre. In dem herzoglichen Reskript an die Kammer vom 11. Juni 1782 heißt es:

„Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden geheimen Kammerraths fort. Ihr zusammen expedirt die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten, so wie zeither geschehen. So viel hingegen alle etwas beträchtlichern, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelangt, geht Unsere Intenzion dahin, daß, da wir Unserm Geheimen Rath Göthe Gelegenheit, sich mit den Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle der-

gleichen Vorfallenheiten mit denselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, den Sessionen Eures Kollegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen, mit allen ihm nöthig scheinenden Informazionen an Handen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet."

Auf Göthe's Schultern wälzte sich damit eine neue große Last, die er mit reiner Treue und mit Aufopferung getragen hat. Ueber die neue Stellung äußerte er gegen Knebel sich in den vertraulichen Worten: „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder in eine neue Expedizionsstube geschrieben: Hic est, aut nusquam, quod quaerimus. Dabei bin ich vergnügter als jemals; denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den dritten und den vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe von fast allen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit niemand spreche, und also bitte ich Dich, auch keinen Gebrauch, selbst zu meinem Vortheile, zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen, und man muß thun, was man muß."

Eine so hohe Stellung, wie Göthe sie einnahm, konnte nach den Begriffen der damaligen Zeit von einem Bürgerlichen nicht wohl bekleidet werden, und auf den Antrag des Herzogs von Weimar wurde Göthe um diese Zeit von Kaiser Josef dem Zweiten in den Adelstand erhoben. Am 4. Juni schickte er das Diplom an Frau von Stein mit den Worten: „Hier schick' ich Dir das Diplom, damit Du auch weißt, wie es aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir nichts dabei denken kann. Wieviel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!" Und später sagte er einmal: „Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben weiter nichts, als was ich längst besessen." In Weimar und in der großen Welt wunderte man sich nicht über diese Auszeichnung; es schien dem Publikum sich das Gefühl aufzudrängen, daß ein Mann wie Göthe vielmehr dem Adel, als der Adel ihm eine Ehre sei.

Bei aller Last der Amtsgeschäfte regte Göthe's poetisches Vermögen sich in frischem Leben. Es entstanden die schönen Balladen „Der Sänger" und der „Erlkönig", von denen besonders die letztere eine der köstlichsten Perlen unserer Lyrik ist. Auch das Singspiel „Die Fischerin" wurde gedichtet, und auf dem natürlichen Schauplatz am Ufer der Ilm zu Tiefurt aufgeführt; die Wirkung, mit Fackelbeleuchtung des Waldes und des Flusses, war eine wundervolle. Am Wilhelm Meister wurde fleißig gearbeitet.

Am 2. Februar 1783 trat ein besonders wichtiges Ereigniß in Weimar ein: es war die Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich, die im ganzen Lande lauten Jubel erregte. Auf den Herzog äußerte diese Aussicht auf neue Pflichten einen günstigen Einfluß, den er selbst an Merck mit den Worten bezeichnet: „Sie haben Recht, daß Sie sich mit mir freuen, denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Göthe's und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: ed egli fu pittore." Große und sinnreiche Festlichkeiten feierten das frohe Ereigniß. Der Erbprinz, sagte Göthe, wirkte in seiner Wiege wie der Ballast im Schiffe, durch die Schwere und Ruhe, die sich von nun an in dem Weimarer Leben verbreitete. Den bestimmenden Einfluß übte vor allen wiederum Göthe, der, wie er der Frau von Stein gelegentlich einmal sagte, längst aufgehört, Großmeister der Affen zu sein. Seinen Geschäften ging er jetzt mit so großem Ernst nach, daß der Herzog, um, wie er sagte, seines Herrn Kammerpräsidenten Taziturnität ein bischen zu entrunzeln, öfter für ihn einen schönen Kupferstich oder Aehnliches durch Merck besorgen ließ. Den Sohn seiner Freundin, Fritz von Stein, nahm er in sein Haus und erzog ihn mit großer Sorgfalt und Liebe. An dichterischen Erzeugnissen entstand kaum etwas anderes als das schöne Gedicht „Ilmenau", in welchem der Dichter seine eigene sowie des Herzogs Umwandlung poetisch verklärt, und für ein zukünftiges edles Streben feste Bürgschaft gibt. Einige Tage später, am 7. September, wurde auf dem Gickelhahn, der Höhe des Ilmenauer Forstes, das Gedicht „Ueber allen Gipfeln Ist Ruh" gedichtet, das 48 Jahre später dem Dichter Thränen der Wehmuth über alles vergangene Schöne und Liebe entlocken sollte. Mit Bleistift hatte Göthe es an die Wand der einsamen Waldhütte auf dem Berge geschrieben, in der er übernachtete.

Zu seiner Erholung unternahm Göthe mit Fritz von Stein auf Anrathen des Herzogs im September und Oktober 1783 eine Erholungsreise in den Harz und nach Göttingen und Kassel, wo er mit den Naturforschern Sömmering und Forster viel verkehrte. Nach seiner Rückkehr stellte er in Weimar mit dem dortigen Apotheker Dr. Buchholz aerostatische Versuche an und widmete sich der Botanik.

Eine innige Freude war es für Göthe, als am 24. Februar 1784 die Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks stattfinden konnte. Er hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, in welcher er seine Befriedigung über das Gelingen des Werkes und seine frohe Hoffnung für die Zukunft aussprach. Leider sollte dieselbe sich nicht erfüllen, denn nachdem das Bergwerk einige Zeit mit Erfolg betrieben war, machte im Jahre 1795 ein bedeutender Stollenbruch dem ganzen Werke zu Göthe's großer Betrübniß ein Ende.

Je mehr die Jahre vorrückten, desto schmerzlicher empfand Göthe die Leere in seinem Herzen, die ja unausbleiblich war, denn er verwendete seine besten Kräfte auf Arbeiten, bei denen sein Herz nicht war, und überdies waren die Verhältnisse in Weimar nicht weit genug, um einem so gewaltigen Geiste wie Göthe es war, dauernde Befriedigung zu gewähren. Einige Besuche gewährten

zuweilen, wie derjenige der Stolberge und Jakobi's, einige Zerstreuung, andere aber auch manchen Verdruß. Besonders unerquicklich war das Erscheinen Lavater's im Juli 1785. Nach seiner Abreise schrieb Göthe an Frau von Stein: „Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt." Ohne Hehl sprach Göthe es seitdem aus, daß er Lavater für den studirtesten Heuchler halte.

Das Liebhabertheater, dessen eigentliche Seele Göthe stets gewesen war, hörte im Jahre 1784 auf, da Göthe sich fast ganz von ihm zurückgezogen hatte. In dem erwähnten Jahre wurde die Gesellschaft Bellomo engagirt, und im Jahre 1791 eine stehende Bühne errichtet, deren Direkzion Göthe wieder übernahm. Einige kleinere Reisen, zweimal nach Karlsbad und eine mit Knebel ins Fichtelgebirge, dienten zur Förderung der naturwissenschaftlichen Studien, meist mineralogische und osteologische; die letztern führten zur Entdeckung des os intermaxillare, des Zwischenknochens der obern Kinnlade. Im Jahre 1785 trat die Botanik in Göthe's Beschäftigungen stark hervor. Die Naturwissenschaften erhielten seinen Geist in der Dürre der letzten Jahre aufrecht, aber sie ließen die poetische Ader fast gänzlich versiegen.

Mit immer stärkerer Gewalt trat der Wunsch nach einer durchgreifenden Veränderung seiner Lage, die lange zurückgehaltene Sehnsucht nach Italien jetzt hervor. Wieland, der den Zustand Göthe's durchschaute, schrieb im Jahre 1784 an Merck: „Er schickt sich überaus gut in das, was er vorzustellen hat, er ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzu sichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem allem Kontenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Innern nagen läßt." Das mächtigste Band, das den Dichter noch hielt, war die Liebe zu Frau von Stein. Einem Briefe an sie legte er die Verse bei:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne.
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Göthe's Sehnsucht nach Italien wurde schließlich so krankhaft, daß sie alles andre überwand. Schon seit geraumer Zeit hatte er die alten Klassiker nicht ansehen dürfen, um seine gequälte Stimmung nicht noch mehr zu reizen. So folgte er denn schließlich dem unwiderstehlichen Zuge seines Herzens. Von seinem Vorhaben wußte niemand, als der Herzog Karl August. Am 3. September 1786, Morgens 3 Uhr, stahl Göthe mit geringem Gepäck und ohne alle Begleitung

sich aus Karlsbad, wo er gerade verweilte, fort, und eilte dem Lande seiner Sehnsucht zu.

Als der Dichter von der Höhe des Brenner zwischen Felsen am Ufer der brausenden Etsch hinabfuhr und sein Auge auf die ersten Rebenhügel traf, als die Vegetazion immer reicher und üppiger, die ganze Umgebung immer südlicher und fremder, und doch, wie es ihm schien, immer heimathlicher wurde, als in Roveredo zuerst die Klänge des geliebten Italienischen lebendig an sein Ohr schlugen, da war es ihm, als wenn er von einer Grönlandsfahrt zurückkehrte; er fühlte in der schönen Welt sich wie zu Hause, er fühlte sich wie erlöst von dem langsamen, trägen Hinschleichen des Lebens der letzten Jahre, und seine Seele nahm einen neuen Aufschwung in der Fülle der herrlichen Bilder, die keine todte Prosa ihm nun mehr herabzog. Am Gardasee begrüßte er die ersten Olivenbäume, die voller Früchte hingen, in der Abendkühle wanderte er an den Ufern des herrlichen See's, von dem die Verse römischer Dichter ihm schon früher verlockend erzählt. Doch auf der Spitze seiner Gefühle, sei es im Glück oder im Unglück, fragt das Herz des Menschen nach seinen Geliebten, um die Fülle der Wonne überfließen zu lassen oder die Fluthen des Schmerzes auszuweinen, und als die Sonne niedersank hinter die flammenden Berge, da wurde selbst in der Fülle des Glückes die Sehnsucht nach den Freunden lebendig; in jenen Stunden schrieb Göthe den herrlichen Monolog in der Iphigenie:

— mich trennt das Meer von den Geliebten
Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Am Morgen des 13. September fuhr er den See hinab gen Süden. Er labte sich an der Herrlichkeit des tiefblauen Wasserspiegels und an den Reizen des Brescianischen Ufers; zu Bartolino landete er und legte auf einem Maulthiere den Weg nach Verona zurück, wo er am 16. September anlangte. Hier verweilte er einige Tage, die Ruhe zum Anschauen kehrte ihm zurück, denn in den ersten Tagen seiner Reise war er von dannen geflohen, als könne er noch wieder eingeholt werden. Ein Amfitheater des Alterthums war das erste klassische Bauwerk, das ihm vor die Augen trat; er widmete ihm lebhafte Aufmerksamkeit, und betrachtete namentlich auch die Grabdenkmäler der Alten, an denen er besonders zu rühmen fand, daß sie auf eine rührende und herzliche Weise das Leben fortsetzten, denn die Gestalten derselben schauten nicht mit gefalteten Händen in ewig angstvoll stummer Geberde zum Himmel hinauf, sondern sie setzten ihre Existenz fort, indem die Hand des Künstlers sie in ihrer Gegenwart, in dem was sie einst waren, hinstellte. Und im lebendigen Gegensatze zu diesen ernsten schweigsamen Zeugen versunkener Zeiten erfreute er sich an dem frohen Menschengewühl und mischte in den Abendstunden sich unter die fröhliche Menge, die in volleren Zügen die Lust des Lebens genoß, als die gedrückten Bewohner unwirthsamer Himmelsstriche. Die Gemäldesammlungen wurden aufmerksam betrachtet, und in der Gallerie St. Giorgio hätte er die Bemerkung aus Lessing's Laokoon bestätigt finden können, daß religiöse Rücksichten oft hemmende

Schranken für den Künstler und die Kunst waren, als er auf den Altarblättern einen Mannaregen dargestellt sah, der 30 Fuß lang und 20 Fuß hoch war. Die Antikensammlung war ihm ein hoher Genuß. „Es liegt in meiner Natur," schrieb er von hier aus, „das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle."

Ueber Vicenza und Padua fuhr Göthe nach Venedig. Am Abend des 28. September kam er in der Lagunenstadt an und freute sich lebhaft, daß Venedig ihm nun kein bloßes Wort, kein hohler Name mehr sei. Der erste Anblick der Gondeln auf den Lagunen rief eine freundliche Jugenderinnerung in ihm wach; aus Italien hatte sein Vater ein schönes Gondelmodell mitgebracht, das dem Knaben ein willkommenes Spielzeug gewesen war. Zwei Wochen verweilte er in Venedig, und gewann in dieser Zeit ein vielseitiges und genaues Bild der merkwürdigen Stadt. In den ersten Tagen eilte er ohne Führer durch die Straßen, ließ sich die Kanäle entlang rudern, um sich einen Eindruck des Ganzen zu verschaffen, und beachtete das Wesen der Bewohner und ihre Erscheinung, ihre Sitten mit aufmerksamen Blicken. Dann verschaffte er sich einen Plan der Stadt und genoß nun die Einzelheiten. Vom Markusthurm herab bot sich ihm ein entzückendes Schauspiel dar, und über die Giebelspitzen der venezianischen Paläste hin sah er zum erstenmal in seinem Leben das Meer, das *weite*, blaue, herrliche Meer. Kirchen und Klöster, Bildwerke und Bauwerke wurden nun betrachtet, und so lebhaft wirkte die Welt des Alterthums und die Denkmäler klassischer Baukunst auf das leicht erregte Gefühl des Dichters, daß nur, was die Gegenwart bot, ihm schön erschien. Wie er in Straßburg vor dem stolzen, ernsten, hohen deutschen Münster die gothische Baukunst allein eine Kunst genannt hatte, so entzückte seinen Geist hier ebenso hoch die Reinheit klassischer Formen, und beim Anblick eines Tempelgebälks rief er aus: „Das ist freilich etwas anderes, als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas anderes, als unsere Tabakspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken, die ich nun, Gott sei Dank! auf ewig los bin."

In der Kirche der Mendicanti wohnte er einem Oratorium bei; hinter einem Gitter erklangen herrliche weibliche Stimmen. Im Theater St. Lukas sah er eine extemporirte Komödie mit Masken; die Zuschauer spielten mit, und die Menge verschmolz mit dem Theater in Ein Ganzes. Auch eins der berühmten Lustspiele des Goldoni, den Lessing rühmte und gern las, sah Göthe. Die Personen des Stückes stellten lauter Seeleute vor, Einwohner der Gegend von Chiozza, und ihre Weiber, Schwestern und Töchter. Göthe hatte einige Tage zuvor einen Ausflug in die Gegend des genannten Ortes gemacht, und es gewährte ihm nun doppelte Freude, das Geschrei dieser Leute, das ihm noch im Ohre widerhallte, ihre Händel, ihre Heftigkeit, ihre Gutmüthigkeit und Plattheit, ihren Witz, ihren Humor, ihre ungezwungenen Manieren so treffend nachgeahmt zu finden.

Ein ungewöhnliches Schauspiel war der Anblick einer öffentlichen Gerichtsverhandlung im herzoglichen Palaste. Die Redner wendeten alle Mittel der Bewegung und der Stimme bis zur Uebertreibung auf, und suchten auch durch

Scherze zu wirken, die bei den Zuschauern des dichtgedrängten Saales unendliches Gelächter hervorriefen. Einen Redner andrer Art, einen zerlumpten Rhapsoden der niedern Volksklasse hörte er auf einem Uferdamm einem aufmerksam ernsten Kreise von Zuhörern Geschichten erzählen:

Also hört' ich einmal am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreise geschlossen
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.

Unter den venezianischen Schiffern waren die Dichtungen des Ariosto und des Tasso besonders beliebt; sie trugen jene schönen Gesänge nach ihren eigenen Melodien vor, deren Wohllaut man rühmte. Göthe wollte sie hören, er bestieg im Mondenschein eine Gondel, zwei Sänger begleiteten ihn, der eine nahm vorn in der Gondel, der andere am Steuer seinen Platz, und nun begannen sie ihre Lieder, Strofe um Strofe abwechselnd. Am Ufer der Giudecca stiegen sie aus und gingen der eine hierhin, der andere dorthin am Kanal hinab; wie die Stimme eines Einsamen, der in die Weite ruft und zu dem eine Antwort herüberschallt, so klangen dem Dichter die fernen Stimmen, wie eine Klage ohne Trauer, die dennoch ihn bis zu Thränen rührte.

Auf der ganzen italienischen Reise wurde dem Studium der Natur ein nicht unbedeutender Theil der Zeit gewidmet. Auf dem Fischmarkte in Venedig gab die Betrachtung dessen, was das Meer lieferte, ein übersichtliches Bild, und am Meeresufer lernte Göthe die Lebensweise der Seeschnecken und Taschenkrebse kennen. Die Betrachtung der Kriegswerft und der Schiffe war ihm etwas ganz Neues, und es ist sehr bezeichnend für Göthe's Abneigung gegen das Historische und das Politische, daß er bei den Fregatten mehr an die Eichen, aus denen sie gebaut waren, als an ihre Bestimmung dachte.

So viele fremdartige Eindrücke, von denen viele völlig neu waren, äußerten schon jetzt einen lebhaften Eindruck auf den Dichter, und freudig erkannte er dies in den Briefen in die Heimath an: „Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieser leichtern Existenz hinüberſenden! Jawohl ist dem Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorstellung. Auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor, doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen, denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor, sie heißt mich ihre Lehren wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studiren, nicht um sie auszuüben oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren." Um die Bedingungen dieser abgeschiedenen Existenz genauer einzusehen, las er den Vitruv, und es machte ihn jetzt glücklich, den alten Schriftstellern mit frohem Herzen wieder nahe treten zu können.

Ueber das öde Ferrara, das die Erinnerung an die glänzenden Zeiten des Arioſt und Tasso nur noch trauriger erscheinen ließ, führte die Reise nach Bologna. Auf dem Wege dahin entstand der Plan zu einem neuen Drama, Ifigenie in

Delfi, wozu Hygin die Anleitung gab. Nach dem Plane dieses neuen Stückes erscheint Elektra, in der gewissen Hoffnung daß Oreſt das Bild der Diana von Tauris nach Delfi bringen werde, im Tempel des Apollo, um die Axt, die im Hause der Pelopiden eine so schreckliche Bedeutung erlangt, als Sühnopfer an der heiligen Stätte niederzulegen. Zu ihr tritt ein Grieche und erzählt, daß er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet; als man sie beide zum Tode geführt, habe er sich noch glücklich gerettet. Inzwischen sind die Freunde und mit ihnen Iſigenie selbſt nach Delfi gekommen; der entflohene Grieche erkennt in der letztern die Prieſterin, welche die Freunde geopfert, und theilt seine Entdeckung der Elektra mit. Dieſe greift voller Leidenſchaft das blutbefleckte Beil wieder vom Altar auf und will Iſigenie damit niederſchlagen, als ſie noch früh genug die Schweſter erkennt; die rührende Wiedervereinigung der Geſchwiſter bildete den Abſchluß und den Haupteffekt des Ganzen. Dem großartigen Plane der Iſigenie auf Tauris gegenüber ſtellt dieſer Grundriß ſich höchſt ſchwach dar. Das Spiel eines ſehr unwahrſcheinlichen Zufalls erſetzt die Verwickelung der Karaktere; die Handlung iſt äußerſt dürftig, und ſie ſammelt ſich gänzlich auf die eine Geſtalt der Elektra, die in ihrer blutdürſtigen Wuth einen höchſt unerquicklichen Anblick bietet, Oreſt und Pylades agiren kaum anders als dekorativ, und für den, welcher nicht mit der ganzen Geſchichte der Pelopiden bekannt iſt, bleibt die ſchließliche Erkennung zum größten Theil unverſtändlich. Zudem kann nur ein Kenner des Alterthums eine genügende Vorſtellung von der Bedeutung haben, welche der Weihe der Axt unterliegt; für unſer großes Publikum dürfte dieſes Mordinſtrument ſehr leicht Gefahr laufen, lächerlich zu werden. Aus einem ſo widerſtrebenden, ſo völlig unkünſtleriſchen Stoffe ein Kunſtwerk zu ſchaffen, dürfte wohl ſelbſt für einen ſolchen Dichterheros wie Göthe eine Unmöglichkeit geweſen ſein, und er folgte einem richtigen Gefühle, als er dieſen Plan gänzlich fallen ließ.

Bologna und Florenz wurden im Fluge beſichtigt; den Dichter trieb es nach Rom. In Perugia, jenem Städtchen, in welchem Rafael ſeine Jugend verlebte, erfreute Göthe ſich an der ſchönen Lage des Ortes. Eine Fußwanderung brachte ihn zu dem herrlichen Minervatempel aus den Zeiten des Auguſtus, der zur Kirche Maria della Minerva geweiht und dadurch vor ſeiner Vernichtung bewahrt wurde. Der Dichter konnte ſich kaum losreißen von dem herrlichen Bauwerke, deſſen Betrachtung, wie er ſagte, ihn unausſprechlich gefördert und ewige Früchte vorbereitet habe. Nicht minder großartig waren die Einwirkungen der Waſſerleitung in Spoleto, welche in zehn Bogen von einem Berge zum andern führt. Beeinträchtigt wurden die erhebenden Kunſtgenüſſe durch die elende italieniſche Wirthſchaft; der Vetturino und ſein Fuhrwerk waren ſehr wenig befriedigend, die Verpflegung kläglich, die Geſellſchaft oft banditenartig. Aber Göthe ertrug alles geduldig in der Ausſicht auf das, was ſeiner wartete; er wolle ſich nicht beklagen, äußerte er, wenn man ihn auch auf Ixion's Rad nach Rom ſchleppe.

Am 28. Oktober 1786 fuhr Göthe durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt ein. Wie zu einer Geliebten hatte es ihn zu ihr gezogen, und als er das Ziel nun endlich erreicht hatte, glaubte er für ſein ganzes Leben Ruhe gefunden zu haben. Alle Träume der Jugend wurden lebendig, die Bilder, die

er in dem Vorsaale seines Vaterhauses als Knabe so oft betrachtet, standen in Wirklichkeit nun vor ihm; wovon er früher nur Bruchstücke gekannt, das bot sich ihm nun in der ganzen Fülle dar und überwältigte sein Gefühl so sehr, daß er ging und kam und schaute, bis er Abends müde vom Schauen und Staunen war; was er erwartet hatte, fand er alles erfüllt.

Mit dem neuen Rom war er bald fertig. Am Allerseelentage (2. Nov.) sah er den Papst, der damals nur heilig, nicht unfehlbar war, in seiner Hauskapelle auf dem Quirinal, umgeben von Kardinälen. Die Vorstellung wurde mit gewohntem Prunk in Szene gesetzt, aber das Verlangen Göthe's, den heiligen Vater auch goldene Worte reden zu hören, erfüllte sich nicht, und das Wenden und Drehen des dreifach gekrönten Hauptes nach dieser und jener Seite, das dumpfe Murmeln von Gebeten vermochte die Andacht des Protestanten so wenig zu erregen, daß er sich der Betrachtung der benachbarten Kunstwerke zuwandte.

Bei dem Studium der antiken Kunstwerke legte Göthe die Kunstgeschichte von Winkelmann zu Grunde. Alles erregte nun sein Interesse, sogar Sachen, die er früher stets gleichgültig bei Seite liegen ließ, wie Münzen, Inschriften u. dgl. Sogar historischer Sinn schien vorübergehend einmal an dieser Stätte, von der die gewaltigsten Erschütterungen der politischen Welt ausgingen, in dem Dichter lebendig werden zu wollen. Bei seinen Wanderungen und Studien hatte er das Glück, in einem wackern Künstler, einem Landsmanne, einen sehr geeigneten Führer zu finden. Der Maler Wilhelm Tischbein, zwei Jahre jünger als Göthe, hatte mit dem Dichter, wohl durch Merck's Vermittlung, schon früher im Briefwechsel gestanden. Seit mehreren Jahren war er in Rom beschäftigt, und neben der Malerkunst betrieb er auch die Poesie. Unter diesen Verhältnissen mußte er mit Göthe ganz besonders harmoniren, da einer dem andern geben konnte, was eines jeden Liebhaberei war. Göthe sagte dem Genossen seiner schönsten Stunden rühmend nach, mit Leib und Seele habe er ihm angehangen, und selbst wenn ein freundliches Geschick zum zweitenmal ihn dem schönen Lande zuführte, würde er nicht so viel in so kurzer Zeit lernen können, als damals in Gesellschaft dieses reich erfahrenen Mannes. Tischbein seinerseits wunderte sich darüber, daß der geniale Dichter so wenig stürmisch auftrat. Er schrieb an Lavater: „Die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mich noch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein kleines Stübchen, wo er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm denn leicht verschaffen konnte, weil er mit so wenigem begnügt ist. Da sitzt er nun jetzo, und arbeitet des Morgens an seiner Ifigenie bis neun Uhr, dann geht er aus und sieht die hiesigen großen Kunstwerke. Man wollte ihm eine Ehre anthun, was man den großen Dichtern, die vor ihm hier waren, angethan hat, er verbat es sich aber und schützte den Zeitverlust vor, und wandte auf eine höfliche Art den Schein der Eitelkeit von sich ab, das ihm gewiß eben so viel Ehre macht, als wenn er wirklich auf dem Kapitol wäre gekrönt worden." Göthe suchte überhaupt so unbekannt als möglich zu leben; im allgemeinen galt er für einen reisenden Kaufmann. Nur in wenigen Kreisen gab er sich als den, der er war, z. B. bei dem

Fürsten Lichtenstein, der ihn mit dem italienischen Dramatiker Abbate Monti bekannt zu machen wünschte. Da er nun so in den Kreis der römischen Poeten eintrat, so konnte er eine Ehre nicht ablehnen, der nicht leicht ein großer Dichter in Rom entging. Er wurde am 4. Januar 1787 zum Pastore dell' Arcadia ausgerufen. „Ich mußte mir gar schöne Sachen vorlesen lassen", schrieb er, „und ich erhielt den Namen Megalio per causa della grandezza oder grandiosità delle mie opere, wie sich die Herren auszudrücken beliebten." Aehnlichen Förmlichkeiten wußte er in Zukunft auszuweichen, und verwandte seine Zeit lieber zur Betrachtung der Gemälde von Rafael, doch erst nach wiederholtem Schauen vermochte er sich in die großartige Schönheit der Loggien, der Schule von Athen einzuleben; Dominichino und Carraccio sprachen rascher an, beim ersten Anblick aber fesselten die gewaltigen Darstellungen des Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle. Es liegt ganz in der Göthe'schen Natur, daß jedesmal derjenige Gegenstand, mit dem er gerade beschäftigt war, das Interesse für andere Sachen schwächte und alle Macht der Empfindung in sich allein zusammenzog; zwei mächtige Gefühle zu gleicher Zeit hatten nie in Göthe's Brust Raum. So wie das jüngste Gericht des Michel Angelo, so riß das Pantheon seine Theilnahme eine Zeitlang ausschließlich an sich, dann folgte St. Peter auf dem Throne der Gefühle, um ihn nachher dem Apoll von Belvedere einzuräumen. Diese Statue, welche die Begeisterung der Gegenwart nicht mehr so ausschließend erregt, erweckte in Göthe dieselben Empfindungen wie in Winkelmann: er hielt ihn für ein unbeschreibliches, ein göttergleiches Gebilde, in dessen Anschauen er der Wirklichkeit entrückt zu werden vermeinte.

Die große Welt der Kunst wirkte, während sie jeden andern mit immer neuen Aufregungen berührt hätte, für Göthe sehr bald beruhigend, denn er war in seiner Heimath. Er fand, daß er eine Klarheit und Ruhe gewonnen, wie er sie noch nicht gefühlt, und sein Wesen, meinte er, gelangte zu immer größerem Ernst und doch zu größerer Heiterkeit, weil er seine Tüchtigkeit, sein künstlerisches Vermögen stets wachsen fühlte. Gegen Weihnachten schrieb er in die Heimath die Worte: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen, daß ich aber so weit in der Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht; nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte, er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hatte; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im voraus der Festigkeit des zukünftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja, es ist mit dem Kunstsinn auch zugleich der sittliche, welcher große Erneuerung leidet." Vielleicht war es ein wohlthuendes Gegengewicht, daß in dieser Fluth von großen Eindrücken das Interesse für Botanik und für Anatomie sich lebendig erhielt. Die Naturwissenschaften stellen in Göthe's Bildungsgeschichte ungefähr dieselben

Faktoren vereinigt vor, welche in der handwerksmäßigen Medizin des vorigen Jahrhunderts in der Schablone des kunstgemäßen Rezeptes mit den Namen des cohibens und des adiutans bezeichnet wurden, und in demselben Lichte könnte man Göthe's Ausübung der praktischen Kunst betrachten.

Was lange Zeit als Keim von Nebel und Kälte zurückgehalten wurde, und in vergeblichem Ringen nach lebenskräftiger Gestaltung sich abmühte, das lockt der goldne, warme Sonnenschein in kurzer Frist und in lachender Pracht hervor. Lange Zeit hatte Göthe sich mit seiner Ifigenie umhergetragen, drei Bearbeitungen in Prosa hatte er unternommen, aber erst in Rom goß er die unsterblichen Gedanken seines herrlichsten Werkes in die göttergleiche Form. Fördernd bei dieser Umschmelzung in Verse war ihm der Umgang mit Filipp Moritz, einem armen deutschen Gelehrten, den sein lebendiges Streben über die Alpen geführt hatte. Mit ganzer Seele gab er sich dem großen Landsmanne hin. „Wie ein wohlthätiger Genius konnte mir Göthe nirgends gewünschter erscheinen als hier" — schrieb Moritz an einen Freund — „ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt, die schönsten Träume längst verflossener Jahre gehen in Erfüllung." Auf einem Spaziergang, den Moritz im November mit Göthe unternahm, stürzte in der Nähe des Pantheons des ersteren Pferd auf dem schlüpfrigen Pflaster, und Moritz hatte das Unglück den Arm zu brechen. Während er nun einige Wochen hindurch das Bett hüten mußte, nahm Göthe sich seiner sehr freundlich an, und brachte länger als einen Monat viele Stunden bei ihm zu, als sein Wärter, Beichtvater, Finanzminister und geheimer Sekretär. In dieser Zeit ging er mit dem Leidenden dessen Prosodie durch, und Moritz erläuterte dem Dichter besonders eingehend den Hauptpunkt seiner Aufstellungen: daß es in Beziehung auf Länge und Kürze eine gewisse Rangordnung der Silben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sei und diese kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe einer andern geräth, welche mehr Geistesgewicht hat. Auf dieser sehr fein bemerkten Regel ruht in der That das ganze Gebäude deutscher Verskunst, und sie bezeichnet zugleich den Unterschied zwischen deutscher und antiker Silbenmessung. In Göthe's Ifigenie sind unzählige Beispiele von der Beobachtung jener Regel von Moritz zu finden. Die Frühstunden des Tages waren der Ifigenie gewidmet, und am 6. Januar 1787 war die Umarbeitung vollendet.

Ifigenie ist nicht minder als Werther ein Bild aus dem Seelenleben des Dichters. In der Leidenschaft des Werther rang eine wild stürmende Jünglingsseele den Verzweiflungskampf, aus dem den Dichter sein ideales Streben als Sieger hervorgehen ließ; in der Ifigenie hat der starke Mann alle Wirrnisse des Lebens niedergekämpft, er ist zu tief befriedigter, milder Ruhe und Klarheit hindurchgedrungen. Von der Familie der Atriden wird jede Noth, jede innerliche Qual genommen, jeder Zweifel wird gelöst, in sonnenheller Pracht thut das Land der Hoffnung sich auf, und alles was drückte und drohte, sinkt in die tiefe, schweigende Nacht hinab, um begraben und allmälig auch vergessen zu sein. So war Göthe auch durch Verirrungen und Zweifel, durch Schmerzen und Leiden zu der beseligenden Klarheit der höchsten Kunstanschauung durchgedrungen, die nun aber auch so fest vor seiner Seele stand, daß selbst mißbilligende Stimmen

seiner Freunde nicht den leisesten Zweifel in ihm erregen konnten. Aehnlich wie auf diese Weise der Künstler, stellte sich der Mensch zu dem Grundgedanken des herrlichen Dramas. In den Jugendjahren hatte Göthe sich im brausenden Strudel, in einer wilden Jagd gefallen, nichts war den Lustigen von Weimar zu kühn und zu mühevoll, keine Schranke ihnen zu hoch gewesen; und doch hatte dieses Treiben keinen Frieden in Göthe's Brust gegossen, erst an der Hand der edlen Freundin, der Frau von Stein, seiner Ifigenie, hatte er allmälig den Sturm besänftigen können, der die Fluth aufwühlte und die Wellen gewaltig gegen die Ufer peitschte; der Spiegel der Seele glättete sich mehr und mehr, bis er schließlich das Bild der Sonne und aller himmlischen Sterne in ungetrübter Klarheit dem entzückten Auge bot.

Aus diesen, wenn auch individuellen, so doch großen und schönen Beziehungen erhebt das Drama sich auf die Höhe der höchsten menschlichen Begriffe, auf die Höhe der höchsten und reinsten sittlichen Anschauung. Durch den Frevel der Väter erzürnt, häufen die Götter die furchtbarsten Schicksale auf das unglückliche Geschlecht des Tantalus, was mit frevelnder Hand in dunkle Nacht gesäet ist, das bringt grausige, blutige Frucht; wer mit ruchloser Hand die Majestät der Götter und ihre heiligen Gesetze antastet, gegen den wendet das Gesetz mit unerbittlicher Strenge seine furchtbare Gewalt, und mit dem Schuldigen bebt der Unschuldige unter dem endlosen Jammer. Was menschliche Schuld verbrach, kann nur durch menschliche Reinheit wieder gesühnt werden, dem Uebermuth muß die Demuth, dem Verrath die Treue, dem Haß die Liebe entgegentreten, nur auf diese Weise kann der Fluch gelöst, der Zorn der Götter besänftigt, und Glück und Freude zurückgeführt werden.

Was hier an der einen Familie der Atriden, an der einen Gestalt der Ifigenie dargestellt ist, gilt für das ganze Menschengeschlecht; es ist derselbe Satz, den Göthe selber in den schönen Worten aussprach, die er gerade mit Bezug auf die Ifigenie schrieb:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Ifigenie betritt dasselbe Gebiet wie Lessing's Nathan, sie kämpft für den Sieg des Menschlichen über das Beschränkte, Einseitige, sie predigt die Wahrheit, daß der Mensch aus seiner eigenen Kraft, aus seinem eigenen Willen, seinem eigenen Thun und Lassen sein Unglück bereitet, aber auch sein Glück gewinnt, und mit ganzem, vollem Nachdruck stellt sie den Satz hin, daß der Mensch am allersichersten dem Menschengefühl in seiner Brust, der reinen, ungetrübten Stimme seines Innern folgt, wenn er den Weg des Heiles sucht; unvergleichlich schön und mit ergreifender Wahrheit leuchtet diese Wahrheit aus dem dritten Auftritt des fünften Aufzuges hervor, in welchem Ifigenie alle Rücksichten der Klugheit außer Acht läßt und allein dem dunkeln Drange ihres Innern folgt, der sie auf den rechten Weg leitet. Die reinste Menschlichkeit ist auch die höchste Sittlichkeit — das ist der Grundgedanke der Ifigenie wie Nathan des Weisen, und für denselben Gedanken sind Kant, Herder und Schiller, und in seiner Weise auch Wieland auf den Plan getreten.

Die Fabel seines Stückes entnahm Göthe dem bekannten Stücke des Euripides, welches in seinem Plane nur am Schlusse wesentlich von dem deutschen Stücke abweicht; bei Euripides wird der Tempelraub wirklich ausgeführt und die Flucht angetreten, und als Thoas die Fliehenden verfolgen will, erscheint Athene und erklärt dem Könige, alles was geschehe, sei Wille der Götter; diesem Machtspruch beugt sich Thoas, und die Fliehenden bringen sich und ihre Beute in Sicherheit. Das prophetische Wort des Apollo wird dort also ganz wörtlich auf das Bild der Schwester des Gottes gedeutet. Göthe baute diesen armseligen Plan, in welchem die Allmacht der Göttin schließlich das Ungeschick des Dichters unter ihre deckenden Flügel nehmen muß, von Grund aus um. Nicht auf die Gefälligkeit der allesvermögenden Göttin, sondern auf die reine, edle Sittlichkeit und auf die Treue der Iphigenie gründete er die Entwicklung des Knotens; er verbannte also alles Willkürliche und setzte an dessen Stelle das Natürliche, er legte den Schwerpunkt nicht in die äußeren Umstände, sondern in die Entwicklung der Karaktere, aus einem Werke der niedrigsten Gattung schuf er ein Werk der höchsten Vollendung.

Die Behauptung, daß Iphigenie nicht durchweg dramatisch sei, daß die Handlung an einigen Stellen stocke, ist durchaus falsch. Wenn die Handlung in der Iphigenie stockt, so liegt sie auch im Othello und im Hamlet lahm, denn in allen drei Stücken liegt das eigentlich Dramatische nicht in den äußern Begebenheiten, sondern in dem stufenmäßigen, streng motivirten Fortschreiten der Empfindung. Diese Entwicklung ist in der Iphigenie eben so meisterlich durchgeführt, wie in den beiden erwähnten Stücken des Shakespeare. Mit dem sichersten Kunstgefühl läßt der Dichter schon in dem ersten Auftritte uns die Hauptgestalt seines Dramas in der ihr eigenthümlichen Lage schauen; in die innerste Seele der hohen Jungfrau führen uns ihre eigenen, unbelauschten Worte ein, und gerade dadurch, daß diese große, schöne, edel duldende Seele uns gleich beim ersten Blick so ganz bekannt wird, gerade dadurch wird alles was sie thut und sinnt, für den Zuschauer so ungemein klar und verständlich, und unser ganzes Interesse wird sofort mächtig an diese Gestalt gefesselt. Im zweiten Auftritt wird mit ebenso großer Kunst der Zuschauer mit den Verhältnissen des Taurischen Königs und seines Landes bekannt gemacht, und die Erzählung der Iphigenie im dritten Auftritt, hervorgedrängt durch die ungestüme Werbung des Thoas, ist von großer Wirkung und in diesem Zusammentreffen von entschiedener dramatischer Lebendigkeit, da sie so vortrefflich motivirt ist und so wirksam den Gang des ganzen Stückes fördert. Schon diese Fäden allein, die in den ersten drei Auftritten angesponnen sind, würden genügen, die Entwicklung eines ganzen Stückes daran zu knüpfen. Wie hoch wird unsere Theilnahme gesteigert, als die Jungfrau in ihrer keuschen Reinheit, in ihrer treuen Liebe zur Heimath, mit den begehrlichen und wilden Absichten des rauhen Kriegers in Streit tritt, als sie die unbefleckten Hände mit Menschenblut besudeln soll! Die Gefangenen erscheinen, sie erregen unser Mitleid immer höher, als wir entdecken, daß sie unglücklich, daß sie in der treuesten Freundschaft verbunden, daß sie in das gefährliche Unternehmen gegangen sind, um einen alten Frevel der Väter zu sühnen und dem eigenen Hause den Frieden wieder zu gewinnen. Und wie unübertrefflich schön entwickelt

sich nun die Erkennung der Geschwister! Pylades allein trifft zuerst mit der Priesterin zusammen, mit Entzücken begrüßt er auf der entlegenen Insel die Laute heimathlicher Rede:

O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen.

Der Priesterin theilt er nun die Nachrichten aus der Heimath mit, er erzählt ihr von ihrem eigenen Vaterhause und dessen furchtbarem Geschick, das Ifigenie gleichwohl nur zur Hälfte erfährt. Dann tritt Orest zu ihr, an demselben Faden der Erzählung heimathlicher Schicksale wird die Erkennung zuerst des Orest von Seiten der Schwester herbeigeführt, und immer näher, immer ergreifender tritt das Wiederfinden nun auch dem unglücklichen Jüngling nahe; die höchste Gewalt der Gefühle fließt in die Worte zusammen:

Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Das Freudenwort: „Sieh Ifigenien! Ich lebe!" trifft bei dem verdüsterten Gemüthe des Orest auf böse Zweifel, und diesen Umstand benutzt der Dichter mit großer Umsicht, um uns die Qualen seines zerrißnen Innern lebendig vor Augen zu führen, diese Qualen dann bis auf ihre höchste Spitze zu treiben, und nun aufs herrlichste die Befreiung durchzuführen. Nicht leicht kann es etwas Ergreifenderes geben als den Gesang des Jünglings:

Willkommen Väter! euch grüßt Orest,
Von euerm Stamme der letzte Mann!

Und kein Gebet dürfte an tiefer Bewegung und an erschütternder und doch gläubig hoffender Angst dem Gebete der Ifigenie nachstehen, das mit den Worten beginnt:

Geschwister, die ihr an dem weiten Himmel
Das schöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menschen bringet, und den Abgeschiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geschwister!

Unendlich wahr, und herrlich aus dem vollen Leben sowohl wie aus dem tiefsten Karakter des Orest gegriffen sind die Worte des Genesenen:

Die Eumeniden ziehn — ich höre sie —
Zum Tartaros und schlagen hinter sich
Die eh'rnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Auf die Bahn der That, der hohen, edlen That muß ein Karakter wie Orest sofort hindrängen, wenn er der innern Qual ledig ist.

Ifigenie ist die Hauptgestalt des ganzen Stückes, sie ist die Trägerin der Idee, sie ist die treibende Person der ganzen Handlung, ihr vor allen gebührt der breiteste Raum, es würde ein Fehler sein, die andern Gestalten gegen Ifigenie

vorzudrängen, und ein doppelter Fehler, wenn diese Vorgedrängten Thoas und die Seinen wären, die doch nur eine Nebenrolle in dem Drama spielen. Es ist unbegreiflich, wie Schiller dem Dichter daraus einen Vorwurf machen konnte, daß „Thoas und die Taurier sich zwei Akte hindurch nicht rühren." Wäre das denn auch ein Fehler, daß im Zymbeline des Shakespeare der König ebenfalls sich nur im Anfang und am Ende rührt? Und entsteht dadurch, daß Thoas im zweiten und dritten Aufzuge zurücktritt, etwa eine Lücke? Vermissen wir ihn? Ganz gewiß nicht, seine Abwesenheit ist vielmehr vollständig gerechtfertigt: er hat das Opfer befohlen, die Priesterin muß die feierlichen Vorbereitungen treffen, den König hält die Ehrfurcht vor der Göttin zurück. Als die Frist ihm zu lange erscheint, sendet er seinen Boten. Wie hätte das anders sein können? Zudem umfassen die Begebenheiten des zweiten und dritten Aufzuges ja nur wenige Stunden. Der Tadel Schiller's ist gänzlich unberechtigt.

Wundervoll erfrischt und belebt erscheint der Karakter des Oreſt nach seiner Heilung, sein Auge glüht von Muth und Hoffnung, und sein freies Herz ergibt sich ganz der Freude, die Schwester und den Freund zu retten. Auch das ist ein Meistergriff, daß von nun an Oreſt die Seele der Handlung ist und Pylades gegen ihn zurücktritt. Oreſt stellt sich an die Spitze der wiedergefundenen Gefährten und sendet den Pylades, das Bild und die Schwester aufs Schiff zu führen, und die frische Thatkraft der Jünglinge würde nun im raschen Anlauf die Entführung des Bildes und die Flucht vollführt haben, wenn hier nicht wieder so schön, der Grundidee des Stückes gemäß, die reine Seele der Iphigenie zögerte, dem gütigen Thoas mit Undank zu lohnen und einen neuen Fluch auf die Atriden zu laden, und obwohl die äußere Handlung hier gänzlich von den Männern eingeleitet wird, so bleibt doch Iphigenie die Seele des Stückes, und ganz allein nach ihrem Einflusse gestaltet sich der versöhnende Ausgang.

Aber nicht als maschinengleich wirkende Heilige, an die keine Versuchung herantritt, ist Iphigenie dargestellt, sie hat vielmehr einen schweren innerlichen Kampf zu bestehen. Die Lust zur Freiheit, die Liebe zu den Angehörigen, die Sehnsucht nach der Heimath treibt sie gewaltig an, den Taurischen König zu überlisten, und daß sie schließlich dennoch mit wahrhaft heroischem Muthe der Stimme ihres Innern folgt und dem Thoas, den sie nicht betrügen will, alles entdeckt, das kennzeichnet sie als die Königstochter, als den Sproß des stolzen Geschlechtes, das den Göttern gleich zu sein nicht zu gering achtete. Durch diesen Seelenkampf Iphigeniens ist in die beiden letzten Aufzüge ein neues dramatisches Motiv gelegt, welches ungemein spannend wirkt, und in herrlicher Weise, der schönsten Menschlichkeit gemäß, erscheint der frohe, versöhnende Ausgang als eine Frucht von Iphigeniens Seelenreinheit, auf welche der Dichter sein ganzes Stück baute. Kein Fehlgriff, kein Mißklang ist in der wundervollen Harmonie dieses dramatischen Planes.

Wie verhält es sich nun aber mit der vielfach aufgeworfenen Frage, ob Göthe's Iphigenie ein griechisches oder ein deutsches Stück sei? Man weiß nicht, ob man diese Frage lächerlich oder ob man sie boshaft nennen soll. Als ob die Kunst, die Poesie, das Ideal, die Humanität an politische Grenzen, an diese

oder jene Zeit gebunden sei! Werke so großartiger Kunst erheben sich zu einer Höhe, zu welcher nichts Fremdes heranreicht.

An Göthe's Iphigenie ist alles schön; die Sprache tönt wie Musik in den verschiedensten Abstufungen, die mannichfachen Bilder sind mit echt dichterischem Gefühl auf das glücklichste gewählt, die Karaktere sind mit großer Wahrheit und Feinheit gezeichnet und folgerichtig durchgeführt; wohin wir schauen, überall begegnen wir dem Hauche der entzückendsten Schönheit, und zugleich dem tiefen, innigen Gefühle, dem herrlichen Gemüthe, das vorzugsweise ein deutsches Erbtheil ist. Jemehr man sich in die Iphigenie vertieft, desto wundervoller treten die Einzelheiten hervor, desto großartiger und strahlender tritt das Ganze hervor, ein ewiges Gestirn an dem Himmel deutscher Poesie, wie Heinrich Viehoff das Drama so schön nennt.

Als die Iphigenie vollendet war, sandte Göthe sie am 10. Januar 1787 den Freunden in der Heimath zu, und las sie auch den deutschen Künstlern in Rom vor. Aber von dem Dichter des Götz und des Werther erwartete man Kraftstücke voller Aufregung und Leidenschaft; für die ruhige Schönheit der Iphigenie hatte man damals, als die französische Revoluzion bereits durch die Welt zuckte, kein Verständniß. Göthe war in seinen geläuterten Anschauungen seiner Zeit zu weit vorausgeeilt, um volle Anerkennung bei ihr zu finden. Heute sind — eine seltene Erscheinung! — alle Stimmen einig, daß Iphigenie ein Werk erster Größe ist, damals wurde das herrliche Drama kalt aufgenommen. Nur eine vortreffliche Künstlerin nahm es mit unglaublicher Innigkeit, wie Göthe sagt, auf; es war Angelika Kaufmann, deren feines Urtheil wir schon bei der Besprechung des Gedichtes: „Der Wanderer" kennen lernten. Göthe trat mit Angelika, mit der später auch Herder so gern verkehrte, im Anfange des Jahres 1787 in ein freundschaftliches Verhältniß, das bald sehr herzlich wurde, da niemand wie Angelika ein so volles Verständniß für Göthe's Bestrebungen hatte.

Des Dichters Absicht ging im Anfang eigentlich dahin, bis nach dem Karneval in Rom zu bleiben und dann mit Tischbein nach Neapel zu gehen. Ein gütiger Brief des Herzogs entband ihn auf unbestimmte Zeit seiner Pflichten und beruhigte ihn über seine Abwesenheit, so daß Göthe nun den Aufenthalt in Italien nach Belieben ausdehnen und nach Möglichkeit ausnutzen konnte. Der römische Karneval wollte ihm nicht behagen, er hatte für die Thorheiten desselben den rechten Sinn nicht mehr. In den letzten Wochen war er in Rom fast Tag und Nacht in Bewegung; die Lust zum Zeichnen war wieder erwacht, er schweifte umher und gab auf kleinen Blättern wieder, was ihm gefiel. Am 21. Februar war der Karneval beendigt; der römische Frühling stand in voller Blüthe, und der Dichter nahm nun Abschied von der stummen Welt des Alterthums, um dem Glanzpunkte Italiens, dem Paradiese der Erde, dem schönen Neapel zuzueilen, und dort das frische, frohe Leben mit leichter Seele zu genießen.

Nach einer schönen Fahrt von vier Tagen über Velletri, Fondi und Santa Agatha kam Göthe am 25. Februar 1787 in Neapel an. Auch ihn fesselte die schöne Sirene mit jenen mächtigen Reizen, die dem furchtbaren Karthagerheere das Schwert entwanden. „Neapel ist ein Paradies," so schrieb er, „jedermann

lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es ebenso, ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz andrer Mensch. — Man sage, erzähle, male was man will, hier ist mehr als alles! Die Ufer, Busen und Buchten des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Lustträume! Wir sind auch noch Abends in die Grotte des Posilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinschien. Ich verzieh es allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck von den Gegenständen, die ich heute zum erstenmal sah, erhalten hatte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große große Augen." In der thauigen jugendfrischen Kühle des Morgens, im ahnungsvollen Dämmerlichte des Abends, in den entzückenden Vollmondnächten, in den Straßen, auf den Plätzen, am Meeresufer, überall und zu allen Stunden war die Schönheit des Lebens so überwältigend, daß der Dichter meinte, so zu träumen sei denn doch der Mühe werth, und wer sich an Neapel zu erinnern vermöge, der könne nie in seinem Leben ganz unglücklich werden. Vor seinen Augen breitete nun täglich das ewige Meer seine glänzende Fläche aus. Schon in unserm armen Norden ist das Meer so unendlich herrlich, immer wieder neu und immer schön, wie entzückend muß es erst in jenen seligen Gefilden sein! Er könne nicht begreifen, schrieb Göthe, wie er habe leben können ohne das Meer gesehen zu haben, und wie er fortleben wolle, ohne es zu sehen. An keinem Orte wird die Sehnsucht stärker rege als am Meere; mit den Wellen ziehen die Gedanken in die Ferne, und wo Meer und Himmel in einander übergehen, da schweben die Gedanken unmerklich leise in das Reich der Träume, die da wandern, man weiß nicht wohin? und fragen, man weiß nicht wonach? So saß der Dichter auch am Meere und sah seine rauschenden Wogen stürmisch bewegt, oder er schaute den Schiffen nach, die mit vollen Segeln in die Ferne steuerten und zuletzt verschwanden. „Wenn man jemand Geliebtes so fortfahren sähe," meinte er, „so müßte man vor Sehnsucht sterben!"

Von allen seinen Arbeiten hatte er nach Neapel nur den Tasso mitgenommen, doch er vermochte nicht, sich zur Arbeit zu entschließen. In Rom war es ihm Bedürfniß zu studiren und zu schaffen, in Neapel wollte er nur leben. Schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes begann er seine Ausflüge in die Umgegend. In Gesellschaft des Fürsten von Waldeck, den er in Rom kennen gelernt, unternahm er eine höchst vergnügliche Fahrt nach Puzzuoli. Den Vesuv bestieg er dreimal, und zweimal brachte seine übergroße Kühnheit ihn in große Gefahr. Das frische Leben der Gegenwart erfüllte sein ganzes Wesen so sehr, daß der Besuch von Herkulanum und Pompeji keinen großen Eindruck auf ihn machte. Er fand die Verhältnisse der antiken Städte sehr klein, erfreute sich jedoch an dem Umstande, daß alle Zimmer und Gänge, sowie alle Hausgeräthe künstlerisch geschmückt und mit Geschmack verziert waren. Auch Pästum, Kaserta und die Ruinen des alten Kapua wurden besucht. Tischbein begleitete ihn zu allen genannten Orten als wohlunterrichteter Ausleger, und durch ihn wurde Göthe auch mit dem berühmten Landschaftsmaler Filipp Hackert bekannt. Dieser ausgezeichnete Künstler gab dem Dichter ein offenes Urtheil über seine Befähigung

zum Maler und seine Leistungen im Zeichnen; er sagte zu Göthe: „Sie haben Anlagen, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und andern Freude macht.“ Göthe meinte, über diesen Text solle man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten; seit dieser Zeit ist er sparsamer in der praktischen Ausübung der Kunst gewesen.

Auch mit dem alten Ritter Hamilton vermittelte das Interesse zur Kunst die Bekanntschaft. Dieser Engländer hatte ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, eine Engländerin, bei sich, von der der Maler Tischbein sagte, sie sei die einzige wirkliche Schönheit, die er in seinem Leben gesehen. Sie wußte im griechischen Kostüm, mit aufgelöstem Haar, durch den Wechsel ihrer Stellung und mit Hülfe ihrer Gewande die schönsten Antiken zu vergegenwärtigen. Tischbein malte sie als Iphigenie in einem Bilde, auf welchem Orest von seiner Schwester erkannt wird. Mit großer Theilnahme verkehrte Göthe mit dem Ritter Filangieri, einem festen, thätigen, wohlwollenden Manne, der sehr gediegene Kenntnisse auf dem Gebiete des Staatsrechts besaß.

Fünf Wochen lang verweilte Göthe in Neapel, und da es in seiner Absicht lag, auch Sizilien kennen zu lernen, so sah er sich nach einem Reisebegleiter um. Denn Tischbein wurde in Neapel festgehalten, wo er sich um eine Anstellung bemühte. In der That wurde er später Direktor der Königlichen Malerakademie und zugleich Schätzer sämmtlicher Kunstwerke des ganzen Landes. Als er selbst sich nun von Göthe trennen mußte, machte er ihm den Vorschlag, einen jungen deutschen Landschaftsmaler Namens Kniep als Begleiter mit sich zu nehmen. Beide Theile wurden einig, daß Göthe die Reisekosten tragen, Kniep unterwegs die interessantesten Ansichten aufnehmen und die Zeichnungen Göthe's Eigenthum werden sollten.

Am 29. März 1787 fuhr Göthe in Kniep's Begleitung auf einer schnellsegelnden Korvette nach Palermo ab. Eine Seereise hatte Göthe noch nicht unternommen, der Kreis seiner Begriffe schien ihm dadurch wesentlich erweitert. Des Widerwindes wegen ging die Fahrt zuerst sehr langsam; die Aussicht auf Ischia und Kapri und die langgedehnte Küste war herrlich. Doch konnte Göthe sich nicht lange daran erfreuen, da die Seekrankheit ihn befiel. Er begab sich in seine Koje, streckte sich auf sein Lager und beschäftigte sich mit dem Plane des Tasso. Die Nacht zum 1. April war stürmisch; am Morgen des 2. April befand man sich in der Bucht von Palermo; die Stadt mit dem Monte Pellegrino, das weithingestreckte Ufer mit Buchten, Landungen und Vorgebirgen boten einen herrlichen Anblick. Im Hafen von Palermo zu landen gelang erst mit vieler Anstrengung Nachmittags um drei Uhr. Die Umgebung der Stadt fand er über alle Beschreibung herrlich, die Maulbeerbäume grünten, die Oleander, die Zitronen blühten und füllten die weiche Luft mit süßen Wohlgerüchen. Was in der hellen Sonne sich glänzend und mit allen Einzelheiten darstellte, das zerschmolz im Scheine des Mondes in träumerisch schöne Massen, und mit Entzücken dachte der Dichter daran, daß die Erinnerung dereinst auch im Norden aus seiner Seele die Bilder jener glücklichen Gegenden wieder heraufheben werde. Ein Tag wurde einem Ausfluge in das liebliche und fruchtreiche Thal gewidmet,

durch welches das Flüßchen Orbito herabströmt. Als an dieser Stelle der Führer ihm von Hannibal und dessen Thaten zu erzählen begann, hieß Göthe ihn erzürnt schweigen. So leicht verwundbar war des Dichters Gefühl, daß er auch nicht einmal die Erinnerung an Gegenstände duldete, die ihm, wie alles Geschichtliche, fremd waren. Statt dessen beschäftigte er sich damit, an seichten Flußstellen Steinchen aufzulesen, um sein geologisches und mineralogisches Interesse zu befriedigen. Ein Buch über das Steinreich Siziliens begleitete ihn stets auf seinen Wanderungen durch die Insel. Im Palaste des Vizekönigs zu Palermo besichtigte er den Antikensaal und ein Münzkabinet, und gewann für letzteres eine rege Theilnahme. Viel Vergnügen gewährte ein Ausflug zu der Kirche der heiligen Rosalie auf dem Monte Pellegrino. Der Weg dahin war mit unendlicher Arbeit über Bogen und Pfeiler durch die Felsen hinaufgeführt worden. Auf der Höhe lehnte die Kirche sich dergestalt an die Felsen, daß die eine Seite derselben durch die Felswand gebildet wurde. In dieser Wand gewahrte man eine Grotte, welche die Gebeine der Heiligen und ihr Bildniß von Marmor, mit goldnem Gewande, enthielt; ein vorliegendes Gitter von Messing ließ den Kopf wie hinter einem Schleier erscheinen, und das geheimnißvolle Dämmerlicht der Grotte konnte den Gedanken erwecken, als schlummere die Heilige. Der Dichter spann die Illusion in seinen Träumen weiter und konnte sich nur mit Mühe von dem wunderbaren Orte losreißen.

In Palermo lebten Verwandte des bekannten Cagliostro; Göthe besuchte sie und fand in der Mutter und der Schwester des Betrügers arme, wohlgesinnte Leute; später sammelte er eine Summe Geldes für sie und sandte sie ihnen von Weimar aus zu. Die Stadt Palermo, in deren Straßen der Kehricht und schmutzige Abfälle in hohen Haufen lagen, fesselte den Dichter sehr wenig, er brachte den größten Theil seiner Zeit in der Umgegend, an der Meeresküste zu, wo die rauschende Welle seinen dichterischen Träumen leichte Wege bahnte. Die ganze Umgebung erinnerte ihn an die glückliche Insel der Fäaken und an die herrliche Naufikaa. Mit der Odyssee setzte er sich an eine schöne Stelle, in einen herrlichen Garten nahe der Rhede, an den Fuß des Rosalienberges, und der Entwurf zu einer dramatischen Behandlung der Schicksale der Naufikaa stieg vor seiner Seele auf, doch kam noch nicht einmal der Plan zur Vollendung. Denn gerade als dieser Gegenstand in seinem Geiste nach Gestaltung rang, kam er unter den vielfach wechselnden Formen der Pflanzenwelt, die seinem Auge sich in üppiger Fülle bot, wieder auf die schon früher gehegte wunderliche Grille, die Urpflanze zu entdecken, aus deren Gestalt und Organen sich alle übrigen Pflanzen entwickelt hätten. Göthe hat mit dieser fixen Idee manche schöne Stunde verthan.

Nachdem Göthe und Kniep einige Wochen in Palermo verweilt hatten, setzten sie ihre Reise zu den übrigen schönen Punkten der Insel fort. Am 18. April ritten die Reisenden mit einem Vetturino die herrliche Straße nach Monreale hinauf; von dem Bergstädtchen Alcamo, wo sie einen Tag verweilten, machten sie einen Abstecher zu dem einsam gelegenen Tempel von Segeste. In drei Tagereisen ging es nun über Castel Vetrano und Sciacca nach Girgenti, wo man am 23. April anlangte. Vier Tage wurden dem schönen, hochgelegenen

Orte gewidmet; unvergleichlich schöne Aussichten thaten sich auf, und auch die Nähe bot manches Interessante. Unter der Führung eines freundlichen Weltgeistlichen wurde der Dom besichtigt, der eine große und schöne antike Vase mit halberhabener Arbeit und einen wohlerhaltenen antiken Sarkofag mit herrlichen Bildwerken aufzuweisen hatte. An dem breiten Abhange des Berges fanden sich die Ruinen von vier Tempeln, die dem Jupiter, dem Herakles, dem Aeskulap und der Konkordia geheiligt waren. Um auch das Innere der kornreichen Insel kennen zu lernen, wurde nun die Richtung über Caltanisetta nach Catania eingeschlagen. Die Gegenden, durch welche sie zogen, waren reich, aber sehr einförmig. In Caltanisetta sah man sich vergeblich nach einem Unterkommen um; das Essen mußten die Reisenden sich selbst beschaffen, und während man es kochte, mußten sie auf dem Markte die angesehensten Einwohner des Ortes unterhalten; sogar in diese abgelegenen Gegenden war die Kunde von den Thaten Friedrichs des Großen gedrungen, und die Sizilianer wollten immer noch mehr von dem nordischen Helden hören. Am Abend des 1. Mai erreichte man Catania, Syrakus hatte man liegen lassen, da von der alten prächtigen Stadt nur noch klägliche Reste geblieben waren. In Catania wurden im Palaste des Prinzen Biscaris Alterthümer und eine treffliche Münzsammlung, beim Ritter Gionni eine zierlich aufgestellte Sammlung von Laven, Basalten und Zeolithen bewundert. Da der Gipfel des Aetna um diese Zeit noch hoch mit Schnee bedeckt war, so wurde nur der Monte Rosso bestiegen. An den Felswänden am Meere entlang führte der Weg, zu dem die Wellen oft heraufspritzten, auf Messina zu; am 9. Mai wurde die Stadt erreicht. Noch lagen die Trümmer so, wie sie das furchtbare Erdbeben vom Jahre 1783 hingestürzt hatte, die Einwohner lebten seit jener Zeit in einer Bretterstadt, die man auf einer großen Wiese eilig errichtet hatte. Die Stadt selbst war ein Trümmerhaufe, große Paläste waren völlig zerstört, und nur einzelne Gebäude waren noch bewohnbar. In diesen Trümmern herrschte ein alter grimmiger Gouverneur, dessen Launen auszuweichen Göthe sich früh wieder auf die Heimreise begab. Am 14. Mai verließ er nebst seinem Gefährten Messina mit einem französischen Kauffahrer, der nach Neapel segelte. Der Raum war auf diesem Schiffe ziemlich beschränkt, und als Göthe von der Seekrankheit befallen wurde, war seine Lage wenig beneidenswerth; doch sie sollte auch noch sehr bedenklich werden. Der Wind, der fortdauernd ungünstig war, trieb das Schiff immer mehr der Insel Capri zu; schließlich trat fast gänzliche Windstille ein. Göthe und Kniep waren auf dem Verdeck, sie erfreuten sich eines herrlichen Anblickes. Die Sonne war im Untergehen, ein prachtvolles Farbenspiel lag auf dem spiegelglatten Meere, auf dem Kap Minerva und auf der ganzen Küste; über dem Vesuv im Hintergrunde hatte sich eine ungeheure Dampfwolke aufgethürmt. Aus dem Genuß dieses schönen Bildes riß die Reisenden eine immer lautere Bewegung unter den Passagieren, und als sie hinzutraten, wurden sie bald genug mit der Gefahr bekannt, die ihnen drohte. Das Schiff war in die Strömung gerathen, welche sich um die Insel Capri bewegt und langsam aber unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo keine Bucht, kein Fuß breit Vorsprung sich zur Rettung bietet. Immer näher kam das Schiff dem drohenden Ufer, immer

wilder wurde der Lärm der Passagiere, die Schmähungen gegen den Kapitän und den Steuermann. Da trat Göthe unter die Tobenden und redete ihnen mit ernstem Nachdruck zu; er stellte ihnen vor, daß sie durch ihr Wüthen gerade diejenigen, von denen sie noch Rettung erwarten könnten, vollends verwirrten; vielmehr sollten sie zur Mutter Gottes beten, damit auf ihre Verwendung ihr Sohn, der einst dem Meere Stille gebot, nun den Wind errege, der sie der Strömung entziehe. Diese Worte wirkten, die Männer schwiegen, die Frauen lagen betend auf den Knien. Im Augenblicke der höchsten Noth erhob sich ein leichter Wind, der von den Segeln Gebrauch zu machen gestattete; auf diese Weise wurde das Schiff gerettet und kam am 16. Mai glücklich in Neapel an. Der Hauptgewinn dieser sizilianischen Reise war das nunmehr völlig eröffnete Verständniß für Homer. Wie er später zu Schiller sagte, hörte in Sizilien die Odyssee für ihn auf ein Gedicht zu sein, sie schien ihm die Natur selbst.

Die wenigen Wochen, welche Göthe nun noch in Neapel zubrachte, widmete er dem frohen Verkehr mit bedeutenden Personen, die ihn vielfach suchten. Tischbein war nach Rom gereist, statt seiner schloß Hackert sich innig an Göthe an. Auf dessen Betrieb zeigte ihm der Ritter Hamilton nun seine geheime Schatzkammer, die viele werthvolle Kunstschätze enthielt, welche theilweis aus Pompeji stammen mußten. Die herrlichste aller dieser Sammlungen besichtigte Göthe in dem Museum von Portici. In freundlichem Verkehr stand der Dichter auch mit dem Marquis Lucchesini und der Herzogin Giovane. Für den letzten Abend, den er in Neapel verweilte, hatte er der Herzogin seinen Besuch versprochen. Sie wohnte im königlichen Schlosse, Göthe fand sie in einem großen und hohen Zimmer, an dessen einer Seite die Fensterläden geschlossen waren. In lebhafter Unterhaltung über Literatur begriffen, gingen sie im Zimmer auf und ab. Die Dämmerung brach herein, da blieb die Herzogin an einem Fensterladen stehen, stieß ihn auf, und vor dem Dichter stand ein Bild, das wie ein Zaubertraum erschien: aus dem Dunkel der Nacht trat der Vesuv hervor, von dem die glühende Lava in breitem Strome herabfloß und den Rauch vergoldete, der über ihr schwebte; der Berg tobte gewaltsam, über seinem Haupte stand eine ungeheure, unbewegliche Dampfwolke, welche jeder Auswurf des Vulkans blitzähnlich erleuchtete und in den riesigsten Formen erscheinen ließ; bis zum Meere hinab zog sich ein Streifen von dunstiger Gluth; die übrige Landschaft, Meer und Erde, Fels und Wald lag klar und friedlich in ruhigen Umrissen. Nun trat hinter dem Berge der Mond hervor, der volle Mond, der bald wie eine zweite Sonne glänzte und das ganze weite Bild mit seinem Abglanz füllte. Hingerissen und überwältigt schaute der Dichter, bis die Herzogin ihn endlich erinnern mußte, daß die Stunde nahe sei, zu welcher ihre Zimmer geschlossen würden.

Am folgenden Tage, dem 3. Juni, verließ Göthe Neapel, und halb betäubt von der unendlichen Lebensfülle der unvergleichlichen Stadt, begab er sich nach Rom zurück. Der 7. Juni war der Tag des Frohnleichnamsfestes, an welchem die Teppiche nach den Kartons von Rafael öffentlich ausgehängt wurden. Sie bereiteten dem Dichter diesmal noch mehr Freude, als damals, wo er sie zuerst in Straßburg sah. Die Liebe für die praktische Ausübung der Kunst regte sich

nun wieder mit aller Macht; Göthe verkehrte fast nur mit dem Kreise der deutschen Künstler. Hackert kam auf einige Wochen von Neapel herüber und zeigte ihm die Gallerie Colonna, Angelika Kaufmann führte ihn in die Farnesina. Im August, als ein reicher Kunstfreund von einigen Malern Kopien der Michel Angelo'schen Gemälde in der Sixtinischen Kapelle nehmen ließ, wußte Göthe sich durch den reichlich belohnten Kustoden Zutritt zu dem Heiligthum zu verschaffen, in dessen kühlen Räumen er oft ganze Tage verweilte; einmal hielt er sogar auf dem päpstlichen Stuhle einen erquickenden Mittagsschlaf. Seinem Interesse für Baukunst wurde durch einige besonders werthvolle Sammlungen von Rissen gedient, die damals nach Rom gelangten. Göthe, der in den heißen Monaten Tischbein's kühlen Saal bezogen hatte, zeichnete überaus fleißig und machte sogar Versuche zu modelliren. Dem Verkehr mit der großen Welt wich er beharrlich aus, vergeblich suchte der Kardinal Staatssekretär Buoncompagni ihn in seine Kreise zu ziehen; vor den Herren und Damen, schrieb Göthe den Freunden in der Heimath, scheue er sich wie vor einer Krankheit, ihm würde schon weh, wenn er sie nur fahren sähe.

Zu Göthe's Verkehr gehörte auch der Hofrath Reiffenstein, ein bejahrter, geachteter Mann, der einst Winkelmann's vertrauter Freund gewesen war. Ferner der Maler Hirt, der schon genannte Moritz, der Maler Heinrich Meyer aus Zürich, und einige andere. Das Leben dieser Genossen war frei und fröhlich, von steifen Schranken nicht beklemmt, von dem Geiste idealen Strebens beseelt, und durch so manchen schönen Genuß immer wieder erfrischt. Einmal wollte Göthe der verehrten Angelika, die nie ein Theater besuchte, Cimarosa's Musik vorführen. Die römischen Opernsänger, die von der deutschen Künstlerbank stets freigebig Beifall ernteten, waren zur Mitwirkung gern bereit. Göthe ließ seinen großen kühlen Saal ausschmücken und durch einen benachbarten Wirth Erfrischungen besorgen, die Freunde stellten sich zahlreich ein, und unter den offenen Fenstern versammelten sich in der schönen Sommernacht viele Menschen, die wie im Theater allem, was ihnen gefiel, reichlichen Beifall spendeten. Zufällig kam ein großer Gesellschaftswagen, auf dem ein ganzes Orchester von Musikfreunden eine nächtliche Lustrunde unternahm, herbei, hielt unter den Fenstern still, und ließ, als die Gesänge von innen schwiegen, eine Baßarie aus derselben Oper, mit allen Instrumenten begleitet, ertönen, so daß nunmehr der lebhafteste Beifall von den Fenstern herab erschallen konnte. Das Privatkonzert des Dichters wurde auf diese Weise ein öffentliches römisches Nachtfest, und in dem ganzen Stadtviertel kam Göthe in den Ruf eines reichen Mannes von vornehmer Geburt.

Bei einer so eingehenden Beschäftigung mit den bildenden Künsten blieb für poetische Produkte nicht viel Zeit und Muße. Von Anfang Juni bis Ende September wurde der Egmont vollendet und eine Umarbeitung des Singspiels Erwin und Elmire begonnen. Aber diese Arbeiten wurden wieder durch einen längeren Aufenthalt auf dem Lande unterbrochen. In den letzten Tagen des September ging Göthe mit dem Hofrath Reiffenstein nach Frascati; dort betrieb er mit einem Landsmanne, Georg Schütz, das Landschaftszeichnen mit ausschließlichem Eifer. Abends versammelten die Bekannten sich in einem Privathause zu munterer Unterhaltung. Mitunter wurde ein kleiner Ausflug nach Albano ge-

macht. Im Oktober ging Göthe nach Castel Gandolfo; er war dort mit Reiffenstein in dem ehemaligen Wohnsitze des Jesuitengenerals bei dem Kunsthändler Jenkins einquartiert. Nach und nach fanden sich mehrere römische Bekannte ein, unter ihnen Angelika Kaufmann mit ihrem Gemahl, dem Venezianer Zucchi. Auch einige schöne Damen, flüchtige Bekanntschaften von Rom her, erschienen, und wurden nun freundlicher begrüßt. Unter ihnen war eine Römerin, die in Rom in der Nähe Göthe's am Korso wohnte, und eine Mailänderin, die in Jenkins Hause verkehrte. Beide, die Römerin und die Mailänderin, waren befreundet. Göthe sah sie beide gern, seine Neigung entschied sich schließlich für die Mailänderin, und seine Liebe zu ihr hatte bereits einen ziemlich hohen Grad erreicht, als er noch rechtzeitig genug erfuhr, daß sie Braut sei. Mit raschem Entschlusse riß er sich von der Leidenschaft los, später flammte sie aber noch einmal auf. Der Verlobte des Mädchens nahm sein Wort zurück, sie verfiel darüber in eine schwere Krankheit, und als sie genesen war, sah Göthe sie zu seiner freudigen Ueberraschung beim Karneval in Angelika's Wagen. Ein entschiedenes Verhältniß zwischen dem schönen Mädchen und dem Dichter entspann sich jedoch nicht.

Als Göthe am 27. Oktober wieder nach Rom zurückgekehrt war, begann das Zeichnen sofort wieder ihn in Anspruch zu nehmen; unterbrochen wurde diese Beschäftigung durch die Ankunft seines Landsmannes Kayser, mit dem nun viel über Musik unterhandelt wurde. Kayser arbeitete an der Musik für Egmont, die Sinfonie brachte er fertig mit nach Italien. Göthe griff nun mit Lebhaftigkeit das Singspiel Erwin und Elmire an und vollendete die Umarbeitung auch beinahe, und ebenso wurde Klaudine von Villabella wieder vorgenommen, um auch dieses Stück in eine neue Form zu bringen. Da es im Dezember mit der Dichtung wieder zu stocken begann, so wurden Theile des menschlichen Körpers gezeichnet, und bei dem herrlichen Wetter Ausflüge unternommen. In Gesellschaft einiger Freunde wurde Frascati, Monte Caro, Rocca di Papa, Albano, Castel Gandolfo und Marino besucht; ein andermal ging man zu verschiedenen sehenswerthen Kirchen, zu der Rennbahn des Karakalla, zu der Pyramide des Zestius, zu der Transfigurazion des Rafael.

Mit dem Beginn des Jahres 1788 wurde die Arbeit an den Singspielen wieder aufgenommen, Erwin und Elmire wurde beendet. Als der Karneval herankam, betrachtete er das lustige Fest mit mehr Interesse als das erstemal, und später gab er eine Beschreibung desselben. Sein Hausgenosse Georg Schütz zeichnete die einzelnen Masken dazu. Als der sinnverwirrende Lärm dieses Festes vorüber war, trat der Gedanke an den Abschied von der ewigen Stadt nun schon ziemlich nahe. Göthe zog die Summe alles dessen, was sein Leben in Italien erfüllt hatte, und er gelangte zu der Ueberzeugung, daß nicht der Beruf des bildenden Künstlers, sondern des Dichters seine Bestimmung sei. Im Februar 1788 schrieb er an die Freunde: „Ich bin recht still und rein, und jedem Rufe ergeben und bereit. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bischen mehr oder weniger pfusche, ist eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst ge-

boren bin. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue."

Wir haben es wiederholt ausgesprochen, daß wir es für eine irrige Ansicht halten, Göthe habe durch seine Kunststudien nur die Zeit verschwendet, in der er Größeres hätte leisten können. Die Natur Göthe's, welche so ganz und gar in dem tiefen und starken Gefühl, in der entschiedensten Neigung oder Abneigung ihren Schwerpunkt hatte, ließ sich nicht beliebig auf diesen oder jenen Gegenstand weisen, sondern sie war nur dann produktiv, wenn ein einzelnes Gefühl mächtig von innen herausdrängte. Ein jedes dichterische Erzeugniß hat aber auch einen bald leichtern, bald schwerern Kampf um die passende Form zu bestehen, und bei der innigen Verwandtschaft der bildenden wie der dichtenden Kunst kann die Beschäftigung mit der erstgenannten für den Dichter nur förderlich sein, denn beide Künste haben viele Wurzeln gemeinsam, und der tiefste Grund, aus dem sie emporwachsen, ist derselbe, ebenso wie sie demselben Himmel zustreben. Die innige Hingebung an die bildende Kunst hat in Göthe's Dichterwerken die herrlichsten Früchte gezeitigt, die nur ein blödes Auge verkennen kann.

In den letzten Monaten des römischen Aufenthaltes nahm Göthe die Arbeit an seinem Faust wieder auf; die Szene der Hexenküche wurde im Garten Borghese niedergeschrieben. Auch die beiden dramatischen Skizzen Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose gehören dem letzten römischen Winter an, so wie das Gedicht Amor als Landschaftsmaler, das in seiner hohen plastischen Vollendung, in der außerordentlichen Lebendigkeit und in der Schönheit der stufenmäßig sich entwickelnden Bilder an die berühmte Episode vom Schild des Peliden in der Ilias hart herantritt. Endlich ist auch noch ein kleines Lied zu nennen, das über das Verhältniß zu der schönen Mailänderin uns mehr offenbart, als Göthe zu sagen für gut fand; in der Sammlung der Gedichte fehlt es, und der Dichter wollte es in seinem Greisenalter symbolisch gedeutet wissen, doch hat ihm schwerlich jemals diese Bedeutung untergelegen. In Rom nannte Göthe es sein Liebkedchen, und als interessantes biografisches Denkmal schalten wir es ein. Es lautet:

Kupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden,
Wie viele Tage und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun sitz' ich an der Erde Nächte gequälet;
Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben,
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmest so ungeschickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Der Abschied von Rom ergriff schon Wochen lang, ehe er eintrat, des Dichters Herz mit schmerzlicher Gewalt. Nur hier in Rom war er gewesen,

was er eigentlich war: Künstler, nur in Rom hatte er, freier Herr über sich und seine Zeit, ungehindert dem Zuge seines Herzens folgen können, seinen Umgang nach Belieben wählen, alles Fremdartige, alles Lästige zurückweisen können. In der Heimath trat er in einen lästigen Geschäftskreis, in fesselnde Verhältnisse und in eine Umgebung zurück, welche im schroffsten Gegensatze zu den fast unzähligen Denkmälern der Kunst stand, an denen er zwei Jahre lang das entzückte Auge, den durstigen Geist geweidet hatte. Was noch zu sehen war, das wurde nun besucht. So wanderte Göthe noch zu Rafael's Villa, wo der göttliche Meister an der Seite der geliebten Fornarina Ruhm und Ehre in süßem Genuß verträumte; an den Wänden hatte Rafael's Hand in achtundzwanzig Bildern die Geliebte verewigt. Auch nach der Akademie Luca pilgerte Göthe, um den Schädel Rafael's zu sehen, der dort als Heiligthum bewahrt wurde. In die Katakomben bei St. Sebastian that er nur wenige Schritte, dann eilte er, aus der Moderluft wieder das Sonnenlicht zu suchen.

In der Mitte des April mußten die letzten Zurüstungen getroffen werden. Die schönen Gipsabgüsse, die Juno Ludovisi und andere, die Göthe in seinem Saale aufgestellt hatte, schenkte er den Freunden; zwei Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen, übergab er einem römischen Bekannten, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße setzte, wo sie noch jetzt als herrliche Bäume stehen. Von den Abschiedsbesuchen wurde keiner ihm schwerer als bei der schönen Mailänderin, und beim letzten Scheidegruß brach ein Bekenntniß der wechselseitigen Neigung noch in der tiefen Bewegung hervor, welche beider Herzen erfüllte.

Der volle Mond stand in den letzten Nächten am Himmel, in welchen der Dichter mit wenigen Freunden die schweigenden Straßen und Plätze, die Zeugen so vieler schönen Stunden, durchwanderte und zuletzt vom Kapitol, dem einsamen Palast in der Wüste, den letzten Blick nach der ewigen Stadt hinwandte. Unaufhörlich tönten in seine Ohren jene schmerzlichen Verse des verbannten Ovid:

Wenn sich das traurige Bild von jener Nacht mir erneuert,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wenn ich der Nacht gedenk', wo des Theuren so viel mir zurückblieb
Gleitet vom Auge noch jetzt mir die Thräne herab.

In der Nacht zum 22. April 1788 schied der Dichter von Rom. Wieviel er bei diesem Abschiede gelitten, schrieb er später, könne und dürfe er nicht sagen. Die schmerzliche Stimmung begleitete ihn auf der ganzen Rückreise, die er über Florenz, Mailand und Chiavenna in zwei Monaten vollbrachte. Das Manuskript seines Tasso begleitete ihn, und viele Stellen desselben wurden auf der Reise, besonders in Florenz, niedergeschrieben.

Ehe wir den Dichter nun in die Heimath begleiten, wollen wir noch einiges über das Trauerspiel Egmont nachholen; wir haben die Besprechung bis zu diesem Ruhepunkte verspart.

Es sei uns vergönnt, das wenige, was über Egmont hier zu sagen der Raum gestattet, mit einem Worte Lessing's aus dem 23. Stück der Dramaturgie einzuleiten; es heißt daselbst am Schluß: „Weßwegen wählt der tragische Dichter wahre Namen? Nimmt er seine Karaktere aus diesen Namen, oder nimmt er

diese Namen, weil die Karaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mit den Karakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meisten Trauerspiele vielleicht entstanden sind, sondern wie sie eigentlich entstehen sollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der Dichter übereinstimmender auszudrücken: sind es die bloßen Fakta, die Umstände der Zeit und des Orts, oder sind es die Karaktere der Personen, durch welche die Karaktere wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es die Karaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Karaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Karaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu steigen, ist alles was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen; und nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache geben können." —

Wenden wir diese gewiß treffenden Worte auf unser Drama an. Der Egmont der Geschichte war kein großer Karakter. Er war mit einer Herzogin von Baiern verheirathet, die ebenso wie er nicht stark genug war, die Forderungen einer Lebensart voller Pracht und Genuß mit den vorhandenen Hülfsquellen in Einklang zu bringen; das Vermögen des Grafen war sehr zusammengeschmolzen, die Einkünfte von zwei Statthaltereien mußten die Mittel zum glänzenden Unterhalte für ihn und seine Gemahlin so wie ihre neun Kinder liefern. Hätte er sich durch Flucht zur Zeit der Gefahr den Schlingen entzogen, die man ihm legte und die er sehr wohl erkannte, so wäre er durch den Verlust seiner Einkünfte und durch die unfehlbare Konfiskazion seiner noch übrigen Güter ein Bettler geworden. Indem er also blieb, opferte er sich für seine Familie auf, und von dieser Seite betrachtet, gewinnt der historische Egmont, wenn auch nicht unsere Bewunderung, so doch unser Mitleid. Was machte Göthe nun aus diesem Karakter? Einen jungen, ledigen Mann, dessen ganzes Wesen die verkörperte Sinnlichkeit in glänzendem Gewande ist, und der den Freuden der Sinnenlust in so hohem Grade huldigt, daß selbst die furchtbarste politische Lage seines Vaterlandes seine Genußsucht nicht auf edlere Zwecke zu lenken, daß selbst die Aussicht, zwei edle Menschenherzen zu brechen, ihn nicht beirren kann, nächtliche Stunden bei Klärchen zu vertändeln, in denen seine Sinneslust gierig aus dem Becher schlürft, den die bittern Thränen, das Herzblut einer treuen Seele gefüllt haben. Diesem Egmont ist ein heiterer, kühner Sinn, ein offenes, einschmeichelndes Betragen, eine ganze Fluth von leichtsinnigem Vertrauen zu sich und seiner Gewalt über andere gegeben, und alle diese Eigenschaften sind, wie Schiller sagt, in eine durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmolzen. Wieviel bleibt diesem Karakter des Trauerspiels von dem historischen Egmont? Nichts, gar nichts; der Held des Dramas könnte jeden andern Namen ebenso gut wie den Namen Egmont führen, oder vielmehr jeden andern Namen eher als den, unter welchem er uns vorgeführt wird. Der Egmont des Dramas ist überhaupt kein historischer Karakter, er ist ein Fantasiegebilde.

Aber vielleicht ist Egmont, abgesehen von allen äußern historischen Beziehungen, in der Mischung, wie der Dichter ihn gibt, ein besonders großer Vorwurf für die tragische Kunst? Und wir hätten dann, wenn auch nicht ein vollendetes historisches Drama, so doch vielleicht ein herrliches, erschütterndes und erhebendes Karaktergemälde, wie etwa Othello, Hamlet, Makbeth? — Auch das trifft nicht zu. Dem Göthe'schen Egmont fehlt die sittliche Größe ebenso wie ihm das Pathos der Leidenschaft fehlt, und damit fehlt ihm zum tragischen Karakter nicht weniger als alles. Sein Fall erregt nicht unser Mitleid, sondern unsern ärgerlichen Verdruß, daß ein ungeschickter und leichtsinniger Steuermann ein so reichbeladenes Fahrzeug nicht in den offenen Hafen zu steuern vermag, der mit leichter Mühe, von verständigen Freunden dringend gewiesen, zu erreichen gewesen wäre, sondern lieber Schiff und Ladung an den Felsen zerschmettern läßt, als von dem schäumenden Becher weg den Blick auf den Lauf des Schiffes zu richten. Wenn dieser Sinnenbethörte aber gar noch, als die Katastrofe unausweichlich bevorsteht, pathetisch ausruft, er sterbe für die Freiheit, so kann er nur unsern Unwillen erregen, denn aus einem selbstsüchtigen Schwächling wird er in diesem Augenblicke auch noch ein Prahler, und seine letzten Worte klingen wie bitterer Spott. Zum gespreizten Helden eines französischen Romans taugt dieser Egmont wohl, nicht aber zu einem ernsten Trauerspiel.

Dem Grafen Egmont ist eine Geliebte gegeben, die dem frühern Verlobten die versprochene Treue bricht, um sich an dem Glanze weiden zu können, der Egmont's Gestalt umstrahlt. In grausamer Lust nöthigt Klärchen den Verlobten, der nicht von ihr lassen kann, den Triumf des beglückten Nebenbuhlers immer wieder anzuschauen, ihn selber noch mit zu verherrlichen, wie in jenem Auftritte, wo unter dem Absingen des Liedchens, „die Trommel gerühret" dem Brackenburg die Stimme in Thränen stockt. Man möge sagen was man will über den blendenden Glanz dieses Liebesverhältnisses zwischen Egmont und Klärchen, es bleibt in dieser Liebe doch immer ein hohles, falsches Pathos, die Blumen, mit denen sie so verlockend, so prangend geschmückt ist, sind auf Gräbern gewachsen, und diese ganze Liebe, die in den Gefilden des Himmels zu wandeln glaubt, ist im Grunde nur ein Taumel, dem jede edle Regung fehlt, dem aber ein furchtbares Erwachen nicht fehlen wird. An dieser Liebe kann kein fühlendes Herz sich erfreuen, vor allem kein Herz, das selbst einmal treu geliebt hat und dem die Ueberzeugung aufgegangen ist, daß es hinieden kein schöneres und kein heiligeres Gut gibt als die Liebe, die alle Ströme nicht zu verlöschen und alle Gewalten nicht zu überwältigen vermögen. Aber ebenso wenig als wir in dem sterbenden Egmont den Blutzeugen der Freiheit erkennen mögen, ebenso wenig will es uns in den Sinn, in diesem Klärchen nachher die Göttin der Freiheit zu bewundern, denn die Freiheit soll, wie der große Fischart sagt, rein wie eine weiße Lilie sein.

Ebenso wenig befriedigend wie die einzelnen Karaktere ist der dramatische Plan; die Auftritte sind nicht durch die Einheit der Handlung zusammengefaßt, sondern nur durch den Umstand, daß Egmont in ihrem Mittelpunkte steht. Der schwerste Fehler ist der, daß wir eigentlich gar nicht einsehen, warum Egmont

so grimmig gehaßt und schließlich hingerichtet wird. Wer mit der niederländischen Geschichte und dem Karakter des Herzogs Alba völlig unbekannt wäre, dem würde Göthe's Trauerspiel völlig unverständlich bleiben, und wenn er es noch so genau studirte, er würde schließlich doch nicht umhin können zu fragen, was die Ermordung Egmont's denn eigentlich veranlaßt habe. Die Rolle der Regentin ist völlig außerhalb des Stückes, Schiller ließ bei seiner Bühnenbearbeitung diese Rolle ganz fort.

Egmont hat viel Aehnlichkeit mit Götz von Berlichingen, in beiden Stücken sind die Szenen lose aneinandergereiht und nur durch die Person des Hauptheldeu verbunden; in beiden Stücken kommt die herrschende Idee nicht recht zur Entwicklung, weil in dem einen sowohl wie in dem andern die schwach sinnlichen Männer, Egmont und Weislingen, und die lüsternen Weiber, Adelheid und Klärchen, einen zu breiten Raum einnehmen. Wenn in Egmont der dramatische Plan klarer ist, so sind dagegen im Götz die Karaktere mit mehr Naturwahrheit gezeichnet, denn an vielen Stellen des Egmont, z. B. in den Schlußszenen von Klärchens Tode an, herrscht ein falsches, unnatürliches Pathos.

Viele Einzelheiten des Egmont sind dagegen eben wie im Götz von außerordentlicher Schönheit. Die meisterhafte Zeichnung des Volkes hat schon Schiller hervorgehoben, und die Macht der Liebe zeigt uns Klärchen an manchen Stellen mit unwiderstehlicher Wahrheit; das Herz im tiefsten Grunde bewegend ist das schöne Lied, das fast Volkslied geworden ist: „Freudvoll und leidvoll." Daß die sehr schwungvolle Sprache an vielen Stellen einen rythmischen Gang annimmt, um denselben nach Belieben durch längere oder kürzere Prosasätze zu unterbrechen, macht keinen angenehmen Eindruck. Der ganzen Erscheinung nach gehört Egmont in den Kreis der Jugendstücke; die Hauptmasse des Trauerspiels gehört jedenfalls dem Jahre 1775 an.

Wir kehren nun zu der Erzählung dessen zurück, was an die Rückkehr Göthe's aus Italien sich anschließt.

Am 18. Juni 1788 traf Göthe in Weimar wieder ein. Seine Freunde fanden, er sei wohl etwas ernster und kälter geworden, sonst sei er noch der alte. Und doch war Göthe ein ganz anderer geworden. In Italien hatte er nicht allein seine Natur als Künstler, sondern ganz besonders auch als Mensch ausgeweitet und auf einen höhern, freiern Standpunkt gestellt, von dem sehr vieles ihm ganz anders erscheinen mußte, als es sich vor der italienischen Reise ausnahm. Sogar der Biograf, der mit dem Dichter in Italien weilte und mit ihm nun nach Weimar zurückkehrt, kann sich des Gefühls beklemmender Schranken, grenzenlos trockener Verhältnisse und herabziehender Kleingeisterei nicht erwehren; wie müssen erst die Empfindungen dessen gewesen sein, der lebend und thätig eingreifend, berührend und berührt mitten unter diesen Verhältnissen stand, und genöthigt war, sich mit ihnen abzufinden. Wer in Rom dem Geist der Antike, dem Geist Rafael's und Michel Angelo's sich begeistert hingegeben und durch tief eindringendes Verständniß selber ein Bürger in jener erhabenen Welt der Kunst geworden war, der konnte unmöglich wieder sich dazu verstehen, in Weimarischen Landen Rekruten auszuheben und Straßen zu flicken. Was für andere das begehrenswerthe Ziel der Anstrengungen eines ganzen Lebens gewesen wäre, das

mußte für den Dichter der Iphigenie eine drückende Last sein. Schon von Rom aus hatte Göthe Schritte gethan, sich von dieser Last zu befreien; er richtete an den Herzog ein Schreiben, in welchem er freimüthig kund that, was ihn bewegte und was er hoffte. In diesem Schreiben sagt der Dichter: „Wie sehr danke ich es Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dieses Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Sinfonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann und das übrige andern auftragen." Karl August gab der Bitte Göthe's bereitwillig nach. Der Platz des Kammerpräsidenten, den Göthe bisher verwaltet, wurde nunmehr anderweitig besetzt. Durch eine herzogliche Verfügung vom 11. April 1788 wurde der geheime Assistenzrath Schmidt zum Kammerpräsidenten ernannt, außerdem aber bestimmt, daß Göthe den Sitzungen des Kollegs nach Belieben beiwohnen und seinen Sitz dann auf dem für den Herzog reservirten Stuhle nehmen sollte. Göthe behielt nur die Bergwerkskommission, und nach und nach wurden seiner Oberaufsicht sämmtliche Anstalten für Wissenschaft und Kunst im ganzen Lande unterstellt. So war für Göthe ein Wirkungskreis geschaffen, der ihm angemessener war und ihm zugleich mehr Muße für seine poetischen Arbeiten ließ.

Wenn er in seiner amtlichen Thätigkeit erwünschte Erleichterung fand, so sollten dagegen die geselligen Verhältnisse sich nicht so erfreulich gestalten. Auch hier war Göthe nicht mehr der alte. In Italien hatte er den letzten Hauch jener tollen Ungebundenheit von sich gethan und war zu schönem, gleichgewogenen Maß hindurchgedrungen; statt der Jugendlaune erfüllte jetzt die Begeisterung für die höchsten Ideale der Kunst seine Brust, und er selber fühlte, was er geworden war, er selber kannte den Aufschwung seines Geistes. Aber in Weimar war alles beim alten geblieben, niemand war in gleichem Maße wie Göthe fort-

geschritten, und von allen, die dort weilten, war keiner, der Göthe geistig ebenbürtig war, als Herder. Mit diesem schloß sich der freundschaftliche Verkehr, der schon während der Reise in lebhafter Korrespondenz sich geäußert, eng und innig zusammen. Aber kaum zwei Monate später, als Göthe wiederkehrte, ging Herder und bald nachher auch die Herzogin Amalie nach Italien, und Göthe empfand nun um so schroffer und um so schmerzlicher, wie sehr er allein stand, und wie wenig Verständniß er bei seiner Umgebung zu finden hoffen durfte.

Doch so wie die Neigung, so erzeugt auch die Abneigung leicht gleichartige Gegenwirkung; Göthe's Freunde empfanden die Kälte seines Wesens, und niemand mehr, als Frau von Stein. Sie hatte dem Dichter mannichfach leitend und führend zur Seite gestanden, an ihrer Hand hatte er sich aus mancherlei Verirrungen und Verwilderungen emporgehoben, und aus Italien hatte er ihr, wenigstens im ersten Jahre der Reise ganz gewiß noch die innigsten Versicherungen seiner ungeschwächten Zuneigung gegeben. Aber das Wiedersehen, der Verkehr von Angesicht zu Angesicht mußte sich ganz anders gestalten. Göthe bedurfte jetzt keiner Leitung und Führung mehr, und sollten die Fesseln auch Rosenketten sein, er stand in männlicher Kraft und Sicherheit, in hoher Reinheit der künstlerischen Erkenntniß höher als die Freundin, zu der nur ein gänzlich umgestaltetes Verhältniß ihn dauernd hätte hinziehen können. Dieses neue Verhältniß hätte sich aber nur bei gegenseitiger Gleichheit des geistigen Standpunktes bilden können, und das war eben nicht zu erwarten. In Italien war eine neue Liebe durch das Herz des Dichters gezogen, ein schönes junges Mädchen hatte seine Neigung gefesselt, ihr Bild stand unverlöschlich vor seiner Seele, und als er von Italien zurückkehrte, war Charlotte von Stein eine Frau von fünfundvierzig Jahren. Doch ungeachtet aller dieser Verhältnisse würde die alte und innige Liebe nicht so rasch erloschen sein, wenn Charlotte gegen den Freund duldsamer gewesen wäre. Bei Hof und in größerer Gesellschaft verschloß Göthe gewaltsam sein Inneres, er erschien kälter als sonst, aber fest und zufrieden; bei der Freundin ließ er seinem Unmuth freien Lauf, und hielt auch seine schmerzliche Klage um das nicht zurück, was er Großes und Schönes hatte verlassen müssen, und was zu ersetzen in keines Menschen Macht in Weimar lag. Statt zu tragen und zu schonen, wurde Frau von Stein gereizt, sie gab sich keine Mühe ihren Unmuth zu verbergen, und bald zeigte sich zwischen ihr und dem Dichter eine Erkältung der Gefühle, die nicht anders sein konnte, und zu der beide Theile Veranlassung gaben. Ein natürlicher Prozeß vollzog sich, zwei verbundene Naturen trennten sich, da das Bindemittel seine Kraft verlor, und die Pole, die sich früher anzogen, stießen sich nun ab. Göthe ließ es nicht an freundlichen Bitten und an Hinweisungen auf seine Lage fehlen; am 31. August 1788 schrieb er ihr, als sie ihn nach Kochberg, wo sie weilte, eingeladen hatte, die Worte: „Vergib mir, meine Liebe, wenn mein letzter Brief ein wenig konfus war; es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen. Ich fürchte mich dergestalt vor Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgend wohl als in meinem Stübchen; da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen wie es will!“

Wenn aber Frau von Stein auch den Willen gehabt hätte, den Verhältnissen Zeit zur Klärung zu lassen, so trat doch noch ein neuer Umstand ein, der den alten Freundschaftsbund gewaltsam zerriß. An die Stelle der Frau von Stein war eine andere getreten und Göthe war ein Verhältniß eingegangen, neben welchem Charlotte nicht bestehen konnte.

An einem Julitage des Jahres 1788 trat im Parke ein hübsches junges Mädchen dem Dichter entgegen, und überreichte ihm eine Bittschrift für ihren Bruder, der nicht ohne seine Schuld in drückende Umstände gerathen war. Die Bittstellerin, Kristiane Vulpius, war die hinterlassene Waise eines durch Trunksucht verkommenen weimarischen Beamten. Ihre jugendfrische Gestalt fesselte den Dichter; bei näherer Bekanntschaft fand er, daß sie weder von der Natur noch auch in ihrer Bildung verwahrlost sei, und ihre reine Natur machte sie ihm immer anziehender. Dankbar erkannte sie an, was Göthe für ihren Bruder that, der wesentlich gebessert wurde, und bei ihrem einfachen und anstelligen Wesen mochte Göthe wohl empfinden, was er später einmal sagte, daß gegenüber der unermüdet sich steigernden Putzsucht der Frauen immer diejenigen ihm die liebsten gewesen seien, die mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde die stille Versicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geschehe, und daß ohne viel Umstände und Aufwand ein ganzes Leben so fortgeführt werden könne. Kristianens Wesen war eine stete Heiterkeit, die dem Dichter, der am Heimweh nach Italien krankte, eine höchst erwünschte Aufheiterung war. Sie leistete ihm anmuthige Gesellschaft und gab sich ihm schließlich ganz zu eigen. Als die kleine Freundin, wie Göthe sie nannte, am 25. Dezember 1789 ihm einen Sohn gebar, nahm er sie mit ihrer Mutter und ihrer Tante ganz in sein Haus. Sie nahm sich seiner Wirthschaft mit großem Eifer und mit dem besten Erfolge an, und wußte widrige Sorgen mit liebevoller Hand von dem Dichter fern zu halten. Einige jüngere Kinder starben in zartem Alter, nur der erstgeborene Sohn August erreichte das Mannesalter. Achtundzwanzig Jahre lang, bis zu ihrem Tode, lebte Göthe mit ihr, im Jahre 1806 ließ er sich mit ihr trauen und machte sie zu seiner rechtmäßigen Gattin.

Daß ein solches Verhältniß, es mochte nun an und für sich sein wie es wollte, jedes Band zwischen Göthe und Frau von Stein zerreißen mußte, ist sehr erklärlich. Denn wenn Göthe in seiner Verbindung mit Kristiane Vulpius einen Ehestand erblickte, wie er selbst sagte, so konnte Charlotte von Stein doch nur nach dem handeln, was die Welt sagte, und die Welt ist stets mit dem größten Vergnügen bereit, alles herabzuziehen, was sich nur irgend wie erniedrigen läßt, und Frau von Stein übte gegen Kristiane, wie es scheint, nicht ganz Gerechtigkeit. Für eine geliebte und gefeierte Frau ist nichts bittrer, als ihren Platz einer andern einzuräumen, und hat sie gar Grund, auf diese andere geringschätzig herabzublicken, weil sie sozial unter ihr steht, so ist in diesem Falle von einer Frau Gerechtigkeit nicht mehr zu verlangen; eine Frau, die ihr aufgeregtes Gefühl völlig überwinden und nur ihrem Verstande folgen kann, gehört nicht mehr zum weiblichen Geschlechte. Frau von Stein litt unter den heftigen Gemüthsbewegungen, und um ihre Gesundheit herzustellen, trat sie im Mai 1789 eine Reise nach

einem rheinischen Bade an. Für Göthe ließ sie einen Brief zurück, auf welchen dieser am 1. Juni folgendes erwiderte:

„Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen. Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritz *) kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort; Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als Dich und Fritz. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herder, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblicke hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nähme doch keinen Theil an den Menschen, u. s. w. Und das alles, ehe von einem Verhältnisse die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint. Und welch' ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritz, die Herder, jeden der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen! Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest? — Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung mehr beleidigen, als versöhnen könnte. Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden; du verstärkst die hypokondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein fysisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeitlang wohl eingesehen, und das Du aus Liebe zu mir auch eine Weile ver-

*) Wir haben schon erzählt, daß Fritz von Stein, der älteste Sohn der Frau von Stein, oft bei Göthe verweilte und von dem Dichter erzogen wurde.

mieden, und Dich wohl befunden hatteſt. — Möge Dir die Kur, die Reiſe recht wohl bekommen! Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wiedererkennen werdeſt. Lebe wohl! Fritz iſt vergnügt und beſucht mich fleißig."

Inzwiſchen hatte Frau von Stein auf ihrer Reiſe die Frau Rath Göthe in Frankfurt beſucht. Auf die Nachricht hiervon ließ der Dichter ſeinem erſten Briefe noch einen zweiten vom 8. Juni folgen, in welchem er ſagte: „Es iſt mir nicht leicht ein Blatt ſaurer zu ſchreiben geworden als der letzte Brief an Dich, und wahrſcheinlich war er Dir ſo unangenehm zu leſen, wie mir zu ſchreiben. Indeß iſt doch wenigſtens die Lippe eröffnet, und ich wünſche daß wir ſie nie wieder gegen einander ſchließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war; ſobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Menſch, muß in der Folge mich noch mehr verändern. — Ich klage nicht über meine hieſige Lage, ich habe mich gut hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima ſchon wieder mich angreift und mich früher oder ſpäter zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, die ſtrengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß und andere Kombinazionen alles bei uns inkonſiſtent und folgenlos iſt und wird, wenn man faſt keinen Menſchen nennen kann der in ſeinem Zuſtande behaglich wäre, ſo gehört ſchon Kraft dazu, ſich aufrecht, in einer gewiſſen Munterkeit und Thätigkeit zu erhalten, und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslöſen könnte. Wenn nun aber gar ein übles Verhältniß zu den nächſten entſteht, ſo weiß man nicht mehr, wohin man ſoll. Ich ſage das ſo gut in Deinem als meinem Sinne, und verſichere Dich daß es mich unendlich ſchmerzt, Dich unter dieſen Umſtänden noch ſo tief zu betrüben. Zu meiner Entſchuldigung will ich nichts ſagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir ſelbſt, daß das Verhältniß, das Dir zuwider iſt, nicht ausarte, ſondern ſtehen bleibe, wie es ſteht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelaſſenes wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen, es ſoll ſich alles rein und gut zwiſchen uns herſtellen."

Doch dieſe Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Das Verhältniß war zerriſſen, mehr durch die veränderten Umſtände als durch die Schuld derer, die es betraf, und eine Annäherung kam nicht wieder zu Stande. Doch ganz erloſchen war die Liebe nicht, die zwölf Jahre lang ſo friſch und ſo herzerfreuend gegrünt hatte, und bei ſpätern Veranlaſſungen, beſonders bei einer ſchweren Krankheit Göthe's im Jahre 1801, wurden die alten Gefühle wieder lebendig.

Die äußern Sitten und Gewohnheiten eines Volkes haben oft größere Kraft als das Geſetz, und es wird ſich niemand ungeſtraft ihnen entgegen ſtellen können. Im Großen und Ganzen äußert ſich in dieſen Gewohnheiten ein ernſter moraliſcher Sinn, und ihre Wirkungen ſind durchaus heilſam für das Ganze. Doch können auch Fälle eintreten, in welchen die Strenge der Gewohnheit unduldſam und daher ungerecht wird, weil die gegebenen Verhältniſſe von der faſt ausſchließlichen Gewohnheit gänzlich abweichen. Ein Fall dieſer Art war Göthe's Verhältniß zu Kriſtiane Vulpius, welches in der That eine Ehe war, ohne aber den Förmlichkeiten zu genügen, die zum Abſchluß einer Ehe geſetzlich beſtimmt waren. Die

Welt verurtheilte dieses Verhältniß oft mit den bittersten und gehässigsten Bezeichnungen, und doch lag ganz entschieden nichts unmoralisches, und im Grunde auch nichts anstößiges darin. Daß Kristiane Vulpius ein leichtsinniges Geschöpf gewesen sei, gehört unter die Erfindungen boshafter Köpfe; Göthe's Mutter stand mit Kristiane in dem herzlichsten Briefwechsel, der Herzog Karl August selber war bei Göthe's ältestem Sohn Pathe. — Diese Thatsachen beweisen mehr als müßiges Gerede, wenn man auch gänzlich außer Acht lassen will, daß Göthe's Karakter zu allen Zeiten groß und edel war, und daß von seiner Seite eine dauernde Verbindung mit einer Verworfenen eine kolossale Anomalie gewesen wäre, wie sie kaum von einem seiner Sinne nicht Mächtigen zu erwarten steht. Mit Kristiane verband ihn die herzlichste Liebe, die ihn zu der Zeit, wo er sich verlassen fühlte, zu den römischen Elegien und anderen poetischen Erzeugnissen begeisterte. An seinen Arbeiten nahm sie mit Verständniß Theil; Göthe sagte selbst, daß er in der Zeit nach der Rückkehr aus Italien in der Einsamkeit der Wälder und Gärten, wo er dichtete und sann, und in der Finsterniß der dunkeln Kammer, wo er optische Versuche anstellte, sehr verlassen gewesen sein würde, hätte ihn nicht ein glückliches häusliches Verhältniß lieblich zu erquicken gewußt. Von der Elegie „Metamorfose der Pflanzen" erklärt er geradezu: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen, und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete." Dazu bemerkt Riemer: „Das Gedicht Metamorfose der Pflanzen schildert das schöne Verhältniß beider zu einander, ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören." In dem anmuthigen Gedichte „Ich ging im Walde So für mich hin" meint Göthe die Geliebte, die er um jene Zeit in sein Haus aufnahm. In seinen Briefen an die Freunde spricht Göthe oft von seinem Mädchen und sagt, er gestehe gern, daß er sie leidenschaftlich liebe, und mit warmer Besorglichkeit empfiehlt er sie und seinen Kleinen der Fürsorge der Freunde. Als seine Frau am 6. Juni 1816 starb, warf Göthe sich an ihrem Bette mit der bittersten Klage nieder, und als sie todt war, schrieb er die Verse in sein Tagebuch:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Ein solches Verhältniß bedarf keiner Entschuldigung und keiner Rechtfertigung, es war sittlich reiner als tausende von vorschriftsmäßig plombirten Ehen sind, und das Wort des Priesters konnte es zu nichts anderm machen, als es war. Daß Göthe sich nicht sogleich mit Kristiane trauen ließ, dazu hatte er seine wohlerwogenen Gründe. Als seine Gattin hätte er ihr auch dieselbe Stellung in der Weimarischen Gesellschaft einräumen müssen, wie er sie selbst einnahm, er hätte sein ganzes Hauswesen anders einrichten und manchesmal beträchtliche Opfer an Zeit bringen müssen, während in der Weise, wie er seine Einrichtungen getroffen, Kristianens rege und unermüdliche Sorge Störungen liebevoll von ihm fern

hielt und ihm volle Muße zu seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeiten ließ.

Dazu kam noch, daß Göthe's kirchliche Stellung in Italien eine tiefgreifende Veränderung erfahren hatte. In jenem Lande, wo an den Werken und dem Geiste der Alten ihm das Bild der schönsten Menschlichkeit so rein und voll aufging, hatte er zugleich täglich und fast stündlich die sinnlosen Zeremonien des katholischen Ritus und die unduldsame Tirannei der Bekenner dieser Religion zu erfahren, und dadurch setzte sich in ihm ein wahrer Haß gegen jede positive Religion fest. Dieser Haß wurde hervorgerufen durch den Mißbrauch, den er mit dem Heiligsten treiben sah, und gegen diesen Mißbrauch, nicht gegen die Grundlehren des Kristenthums wandte sich sein Haß. Sehr bezeichnend ist eine Stelle eines Briefes aus Italien, in welcher er das Wesen der Unduldsamen sehr scharf trifft; er sagt daselbst: „Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn Jakobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Klaudius aus einem Fußboden ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine (Lavater) ungestraft sagen: alles was lebt, lebe durch etwas außer sich? Würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte von Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? Würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie sich nicht hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist, was er ist, und wo wir alle gleiche Ansprüche haben?" Später minderte dieser Haß gegen die Formalitäten sich so weit, daß Göthe, wie erwähnt, sich in der Zeit der stärksten Aufregung, im Jahre 1806 mit Kristiane Vulpius trauen ließ.

So viel steht fest, daß dieses viel beschrieene Verhältniß durchaus nichts unsittliches in sich trug, und daß der Dichter aus ihm manche Erheiterung, manche Anregung zu poetischen Arbeiten zog, als alles übrige ihn immer mehr auf sich selbst zurückdrängte. Es ist sehr erfreulich, daß die neuere Zeit in diesem Punkte mehr Gerechtigkeit geübt hat, als die Zeitgenossen Göthe's.

In jene einsamen Tage fiel ein Ereigniß, welches nicht geeignet war, die Stimmung des Dichters zu erheitern. Merck wurde von dem Unglück betroffen, von dem wir schon früher berichteten; an Göthe und dem Herzoge Karl August fand er treue und thätige Freunde, deren Hülfe und liebevolle Theilnahme jedoch die schließliche tragische Katastrofe nicht abwenden konnte.

In keiner Zeit seines Lebens war Göthe so auf sich selbst beschränkt gewesen, wie in jenen Tagen, und es war eigenthümlich, daß er gerade jetzt denjenigen kennen lernen sollte, der ihm später der ebenbürtigste Freund wurde. Schiller lebte damals in Göthe's Nähe, die erste Zusammenkunft der beiden Dichter erfolgte im Lengefeld'schen Hause zu Rudolstadt; zu einer Annäherung kam es nicht, Göthe war zurückhaltend, und Schiller's Mannesgefühl gestattete kein Andrängen. Der letztere erzählte seinem Freunde Körner in einem Briefe vom 12. September 1788 über das erste Zusammentreffen folgendes: „Endlich

kann ich Dir von Göthe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, begierig warteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge iſt ſehr ausdrucksvoll und lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſte hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe.

„Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte ſprechen können. Er ſpricht gern und mit den leidenſchaftlichſten Erinnerungen von Italien, was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendſte und gegenwärtigſte Vorſtellung von dieſem Lande und dieſen Menſchen. Im Ganzen iſt meine in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt; er iſt mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwicklung) ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen werden, und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige; ſeine Welt iſt nicht die meinige; unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich's aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Für Göthe war die Zeit zum Abſchluß eines Freundſchaftsbundes mit Schiller nicht günſtig. Schiller ſtand, wie er ſelbſt in ſeinem Briefe ſagte, mitten in den Bewegungen, in den Kämpfen, welche Göthe längſt durchlebt und in Italien bis auf den letzten Reſt abgethan hatte. Das Publikum konnte ſich aber zu der Höhe der Göthe'ſchen Anſchauung nicht erheben, es ſchwärmte mit Schiller's Räubern und wüthete mit dem Ardinghello Heinſe's, zwiſchen welche Göthe, wie er ſehr paſſend bemerkte, ſich bei ſeiner Rückkehr von Italien mit allen ſeinen hohen, reinen Beſtrebungen eingeklemmt ſah. Mit wahrem Schreck gewahrte Göthe, wie ſowohl der wilde Student als die feine Hofdame den Räubern zujauchzten; alle ſeine Bemühungen ſchienen ihm verloren, und am liebſten hätte er allen dichteriſchen Beſchäftigungen entſagt, denn er konnte ja weder hoffen noch beabſichtigen, jene wilden Produkzionen zu überbieten. Für ſein Volk, für deſſen Dichtkunſt hatte Göthe mit ernſtem Fleiße gerungen, und froh der mühſam gezeitigten Früchte brachte er ſie ſeiner Nazion; aber er mußte erfahren, daß man ſie kaum anſah, und daß andere, deren Standpunkt er längſt überwunden, allen Beifall und alle Anerkennung an ſich riſſen. Unter ſolchen Umſtänden ſchloß ſein Inneres ſich zu, und am wenigſten fühlte er Luſt mit dem-

jenigen in nähern Verkehr zu treten, den er als den Hauptvertreter der gehaßten Richtung ansehen mußte. Schiller den Menschen ehrte Göthe seines hohen und unermüdlichen Strebens wegen, und er zeigte seine Theilnahme später dadurch, daß auf seine Verwendung Schiller die Stelle als Professor der Geschichte in Jena im Jahre 1789 erhielt.

Es vereinigte sich nun vieles, um Göthe's Einsamkeit in den Jahren, von denen wir reden, herbe und bitter zu machen: das innige Verhältniß zu Frau von Stein zerriß auf schmerzliche Weise, das Klima drückte ihn nieder und weckte eine fast krankhafte Sehnsucht nach dem schönen Himmel Italiens, sein Streben fand kein Verständniß und seine Arbeiten keine Anerkennung; die französische Revoluzion beherrschte alle Gemüther so sehr, daß nur noch für Politik Interesse war. Die Ausgabe von Göthe's Werken, welche 1790 mit sechs Bänden vollendet war, fand so wenig Absatz, daß der Verleger dem Verfasser seine Klage darüber nicht verhehlen konnte, und der Dichter glaubte sich von seiner Nazion verlassen.

Er fand seinen Trost in den reichen italienischen Erinnerungen, und in regem Studium der Natur. Die ersten Grundzüge der Farbenlehre wurden um diese Zeit im Geiste Göthe's lebendig. Den poetisch verklärten Ausdruck seiner damaligen Gemüthsstimmung finden wir in dem Drama, welches damals seine Vollendung erfuhr, in dem Torquato Tasso, der also zugleich als biografisches Denkmal von höchstem Werthe für uns ist.

Göthe sagte einmal, dem Pelikan gleich habe er dieses Drama mit seinem eigenen Fleisch und Blut genährt. In der That sprechen sich die Grundzüge des Göthe'schen Wesens in keinem seiner Werke mit solcher Treue und solcher Vollständigkeit aus, wie in diesem. Tasso und Antonio haben gleichsam das Vermögen des Dichters unter sich getheilt. Im Drama heißt es, wenn diese beiden zu Einem verbunden wären, so würden sie mit Macht und Lust und Glück durch's Leben hingehen. Göthe, in dem beide Karaktere verschmolzen waren, erfüllte diese Voraussetzung und erntete die reichen Früchte derselben in seinem langen Leben, doch zu Zeiten wurde ihm auch das Schicksal des empfindsamen Tasso zu Theil, da auch in Göthe's Leben die Empfindlichkeit oft zum Schaden seines Wohlseins überwog. Denn die Natur des Tasso war diejenige, welche auch Göthe angeboren war, die Rolle des Antonio dagegen hatte sein maßvoller Sinn und seine Entschlossenheit mehr errungen. Tasso ist deshalb im Drama am feinsten und am eingehendsten gezeichnet, wie es der Hauptfigur ja auch zukommt, und in der Darstellung dieses Karakters ist eine solche Kunst aufgeboten, wie sie kaum an einer andern Stelle unserer Literatur gefunden wird. Die große Gewandtheit und der geniale Blick des Gottfried von Straßburg in Tristan und Isold ließe sich vergleichen.

Tasso ist ganz und gar Gefühlsnatur, bei jedem Anlaß überschwellend, und leicht zum Aeußersten getrieben. Naturen von dieser übermäßigen Reizbarkeit sind stets große Egoisten, und deshalb sind sie auch nicht im Stande, aus sich herauszutreten und ihr eigenes Wesen richtig zu erkennen. Nur die Beschäftigung mit sich selbst macht ihnen Vergnügen, und nur in die Sorge um sich selbst sich zu versenken besitzen sie die Fähigkeit; für andere sich in einem raschen Entschlusse

und im Sturm der Leidenschaft aufzuopfern, vermögen sie wohl, aber ein geduldiges sich Unterordnen, ein liebevolles Abwarten, ein Heben und Tragen anderer ist ihnen eine Unmöglichkeit, sie sind nur für sich selbst da. Sich durch seine Fantasie Freuden zu schaffen und diese Einbildung dauernd zu bewahren, möchte im geraden Gegensatze zu einer unfreundlichen oder auch nur gleichgültigen Gegenwart so leicht keinem gelingen, aber sich Leiden zu erdichten und in jedem absichtslosen Gebaren der Menschen eine Verrätherei, eine Tücke zu erkennen, das ist schon deshalb um so leichter, weil in der Wirklichkeit dergleichen ja auch oft genug vorkommt, und weil egoistische Menschen selbst sehr gern bereit sind, hinterlistige Falschheit gegen andere auszuüben. Sich Schmerzen zu erfinden, oder kleine Leiden mit geschäftiger Fantasie zu Ungeheuern zu vergrößern, ist ihnen eine so süße Beschäftigung, daß sie Verdruß und Sorge wie ein geliebtes Kind an ihrer Brust hegen, und selbst in Augenblicken überschwänglicher Freude sich umschauen, ob nicht irgendwo ein schwarzes Wölkchen zu erblicken sei. Ein Karakter dieser Art ist Tasso, und diese Gesinnung ist in ihm so überwiegend, daß selbst seine künstlerische Begabung dagegen zurücktritt, und der Dichter von der Krankheit des Menschen niedergedrückt zu werden Gefahr läuft. Noch ehe wir selbst ihn gesehen, reden die Prinzessin und Leonore von ihm als einem Kranken, und erschöpfen sich mit dem Fürsten in Plänen, wie er zu heilen sei. In Tasso's Sucht, sich sogar von den Freunden abzusondern, erscheint zugleich sehr bedeutsam seine Eitelkeit, und mit schwerem Vorwurf treffen den tiefsten Grund seiner kraftlosen Natur die ernsten, so ganz aus dem erfahrungsreichen Leben gegriffenen Worte des Alfonso:

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken; Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es *will* der Feind, es *darf* der Freund nicht schonen;
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Tasso ist kein Mann, er ist ein weicher Jüngling, dem das Leben die Form erst noch geben muß; seine Freunde finden täglich Gelegenheit, Geduld an ihm zu üben. Nun tritt er selbst vor unsere Augen, dem Fürsten überreicht er sein vollendetes Werk, das befreite Jerusalem, aber in den Worten, die er dazu spricht, tritt sogleich die eigene Persönlichkeit des Dichters vor das endlich vollendete Werk, und Tasso versenkt sich in die traurigen Zeiten seiner Jugend. Diese Erinnerungen und der Vergleich seiner gegenwärtigen frohen Lage am Hofe des gütigen Fürsten erregen sein Gefühl noch mehr, da sein Herz schon tief bewegt war, als er in Alfonso's Hände seine Dichtung niederlegte. Der Fürst winkt seiner Schwester, der von Tasso heimlich geliebten, dem Dichter den Lorbeerkranz aufs Haupt zu setzen, der die Büste Virgil's ziert. Tasso empfängt den Kranz, das Zeichen der höchsten Dichterehre, auf Antrieb seines Fürsten und aus den Händen der Geliebten, die zugleich so hoch über ihm steht, seine Gefühle werden

höher und höher getrieben, und wir verstehen ihn, wenn er sagt, wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß sein Haupt träfe, brenne der Kranz ihm die Kraft des Denkens aus der Stirn, und Fieberhitze bewege sein Blut. Auf eine vortreffliche Art werden hier jene aufgeregten Szenen begründet, in denen Tasso im Sturm seiner Gefühle die Katastrofe herbeiführt.

In diese Szene, in welcher Tasso im Mittelpunkte der Bewegung als der Hochgeehrte, der Einzige, der Genosse der größten Geister aller Zeiten steht, tritt Antonio hinein, und reißt sofort alles Interesse an sich. Er ist der Mann der klugen, wohldurchgeführten That, aller Schwärmerei abhold, der Wirklichkeit, der Gegenwart zugethan, und daher der schärfste Gegensatz des Tasso; dieser Gegensatz kündigt sich sehr fein schon in den ersten Worten an, die Antonio auf Tasso's Gruß erwidert:

Du wirst mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine schauen magst.

Als Antonio's Wahrspruch könnte man die Worte anführen, die er dem Tasso zuruft: „Was gelten soll, muß wirken und muß dienen," und es geschieht nicht absichtslos und nicht wirkungslos, daß er in Gegenwart des schwärmerischen Tasso den realen, heitern, lebensfrohen Ariost mit beredten Worten preist. Gegenüber diesem thatkräftigen Antonio, der überall als Sieger, als Beherrscher der Verhältnisse, die den Tasso einschließen, erscheint, wandelt den Tasso ein Gefühl der Sehnsucht nach einem gleichen Leben der frischen, fröhlichen That an; er, der seine Kräfte nicht kennt, weil er sie nie erprobt und geübt, fühlt den Drang zu großer That in sich; doch fürchtet er selbst, auf diesem Gebiete wie ein Echo am Felsen zu verschwinden, wie ein nichts sich zu verlieren, und der beste Rath, der ihm gegeben werden kann, wird durch den Mund der Prinzessin ihm zu Theil:

Begnüge dich, aus einem kleinen Staate
Der dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt
Wie von dem Ufer ruhig zuzusehen. —

Es ist höchst interessant zu beobachten, mit welcher Schmiegsamkeit Tasso in dem ersten Auftritt des zweiten Aufzuges, dem die eben angeführten Worte angehören, sich den Gedanken der Prinzessin gleichsam als poetischer Interpretator anschmiegt, und doch dabei stets sein liebes Ich in den Vordergrund stellt. Als ihm die Prinzessin auf seinen Seufzer, daß er den glänzenden Turnieren, die Ferrara vor einigen Jahren sah, nur als Zuschauer beigewohnt, entgegnet, sie könne ihm der Duldung stille Lehre bewähren, denn zu jener Zeit sei sie krank gewesen, und erst nachdem alle Herrlichkeit verrauscht, habe sie den ersten Schritt wieder ins Leben thun können: da sind alle Gedanken an große Thaten aus Tasso's Seele sofort verschwunden, und mit derselben Begeisterung, mit welcher er vorhin die Schilde blitzen und die Lanzen splittern sah, gedenkt er nun des Augenblicks, als er die Prinzessin zum erstenmal sah. Sie äußerte, damals habe sie an die Bekanntschaft mit dem Dichter neue Hoffnung geknüpft; nun nimmt Tasso diesen Gedanken sofort auf, setzt aber sich an die Stelle des Subjekts, und kommentirt die Worte der Prinzessin in folgender Weise:

Welch ein Moment war dieser! O vergib!
Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Fantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück
Und lernte nun das Wünschenswerthe kennen.

Die Prinzessin beklagt nun, daß aus dem frohen Kreise ihre Schwester Lukrezia, die sich mit dem Herzoge von Urbino vermälte, scheiden mußte; sogleich stimmt Tasso ein, aber sogleich tritt auch sein Ich wieder hervor; es schmerze ihn, sagt er, daß er in seinen Bestrebungen, der Prinzessin die Schwester zu ersetzen, so oft die unrechten Mittel gewählt und geschadet habe, statt zu nutzen. Auf die Bemerkung der Prinzessin, daß Tasso die Menschen so wenig erkenne, weil er selbst sich ihnen nicht hingebe und auf ihre Aufforderung, sich dem Alfonso zu vertrauen, antwortet der Dichter, dessen Seele eben noch nach Heldenthaten durstig war, mit der Bedientenfrase:

Er ist mein Fürst! — Doch glaube nicht, daß mir
Der Freiheit wilder Trieb den Busen blähe:
Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein
Und für den Edlen ist kein schöner Glück
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.

Der gerade Gegensatz dieser Gesinnung, die im Fürstendienste ihr ganzes Heil sieht, tritt an den Tag, als die Prinzessin ein Wort von der „goldenen Zeit" hinwirft; sofort preist Tasso diese längst entschwundene, fast vergessene Zeit mit überschwänglichen Worten, und sieht seine Seligkeit nun wieder in der gänzlich ungehemmten Freiheit, der erlaubt ist, was gefällt, selbst auf die Gefahr hin, von dem Thiere sein Vorbild nehmen zu müssen. So tritt gerade in diesem Auftritt die schwankende Natur des Tasso sehr scharf hervor. Am Schlusse desselben erfährt sein ohnehin erregtes Gemüth noch eine neue Aufregung: die Prinzessin gesteht dem Dichter in sehr offenen Worten ihre Neigung, und wie ein Feuerstrahl fällt dieses Geständniß in Tasso's Seele; seine Worte brechen so ungestüm hervor, daß die Prinzessin es für rathsam hält, sich zu entfernen, und beim Weggehen dem Tasso ein warnendes: Nicht weiter! zuzurufen. Aber der schwärmende Dichter überhört dieses Wort gänzlich:

Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah,
Doch dieses Glück ist über alle Träume.
— freudetrunken schwankend
Betret' ich diese Bahn.

Mitten in dieser Aufregung, die kaum noch höher getrieben werden kann, erscheint dem Dichter Antonio, mit dem die Prinzessin ihn befreundet zu sehen wünscht. Tasso bietet ihm sofort Herz und Hand, doch Antonio ergreift die Hand nicht, da die Erfahrung ihn belehrt hat, daß Freundschaft sich nicht er-

zwingen lasse, und das Vertrauen eine köstliche Gabe sei, die man nicht leichtsinnig dem ersten besten, sondern nur dem siebenmal Geprüften geben müsse. Tasso versteht die Gründe dieser Weigerung nicht, sie bringt ihn auf, er wird beleidigend, Antonio's Spott treibt ihn zum Aeußersten, er vergißt jede Rücksicht, und zieht in den Räumen des herzoglichen Schlosses den Degen gegen Antonio. Der Fürst erscheint und hindert den Zweikampf; das Gesetz gebietet dem Tasso den Tod, der gütige Fürst mildert die Strafe in Stubenarrest. Aber nirgend liegen die Extreme einander näher, als im Gemüthe des Schwärmers: Tasso legt mit dem Degen auch den Kranz von sich und begibt sich trotzend auf sein Zimmer, sein Groll, seine Wuth wirft sich in völliger Blindheit auf seine Wohlthäter, der Fürst, Leonore Sanvitale, selbst die Prinzessin, alle sind sie ihm nun Verräther, alle haben sie ihn eigennützig betrogen, haben ihm geschmeichelt, um ihm sein Gedicht aus den Händen zu winden, und nun sie's haben, nun stoßen sie ihn von sich. Ganz vortrefflich ist hier gezeigt, wie Tasso alles, was er selbst verschuldet, andern unterzulegen versteht, und wie das freundlichste Zureden, die klarste Darlegung der wirklichen Verhältnisse das Uebel nur vergrößert. Es ist ganz natürlich, daß Tasso, als die Prinzessin von ihm Abschied nimmt und in Bewegung die Worte spricht:

Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht —

sofort mit aller Gluth der ungebändigten und völlig sinnlosen Leidenschaft die Prinzessin in seine Arme schließt und dadurch die Thore von Belrigardo auf ewig für sich zusperrt. Noch einmal flammt die Wuth Tasso's auf, er schilt den Fürsten einen Tirannen, die Prinzessin eine Sirene, die Gräfin eine Buhlerin, den Antonio einen Marterknecht, um dann gänzlich zusammenzubrechen:

Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten; berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!

Mit dieser bedingungslosen Bankerottserklärung wirft Tasso sich dem Antonio, dem bitter gehaßten und endlos geschmähten, in die Arme, und sieht seine einzige Rettung nur noch in ihm. Es ist ein ästhetischer wie ein dramatischer Fehler, daß Antonio auf Tasso's Verzweiflungsrede nicht ein einziges Wort erwidert.

Tasso ist der Hauptkarakter des Stückes, er nimmt den allerbreitesten Raum ein; von etwa 3500 Versen des Dramas spricht Tasso etwa 1500 allein, also beinahe die Hälfte. In der zweiten Stelle finden wir den Antonio, der in allem zu Tasso das Gegentheil ist, thatkräftig, heiter, gesellig, theilnehmend, zur Aufopferung und zur duldsamen Pflege, wenn es gilt, gern bereit. Mit Besonnenheit schreitet Antonio auf dem Wege vorwärts, der zu seinem Ziele am geradesten führt, den Hindernissen weicht er geschickt aus, und deshalb erreicht er sein Ziel, während Tasso blind in die Wildniß stürmt, gegen jedes Hinderniß alle seine Kraft in Bewegung setzt, um schließlich machtlos davor niederzusinken, und zuletzt ein Ziel zu erreichen, welches etwa der Gegensatz zu seiner ursprünglichen Absicht ist. In Antonio's Munde finden wir eine Menge goldner Lebenssprüche, welche den Maximen des Tasso ungefähr wie das Heilmittel der Krank-

heit gegenüber treten. Um den Gegensatz dieser so fein gezeichneten Karaktere in scharfen Zügen zu erkennen, wäre es eine verdienstliche Arbeit, diese allgemeinen Sentenzen auszuziehen und einander gegenüber zu stellen. Eine kleine Unebenheit im Karakter des Antonio scheint es zu sein, daß wir in seinem ersten Auftreten und später im dritten Auftritt des zweiten Aufzugs an dem sonst so billigen und maßvollen Antonio eine Bitterkeit bemerken, nach deren Grund wir vergeblich forschen, und es ist ein Fehler, daß erst lange nachher uns der tiefste Grund zu dem Streite Tasso's und Antonio's in den Worten gegeben wird, welche der letztere der Leonore Sanvitale erwidert:

Ja, mich verdrießt — und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut' so ohne Maß verlor.
Allein gestehe, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von saurer Arbeit kommt,
Und spät am Abend im ersehnten Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit besessen, soll er nicht
Auch etwas Menschlich's in dem Busen fühlen?

Eine andere Schattirung des festen männlichen Karakters, den wir in Antonio bewunderten, finden wir in dem Fürsten, zu dem jedenfalls der Herzog Karl August die besten Züge geliehen. Die Gräfin erinnert durch die anmuthige Geschicklichkeit, mit der sie zu leiten und gelegentlich zu herrschen versteht, an Frau von Stein, während der blasse Mondscheinkarakter der Prinzessin unverkennbar die Züge des Fräulein von Klettenberg trägt. Die Liebe der Prinzessin zu Tasso scheint uns mehr in ihrem Verstande als in ihrem Herzen zu ruhen, denn die Prinzessin gehört zu den Personen, deren Gefühle niemals den Grad der Stärke erreichen, der sie über den zierlichen Rand des wohlgeschliffenen Gefäßes hinausschäumen läßt. Daß Tasso gerade in diese Prinzessin, welche dem Dichter gegenüber stets so mütterlich verständig erscheint, sich so leidenschaftlich verliebt haben soll, will uns nicht recht in den Sinn.

Alle Karaktere, einzeln betrachtet, sind mit großer Sicherheit und mit außerordentlicher Vertiefung und Wahrheit gezeichnet, so daß Tasso von diesem beschränkt subjektiven Standpunkte aus stets eins der größten Meisterwerke der Karakteristik bleiben wird. Anders ist allerdings die Sache, wenn wir nach dem allgemein ästhetischen Werthe fragen. Der behandelte Gegenstand ist offenbar sehr kleinlich und unerquicklich: ein reichbegabter Dichter macht sich an dem Hofe des Fürsten, der sein Wohlthäter ist, durch seine kindische Taktlosigkeit unmöglich; er scheint schließlich die begangenen Fehler zu erkennen, aber wir gewinnen nicht die geringste Gewähr, daß Tasso in einem ähnlichen Falle anders handeln wird, und deshalb ist der Schluß des Stückes durchaus unbefriedigend und nichts weniger als erhebend. Aus dem Stücke einen freien ästhetischen Standpunkt zu gewinnen, ist überhaupt gar nicht möglich, es erscheint nicht als ein in sich abgeschlossenes Ganze, sondern als ein bruchstückartiges Selbstbekenntniß, das es in der That auch ist. Ein bühnengerechtes Drama ist Tasso nun einmal gar nicht, es ist durchaus ermüdend in der Aufführung, und beweist

auch in den Einzelheiten wenig dramatische Kunst; die Personen erscheinen auf der Bühne öfter völlig unmotivirt, nur weil sie gerade gebraucht werden, wie z. B. Tasso I, 3, Antonio II, 3, Alfons II, 4, und wenig Geschicklichkeit verräth es, daß bei der Katastrofe V, 4, Leonore und der Fürst eben über die Bühne laufen, um sogleich wieder zu verschwinden.

Die Verse fließen mit derselben Gewandtheit wie in der Iphigenie, der Ausdruck aber ist entschieden platter und prosaischer; von der Fülle der hochpoetischen Bilder der Iphigenie finden wir im Tasso kaum eine Spur. Wenn wir das ganze Stück überschauen, so müssen wir beklagen, daß so viel Kunst an einen so undankbaren Gegenstand verschwendet worden ist. Torquato Tasso wurde im Juli 1789 vollendet, und im Jahre 1809 zum erstenmal von dem Dichter auf dem Stadttheater zu Weimar zur Aufführung gebracht. Göthe benutzte diese erste Aufführung zu einer Huldigung für Wieland.*)

Aus dem Jahre 1790 stammen die Römischen Elegien. Sie sind nicht in Rom, sondern in Weimar gedichtet worden, und manches schöne Bild in ihnen ist dem Verkehr mit Kristiane Vulpius entlehnt worden. Die ersten sechs, die siebenzehnte und die achtzehnte Elegie sind verhältnißmäßig schwächer, die übrigen gehören zu dem Schönsten, was je geschrieben worden, und die herrliche dreizehnte Elegie möchte selbst aus der klassischen Literatur nur in den Elegien des Katull Seitenstücke haben. Es ist wunderbar, mit welcher Treue in diesen schönen Gedichten der Hauch des Alterthums wiedergegeben ist. Sie behandeln in der mannichfachsten Form ein Thema, welches der heutigen Welt, im Gegensatz zum Alterthum, zu besprechen verwerflich erscheint, während viele im höchsten Grade unsittliche Sachen, wenn sie nur mit dem vorgeschriebenen Feigenblatte erscheinen, unbedenklich der Oeffentlichkeit übergeben und mit lüsternem Behagen genossen werden. In den Elegien hat Göthe das Natürliche unverholen, aber mit reiner und keuscher Hand und mit einem warmen poetischen Anhauch geschildert. Schon Schiller hat mit Recht betont, daß die Gesetze des Anstandes der unschuldigen Natur fremd, und für den Dichter nicht bindend seien. „Der Dichter", sagt Schiller, „ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, das ist es auch ihm. Bist du, der du ihn liesest und hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück, und nicht das seine; du verlässest ihn, er hat nicht für dich gesungen." — Wenn Kristiane zur Förderung so herrlicher Dichtungen Anlaß gab, so konnte sie unmöglich diejenige sein, zu der manche Leute sie so gern machen wollten.

Zwei Jahre, nachdem Göthe von Italien heimgekehrt, führte ein besonderer Anlaß ihn wieder über die Alpen. Die Herzogin Amalie kehrte mit ihrem Gefolge aus Rom zurück, und Göthe reiste ihr nach Venedig entgegen. Sein Söhnchen war um diese Zeit drei Monate alt, und der Abschied von Kristiane und dem Kinde machte ihn ganz mürbe, wie er schrieb. Am 3. April 1790 langte er in Venedig an; die Herzogin war noch nicht da, und Göthe konnte nun die Lagunenstadt nach Gefallen durchstreifen. Sein besonderes Interesse

*) Vergl. II, 148.

gewann diesmal ein herrliches Gemälde des großen Tizian, die Ermordung des Petrus Martyr. Bei diesem Aufenthalte in Venedig machte Göthe an einem geborstenen Schafschädel die Entdeckung, daß auch die Gesichtsknochen aus Wirbeln abzuleiten seien.

Da die Ankunft der Herzogin sich immer noch mehr verzögerte, so begann Göthe die Venezianischen Epigramme zu schreiben. Sehr treffend bemerkt Heinrich Viehoff III, 180 über dieselben: „Alles, was den Dichter seit der Rückkehr aus Italien verstimmt und gequält, der widerwärtige Eindruck, den die Entwicklung der französischen Revoluzion auf ihn machte, der Verdruß über die Symptome von Gleichgültigkeit, Abneigung und Geringschätzung, womit man ihm auf dem Gebiete der Naturforschung entgegentrat, der Aerger über das von Schiller und anderen genährte Genialitätswesen in der Poesie, die Verstimmung gegen die feinere Welt und ihre Prätensionen, der Unmuth über die Fesseln, welche Konvenienz, Sitte und Religion dem Menschen auflegen, alles dies spiegelt sich in den Epigrammen mehr oder weniger deutlich ab." Der Geist der Epigramme ist ein vorwiegend verneinender; der Dichter nimmt Anstoß an allem, was ihm begegnet. Mit Widerstreben läßt er sich vom Wagen dahinschleppen, ihn ärgern die Kutscher, die Lohndiener, das Land, das Volk, die Fürsten, ja die ganze Menschheit. Der Fremde erscheint dem Italiener nur als einer, der geprellt werden muß, auch die Meister des Staates sorgen nur für sich. Das Land vergleicht er einem Ambos, der Herrscher ist ihm ein Hammer, das Volk ist das Blech, das in der Mitte sich krümmt und oft die willkürlichen Schläge des Hammers fühlt, die ihm nur Beulen, aber keine Form geben. Der Doge und der Nunzius des Papstes erscheinen ihm beide als Betrüger, die über ihren prunkvollen Aufzug selber lächeln. Mit Ingrimm betrachtet er die betrügenden Pfaffen und mit Verachtung das betrogene Volk:

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut.
Scheltet mir nicht die Pfaffen, sie kennen des Menschen Bedürfniß;
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

Mit Verachtung wendet er von den Schwärmern sich weg, die ihm werthlos und bedeutungslos wie der Sand am Meere scheinen; dann aber ruft er grimmig, jeden Schwärmer solle man vor dem dreißigsten Jahre an's Kreuz schlagen, damit der Betrogene nicht selbst ein Betrüger werde. Sogar der Schnupftabak ärgert den Dichter, der bekanntlich in seinem ganzen Leben der grimmigste Tabaksfeind war. Venedig ist ihm ein Frosch im Pfuhle, und schließlich übernimmt den Dichter die Galle so sehr, daß er auch von sich selbst nichts mehr gelten lassen will:

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch und nichts gelernt noch geleistet.
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Zuweilen kommt eine ergreifende Erinnerung an das Glück vergangener Tage vor, wie jenes Epigramm, bei dem wir unwillkürlich der Frau von Stein gedenken:

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles.
Aber ich hab' sie nicht mehr. Schweig und ertrag' den Verlust!

Die Musen sind dem Dichter alle entflohn, die Langeweile kommt, um sein Büchlein zu füllen; schließlich tritt die Liebe an die Stelle der letztern, sein zierliches Mädchen gleicht der Lazerte, die schnell und beweglich dahinfährt, und nun ist aller Unmuth verschwunden, ewiger Frühling umschwebt den, der unter Amors Fittigen ruht, und hundert und hundert Jahre, wünscht der Dichter, möge dies Leben sich dehnen. In solchen Tönen verklingt die kleine Sammlung, die an Werth tief unter den Elegien steht, und eigentlich nur als biografisches Denkmal, als Ausdruck der Seelenstimmung des Dichters in einer verdrießlichen Zeit, Interesse hat.

Am 6. Mai traf die Herzogin Amalie in Venedig ein, und brachte in ihrem Gefolge den Freund Göthe's, Heinrich Meier aus Rom mit. Das Leben gewann nun sofort einen sehr heitern Anstrich, und was zu sehen war, wurde mit Vergnügen besichtigt. Das ganze Gefolge begab sich mit der lebensfrohen Fürstin noch nach Padua, Vicenza, Verona und Mantua. In der Mitte des Juni traf Göthe mit der Herzogin wieder in Weimar ein. Den Herzog Karl August fand er daselbst nicht, dieser befand sich seit dem Ende des Mai in Schlesien. Dort war ein großes preußisches Feldlager eingerichtet worden; man wollte damit einen Druck auf Oestreich ausüben, welches seinerseits in Böhmen und Galizien Truppen zusammenzog. Der Kongreß von Reichenbach führte einen friedlichen Abschluß der Rüstungen herbei. Karl August war eine kriegerische Natur, der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatte ihm das Kommando über eine Brigade übertragen, und kaum war Göthe seines häuslichen Herdes wieder froh geworden, als der Herzog ihn zu sich nach Schlesien berief, wo er einmal, wie er schrieb, statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern werde besät finden. Ungern trennte Göthe sich von seiner Familie und von seinen Studien, und ging am 26. Juli über Dresden nach der neuerworbenen preußischen Provinz. Die Brigade des Herzogs lag auf Dörfern in der Nähe von Breslau. Am 11. August traf der König von Preußen im Lager ein, und nun hatten in Breslau eine Reihe von Festen und kriegerischen Schauspielen mancherlei Art statt. Anfangs gefiel Göthe sich in dem bunten Treiben, bald aber entsagte er allen Festlichkeiten, verschloß sich in sein Zimmer und studirte vergleichende Anatomie. Gegen Ende des Monats ging er auf einige Tage in die Grafschaft Glatz, und im September unternahm er mit dem Direktor der schlesischen Bergwerke, dem Grafen Reden, einen Ausflug nach Tarnowitz, Krakau und den Salinen von Wieliczka. Gegen Ende September wurde die Heimreise über Dresden angetreten; von der Betrachtung der herrlichen Kunstschätze daselbst zog ihn eine Sammlung von Thiergerippen vollständig ab, und auch nach seiner Rückkehr nach Weimar beschäftigte er sich anhaltend mit Osteologie, obwohl die Herzogin Amalie und Herder ihm lebhaft zuredeten, statt

dessen lieber seinen Wilhelm Meister zu vollenden. In der That wurde ein Stück des Werkes gefördert.

Das Jahr 1791 verlief ruhig und still. Göthe beschäftigte sich vorübergehend mit dem Studium des Kant, doch waren seine Bemühungen auf diesem ihm fremden Gebiete nicht anhaltend genug, um ihn die Lehre Kant's völlig erfassen zu lassen. Anhaltender gab er sich mit der Farbenlehre ab. Er glaubte schon früher gefunden zu haben, daß die Theorie Newton's falsch sei, und nun wollte er es unternehmen, ohne gründliche Vorkenntnisse in der Mathematik die Lehre des großen Naturforschers umzustoßen. Eine Reihe von chromatischen Versuchen wurde in einer dunklen Kammer unternommen, und als Göthe die gewünschten Resultate sicher gewonnen glaubte, legte er dieselben einem Fysiker zur Prüfung vor. Zu seiner Verwunderung nahm derselbe die Göthe'schen Ansichten sehr kühl auf und wollte den Irrthum Newton's durchaus nicht anerkennen. Göthe ließ sich nicht entmuthigen, er holte den Rath und das Urtheil von Dilettanten und Fachmännern ein, aber er mußte selbst gestehen, daß gerade die kenntnißreichsten Männer die entschiedenste Abneigung gegen seine Aufstellungen zeigten. Göthe war aber der Meinung, daß diese Leute sich von der unfreundlichen Beschränktheit ihrer wissenschaftlichen Gilde nicht losmachen könnten, und ihr Handwerkssinn ihm, einem nicht zur Zunft gehörigen, die Ehre einer durchgreifenden neuen Entdeckung nicht zugestehen wolle. Zuerst veröffentlichte er ein kleines Heft unter dem Titel „Beiträge zur Optik. Erstes Stück", mit 27 Tafeln. Die Aufnahme des kleinen Buches von Seiten des Publikums und der Gelehrten war eine sehr unerfreuliche. Es hat bis heute nicht an solchen gefehlt, die Göthe's Farbenlehre gegen Newton vertheidigt haben, und einige dieser Vertheidiger sind auch Fysiker gewesen. Doch das ist unzweifelhaft, daß die Stimmen der fachwissenschaftlichen Autoritäten ohne Ausnahme die Meinung theilen, daß Göthe's Sistem der Optik ganz unhaltbar ist, und seine Polemik gegen Newton meist auf Mißverständnissen beruht. Wir werden Göthe's optische Beschäftigungen fernerhin erwähnen, ohne näher auf sie einzugehen.

Ein anderes Interesse verdrängte die Naturstudien; am 1. Mai 1791 übernahm Göthe die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters. Wie wir erzählten, war an die Stelle des genialen Liebhabertheaters die stehende Truppe Bellomo's seit 1784 getreten. Auf die Dauer befriedigte diese Gesellschaft nicht, sie wurde entlassen; die tüchtigsten Mitglieder behielt man bei und warb andere dazu, und Göthe übernahm es, in dem neuerbauten Schauspielhause die Leistungen der Gesellschaft zu leiten und zu fördern. Am 7. Mai gab man die erste Vorstellung in Weimar und spielte den Sommer über in dem benachbarten Lauchstädt, um am 1. Oktober in Weimar die Wintervorstellungen zu beginnen. Thätige Gehülfen fand Göthe in seinem Freunde Einsiedel, der kurz zuvor aus Italien zurückgekehrt war, in dem unermüdlichen Konzertmeister Kranz und dem Bruder Kristianens, Vulpius, der früher Romane schrieb und jetzt als Theaterdichter eine rege Thätigkeit entwickelte. Die Oper wurde mit Vorliebe gepflegt, Göthe selbst verbesserte einige Texte. Im Schauspiel verwandte man alle Mühe darauf, erst einige ältere Stücke besonders gut einzuüben, wobei Göthe sich keine Mühe verdrießen ließ. Er pflegte dabei in der Weise zu verfahren, daß er erst den

Hauptdarsteller einschulte und sodann das übrige Personal diesem anzunähern strebte. Noch im Laufe des Jahres 1791 kam Shakespeare's König Johann zur Aufführung; die Rolle des Arthur führte die vierzehnjährige Kristiane Neumann aus; sie war die nachgelassene Waise eines der besten Mitglieder der ehemaligen Bellomo'schen Gesellschaft. Das Kind war mit außerordentlichem Darstellungstalent begabt; sie starb leider sehr früh, Göthe setzte ihr ein unvergängliches Denkmal in der herrlichen Elegie Eufrosyne. Für die technische Leitung stand dem Dichter ein bejahrter Schauspieler Namens Josef Fischer zur Seite, der mit besonnener Ruhe den Dirigenten wirksam unterstützte. Bald war man im Stande, auch den Don Karlos von Schiller aufzuführen, und schon zum Anfange des Jahres 1792 war Don Juan von Mozart gegeben worden. Zwei sehr schöne Lieder Göthe's „An dem reinsten Frühlingsmorgen" und „Bei dem Glanz der Abendröthe" wurden um diese Zeit für die Oper „Die theatralischen Abenteuer" gedichtet.

Für die neue Bühne vollendete Göthe im Jahre 1791 auch das Lustspiel „Der Großkofta", welches in Italien entworfen worden war. Es behandelt die bekannte Halsbandgeschichte, in welche auch die Königin Marie Antoinette verwickelt war, der Hauptheld ist der Betrüger Cagliostro, nach dessen Familie Göthe, wie wir erzählten, sich in Palermo genau erkundigt hatte. Dieses ekelhafte Stück, dessen Sprache in erschreckender Plattheit und Alltäglichkeit hinfließt, ist eine noch ärgere poetische Versündigung als die Mitschuldigen, es behandelt einen Stoff als Lustspiel, der nicht allein unser ganzes Gefühl durch seine kolossale Gemeinheit empört, sondern auch eine gänzliche Zerrüttung aller gesellschaftlichen Zustände so schreiend vorführt, daß uns das sichere Gefühl, wir ständen vor einer furchtbaren Katastrofe, nicht einen Augenblick verläßt. Nur ein Wahnsinniger könnte unter solchen Umständen lachen. Göthe selbst bekennt, die Aufführung dieses Stückes habe einen widerwärtigen Eindruck gemacht und habe bei niemand Beifall gefunden. Daß Göthe sich zur Behandlung eines solchen Stoffes hingezogen fühlte, ist leicht erklärlich. Sein Gefühl, das in ihm so mächtig war wie nicht leicht in einem andern Menschen, war in der letzten Zeit von allen Seiten in sich zurückgedrängt worden; seine poetischen Arbeiten wurden kühl aufgenommen, seine optischen Versuche wurden belächelt, der Verlauf der französischen Revolution empörte ihn, da er in derselben nichts als gemeine Willkür sittenloser Schurken sah, und nun warf sein überreiztes, gewaltsam aufgestautes Gefühl sich auf so stark gewürzte Stoffe, wie der Großkofta ist. Wir begegnen in Göthe's Leben einer ganzen Reihe solcher Werke, die gleichsam einen haut-goût an sich tragen, wir finden sie aber sämmtlich nur in solchen Zeiten, in denen der Dichter sich in hohem Grade unbehaglich fühlte; so ist es mit den Mitschuldigen, mit den Venezianischen Epigrammen, mit dem Großkofta, mit dem Bürgergeneral, mit den Aufgeregten. Göthe's künstlerische Natur war nur dann in der Wahl der Stoffe glücklich, wenn der Dichter selbst sich glücklich fühlte; die beiden herrlichsten Werke, die Göthe seinem Volke schenkte, die Iphigenie und Hermann und Dorothea, stammen aus den glücklichsten Zeiten seines Lebens; die Iphigenie entstand in Rom, das genannte Epos zur Zeit der wärmsten Freundschaft mit Schiller, der, wie Göthe sagte, ihm seine

Jugend wiedergab. Auch die schönsten Stücke Göthe'scher Lyrik, wie z. B. Ganymed, Grenzen der Menschheit, und später die Balladen, gehören des Dichters glücklichsten Tagen an. Nur im warmen goldnen Sonnenschein öffnen die Blumen ihre Kelche und zeigen die ganze Pracht ihrer Farben und die ganze Fülle ihres Duftes, im dumpfen, drückenden Zwielichte aber treiben sie nur krankhafte, bleiche Sprossen ohne Kraft und Leben. Auch des Dichters Herz ist der Blume gleich, auch für ihn ist der Sonnenschein Lebensbedürfniß, auch er muß seine Werke treiben lassen, und es ist nicht seine Schuld, wenn das zusammen gekrampfte Herz kein heiteres Leben, kein strahlendes Licht zu geben vermag.

Von dem Dichterherzen gilt ganz besonders das Wort Winkelmann's, daß zum Leben mehr gehört, als sich satt essen und nicht nackend gehen, zumal für einen Dichter, der in seinen äußeren Lebensumständen stets so glänzend dagestanden hatte, wie Göthe, und den nichts jemals ernstlich und nachhaltig gezwungen hatte, seine Gefühle unter die Herrschaft des Willens zu beugen. Was andere begeisterte, das verletzte ihn oft, und wenn der Geist, der in die Welt der Kunst so tief und so umfassend eingedrungen war, dem brausenden Geiste einer hochaufgeregten Zeit nicht immer gerecht werden konnte, so sahen Zeitgenossen und Nachwelt öfter in demjenigen kalten, lieblosen Eigennutz, was doch nichts weiter und nichts anderes als der natürliche Ausfluß einer Sinnesart war, die von Natur ganz ungewöhnlich organisirt, und deshalb in manchem beschränkt, aber eben deshalb auch allein geeignet war, auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete so Großes und Unsterbliches zu leisten. Diese Beschränktheit auf der einen, diese Großartigkeit auf der andern Seite finden wir besonders hervorstechend in den Aufzeichnungen, welche des Dichters Hand uns über seine Theilnahme an dem Zuge der Verbündeten nach Frankreich hinterlassen hat.

Nach der Reichenbacher Konvenzion hatte Preußen seinen Widerstand gegen Oestreich aufgegeben, und durch den Pillnitzer Vertrag ließ Friedrich Wilhelm der Zweite sich von demjenigen Staate ins Schlepptau nehmen, den Friedrich der Große für den natürlichen Feind Preußens erklärt hatte. Die beiden deutschen Großmächte schlossen ein Bündniß zur Herstellung des absoluten Königthums in Frankreich; nie ist ein ungerechterer Krieg geführt worden als der, welcher nun folgte, und der Mißerfolg desselben war nur zu sehr verdient. Ein preußisches Heer, verstärkt durch große Schaaren französischer Emigranten, zog im August des Jahres 1792 am linken Moselufer auf Longwy und Verdun zu, um über Chalons an der Marne nach Paris zu dringen; die Oestreicher wollten von Belgien aus vorgehen. Die Preußen führte der Herzog von Braunschweig, der König selbst befand sich bei dem Heere; auch der Herzog Karl August ging mit ins Feld, und Göthe, der einerseits in dankbarer Anhänglichkeit den Herzog nicht verlassen wollte, andrerseits die Welt von einer neuen Seite kennen zu lernen Verlangen trug, begleitete seinen Fürsten.

Das Heer war schon in Feindesland eingedrungen, als Göthe von Weimar aufbrach. Am 13. August kam er nach Frankfurt, wo er bei seiner Mutter die herzlichste Aufnahme fand; bis zum 20. verlebte er bei ihr frohe Tage. Schmerzlich empfand er es, daß sein alter Freund Merck nicht mehr war; im Juni 1791

hatte der sonst so starke Mann, überwältigt von häuslichen Leiden, von äußerer Trübsal und von heftigen Körperschmerzen, in einem Anfall düsterer Schwermuth seinem Leben ein Ende gemacht. Nur ungern schied Göthe von seiner Mutter, am liebsten wäre er gleich nach Weimar zurückgekehrt. In Frankreich sah er vielfachen Entbehrungen entgegen, und an den Ereignissen nahm er so wenig wirklichen Antheil, daß er schrieb, ihm sei weder an dem Tode der aristokratischen noch der demokratischen Sünder im mindesten gelegen.

In Mainz verlebte Göthe zwei heitere Abende mit Sömmering, Huber, Forster und andern Freunden. Die Unterhaltung, bei welcher man die Politik ganz vermied, war sehr lebhaft, Göthe erging sich besonders in Schilderungen und Erzählungen aus Italien. Auf dem Wege über Bingen nach Trier traten die kriegerischen Zeiten immer deutlicher hervor, Trier selbst war von Truppen und Fuhrwerk dermaßen überfüllt, daß Göthe nur durch Hülfe eines befreundeten Offiziers, den er zufällig traf, ein Unterkommen bei einem Kanonikus fand. In Grevenmachern traf er das Korps der Emigranten, lauter Edelleute ohne Diener und Reitknechte; sie bedienten sich und ihre Pferde selbst, und auf einer großen Wiese hielten alle Arten von Fuhrwerk mit den Frauen, Kindern und Geliebten der Emigranten. An der bereits eroberten Festung Longwy vorüber kam Göthe am 27. August vor dem Lager von Brocourt an. Regen und Sturm tobten heftig, die Wege waren aufgewühlt, alles hatte sich in die Zelte verkrochen. Nur mit Mühe machte er den Standort des Weimarischen Regimentes ausfindig, und wurde nun von Freunden und Bekannten herzlich begrüßt. Man wollte ihm ein Zelt einräumen, doch zog er es vor, bei Tage sich bei den Bekannten aufzuhalten und sein Nachtquartier in seinem großen Schlafwagen zu nehmen, der ihm eine warme und trockene Lagerstätte gewährte; des tiefen Schmutzes wegen mußte er sich jedoch in denselben jedesmal tragen lassen.

Unter diesen seltsamen Verhältnissen feierte er seinen dreiunddreißigsten Geburtstag. Am Morgen desselben ritt er mit einigen Freunden nach Longwy und ließ sich bei heiterer Mittagstafel im traulichen Kreise alter Kameraden die Erlebnisse ihres bisherigen Zuges von Aschersleben über Göttingen und Koblenz bis auf französischen Boden erzählen. Der Abend versammelte die Gesellschaft sehr zahlreich im großen Zelte des Lagers, das man des schlechten Wetters wegen nicht verlassen konnte. In allen Kreisen des Heeres zeigte sich Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs, und niemand zweifelte im mindesten daran, daß die Verbündeten binnen kurzer Zeit in Paris sein würden, obwohl die unsäglichen Beschwerden des Marsches schon sehr zahlreiche Opfer gefordert hatten. Mit den Offizieren des Weimarischen Regimentes verabredete Göthe, daß er sich stets zu ihnen halten wolle; auf diese Weise war er den Gefahren kriegerischer Ereignisse mehr ausgesetzt, er entging aber auch der trostlosen Aussicht, in dem endlosen Troß sich fortschleppen zu müssen.

Am 29. August brach das Heer aus dem Lager von Brocourt auf und setzte seinen beschwerlichen Zug langsam fort. Alles Fuhrwerk mußte mit dem Nachtrab ziehen, nur jeder Regimentschef durfte einen Wagen vor seinem Zuge hergehen lassen. Das Weimarische Regiment bildete den Vortrab, und da Göthe im Wagen vorauffuhr, so führte der Dichter diesmal die verbündete Armee an.

Als der König von Preußen, der sich mit seinem Gefolge am Wege aufgestellt hatte, das Fuhrwerk gewahrte, ritt er heran und fragte, wer der Eigenthümer sei. Mit der lauten Antwort: Herzog von Weimar! fuhr Göthe weiter. Als die Wege besser wurden, bestieg er sein Pferd, und nun ging es freier vorwärts. Der König und der Herzog von Braunschweig ritten mehrmals an der Seite des Zuges mit einem langen Gefolge vorüber. Des Abends nahm eine liebliche Waldwiese die Ermüdeten im Lager vor Pillon auf. Am 30. August langte man vor Verdun an und schlug vor der Stadt ein Lager auf. Am nächsten Tage traf Göthe auf einer Wiese eine Anzahl Soldaten an einem Quell, in dem sie nach unzähligen kleinen Fischen angelten. Er hatte kaum einige Augenblicke zugeschaut, so bemerkte er, daß die Fischchen bei jeder Bewegung in verschiedenen Farben spielten. Als er dem Grunde dieser Erscheinung nachforschte, sah er auf dem Boden des Wassers ein Stück Steingut, das aus der Tiefe herauf in den schönsten prismatischen Farben schillerte. Er freute sich unbeschreiblich, hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Fysik mit ihren Schülern in ein dunkles Zimmer einsperrten.

Um Mitternacht begann das Bombardement der Festung; Göthe beobachtete das seltene Schauspiel, und traf mit dem Fürsten Reuß zusammen; sie wandelten hinter Weinbergsmauern, die sie vor den Kugeln der Belagerten schützten, hin und her, und der Fürst fragte ihn, womit er sich gegenwärtig beschäftige. Zu seiner Verwunderung begann der Dichter einen Vortrag über Farbenlehre, und da der Fürst mit lebhafter Aufmerksamkeit folgte, so entwickelte Göthe unter dem Krachen der Batterien und dem Singen der Bomben seine Theorie, bis die Kälte des anbrechenden Morgens sie zu einem mächtigen Kohlenfeuer im Bivouak der Oestreicher trieb.

Die Festung Verdun kapitulirte am 2. September, Göthe ritt am nächsten Tage in größerer Gesellschaft in die Stadt, besichtigte die Vertheidigungsanstalten und die Verwüstungen der Kugeln, und versäumte nicht, auch die berühmten Liqueure und Drageen zu probiren. Für die lieben Zurückgebliebenen am Ufer der Ilm wurden Kistchen gepackt und den Kurieren übergeben, welche die Nachricht von dem bisherigen Kriegsglück nach Deutschland brachten.

Doch die Nachrichten blieben nicht lange mehr günstig. Der Herzog von Braunschweig, dem etwa eben so viel zum großen Feldherrn fehlte, als ihm zum edlen Menschen mangelte, zeigte seine ganze Unentschlossenheit, seine zaudernde Schwäche genugsam. Noch hätte er die Pässe der Ardennen ohne Schwertstreich besetzen können, und dann lag der Weg nach Paris offen vor ihm, denn der feindliche Befehlshaber, Dumouriez, hatte anfangs nur wenige unzuverlässige Truppen bei sich. Als aber am 17. und 18. September Beurnonville und Kellermann mit einer Verstärkung von 37000 Mann eintrafen, wurde die Lage der Verbündeten immer ungünstiger. Vom 6. bis zum 11. September blieb der Herzog von Braunschweig unthätig vor Verdun im Schlamm liegen, dann setzte er seinen Weg auf dem Gebirgsrücken fort, der die Gewässer der Maas und Aire scheidet, an den verschanzten Bergschluchten vorüber, in denen der Feind lauerte. Schreckliches Unwetter machte die Wege grundlos, Entbehrungen und Leiden aller Art stellten sich ein. In dieser schlimmen und verhängnißvollen

Lage bewährte Göthe die Größe seines Geistes auf glänzende Weise. Wie auf jenem strandenden Schiffe an den Felsen von Capri, so redete er auch hier seinen Leidensgefährten Muth ein, ertheilte seine Rathschläge und leistete thatsächliche Hülfe, und unter allen Drangsalen hatte er selbst in den kritischsten Augenblicken noch Fassung genug, um seinen wissenschaftlichen Studien nachzuhängen. Am 12. September Abends lagerten die Verbündeten unfern Landres, ihnen gegenüber lag der Feind in seinen Bergschluchten, aus denen er jeden Augenblick hervorbrechen konnte; auf Göthe's Zelt peitschte der Regensturm mit solcher Macht, daß die Tropfen durch die Zeltdecke schlugen. Der Dichter aber diktirte in dieser Lage ruhig seine Wahrnehmungen über jene Farbenerscheinungen der Quelle, und zeichnete nachher die Figuren an den Rand. Diese Papiere mit den Spuren des Regenwetters bewahrte er lange als Erinnerung auf.

Bis Valmy war man vorgedrungen, der kampflustige König von Preußen drängte zur Schlacht selbst gegen den überlegenen Feind. Scheinbar gab der Herzog von Braunschweig nach, am 20. September eröffnete er den Angriff auf Kellermann's Korps, das leicht zu durchbrechen gewesen wäre. Aber kaum begonnen ward der Kampf auch sogleich wieder abgebrochen, und statt vorzugehen, ließ der Herzog die Geschütze auffahren und puffte in die Welt hinein, ohne Schaden zu thun. Göthe erzählt: „Man schoß mit Kanonen völlig als wäre es ein Pelotonfeuer, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne, und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung."

Das Weimarische Regiment bildete an diesem Tage den Vortrab, Göthe begleitete es zu Pferde; gleich beim ersten Angriff kam er in den Bereich der feindlichen Kugeln, die er dutzendweise um sich niederschlagen sah. Der Befehl des Herzogs zum Rückzuge entfernte das Regiment von der gefährlichen Stelle. Doch der Dichter, der in den lebhaftesten Gefühlen seine höchste Lust fand, fühlte von der Gefahr sich unwiderstehlich, geheimnißvoll angezogen, wie der Fischer von dem Gesange der Seejungfrau. Ganz allein ritt Göthe auf den Höhen weg der feindlichen Stellung zu, die er deutlich überschaute. Befreundete Offiziere, denen er begegnete, waren höchst verwundert, ihn an dieser Stelle zu finden, und wollten ihn mit zurück nehmen, aber Göthe entwand sich ihnen und ritt dem Kugelregen ganz gelassen entgegen. Als er die Kugeln um sich her sausen hörte, bemerkte er bald, daß etwas Besonderes in ihm vorgehe; es war ihm, als befände er sich an einem sehr heißen Orte und als sei er selbst von dieser Hitze völlig durchdrungen; die Augen schienen ihm nichts von ihrer Stärke und der Blick nichts von der Deutlichkeit zu verlieren, doch war es, als hätte die Umgebung einen braunröthlichen Ton angenommen. Dieser drückende Zustand schien ihm eigentlich durch das Gehör erregt zu werden, und der Ton der fliegenden Kugeln, so meinte er, sei zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Von Bewegung des Blutes konnte er nichts bemerken, vielmehr schien die einzige Wirkung jene Gluth zu sein, die sofort erlosch, als er zurückgeritten und völlig in

Sicherheit war. Dieses abenteuerlichen Rittes gedachten die Kriegskameraden später noch oft mit Scherz und Verwunderung.

Der 20. September, an dem diese berüchtigte Kanonade von Valmy stattfand, war der Tag, der die Unfähigkeit des obersten Heerführers hell ans Licht stellte. Jedem Soldaten wurde es nun klar, wie beschämend und hoffnungslos zugleich die augenblickliche Lage war. Auf beherrschenden Höhen sah man den Feind in Uebermacht aufgestellt, die Krankheiten wurden täglich heftiger, die Lebensmittel immer spärlicher, Wind und Regenwetter tobten unaufhörlich fort. Am 24. September schloß man mit Dumouriez eine Waffenruhe und suchte ihn durch Unterhandlungen in das Interesse der Verbündeten zu ziehen. Diese Tage einer bedenklichen Ruhe benutzte Göthe zu seinen Forschungen, er untersuchte die Gestaltung mehrerer Kanonenkugeln, die man ihm brachte, und indem er auf diese Weise sich selbst in der Sorge des peinlichen Augenblicks aufrecht erhielt, ermunterten seine Worte auch seine Umgebung. Als man eines Abends im Zelte des Herzogs mißmuthig die klägliche Lage des Heeres besprach, erzählte Göthe aus dem Feldzuge Ludwig's des Heiligen in Egipten die drangvollsten Begebenheiten, und schloß mit den Worten, welche mitten im größten Unheil der Graf von Saisons scherzend dem Ritter Joinville zurief: „Senechal, laßt das Hundepack bellen und blöken; bei Gottes Thron! von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen!“

Die einzige Rettung des verbündeten Heeres blieb schließlich ein schleuniger Rückzug, der am Abend des 29. Septembers angetreten wurde. Hätte der Feind, der auf beiden Seiten und im Rücken stand, jetzt mit Nachdruck angegriffen, so wäre an keine Rettung zu denken gewesen; doch glücklicherweise wurde der Rückzug nicht beläßtigt, der ohnehin der graunvollen Bilder so viele bot, daß Göthe seine ganze Geisteskraft zusammen nehmen mußte, um von der allgemeinen Niedergeschlagenheit nicht mitergriffen zu werden. Nachts, wenn alles schlief, beschaute er lange Zeit die weithin gelagerten Massen von Menschen und Pferden, die ohne Bewegung ruhten; der Wind war still, der Mond schien durch leichte, zerrissene Wolken und beleuchtete mit Tageshelle ein Bild, das eine würdige Aufgabe für den Pinsel des größten Malers gewesen wäre.

In kleinen Tagemärschen gelangte das Heer am 3. Oktober bis nach Grandpree; ein unendlicher Regen lähmte nun abermals jede Bewegung. Göthe's Halbchaise war mit vier Pferden bespannt, und doch konnte sie kaum fortgebracht werden. Um sie zu erleichtern bestieg Göthe den sechsspännigen Küchenwagen und studirte in einem fysikalischen Wörterbuche. Einer der schmerzlichsten Augenblicke für Göthe war das Scheiden vom Schlosse Grandpree, wo mehrere Hundert Kranke der Menschlichkeit des Feindes überlassen wurden. Göthe's Gefährten sagten, dies sei das einzige Mal gewesen, wo er ein verdrießliches Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt noch durch Scherz erheitert habe. Eine kurze Erholung gewährte der 5. Oktober, der als Rasttag in einem freundlichen Quartiere zu Sivry verbracht wurde.

Auf dem weitern Rückzuge vermißte Göthe plötzlich seinen Wagen, ein Geschenk seines Fürsten, und mit demselben seinen Koffer mit Kleidungsstücken, Manuskripten, seine Brieftasche mit Geld und bedeutenden Papieren; das alles

schien nun unwiederbringlich verloren. Am 7. Oktober überschritt man die Maas und schlug den Weg nach Verdun ein. Das Wetter war furchtbarer als je, im Lager von Consenvoy gab es kein Stroh, kein Brettstück, nichts als den kalten feuchten Boden zur Ruhestelle, und dieser Zustand erfuhr in zwei Tagen und zwei Nächten keine Verbesserung. Im Gefolge des Herzogs von Weimar befanden sich mehrere Kranke, deren Zustand sehr kläglich war; der Herzog beschloß, sie nach Verdun zu schicken, und auf seine Ermahnung nahm Göthe einen Platz in dem Wagen der Ruhrkranken ein; von Furcht vor Ansteckung wußte er nichts. Unterwegs war es höchst erfreulich, als Göthe's Wagen mit seinem vollständigen Inhalte sich wiederfand. In Verdun wurde ohne Umstände in einem ansehnlichen Hause Quartier genommen. Man dachte hier sich ausruhen zu können, allein der Commandant der Festung ließ ihnen sagen, sie möchten ja am folgenden Morgen um drei Uhr aus der Stadt zu kommen suchen. Verdun wurde von den Verbündeten aufgegeben, und am frühesten Morgen des 11. Oktober fand Göthe sich mit seinen Gefährten in einen langen Zug von Krankenwagen eingeschaltet, der im Leichenschritt sich gegen Estain bewegte, unter beständiger Gefahr, in die Seitengräben der schmalen Straße geworfen zu werden. Das Getümmel des Rückzuges wurde immer sinnverwirrender, immer schrecklicher. Ueber Sebincourt und Longwy zog man auf schlechten Wegen weiter; umgestürzte Wagen, todte Pferde, von denen die besten Theile abgeschnitten waren, menschliche Leichen, ausgezogen und geplündert, lagen auf Feldern und Wiesen umher. Der Herzog hatte den Reisenden einen Husaren zur Begleitung mitgegeben, der in dieser Gegend Verwandte hatte. Auf seinen Rath machte man einen Umweg über Arlon, wo Göthe von ansehnlichen und wackern Leuten gar freundlich bewirthet wurde. Auf trefflicher Kunststraße ging es dann nach Luxemburg weiter, wo Göthe am 14. Oktober wohlbehalten anlangte. Um die Hälfte vermindert, kam am 23. Oktober auch das preußische Heer hier an, und verwandelte die Stadt in ein ungeheures Lazareth.

In Luxemburg wählte Göthe sich ein freundliches Quartier, nach der Hofseite gelegen, das still wie eine Klosterzelle war. In seiner Einsamkeit schloß er seinen Koffer auf und erfreute sich an dem unverletzten Besitz seiner Habseligkeiten. Die Aufzeichnungen zur Farbenlehre nahm er mit Interesse hervor, aber ein begonnenes Kriegstagebuch wagte er nicht anzurühren, aus Furcht, vergangenen Verdruß wieder lebendig werden zu sehen. Sobald er den Fuß vor die Hausthür setzte, befand er sich wieder in dem lebhaftesten Getümmel; Kranke wurden den Lazarethen zugeführt, zerstückte Waffen und zerbrochene Wagen wurden hergestellt, und was sonst noch zum Nachspiel des Krieges gehört. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete Göthe die über einander gethürmte Festung, in mehreren einsamen Wanderungen suchte er sich den Plan der steilen Massen, in denen auch Bäume und Gebüsch noch Platz hatten, zu erklären, und da alles Zeichnen in der Festung so streng verboten war, so entwarf Göthe zu Hause einige Zeichnungen. Am 22. Oktober wurde die Fahrt nach Trier fortgesetzt. Ein langentbehrter Sonnenblick belebte die Gegend, als er sich dem Monument von Igel näherte. Diese berühmte Säule, das schönste Römerdenkmal diesseit der Alpen, 71 Fuß hoch, am Fuß 16 Fuß breit, ist aus Sandstein; sie enthält

in verschiedenen Feldern gut erhaltene allegorische Darstellungen aus dem Leben, die sie als ein Denkmal der reichen und angesehenen Familie der Sekundiner kennzeichnen, die in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeit in jenen Gegenden ansässig war. Göthe verweilte lange bei dem schönen Denkmale, das ihm wie der Leuchtthurm dem Schiffer in der Nacht entgegenglänzte, und aus der kläglichen Gegenwart ihn freundlich in die Welt des Alterthums hineinwies.

Ein Anfall von Ruhr, der herrschenden Krankheit, nöthigte zu einer Ruhe von mehreren Tagen in Trier, wo Göthe sein altes Quartier bei dem Kanonikus wieder aufsuchte. Ein junger Lehrer besuchte ihn öfter und gab Anlaß zu genußreichen naturhistorischen Unterhaltungen. Als Göthe nach einigen Tagen ausgehen durfte, waren ihm keine erquickenden Bilder aufbehalten. Der Mißmuth über den ebenso unglücklichen wie schimpflichen Feldzug gab sich in allen Mienen, in allen Worten kund; besonders wenig verschonte man den obersten Heerführer, der seinen Feldherrnruhm auf immer eingebüßt zu haben schien. Ernste Besorgniß erweckten die Nachrichten von den raschen Erfolgen Custine's, welcher das große Magazin der Verbündeten in Speier erbeutet und die Uebergabe von Mainz zu bewirken gewußt hatte. Mit großem Bedenken vernahm man, daß eine ansehnliche Zahl gerade der bedeutendsten Männer den Freiheitsideen der Franzosen zujubelte und gemeinsame Sache mit ihnen machte. In Mainz war Göthe's Freund Forster einer der Leiter im Klub der Patrioten, welche den Anschluß an die französische Republik betrieben.

In diesen Sorgen, die für Göthe so sehr unliebsam waren, kam ihm ein verspäteter Brief seiner Mutter zu, die im Auftrage des Frankfurter Rathes bei ihm anfragte, ob er eine Stelle als Rathsherr anzunehmen geneigt sei. Göthe fühlte sich freudig berührt durch diese Anhänglichkeit seiner Vaterstadt, die ihm ein unter allen Umständen sicheres Asyl aufzubewahren versprach, aber er schwankte keinen Augenblick, den Ruf abzulehnen, der für ihn ohnehin keine materielle Verbesserung gewesen sein würde. Die Dankbarkeit gegen den Herzog, der ihn zu allen Zeiten mit einer an einem Fürsten völlig unerhörten Großherzigkeit, mit wahrer Freundschaft behandelt hatte, fesselte ihn an das Weimarische Fürstenhaus enger, als Geburt und Erziehung ihn mit seiner Vaterstadt verbanden.

Bis in die ersten Tage des November verweilte Göthe in Trier, und lernte in Begleitung des jungen Lehrers, der überall wohl unterrichtet war, die herrlichen Baudenkmale aus der Römerzeit kennen. Den gothischen Bauwerken schenkte Göthe jetzt keine Aufmerksamkeit mehr, da seine Theilnahme für deutsche Kunst während des römischen Aufenthaltes völlig in ihm erloschen war. Am 29. Oktober traf der Herzog Karl August mit seinem Regimente in Trier ein und nahm in dem reichen Kloster St. Maximin Quartier, das dicht am östlichen Thore Triers liegt und jetzt als Kaserne benutzt wird. Das Gebäude fand Göthe damals wahrhaft fürstlich, und im Hinblick auf die lebensfrohe Römerzeit und die genußverlangenden Nachfolger derselben schrieb Göthe damals die Verse:

Trierische Hügel beherrschte Dionysos, aber der Bischof
Dionysius trieb ihn und die Seinen herab.
Kristlich lagerten sich Bakchantenschaaren im Thale,
Hinter die Mauern versteckt üben sie alten Gebrauch.

Die Wege von Trier nach Koblenz waren von Armeekolonnen überfüllt, Göthe machte die Fahrt daher in einem Kahne und ließ seinen Wagen sich nachsenden; ihn begleitete außer seinem Diener Paul noch ein ihm bekannter preußischer Offizier. Die Schönheit dieser Fahrt, auf welcher der Fluß sich unter zahllosen Krümmungen durch die Felsen dahinwand, wurde nach Gebühr gewürdigt. Eine Strecke vor Trarbach überfiel die Reisenden die Nacht, die ein plötzlich ausbrechender Sturm so finster und gefährlich machte, daß der Schiffer völlig rathlos dasaß; Göthe's getreuer Paul zog Rock und Stiefel aus, um im schlimmsten Fall seinen Herrn durch Schwimmen zu retten, denn eine Welle nach der andern schlug über das Schiff weg. Der aufgewühlte Strom warf sie hin und her, bis endlich dem spähenden Auge ein Licht wie ein Hoffnungsstern erschien; mit neuer Kraft ergriff der Schiffer die Ruder, und glücklich gelangte man nach Trarbach, wo ein angesehener Kaufmann, der die Ankunft von Fremden in dieser unholden Nacht erfuhr, sie in sein Haus lud und mit köstlichem Moselwein bewirthete. Die Fahrt nach Koblenz lief glücklich ab, und am Ende derselben entzückte den Dichter der herrliche Blick auf die Moselbrücke, das aufsteigende Ehrenbreitenstein, Koblenz und den Rhein. Göthe zählte diesen Anblick zu den schönsten, die er genossen.

In Koblenz sammelte sich inzwischen das Heer, auch der König von Preußen traf ein, es wurde über die Weiterführung des Krieges berathen. Göthe suchte sich dem glänzenden Getümmel zu entziehen, auf einsamen Spaziergängen überdachte er die Ereignisse der letzten Wochen, und vom Ufer des Rheines schaute er nach Ehrenbreitenstein hinüber, in seiner Erinnerung wurden jene friedlich schönen Stunden wieder lebendig, die er in dem Hause der Frau von la Roche da drüben einst verlebte. Es zog ihn hinweg aus dem Kriegsgetümmel, das ihn beengte und verwirrte, er sehnte sich, die gewaltsame Welt mit dem Kreise trauter Freunde zu vertauschen, und als das Regiment des Herzogs zur Fortsetzung des Krieges auf das rechte Rheinufer zu gehen sich anschickte, erbat der Dichter sich Urlaub und miethete ein Ruderboot nach Düsseldorf. Vom treuen Paul begleitet, schwamm er mit seinen Habseligkeiten den schönen Strom hinab, und je weiter das Kriegsgetümmel hinter ihm zurückblieb, desto mehr erschien ihm die Vergangenheit wie ein böser Traum. Am Abend des zweiten Tages gelangte er nach Düsseldorf, ließ sich mit Laternen nach Pempelfort bringen, und fand bei seinem überraschten Freunde Jakobi die freundlichste Aufnahme. Seit jener Zeit, wo die beiden Freunde im Rausch der Jugendgefühle ihre überwallenden Herzen in Gesprächen ausschütteten, denen selbst die Nacht ein Ende zu setzen nicht vermochte, war viel Wasser den Strom hinabgerauscht, und der Dichter des Königs von Thule war ein anderer geworden. Jakobi hatte sich immer noch nicht von jener gefühlsseligen, nach Mittheilung begierig verlangenden Schwärmerei losgerissen, Göthe aber hatte in ernstem Streben gerungen, ein Mann und ein wahrhafter, besonnener Künstler zu werden, und er war beides geworden. Seine Festigkeit und seine Sicherheit erschien den Freunden als Kälte und als Herbigkeit. Göthe's naturwissenschaftliche Studien fanden kaum einen schwachen Anklang, sie erschienen diesem Kreise eine wenig bedeutende Nebenbeschäftigung, die der Lebensbestimmung des Dichters Eintrag that. Eben so wenig wie auf diesem

Gebiete traf man bei den politischen Ansichten zusammen, da die Düsseldorfer Freunde den demokratischen Ideen nicht abhold waren, während Göthe nicht begreifen konnte, wie man das lange erprobte Alte dem ungeprüften Neuen so unbedenklich aufopfern könne. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß in Jakobi's Hause eine orthodoxe Luft wehte, während Göthe's Stimmung gegen das Kristenthum seit der italienischen Reise eine geradezu feindselige war. Erwägt man dazu noch, daß mancherlei schiefe Gerüchte über Göthe's eigenthümliches häusliches Verhältniß bei den beschränkten Bewohnern von Pempelfort nicht ohne Anstoß zu erregen vorübergegangen waren, so können wir uns genugsam erklären, daß mehr als Ein starres Hinderniß der ungehemmten Mittheilung entgegentrat. Göthe begann einen Theil jenes Werkes aus seinem Manuskript vorzulesen, von dem wir einige Bruchstücke unter dem Titel „Reise der Söhne Megaprazon's" besitzen. In diesem Werke, das sich an den Pantagruel des Rabelais in einigen äußerlichen Beziehungen anlehnt, wollte Göthe darstellen, daß jede mit Leidenschaft ins Leben gesetzte politische Meinung ihre Schattenseiten habe, und daß der wahre Politiker über den Parteien stehen müsse. Die Vorlesung fand so wenig Anklang, daß Göthe sie bei einer passenden Gelegenheit abbrach. Man gab ihm die Iphigenie in die Hand, doch seine Seele war von den Schreckensbildern der vergangenen Wochen noch so sehr erfüllt, daß ihm dieses vom tiefsten Frieden gesättigte Werk nicht recht geläufig war, und ebenso wenig paßte der Oedipus auf Kolonos des Sofokles zu seiner damaligen Gemüthsstimmung.

Doch die Erinnerung an gemeinsam verlebte schöne Jugendstunden zog das Band der Zuneigung, welches die verschiedene Geistesrichtung lockerte, immer wieder fester an, und Göthe fühlte sich so heimisch in dem gemüthvollen Kreise, daß er fast vier Wochen in Pempelfort verweilte. Und im Verlauf ihrer gegenseitigen Mittheilungen fand es sich auch hier, daß alle redlich Strebenden nach Einem Ziele schauen, denn so wie Göthe seinem Freunde Jakobi zugestand, daß ein reines, aller egoistischen und gauklermäßigen Zuthaten entkleidetes Kristenthum der Gipfel der Menschlichkeit sei, so gab wiederum Jakobi dem Dichter Recht, wenn derselbe sein Heidenthum — wie er es scherzend nannte — dem vorzog, was so landläufig Kristenthum genannt wird. Was aber aller Herzen mit unwiderstehlicher Gewalt in den Zauberkreis des Dichters bannte, das waren seine Schilderungen von Italien, die mit Entzücken von allen angehört wurden. Der rühmlich erwähnte preußische Staatsmann Herr von Dohm, der damals ebenfalls als Gast in Pempelfort verweilte, wurde von Göthe's Unterhaltung so ergriffen, daß er alles was er von ihm gehört, zu Papiere zu bringen beschloß; eine Krankheit verhinderte ihn leider, dieses Unternehmen auszuführen. In sein Tagebuch schrieb Herr von Dohm damals die Worte: „Göthe sprach viel und gut; tiefe Blicke über kristliche Religion; überall tiefeindringender Scharfsinn mit sehr viel Witz."

Von Pempelfort aus begab Göthe mit den Freunden sich öfter nach Düsseldorf, um sich an dem Besuche der herrlichen Gemäldegallerie zu erfreuen. Bekanntlich besaß Düsseldorf damals noch die Gemälde, welche der König von Baiern Max Josef im Jahre 1805 nach München bringen ließ; sie sind daselbst jetzt als der beste Schatz der alten Pinakothek aufgestellt. Göthe's

Freunde waren damals ausschließlich Verehrer der italienischen Schule und blickten auf die Niederländer mit Geringschätzung. Es ist bezeichnend für den aller ungerechten Parteilichkeit abholden Sinn des Dichters, daß er für die Niederländer eintrat und mit Vorliebe in dem Saale des Rubens verweilte, obwohl auch er in seinen Anschauungen mehr auf Seite der italienischen als der niederländischen Malerei stand.

Gegen den Anfang des Dezember schied Göthe aus Pempelfort und fuhr in Jakobi's Reisewagen, da seine eigene Chaise noch nicht angekommen war, auf schlechten Wegen und bei schlechtem Wetter nach Münster, wo er im Hause der Fürstin Galizin alles zur freundlichsten Aufnahme vorbereitet fand. Göthe hatte die Fürstin in Weimar kennen gelernt, und in ihr eine reine edle Seele erkannt; obwohl die Fürstin katholisch und strenggläubig war, so hatte sie doch eine hohe Meinung von dem Dichter gewonnen, dem sie stets mit großer Achtung und mit aufrichtiger Zuneigung begegnete; alle widersprechenden Stimmen, deren nicht gerade wenige waren, haben niemals das Urtheil der feingebildeten und kunstverständigen Fürstin zu beeinträchtigen vermocht. Es ist äußerst wohlthuend zu bemerken, daß diese edle Katholikin, die auch unter ihren Glaubensgenossen in der höchsten Achtung steht, wiederholt und mit dem größten Nachdruck sich dahin geäußert hat, daß sie in Göthe nicht allein einen großen, sondern auch einen guten und edlen Mann verehre, und ganz besonders wohlthuend ist diese Wahrnehmung, wenn man dagegen die stinkenden Pasquille betrachtet, die Wolfgang Menzel und Konsorten gegen unsern größten Dichter zu schleudern sich nicht geschämt haben. Auch in dem Urtheil der Fürstin liegt wiederum ein Beweis für die schönen Worte Winkelmann's, daß die wahre Religion nur bei wenigen Auserwählten aller Konfessionen zu finden sei.

Ein jeder Mensch zeigt in seinem Verhalten ein Spiegelbild seiner Umgebung, der eine schärfer, der andere schwächer; keinen aber können die äußern Einflüsse tiefer berühren, als den Dichter, dessen ganze Natur warmes Gefühl ist. Seit langer Zeit hatte Göthe sich nicht so milde gezeigt, als bei der Fürstin Galizin, in deren Umgebung sich jener rücksichtsvolle und eben deshalb so freie und anziehende Ton zeigte, der in den wirklich feinen Adelskreisen nie fehlt. Göthe bezeichnete es als ein großes Glück, daß er nach den wüsten und schrecklichen Tagen des Krieges und des Rückzuges hier einmal wieder fromme menschliche Sitte auf sich einwirken lassen konnte. Die Freunde in Pempelfort wunderten sich später höchlich, als sie erfuhren, wie milde und liebenswürdig Göthe in Münster gewesen war, und konnten sich nicht enthalten, dem Dichter ihr Erstaunen darüber auszusprechen. Göthe erwiderte: „Daß Ihr zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder, die sich skandalisiren, wenn unser einer sich einmal in der Natürlichkeit seiner angeborenen Tugend sehen läßt, oder nach dem schönen Gleichnisse der Kirchenmutter Lehnchen die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Festtage herauskehrt. Ihr werdet also künftig von Eurem Unglauben und bösen Leumund ablassen, und Gott in seinen Geschöpfen die gebührende Ehre erweisen."

Die Fürstin hatte dem Magus aus Norden, Hamann, den sie 1787 zu sich rief, eine Freistatt in Münster gewährt; Hamann starb daselbst schon im

Juni des folgenden Jahres und wurde in dem fürstlichen Garten bestattet. Sein Grab unter den entlaubten Bäumen fiel Göthe alsbald ins Auge, und da auch er für gewisse Seiten des Hamann'schen Wesens früher einmal einige Theilnahme gefühlt hatte, so ließen sich über diesen Mann jetzt gehaltvolle Gespräche führen. Auch der Filosof Franz Hemsterhuis hatte dem Kreise der Fürstin angehört; seine Werke studirte man eifrig und besprach sich mit Göthe über sie. In dem Gedichte „der neue Amor," welches in Münster entstand, wollte Göthe zeigen, wie selbst die edelste Kunst und das reinste Streben sich nie ganz von dem Sinnlichen lossagen könne, und mit Recht, denn es ist eine Unmöglichkeit, daß der Mensch je den Punkt des Archimedes finde, der ihn der körperlichen Welt gänzlich entrückte. Für Göthe's naturwissenschaftliche Bestrebungen war in Münster ebenso wenig der geeignete Boden, wie in Pempelfort; mit dem größten Interesse hörte man jedoch die Schilderungen der großen römischen Kirchenfeste; von der Karwoche und Ostern, Frohnleichnam, Peter und Paul, und zur erheiternden Abwechselung von der Pferdeweihe erzählte Göthe mit so großer Lebendigkeit, daß einer der Zuhörer sich heimlich erkundigte, ob Göthe katholisch geworden sei.

Hemsterhuis hatte der Fürstin eine vortreffliche Sammlung von geschnittenen Steinen hinterlassen, welche Göthe mit so großem Interesse betrachtete, daß die Fürstin sich erbot, sie ihm auf einige Zeit mit nach Weimar zu geben. Göthe lehnte dieses Anerbieten mit der freundlichsten Dankbarkeit ab, doch bei der Abreise überreichte die Fürstin ihm dennoch das kostbare Kästchen. Es war ihr abgerathen worden, dem Dichter diesen Schatz anzuvertrauen, aber sie erwiderte denen, die ihr diesen Rath gaben: „Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollte ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen." Nach seiner Heimkehr verdankte Göthe den Steinen manche schöne Stunde; er behielt sie zwei Jahre lang bei sich, ehe er sie der Eigenthümerin wieder zustellte. Die kostbare Sammlung befindet sich gegenwärtig im Besitz des Königs der Niederlande.

Bei seinem Abschiede von Münster begleitete die Fürstin den geehrten Gast bis zur nächsten Stazion. Unterwegs sprachen sie beide noch einmal ihr Glaubensbekenntniß gegen einander aus, und die Fürstin sagte, sie hoffe ihn, wenn nicht hier, so doch dort wiederzusehen; man schied unter den herzlichsten Segenswünschen von einander. Auf seiner Reise gerieth Göthe in den Schwarm der Emigrirten, die in vollem Strome nach Westfalen hineinflutheten, und es war ihm keine geringe Erleichterung, daß die Fürstin vorsorglich durch Laufzettel überall auf den Stazionen ihn angemeldet und empfohlen hatte. So gelangte Göthe denn, so rasch man in Winternächten auf ungebahnten Wegen, durch Haide, Sand und Moor vorwärts kommen konnte, über Paderborn und Kassel in die trauliche Heimath zurück. Kurz vor Weihnachten traf er in Weimar wieder ein; seine Ankunft gab zu einer so freudigen Familienszene Anlaß, daß dieselbe, wie Göthe sagte, die tiefste Finsterniß eines Romanes hätte erhellen und erheitern müssen. Während seiner Abwesenheit hatte der Herzog ihm sein Haus stattlich ausbauen lassen; nur der Rohbau war vollendet, und Göthe konnte selbst noch leitend mitwirken. Sein Knabe, der ihm sehr an sein Vaterherz

gewachsen war und sich seiner zärtlichsten Fürsorge stets erfreute, wuchs munter heran; die liebe Kleine, wie er Kristiane zu nennen pflegte, rühmt er als besonders thätig und sorgfältig im Hauswesen. Sie übte jetzt schon die Kunst, die dem Dichter später so manche freie heitere Stunde bereitete alle Sorgen des alltäglichen Lebens mit freundlicher und geschickter Hand hinwegzuräumen und alle Pflichten der Hausfrau in freiwilliger Thätigkeit zu übernehmen und in musterhafter Treue fortzuführen; dies ist um so höher anzuschlagen, da Göthe sich genöthigt sah, im Jahre 1792 ein Kapital von 1000 Thaler anzuleihen, das er mehr als zehn Jahre lang verzinste, ehe er es zurückzahlen konnte.

Seine Häuslichkeit so traulich als möglich zu machen, traf von Rom Göthe's Freund Heinrich Meier ein, und blieb als Hausgenosse fortan bei ihm, indem er ihm bei seinen Studien und seinen Forschungen angenehme und ersprießliche Dienste erwies. Das innige Verhältniß zu Herder, dessen leidende Gesundheit den Unmuth über die kleinlichen Geschäfte, in denen er seine Kraft erschöpfte, bereits zu bitterm Mißmuth und großer Reizbarkeit anwachsen ließ, trübte sich leider schon damals, bis die Freundschaft Göthe's mit Schiller zuletzt ihn von Herder fast ganz trennte. Es war ein günstiges Zusammentreffen, daß die Freundschaft zu Heinrich Meier ein Ersatz wurde.

Eine angenehme und fördernde Beschäftigung fand Göthe jetzt auch jederzeit in der Leitung der Hofbühne, der er sich mit aufopfernder Liebe annahm. So wie das gesammte Schulwesen Weimar's durch Herder erst recht eigentlich begründet wurde, so verdankte das Theater die Blüthe, zu der es sich emporhob, dem einsichtsvollen Fleiße Göthe's. Nichts war seiner Sorgfalt zu gering, kein Fehler entging seinem Auge, und keine Mühe wurde ihm zu viel. Sollte ein neues Stück eingeübt werden, so wirkte Göthe durch wiederholte Leseproben auf Sicherheit im Einzelnen und richtige Auffassung im Ganzen hin; bei den Proben war er selbst zugegen, und oft begab er sich auf die Bühne, um Stellungen anzugeben und Gruppen zu ordnen. Die Theatergesetze waren sehr bestimmt, und Göthe wachte mit Strenge darüber, daß sie nie umgangen wurden; doch wußte er durch sein humanes Benehmen und seine geistige Ueberlegenheit sich bei den Mitgliedern der Bühne jene achtungsvolle Zuneigung zu gewinnen, durch welche die Gesetze fast überflüssig werden, besonders wenn, wie bei Göthe, strenge Gerechtigkeit alle Verhältnisse regelt. Das weibliche Bühnenpersonal hatte sich keineswegs besondrer Gunst zu erfreuen, Göthe's Verhalten war auf dieser Seite durchaus rein. Wo er ein junges vielversprechendes Talent entdeckte, da war er unermüdlich, mit endloser Geduld den edlen Keim zu schützen und zu kräftigen, damit aus ihm ein stattlicher Baum heranwachsen könne, und obwohl er öfter die Erfahrung machen mußte, daß von ihm gebildete Talente von andern Bühnen, die über reichere Mittel verfügten, angelockt wurden, so nahm er doch jeden versprechenden Versuch immer wieder gern auf. Die Mittel, die bei einem kleinen Ländchen wie Weimar nicht bedeutend sein konnten, wandte Göthe zweckmäßig an; für Gastrollen wurde wenig ausgegeben, überflüssiger oder gar störender Prunk fiel ganz fort. Durch Göthe's Thätigkeit war die Weimarer Bühne eine Zeitlang die erste in Deutschland, und was er für Weimar geleistet hat, ist auch weiteren Kreisen zu Nutze gekommen.

Zwei dramatische Werke verdankten jener Zeit ihre Entstehung, Der Bürgergeneral und Die Aufgeregten; sie sind beide politische Stücke, und Früchte von Göthe's persönlicher Stimmung gegen die politischen Verhältnisse seiner Zeit. Wir erzählten schon, daß er sich von den gewaltsamen Neuerungen und von den stürmischen Umgestaltungen des Alten und seit grauer Zeit Bestehenden sehr widerwärtig berührt fand. Wer aufrichtig sein und der Wahrheit die Ehre geben will, der muß gestehen, daß Göthe nie in seinem Leben auf der Höhe eines umfassenden geschichtlichen Ueberblicks stand; das individuelle Gefühl, das ihn zum größten Lyriker aller Zeiten machte, war zu mächtig in ihm, um ein Losreißen aus den lebendigen Berührungen der Gegenwart und eine freie unparteiische Würdigung der Weltlage in ihren verschiedenen Epochen zu gestatten. Der Bürgergeneral ist schwerlich von dem Dichter als eine harmlose Verspottung betrügerischer Freiheitsapostel im Sinne gewöhnlicher Beutelschneider angesehen worden, sondern dieses Stück ist ein Ausdruck des Widerwillens, ein Spiegelbild der Verachtung und der Verdammung, die Göthe für die revolutionären Ideen hegte. Daß er für ein Stück dieses Inhaltes die Form des Lustspieles wählte, war an und für sich kein Mißgriff, doch berührte das Stück bei der Aufführung deshalb widerwärtig, weil die fürchterlichen Greuel der französischen Pöbelherrschaft damals allzu lebhaft vor Augen standen.

Diese individuellen Beziehungen außer Augen gesetzt, findet sich in dem Bürgergeneral viel Wahrheit; besonders in unsern Tagen zeigen uns die Sozialdemokraten mit ihrem Metternich'schen Grundsatze après nous le déluge in den verschiedensten Schattirungen das Konterfei des Großsprechers und Gauners Schnaps im Bürgergeneral, und mit erhöhter Bedeutung gelten für unsere Zeit die Worte aus Göthe's Drama: „Bei sich fange jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil, so wird er dem Ganzen Vortheil bringen."

Das kleine Stück wurde im Laufe einer Woche diktirt. So oft es in Weimar gegeben wurde, benutzte man für den Sankt Schnaps eine Garderobe, welche Göthe's Diener Paul auf dem Feldzuge in Frankreich in einem Mantelsack gefunden hatte, und dieses Kostüm bereitete besonders den Schauspielern nicht geringes Vergnügen.

Die Aufgeregten sind unvollendet geblieben; was wir davon haben, zeigt in vielen Stücken allerdings die Meisterhand eines großen Dramatikers, aber die Grundidee ist ebenfalls kleinlich, große Verhältnisse sind in enge Schranken gepreßt, der große Strom der Weltgeschichte, der sich seinen eigenen Lauf sucht und auch wohl durch Felsen und Berge sich Bahn bricht, wird wie ein Kanal behandelt, den man nach Belieben hierhin und dorthin leiten kann. Göthe hat im richtigen Gefühle das Drama liegen lassen, ohne es zu Ende zu führen. Von der poetischen und künstlerischen Schönheit der Iphigenie und des Tasso zeigen der Bürgergeneral und die Aufgeregten nicht die leiseste Spur. Als biografische und psychologische Denkmale sind beide Stücke höchst interessant.

Noch ein drittes Werk gehört seiner ganzen Bedeutung zufolge in die Zeit und in die Ansichten, von denen wir reden. Von seinen Empfindungen sagte

Göthe selber: „die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche auf ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte. Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch besondere Fügung Reineke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit beträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, so doch heiter zu, und nirgend fühlt sich der gute Humor gestört. Um aber das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung."

Auf diese Erklärung von der Nichtswürdigkeit der ganzen Menschheit hat man unseres Erachtens ein viel zu großes Gewicht gelegt; daß in diesen Worten nicht Göthe's geprüfte und bewahrte Ansicht liegt, sondern daß sie nur ein augenblicklicher Ausbruch gereizter Stimmung sind, das hat Göthe selbst durch sein für alles Große und Edle begeistertes Leben und seine allzeit hülfreiche, zu Aufopferungen gern bereite Hand genugsam bewiesen. Daß eine solche überwallende, extreme Aeußerung gerade bei Göthe nicht befremden kann, zeigen uns viele ähnliche Beispiele. Wir werden uns aber auch nicht wundern, wenn wir die Bemerkung machen, daß der Dichter in seiner gereizten Stimmung ein altes Kunstwerk von einem höchst einseitigen Standpunkte betrachtete, und den eigentlichen Sinn, den gesunden Geist desselben nicht erfaßte.

Im ersten Theile unseres Werkes haben wir (S. 144—161) die Ansicht zu begründen versucht, daß zwei völlig verschiedene Elemente in dem Reineke Fuchs mit wenig geschickter Hand zusammengeworfen sind, und daß der kleinere Theil (das erste Buch), das echte Thierepos, die drei übrigen Bücher fremdartige Zusätze enthalten. Göthe hat sich in seiner Ueberarbeitung ganz dem Sinne und dem Tone der drei letzten Bücher angeschlossen, er zeigt uns nicht das frische natürliche Leben der Thiere, sondern er benutzt die Thiere in derselben Weise, wie die Fabel es thut: die Thiere, welche auftreten, sind die Personifikazionen abstrakter Begriffe; als solche haben sie immer etwas Schematisches, und in diesem Schematischen sieht der Dichter ihren eigentlichen Werth. Zu dieser Auffassung des Ganzen paßt das antike Versmaß, der Hexameter, gerade nicht schlecht, aber dem Geist der alten Thiersage wird dadurch noch mehr Gewalt angethan. Uebrigens ist Göthe's Bearbeitung eigentlich eine ziemlich wortgetreue Uebersetzung, in welcher das Original jedoch manches von seiner lebendigen Anschauung verloren hat, wie z. B. in den nachstehenden Stellen, die sich vielfach vermehren lassen.

I, 302—305: De hane quam vor den Konning stan
un sach ene ser droflik an,
he hadde bi sik twe hanen grot
de drovich weren umme dessen dot.

Als Henning, der wackre,
Vor dem König erſchien mit höchſt betrübter Geberde
Kamen mit ihm zwei Hähne, die gleichfalls trauerten.

351—354: Sint quam he ens alse en klusenere,
Reinke, de sulve olde def
un brachte mi do enen bref,
dar hangende juwe seggel nedden an.

Es währte nicht lange, ſo kam er
Als ein Klausner und brachte mir Brief und Siegel. Ich kannt' es,
Euer Siegel ſah ich am Briefe.

401—403: Noch gistern ward em mit den hunden
mine dochter afgejaget, de bet he dot,
de ik hier bringe in miner not.

Er tödtete geſtern
Meine Tochter, es haben die Hunde den Leichnam gerettet.
Seht, hier liegt ſie!

438—445: Krassevot, hanen Henninks dochter, de beste,
de vele eier leide in de neste,
de wol mit eren vöten konde schrawen,
de licht under dessen sten begraven.
de valsche Reinke was, de se vorbet.
se wil, dat al de werlt dit wet.
dit dede he ane recht, mit valscher lage,
up dat men se desto mer beklage.

Kratzefuß, Tochter Henning's, des Hahns, die beſte der Hennen,
Legte viel Eier ins Neſt und wußte klüglich zu ſcharren.
Ach, hier liegt ſie! Durch Reinekens Mord den Ihren genommen.
Alle Welt ſoll erfahren, wie bös und falſch er gehandelt
Und die Todte beklagen.

Die Hexameter ſind nicht durchweg ſo ſchlecht, als man ſie oft hat machen wollen; in einigen iſt die Betonung allerdings ſehr erzwungen, im allgemeinen aber fließen ſie leicht und anmuthig, und verfallen nicht in pedantiſche Steifheit. Reineke Fuchs war am 2. Mai 1793 ſo ziemlich fertig, doch beſchäftigte ſich Göthe noch bis in den November deſſelben Jahres damit, das Einzelne zu runden und zu glätten. Herder, dem er die Handſchrift mittheilte, machte ihm ſeine kritiſchen Bemerkungen, welche Göthe dankbar annahm und fleißig benutzte. Dieſe Arbeit war ihm eine willkommene Zerſtreuung während des neuen kriegeriſchen Unternehmens, an welchem er auf den Wunſch des Herzogs theilnahm; am 10. Mai 1793 reiſte er ab, um der Blokade von Mainz beizuwohnen. Von ſeiner Familie trennte er ſich nur ſehr ungern; kurz vor ſeiner Abreiſe entwarf er einen Umriß ſeines Hausgartens, zu dem er ſpäter die Verſe ſchrieb, die ſeine innige Anhänglichkeit an den eigenen Herd mit dem wärmſten Heimathsgefühl ausſprechen; ſie lauten:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Ein Uebergang von dieser beglückten Stille zum Aufenthalte in dem Kriegslager waren die Tage, welche Göthe in Frankfurt bei seiner Mutter zubrachte. Er traf dort den Professor Sömmering von der damals noch bestehenden Universität Mainz, der vor den Franzosen geflüchtet war; Göthe erfreute sich seiner Gesellschaft und arbeitete viel mit ihm.

Am 27. Mai 1793 langte der Dichter in dem Lager des Herzogs bei Marienborn an. In den ersten Tagen seines Aufenthaltes bemühte er sich, die Lage der Schanzen sowie den Umfang der Belagerungsarbeiten genau kennen zu lernen. Diese Unternehmung des preußischen Heeres war mehr vom Wetter begünstigt, als der Zug nach Frankreich; selbst die Nächte waren höchst angenehm, und in freien Stunden konnte Göthe seine Farbenstudien mit Erfolg fortsetzen. Sein Geist blieb unberührt von den blutigen Ereignissen, die oft in seiner nächsten Nähe tobten. In der Nacht zum 31. Mai machten die Franzosen einen Ausfall auf das Hauptquartier Marienborn, das Regiment des Herzogs von Weimar nahm aufs lebhafteste den Kampf auf, und nach anderthalbstündigem heißen Gefechte wurden die Franzosen in die Stadt zurückgetrieben. Am folgenden Morgen ritt Göthe auf den Schauplatz des Kampfes und betrachtete die Opfer des Todes, die noch nebeneinander dalagen, die riesigen Kürassiere der Belagerer neben den zerlumpten, zwerghaften Ohnehosen. Das Grauenhafte des mörderischen Kampfes der Menschen gegen Menschen trat dem Dichter in seiner ganzen Nacktheit vor die Seele, und in diesem Gefühle schrieb er wenige Tage später an Jakobi die Worte: „Ich wünsche Euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Ähren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet Ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den Euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe."

Am 18. Juni gelang es, die Laufgräben zu eröffnen, und am 27. Juni begannen die deutschen Geschütze das Bombardement einer deutschen Stadt. Schon in der nächsten Nacht schlugen die Flammen aus dem ehrwürdigen Dome auf, und alles, was brennbar war, wurde an diesem Denkmale aus der großen Zeit der Sachsenkaiser vom Feuer verzehrt, so daß in den nächsten Jahren nachher das schöne Gotteshaus nur noch als Heumagazin benutzt werden konnte. Auch viele Häuser geriethen in Brand. Göthe sah dem furchtbaren Schauspiel von der Schanze vor Marienborn zu; die Feuerkugeln stiegen in flachem Bogen hinan, über der unglücklichen Stadt knickten sie zusammen, und bald nachher ver-

kündete die aufsteigende Flamme, daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt. Als die Schanze Weißenau wieder in deutschen Händen war, ritt Göthe, bedroht von den Kugeln der Feinde, in die durchlöcherten Wälle und verschaffte sich aus den zerstreut umherliegenden Menschengebeinen Material zu seinen osteologischen Studien. An seine Sicherheit dachte er dabei nicht. „Von der wilden, wüsten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch Laufgräben, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen." Von einem Wachtsoldaten, den ein reichlicher Lohn gewann, ließ der Dichter sich in die äußersten Befestigungen führen, und stand schließlich hinter einem Bollwerke von Schanzkörben auf wenige hundert Schritt den feindlichen Geschützen gegenüber; hier ward es ihm heiß, wie er gesteht, doch kehrte er, wenn es Gelegenheit gab, unbedenklich wieder in gleiche Gefahr zurück. Zur Abwechslung wurden einige Fahrten nach Bingen und Rüdesheim unternommen, und in seinem Zelte im Lager setzte Göthe die Farbenstudien mit Eifer fort. Selbst die stündlich drohende furchtbare Gefahr vermochte sich nicht beunruhigend in die Gefilde einzudrängen, in denen des Dichters großer Geist verweilte.

Bis zum 22. Juli wurde die schöne alte Stadt unausgesetzt bombardirt. An diesem Tage verstanden die Franzosen gegen freien Abzug sich zur Uebergabe. Einer der ersten, ritt Göthe bis an die Thore der Stadt heran und rief den bedrängten Bürgern die frohe Botschaft zu. Am 24. Juli begann der Ausmarsch der 17000 Mann starken französischen Besatzung, welcher gegen die Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu kämpfen, die Kriegsehren zugestanden worden waren. Freilich war es nicht ein Ausmarsch wie an jenem unvergeßlichen Tage, an welchem vier französische Marschälle an der Spitze des stärksten Heeres von Frankreich aus den Thoren von Metz zogen und die Waffen zu den Füßen des Heldenprinzen Friedrich Karl niederlegten, um mit dem Stocke in der Hand in die preußische Gefangenschaft zu wandern, aber es war doch ein Erfolg der preußischen Waffen, der nur leider ohne nachhaltige Wirkung blieb, da schon vier Jahre später der Friede von Campo Formio die deutsche Stadt an den Erbfeind verrieth.

Von dem Quartiere seines Fürsten aus sah Göthe dem Ausmarsch zu. Klein, buntscheckig, lumpicht wie die französischen Buschklepper des letzten Krieges, trabten die Jünger der großen Nazion heran; einige andere Kolonnen, unter ihnen die berittenen Jäger, trugen die französische Frechheit genugsam zur Schau, unter den Klängen der Marseillaise, unter welchen 1870 die ersten preußischen Bataillone in Versailles einrückten, zogen sie an dem preußischen Oberbefehlshaber Grafen Kalkreuth vorüber. In der Reihe der Ausrückenden waren die französischen Kommissarien und auch die unglücklichen Klubbisten, unter denen einige edle deutsche Männer, so Göthe's Freund Georg Forster, sich hatten verleiten lassen, das Heil des Vaterlandes in schmutzige französische Hände legen zu wollen. Gegen sie, als die eigentlichen Urheber alles Unheils, wandte sich die Wuth des Pöbels; wo man ihrer habhaft werden konnte, wurden sie fürchterlich mißhandelt. Göthe wurde Augenzeuge eines solchen Vorfalles. Unter den Fenstern des herzoglichen Quartiers zog ein Zug der Franzosen, und in demselben ein

Reiter in Zivil, an seiner Seite ritt in Männerkleidern eine sehr schöne Frau. Da erscholl plötzlich aus der Volksmenge der Ruf: „Haltet ihn an! Schlagt ihn todt! Das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Dondechauei geplündert und nachher selbst angezündet hat!“ Die wüthende Menge versperrte den Weg, und um den Unglücklichen schien es geschehen. Da sprang Göthe, ohne die Gefahr zu berücksichtigen, hinaus in das Gewühl. „Halt!“ rief er laut und heftig, „hier ist das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz daran ist heilig! Wenn Ihr Unfug treiben und Rache üben wollt, so findet Ihr noch Raum genug. Wer Ihr auch seid, so habt Ihr doch mitten in dem deutschen Heere keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; Euer Unglück und Euer Haß gibt Euch hier kein Recht, und an dieser Stelle leide ich durchaus keine Gewaltthat!“ Die eingeschüchterte Menge wich zurück, und mit einigen flüchtigen Worten des wärmsten Dankes eilten die Bedrohten von dannen. Göthe's Freund Georg Forster war glücklich nach Paris entkommen, wo er jedoch bitter getäuscht im nächsten Jahre sein Leben beschloß.

Mainz war ein großer Trümmerhaufen, als Göthe am 26. Juli mit einigen Freunden hineintritt. Mit lebhafter Erinnerung gedachte Göthe an die Tage seiner Jugendzeit, als er von Frankfurt herübergekommen war und das Drususdenkmal abzeichnete. Sömmering war wieder in das verwüstete Akademiegebäude eingezogen, und Göthe freute sich mit ihm über die glückliche Rettung werthvoller Präparate.

Göthe war froh, als er dem Jammer ausweichen konnte; der Herzog ertheilte ihm Urlaub, und Göthe begab sich nun nach Heidelberg, wo er die alte Freundin Delf, und in deren Hause auch seinen Schwager Schlosser traf, der wenige Wochen zuvor seine Tochter verloren hatte. Die Unterhaltung berührte auch die Farbenlehre; von Göthe's Theorie wollte Schlosser aber nichts wissen, und ebensowenig günstig urtheilte er über einen Aufsatz, der während der Belagerung geschrieben war und den Vorschlag zu einer Vereinigung von Fachgelehrten behufs Sammlung mannichfacher Erfahrungen über die Farben und ihre Erscheinungen machen sollte. Ein besonders inniges Verständniß scheinen die beiden Schwäger damals gegenseitig nicht gewonnen zu haben.

Bei seiner Mutter brachte der Dichter in Frankfurt noch einige vertrauliche Tage zu, und gegen das Ende des August traf er wieder in Weimar ein. Dort wollte er, wie er an Jakobi schrieb, einen Kreis um sich ziehen, in den außer Liebe und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts hineindringen solle. Doch gelang ihm dies nicht ganz, die Politik verdarb ihm manche schöne Stunde, und die drohenden Aussichten einer unruhigen Zukunft auch in dem heiligen römischen Reiche deutscher Nazion beengten ihm sein Gemüth. Dazu kam ein Trauerfall in der herzoglichen Familie; Prinz Konstantin, des Herzogs Bruder, starb im Oktober 1793. Auf des Dichters empfindliches Gemüth machte auch der Winter stets einen trüben Eindruck, den eine lebhafte Beschäftigung mit der Farbenlehre nicht zu verwischen vermochte. Lebhafter wurde der Verkehr wieder in Weimar, als im Spätherbst der Herzog, der aus dem preußischen Dienst austrat, zurückkehrte. Göthe war zugegen, als der Herzog im Lager von Aschersleben Abschied von seinen Untergebenen nahm. „Das Wehklagen des Regiments,“ so erzählt

Göthe, „war groß durch alle Stufen; sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der besten. Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so nahe zu bereisen, erschien für mich verloren, auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen." Für Göthe war es indeß sehr wichtig, daß der Herzog dem Kriegsleben entsagte, denn nun konnte Göthe auch mit mehr Sicherheit auf ein anhaltendes ruhiges Leben, auf eine dauernde Beschäftigung mit dem, was das eigentliche Dasein seines Geistes ausmachte, rechnen.

Wenn wir die sechs Jahre seit der Heimkehr von Italien bis zum Juni des Jahres 1794 noch einmal überblicken, so müssen wir sie fast als eine Zeit poetischer Unthätigkeit bezeichnen, denn außer den kleinen Dramen und dem poetisch doch ziemlich unbedeutenden Reineke Fuchs hat Göthe in dieser Zeit nichts geschaffen. In Rom hatte sein Genius einen hohen und herrlichen Flug genommen, ein Meisterwerk ersten Ranges, die Iphigenie, wurde gewonnen. Im Tasso ist uns veranschaulicht, wie der begeisterte Dichter aus den reinen Höhen der Poesie durch die Alltäglichkeit, mit der er nicht zu seinem Vortheil zu rechnen versteht, zu einer unerfreulichen gedrückten Lage herabgezogen wird, in der keine Thätigkeit sich entwickeln kann. Aehnlich waren die Umstände für Göthe, auch ihm waren unendliche Widerwärtigkeiten entgegen getreten und hatten keine schöne neue Blüthe aufkommen lassen. Es bedurfte einer ganz besondern Anregung, um seiner Seele die neue Kraft zu verleihen, durch die er sich wieder zu großen Thaten aufschwang. Diese Anregung gewann Göthe in der Freundschaft zu Schiller. Die Zeit war jetzt gekommen, in der die beiden großen Naturen, die früher einander gemieden hatten, sich um so inniger ergreifen und einen Bund eingehen sollten, den nur der Tod, doch leider allzufrüh wieder löste.

Die aufblühende Universität Jena zählte zu ihren außerordentlichen Professoren damals auch Schiller, der im Frühling 1789 auf Göthe's Verwendung die Professur der Geschichte in Jena erhalten hatte. Besonders begünstigt waren daselbst die Naturwissenschaften; Göthe verkehrte mit einigen bedeutenden Lehrern viel und gern. Der Professor Batsch hatte eine naturforschende Gesellschaft gegründet, deren periodische Sitzungen Göthe zu besuchen pflegte. Im Juni 1794 traf er in einer dieser Sitzungen mit Schiller zusammen. Als sie zufällig beide zugleich aus derselben fortgingen, knüpfte unter ihnen sich ein Gespräch über das eben Gehörte an. Schiller machte die Bemerkung, die Natur in einer so zerstückelten Art zu behandeln, könne den lernbegierigen Laien keineswegs anmuthen. Göthe erwiderte, diese Art bleibe selbst dem Eingeweihten unerfreulich, und es könne wohl noch eine andere Weise geben, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern in lebendigem Wirken ihr Streben aus dem Ganzen in die Theile darzustellen. Sie waren indeß vor Schiller's Hause angekommen, und von dem Gespräche lebhaft angezogen, trat Göthe mit hinein und entwickelte nun seine Metamorfose der Pflanzen. Schiller folgte mit reger Theilnahme, und wenn er Göthe's Ideen auch nicht sofort zu den seinigen machen konnte, so wirkten doch selbst seine Einwürfe mit unwiderstehlicher Anziehungskraft auf Göthe. Der erste Schritt war gethan, und Schiller's Gattin, von Jugend auf

eine Verehrerin Göthe's, trug das Ihrige bei, um das Band immer fester zu knüpfen. Schiller bereitete 1794 die Herausgabe der Horen vor, und es lag ihm daran, auch Göthe für sein Unternehmen zu gewinnen. Auf seine Einladung antwortete Göthe am 24. Juni mit freundlicher Zusage, und fügte hinzu, daß er hoffe, manches was bei ihm ins Stocken gerathen, werde nun wieder in lebhaften Gang gebracht werden.

Nun wurde der schöne Geistesbund immer enger. Im Juli verweilte Göthe abermals in Jena, und in Schiller's Hause fand ein sehr eingehender Gedankenaustausch über Kunst und Kunsttheorie statt, durch welchen die Dichter zu dem überraschenden Ergebniß gelangten, daß sie von entgegengesetzten Seiten her und auf völlig verschiedenen Wegen denselben Zielen zustrebten. Der gegenseitige Freundschaftsbund war damit auf dem festesten Grunde aufgebaut, in dem menschliche Verhältnisse gegründet werden können: in gemeinsamer, edler, hochherziger Thätigkeit. „Es bedurfte für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft," sagte Göthe, „denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeingeschaftlichen Bestrebungen gefunden." Ein lebhafter Briefwechsel fand von nun an zu allen Zeiten statt, wo die Freunde nicht beieinander waren. Als Göthe am 14. August von einer Reise nach Dessau und Dresden zurückkehrte, erhielt er von Schiller einen Brief, in dem der Freund mit geistvollem Scharfblick Göthe's Wesen und die Einwirkung desselben auf seine eigene Natur darstellte. In den Hauptstellen dieses in der That bewunderungswürdigen Schreibens sagt Schiller: „die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in dem sowohl die Spekulazion als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so gern verliert. In Ihrer richtigen Intuizion liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisazion steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft helden-

mäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Ithia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich dann der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imaginazion das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von Innen heraus und auf einem razionalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem bessern Muster, das Ihr Geist sich erschuf, korrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr; denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstrakzion übergingen, so mußten Sie rückwärts Begriffe wieder in Intuizionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. — So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres filosofischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könne es gar keine größeren Oppositа geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuen Sinne die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß beide einander auf halbem Wege begegnen."

Solche verständnißinnige Worte hatte Göthe lange nicht vernommen. Er fühlte, daß in Schiller ihm eine geistesverwandte Natur entgegen kam, und mit Freuden ergriff er die dargebotene Hand; alles was an und in ihm sei, wolle er gern mittheilen, erwiderte er in einem herzlichen Briefe, und mit sehr richtigem Gefühle gestand er dem Freunde, daß er von ihm vor allem neues Leben,

frische Anregung zu gewinnen hoffe, da eine Art Dunkelheit und Zaudern ihn oft behindere, ohne daß er selbst Herr über sie werden könne.

Je mehr die Freunde miteinander verkehrten, desto mehr wurden sie die tiefinnere Uebereinstimmung ihrer Ansichten und Bestrebungen gewahr. Auf Göthe's Einladung kam Schiller im September 1794 mit Wilhelm von Humboldt nach Weimar, und war vierzehn Tage lang Göthe's gern gesehener Gast. Der Hof war auf einige Zeit nach Eisenach gegangen, und nichts behinderte die Freunde, die ersten Tage, die sie zusammen unter Einem Dache verlebten, nach Möglichkeit auszunutzen. Jeder Augenblick wurde benutzt, und über Dichtkunst und Dichtungen, über Natur und über bildende Kunst wurden die Ansichten in regem Verkehr ausgetauscht. Als Schiller nach Jena zurückgekehrt war, schrieb er am 29. September an Göthe: „Ich sehe mich wieder hier, aber mit meinem Sinn bin ich immer noch in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben, aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, so viel von Ihnen zu empfangen, als meine Rezeptivität erlaubt; die Zeit wird es lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird."

Wohl nur selten mag ein edler Same so köstliche Früchte getragen haben, als Göthe's Einwirkung auf Schiller sie brachte, und vielleicht eben so selten mag das schöne Wort Göthe's: „Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe" durch die That erfüllt worden sein, als in dem innigen Freundschaftsbunde unserer beiden größten Dichter. Dieses völlig neidlose sich Hingeben des einen an den andern, dieses stets bereite, immer freudige Anerkennen alles dessen, was der eine Freund an dem andern Großes und Schönes fand, dieses gemeinsame Heben und Tragen, in das nie auch nur der kleinste Mißton sich einschleichen konnte und vor dem selbst die gehässigsten Bestrebungen des Neides machtlos niedersanken, steht völlig einzig in der ganzen Geschichte da. Eine solche Freundschaft ist die reinste Blüthe der edelsten Menschlichkeit, und sie ist das herrlichste Zeugniß für die, welche sie hegen. Wenn wir von Göthe und Schiller nichts weiter wüßten und nichts weiter kannten als diese Freundschaft, so wären wir allein dadurch zu dem Schluß berechtigt, daß beide zu den sittenreinsten aller Menschen gehören müßten. Es ist kaum glaublich, daß es Subjekte gab und noch gibt, die solchen Thatsachen gegenüber die Stirn haben zu behaupten, unsere großen Dichter seien nicht auch zugleich die edelsten Menschen, und nur unter dem Fluche unserer nazionalen Zerrissenheit konnte in früheren Jahren diese Partei, deren Geistesarmuth ebenso groß als ihre gemeine Selbstsucht ist, einen so unheilvollen Einfluß gewinnen. Solche Verworfenheit richtet sich selbst, und den Chorführern dieser Partei ist ein Platz auf der Schandtafel der Geschichte unausbleiblich. —

Was Göthe in Italien durch die Anschauung der antiken Kunstwelt und durch sein eigenes unablässiges Streben sich errungen hatte: das bewußte Erkennen der maßvollen, in sich selbst vollendeten Schönheit, das trug auch für Schiller herrliche Früchte, und ein Theil dessen, was Göthe in Rom sammelte, wurde unter Schiller's Händen dem deutschen Volke lebendig. Schiller aber gab dem Freunde liebevolle Theilnahme und Anerkennung und riß ihn durch

sein begeistertes Streben auf die Bahn der That fort. Mißgunst und Engherzigkeit hatten um den schönen und reinen Quell Göthe'scher Poesie eine starre Mauer gezogen, die jeglichen reichlichen Erguß versperrte; Schiller's Hand räumte den Schutt langsam, doch sicher hinweg, und zu keiner Zeit wallte der Strom der Dichtung bei Göthe mit volleren und tieferen Wogen, als in den Jahren seiner Freundschaft mit Schiller; ein neuer Frühling sei ihm aufgeblüht, sagte Göthe, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Die sechs Jahre von 1788 bis 1794 lag der römische Same todt in Göthe's Geiste, Schiller hauchte ihm Leben ein, pflegte und förderte die Entwicklung desselben und erfreute sich selbst auch der köstlichen Früchte, die er trug.

Eine immer neue Anregung zu gemeinsamer Thätigkeit war Schiller's Zeitschrift. Göthe lieferte für die Horen die Römischen Elegien und die Venezianischen Epigramme, und die beiden Episteln, die im Jahre 1794 entstanden. Die erste derselben ward an die Spitze der neubegründeten Zeitschrift gestellt. Der Roman Wilhelm Meister war bereits vergeben, die beiden ersten Bücher schon gedruckt. Vom dritten Buche an erhielt Schiller das Manuskript des Werkes zugesandt und gab von nun an seine Kritik, die meist höchst treffend war und von Göthe mit dem größten Danke benutzt wurde.

Die naturhistorischen Studien wurden nicht vernachlässigt, aber sie nehmen von nun an bis zu Schiller's Tode einen immer kleinern Raum ein. Professor Göttling in Jena las Chemie, der Hofrath Lader trug die Bänderlehre vor; Göthe besuchte beide Vorlesungen mit großem Eifer. Der Verkehr mit den beiden Brüdern Alexander und Wilhelm von Humboldt erweiterte den Gesichtskreis der erwähnten Studien. Gerade in jenen Tagen, wo die politische Lage sich immer drohender gestaltete, die französischen Heere immer weiter vordrangen, war die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften eine wohlthätige Zerstreuung für Göthe, die indirekt auch seiner poetischen Produktivität Vorschub leistete. Aus Süd- und Westdeutschland erhielt Göthe um diese Zeit mancherlei Werthsachen, Schatzkästchen, Sparthaler und anderes zum Aufbewahren eingesandt. Dieser großartige Beweis des öffentlichen Vertrauens erfreute ihn sehr. Göthe's Mutter bereitete sich zur Auswanderung aus dem bedrohten Frankfurt vor, ihr Sohn setzte einige Zimmer für sie in Bereitschaft, doch fand sie es für gut, in allem Unheil in Frankfurt auszuhalten. Fritz Jakobi verließ sein trauliches Pempelfort und flüchtete nach Holstein. „Es war mir so schmerzlich," schrieb ihm Göthe, „als wenn ich mit Dir hätte auswandern sollen." Jakobi kehrte nicht nach seiner rheinischen Heimath zurück, er blieb im Holsteinischen bis zu seinem Tode. Pempelfort ist seit dem Jahre 1860 Eigenthum des Düsseldorfer Künstlervereins „Malkasten" geworden, und ist also seiner ursprünglichen Bestimmung, ein Sammelplatz strebender Geister und ausgezeichneter Künstler zu sein, nicht untreu geworden.

Der unmuthige, theils gedrückte theils gereizte Ton aus Göthe's Briefen der letzten Jahre verschwindet vollständig seit der Zeit seiner Bekanntschaft mit Schiller, und weicht einer freudigen, selbstzufriedenen Anschauung. Er war oft bei Schiller in Jena, dort schloß auch Wilhelm von Humboldt an beide Dichter

sich an; Göthe's Freund Meier fehlte ebenfalls nicht. Durch seine Theilnahme an den Horen trat Göthe mit manchem bedeutenden Kopfe in Berührung, den er früher kaum dem Namen nach gekannt hatte. In Jena pflegte man die Kantische Filosofie mit besonderer Vorliebe, Schiller studirte Kant's Werke mit Eifer und mit großem Gewinnst, Wieland's Schwiegersohn, der Professor Reinhold in Jena, war begeisterter Kantianer. Göthe, der nie in seinem Leben eingehende filosofische Studien trieb, befreundete sich mit den Kant'schen Grundsätzen schon in frühern Jahren und gewann nun aus den Bestrebungen der Freunde manche Anregung. Das Verhältniß zu Herder lockerte sich jedoch von dieser Zeit an, denn Herder war ja, wie wir im zweiten Bande unseres Werkes ausführlicher dargethan haben, ein entschiedener Gegner der Kant'schen Filosofie, und dergleichen Abneigungen wurden bei dem krankhaft gereizten Gemüthe Herder's sehr leicht persönlich. Göthe erzählt: „Herder's Abneigung gegen die Kantische Filosofie und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen fruchtlos, um so mehr als Wieland die neue Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohnes verwünschte, und als Latitudinarier es sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, wie es hieß, fixiren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte." Die Freundschaft zu Herder nahm nach Göthe's lebensgefährlicher Krankheit im Jahre 1801 noch einmal einen letzten Aufschwung, der jedoch nicht von langer Dauer war.

Bei einem Aufenthalte in Jena in den letzten Tagen des Januar 1795 besprach Göthe sich mit den beiden Humboldt öfter über seine Ideen von der Metamorfose der Thiere, bei deren Bildung und allmäliger Entwicklung Göthe ebenso wie bei den Pflanzen das ursprüngliche Ausgehen von einem Urtypus annahm. Von den beiden Brüdern dringend aufgefordert, brachte Göthe seine Gedanken zu Papier und sammelte sie in den Aufsatz: „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie." Wenn die wissenschaftliche Forschung Göthe's Farbenlehre nicht hat bestätigen können, so sind dagegen die Gedanken Göthe's über die Entstehung und Entwicklung der Pflanzen und der Thiere jetzt als eine der Grundsäulen der heutigen Wissenschaft anzusehen. Diese Thatsache ist ein interessanter und schlagender Beweis für die Objektivität, mit der Göthe den Gegenständen seiner Forschungen gegenübertrat, und für den richtigen und scharfen Blick, mit dem er das innerste Wesen zu erfassen und wiederum zur Anschauung zu bringen vermochte. In der Kunst wie in der Wissenschaft hat diese beneidenswerthe Gabe des großen Mannes gleich herrliche Früchte gezeitigt.

Wir finden Göthe von nun an oft in Jena, wo ihn eine freiere, wohlthuende Luft umgab und nichts ihn behinderte, ganz seinen Neigungen zu leben. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, jeden dieser Besuche zu registriren, wir werden nur das erzählen, was sich Bedeutendes daranschließt.

Eines rheumatischen Uebels wegen verweilte Göthe von den ersten Tagen des Juli bis zum 9. August in Karlsbad, wo der Roman Wilhelm Meister einige Fortschritte machte. Dieses Werk erfreute sich überhaupt jetzt eines be-

sondern Fleißes von Seiten Göthe's und einer regen und liebevollen Theilnahme von Seiten Schiller's.

Als Göthe von Karlsbad zurückgekehrt war, lief um die Mitte des August von Ilmenau die Nachricht ein, daß ein bedeutender Stollenbruch dem Bergbau daselbst ein Ende gemacht habe. In Begleitung des Geheimrath Voigt begab Göthe sich mit seinem fünfjährigen Söhnchen August dorthin und erkannte mit Betrübniß, daß ein Werk so vieler Mühe und so vieler Kosten unrettbar verloren sei. Zur Erheiterung gereichte ihm die Freude seines Knaben an der schönen Natur. Mit frischem Sinn faßte der kleine August die Eindrücke auf, die seinem Vater schon lange etwas Altes geworden waren, und belebte dadurch auch wieder die Theilnahme des Mannes. Nach kurzem Aufenthalte kehrte Göthe nach Weimar und zu seinen dichterischen Arbeiten zurück, die indeß noch einige Störungen erfuhren. Am 5. Oktober reiste Meier wieder nach Italien zurück, und Göthe war damals fest entschlossen, im August des kommenden Jahres dem Freunde in das ersehnte Land der Kunst nachzufolgen. Am 1. November 1795 wurde Göthe Vater eines zweiten Sohnes, der zu seiner großen Trauer nach einigen Wochen schon wieder starb.

Für die Horen übersandte Göthe im Laufe des Jahres 1795 an Schiller die einzelnen Erzählungen, welche die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" ausmachen. Sie bestehen aus sieben Erzählungen verschiedener Tendenz und einem Mährchen. Unseres Erachtens hat man den Werth dieser Erzählungen wohl überschätzt; sie sind ohne Ausnahme schwach, sowohl dem Inhalt als der Form nach, einige von den Spukgeschichten sind vom Albernen nicht weit entfernt. Das Mährchen von der schönen Lilie ist so dunkel, daß man zu einem freien ästhetischen Genuß durch dasselbe nicht gelangt, die Erklärungen desselben gehen sehr weit auseinander, und von allen gegebenen Erklärungen ist noch keine völlig befriedigend, obwohl gewiegte Erklärer bedeutenden Scharfsinn zu seiner Lösung angewendet haben. Man könnte der Meinung sein, daß Göthe sich in diesen wunderlichen Erzählungen des drückenden Wustes der letzten Jahre entledigt habe.

An bedeutenden äußeren Ereignissen sind die nächstfolgenden Lebensjahre Göthe's arm, desto reicher aber an dichterischer Thätigkeit. Der Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller ging ununterbrochen fort, und auch die Besuche wiederholten sich öfter. Als Schiller vom 23. März bis zum 20. April 1796 in Weimar verweilte, um Göthe's Egmont für die Bühne zu bearbeiten, wohnte er wieder in Göthe's Hause und hatte sich hier einer so liebevollen Pflege zu erfreuen, daß seine Gesundheit wesentlich gestärkt wurde. Da das Weimarische Theater keine Logen hatte, so ließ Göthe für Schiller eine besondere Loge herrichten, in welcher derselbe, auch wenn seine Gesundheit angegriffen war, ohne jeden Zwang verweilen konnte.

Schiller's Horen, in welchen der Nazion das beste gegeben wurde, was damals überhaupt in Deutschland durch die Presse veröffentlicht wurde, fanden nicht den gewünschten Erfolg. Die elendeste Kritik, die in vielen Fällen nur in der niedrigsten Mißgunst ihren Ursprung hatte, warf ihren Geifer auf das schöne Werk, und lud noch eine neue niederträchtige Bürde auf die Schultern des

ohnehin so schwer gedrückten Schiller's. In bitterm Mißmuth gab derselbe seinen Aerger darüber in seinen Briefen an Göthe Ausdruck; dieser rieth ihm, alles was gegen die Horen gesagt würde zusammen zu suchen und am Ende des Jahres ein literarisches Gericht darüber zu halten, an dem er selbst sich gern betheiligen würde, denn auch Göthe hatte von der Mißgunst gewisser Klassen des Publikums viel zu leiden gehabt und war gegen dieselben keineswegs günstig gesinnt. Als ihm nun im Dezember 1795 die Xenien des Marzial in die Hände fielen, gerieth er auf den Gedanken, in derselben Weise wie jener römische Dichter auf alle Personen und Zeitschriften, die sich versündigt hatten, je ein Epigramm zu verfassen und die ganze Sammlung dem nächsten Musenalmanach einzuverleiben. Schiller, dem er ein Dutzend solcher Xenien als Probe übersandte, fand den Einfall prächtig, und die Freunde gingen nun rüstig an's Werk. Im Januar verweilte Göthe in Jena, der Plan wurde gemeinschaftlich genau besprochen, und die Sammlung, deren Zahl man ursprünglich auf einhundert festsetzte, um manches beißende Epigramm gefördert. Doch schon am Ende des Januar war die Zahl auf zweihundert gestiegen, denn alles, was den Unmuth der beiden Dichterkönige erregte, ward gebührend bedient. Im Februar 1796 schrieb Schiller an Humboldt: „Unter sechshundert Monodistichen thun wir es nicht, aber womöglich steigen wir auf die runde Zahl tausend.“ Auch naturwissenschaftliche und politische Xenien wurden aufgenommen, und zu den beißenden gesellten sich einige, in denen große und verdiente Männer unter den Lebenden wie unter den Todten gefeiert wurden. Schließlich traten auch noch ernst filosofische hinzu, so daß die ganze Sammlung nun einen ziemlich bunten Karakter trug. Die ungleiche Art der einzelnen erregte in Schiller jedoch Bedenken, alle zusammen als ein Ganzes zu geben, und er machte Göthe den Vorschlag, sie in kleine Gruppen vertheilt in den Almanach zu bringen. Dieser Plan fand bei Göthe wenig Anklang; Schiller kam aber noch auf einen andern Ausweg. Am 1. August schrieb er dem Freunde: „Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beschlafen der Sache, die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünsche und die Konvenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. Wenn wir die filosofischen und poetischen, kurz, die unschuldigen Xenien in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den anderen Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien als ein eigenes Ganzes dem ersten Theile anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen zusammen und mit keinem ernsthaften untermischt, verlieren sie vieles an ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen.“ Göthe billigte den Plan, und sonach erschienen im Musenalmanach für das Jahr 1797 die sämmtlichen Epigramme in zwei kleineren und zwei größeren Abtheilungen. Von den beiden kleineren ist die eine Abtheilung „Vielen“, die andere „Einer“ überschrieben.

Die beiden größeren Sammlungen sind, die eine als „Votivtafeln", die andere, am Ende des Almanachs eingestellt, als „Xenien" bezeichnet. Viele von diesen Epigrammen sind von den Freunden gemeinschaftlich gedichtet worden, so daß sie später selbst nicht entscheiden konnten, wem sie angehörten. Die Sammlungen „Vielen" und „Einer" hat Göthe später für sich allein in Anspruch genommen, zu den Votivtafeln hat er nach dem Zeugniß von Schiller's Gattin etwas über die Hälfte beigetragen, über das Eigenthumsrecht an den Xenien äußert Göthe selber sich in den Worten: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht; oft hatte ich den Gedanken, und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von mein und dein die Rede sein? Man müßte selbst noch tief in der Philisterei stecken, um auf die Entscheidung solcher Zweifel noch Gewicht und die mindeste Wichtigkeit zu legen." — Diese Ansicht Göthe's wird schließlich die geltende bleiben müssen. Daß die genaue Kenntniß des Eigenthumsrechtes an den Xenien besonders wichtig für die Karakteristik beider Dichter sei, wird gegenüber dem so sehr reichen Material, das wir über das Leben beider Dichter besitzen, wohl nicht im Ernst behauptet werden können. Jener Erklärung Göthe's zufolge muß ja auch jeder Versuch einer Auseinandersetzung vergeblich sein. In der That gehen die Erklärer in diesem Punkte sehr weit auseinander.

Die Sammlung „Vielen" nahm Göthe später mit der Ueberschrift „Frühling", die Sammlung „Einer" unter der Ueberschrift „Sommer" in die „Vier Jahreszeiten" auf. Die „Votivtafeln" enthalten herrliche Sprüche, meist allgemeinern Inhalts, welche die Grundsätze der Kunst, der Filosofie und des Lebens in gewichtigen Worten aussprechen. Ihren Namen Votivtafeln d. h. Weihetafeln führen sie nach jenem Gebrauch des klassischen Alterthums, nach einer glücklich überstandenen Gefahr in dem Tempel der rettenden Gottheit eine Tafel mit einem erklärenden Spruche aufzuhängen. Darauf deutet in passender Weise das erste Distichon dieser Sammlung hin:

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Der Inhalt der Xenien ist höchst mannichfaltig. Sie verbreiten sich über Himmel, Erde und Unterwelt, über Literatur, Kunst und Wissenschaft, über Personen und Werke, über Lebende und Todte. Bald sind sie gutmüthig spottend, bald voll der schärfsten Satire; einige nennen offen ihr Ziel, andere verstecken es. Ohne alle Schonung werden besonders diejenigen Zeitschriften behandelt, welche in anmaßender Ueberhebung selbst über die Meister der Dichtkunst wegwerfend aburtheilten. Unter ihnen fuhr am schlimmsten die Allgemeine Deutsche Bibliothek des Buchhändlers Nikolai in Berlin, der durch seine Bekanntschaft mit Lessing stolz und übermüthig gemacht selbst ein Heros zu sein glaubte, während er doch nur die Rolle des Thersites spielte. Seine Zeitschrift erhielt das Motto:

Zehnmal gelesʼne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Nikolai selbst wird als der „alte berlinische Steinbock“ bezeichnet. Für eine Reisebeschreibung, die er verfaßte, gelten die Epigramme:

Der Quellenforscher.

Nikolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

Derselbe.

Nichts kann er leiden, was groß ist und mächtig; drum,
herrliche Donau,
Späht dir der Häscher so lang nach, bis er seicht dich ertappt.

Eine „Geschichte eines dicken Mannes“, die Nikolai geschrieben, und auf die er sich viel zu gut that, wird mit den Worten bedient:

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Rezensent rühmet, die Blähungen treibt.

In ähnlicher Weise werden die übrigen Widersacher der Freunde und ihrer Bestrebungen bedacht, und nur wenige Dichter erhalten Lob, keiner aber mehr als Lessing, der Achilles in der Unterwelt genannt wird. Die Xenien verfolgen dasselbe Ziel, nach welchem Lessing in seinen Streitschriften gegen Klotz und Konsorten strebte: sie sollten auf dem deutschen Parnaß die unberechtigten Eindringlinge bezeichnen und unschädlich machen, die in frecher Anmaßung sich wie üppig wuchernde Schmarotzerpflanzen breit machten und besseren Talenten Licht und Luft wegnahmen. Die Xenien sind mehr als Ausbrüche persönlicher Gereiztheit, sie dienen in negativer Weise demselben Zweck, den die beiden Freunde in ihren großen Dichtungen erstrebten, sie wollten alles Schlechte, Faule, Unberechtigte, Lügenhafte verneinen und die Bahn für alles Edle frei legen.

In der Zeit als sie erschienen vermochten freilich nur ganz vereinzelte Stimmen dieses höhere Ziel zu erkennen. Selbst Männer, welche wie Herder ganz unberührt geblieben waren, äußerten sich mit Unwillen und Bitterkeit über ein so unerhörtes Verfahren. In ein entsetzliches Wuthgeschrei aber brachen diejenigen aus, denen die scharfgespitzten Pfeile empfindlich durch die dicke Haut gedrungen waren, und eine Schmähschrift folgte der andern, eine immer noch platter und unsauberer als die andere. Nikolai gab seinen Aerger in so großen Brocken von sich, daß er ein ganzes Buch damit füllte, und der wuthentbrannte Manso in Leipzig brachte unter Beihülfe des Buchhändlers Dyk unter wüthigem Schnaufen und Poltern eine „Ochsiade“ zur Welt, deren Titel ein überraschend helles Licht auf ihren Stammbaum wirft. Schiller ärgerte sich wohl über diese Gemeinheiten, Göthe aber schaute in olympischer Ruhe und mit befriedigtem Behagen auf den Sumpf, in dem die getroffenen Reptilien zischend durcheinander krochen, und an Schiller schrieb er in wohlberechtigtem Selbstbewußtsein: „Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben daß einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur irgend Ernst um sich und um die Sachen ist.“

Der Musenalmanach auf das Jahr 1797 brachte von Göthe noch zwei andere satirische Gedichte: „Musen und Grazien in der Mark“ und „Der Chinese in Rom“. Die erstgenannte köstliche Satire ist gegen den „Kalender der Musen und Grazien“ des Pfarrers Schmidt in Werneuchen, die zweite gegen Jean Paul gerichtet.

An der Spitze dieses Musenalmanachs, an dem Ehrenplatze, stand eins der herrlichsten Göthe'schen Gedichte: die Elegie **Alexis und Dora**, die Schiller nicht genug loben konnte. Wie lebend erscheinen und handeln die Personen der Elegie vor unsern Augen, die liebliche Folge anmuthiger Bilder ist mit dem feinsten künstlerischen Verständniß gewählt und gezeichnet, selbst wo der Dichter zu beschreiben scheint, quillt aus seinen Worten das reichste und ergreifendste Leben, wie in jenen Versen:

Vorwärts dringt der Schiffenden Geist wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken; es sinkt jegliche Freude vor ihm.

Was in der Elegie unser ganzes Herz bewegt, das ist das Zusammenströmen verschiedener tiefer Gefühle in Einen Punkt; nachdem der Abschied und die immer wiederholten wogenden Aeußerungen einer heftig erregten Brust uns weich gemacht und die Erinnerung an das schöne Mädchen unsere Sehnsucht aufgeweckt haben, überrascht und überwältigt uns die plötzliche Erklärung der Liebe, die wir gleichwohl völlig natürlich finden, denn mit großer Herzenskenntniß zeigt uns der Dichter die leisen und doch so festen Fäden, an welchen die Liebe die Herzen der Liebenden, ihnen selber unbewußt, schon früher zusammenknüpfte; in dem Augenblicke des Scheidens, der vielleicht mehr als irgend ein anderer Moment bewegt, brechen diese Gefühle unaufhaltsam hervor. Mit Recht tadelte Schiller den beleidigenden Schluß, der in den vollen duftigen Blumenkranz eine häßliche Kröte wirft. Vermissen würden wir in der Elegie auch nicht die Verse 25—30; der Vergleich ist zu kalt, und der Gegensatz zwischen dem warmen Gefühl und der unbewegten Ueberlegung zu schroff; die ganze Stelle berührt uns wie ein Stein im Wege. Doch sind diese Ausstellungen von keiner großen Bedeutung, und das Ganze bleibt immer eine der herrlichsten Perlen unserer Literatur, die nur ein vollendeter Künstlersinn uns schenken konnte.

Die Zeit, in welcher Göthe nach Italien gehen wollte, war herangekommen, aber der Krieg, der seine vernichtenden Wogen nun auch nach Norditalien gewälzt hatte, machte die Ausführung dieses Vorsatzes zu des Dichters großem Schmerze unmöglich. An Schiller schrieb er: „Sie werden, mein Lieber, noch manchmal in diesen Tagen zur Geduld gegen mich aufgefordert werden; denn jetzt, da die Zeit kommt, in welcher ich abreisen sollte, fühle ich nur zu sehr was ich verliere, indem mir eine so nahe Hoffnung aufgeschoben wird, was in meinem Alter so gut als vernichtet heißt. Was ich noch von Kultur bedarf, konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nützen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden.“

Göthe empfand die Vereitelung seines Lieblingswunsches um so mehr, da er gerade im Sommer 1796 mit einem lange gehegten und stets mit besonderer Vorliebe behandelten Werke abgeschlossen hatte: Wilhelm Meister's Lehrjahre wurden um diese Zeit vollendet.

Die geringschätzigen und ungerechten Beurtheilungen, welche diesem großartigen Werke oft widerfuhren, sind ein schlagender Beweis für die Wahrheit des Göthe'schen Wortes: daß ein Kunstwerk allein nach seinem moralischen Werthe messen, es vernichten heißt — ein Ausspruch, zu welchem die Bemerkung Schiller's: „Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf" — eine erklärende Ergänzung bildet. Jakobi und Stolberg hatten nur Geschmack an den Bekenntnissen einer schönen Seele, und bewiesen damit eigentlich nur, daß sie zu einem Verständniß des ganzen Werkes und seinem Grundgedanken nicht hindurchzudringen vermochten. Wir können uns darüber beruhigen, und uns bei dieser Gelegenheit erinnern, daß ein sonst in seiner Weise achtungswerther Mann einmal den Ausspruch that: der Erfinder des Spinnrades stehe tausendmal höher in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, als der Dichter der Ilias.

Wenn wir also die Beurtheilung dieses Romans von einem einseitig moralischen Standpunkte als völlig verfehlt bezeichnen müssen, so können wir auch nicht zugeben, daß das Werk als ein Tendenzroman betrachtet werde. Ueberhaupt muß man sich vor allen Dingen hüten, in dasselbe von außen etwas hineintragen zu wollen; eine Erklärung kann nur dann gelingen, wenn sie sich die Aufgabe stellt, gänzlich von innen heraus, seiner eigenen Natur nach das Wesen desselben aus sich selbst zu entwickeln. Der Held des Romans, Wilhelm Meister, ist uns gleich im Eingange als ein strebender, aber schwankender und unsicherer, noch unvollendeter Karakter dargestellt; die Entwicklung und naturgemäße Bildung dieses Karakters, sein Streben nach einem allmälig erkannten Ziele, die Einwirkung vieler Irrthümer, die schließlich doch bei der idealen Anlage des Helden zur Wahrheit führen müssen, die schließliche Läuterung und Klärung dieses Karakters — das alles darzustellen, ist Zweck des Romans, und dieses Ziel ist mit hoher Kunst zum Abschluß gebracht worden. Auf dem Wege dahin tritt uns ein unendlicher Reichthum, eine ungemeßne Fülle poetischen Vermögens entgegen; mit staunender Bewunderung erkennen wir in dem Dichter einen Krösus an jeglichem Erforderniß praktischer Kunst, einen Rafael in der Schönheit der Darstellung. Diese Vorzüge des herrlichen Werkes liegen nicht etwa tief versteckt, sondern sie bieten einem unbefangenen und unverdorbenen Sinne sich leicht erkenntlich dar, denn den Schönheiten dieses Werkes fehlt nicht die Einfachheit, die eine nie fehlende Beigabe aller echten Schönheit ist. Leider ist das Publikum heutiger Zeit durch die endlosen Fluthen elender Unterhaltungslektüre zu arg in seinem ästhetischen Bewußtsein beschädigt, die geistige und poetische Armuth der Fabrikanten solcher Unterhaltungslektüre bietet nichts als Gewürze, um einen künstlichen Reiz hervorzubringen, in Folge dessen dem verwöhnten Gaumen schließlich nichts mehr fremd wird, als die einfache Schönheit. Daß Wilhelm Meister im allgemeinen so wenig Verehrer hat, findet seinen Grund einzig und

allein darin, daß so wenige sich ernste Mühe geben, dieses Kunstwerk zu verstehen. Göthe steht darin auf einer Höhe künstlerischer Anschauung, zu der ohne ernste Mühe sich wahrlich nur sehr wenige glücklich Begabte aus der unreinen Fluth unserer Tagesliteratur zu retten vermögen.

Es ist völlig unmöglich, mit wenigen Worten etwas Vollständiges über Wilhelm Meister zu sagen, und überdies ist die herrliche Quelle ja einem jeden geöffnet, der sich an ihr laben will. Zum Verständniß dieses Werkes braucht man keinen Kommentar, sondern nur liebevolle Hingebung, die nicht verschlingt, sondern studirt. Mögen die bedeutungsvollen Worte hier einen Platz finden, in denen Schiller den gewaltigen Eindruck schilderte, den Wilhelm Meister auf ihn machte. Er schreibt an Göthe: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes bewegte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger als sie sein wird, wenn ich mich desselben bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch der Effekt des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt bloß davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles geflossen ist." — Wilhelm Meister wird stets eine unerschöpfliche Fundgrube für jeden sein, dem es ernstlich darum zu thun ist, eine gereifte ästhetische Anschauung zu gewinnen. Die unvergleichliche Schönheit des Stiles wird selbst dem widerwilligsten Verächter einleuchten.

Wer selbst einmal eine größere Arbeit mit Lust und Kraft unternommen und beharrlich zu Ende geführt hat, der wird auch die Leere empfunden haben, die nach der Beendigung einer solchen Arbeit wie nach dem Abschiede von einem lieben Freunde eintritt. Dasselbe Gefühl überfiel Göthe, nachdem er seinen Roman abgeschlossen, und da die Reise nach Italien vereitelt wurde, so suchte und fand er seinen Trost und Anregung zu neuer Arbeit in dem innigen Verkehr mit Schiller, der den Hauptinhalt in den nächsten Lebensjahren dadurch bildet, daß alles Große und Schöne, was Göthe seinem Volke in dieser Zeit so reichlich gab, durch den Verkehr mit Schiller angeregt oder befördert wurde. In Weimar warteten auf Göthe stets sehr zahlreiche Zerstreuungen und ableitende Geschäfte, denen er nicht ausweichen konnte, in Jena sammelte sich sein Geist und zog sich ganz auf das Feld zurück, auf dem seine besten Früchte einzuholen waren. Vom Sommer des Jahres 1796 bis zum Sommer des Jahres 1797 verweilte Göthe viermal in Jena, zuerst vom 18. August bis zum Anfang des Oktobers, dann in der Mitte des Januar einige Tage, ferner von Ende Februar bis in den April, und schließlich vom 20. Mai bis zum 16. Juni. Er brachte also fast den dritten Theil dieses Jahres in Jena zu. Gegen Ende des Oktobers riefen Geschäfte ihn nach Ilmenau, und gleich nach Weihnachten begleitete er den Herzog auf einer Reise von vierzehn Tagen nach Leipzig und Dessau. In Leipzig konnte er sich von der gewaltigen Wirkung der Xenien überzeugen, die in einer solchen Weise bis Ostern 1797 jedes andere literarische

Interesse verschlang, daß in Monatsfrist eine neue Auflage nöthig wurde. Von den Herren Dyk und Genossen, erzählt Göthe, sei er wie das böse Prinzip betrachtet worden.

Seiner Verpflichtungen gegen die Gesellschaft in Weimar entledigte Göthe sich seit einigen Jahren durch die sogenannte Freitagsgesellschaft, die sich alle acht oder vierzehn Tage in seinem Hause versammelte. Diese Gesellschaft bildete einen Verein, nach dessen Statuten jedes Mitglied nach eigenem Ermessen durch Aufsätze aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften, durch Gedichte oder Auszüge, durch syfikalische oder andere Experimente zur Unterhaltung beitrug. Göthe war ständiger Präsident des Vereins, und für den Fall seiner Abwesenheit, die keine Störung in die Sitzungen brachte, war der Geheimrath Voigt sein Stellvertreter. Häufige Gäste waren die Herzogin Mutter, der Herzog und dessen Gemahlin, die völlig anspruchslos durch ihre Anwesenheit nicht den mindesten Zwang herbeiführten. In der Mitte des Versammlungszimmers stand eine große runde Tafel, darauf lagen die Bücher, Zeichnungen oder sonstige Gegenstände, welche benutzt werden sollten; die Gesellschaft setzte sich nach Belieben rings umher, das vorlesende Mitglied hatte seinen Platz an dem Tische. Nach Beendigung der Vorlesung erfolgte eine gemeinschaftliche Unterhaltung über den behandelten Gegenstand, deren öfter auch mehrere in derselben Sitzung, die von acht bis elf Uhr Abends dauerte, erledigt wurden. Göthe las in diesem Jahre unter anderm einiges aus der Vossischen Uebersetzung der Ilias, die allgemeine Anerkennung, sowohl des Vortrages wie der Uebersetzung, fand.

Im übrigen verlief Göthe's Leben in diesem Jahre ruhig und ohne bemerkenswerthe Ereignisse, und wir können nun im Zusammenhange die poetischen Erzeugnisse betrachten, die an Fülle und Gediegenheit in ihrer Gesammtheit jede andere Zeit aus Göthe's Leben übertreffen.

Während Schiller die Macht seines hohen Geistes auf das Drama wandte, zeigte Göthe, wie groß seine Begabung für die epische Dichtung sei. In diesem Jahre entstand Der neue Pausias und sein Blumenmädchen, die Balladen Die Braut von Korinth, Der Zauberlehrling, Der Schatzgräber, Der Gott und die Bajadere, das Epos Hermann und Dorothea und die Elegie desselben Namens, eine Ernte, die, auf ein ganzes Leben vertheilt, allein schon einen großen Dichter ausmachen würde.

Dem Gedichte „Der neue Pausias" setzte Göthe die Bemerkung des Plinius vor, daß „Pausias von Sikyon die Darstellung der Blumen zu täuschender Vollendung gebracht habe, und daß eins seiner besten Bilder seine Geliebte, mit einem Kranze beschäftigt, gezeigt habe." Als ein neuer Pausias wollte der Dichter nun mit dem Maler wetteifern, und in richtiger Erkenntniß dessen, was das eigentliche Wesen der Poesie ausmacht, verzichtete er auf eine genaue Beschreibung der Blumen, und stellte statt derselben eine Handlung dar, die in dem lieblichsten Wechselgespräch vor unsern Augen hinzieht: die Worte sind die Blumen, aus denen der poetische Kranz gewunden wird, und größer konnte die Kunst des Malers nicht sein, als hier die Kunst des Dichters, der gleichwohl in der plastischen Anschauung dem Maler sehr nahe tritt. Wie in allen Göthe'schen Elegien, so zeigt sich auch hier das herrliche

Talent, Gruppen und einzelne Stellungen, liebliche Geberden und haſtige Bewegungen in dem unmittelbarſten Leben uns vorzuführen; den Auftritt des Streites, den Becher, der am Schädel des rohen Timanth erklingt, daß Blut und Wein ihm vom Haupte hinabläuft, das liebliche Mädchen, das beſtürzt und beſonnen zugleich ihr Körbchen und ihre Blumen zuſammenrafft, den Jüngling, der vor ſie ſchützend ſich hinſtellt, auf ſeinem Arme den Teppich, der die kreiſend geſchwungenen Teller auffängt — alles in dem bewegten Bilde ſehen wir mit derſelben Wahrheit und Anſchaulichkeit, wie vorher das anmuthige Winden des Kranzes, oder nachher die Geliebte, die in hoffnungsloſer Sehnſucht Kränze windet; am Herde hängt ſie die duftigen Gewinde auf, und Abends betrachtet ſie die Blumen, die verwelkend niederhangen, mit weinenden Augen, bis in der dunkelnden Nacht die Farben verloſchen ſind. Nach dem ſüßen Geplauder, das alle Wonne und allen Schmerz vergangener Tage wieder lebendig werden läßt, ſchüttet die Geliebte aus ihrem Schooße die übrigen Blumen fort und fliegt in die Arme des Geliebten. Dem ſchönen Gedichte fügt ſich in kunſtvoller Steigerung auf dieſe Weiſe noch der wundervollſte Schluß hinzu, welcher der geſchäftigen Fantaſie das weiteſte und anmuthigſte Feld aufthut. — Wahrlich, wie arm iſt die Kunſt des Malers hier gegen den unerſchöpflichen Reichthum des Dichters, der ſeine Fülle nur anzudeuten braucht, um ſelbſt die größte Anſtrengung des Malers hinter ſich zu laſſen.

Wer ſich nicht zu erklären vermag, warum Göthe ſich ſo viel mit der praktiſchen Ausübung der bildenden Kunſt beſchäftigt, und welche Vortheile dieſe Ausübung ihm gebracht hat, der findet in dieſem Gedichte den bündigſten Aufſchluß für ſeine Fragen und Bedenken.

Schiller hat ſchon darauf hingewieſen, mit welcher Meiſterſchaft in dieſem Gedichte die Verſe gebaut ſind. Sie fließen ſo leicht und ſo lieblich, daß wir den Rythmus ganz vergeſſen, denn bei den meiſten derſelben würde es geradezu unmöglich ſein, ſie anders als in der ſtrengſten rythmiſchen Bewegung zu leſen. Solche Hexameter und Pentameter hat ſelbſt Johann Heinrich Voß nicht geſchaffen.

Die Braut von Korinth wurde am 4. Juni begonnen, und ſchon am 6. Juni erhielt Schiller die Reinſchrift derſelben. Mit dem Stoffe habe er ſich ſeit früher Jugend getragen, ſagte der Dichter. „Mir drückten ſich gewiſſe große Motive, Legenden, uraltgeſchichtlich Ueberliefertes ſo tief in den Sinn, daß ich ſie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirkſam im Innern erhielt. Mir ſchien der ſchönſte Beſitz, ſolche werthen Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu ſehen, da ſie ſich denn zwar immer umgeſtalteten, doch ohne ſich zu verändern, einer reineren Form, einer entſchiedenern Darſtellung entgegenreiften. Ich will hiervon nur die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere u. ſ. w. nennen.“ Die Hauptquelle, die Göthe benutzt hat, ſind die Wundergeſchichten des Flegon von Tralles in Lydien, der ein Freigelaſſener des Kaiſers Hadrian war.

Wenige poetiſche Werke mag es geben, welche das Gefühl des Leſers ſo wie die Braut von Korinth unwiderſtehlich feſſeln und doch dabei in eine grauſe Nacht tauchen, die uns Entſetzen erregen würde, wenn die herrliche Schönheit der Darſtellung unſer Gefühl nicht wieder verſöhnte. Was Leſſing im Laokoon

von den Grundsätzen der Alten bei Darstellung des Gräßlichen sagt, nämlich daß sie es unvereinbar mit der Würde der Kunst gehalten, das Entsetzliche, das Häßliche in seiner ganzen Nacktheit zu geben, ohne seinen Ausdruck oder seine Erscheinung bis auf den Grad zu mildern, auf welchem der Gegenstand immer noch schön ist und durch seine Schönheit unser süßes Mitleid erregt — das hat Göthe's Meisterhand hier anschaulich gemacht. Wer die reine Höhe der edelsten Kunst, auf welcher der Dichter hier steht, recht empfinden will, der lese nebeneinander die Braut von Korinth und Bürger's Lenore, die denn doch auch wahrlich nicht zu den schlechtesten Balladen gehört. Aber während die Lenore uns etwa den Eindruck wie der Vortrag eines pathetisch wild erregten Mimen macht, tönt die Braut von Korinth uns entgegen wie ein Weihegesang aus dem Munde griechischer Priester, wenn sie hinaufzogen um auf Akrokorinth dem Gotte das bekränzte Opfer mit geweihter Hand darzubringen.

Aber nicht in eine spezifisch griechische Idee ist der Geist dieser majestätischen Ballade gebannt, sondern in ihren Grundgedanken erhebt sie sich zu den höchsten Fragen der Menschheit, die sie mit sicherer und unparteiischer Hand löst: daß das innerste, eigentlichste Leben der Seele, die tiefsten Gefühle des Herzens nicht von äußerer, fremder, gewaltsamer Einwirkung bestimmt werden können, sondern daß sie frei und ungehindert, dem Laufe der Natur gemäß aus den vorhandenen und gegebenen Grundlagen sich entwickeln müssen, das veranschaulicht die Braut von Korinth mit ergreifender Gewalt. Das schöne Mädchen hat schon von Kindheit von dem erzählen hören, der sie einst die Seine nennen sollte; sie hat ihn nie gesehen, er weilt in dem fernen Athen, in jener Stadt, an welche jedes griechische Gemüth mit den stärksten Banden und durch die erhebendsten Erinnerungen der Geschichte und der Kunst geknüpft war; ihre Fantasie hat den weitesten Spielraum, und sie erschafft sich das schönste Bild. Aber die Mutter leistet in einer Krankheit den Schwur, wenn sie genese, wolle sie mit ihrem ganzen Hause zum Kristenthum übertreten, und ihre Tochter solle dem Himmel künftig unterthan sein. Was die Mutter, was alle Anverwandten geschäftig in der Jungfrau Herz gepflanzt, was in diesem weichen Herzen rein und schön und voll freudigen Lebens aufgeblüht war, das will die Mutter selber nun herausreißen; um eines falschen, im höchsten Grade selbstsüchtigen Wahnes willen soll das warme Herzensblut ihres Kindes erstarren. Dem Entschluß folgt die Ausführung, die alten Götter verlassen das stille Haus, und

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Der unnatürliche, empörende Zwang treibt die Tochter zur Verzweiflung, die fortgesetzte Grausamkeit treibt sie ins Grab. Aber aus der schwerbedeckten Enge, in der sie keine Ruhe findet, treibt die Allgewalt der Gefühle die Todte wieder heraus:

Salz und Wasser kühlt
Nicht wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Als der Jüngling von Athen nach Korinth gezogen kommt, um seine Braut heimzuholen, da erscheint sie bei ihm in der Geisterstunde und nimmt Besitz von dem Herzen, das die heiligsten, wenn auch gebrochenen Schwüre ihr zu eigen gaben. In seinen Armen wärmt sich ihr starres Blut, aber kein Herz schlägt in der kalten Brust; mit der Locke, welche der Jüngling von seinem Haupte schneidet und in die Hand der Todten legt, verpfändet er sich den Mächten der Unterwelt, den alten Göttern, die er noch anbetet; das falsche Gelübde, welches die Jugendkraft seiner Braut knickte, zerstört auch sein Leben. Mit furchtbarer Gewalt treffen auf das Haupt der zürnenden Mutter die ernsten Worte der Tochter, die hohl aus der Nacht des Grabes heraustönen und ihr schreiendes Unrecht wie ein drohendes Gespenst vor ihre starrenden Blicke bannen. Und doch fehlt es dem vampyrischen Gedichte — wie Göthe es nannte — nicht an einem versöhnenden Schlusse; wir fühlen es aus dem entsetzten Schweigen der Mutter heraus, daß sie die letzte Bitte erfüllen wird, die aus dem bleichen Munde ihrer Tochter ihr entgegentönt:

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du!
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht
Eilen wir den alten Göttern zu.

In der Form gewahren wir dieselbe plastische Vollendung wie in den Elegien. Mit wenigen bedeutungsvollen Geberden treten die Gestalten im vollsten Leben vor uns hin und beherrschen unsere Einbildungskraft so vollständig, daß kein anderes Bild mehr sich eindrängen kann. Der Jüngling ruht auf seinem Lager, er schlummert fast, als die Gestalt der Jungfrau sich zur offnen Thür hereinbewegt. Vortrefflich liegt in diesen Worten das Geisterhafte ausgedrückt, er sieht nicht wie die Thür sich öffnet, er hört den Gang nicht, es ist ein Schweben, was die Gestalt bewegt. Sittsam und still, wie es der Jungfrau geziemt, tritt sie herein, und als sie den Gast erblickt, hebt sie erschreckt und erstaunt die Hand, wie man unwillkürlich immer thut, wenn man bei plötzlichem Lichtschein die Augen beschattet, um die Gegenstände besser zu erkennen. Der Jüngling rafft sich vom Lager auf, wir gewahren und fühlen seine Ueberraschung und zugleich die freudige Sehnsucht, die in dieser Bewegung sich ausspricht, und dabei fehlt doch auch die Scheu nicht, die in diesen seltsamen Verhältnissen ihn zurückhält. In dieser Weise zieht die großartigste Kunst sich durch das ganze Gedicht hin, nicht der leiseste falsche Ton stört eine Harmonie, die rein wie ein antikes Kunstwerk uns unwiderstehlich ganz und völlig gefangen nimmt. Das Metrum ist mit dem feinsten Gefühle gewählt. Göthe hat die Strofe selbst gebildet; die vier ersten Verse tragen den episch erzählenden Karakter, die beiden kurzen Verse mit den klingenden Reimen verzögern den Gang und machen den Rythmus feierlich ernst, der siebente Vers, der den klingenden Reim des zweiten und vierten Verses nach der kräftigen Unterbrechung durch den fünften und

sechsten Vers wiederholt, gibt wie eine Stimme, die von fern tönt, der Strofe einen ahnungsvollen Schluß.

In der kurzen Zeit von zwei Tagen vollendete Göthe dieses unsterbliche Kunstwerk; aber wenn wir uns erinnern, wie lange und wie emsig Göthe gerungen und gearbeitet, durch wie viele Schulen er hindurchgegangen, ehe er sich zu dieser lichten Höhe aufschwang, so erkennen wir auch an dem Beispiele unseres größten Dichters, daß selbst die herrlichsten Naturanlagen nicht die vollkommensten Früchte zeitigen, wenn nicht treuer Fleiß und unabläßiges Streben mit reiner Hand sie pflegt. Nicht umsonst sagt Schiller:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief verstreckter Born!

Einen ähnlichen Gedanken, wie das eben besprochene Gedicht, verfolgt „Der Gott und die Bajadere"; auch in dieser schönen Ballade wird die reinste Menschlichkeit als die schönste Blüthe der Sittlichkeit bezeichnet; das menschliche Herz, das der Gott in dem tiefen Verderben erkennt, entlockt ihm ein freudiges Lächeln, und um der innigen, alles vergessenden und sich selbst aufopfernden Liebe willen hebt der Unsterbliche das verlorene Kind auf seinen Armen zum Himmel empor. Wer denkt hier nicht an den Ausspruch Kristi, der von der reuigen Sünderin sagt: Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt! — Der Strofenbau ist auch hier wieder ein sehr kunstreicher; den leidenschaftlichen Ton des Ganzen stellen die bewegten Daktylen nach den ernsten Trochäen vortrefflich dar.

Der Zauberlehrling ist der Schrift des Lukian: „Der Lügenfreund" entnommen, und da der Vergleich mit der Quelle bei dieser Ballade sehr interessant ist, so lassen wir die bezüglichen Stellen aus dem Lukian hier folgen*).

In einer Versammlung bei dem reichen Eukrates werden mancherlei seltsame und wunderbare Begebenheiten erzählt, die den Anwesenden mehr oder minder glaubwürdig erscheinen. Unter andern berichtet Eukrates selbst, er habe in seiner Jugend einen aegiptischen Priester Pankrates kennen gelernt und sei mit ihm zusammen gereist und vertraut geworden. Da habe er denn gesehen, wie dieser auf Krokodilen geritten und mit ihnen zusammen im Nil geschwommen sei, und wie alle Thiere sich ihm unterwürfig gezeigt hätten, und ähnliches. Zuletzt habe der Aegipter ihn überredet, seinen Diener in Memfis zurück zu lassen und mit ihm allein zu reisen. „So oft wir nun," geht die Erzählung weiter, „in eine Herberge kamen, nahm der Mann den Thürriegel oder den Besen oder die Mörserkeule, bekleidete den Gegenstand, that einen Zauberspruch und bewirkte, daß er ging, wobei derselbe allen andern denn ein Mensch zu sein schien. Der Gegenstand ging fort, holte Wasser, kaufte und bereitete die Speisen und bediente und besorgte uns in allen Dingen geschickt. Dann aber, wenn es der Aufwartung nicht mehr bedurfte, machte Pankrates durch das Sprechen eines andern Zauberspruches den Riegel wieder zum Riegel, oder die Mörserkeule zur Mörserkeule. Obgleich ich mich nun sehr bemühte, wußte ich doch nicht wie ich dies

*) Vergl. Göthe's Gedichte mit Erläuterungen. Berlin, bei G. Hempel. I, 263.

von ihm erlernen könnte, denn er war damit zurückhaltend, obwohl er sich in Beziehung auf das Uebrige sehr gefällig zeigte. Eines Tages aber hörte ich, ohne daß er es wußte, indem ich im Dunkeln fast neben ihm stand, das übrigens nur dreisilbige Zauberwort. Am folgenden Tage, als jener auf dem Markte ein Geschäft hatte, nahm ich die Mörserkeule, verwandelte sie durch das Sprechen der drei Silben und befahl ihr Wasser zu tragen. Als sie nun das Gefäß vollgetragen hatte, sagte ich: Höre auf und trage kein Wasser mehr, sondern sei wieder eine Mörserkeule! Der Gegenstand aber wollte mir nicht gehorchen, sondern trug immerfort Wasser herbei, bis er uns mit fortwährendem Tragen das Haus überschwemmte. Ich aber, in Verlegenheit über die Sache — ich fürchtete nämlich, daß Pankrates, wie es denn auch wirklich geschah, bei seiner Rückkehr unwillig sein möchte — ergreife ein Beil und schlage die Keule in zwei Stücke. Aber jedes von diesen ergriff ein Gefäß, trug Wasser, und ich hatte zwei Wasserträger statt eines. Indessen kam auch Pankrates zurück, und als er merkte was geschehen war, machte er jene Gegenstände zwar wieder zu dem, was sie vor dem Sprechen der Formel gewesen waren, er selbst aber verließ mich unvermerkt, und ich weiß nicht, wohin er verschwunden ist."

Göthe hat die Erzählung dadurch zur höchsten dramatischen Lebendigkeit gebracht, daß er die ganze Geschichte uns durch den Mund des Zauberlehrlings vorführt. Auf diese Weise erfahren wir nicht nur die Begebenheit, sondern wir gewahren auch den Eindruck auf den ungeschickten Lehrling. Dadurch wird das Ergötzliche der Darstellung sehr gesteigert. Eine tiefere Idee liegt dieser Ballade nicht zu Grunde, Göthe hat sie wiedergegeben als das was sie bei Lukian ist, eine scherzhafte Erzählung, eine anmuthige Spielerei der Fantasie. Das Metrum ist in unübertrefflicher Kunst dem raschen, unthwilligen Gange angepaßt.

Der Schatzgräber, der auch unter den Balladen aufgeführt ist, nähert sich mehr der poetischen Erzählung. Der Schluß des Gedichtes gibt eine jener goldnen Lebensregeln, an denen die Göthe'sche Poesie so reich ist:

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, Abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort!

Die Krone aller jener schönen Dichtungen des Jahres 1797 ist das herrliche Epos Hermann und Dorothea, von dem die vier ersten Gesänge in rascher Folge im August und September des Jahres 1796 gedichtet wurden. Schiller berichtete darüber an Körner: „Die Ausführung, die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb." Im März 1797 verweilte Göthe wieder in Jena, mit Schiller wurde das Epos reiflich besprochen, und fast vollendet. Im Mai und Juni desselben Jahres nahm Göthe abermals seinen Aufenthalt

in Jena und beendete das Gedicht nun, indem er die kritischen Bemerkungen Schiller's und die prosodischen Winke W. von Humboldt's benutzte. Der Druck der ersten Gesänge hatte bereits im Sommer begonnen, und im Oktober 1797 erschien das Gedicht bei Friedrich Vieweg dem Aelteren in Berlin, dessen Firma 1799 nach Braunschweig übersiedelte. Wir wollen nicht versäumen, bei dieser Gelegenheit auf die ausgezeichnete Prachtausgabe des Epos aufmerksam zu machen, welche mit Zeichnungen von Bautier bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienen ist. Eine große Menge von Auflagen wurde bald nach dem Erscheinen des Epos nöthig, und im Gegensatz zur Iphigenie fand Hermann und Dorothea sofort allgemeine Anerkennung, wenn man in beschränkter Auffassung das Epos auch nur neben der Luise von Voß nennen wollte oder es gar als eine Nachahmung desselben bezeichnete, da doch die Luise von Voß sich nicht von fern mit dem Göthe'schen Werke vergleichen kann.

Der Stoff des Epos ist der Wirklichkeit entnommen. Im Jahre 1731 wurden viele Protestanten aus dem Salzburgischen vertrieben, die sich durch Deutschland zerstreuten; die meisten von ihnen fanden in Preußen Aufnahme. Unter diesen Emigranten ereignete sich die betreffende Begebenheit, die im Anfange der dreißiger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts in mehreren Druckschriften erzählt worden ist; alle diese Darstellungen stimmen im Wesentlichen ganz mit einander überein. Von diesen Erzählungen lautet eine aus dem Jahre 1734 wie folgt:

Ein Salzburgisches Mädchen, welches der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte, zog mit ihren Landsleuten fort, ohne zu wissen, wie es ihr ergehen, oder wo sie Gott hinführen würde. Als sie nun durch das Oettingische reisten, kam eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl zu ihr und fragte sie, wie es ihr im dasigen Lande gefalle? Sie gab zur Antwort: Herr, ganz wohl. Er fuhr fort: ob sie denn bei seinem Vater wohl dienen wolle? Sie antwortete: Gar gern; sie wolle treu und fleißig sein, wenn er sie in seine Dienste nehmen wolle. Darauf erzählte sie ihm alle ihre Bauerarbeit, die sie verstünde; sie könne das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr.

Nun hatte der Vater diesen seinen Sohn oft angemahnt, daß er doch heirathen möchte, wozu er sich aber vorher nie entschließen konnte. Da aber besagte Emigranten da durchzogen und er dieses Mädchens ansichtig ward, gefiel ihm dieselbe. Er ging daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn so oft zum Heirathen angespornt, und entdeckte ihm dabei, daß er sich eine Braut ausgesucht hätte; er bäte, daß der Vater ihm erlauben möge, dieselbe zu nehmen. Der Vater fragte, wer sie sei? Er gab ihm zur Antwort, es sei eine Salzburgerin, die ihm sehr wohl gefiele; wolle ihm nun der Vater nicht erlauben, dieselbe zu nehmen, so werde er auch niemals heirathen. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem dazu geholten Prediger sich lange vergeblich bemüht hatten, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber endlich doch zugaben, so stellte er seinem Vater die Salzburgerin vor. Das Mädchen aber wußte von nichts anderm, als daß man sie zu einer Dienstmagd verlange, und in dieser Meinung ging sie mit dem jungen Menschen nach dem

Hause seines Vaters. Der Vater hingegen stund in den Gedanken, sein Sohn habe der Salzburgerin sein Herz schon eröffnet. Daher fragte er sie, wie ihr denn sein Sohn gefiele und ob sie ihn denn wohl heirathen wolle. Weil sie nun nichts wußte, so glaubte sie, man wolle sie äffen, und sagte daher, man solle sie nur nicht so foppen; zu einer Magd habe man sie verlangt, und deswegen wäre sie mit seinem Sohne gegangen; wolle man sie nun dazu annehmen, so werde sie allen Fleiß und Treue beweisen und ihr Brod schon verdienen; aber foppen lasse sie sich nicht. Der Vater aber blieb dabei, daß es sein Ernst sei, und der Sohn entdeckte ihr jetzt die wahre Ursache, warum er sie in seines Vaters Haus gebracht; er habe nämlich ein herzliches Verlangen, sie zu heirathen. Das Mädchen sah ihn darauf an, schwieg ein klein wenig und sagte darauf, wenn es denn sein Ernst wäre, daß er sie haben wolle, so sei sie es auch zufrieden, und sie werde ihn halten wie ihr Auge im Kopfe. Der Sohn reichte ihr jetzt ein Ehepfand; sie aber griff sofort in den Busen, zog einen Beutel heraus, in welchem sich zweihundert Dukaten befanden, und sagte, sie wolle ihm hiemit auch einen Mahlschatz geben. So war also die Verlobung richtig. —

Aus dieser einfachen Erzählung hat Göthe in derjenigen Weise sein unsterbliches Epos gebildet, wie Lessing in der Dramaturgie bei Gelegenheit der Rodogune die Art und das Verfahren des Genies zeichnet. Er hat keine künstlichen Verwicklungen ersonnen, keine Massen neuer Personen eingeführt, sondern er hat seine großartige Kunst in der Motivirung gezeigt, in demjenigen, was, wie Lessing sagt, den Stümper am meisten abschreckt, da er es nicht zu leisten vermag. Den Schauplatz der Handlung hat Göthe in die Nähe des Rheins verlegt, und auch die Zeit hat er ein wenig vorgerückt, und zwar bis zu den Jahren der französischen Revoluzionsbewegungen. Dadurch gab er seinem Werke den großartigsten geschichtlichen Hintergrund, und durch die Verlegung in die unruhigen Zeiten sicherte er sich die Gelegenheit, die verschiedensten Seiten menschlicher Anschauungen in dem Epos anklingen zu lassen. Das Interesse seines eigenen Zeitalters mußte der Dichter durch diesen Umstand ebenfalls in erhöhtem Grade für seine Dichtung gewinnen.

Ein Hauptmerkmal echter Kunst ist die Ruhe, das heißt die innere Sicherheit, die uns nirgend eine Arbeit, ein Mühen des Dichters sehen läßt. Der Stümper kennt diese Ruhe nicht, seine Sprünge sind um so hastiger, als sein Gang schwankender wird. Im reichlichsten Maße zeigen diese erhabene Ruhe die antiken Dichtungen, die Epen des Homer; auch über Hermann und Dorothea liegt ihr Hauch ausgegossen und zeigt uns die einfach schönen Verhältnisse dieses Werkes in dem hellsten Lichte. Die Zeitdauer der Handlung ist auf wenige Stunden beschränkt, sie dauert vom Mittage bis zur Nacht; der Ort ist abwechselnd das stattliche Gasthaus zum goldenen Löwen mit seinen nächsten Umgebungen, und das Dörfchen in dem die Vertriebenen rasten, nebst dem Wege dahin. Nichts kann einfacher und natürlicher sein. Auf diesem Schauplatze rollt das Epos dahin, das in manchen Stellen dem lebhaft bewegten Drama sehr nahe tritt. Zeit und Ort sind mit seiner Kunst in die Handlung gezogen, sie wirken gleichsam mit; die verschiedenen Tageszeiten entsprechen dem Karakter der Be-

gebenheiten, die in sie verlegt sind, und ebenso unterstützt das Lokal oft die poetische Wirkung auf das wunderbarste. Um nur Ein Beispiel zu geben, erinnern wir an die Szene am Brunnen; beschattet von ehrwürdigen Linden, den Bäumen, welche die alte Volkspoesie mit Vorliebe für ihre sinnigen Dichtungen auswählt, unter denen sie Liebende Abschied nehmen, sich wiederfinden und verweilend kosen läßt, rinnt lebendig ein klarer Quell, von niedriger Mauer eingefaßt, die zum Sitzen bequem ist, entfernt von dem Dorfe und dem Getümmel der Menschen. An dieser schönen Stelle steht Hermann und denkt an seine liebe Vertriebene, läßt den grünen Rasen von den muthigen Rossen zerstampfen und blickt still vor sich hin, in die rinnenden Fluthen des Quells, deren leises Murmeln ein Sinnen, ein Sehnen so sehr begünstigt. Das ganze liebliche Bild ist lauter Sehnsucht. Zu derselben Stelle kommt Dorothea, sie steigt mit dem Jüngling die Stufen hinab, mit ihrem Begleiter setzt sie sich nieder auf das Mäuerchen des Quells; beide beugen sich um zu schöpfen, sie sehen gegenseitig ihr Bild aus dem blauen Wasserspiegel heraufwinken und schwanken und sich freundlich grüßen. Dann lehnen sie beide vertraulich sich auf die Gefäße und plaudern. Wäre irgend ein schönerer Ort für dieses Liebesgeplauder auch nur denkbar? — Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß durch das ganze Werk hindurch in jedem Momente Ort und Handlung in dieser wunderbaren Uebereinstimmung, gleichsam in geistiger Verwandtschaft stehen. Gerade durch diesen Umstand möchte es bewirkt sein, daß der Leser sich durch Hermann und Dorothea so heimathlich berührt fühlt.

Mit großer innerer und äußerer Sicherheit schreitet die Handlung fort. Nach der Forderung des Horaz versetzt der Dichter uns sogleich in medias res, während die gewöhnliche heutige Praxis in Dichtungen und Romanen ist, erst eine sehr lange Beschreibung des Lokals oder der Personen zu geben. Mit Recht beginnt Göthe sein Gedicht mit den Worten des Gastwirthes, die er behaglich unter dem kühlen Thore des Hauses spricht, denn gerade dieses Haus und sein Familienkreis ist das wichtigste, das bleibende für sein Werk, während das Getümmel des Zuges nur zufällig, vorübergehend ist. Durch die wenigen Worte des Wirthes sind wir sogleich ganz in die Situazion eingeweiht, ein klares und lebensvolles Bild thut sich in allgemeinen Zügen vor uns auf, und um in dieses Bild nun die Einzelheiten hineinzutragen, dazu bietet sich auf die zwangloseste Weise Gelegenheit. Der Pfarrer und der Apotheker, zwei Hausfreunde, kehren zurück und erzählen, was sie gesehen haben. Da uns die Worte des Wirthes bereits so glücklich in die Sachlage eingeweiht haben, so vernehmen wir die Schilderungen mit Interesse. Wir sind auch ganz einverstanden, wenn wir uns nun mit den Männern in das kühle Hinterzimmer begeben können, wo die Unterhaltung fortgesetzt wird. Und doch ist dieser scheinbar absichtslose Wechsel des Lokals nichts als verständige Voraussicht des Dichters, denn unter dem Thore, nahe dem Markte und der Straße würde ein sehr unpassender Ort für den ausbrechenden Unwillen des Wirthes gewesen sein, der gleichwohl sich so fördernd für die ganze Handlung erweist, denn durch die harten Worte des Vaters wird das Geständniß des Sohnes an die Mutter herbeigeführt, und hierdurch gewinnt die Handlung ihren eigentlichen vollen Fluß.

Die tadelnden Worte des Wirthes werden in dem Gespräche am Ende des ersten Gesanges aufs umsichtigste vorbereitet, und zugleich enthält dieses Gespräch wieder einen doppelten Beitrag zur Exposizion des Ganzen: es klärt uns genauer über die Zeitverhältnisse und über die Familienlage auf, ganz abgesehen von dem Lichte, das durch dieselben Worte auf den Karakter des Wirthes und Hermann's fällt.

Sehr natürlich erscheint es uns, daß Hermann, durch die ungerechten Worte des Vaters verletzt, die Einsamkeit sucht; und doch ist auch dieser Umstand in der feinsten Art vorbereitend für vieles andere. Die Mutter sucht den Sohn, und indem der Dichter sie auf die natürlichste Weise in allen Theilen ihrer Wohnung umherführt, gibt er uns, ohne in eine kalte Beschreibung zu verfallen, ein vollständiges Bild der Umgebung und zeigt uns im voraus den Schauplatz, den wir später mit doppeltem Interesse wiedersehen, da er uns schon wohlbekannt ist. Die Mutter findet ihren Sohn unter dem Birnbaume, er sitzt und weint, und an dem treuen Mutterherzen schüttet er nun seinen ganzen Schmerz aus und entdeckt seine Pläne und seine Wünsche. An derselben Stelle, wo er um die geliebte Vertriebene weint, sitzt er nachher mit ihr, als er sie in sein Haus führt, Hand in Hand, der schönsten Hoffnung um ein gut Theil näher. So findet im Parzival des Wolfram von Eschenbach Parzival sein geliebtes Weib an eben derselben Stelle wieder, wo seine Sehnsucht nach ihr zuerst wieder erwacht war. Nur in deutschen Gedichten findet man dieses liebevolle Haften an einem bedeutungsvollen Orte; vielleicht deshalb, weil das deutsche Volk so innig an seiner Heimath hängt, wie wohl kein anderes.

Auf den Vorschlag der Mutter geht Hermann mit ihr sogleich zum Vater und bittet um dessen Einwilligung, die Vertriebene als Braut ins Haus führen zu dürfen. Wäre der Vater allein gewesen, so würde er sich wahrscheinlich ernstlich gesträubt haben, aber die Worte des Pfarrers, die so warm, so innig verständnißvoll und so schwer an Bedeutung sind, bewegen das von Natur durchaus liebevolle Herz des Vaters, und Hermann bereitet sich, in Gesellschaft des Pfarrers und des Apothekers hinaus zu fahren. Die Handlung ist damit auf ihrem entscheidenden Höhepunkte angelangt, und an dieser Stelle stehen wir auch genau im Mittelpunkt des Gedichtes, ähnlich wie in Shakespeare's Othello der Beginn seiner Eifersucht, die ebenfalls den Wendepunkt der vorbereitenden und der entwickelnden Handlung bezeichnet, genau auf die Mitte des Dramas trifft.

An der Quelle unter den Linden bleibt Hermann zurück, indeß die Freunde dem Dorfe zuwandern. Auch hier wieder die umsichtigste Vorbereitung des Nachfolgenden, verbunden mit der angemessensten Gestaltung des Gegenwärtigen. Durch die Nachforschungen des Apothekers und des Pfarrers erhalten wir nun die vollständigste und lebendigste Auskunft über die Lage der vertriebenen Menschen, und über Dorothea's Stellung unter ihnen so wie über ihre Vergangenheit. Dies war durchaus nothwendig, um uns zu zeigen, daß Dorothea der Liebe Hermann's auch im vollen Maße würdig ist. Außerdem aber gewinnt das ganze Werk durch den großartigen Hintergrund, der sich in lebendiger Anschauung mit den unmittelbarsten Beziehungen auf die große politische Weltlage

vor unsern Augen aufthut, und indem der Dichter unsere Blicke von Hermann und seiner Geliebten abwendet und uns ein so ganz entgegengesetztes Bild vorführt, belebt er durch die Abwechslung und durch den Kontrast unser Gefühl wieder und läßt uns mit desto größerer Theilnahme wieder zu den beiden Liebenden zurückkehren. Wir haben die seltene Vortrefflichkeit der Jungfrau erkannt, wir wünschen nun um so lebhafter zu erfahren, daß sie auch wirklich Hermann's Braut wird.

Von diesem Punkte an tritt die Handlung wieder in ein neues Stadium ein; das Verhältniß zwischen Hermann und Dorothea gestaltet sich inniger, es bemächtigt sich unserer Theilnahme ausschließlicher, und naturgemäß treten alle übrigen Gegenstände zurück. Mit dem Abschiede, den Dorothea von ihren Leidensgefährten nimmt, erfahren wir von ihnen nichts weiter, doch scheiden wir mit der tröstlichen Aussicht, daß die Vertriebenen in einigen Tagen in ihre Heimath zurückkehren werden. Hätte Hermann nun gleich am Brunnen um Dorothea geworben und ihr Jawort erhalten, dann wäre einerseits der Schluß des Gedichts sehr matt geworden, da Hermann's Eltern dann ja eigentlich schon ganz außerhalb der Handlung gestanden hätten, denn ihr Jawort hatten sie bereits gegeben, andrerseits aber — und das wiegt hier am schwersten — wäre uns die schönste Entwicklung von Dorothea's Karakter verloren gegangen. Dadurch daß Dorothea, wie sie meint als Magd dem Jünglinge folgt, entstehen die Verwicklungen am Schluß, die aber doch auf die kürzeste Weise dadurch zu dem schönsten Abschluß führen, daß Dorothea nun in der Meinung, sie nähme auf ewig Abschied, ihre Liebe zu Hermann gesteht. Durch dieses freiwillige Geständniß baut sich erst mit völliger Sicherheit der Grund auf, der uns über die Zukunft des geschlossenen Bündnisses auf jede Weise beruhigt und unsere Freude völlig rein und ungestört sein läßt. Durch die letzten Worte Hermann's erhebt sich unser Blick von dem kleinen Kreise der Familienereignisse wieder zu den großen Weltbegebenheiten, und in den männlichen Gesinnungen des Bräutigams klingt das herrliche Lied mit erhebendem Tone großartig und höchst erfreulich aus.

Bei genauerer Betrachtung finden wir, daß diese lebendig und schön fließende Handlung vom Dichter noch durch ein besonderes Kunstmittel gehoben und in ihrer Wirksamkeit verstärkt worden ist, nämlich durch die kunstvoll geschaffenen Gegensätze. Wenn wir die kleineren, mehr verbindenden Züge unbeachtet lassen, so gewahren wir mehrere besonders hervortretende Massen, die sich stets gegensätzlich zu einander verhalten. Den Eingang eröffnet die Schilderung von dem Zuge der Vertriebenen, der als eine schmerzliche Flucht, als Gedränge und Getümmel voller Verwirrung und Unordnung, voller Geschrei und rücksichtsloser Gewalt dargestellt wird: der Starke eilt emsig vorwärts, der Schwache fühlt sich unwillig fortgestoßen, das gedrängte Vieh blökt, die Hunde bellen, dazwischen tönt der Wehlaut der Schwachen und Kranken, und in dem Getreibe wird ein Wagen nahe dem Graben gedrängt, er schlägt um, die Menschen stürzen mit entsetzlichem Schreien in das Feld und Kisten und Kasten poltern hinterher. An dem zerbrochenen Wagen, an den hilflosen Menschen vorüber wälzt sich der Zug weiter, ein jeder bedenkt nur sich selber.

Der schärfste Gegensatz zu diesem wüsten Getümmel erscheint uns, als Hermann von Dorothea erzählt. Die Jungfrau leitet einen hochbepackten Wagen, der mit zwei starken Stieren bespannt ist; sie muß sich besonders beeilen, da sie hinter dem Zuge zurück ist, und doch zeigt sie keine Spur von Hast. Besonnen und klug treibt sie mit langem Stabe die gewaltigen Thiere an, oder hält sie zurück, wie der Weg es erfordert, und während der große Zug an den völlig Hilflosen unbarmherzig vorüber eilt, erkennen wir bald, daß Dorothea in hochherziger Selbstlosigkeit nur für andere, nicht einmal Verwandte unermüdlich sorgt. Dieser Eindruck, den wir unmittelbar von dem Thun und Treiben der Jungfrau gewinnen, wird noch verstärkt durch die Wirkung, welche ihre umsichtige Besonnenheit auf Hermann äußert, so daß er ihr allein alle seine Gaben zur Vertheilung anvertraut.

Dieselben Gegensätze, wie in diesen beiden Bildern, zeigen sich in dem Verhalten des Vaters einerseits, der Mutter andrerseits, ihrem Sohne gegenüber. Die heftig polternden Worte des Vaters stören die innersten Gefühle Hermann's zum Widerstande auf, die Hausfreunde und die Mutter reden darein, Unruhe und Verdruß zeigen sich auf allen Seiten, alte, ehrwürdige Bande scheinen sich lockern zu wollen. Die Mutter aber, die ihren Sohn am Birnbaum trifft, redet gütlich und innig zu, ihre sanften Worte, ihre herzliche Liebe besänftigen den Unwillen und den Kummer Hermann's, und locken aus ihm das Geständniß hervor, daß sein Herz ein neues Band zu knüpfen begehre.

Nun folgt das Bild der Vertriebenen in dem Dorfe, in dem die hoheitvolle Gestalt des fremden Richters so gebietend hervortritt. Es bildet sich der Gegensatz zu der ersten Schilderung des Zuges aus dem Munde des Apothekers, und dem sichern Vertrauen, das uns die Festigkeit und die Erfahrung des Richters einflößt; und noch lebhafter ist der Kontrast zwischen diesem Treiben in dem Dorfe mit den vielen aufgeregten Beziehungen politischer und sozialer sowie moralischer Färbung zu der ruhevollen, ganz in sich selbst zurückgezogenen, von der Außenwelt gänzlich unberührten Szene am Brunnen. In dem friedlich innigen Tone dieser letztern würde das Gedicht nun etwas einförmig ausklingen, wenn nicht der Dichter mit feiner Berechnung zuerst die gutmüthig filisterhaften Expektorazionen des Apothekers und dann die gereizten Worte des Vaters dazwischen geschoben hätte, um dann mit desto größerem Nachdruck zu dem friedlich versöhnenden Tone zurückzukehren, der den Leser in tiefer Befriedigung von dem Gedichte scheiden läßt.

Alle diese Mittel berechnender Kunst sind jedoch mit solcher Meisterschaft und scheinbar so absichtslos angebracht, daß wir sie nur bei genauerer Betrachtung erkennen. Nachdem wir uns an dem Eindruck des herrlichen Ganzen erfreut haben, gibt die Betrachtung des kunstvollen Baues in seinen Einzelheiten einen neuen, nicht geringeren Genuß.

Getragen wird die Handlung des Gedichtes von sieben Personen. Dorothea, der Vater, Hermann und der Prediger waren dem Dichter schon in seiner Quelle gegeben; die Mutter, den Apotheker und den Richter hat Göthe selbständig hinzugefügt. Dem Karakter des Ganzen gemäß sind sechs von diesen Gestalten in dem guten, tüchtigen Bürgerstande heimisch, in dem gerade die

menschlichen Tugenden stets besonders gern blühen, da in diesem Stande die Reflexion fast gänzlich zurück tritt und die selbstthätige Erfahrung als bedeutendstes Bildungsmittel erscheint. Nur der mit vieler Liebe gezeichnete Prediger besitzt wissenschaftliche Bildung, doch diese führt ihn genau auf dasselbe Ziel, nach welchem Wissenschaft und Erfahrung stets gleichmäßig streben, wenn sie reines Wesens sind: zu der Ausbildung der edlen menschlichen Gefühle. Durch die Gestalt dieses Predigers erhält das Gedicht einen idealischen Zug, der seine Wirksamkeit zu erhöhen sehr geeignet ist. Der Karakter edler Menschlichkeit ist allen Personen — mit Ausnahme des mehr untergeordneten Apothekers — so energisch aufgeprägt, daß bei aller so schönen und echten Religiosität der Personen doch die Religion so sehr zurück tritt, daß wir nicht einmal unterscheiden können, ob Evangelische oder Katholiken uns gegenüber stehen; ja wenn nicht der Gastwirth beiläufig einmal ein Tedeum erwähnte und vom Sonntage spräche, so könnten wir die Personen ebenso gut für Juden als für Kristen halten.

Unter den sieben Personen finden wir nur zwei weibliche; dadurch fällt auf diese beiden ein besonderer Nachdruck, und in der That erweisen gerade sie sich als diejenigen, durch welche die Handlung getrieben wird. Hingegen gibt die überwiegende Zahl der Männer dem Ganzen das Gefühl des Ernstes und der Sicherheit der Verhältnisse, welches gegenüber dem Bilde der traurigen und drohenden Zeitverhältnisse so wohlthuend wirkt. Eine der sieben Personen hat einen stark humoristischen Anstrich, der Apotheker, der als gewissermaßen ableitende Person in manchen Stellen sehr vortheilhaft eintritt, um durch den Gegensatz seiner Erscheinung die andern in helleres Licht zu setzen.

Der bedeutendste dieser Karaktere ist Dorothea, die zugleich den poetischen Mittelpunkt des ganzen Gedichtes bildet, eine Gestalt voll unvergleichlicher Hoheit und Tiefe. Drei Züge stechen besonders in ihr hervor: edle Uneigennützigkeit, die bis zur Selbstverläugnung geht, entschlossene Besonnenheit und tiefe Innigkeit des Gefühls, Eigenschaften, durch deren harmonische Zusammenstellung die Spitze menschlicher Vollkommenheit erreicht wird. Auf die Stellung, welche Dorothea in dem Wirrwarr des Zuges einnimmt, haben wir schon hingewiesen; die edle Größe dieser Jungfrau, die an Ifigenie erinnert, tritt selbst in den Worten hervor, mit denen sie Hermann um eine Gabe für die Wöchnerin bittet. Keine Klage kommt aus ihrem Munde, sie begnügt sich die verzweifelte Lage der Armen zu schildern, und als sie die unverhofft reiche Gabe empfängt, preist sie die wohlthätige Wirkung des Elends, durch welches man Gottes Hand und Finger erkennt. Der Segenswunsch, den sie über den Geber ausspricht:

Was er (Gott) durch Euch an uns thut, thu er Euch selber! geht auf die sinnigste Weise in Erfüllung: Hermann schenkte der Jungfrau die Gaben, deren sie in ihrer Lage bedürftig war, und Dorothea gab als das liebste Geschenk sich selbst dem Jüngling zu eigen. Die Hoheit des Karakters und die thätige Umsicht Dorothea's wird durch das Zeugniß des Richters noch mehr gehoben und durch einen wahrhaft heroischen Zug ergänzt, durch die Erzählung von der heldenmüthigen Abwehr der Räuber. Wilhelm von Humboldt tadelte diese Episode und wünschte sie gestrichen zu sehen; gewagt ist sie freilich, aber die aufgeregte

Zeit, in der die entsetzlichste Noth oft so erbarmungslos mit ihrem Entweder— Oder dem Menschen entgegentritt, bringt des Außergewöhnlichen doch auch vieles, und Dorothea's fester und edler Karakter erscheint auf dieser äußersten Spitze keineswegs in einem schiefen Lichte. Wenn man sagt, Göthe habe diese Tha erzählen lassen, um die Bedenklichkeit zu beseitigen, ob Dorothea „unversehrt" aus den wilden Stürmen der Zeit hervorgegangen, so ist diese Erklärung äußerst beleidigend. Eine so hohe edle Erscheinung wie Dorothea bedarf eines Abweises eines so niedrigen Verdachtes ganz gewiß nicht.

Das tiefe Gemüth Dorothea's tritt besonders herrlich in der Szene am Brunnen hervor, doch fehlt auch hier die ihr eigene Hoheit nicht. Aus ihren Reden leuchtet unverholen die Freude hervor, welche der Anblick des Jünglings ihr erweckt, und doch vergibt sie ihrem bewegten Gefühle nicht das geringste; stets erscheinen ihre Worte maßvoll, heiter und angemessen, und mit schöner Sicherheit ordnet sie sogleich auch das Verhältniß, in welches sie rasch entschlossen eingetreten ist; die Hülfeleistung Hermann's lehnt sie mit dem Hinweis darauf ab, daß ihr zukünftiger Herr ihr nicht dienen solle, und dabei spricht sie die bedeutungsschweren Worte, welche mit großen goldenen Buchstaben in jeder Mädchenerziehungsanstalt an der hervorragendsten Stelle prangen sollten; sie sagt:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!

In Dorothea sehen wir das lebendige Beispiel dieser herrlichen Worte, und besonders deutlich erkennen wir im Voraus, wie groß die Macht und der Einfluß dieser jungen Braut dereinst in ihrer Familie sein wird, der sie Tag und Nacht zu dienen nie ermüden wird, denn es würde diesem hoheitvollen Gemüthe eine Last sein, bedient im Hause zu ruhen.

An Hermann's Seite schreitet Dorothea nun ihrer künftigen Heimath zu, und mit kluger Umsicht und mit vertrauender Offenheit fragt sie nach dem Wesen der Eltern, die sie für sich zu gewinnen wünscht. An dem traulichen Platze unter dem Birnbaum ruhen die Wandernden ein wenig; es ist ein sinnig angebrachter Zug, daß Dorothea in dem Giebelfenster, nach dem sie absichtslos fragt, Hermann's Stübchen erblickt. Bisher haben wir diesen Karakter der Jungfrau mehr äußerlich, mehr in ihren Beziehungen zu andern kennen gelernt, nun läßt uns der Dichter auch in seine Tiefe schauen. Die Scherzworte des Vaters, zu welchen ihr die Erklärung noch fehlt, regen ihren tiefen Schmerz und ihr empfindliches Ehrgefühl auf; die heiß vergossenen Thränen beweisen uns ihr tiefes Seelenleid, das der Gedanke an den Abschied ihr erregt, aber sie zaudert keinen Augenblick, den bittern Entschluß zu fassen, den die Ehre ihr

gebietet. Zu wundervoller Hoheit erhebt sich dadurch ihr Karakter, und reichlich verdient Dorothea das schöne Glück, das ihr nun so unverhofft seine holden Gaben bietet. Mit inniger Rührung, frei von aller kränklichen Empfindsamkeit gedenkt sie in diesem Augenblicke ihres ersten Bräutigams, dem seine edlen Bestrebungen den Tod brachten, und die Treue, mit der sie das Andenken an ihn bewahrt, mag für Hermann ein Hinweis sein, wie warm auch ihn die Liebe dieser Jungfrau, nun seiner Braut, hegen und halten wird.

Iphigenie und Dorothea sind die herrlichsten Gestalten, welche Göthe geschaffen hat, und Dorothea ist die größere von beiden. Keinem Manne hat Göthe diese sittliche Hoheit, diese gleichmäßige Vollkommenheit geliehen, wie seiner Dorothea. Vielleicht hat der Dichter auch durch diesen Karakter den Gedanken aussprechen wollen, den er am Ende seines vielerfahrenen Lebens niederschrieb:

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan!

Was mit einer so schönen und innigen Weiblichkeit kaum vereinbar erscheint und sich doch so natürlich darstellt, ist das richtige Gefühl, das Dorothea für die Weltlage in höherm Grade äußert, als irgend eine der andern Personen des Epos. Die übrigen sind voll Zuversicht, daß der Krieg bald ein Ende nehmen werde, die Parteien seien müde und des Streites satt, aber Dorothea spricht die profetischen Worte, die später so voll zur grausigen Wahrheit wurden:

Ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung in diesen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage versprechen:
Denn gelöst sind die Bande der Welt; wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht!

Die Worte, mit denen Dorothea am Schluß ihres ersten Bräutigams gedenkt, sind, so einfach sie scheinen, des reifsten Verstandes würdig; in schwachem Schimmer, aber edel und groß tritt uns daraus das Bild dessen entgegen, der sie sprach, eine Ehre für den Dahingeschiedenen selbst und für diejenige zugleich, die sein Herz wählte.

Eines so herrlichen Weibes ist Hermann vollkommen würdig. Schon Humboldt hat daran erinnert, wie sehr die plastisch vollendete Gestalt dieses Jünglings den homerischen Helden gleiche: „Auch in Homer's Helden finden wir allein ein Herz in der Brust, das Unrecht haßt und Unbill, einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, einen Muth, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. Selbst in der äußern Lebensart ist eine auffallende Aehnlichkeit; auch Homer's Helden hat Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärkt, auch sie sind selbst Ackersleute, schirren, wie Hermann, ihre Pferde selbst an und spannen sie selbst an den Wagen." Hermann ist das männliche Seitenstück zu Dorothea, doch fehlen ihm die weibliche, anmuthige Gewandtheit und Erfahrung Dorothea's, denn er ist in den ruhigen Verhältnissen seiner Vaterstadt groß geworden. Dafür hat ihm der Dichter jedoch einen heroischen Sinn gegeben, der erst langsam prüft, dann aber mit gewaltiger Kraft nach seinem Ziele auf dem kühnsten Wege ringt, und überall mit männlicher Entschlossenheit den geraden Weg wählt. Besonders im zweiten Gesange tritt das Heroische dieses Karakters sehr bedeutend hervor, als er sich entschließt,

für sein Vaterland mit den Waffen in der Hand zu leben und zu sterben; derselbe heroische Ton spricht aus seinen Worten, mit denen das Gedicht schließt. Unser Interesse für diesen Jüngling ist besonders deshalb so groß, weil der Dichter uns in ihm allein einen *werdenden* Karakter zeigt, gegenüber dem vollendeten Karakter aller übrigen. Wir sehen Hermann's Bild von Kindheit auf vor uns; er selbst, sein Vater, der Prediger geben uns reichliche Auskunft. Man denkt bei diesem Karakter an die alten deutschen Helden, die in täppischer Schweigsamkeit aufwachsen und scheinbar nur das Nächstliegende bedenken, dann aber bei einem geeigneten Anlaß aus ihrer Regungslosigkeit aufwachen und als die beherrschenden Führer auftreten. Ganz vortrefflich erzählt uns der Dichter von der Jugend Hermann's, wie er in der Gesellschaft der naseweisen Kaufmannstöchter eine so alberne Rolle spielt und verlegen den Hut fallen läßt, und doch tritt auch hier die Kraft und das starke Rechtsgefühl dieses Karakters wieder hervor, wenn er aus der erwähnten Gesellschaft forteilt und mit festem Entschluß sie nie wieder besucht, oder wenn er die Buben, die seinen Vater verspotten, mit grimmiger Wuth anfällt und sie dermaßen zerbläut, daß sie sich kaum seinen Händen zu entreißen vermögen. So wächst er auf und duldet groß und gelassen die Launen des Vaters, und niemand bemerkt, wie seine Kraft innerlich sich ausbreitet. Nun kommt der entscheidende Zeitpunkt und die entscheidende Begebenheit: Hermann erblickt die Vertriebene, seine ganze Seele wird aufgerüttelt, seine Kräfte erwachen, seine Energie wird rege, selbst sein Aeußeres wird dermaßen belebt und verwandelt, daß der Prediger, ein feiner Menschenkenner, erstaunt ihn anschaut und ihn, als er von den Vertriebenen wiederkehrt, sogleich mit den Worten anredet:

Kommt ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehen und eure Blicke so lebhaft.

Auch der Vater lächelt seinen Sohn wohlgefällig an und erklärt ihm, so höre er ihn gern, und etwas später sagt er ihm:

Wie ist o Sohn, dir die Zunge gelöst, die schon dir im Munde
Lange Jahre gestockt, und nur sich dürftig bewegte!

Entschlossen und freudig unternimmt Hermann nun seine Werbung, aber sehr wahr und naturgemäß beschleicht ihn bald die Furcht, ob Dorothea ihm auch ihr Jawort geben werde, und als sie am Brunnen in traulicher, günstiger Stunde ihm gegenübersitzt, da kann das entscheidende Wort nicht über seine Lippen. Seine edle Größe tritt in manchen kleinen Zügen bedeutungsvoll hervor, so dort, wo Dorothea strauchelt und im Dunkel auf den Stufen des Weinbergs in seine Arme sinkt: er fühlt die herrliche Last, die Wärme des Herzens, den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhaucht, doch er drückt die Geliebte nicht fester an sich, vom ernsten Willen gebändigt sieht er und stemmt sich gegen die Schwere. Als seine Wünsche sich schließlich aufs schönste erfüllen, da gewinnt auch er seine ganze edle Männlichkeit wieder; in seinen letzten Worten spricht er Gedanken aus, welche wir von ihm noch nicht gehört haben, aber wir wissen, daß diese Gedanken aus der Tiefe seiner Seele kommen, und daß er der Mann ist, diese Vorsätze auch mit Kraft auszuführen. Hermann = ein hehrer, kräftiger Mann, diesen Namen führt er in der That.

In gewisser Weise einen Gegensatz zu Hermann bildet der Vater, der Gastwirth zum goldenen Löwen. Bei dieser Figur muß man sich vor allen Dingen hüten, einen modernen Gastwirth zu verlangen. Im vorigen Jahrhundert standen die begüterten Gastwirthe in den kleinen Ackerstädtchen als sehr angesehene Persönlichkeiten da. Bei Tisch saß der Wirth selber mit seiner Familie am Ehrenplatze, und danach kamen die Gäste, die gewissermaßen mit zu der Familie gerechnet wurden, welche in dem Wirthe ihr Haupt erblickte. Daß in einem solchen Gasthause eines kleinen abgelegenen Städtchens, das noch nicht einmal eine Chaussee aufzuweisen hat (III, 38), im Laufe eines ganzen Nachmittages keine Gäste einkehren, darf uns nicht wundern, und für diesen Wirth, der zugleich Rathsherr ist und Bauherr dazu, ist Selbständigkeit und Würde die zweite Natur. Während Hermann mit unerschütterlicher Ruhe prüft und mit entschlossener Sicherheit ausführt, zeigt der Vater eine gewisse unruhige Hast, die aus seinem Stande ehrgeizig höher hinaufstrebt und mit Unmuth sich an dem Widerstande reibt, den sie oft genug erfahren muß. Da der Sohn nicht diesen Zug theilt, so hat er oft die üble Laune des Vaters auszubaden. Doch ist strenge Rechtlichkeit und ein wohlwollendes Herz auch die Grundlage dieses Karakters. Der Widerspruch, den der Vater so oft anwendet, dient sehr wirksam, andere Karaktere zur Entfaltung ihrer Eigenthümlichkeiten zu bringen.

Hermann's Mutter ist ein rührend schönes Bild der sorglichsten Mutterliebe, die dem Sohne ihrer Jugend eigentlich näher steht als ihrem Gatten. Viele Züge, die wir bei Göthe's Mutter kennen gelernt haben, finden wir hier wieder. Die vortreffliche Frau erscheint überall so anspruchslos, so einfach, und doch liegt ein hoher Seelenadel in dieser Frau, der in dem vierten Gesange hell hervortritt. Ihr Bild wird noch lebhafter durch die mannichfachen kleinen Züge, die der Dichter oft mit schalkhafter Hand an ihr zeichnet, wie z. B. in jener Stelle, wo sie zum drittenmal wieder das Zimmer der Männer betritt, das sie eben erst verlassen, und ihre Ungeduld nicht zu verbergen weiß. Mit Recht hat man diese Mutter mit dem schönen Bilde verglichen, welches Schiller in dem Liede von der Glocke entwirft.

Eine sehr bedeutsame und mit vieler Liebe dargestellte Figur ist der Prediger, auf dessen Stellung zu den übrigen Karakteren wir bereits hingewiesen haben. Der Grundzug in ihm ist die schöne Ruhe, die offene und parteilose Anschauung, die bei ihren Urtheilen sich mit Liebe mitten in die gegebenen Verhältnisse stellt, und von ihnen heraus, nicht von außen her urtheilt. Diese unbefangene Gerechtigkeit tritt auch in den moralischen Sprüchen, die wir von ihm hören, stets zu Tage. Wie schön z. B. sind die Worte, die uns zuerst mit ihm bekannt machen:

Ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.

Wenn doch alle Geistlichen in gleicher Selbstlosigkeit den biblischen Spruch anerkennen wollten, daß alles gut ist, was Gott geschaffen hat! Sie würden dann eben so schön mitten im Leben und in der Gemeinde stehen, wie dieser

Prediger, der nicht das Menschliche hochmüthig verachtet, um sich statt dessen in eine Schattenwelt zurückzuziehen, in welcher er wirkungslos allein stände. Das sichere Gefühl für die Verhältnisse des Lebens tritt an jener Stelle zu Tage, wo Hermann um seines Vaters Einwilligung bittet; sobald der Jüngling die wenigen inhaltreichen Worte ausgesprochen, unterstützt der Prediger ihn sofort mit Nachdruck, und was er sagt, ist die herrlichste Erfahrungsweisheit, die ihre Wirkung nicht verfehlt. Wie schön kleidet diesen vortrefflichen Prediger die zarte Pietät, mit der er den fremden Richter in seiner Stellung anerkennt, mit welcher würdevollen Demuth tritt der jüngere Mann, wenn er auch Geistlicher ist, gegen den erfahrungsreichen und schicksalsreichen Alten zurück! Mit welchem Vertrauen fühlen wir zu dem Manne uns hingezogen, der selbst bei der Schilderung der wüsten Unordnung, des alles umstürzenden Streites dem Richter entgegnet, daß selbst die rasende Wuth des Menschen immer noch einzelne Züge des Guten heraustreibt, eingedenk des Spruches, daß der Mensch nach Gottes Ebenbilde erschaffen ist! In echter, kristlicher, bescheidener Liebe spendet er seine milden Gaben unaufgefordert dem Dürftigen; sein Auge sucht die Leiden seiner Mitmenschen, die er mit Rath und mit That lindert. Wohlthuend berührt uns der heitere Scherz, der an passender Stelle erscheint, und die Bekanntschaft mit manchen praktischen Verrichtungen. Hoch über alles Irdische hinauf heben den vortrefflichen Mann die Worte, in denen er das Bild des Todes ein rührendes nennt, das dem Weisen kein Schrecken und dem Frommen kein Ende ist, das Muth zum Wirken und Trost in aller Wirrniß in die Seele flößt, die dem Gedanken fest und treu sich hingibt, daß kein redliches Streben für die Menschheit je verloren sein könne.

In ähnlicher Erscheinung stellt dem Prediger sich die wahrhaft erhabene Gestalt des Richters zur Seite. In ihr verkörpert sich gleichsam das Geschick der Vertriebenen, die nicht Haus noch Heimath mehr besitzen. Allein, ohne Weib und Kind, ohne alle Verwandte erscheint der Richter, und doch ist er in der schönsten Bedeutung der Vater seiner Gemeinde, die seiner Autorität willig weicht, weil sie weiß, daß sein Streben nur ihr Bestes ist. Um so ergreifender ist das treue Wirken, der unerschütterliche Glaube an das ewig Gute in diesem Richter, da er in schmerzlicher Erinnerung erzählt, wie auch er so bitter getäuscht sei, als der Glanz der neuen Sonne der Freiheit sich in den blutigen Flammenschein wüster, entfesselter Selbstsucht verwandelte. Das jammervolle Gewühl der Vertriebenen ist uns nicht mehr ein so schmerzlicher Anblick, wenn wir sehen, daß ein solcher Mann leitend und führend an der Spitze steht. Schwer wiegt in solchem Munde das herrliche Zeugniß, welches Dorothea durch ihn erhält.

Neben diesen sechs ernsten, theilweis ehrfurchtgebietenden Gestalten gewahren wir in köstlichem Gegensatze den Apotheker, das gelungenste Bild des gutmüthig engherzigen Filisters, das je geschaffen wurde; das komische seiner Erscheinung vollendet die schöne Mischung des ganzen Werkes. An den ernsten Stellen tritt er ganz zurück, so am Schluß, aber wo er in den Vordergrund geschoben wird, da thut er auch vortreffliche Wirkung, wie dort, wo er spähend durch Hecken und Gärten und Scheunen sucht, oder wo er, zum weislichen Sprunge bereit, in dem Wagen sitzt, den der Pfarrer lenkt.

Wenn wir nach diesen flüchtigen Andeutungen über den innern Bau unseres Gedichtes auch noch einen Blick auf das Aeußere werfen wollen, so wird uns zuerst, um so zu sagen, die Keuschheit der Darstellung auffallen, die mit wenigen bedeutungsvollen Zügen immer noch andeutete, wo ein ärmerer Dichter seine Weisheit mit vollen Händen zum besten gegeben hätte. Die Beschreibung der äußern Gestalten ist gänzlich verschmäht, nur Dorothea ist an der einen Stelle genauer gezeichnet, da die Jungfrau den beiden Hausfreunden, die sie suchen sollen, kenntlich gemacht werden muß; außerdem tritt das Bild der Jungfrau dadurch ganz besonders wirksam vor das Auge des Lesers. An manchen Stellen sind mit wenigen Worten Andeutungen gegeben, die einem denkenden Gemüthe sich ins Unendliche fortspinnen müssen, wie z. B. in jenen Versen, wo Hermann dem Wagen nachschaut:

Lange noch stand der Jüngling, und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.

In gleicher Weise maßvoll zurückhaltend erscheint uns die Mondscheinszene unter dem Birnbaum. In wenigen, schlichten Worten wird sie vorübergeführt, und doch fühlen wir aufs lebhafteste die Fluth von Gefühlen, die in den beiden Herzen stürmisch auf- und niederwogt. Vergessen wollen wir auch nicht den herzbewegenden Augenblick, in denen Dorothea ihr ganzes reiches schönes Glück zuerst überschaut; drei kurze Verse zeichnen uns ein Familienbild, das kein fühlendes Herz unbewegt lassen kann:

Und der Vater umarmte sie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte sie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es schwiegen die weinenden Frauen.

Einzelne Züge sind aus dem unmittelbarsten Leben auch auf Gebieten gegriffen, die dem Dichter eigentlich fern zu liegen scheinen: so jene Stelle, in welcher die Wöchnerin vor allem freudig den weichen Flanell befühlt, in dem ihre sorgliche Mutterhand ihr Neugeborenes einwickeln wird. In wirkungsvoller Darstellung größerer Bilder wetteifert Göthe oft mit Homer; man vergleiche z. B. die Verse:

Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahinstand.
Männer versorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen,
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergötzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.

Die Hexameter sind nicht so schlecht, als man sie früher wohl zu machen beliebte; viele unter ihnen sind nach den feinsten Anforderungen der Kunst gebaut. Am meisten hat Göthe wohl gegen jene Regel des Horaz gefehlt, daß der einsilbige Versschluß nur selten, und nur zur Bezeichnung des Lächerlichen oder des Erhabenen angewandt werden solle.

Hermann und Dorothea bezeichnet den höchsten Gipfel Göthe'scher Kunst. So in sich selbst vollendet ist kein anderes seiner Werke, und mit der vollendeten Kunst der Ausführung stimmt aufs herrlichste die erhabene Sittlichkeit des Inhalts. Den Werth des Stückes erhöht noch der Umstand, daß es sich ganz in

deutschem Geiste und in deutschen Verhältnissen bewegt, ähnlich wie Minna von Barnhelm. Der vollste Beifall des deutschen Volkes ist diesem herrlichen Werke stets zu Theil geworden; es erlebte unzählige Auflagen, und Göthe zwang durch dieses Gedicht selbst diejenigen ihm zu huldigen, die er wenige Monate vorher durch die Xenien empfindlich getroffen hatte.

Es gibt eine Partei, welche alles Hohe und Edle herabzureißen bemüht ist, um es in wirrem Knäuel vor die Füße grinsender Götzenbilder hinzuschütten. Möge eine kleine Probe dieser sich selbst richtenden Art hier Platz finden. In Wolfgang Menzel's Buche „Deutsche Dichtung", III, 85 liest man wörtlich Folgendes: „Er schrieb diese Idylle in Hexametern lediglich in Rücksicht auf den großen Beifall und Ruhm, welchen Voß für seine Luise eingeerntet hatte. Es kitzelte Göthe, mit dem glücklichen und hochmüthigen Philister zu wetteifern und der Welt zu zeigen, daß man die Sache noch besser machen könne. Man muß diese Dichtung loben, aber für sie zu schwärmen und was weiß ich für erhabene Gesinnungen herauslesen zu wollen, ist lächerlich. Am Schlusse meint zwar der Bräutigam, wenn alle so dächten wie er, so würden die Deutschen aufstehen und die Franzosen bändigen. Aber so etwas nebenbei zu denken, wenn man gerade Hochzeit macht, wohlwissend, daß doch niemand aufstehen wird, ist keine Probe eines feurigen Patriotismus." Hier ist jenes Urtheil am Platze, welches Gervinus unter ähnlichen Verhältnissen bei Gelegenheit Shakespeare's ausspricht: „Wir haben die Wahl, ob die Dummheit oder die Perfidie des pfäffischen Eifers dies Buch geschrieben." —

Auf einer umschauenden Höhe, sowohl der innern Welt in des Dichters Geiste, als der äußern, die an ihn herantrat, steht die Elegie „Hermann und Dorothea", die gleichzeitig mit dem Epos gedichtet wurde. Sie verbreitet sich über so viele nahe Verhältnisse des Dichters, sie macht, nach Schiller's Worten, einen so eigenen tiefen, rührenden Eindruck, daß sie als ein besonders wichtiges, redendes Zeugniß an diesem Wendepunkte in des großen Dichters Leben hier Platz finden möge, zugleich Rückschau und Voraussicht.

Hermann und Dorothea.

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz*) mich begeistert,
Daß Marzial**) sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ die Schule zu hüten,
Daß sie nach Lazium***) gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur †) und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name ††) mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingter Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske †††) verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich, Pöbel nur sieht er in mir.

*) Der Dichter denkt an die römischen Elegien, **) an die Xenien, ***) an seinen Aufenthalt in Rom.
†) Göthe's Arbeiten in der Optik, der Anatomie, der Botanik.
††) Newton, gegen den Göthe seine Farbenlehre richtete.
†††) Anspielung auf Göthe's Freimüthigkeit in religiösen Ansichten.

Ja sogar der Bessere*) selbst, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muse, befiehlst mir allein;
Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
Frisch erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach die Scheitel umwallt reichliche Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und andre zu täuschen;
Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfniß das Haupt.
Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
Weiter grünen, und gib einst es dem Würdigern hin.
Aber Rosen winde genug zum häuslichen Kranze!
Bald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen,
Werfe der Knabe**) das Reis spielend, geschäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Gesprächige Freunde,
Gleichgesinnte***) herein! Kränze, sie warten auf euch.
Erst die Gesundheit des Mannes†), der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
Darum hört das neuste Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch bestehe der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.
Deutschen selber führ' ich euch zu in die stillere Wohnung,
Wo sich, nach der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht;
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt, und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn auch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menschen lernten wir kennen und Nazionen; so laßt uns,
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

Wer mit solcher Festigkeit gegen das Urtheil der Welt und der ferner stehenden Freunde beharrlich und freudig seine Bahn verfolgen kann, der muß seine Bestimmung und die Richtigkeit seines Zieles ebenso klar erkannt haben, wie dies bei Göthe in der That der Fall war; er stand auf einer Höhe, wohin ihm, nach den Worten Schiller's, die gemeinen Seelen nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachschauen konnten.

Auf die hohe Vollendung des Epos Hermann und Dorothea war jedenfalls von nicht geringer Einwirkung das Studium des Laokoon von Lessing, dem Göthe um diese Zeit mit erneutem Eifer sich hingab. Der Hofrath Hirt, einer von

*) Jakobi und andere.
**) Kristiane Vulpius und Göthe's Sohn August.
***) Schiller, die beiden Humboldt, und andere.
†) Friedrich August Wolf, der zuerst nachwies, daß nicht Ein Dichter alle homerischen Gesänge geschrieben haben könne.

Göthe's römischen Freunden, den der Dichter eine Zeitlang als Gast bei sich sah, gab Gelegenheit, über mannichfache Kunstgegenstände eingehend zu verhandeln. Eine Geschichte der Peterskirche, die Göthe in Angriff nahm, hängt vielleicht mit diesen Unterhaltungen zusammen. Auch am Faust wurde gearbeitet, Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und der Prolog wurden gedichtet.

Im Sommer des Jahres 1797 erhielt Göthe einen seltsamen Besuch. Lord Bristol, Bischof von Derby, erschien bei dem Dichter, um ihm eine niederdonnernde Predigt über den Werther zu halten, den er ein verdammungswürdiges Buch nannte, durch welches Göthe die Menschen zum Selbstmord anhalte. Göthe unterbrach den salbungsvollen Strom und entgegnete mit großem Nachdruck, was der edle Lord denn dazu sage, wenn die Großen der Welt durch einen einzigen Federzug hunderttausende gegen einander zum Morden, Brennen und Plündern anhetzten, oder wenn die schwachen Seelen durch die Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen um den Verstand gebracht und ins Tollhaus getrieben würden? Dieser energische Ausfall that herrliche Wirkung, der Lord wurde sanft wie ein Lamm und benahm sich im ferneren Laufe der Unterredung sehr taktvoll.

Den Gedanken, nach Italien zu gehen, hatte Göthe immer noch nicht aufgegeben; noch im Frühling des Jahres 1797 dachte er ernstlich daran. Aber als Meier aus Rom zurückkehrte, weil seine Gesundheit dort sehr litt, begnügte sich Göthe auch mit Rücksicht auf die unruhigen Zeiten damit, seinen Freund in dessen Heimath, der Schweiz, wiederzusehen. Nachdem er eine Menge Briefe zuvor verbrannt hatte, reiste er am 30. Juli 1797 in Begleitung seiner Kristiane und seines Söhnchens ab. Die Reise nach Frankfurt wurde nicht übereilt. In den heißen Mittagsstunden ruhte man, und während der Nacht wurde überhaupt nicht gereist. Am vierten Tage erreichte man Frankfurt. Göthe's Mutter sah ihres Sohnes Familie zum erstenmal; Kristiane, mit der sie schon länger in vertraulichem Briefwechsel stand, und der kleine August wurden mit Freuden empfangen und mit vieler Liebe behandelt. Nach einem Aufenthalte von drei Wochen schickte Göthe die Seinigen nach Weimar zurück und setzte seine Reise nun auf Heidelberg fort.

Daß Göthe's Anschauung von diesem Zeitpunkte an beginnt, eine ganz andere zu werden, daß er Welt und Menschen ganz anders auffaßt als in früheren Zeiten, das müßte selbst dem oberflächlichsten Betrachter auffallen, wenn er diese Schweizerreise mit den vorhergehenden, besonders aber mit der zweiten vergleicht. Mit künstlerischem Sinn und mit dichterischer Begeisterung nahm Göthe in seinen Jugendtagen auf seinen Reisen große Eindrücke auf und bewegte sie in bedeutenden Gestalten in seiner Brust. Dieser umfassende Geist, dessen Kühnheit mit Prometheus selbst den Himmel zu stürmen verwegen genug gewagt hatte, begann von nun an auch dem unentrinnbaren Gesetze zu folgen, welches dem, was menschlich ist, eine höchste Spitze gönnt, um danach seine Entwicklung wieder abwärts zu beugen, und selbst die stolzeste Kraft wieder dahin zurückzuführen, woher sie entstammte: zum Mutterschoß der Erde. In früheren Zeiten ging Göthe frei und leicht in die Welt hinaus, er war sicher, daß sein Geist die köstlichste Ernte einsammelte, auch ohne daß der geschriebene Buchstabe ihm zu Hülfe kam. Vormals stand Göthe mitten in der Welt und lebte und fühlte

mit ihr, jetzt stand er ihr als parteiloser Beobachter gegenüber, und um seine Beobachtungen und Untersuchungen mit möglichster Genauigkeit anstellen zu können, schleppte er einen schwerfälligen Apparat mit sich, der in tausend Kleinigkeiten alle Totalität untergehen ließ und immer mehr dem Hange Vorschub leistete, jeden Gegenstand nicht in seiner ihm eigenthümlichen Stellung als einen selbständigen, lebenden, sondern nur als einen in eine Kette, in eine Maschinerie eingefügten, als äußere Darstellung irgend eines Begriffs, also als ein Phänomen, als etwas Symbolisches anzusehen. Von dieser todten Art der Betrachtung, die mehr auf eine Ergründung des Dinges an sich im Kantischen Sinne ausgeht, gibt uns ein Brief Göthe's an Schiller vom 22. August 1797 ein anschauliches Bild. Es heißt in demselben: „Man mag sich stellen wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von Einer Seite und übereilt sich im Urtheil; dagegen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Urtheil ist in gewissem Sinne richtig. Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiskurante einheften lasse und sodann sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und inwiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen eintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Akten, und so gibt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und bei meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen."

In der That schwollen die Akten dermaßen an, daß weitläufig über Lage und Banart einzelner Städte, über das Betragen, die Kleidung und die Beschäftigung Einheimischer und Fremder, über die mannichfachsten Zweige menschlicher Beschäftigung bis zu dem Feldbau und den Preisen von Holz und Butter herab berichtet wurde; während unbedeutende Kleinigkeiten auf diese Weise als wichtig behandelt und mit oft kleinlichem Erstaunen betrachtet wurden, ging der Blick auf die gewaltigen Erschütterungen der politischen Welt verloren, und es blieb völlig unbemerkt, daß in jenen Jahren um die Neugestaltung Europa's blutig gerungen wurde, und daß in die gewaltsam erneuerte Form sich ein ganz neuer Geist ergoß, der alles Veraltete hinwarf und mit ganz neuen Faktoren zu rechnen begann. In jenen Tagen, in welchen ein parteiloser Mensch für uns jetzt kaum noch denkbar erscheint, schrieb Göthe an Knebel, jeder solle nur sein Handwerk treiben und alles Uebrige lustig nehmen; wenn jeder sich nur für sich interessire und sich um Dinge nicht kümmere, auf die ihm kein Einfluß gestattet sei, so würde es um alle Verhältnisse wohl stehen.

Dieses Nachlassen des dichterischen Feuers zeigt sich nur scheinbar so plötzlich; vorbereitet wird es seit jener Zeit schon, wo Göthe das Studium der Natur ernstlicher begann. In diesem Studium ist der einzig denkbare treibende Faktor die Reflexion, die ganz naturgemäß bei vorrückendem Alter an die Stelle mehr und mehr tritt, welche das nur in der Jugend so warme, überschwellende Gefühl

allmälig räumt. Auch das ist ein ganz naturgemäßer Vorgang, daß der Dichter, nachdem die unbegrenzte Fülle des Gefühls für ihn mehr eine zurücktretende, historische Erscheinung geworden, mit dem Blick des forschenden Anatomen sich diese Gefühle zergliedern, ihren Ursachen nachforschen und sie an gewisse, bedeutende Momente knüpfen will, die indeß nur subjektiv für den Dichter und seine Erinnerungen, nicht aber an sich schlechthin bedeutungsvoll sind. Göthe selbst gibt eine nähere Erklärung dieses Strebens, dem Grunde der Gefühle nachzuspüren, indem er sagt: „Es sind eminente Fälle, die in einer karakteristischen Mannichfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes im Geiste aufregen, und so, von außen wie von innen, an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter, glückliche Gegenstände für den Menschen, und weil man, indem man sie mit sich selbst rekapitulirt, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche in höherm Sinne, das ich auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck sentimental nannte." Als solche Gegenstände bezeichnet Göthe den Platz, worauf er in Frankfurt wohnte, welcher durch seine Lage, und alles was darauf vorging, in jedem Augenblicke symbolisch war, und den Raum seines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, worin ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz umgewandelt wurde. Sehr bezeichnend ist schon der Umstand, daß Göthe diese symbolischen Gegenstände nur in der Reihe derjenigen suchte, an die seine Erinnerungen sich knüpften; auf diese Weise erschienen ihm die Gegenstände ganz anders, als jedem andern, und andrerseits wird uns klar, wie die ergrübelnde, schematisirende Thätigkeit des Dichters sich nunmehr zu den eigenen Herzensgefühlen, zu dem eigenen Gemüthe wandte. Während früher die Reflexion nur an äußeren Gegenständen geübt wurde, so wurde jetzt der Dichter selbst das Objekt seiner eigenen Reflexion; sehr deutlich zeigt sich uns diese Wahrnehmung in dem Ausspruche Göthe's: „ihm sei die Ueberzeugung wohlthuend, daß er jetzt erst reifen lerne und zum Bewußtsein seiner Besonnenheit komme." Zu dieser subjektiven Einkehr in sich selbst hatte der Einfluß Schiller's ohne Frage sehr bedeutend beigetragen. Anfangs erwies dieser Einfluß sich in hohem Grade fördernd, indem Göthe durch ihn zu vermehrter Thätigkeit angeregt wurde; auf die Dauer aber mußte dieser Einfluß beunruhigend und störend werden, denn er regte auf und verhinderte die ruhige Bildung und Gestaltung, die innige Vertiefung des Gefühles, aus welcher alle großen Dichtungen Göthe's geboren sind. Diese Zerstreuung in die Weite und in die kleinliche Breite, durch welche auch die eigenen Gefühle in Autome verwandelt und in starre Schemata eingeordnet wurden, zeigt sich in besonders auffälliger Weise auf der Reise, deren Besprechung wir begonnen haben. Seine Vaterstadt Frankfurt betrachtete Göthe jetzt mit sehr aufmerksamen Blicken; auf die öffentlichen und die Privatgebäude, auf die älteren und die neueren Theile wurde genau geachtet, ihre Entstehung, die Richtung der Straßen, die Bauart wurde im Geiste von ihren ersten Anfängen an verfolgt, das Leben der Bürger studirt, der grelle Abstich in ihrem ernsten Auftreten und

der possenhaften Heiterkeit gefangener Franzosen bemerkt, und über dieselben Gegenstände wieder die Urtheile anderer angeführt. Ein geübter Schreiber, den Göthe mitgenommen, mußte alles sorgfältig ordnen und aktenmäßig heften. Große Aufmerksamkeit wurde dem Frankfurter Theater gewidmet, mit dem Theatermaler Fuentes wurde lebhaft verkehrt.

Am 25. August verließ Göthe seine Vaterstadt und begab sich über Heidelberg nach Stuttgart, wo er acht Tage verweilte. Auf der Reise dahin bereicherten die Akten sich mit den verschiedensten Bemerkungen; sogar Witzworte, die er bei Tisch gehört, hielt Göthe der Aufzeichnung werth. In Stuttgart widmete er seine Zeit der Kunst, besonders der Skulptur. Oft und gern verweilte er in der Werkstatt Dannecker's und bewunderte daselbst den herrlichen Originalabguß von Schiller's Büste. Mit dem Professor Thouret verhandelte er über künstlerische Ausschmückung des neuzuerbauenden Schlosses in Weimar, und berichtete darüber an den Herzog. In Stuttgart entstand das Gedicht „der Edelknabe und die Müllerin," dem im Verlauf der Reise sich später noch drei verwandte Stücke: „der Junggesell und der Mühlbach," „der Müllerin Verrath" und „der Müllerin Reue" anschlossen.

In der Morgenfrühe des 7. September wurde die Reise nach Tübingen fortgesetzt, wo Göthe der Gast des Buchhändlers Kotta war, der später seine Werke verlegte. Von den Professoren der Universität wurden vorzugsweise diejenigen besucht, welche Göthe's naturhistorische Kenntnisse bereichern konnten. Von Tübingen ging der Weg nach Schaffhausen, wo der Dichter am Abend des 17. September mit bedeutend angeschwollenen Akten anlangte. Der achtzehnte September wurde ganz der Betrachtung des Rheinfalles gewidmet; bald von den Ufern, bald vom Strome aus wurden die brausenden Wassermassen beobachtet, und die Eindrücke, die von den verschiedenen Punkten sich darboten, wurden zu Protokoll gebracht. An Schiller schrieb er, daß die Worte aus dem Taucher: „Es wallet und siedet und brauset und zischt" sich trefflich legitimirten und die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinungen in sich begriffen.

Bei dem schönsten Wetter wurde die Reise fortgesetzt, der großen Kette der Schweizergebirge entgegen, die bereits mächtig vor den Augen emporstieg. In Zürich traf Göthe mit dem ersehnten Freunde Heinrich Meyer zusammen, und fuhr am 21. September mit ihm den See hinauf; am Abend dieses Tages gelangten sie nach Stäfa, dem Wohnorte Meyer's. Auf dem Wege dahin wurde das Lied „Blümlein Wunderschön" und die Elegie „Amyntas" gedichtet. Veranlassung zu der letztern gab der Anblick eines Apfelbaums, um den ein Efenstamm seine Ranken in dichter Umarmung geschlungen, und ihn dadurch fast erstickt hatte. Die schöne Elegie vergleicht die entnervende Umarmung des Efeu mit dem Einfluß der übermächtigen Liebe; der Mann sieht das Verderben voraus, das ihm droht, doch er besitzt nicht die Kraft, die süßen Fesseln zu zersprengen und die verzehrenden Wurzeln aus seinem Herzen zu reißen. Daß Göthe unter diesem dahinsiechenden Baume sich selbst verstanden habe, ist wohl nur im Scherz, jedenfalls aber ohne allen auch nur irgendwie annehmbaren Grund behauptet worden.

Sechs Tage wurden in Stäfa in freundschaftlichen Verkehr angenehm verbracht, dann lockte die großartige Gebirgswelt die reiselustigen Freunde an, und am 28. September wurde, von dem schönsten Wetter dauernd begünstigt, eine elftägige Wanderung in Gegenden unternommen, die Göthe früher schon in sehr verschiedenen Verhältnissen gesehen hatte. Ueber Richterschwyl, Einsiedeln und Schwyz gingen sie nach Brunnen, wo sie sich einschifften; am Freiheits Grütli vorüber gelangten sie zur Tell's Kapelle, Abends kamen sie nach Altorf. Als sie am andern Morgen wieder ins Freie traten, sahen sie die umliegenden Bergesgipfel mit Schnee bedeckt, der in der Nacht gefallen war. Für den Dichter war es ein ergreifender Anblick, denn schon nahte ja auch für ihn die Zeit, in welcher die frische Jugendkraft dem Alter weichen muß. Damals entstanden die tiefgefühlten Distichen unter der Ueberschrift „Schweizeralpe:"

War doch gestern dein Haupt so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum gestern und heute verband.

Nachmittags heiterte das Wetter sich auf, und nun traten die Reisenden jenen Weg an, den Schiller's Tell dem flüchtigen Parrizida beschreibt. Am 3. Oktober stand Göthe noch in rüstiger Kraft wieder auf dem Gipfel des Gotthardt, nun zum letztenmal; dann kehrten sie auf's neue zum Vierwaldstädtersee zurück, dessen Umgebungen genau besichtigt wurden; am 8. Oktober langten die Freunde über Küßnacht und Zug wohlbehalten wieder in Stäfa an. Die unterwegs reichlich erbeuteten mineralogischen Schätze wurden geordnet und eingepackt. Unter den Kunstschätzen Meyer's, die nun genauer studirt wurden, widmete der Dichter besondere Aufmerksamkeit einer Kopie des antiken Gemäldes, welches unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannt ist; Meyer hatte einen ausführlichen Kommentar dazu geschrieben.

Die geschichtlichen und sagenhaften Erinnerungen, welche an die eben durchwanderten Gegenden sich schlossen, regten in Göthe den Gedanken an eine größere poetische Arbeit an, über welche er selbst das Genauere erzählt: „Der Vierwaldstädtersee, die Schwyzer-Haken, Flüelen und Altorf, auf dem Hin- und Herwege nun wieder mit freiem, offenem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Lokalitäten als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche stellten sich schneller dar, als Tell und seine wackern Zeitgenossen? Ich ersann hier an Ort und Stelle ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachhing, als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen." Den Tell wollte Göthe in diesem Epos als einen Lastträger von kolossalen Kräften darstellen, der rohe Thierfelle und sonstige Waaren sein Leben hindurch über das Gebirge zu tragen beschäftigt sei, ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern und nur gesonnen, die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren. Seine Begegnung mit dem Landvogt sollte eine rein persönliche sein. Göthe trat diesen Stoff später an Schiller ab, und

unter dessen Händen gewann die Sage eine weit idealere und poetischere Gestaltung, und als Drama eine entsprechendere und wirksamere Form.

In der Beschäftigung mit der Tellsage und der Besprechung des Stoffes mit Meyer fand Göthe um jene Zeit eine willkommene Ableitung und Zerstreuung für eine traurige Nachricht, die ihn ereilt hatte. Am 22. September 1797 war in Weimar die Schauspielerin Kristiane Neumann, verehlichte Becker, gestorben. Göthe hatte dieselbe seit ihrer Kindheit gekannt und hatte sich keine Mühe verdrießen lassen, das vielversprechende Talent der jungen Künstlerin auszubilden. Seine Bemühungen trafen auf den regsten Eifer und wurden herrlich belohnt. Um so schmerzlicher berührte ihn nun die Todesnachricht. Dem Andenken der früh Dahingeschiedenen widmete er die herrliche Elegie Euphrosyne, die mitten in den Gebirgen niedergeschrieben wurde.

Die Freunde verweilten in Stäfa bis zum 21. Oktober, dann brachen sie nach Zürich auf. Während der fünf Tage des dortigen Aufenthaltes besuchte Göthe seinen ehemaligen Freund Lavater nicht; auch als dieser in das Gasthaus kam und seinen Namen an die Thür schrieb, beachtete Göthe ihn nicht. Die Wege beider Männer hatten sich längst getrennt.

Meyer kehrte jetzt mit Göthe nach Weimar zurück; die Heimreise wurde über Stuttgart, Nürnberg und Bamberg eingeschlagen. In Weimar traf Göthe zu seiner großen Freude seinen Freund Knebel, mit dem er in Nürnberg einige frohe Tage verlebte. In den letzten Tagen des November kam man in Weimar an.

Das massenhafte Material, das Göthe auf der Reise erbeutete, wollte sich durchaus in keine Form fügen, es blieb gänzlich unbenutzt, und die übergroße Fluth von Eindrücken, die der Dichter in sich aufgenommen, lähmte seine schaffende Kraft so vollständig, daß er auf längere Zeit nichts Hervorragendes hervorbrachte. Mit Meyer beschäftigte er sich vielfach mit Sachen der Kunst, und im Verfolg dieser Interessen setzte er ein Werk mit Eifer fort, welches er schon seit einigen Jahren zeitweilig bearbeitet hatte: Das Leben des Benvennto Cellini; ihm schlossen sich einige kleinere Aufsätze verwandten Inhalts an. Alle Arbeiten dieser Art waren für eine kunsthistorische Zeitschrift bestimmt, die Göthe gemeinschaftlich mit Meyer vorbereitete. Das erste Heft derselben erschien 1798 unter dem Titel Propyläen. Diderot's Versuch über die Malerei wurde übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Auch die Naturwissenschaften wurden wieder eifriger gepflegt und der Plan zu einem weitläufigen Naturgedichte entworfen, der jedoch nicht zur Ausführung kam. Die Beobachtung, die Göthe machte, daß zwischen der Ilias und der Odyssee ein bedeutender Stoff, der Tod des Achill, mitten inne liege, ließ ihn daran denken, denselben zu bearbeiten. Zuerst ging seine Absicht auf eine Tragödie, dann wählte er die epische Form, und in kleinen Abfätzen wurde bis zum März des Jahres 1799 der erste Gesang unter dem Titel Achilleis vollendet. Man fühlt es diesem Bruchstück, das niemals weitergeführt wurde, lebhaft an, wie wenig poetisch die Stimmung des Verfassers in jener Zeit gewesen sein muß. Eine wunderliche Produkzion sind die Weissagungen des Bakis, die er selbst in dem Briefwechsel mit Zelter später als nicht geeignet bezeichnete, sie dem schlichten Menschenverstande anzueignen.

Einige Hoffeste und andere Zerstreuungen und Beschäftigungen nahmen einen Theil der Zeit hinweg und verhinderten eine tiefere Sammlung. Zum 30. Januar 1798 setzte Göthe zum Geburtstage der regierenden Herzogin einen Maskenzug in Szene; der Friede, die Eintracht, der Ueberfluß, die Kunst, der Ackerbau erschienen, von sechs Damen des Hofes dargestellt, mit vielen Attributen; der Text zu diesem Aufzuge war in Stanzenform von Göthe abgefaßt und findet sich in Göthe's Werken unter der Ueberschrift: Maskenzug zum 30. Januar 1798. Im März desselben Jahres kaufte Göthe das Oberroßlaer Freigut, doch beschäftigte er sich mit diesem Besitzthum nicht so eingehend, wie Wieland mit seinem benachbarten Osmannstedt. Viele Arbeit brachte für Göthe die Erweiterung des Weimarischen Theaters, die unter Thouret's Leitung im Sommer des Jahres 1798 ausgeführt wurde; im Oktober konnte das Theater wieder eröffnet werden.

Gleich nach der Rückkehr aus der Schweiz wandte Göthe dem Theater seine besondere Aufmerksamkeit zu. Auf diesem Gebiete konnte er mit Schiller, mit dem er zu allen Zeiten in innigem Verkehr stand, gemeinsam wirken, und Schiller's Wallenstein hielt sein Interesse für die Bühne stets auch dadurch rege, daß Göthe die Aufführung dieses Stückes mit großer Vorliebe vorbereitete, sowie bei der Ausarbeitung des Stückes dem Dichter mit seinem Rath und seiner ermunternden Theilnahme stets zur Hand war. Zu verschiedenen Zeiten verweilte Göthe bei Schiller in Jena, und es gereichte ihm selbst zur Qual, daß er die poetische Stimmung nicht wiederfinden konnte, die ihm sonst in der Einsamkeit des Schlosses zu Jena stets so leicht zugeflossen war. Im Mai 1798 begab er sich auf einen ganzen Monat nach Jena; eine erhebende Freude war ihm diesmal das Werk Wilhelm's von Humboldt*) über Hermann und Dorothea. Humboldt hatte von Paris, wohin er sich mit seiner Familie begeben, dieses Werk im Manuskript an Schiller gesandt, der es gemeinschaftlich mit Göthe einem genauen Studium unterzog. Göthe ließ es nicht an seinem warmen Dank gegen Humboldt fehlen.

Je weniger produktiv Göthe selber in Jena war, desto mehr zog ihn Schiller's Wallenstein an. Wallenstein's Lager wurde mit der Absicht, das Stück in Weimar aufführen zu lassen, bearbeitet. Zu der Kapuzinerpredigt übersandte Göthe an Schiller einen Band des Paters Abraham a Sankta Klara, und nach diesem Prachtstück, wie Schiller es nannte, schuf derselbe die köstliche Predigt in kurzer Zeit. Beim Erscheinen des Wallenstein glaubte man, Göthe habe namentlich vieles in dem Lager selbst gearbeitet; aber diese Ansicht ist irrig. Göthe selbst erklärte sich darüber später in folgenden Worten: „Im Grunde ist alles Schiller's eigene Arbeit. Da wir jedoch in so einem Verhältniß miteinander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, so wie sie täglich heranwuchs, kommunizirte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Versen:

*) Aesthetische Versuche über Hermann und Dorothea, neu herausgegeben von Hermann Hettner. Braunschweig, bei Fr. Vieweg u. Sohn.

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gern motivirt wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuskript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen."

Das Stück seines Freundes zu einer würdigen Darstellung zu bringen, ließ Göthe sich keine Mühe und keine Arbeit zu viel sein. Er hielt mit den Schauspielern Leseproben, leitete die Bühnenproben und veranlaßte Meyer, bei der Anordnung der Dekorazionen und der Auswahl der Kostüme thätig mitzuwirken. Am 12. Oktober 1798 wurde Wallenstein's Lager mit hinreißendem Erfolg dargestellt. Um schiefen Beurtheilungen übelwollender Skribenten zuvorzukommen, hatte Göthe die Artikel über die Darstellung und über den Beifall, welchen das Stück errungen, schon im Voraus für die Kotta'sche allgemeine Zeitung abgesandt.

An den beiden andern Theilen der Trilogie, den beiden Pikkolomini und Wallenstein's Tod, nahm Göthe ebenfalls den lebhaftesten Antheil. Das astrologische Motiv in Wallenstein's Tod war ein Punkt, der für Schiller schwer zu überwinden war, da sein ideales Wesen sich nicht in diesen Aberglauben recht zu vertiefen vermochte. In einem Briefe vom 8. Dezember 1798 fand Schiller eine solche Förderung dieses Stückes seiner Arbeit, daß er an Göthe zurückschrieb: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs neue erfahren." Die Pikkolomini erhielt Göthe am letzten Tage des Jahres 1798, und am 4. Januar 1799 traf Schiller mit seiner Familie in Weimar ein, um die Vorbereitungen zur Aufführung seines Dramas selbst leiten zu helfen. Durch Göthe's Vorsorge fand er im Schlosse eine bequeme und mit allen Bedürfnissen versehene Wohnung bereit. Da Schiller aber seiner Kränklichkeit wegen vielfach behindert war, den Proben beizuwohnen, so ruhte die Hauptarbeit doch auf Göthe's Schultern. Eine besondere Schwierigkeit lag darin, daß die Schauspieler durchaus nicht an den Vortrag der fünffüßigen Jamben gewöhnt waren. Doch alle Hindernisse wurden durch Göthe's Beharrlichkeit überwunden, und am 30. Januar 1799 wurden die Pikkolomini, am 20. April desselben Jahres Wallenstein's Tod mit glänzendem Erfolg aufgeführt.

Der Verkehr der beiden großen Dichter untereinander wurde dadurch, daß sie an verschiedenen Orten lebten, doch vielfach gestört, und da Schiller, der früher in Jena an Wilhelm von Humboldt einen lieben Freund gehabt hatte, nach dessen Abreise nach Paris sich einsam fühlte, so verließ er seinen bisherigen Wohnsitz und zog im Dezember 1799 nach Weimar. Die letzten Stunden des Jahres verbrachten die Freunde in vertraulichem Gespräch und gelobten sich, daß ihre Freundschaft keine Beeinträchtigung oder Störung erleiden sollte.

Im Verein mit Schiller wirkte Göthe nun mit neuem Aufschwung zur Vervollkommnung der Bühne. Iffland war schon im März und April des Jahres 1796 zu vierzehn Gastvorstellungen in Weimar gewesen. Ueber dieses Gastspiel sagte Göthe damals: „Außer einem solchen belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiele wurden diese Vorstellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünschenswerthe näher

kennen zu lernen." Iffland gefiel sich in Weimar; man ging damit um, ihn unter sehr günstigen Bedingungen für die Hofbühne zu engagiren; indeß wurden von Berlin glänzende Anerbietungen gemacht, die Iffland nicht ausschlagen konnte. In Weimar konnte man seinen Entschluß, nach Berlin zu gehen, nicht mißbilligen, doch wurde das gute Einvernehmen dadurch nicht gestört. Im April 1798 kam Iffland zum zweitenmal nach Weimar und gab sechs Gastrollen, für welche er kein Honorar verlangte; nur seine Reisekosten wurden ihm bestritten. Göthe rühmte sein Spiel mit Begeisterung.

Eine bedeutende Erscheinung auf der weimarischen Bühne war Karoline Jagemann, die seit 1797 als Sängerin engagirt war, und später auch als Schauspielerin sich hervorthat. Ihre anmuthige Erscheinung, die sie im besten Lichte zu zeigen vortrefflich verstand, machte sie zum Liebling des Herzogs Karl August, zu welchem sie in ein sehr intimes Verhältniß trat; später wurde sie, ohne ihre Stellung an der Bühne aufzugeben, als Frau von Heygendorf in den Adelstand erhoben. Auf die Leitung der weimarischen Bühne hat sie später einen oft störenden und hemmenden Einfluß geübt.

Seit Schiller seinen bleibenden Aufenthalt in Weimar genommen, leistete er in der Förderung der Hofbühne seinem Freunde den thätigsten Beistand, was er um so erfolgreicher konnte, da er selbst in keinem amtlichen Verhältnisse zu den Schauspielern stand, die an Schiller mit vieler Liebe hingen und ihm gern folgten, während Göthe als Intendant zuweilen nicht umhin konnte, von der Strenge einen heilsamen Gebrauch zu machen. Durch Schiller's Wallenstein war der Vers wieder auf die Bühne gebracht worden, und ohne sich nun um Launen des Publikums zu kümmern, aber auch ohne irgend einen nazionalen Zweck zu verfolgen, suchten die beiden Freunde das Beste aller Zeiten zur Anschauung zu bringen. Göthe selbst, der seine frühere Produktivität immer noch nicht wieder gewinnen konnte, machte sich jetzt daran, einige fremde Stücke ins Deutsche zu übersetzen. Seine Wahl fiel wunderlicher Weise zuerst auf den Mahomed des Voltaire. Im November 1799 wurde die Uebersetzung beendet, und am 30. Januar 1800 wurde das Stück in Weimar aufgeführt. Freilich machte Schiller in den Stanzen: „An Göthe, als er den Mahomed von Voltaire auf die Bühne brachte" darauf aufmerksam, daß Göthe nicht etwa die Absicht gehabt habe, auf zertrümmerten Altären der Aftermuse zu opfern, sondern nur durch die Vorführung französischer Regelmäßigkeit einen Damm gegen die einreißende Verwilderung habe bilden wollen, die vom Leben auch auf die Bühne sich zu verpflanzen drohe, aber dieser Zweck hätte sich ja auch durch andere, spanische, italienische, englische Stücke erreichen lassen ohne daß man dabei Gefahr lief, denen, die noch nicht in ihrem Geschmacke fest waren, elendes Pathos, gespreizte Hohlheit als Muster aufzustellen. Für ein noch schwankendes Gefühl kann die französische renommirende Flittermanier sehr leicht gefährlich werden, und wo der Geist der Lüge erst einmal Platz gegriffen hat, da ist eine Wiederkehr zur Wahrheit sehr schwer. Die Vorführung dieser französischen Stücke war eine schwere Schädigung dessen, was Lessing für das deutsche Drama errungen hatte. Dem Mahomed ließ Göthe noch den Tankred des Voltaire folgen, an dem er jedoch manches veränderte. Tankred wurde am

18. Januar 1801 in Berlin von Iffland zum erstenmal aufgeführt. Göthe hatte seiner Uebersetzung auch Chöre beigeben wollen, doch wurde er daran durch eine Krankheit behindert, die im Januar des Jahres 1801 ihn ergriff und sehr bald einen lebensgefährlichen Karakter annahm. Um seinen Tankred möglichst ungestört bearbeiten zu können, hatte Göthe im Dezember des vorigen Jahres sich längere Zeit in dem kühlen und feuchten Schlosse zu Jena aufgehalten, und hatte eine starke Erkältung durch gewaltsame Mittel unterdrückt. In Weimar brach ein heftiges Fieber aus, Halsgeschwulst und Krämpfe schlugen dazu, der Arzt, Hofrath Stark, fürchtete eine Gehirnentzündung. Der Kranke lag mehrere Tage ohne Besinnung, die Seinigen waren außer Fassung, der Herzog aber griff entschlossen ein, und seiner Energie und der Kunst des Arztes wich die Krankheit. Am 19. Januar war Göthe außer Gefahr, und konnte seine Freunde wieder bei sich sehen; Schiller, Einsiedel, Voigt halfen über manche böse Stunde weg, auch in Herder erwachte die alte Liebe wieder und führte zu vertraulicher Annäherung zurück. Am 29. Januar konnte Göthe bereits zu der Aufführung des Tankred durch einige Leseproben in seinem Hause mitwirken.

Die Gefahr, in der Göthe's Leben schwebte, führte auch ein wärmeres Verhältniß zu Frau von Stein zurück. An ihren Sohn Fritz schrieb Frau von Stein einen ausführlichen Bericht über Göthe's Krankheit und fügte hinzu, sie habe viele Thränen um ihn vergossen, und habe selbst nicht gewußt, daß der ehemalige Freund ihr noch so theuer gewesen sei. Dann fährt sie in ihrem Schreiben fort: „Göthe ist sehr traurig und soll drei Stunden (!) geweint haben. Besonders weint er, wenn er den Augnst sieht, der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen. Aber er ist schon gewohnt, seine Leiden zu vertrinken. Neulich hat er in einem Klubb von der Klasse seiner Mutter siebenzehn Gläser Champagnerwein getrunken." — Ein sehr bezeichnendes Beispiel, wie selbst Gebildete über Kristiane und ihren Sohn zu fantasiren beliebten! Augnst von Göthe war damals elf Jahre alt; man mache doch einmal einen Versuch, ob selbst der kräftigste Knabe von elf Jahren auf einmal beinahe drei Flaschen Champagner zu trinken fähig ist! Aber aus diesem Beispiel kann man auf das übrige Geschwätz schließen. Göthe selbst hat nie anders als mit der herzlichsten Zuneigung von seiner „Kleinen" gesprochen, und mit der Erziehung seines Sohnes beschäftigte er sich zu allen Zeiten mit ganz besonderer Vorliebe. Er, der so überaus reizbare Mann, würde das gewiß nicht gethan haben, wenn sein Sohn in der That eine so wüste Natnr gezeigt hätte.

Zu seiner Erholung begab Göthe sich in den Frühlingsmonaten auf sein Landgut zu Roßla, wohin auch Geschäfte ihn riefen, da ein neuer Pächter anzog. Einige Baumgänge wurden angepflanzt, doch äußerte Göthe sich dahin, er werde, so grün auch die Wiesen und so üppig die Felder sein möchten, sich nicht dauernd in Landbeschäftigungen einlassen. Im Jahre 1803 verkaufte er das Landgut wieder. In jenen Frühlingstagen wurde Faust um einige Auftritte gefördert.

Da die Aerzte ihm zur Stärkung seiner Gesundheit eine gründliche Kur anriethen, so ging er in den ersten Junitagen in Gesellschaft seines Sohnes nach

Pyrmont. In Göttingen verweilte er einige Tage; die Studirenden empfingen ihn mit einem Lebehoch. Mit Blumenbach und Heyne verkehrte er gern, und mit seinem Sohne besuchte er den Hainberg und suchte nach Versteinerungen, die dort früher häufiger waren, als sie jetzt sind. Vom Professor Ostander ließ er sich in das neuerbaute Akkouchirhaus führen. Ein längerer Aufenthalt wurde für die Rückreise in Aussicht genommen. Ueber Eimbeck schlug er den Weg nach Pyrmont ein, und bezog am Ende des Ortes eine ruhige und schöne Wohnung. Ein geselliger Kreis gebildeter Männer und Frauen, theils alte, theils neue Bekannte, machte die Badezeit sehr angenehm und ließ selbst das oft schlechte Wetter wenig empfinden. Göthe arbeitete zuweilen an der Farbenlehre, und sammelte wieder, wie auf der Schweizerreise, Akten, denen auch Badelisten und Theaterzettel zugefügt wurden. Zur Unterhaltung der Gesellschaft wurden in der benachbarten Dunsthöhle die Versuche angestellt, die ein jeder kennt, der Pyrmont einmal besucht hat. Bei günstigem Wetter fanden Ausflüge nach Lügde und anderen Punkten der Umgegend statt. Einen lebhaften Unwillen erregte bei Göthe die Spielbank und ihre privilegirte Beutelschneiderei, der erst in unseren Tagen ein Ende gesteckt worden ist. Mit Interesse ließ der Dichter über die Geschichte der Heilquelle, nach der zuerst 1582 eine lebhafte Wanderung aus allen Ländern stattfand, sich unterrichten; er beabsichtigte den Stoff zu einem Roman zu verwerthen, doch blieb, wie so vieles andere, auch dieser Plan liegen. Das aufregende Bad bekam ihm nicht gut, er wurde so reizbar, daß er Nachts nicht schlafen konnte, bei Tage erregten ihn schon Kleinigkeiten mehr als angenehm war. Am 17. Juli verließ er Pyrmont; in Göttingen, wo er einige Zeit verweilte, brachte er die meisten Stunden auf der Bibliothek zu und arbeitete an einer Geschichte der Farbenlehre. Die übrige Zeit wurde in heiterer Geselligkeit verlebt; die Stadt Göttingen entwickelte große Liebenswürdigkeit gegen den berühmten Gast, die so weit ging, daß sogar die Wohllöbliche Polizeibehörde die riesigen Nachtwächterhörner verstummen ließ, welche durch ihr Geheul den Schlaf des Dichters störten. Die trillerübende Tochter seines Hauswirthes und die bellenden Hofhunde besaßen jedoch nicht so viel Rücksicht, als die hohe Polizei. An freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten war kein Mangel; die Professoren gaben über alles, was der Dichter zu wissen wünschte, bereitwillig Aufschluß. Bis zum 14. August verweilte Göthe in Göttingen und schied dann mit dankbarer Gesinnung von der gastlichen Stadt. Ueber Münden reiste er nach Kassel, wo er die Seinigen in Begleitung Meyer's antraf. Der Betrachtung der Kunstschätze und der herrlichen Wilhelmshöhe wurden einige Tage gewidmet, das Theater besucht, dann über Hoheneichen, Kreuzburg und Eisenach die Reise nach Gotha fortgesetzt. Der Prinz August nahm den Dichter auf das gastlichste auf; den Geburtstag desselben feierte er durch ein stattliches Mahl, zu dessen Nachtisch der Haushofmeister an der Spitze der gesammten prinzlichen Dienerschaft eine mächtige, von bunten Wachsstöcken flammende Torte auftrug. Am 30. August trafen die Reisenden in fröhlicher Stimmung wieder in Weimar ein.

Durch die Reise gekräftigt und durch die Gegenwart seines Sohnes, die ihn am Aktensammeln hinderte, wohlthätig zerstreut, wandte Göthe seine Kräfte

wieder dem Theater zu, das durch acht Gastrollen der Frau Unzelmann, die gegen Ende Septembers kam, neue Anregung erhielt.

In den nun folgenden Winter fällt die Aufführung einiger Stücke, die beim Publikum entschiedenes Mißfallen erregten. Für die Kenntniß Göthe'schen Wesens ist jedoch diese Zeit lehrreich. Ohne alle Frage hat Göthe als Intendant nicht allein für die weimarische Bühne, sondern auch für das deutsche Schauspiel überhaupt segensreich gewirkt; doch wird sich auch die Meinung rechtfertigen lassen, daß Göthe's Leistungen zu gewissen Zeiten hinter den berechtigten Erwartungen zurückgeblieben sind. Wenn der Intendant einer größeren Bühne einen dauernden Erfolg erzielen will, so muß er alle seine Bestrebungen folgerecht und beharrlich auf Ein klar erkanntes Ziel richten, und muß sich vor allem hüten, persönlichen Liebhabereien großen Spielraum zu gestatten. Diese Gefahr liegt aber sehr nahe, wo in dem Grade, wie bei Göthe, ein leicht erregbares Gefühl eigentlich geradezu auf Neigung oder Abneigung hinwies. Dazu kam noch bei Göthe die Lust zum Experimentiren, die in seinem spätern Leben immer stärker hervortrat und als Intendant ihn zu einigen Mißgriffen verleitete.

Die französische Staatsumwälzung hatte auch auf die Schauspielkunst ihren Einfluß geäußert. Man bemühte sich, auf der Bühne möglichst natürlich zu sein; wenn dieses Streben an und für sich das richtige, sogar das einzig richtige war, so verfiel man dabei doch in den Fehler, daß man besonders in pathetischen Rollen zu weit von dem idealen Schwung der Rede abging und in einen Ton verfiel, den Schiller den Konversazionston nannte. Diesem Streben entgegenzuwirken, verfiel Göthe und auch Schiller in den entgegengesetzten Fehler: man gab der idealen Zuthaten zu viel. Schon in einigen kleineren Stücken hatte Göthe die Masken des griechischen Schauspiels wieder angewendet, und ließ nun auch in den Brüdern des Terenz, welche Einsiedel bearbeitet hatte, die Schauspieler in Masken auftreten. Die seltsame Idee, welche längst abgethane und vermoderte Stücke, wie die Voltaire'schen wieder aufsuchen ließ, haben wir schon erwähnt. Im Januar des Jahres 1802 wurde der Jon des A. W. Schlegel, und kurze Zeit nachher sogar, trotz Schiller's Warnung, auch der Alarkos von Friedrich Schlegel aufgeführt. Besonders das letzte Stück fand das entschiedenste Mißfallen des Publikums, und Schiller selber gestand, daß Göthe sich damit kompromittirt habe.

Die Aufführung der Schlegel'schen Stücke sollte auch noch später für Göthe eine Quelle des Verdrusses werden. Im November 1801 hatten Göthe und Schiller ein Kränzchen gestiftet, dem Herren und Damen aus den besten Kreisen Weimar's angehörten, auch die herzogliche Familie nahm öfter Theil, ohne den freien Verkehr der Mitglieder zu stören. Die Gesellschaft kam alle vierzehn Tage in Göthe's Hause zusammen; sie nannte sich die Mittwochsgesellschaft; der Zweck derselben war, sich an dem Umgange der beiden großen Dichter und an literarischer Unterhaltung überhaupt zu erfreuen. Genauer berichtet darüber Falk, indem er sagt: „Die zarte Anmuth weiblicher Sitte ebenso sehr als Vorzüge des Geistes machten das eigentliche Wesen dieses feinen geselligen Vereins aus. Dazu kam, daß die Damen die größere Anzahl bildeten, daß auch das Roman-

tische in den Statuten, denen man sich unterwarf, auf alle Weise vorwaltete. Dem zufolge mußte sich jeder Ritter eine der anwesenden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienste er sich ausschließlich widmete. Zu Göthe hatte gegenseitiges Wohlwollen die eben so liebenswürdige, als schöne und geistreiche Gräfin von Egloffstein geführt. Es versteht sich von selbst, da die Ritter und Sänger der Wartburg gleichsam aufs neue in diesem Zirkel an der Ilm auflebten, daß auch jeder die Vorzüge seiner Dame besingen mußte, was für Göthe besonders nicht schwer fallen konnte."

Das Leben in diesem Kränzchen war in hohem Grade anmuthig und geistvoll. Zu den Gedichten Göthe's, welche durch den heitern Verein entstanden, gehört das Stiftungslied, welches jedoch jetzt nicht mehr zu enträthseln ist, ferner das Lied Zum neuen Jahr, das prächtige Lied Generalbeichte; das Tischlied wurde zum 22. Februar 1802 gesungen, als der Erbprinz vom Kränzchen Abschied nahm, um nach Paris zu reisen. Eine Frucht des Verkehrs in dem Kränzchen war auch das ungemein liebliche Schäfers Klagelied, das Göthe einst seiner Dame zu Füßen legte.

Doch die mißgünstige Gemeinheit, deren Lebensprinzip es ist, alles herabzuziehen, was höher strebt, tastete auch diesen schönen Verein an. Nach der Ermordung des Kaisers Paul war der bekannte Kotzebue aus Rußland nach seiner Vaterstadt Weimar zurückgekehrt und suchte sich, eitel und anmaßend wie er war, auch in die Mittwochsgesellschaft einzudrängen. Es gelang ihm, einige der Damen zu seinen Gunsten zu stimmen. Allein Göthe, der den ränkesüchtigen Mann nicht in der Gesellschaft haben wollte, setzte ein neues Statut durch, dem zufolge Nichtmitglieder nur mit Zustimmung aller Mitglieder eingeführt oder aufgenommen werden durften. Dadurch war ihm jeder Zutritt zu dem Verein verschlossen, und überdies wurde er noch durch ein witziges Wort Göthe's gereizt: „Es helfe dem Kotzebue nichts, an dem weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen zu sein, wenn er sich nicht auch beim geistlichen Zutritt zu verschaffen wisse." Noch mehr fühlte Kotzebue, der Verfasser einer Unzahl alltäglicher Bühnenstücke, sich dadurch beleidigt, daß Göthe seine „Kleinstädter" bei der Aufführung bedeutend verkürzte und namentlich alle Angriffe auf die beiden von Kotzebue bitter gehaßten Schlegel strich. In seiner gemeinen Weise suchte Kotzebue sich zu rächen. Er veranstaltete in seiner Wohnung eine Donnerstagsgesellschaft von ähnlicher Tendenz wie jener Göthe'sche Verein, und gab sich alle ersinnliche Mühe die Mittwochsgesellschaft zu sprengen und zwischen Göthe und Schiller einen Bruch herbeizuführen. Zuerst wurde Böttiger angereizt, einen Artikel gegen Schlegel's Jon und gegen die Theaterintendanz in Bertuch's Journal für Luxus und Moden einzurücken; aber auf Göthe's Veranlassung mußte dieser Artikel selbst nach erfolgtem Abdruck wieder zurückgezogen werden. Nun sollte zum 5. März eine Verherrlichung Schiller's veranstaltet werden, und viele Mitglieder der besten Gesellschaft Weimar's hatten ihre Theilnahme zugesagt, da Kotzebue sehr schlau zu verheimlichen wußte, gegen wen die Spitze dieses antigöthe'schen Festes gekehrt werden sollte. Man wollte Darstellungen aus Schiller's Dramen geben, und schließlich sollte die Glocke vorgetragen und Schiller's Büste in pomphafter Weise bekränzt werden. Man hoffte sehr, daß

Schiller erscheinen würde, und daß die beiden Dichter dann sich entfremdet werden würden.

Schiller sah die ganze Sache mit vielem Unbehagen, denn da auch eine der Prinzessinnen mitwirkte, so konnte er sich der beabsichtigten Huldigung nicht gut entziehen, und doch fürchtete er schlimme Folgen dieser Demonstrazion. Die ganze Aufführung sollte im Saale des Stadthauses vor sich gehen. Der gefürchtete Tag war nahe, die Zubereitungen sollten beginnen, doch als man von der herzoglichen Bibliothek die Büste Schiller's begehrte, wurde dieselbe verweigert, und als man in dem Stadthause die nöthigen Gerüste aufschlagen wollte, erklärte der Bürgermeister kurz und bündig, zu einem so tumultuarischen Beginnen könne der neudekorirte Saal nicht hergegeben werden. Das Fest war vereitelt, Kotzebue verließ bald nachher Weimar und begab sich nach Berlin, von wo aus er den „Freimüthigen" zu seinen Angriffen gegen Göthe und dessen Freunde benutzte. Zwischen Göthe und Schiller aber bestand nach wie vor das herzlichste Einvernehmen. Die Mittwochsgesellschaft löste sich jedoch in Folge dieser Zerwürfnisse auf, da einige Mitglieder, Anhängerinnen Kotzebue's, sich beleidigt fühlten.

Wenn durch solche unangenehme Zwischenfälle Göthe's reizbare Natur nicht zu poetischen Schöpfungen gestimmt werden konnte, so wurde er durch mehrere zeitraubende Geschäfte noch mehr abgehalten. Im Winter des Jahres 1802 starb der Hofrath Büttner in Jena und hinterließ der Universität Jena eine sehr umfassende, aber höchst ungeordnete Bibliothek und mancherlei physikalisch-chemische Apparate. Beides zu ordnen wurde Göthe beauftragt, und das Geschäft, dem er sich mit großer Gewissenhaftigkeit unterzog, nahm ihm viele Zeit weg.

Eine erfreuliche Aufmunterung war ihm der Besuch Zelter's. Dieser vortreffliche Komponist hatte sich zuerst in einem Briefe vom 11. August 1799 an Göthe gewendet, und auf diese Weise war der Grund zu einem herzlichen freundschaftlichen Verkehr gelegt worden, der bis zu dem Todesjahre beider Männer ungestört andauerte. Die Freundschaft mit Herder wurde ein wenig aufgefrischt durch die Konfirmazion von Göthe's Sohn August, die Herder nach seiner edlen Weise in Göthe's Hause verrichtete (am 13. Juni 1802). „Sie ließ uns," sagte Göthe, „nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge."

Der Bau eines neuen Theaters in dem benachbarten Lauchstädt, zu dessen Eröffnung Göthe das kleine Stück „Was wir bringen" schrieb, das Ordnen einer aus Nürnberg erworbenen Münzsammlung, wiederholter Besuch in Jena und Beschäftigungen mit Gegenständen der Kunst füllten manche Stunde aus; im Anschluß an die letzteren wurde das Leben des Benvenuto Cellini beendigt.

Ganz in der Stille, selbst ohne Mitwissen Schiller's, hatte Göthe den ersten Theil einer beabsichtigten Trilogie: Die natürliche Tochter, bearbeitet, und brachte dieses Stück am 2. April 1803 auf die Bühne. Die erste Vorstellung soll mit vielem Beifall aufgenommen worden sein. Die Anregung zu diesem Drama erhielt Göthe im Jahre 1799 durch die eben erschienenen Memoiren der Prinzessin Stefanie Luise von Bourbon-Conti. Sie war eine natürliche Tochter des Prinzen Louis Franz von Bourbon-Conti und der Herzogin von Mazarin;

in dem Stücke ist sie Eugenie genannt. Die übrigen Personen und auch die ganze Fabel des Dramas ist den genannten Memoiren der Hauptsache nach entlehnt. Der Prinz ist bei Göthe der Herzog, unter dem Könige ist Ludwig XV. zu verstehen, die Hofmeisterin war eine Madame Delorme, der Sekretär ein Herr Jaquet, u. s. w. Die Prinzessin war durch königlichen Machtspruch anerkannt worden, aber feindliche Familienverhältnisse zwangen sie zu einer Heirath mit einem Prokurator. Nach dem Ausbruch der französischen Revoluzion lebte sie einige Jahre unstät und in bedrängten Verhältnissen in Deutschland an verschiedenen Orten, kehrte noch einmal nach Paris zurück, wo sie mit Friedrich Schlegel bekannt wurde, und ging schließlich nach Rußland, wo sie verschollen ist.

Das Drama Göthe's ist durchweg symbolisch aufzufassen, die handelnden Personen sind die Vertreter der verschiedenen Stände, das Ganze sollte nach des Dichters Plan ein Gefäß sein, worin er alles, was er so manches Jahr über die französische Revoluzion geschrieben und gedacht hatte, niederzulegen hoffte. Das erste uns fertig vorliegende Stück sollte nur die Exposizion des Ganzen enthalten. Von dem zweiten Stücke haben sich einige Andeutungen erhalten, über das dritte und das eigentliche Ziel des Ganzen fehlt jede Andeutung.

Es wird stets ein undankbares und verfehltes Unternehmen bleiben, so vaste Stoffe wie der angedeutete symbolisch behandeln zu wollen. Es ist überhaupt gar kein zureichender Grund für eine solche Behandlungsweise vorhanden, denn durch das Symbolisiren wird aus der schönen, lebensvollen Wirklichkeit ein blutloser Schatten gemacht, der uns stets fremd gegenüberstehen und uns kalt lassen wird. Das war auch das Schicksal, von welchem Göthe's Drama betroffen wurde. Es ist zu bedauern, daß der Dichter seine große Kraft an einen so undankbaren Stoff vergeudete. Die Form, die Verse, die Sprache sind wundervoll klar und eben, doch vermißt man das warme Leben, welches aus der Ifigenie oder dem Tasso spricht. Das Drama fand im allgemeinen nur sehr geringen Beifall, denn nur wenige waren im Stande, den Gedanken des Dichters zu erfassen. Herder und Fichte lobten das Stück.

Kurz zuvor, ehe die natürliche Tochter aufgeführt war, wurde Schiller's Braut von Messina zur Darstellung gebracht, und kurz darauf die Jungfrau von Orleans. Beide Stücke errangen einen glänzenden Erfolg. Durch die großartige Thätigkeit seines Freundes angeregt, suchte Göthe seinen Götz von Berlichingen durch eine neue Bearbeitung dem Publikum und der Bühne annehmlicher zu machen. Mehrere Jahre hindurch beschäftigte Göthe sich mit der neuen Bearbeitung, doch erscheinen die Zusätze, welche er statt anderer ausgeschiedener Partien einschob, allzu fremdartig; eine so leicht und dabei stets so tief berührte Gefühlsnatur wie Göthe's, mußte, wie er selbst einmal an Salzmann schrieb, in einem Monate sich verändern, und mußte in der Zeit von mehr als dreißig Jahren eine völlige Umwandlung erleiden. Die neue Bearbeitung des Götz fand weder den Beifall des Publikums, noch auch des Dichters selber, welcher sehr wohl fühlte, wie die neuen feinen geglätteten Zusätze gegen den jugendlich stürmischen ursprünglichen Entwurf abstachen.

Gegen das Ende des Jahres 1803 sollte einer der Heroen aus dem reichen Kranze scheiden, mit dem Weimar vor allen andern deutschen Städten geschmückt

war: am 18. Dezember starb Herder, und obwohl er lange vorher gekränkelt hatte, so war sein frühzeitiger Tod doch ein unerwartetes Ereigniß. Auch Göthe wurde tief davon betroffen, wenn seine Freundschaft zu dem großen Manne in den letzten Jahren durch die Ungunst der Verhältnisse auch bedeutend erkaltet war.

In demselben Monate, in welchem Herder heimgegangen war, erschien in Weimar die Frau von Stael, um zu ihrem unfehlbaren Werke über Deutschland Stoff zu sammeln. Mit großer Zudringlichkeit meldete sie sich bei Göthe und Schiller, und verursachte beiden manche lästige Stunde. Ihr Aufenthalt wurde bis zum 29. Februar 1804 ausgedehnt, und als sie endlich abgereist war, sagte Schiller, es sei ihm nicht anders zu Muthe, als wenn er eine große Krankheit überwunden habe. Göthe beobachtete ein sehr gemessenes Benehmen gegen die oft rücksichtslose Französin. Mit größerer Genugthuung wurden die Besuche des berühmten Geschichtschreibers Johannes Müller und des Filologen Wolf empfangen.

Ein großer Genuß war für Göthe die innige Theilnahme an dem Tell Schiller's. Göthe hatte dem Freunde durch seine schweizerischen Lokalschilderungen Gelegenheit gegeben, das herrliche Drama um vieles zu bereichern, und in ihm selbst war dadurch so manche Erinnerung an frühere schöne Stunden wieder aufgelebt. Nach der Beendigung des Dramas leiteten beide Dichter im schönsten Einverständnisse die Aufführung des unsterblichen Stückes, und keiner von ihnen mochte wohl ahnen, daß sie zum letztenmal in einer solchen gemeinschaftlichen Arbeit begriffen waren.

Göthe selbst fühlte in dieser Zeit seine geistige Unfruchtbarkeit sehr schmerzlich, und zu Zeiten war er so unmuthig, daß er einmal äußerte, er möchte sich am liebsten mit Herder begraben lassen. Mit vieler Liebe vollendete er jedoch eine in das Gebiet der Kunst einschlagende Arbeit: die Herausgabe der Briefe Winkelmann's an Berendis, der als Kammerrath der Herzogin Amalie im Jahre 1783 in Weimar gestorben war. Die Karakteristik Winkelmann's, welche Göthe den Briefen beigab, ist eine der ausgezeichnetsten Arbeiten ihrer Art und eines so großen Geistes wie Göthe vollkommen würdig.

Körperliche schwere Leiden in Folge einer Nierenkolik waren nicht das schmerzlichste, wovon Göthe in dem Jahre 1805 betroffen wurde, das ihm seinen theuersten Freund, den einzigen ebenbürtigen Genossen im Gebiete der Dichtkunst rauben sollte. Schiller war zu derselben Zeit wie Göthe krank gewesen; als die beiden Freunde im Februar sich wiedersahen, umarmten sie sich lange, und ein inniger Kuß sprach ihre Freude aus. Doch Göthe konnte sich einer trüben Ahnung nicht erwehren, und leider traf sie ja nur zu sicher ein. Im März raffte Schiller seine letzten Kräfte zu der Bearbeitung des Demetrius zusammen, und es schien noch einmal, als wolle die Natur siegen. Am 24. April schrieb er den letzten kurzen Brief an Göthe, der die wenigen Zeilen wie ein Heiligthum aufbewahrte. Am Abend des 29. April sahen die Freunde sich im Hause Schiller's zum letztenmal. Schiller erkrankte noch denselben Abend, und auch Göthe mußte sich wieder seines eigenen Uebels wegen zu Hause halten. Während Schiller's Krankheit war Göthe sehr niedergeschlagen. Heinrich Voß, der Sohn des Uebersetzers, traf ihn einmal weinend in seinem Garten. Als er ihm von

Schiller erzählte, erwiderte Göthe nur die wenigen Worte: „Das Schickſal iſt unerbittlich, und der Menſch iſt wenig.“

Als Schiller am Abend des 9. Mai ſtarb, war Meyer gerade bei Göthe, als die Todesnachricht draußen eintraf; Meyer wurde hinausgerufen, hatte aber nicht den Muth zurückzukehren, ſondern ging ohne Abſchied fort. Die Verwirrung, die Göthe in ſeinem Hauſe wahrnahm, ließ ihn nichts Tröſtliches ahnen; in der Nacht hörte man ihn weinen. Als am andern Morgen ihm die Todesnachricht gebracht wurde, bedeckte er die Augen im tiefſten Schmerze mit der Hand und wiederholte nur die Worte: „Er iſt todt!“

In den nächſtfolgenden Tagen war Göthe ſo erſchüttert, daß ſeine Angehörigen alles vermieden, was ihn an Schiller erinnern konnte. Die Leiche des geſchiedenen Freundes vermochte er nicht zu ſehen. Sobald er ſich ein wenig ermannt hatte, faßte er den Entſchluß, den Demetrius zu vollenden, die letzte große Tragödie, die Schiller unvollendet hinterlaſſen hatte, und als er fühlte, daß er nicht im Stande ſei, den gewaltigen, erſchütternden Geiſt jener Tragödie zu bewältigen, da fühlte er erſt recht den unerſetzlichen Verluſt, und er empfand eine troſtloſe, traurige Einſamkeit; die Hälfte ſeines Daſeins, ſagte er, ſei ihm in Schiller verloren gegangen. Dem Andenken des Freundes ſetzte er in dem Epilog zur Glocke ein herrliches Denkmal, das für uns nicht allein ein Produkt der vollendetſten Kunſt, ſondern auch ein leuchtendes Zeugniß für die hohe, edle, ideale Freundſchaft unſerer beiden größten Dichter iſt.

Die zweite Blüthezeit unſerer Literatur ſchließt mit dem Tode Schiller's, denn Göthe hat nach dieſer Zeit nichts mehr geſchaffen, was ſeinen früheren Werken ebenbürtig geweſen wäre. Das tiefe, feurige Gefühl ſeiner Jugendzeit, das kraftvolle Selbſtbewußtſein ſeines Mannesalters ermattet von nun an. Mit Hermann und Dorothea war die Zahl der wahrhaft großen, genialen Werke abgeſchloſſen, was nun folgt, das iſt oft Wiederholung eigener früherer Gedanken, oder auch Nachahmung des Fremden, doch bleibt dem Dichter bis in das höchſte Greiſenalter in ſtaunenswerther Geläufigkeit und Leichtigkeit die ſchöne Form, welche ſelbſt auf das letzte ſeiner Erzeugniſſe den leuchtenden Stempel Göthe'ſchen Geiſtes drückt.

Je mehr nun die einzelnen Seiten des Gefühles ermatten, deſto mehr breitet das Gefühl im Ganzen ſich aus; je mehr das vorwiegende Intereſſe für einige beſtimmte Gegenſtände abnimmt, deſto mehr mildert ſich das Urtheil auch über das, was früher mit ſcharfer Abneigung fortgewieſen wurde. Für die mannichfachſten Gegenſtände auf dem Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaften zeigte Göthe ein lebhaftes Intereſſe bis in ſeine letzten Lebensſtunden hinein, und im letzten Viertel ſeines Lebens trat ſehr bedeutſam ſein großer Karakter, ſeine wahrhaft edle und liebenswürdige Perſönlichkeit in ein helles Licht und ſicherte ihm die vollſte Liebe ſeines Volkes und einen Ruhm, wie er nicht leicht einem Sterblichen bei ſeinen Lebzeiten in ſolchem Maße zu Theil geworden iſt.

Es war ganz gewiß nicht die geringſte Gunſt ſeines freundlichen Geſchickes, daß Göthe in allen Zeiten ſeines Lebens Freunde fand, die ihn verſtanden und mit warmer Theilnahme ſich ihm anſchloſſen, und meiſt zu ſolchen Zeiten, in welchen er der Theilnahme am meiſten bedurfte. Der tiefe Schmerz um

Schiller's Hinscheiden wurde gemildert durch den Besuch des berühmten Filologen Wolf, der mit seiner Tochter etwa drei Wochen später eintraf und in Göthe's Hause ein gern gesehener Gast war. Filologische Studien mancherlei Art gaben Stoff zu eingehender Unterhaltung, und die gründlichen Kenntnisse Wolf's auch auf dem Gebiete antiker Kunst und Literatur boten erwünschte Gelegenheit, Lücken auszufüllen, oder über klar Erkanntes verschiedene Meinungen anregend auszutauschen. Als Wolf Abschied genommen hatte, kam Fritz Jakobi, den Göthe trotz ihrer Meinungsverschiedenheit mit herzlicher Freude bei sich aufnahm. Als Jakobi sich bei Göthe anmeldete, schrieb dieser ihm unter andern auch die Worte: „Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich an der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber wie über manches andere belehrt uns die Zeit und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe." Während Jakobi's Anwesenheit zeigte es sich freilich, daß die pietistisch-pedantische Filosofie des Verfassers des Woldemar sich nicht im entfernten zu dem umfassenden Standpunkte Göthe's erheben konnte; Jakobi fragte sogar in aller Unschuld, was der Dichter denn eigentlich mit der natürlichen Tochter gewollt habe. Mit Recht bemerkte Göthe, es sei ihm klar geworden, daß sie beide sich liebten, ohne sich zu verstehen.

Den Besuch Wolf's erwiderte Göthe sehr bald. In Halle wurden die angeknüpften Unterhaltungen fortgesetzt. Eine willkommene Erscheinung war der Dr. Gall, der in den ersten Tagen des August über seine neue Lehre Vorlesungen hielt. Göthe fühlte durch die Schädellehre sich sehr angezogen, und Dr. Gall fand an dem Interesse des Dichters so viel Freude, daß er bei einer Erkrankung Göthe's den ganzen Apparat zu seinen Vorlesungen jedesmal auf das Zimmer des Pazienten schaffen ließ und ihm privatim seine Ansichten mittheilte. Nach einer sorgfältigen Untersuchung von Göthe's Stirnbau sprach Dr. Gall die Ansicht aus, Göthe sei eigentlich zum Volksredner geboren.

Nachdem Gall wieder abgereist war, unternahm Göthe mit Wolf eine Reise nach Helmstedt, woselbst sich damals noch die später mit Göttingen vereinigte braunschweigische Landesuniversität befand. Unter ihren Lehrern aus damaliger Zeit sind der gelehrte Probst Henke, der witzige Abt Lichtenstein und der als Zauberkünstler und Besitzer vielfacher Sammlungen genannte Hofrath Beireis genugsam bekannt. In Helmstedt wurden die Reisenden von den Professoren der Universität sehr ehrenvoll empfangen. An einer stattlichen Abendtafel sollten ihnen von schöner Hand zwei Kränze aufgesetzt werden. Göthe nahm die Huldigung freundlich an und dankte der Geberin mit einem Kuß, Wolf aber sträubte sich hartnäckig und war unartig genug, den Kranz in den Händen der beschämten Schönen zu lassen. Unter den Gemälden des Hofrathes Beireis fand Göthe zwei sehr schöne Stücke von Albrecht Dürer und von Rubens.

Nach mehreren genußreichen Tagen schieden die Reisenden und machten einen Abstecher zu einem wunderlichen Edelmann, dem Landrath Hagen, der auf

der Nienburg als wohlhabender Gutsbesitzer lebte; der Probst Henke begleitete sie. Anfangs durch einige Sonderbarkeiten nicht sehr angenehm berührt, thaute Göthe doch bald auf, da er erkannte, daß Hagen ein ungewöhnlicher Geist und ein ehrenwerther Karakter war. Es kam zu einigen lebhaften Unterhaltungen; dem Hausherrn widerstritt Göthe einmal die Behauptung, daß eine Person, welche die Erfüllung des kategorischen Imperativs in sich darstelle, als der sittlich vollendetste Karakter zugleich der höchste Gegenstand schöner Darstellung sei. Mit einem Hauslehrer, der auf dem Gute sich befand, unterhielt Göthe sich über Religionsunterricht und erzählte ihm von der Konfirmazion seines Sohnes durch Herder; dem vorhergehenden Unterricht habe er selbst beigewohnt, und bei dem Lehrgange habe besonders das ihm so sehr gefallen, daß alles dem Konfirmanden so klar dargestellt worden sei, daß er immer selbst das Rechte habe erkennen und bei sich feststellen können. „Es war eine Vollständigkeit," sagte Göthe, „die keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm, ob er dem Lichte oder der Finsterniß angehören wolle."

Seinen berühmten Gästen zu Ehren setzte der Landrath eine Flasche köstlichen Weines vom Jahre 1748 auf; Henke, der sich nicht ganz wohl befand, wollte keinen Wein trinken, aber Göthe ersuchte einen jeden der Gesellschaft, den Widerspänstigen zum Kosten aufzufordern. Der Landrath in lateinischer Sprache, Wolf in griechischen Versen machten einen ernstlichen Angriff, den der Hauslehrer durch ein Distichon unterstützte, und Henke erklärte sich schließlich für besiegt und trank ein wenig Wein.

Auf der Rückreise suchte Göthe in Halberstadt mit Wolf die Wohnung Gleim's auf, der vor zwei Jahren gestorben war; besonders anziehend war für Göthe in dem sogenannten Freundschaftstempel Gleim's die reichhaltige Sammlung von Portraits aller jener Zeitgenossen, mit denen der liebenswürdige Gleim in Verbindung gestanden. Die Jahreszeit begünstigte eine Reise in den benachbarten Harz, und als Göthe die aus früheren Zeiten wohlbekannten Gegenden wiedersah, fühlte er selbst in sich die bedeutende Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war. Der Dichter und Künstler, meinte er, sei in ihm durch den Naturforscher verdrängt worden, und wenn er diese Bemerkung nicht ohne ein schmerzliches Gefühl machte, so glaubte er doch auch dankbar anerkennen zu müssen, welchen reichen Ersatz die Natur ihm für das nunmehr entschwundene Gut gewährt habe. Im September traf Göthe wieder in Weimar ein; die Reise war für ihn reich an wohlthätiger Zerstreuung und an Genuß gewesen.

Das verhängnißvolle Jahr 1806, die Zeit in welcher Preußen und mit ihm Deutschland durch Nacht zum Licht geführt werden sollte, kam heran. Die preußischen Regimenter des Herzogs Karl August rückten in Weimar ein; das pomphaft kriegerische Leben, welches sich entwickelte, war aber nicht geeignet, die dunklen Ahnungen einer unheilvollen Zukunft zu übertäuben. Göthe ging im Juni nach Karlsbad, und obwohl in Böhmen damals die tiefste Ruhe herrschte, so klangen die drohenden Stimmen aus der Ferne doch vernehmlich herüber. Der Fürst Reuß XIII. enthüllte dem Dichter das Unheil, welches Deutschland und speziell Thüringen bedrohte, der östreichische General Richter erzählte ihm von dem Unglück von Ulm, welches er miterfahren hatte. Ein angenehmer Ver-

kehr und ein sehr günstiger Erfolg der Kur belebte die Gegenwart wieder; mineralogischen Untersuchungen wurde viele Zeit gewidmet. Als Göthe im August Karlsbad verließ, erfuhr er unterwegs durch die Zeitungen die Auflösung des deutschen Reiches, und gleichzeitig langten Nachrichten über große Truppenbewegungen an.

In Weimar suchte man sich voller Unruhe auf die kommenden Ereignisse vorzubereiten. Auch Göthe hatte im Anfange des Jahres eine Gesammtausgabe seiner Schriften vorbereitet, und darunter den ersten Theil des Faust zum Druck zusammen gestellt, jetzt traf er Anstalten zum Druck der Farbenlehre.

Von den Preußen wurde Erfurt eifrig befestigt; der Herzog Karl August bereitete als preußischer General sich zum Abzuge vor, im Hauptquartier von Niederroßla hatte Göthe mit ihm die letzte inhaltschwere Unterredung. Die Herzogin Amalie, der Erbprinz und die Erbprinzessin verließen Weimar, die Herzogin Luise blieb allein zurück, als der letzte Hoffnungsstern für die geängstigten Bürger.

Am Morgen des 14. Oktobers dröhnte von Jena der Kanonendonner herüber und versetzte alles in namenlose Angst, denn der Zorn Napoleon's über den Anschluß des Herzogs an die preußische Partei war bekannt. Gegen Mittag schwieg der Schall der Geschütze, man setzte sich wie gewöhnlich in Göthe's Hause um drei Uhr zu Tisch, aber kaum hatte man angefangen zu essen, als ganz in der Nähe Kanonenschüsse dröhnten. Die Kugeln pfiffen über Göthe's Haus weg, hinter seinem Garten zog sich der Zug der Fliehenden hin, und bald genug zeigten am Frauenthor sich die ersten französischen Husaren. Einer ihrer Offiziere, ein junger Herr von Türkheim, ein Sohn der geliebten Lili, erkundigte sich eifrig nach Göthe, und ging, als er ihn gefunden, mit ihm zum Schloß hinauf, von wo Göthe in sein Haus die Nachricht schickte, der Marschall Ney würde sich dort einquartieren. Kavalleristen erschienen bald und lagerten sich auf Streu im Bedientenzimmer. Viele Personen flüchteten sich in Göthe's Haus, weil sie dort, in dem für den Marschall bestimmten Quartiere, wenigstens ihres Lebens sicher zu sein glaubten.

Denn die Soldaten der großen Nazion wütheten in der wehrlosen Stadt mit jener banditenmäßigen Brutalität, in welcher die Franzosen ja von jeher unübertroffene Meister gewesen sind. Läden und Keller wurden erbrochen, Häuser angezündet, die Einwohner auf das scheußlichste mißhandelt, plündernde Rotten raubten nach Belieben und vernichteten, was sie nicht fortschleppen konnten. Göthe's Freund, der Maler Heinrich Meyer, verlor alles, auch seine Zeichnungen.

Auf den Marschall wartete Göthe, der in sein Haus gegen Abend zurückgekehrt war, vergebens. Die Nacht brach herein, man verriegelte die Hausthür, um sich gegen Eindringlinge zu schützen. Gegen Mitternacht aber schallten heftige Kolbenstöße an der Thür, zwei Tirailleurs verlangten Einlaß, und da sie schließlich Miene machten ein Fenster einzuschlagen, so war man genöthigt, ihnen das Haus zu öffnen. Sie verlangten Wein, und begehrten zuletzt stürmisch den Hausherrn zu sprechen. Göthe kam in seinem Nachtkleide zu ihnen herab, seine Persönlichkeit imponirte den Burschen, sie stießen mit ihm an und schienen sich

beruhigen zu wollen. Aber kaum hatte der Hausherr sich entfernt, so drangen die Trunkenen ihm nach in sein Schlafzimmer und brachten des Dichters Leben in die größte Gefahr. Kristiane war es, welche Rettung brachte; rasch entschlossen rief sie einige der ins Haus Geflüchteten herbei, und ihnen gelang es, die Wüthenden hinauszutreiben und die Thüren zu verschließen. Den Vorsatz, das Haus in Brand zu stecken, schien nur die übermäßige Trunkenheit an der Ausführung verhindert zu haben, denn am folgenden Morgen fanden sich gefüllte Patronen und loses Pulver im Hause zerstreut. Die Ankunft des Marschalls machte diesen Gefahren ein Ende. Wenige Stunden nachher langte Napoleon in Weimar an. Die Herzogin Luise empfing ihn an der Treppe; der Korse würdigte sie kaum einer Begrüßung und begab sich sogleich in die Gemächer, die man ihm hergerichtet hatte. Aber bei der Unterredung, die bald nachher erfolgte, wurde seiner gemeinen Seele durch die würdevolle Festigkeit der edlen Fürstin Anstand und Achtung abgenöthigt, der Plünderung wurde Einhalt gethan, und die Ruhe kehrte in die Stadt zurück. Dem Herzoge wurde Verzeihung versprochen, wenn er binnen drei Tagen die preußische Partei verlasse, was denn auch geschah, da Karl August durch seine Gegenwart seinem eigenen Lande sehr viel nützen, durch sein Verweilen bei dem preußischen Heere aber das Verderben desselben um nichts aufhalten konnte. Der König von Preußen selbst forderte ihn auf, sich dem Sieger zu unterwerfen. Schon in den nächsten Wochen kehrte der Herzog in seine Hauptstadt zurück.

Göthe hatte in den Schreckenstagen genugsam Proben der aufopfernden Treue erhalten, die Kristiane ihm stets bewahrte, und das Gefühl der Dankbarkeit und der innigen Anhänglichkeit trieb ihn an, in der schweren, verhängnißvollen Zeit die Zukunft der Mutter seines Sohnes sicher zu stellen. Am 19. Oktober 1806 ließ er sich mit ihr in der Schloßkirche trauen und machte sie auch vor den Augen der Welt zu dem, was sie immer gewesen war, zu seiner rechtmäßigen Gattin. Selbst die gehässigsten Neider der vielgescholtenen Frau mußten anerkennen, daß sie in den unheilvollen Tagen durch ihre kluge Entschlossenheit viel Böses abgewandt hatte. Seines Sohnes wegen brauchte Göthe die Trauung nicht vollziehen zu lassen, denn diesem waren die Rechte legitimer Geburt schon in der Wiege durch den Herzog zuerkannt worden.

Im Kreise seiner Bekannten suchte Göthe in den Tagen, welche der unglücklichen Schlacht folgten, durch Rath und That zu helfen. Er ließ den Bedrängten auf seine Rechnung Vorschüsse auszahlen, und ermunterte sie zum Ausharren, da nur die erste Zeit noch peinlich sein werde.

Für das Unglück des großen deutschen Vaterlandes hatte Göthe nicht die rechte Empfindung. Vielleicht schien ihm die Vernichtung der politischen Selbstständigkeit so vieler kleinerer und größerer Staaten, von denen die meisten eine politische Bedeutung überhaupt nicht besaßen, nicht von großem Belang zu sein. Desto schmerzlicher aber empfand er das Unglück, das dem Hause seines Fürsten widerfuhr. Der Herzog Karl August war allerdings Landesfürst geblieben, aber obwohl er dem Rheinbunde beigetreten war und sich der Gewalt gefügt hatte, so weit er nur irgend konnte, so stand er, der seine wahre Gesinnung zu verheimlichen viel zu edel war, doch bei Napoleon schlecht angeschrieben, und seine Zu-

kunft war noch keineswegs gesichert. Von allen Seiten, sogar an seiner eigenen Tafel, war der Fürst von Horchern umstellt, und daß er preußische Offiziere in seinem Lande anstellte und andere unterstützte, wurde sehr übel vermerkt. Falk war als Dolmetscher bei den französischen Behörden in Weimar angestellt, er hatte einst Gelegenheit, eine Beschwerdeschrift gegen den Herzog aufzufangen und las dieselbe dem Dichter vor. Eine Weile hörte Göthe zu, dann fiel er in gewaltiger Bewegung dem Lesenden in die Rede. „Genug!" sagte er, „was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen alten Freunden und Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Warum muthet man dem Herzog zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Zepter aufs Spiel setzte — den neuen Herren zu Gefallen wie ein verrechnetes Exempel über Nacht plötzlich mit einem nassen Schwamm von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreifen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von viertausend Thaler macht, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträfe: was würde wohl ein General oder Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr unrecht, wenn er je anders handelte! Ja und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Zepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch keine Handbreit von dieser edlen Gesinnungsart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen in seinem eigenen Hause von Fremden muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Unglück und sein Fall, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Göthe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er seinen Oheim, den Herzog von Braunschweig auf dem Todbette besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!" —

Die Thränen rollten dem Dichter von beiden Wangen, als er fortfuhr: „Ich will ums Brod singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Lieder fassen! Ich will in alle Dörfer und Schulen ziehen, wo irgend der Name Göthe bekannt ist, die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euren heruntersingen! Ja spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was Eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittre an Händen und an Füßen, ich bin lange nicht so bewegt gewesen!“

Die Befürchtungen Göthe's in Betreff des Herzogs verwirklichten sich glücklicherweise nicht, dem Herzoge blieb sein Thron erhalten, und in Weimar regelte sich bald alles wieder in gewohnter Weise. Göthe setzte die Herausgabe seiner Werke fort, und suchte besonders die Farbenlehre so bald als irgend möglich durch den Druck vor Vernichtung zu sichern. Eifrige naturwissenschaftliche Studien, zu denen Alexander von Humboldt durch Sendungen manche werthvolle Anregung gab, lenkten Göthe's Sinn von der trüben Gegenwart ab. Auch dem Theater eine erneute Thätigkeit zu widmen gaben die Zeitverhältnisse Veranlassung; das Theatergebäude in Weimar hatte eine Zeitlang als Lazareth dienen müssen, gegen Ende des Jahres 1806 wurde es wieder eröffnet, und eine unerwartete Freude wurde dem Dichter kurz nachher zu Theil. Längst hatten die Schauspieler im Stillen Göthe's Iphigenie, die in der poetischen Form noch nicht zur Aufführung gekommen war, eingeübt, und der Dichter mußte schließlich, wenn auch mit Sträuben, einwilligen, daß sie dargestellt wurde. Im März 1807 gab man das herrliche Stück, und zu Göthe's Ueberraschung und Freude fand es großen, allgemeinen und begeisterten Beifall, und hat sich seitdem ununterbrochen auf der Bühne gehalten. Es folgten nun noch einige Stücke von Calderon, darunter „Der standhafte Prinz“, das schöne und tiefsinnige Drama „Das Leben ein Traum“, und die glänzende „Zenobia“.

Auch im geselligen Leben fanden gewohnte Kreise sich wieder zusammen. Jeden Donnerstag Abend sah die Hofräthin Schopenhauer bei sich die besten Namen der Weimarischen Gesellschaft; über Kunst und Wissenschaft wurde lebhaft verhandelt, Politik jedoch vermieden. Göthe war häufig in diesen Kreisen, die er in guten Stunden durch seine Unterhaltung aufs regste unterhielt. Oft aber waren in jenen dunklen Zeiten seine Lippen geschlossen, und für den Fall, daß er zum Gespräch nicht aufgelegt war, stand für ihn ein Tisch bereit, an dem er schweigend saß und Landschaften zeichnete.

Wenn die erhebende Freude den Lebensfaden selbst in späten Jahren um manchen schönen Tag hinauszuspinnen geeignet ist, so drückt ein schweres Leid oft das Leben plötzlich zusammen und endigt ein Dasein, dessen Ablauf noch nicht der Vermuthung nahe lag. Am 10. April 1807 starb die Herzogin Amalia, die hochsinnige Pflegerin alles Schönen und Guten, der die Dichter Weimar's so manche freudige Stunde verdankten. Sie war mehr als fast jeder andere

von dem großen allgemeinen Unglück betroffen worden. Der Herzog von Braunschweig, der bei Jena die Todeswunde empfing, war ihr Bruder, und mit tiefem Schmerze mußte sie sehen, wie ihres Bruders Familie von dem alten Stammsitze zu Braunschweig durch die Brutalität des Korsen vertrieben und in die Verbannung gejagt wurde. Mit festem Willen drängte gleichwohl die edle Frau ihren Kummer in sich zurück, ihrer Umgebung erschien sie ruhig und theilnehmend, bis ihr Herz plötzlich brach. Auf des Herzogs Wunsch verfaßte Göthe eine Gedächtnißschrift, die von den Kanzeln des Landes verlesen wurde. Er selbst empfand diesen Todesfall sehr schwer. An Zelter schrieb er: „Der Verlust unserer Herzogin Mutter ist bei so manchem andern zerrütteten Verhältnisse sehr groß. Man darf, wie gegenwärtig über nichts, so auch darüber nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und leisten was noch möglich ist."

Durch den Gebrauch der Heilquellen in Karlsbad hatte Göthe's Gesundheit sich im letzten Jahre wesentlich gestärkt; er begab sich gegen Ende des Mai wieder dahin. Ueberhaupt verweilte er von nun an fast jedes Jahr in den böhmischen Bädern, wohin auch mineralogische Studien ihn vielfach zogen. Im Juni 1807 begab der Herzog Karl August sich nach Karlsbad, und um ihn sammelte sich besonders die feine Gesellschaft. Göthe trat in nähere Verbindung mit dem französischen Gesandten, dem Grafen Reinhard, der später sagte, er halte es für einen unschätzbaren Gewinn, Göthe auch als Menschen kennen gelernt zu haben. Beide Männer blieben auch später in brieflichem Verkehr. Eine Reihe kleiner Erzählungen, die später in Wilhelm Meister's Wanderjahre einverleibt wurden, entstanden in Karlsbad; unter ihnen sind zu nennen St. Josef der Zweite, Die gefährliche Wette, Der Mann von funfzig Jahren, Die pilgernde Thörin und Die neue Melusine, die Göthe schon in Sesenheim erzählte.

Als Göthe im September von Karlsbad zurückkehrte, führte er einen Entschluß aus, der in Karlsbad angeregt worden war, er begründete in seinem Hause eine Singschule, die sich jeden Sonntag versammelte. Nach und nach wurden Sänger des Theaters und einige Musikfreunde aus der Stadt hinzugezogen. Zelter lieferte die nöthigen Musikalien, und am letzten Sonntage des Jahres konnte die Singschule bereits vor einer großen Gesellschaft mit Beifall auftreten. Bis 1811 bestand dieser Verein, der in den letzten beiden Jahren seines Bestehens sehr Bedeutendes leistete. Ueberhaupt wandte Göthe sich in seinem Alter immer mehr der Musik zu, wozu wohl sein Freund Zelter die nächste Veranlassung gab. Auch in der Physik wurde das Kapitel von der Tonlehre mit Fleiß studirt.

Das Personal der Weimarer Bühne war im Sommer des Jahres 1807 in Leipzig, und erntete daselbst durch seine Vorstellungen vielen Beifall, und auch Torquato Tasso wurde dort gern gesehen. Als die Gesellschaft nach Weimar zurückkehrte, feierte Göthe die Wiedereröffnung der Bühne am 19. September durch ein allegorisches Vorspiel, welches bestimmt war, die Wiedervereinigung der herzoglichen Familie darzustellen, da auch der Erbprinz mit seiner

Gemahlin, einer russischen Prinzessin, am 12. September nach langer Abwesenheit wieder heimgekehrt war.

Den neueren Bestrebungen auf dem Gebiete der Poesie gegenüber verhielt Göthe sich nicht so ablehnend, wie einige Vertreter der alten Schule, besonders Voß, es wünschten. Zum großen Aerger des Uebersetzers machte Göthe in dieser Zeit auch Sonnette, und als Voß ihn darauf ernstlich in einem spöttelnden Sonnette aufforderte, nicht mit den andern als Lumpenpilgrim nach Loretto unter afterkristischem Klingklang zu wandern, äußerte Göthe sich sehr richtig in einem Briefe an Zelter mit den Worten: „Wenn Ihnen das Vossische Sonnett zuwider ist, so stimmen wir auch in diesem Punkte völlig überein. Wir haben schon in Deutschland mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente zuletzt sich in Pedantismus verloren. Und diesem geht es nun auch so, vor lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz verschwunden. Und was soll es nun gar heißen, eine einzelne rythmische Form mit Haß und Wuth zu verfolgen, da sie ja nur Gefäß ist, in das jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag?“ — Mit großem Interesse nahm Göthe die Sammlung von Volksliedern „Des Knaben Wunderhorn“ auf, auch das Nibelungenlied erschien ihm als ein großartiges Werk; den Minneliedern konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Die Formlosigkeit, in die einige Vertreter der romantischen Schule verfielen, war nahe daran, wie er sagte, ihn zur Verzweiflung zu bringen.

Im Sommer des Jahres 1808 verweilte Göthe vom Mai bis zum September in Karlsbad, von wo aus im Juli ein längerer Abstecher nach Franzensbad gemacht wurde. Ein sehr lebhafter Verkehr und mineralogische Studien füllten die Zeit angenehm aus. Als der Dichter in der Mitte des September nach Weimar zurückkehrte, vernahm er hier die Bestätigung von der Zusammenkunft der Monarchen in Erfurt; auf den Ruf des Herzogs begab auch Göthe sich am 29. September 1808 dahin, wo bei den unaufhörlichen Festlichkeiten sich Gelegenheit zu vielen neuen Bekanntschaften fand. Sehr interessant war für ihn die Darstellung französischer Tragödien von Racine und Voltaire durch die Napoleonische Truppe, unter der sich der berühmte Talma befand. Es wird erzählt, der Prunk und der pathetische Pomp der Franzosen hätten auf Göthe einen sehr bedeutenden Eindruck gemacht.

Auch die große Ehre, den korsischen Beherrscher der großen Nazion von Angesicht zu Angesicht zu schauen, wurde dem Dichter zu Theil. Am 2. Oktober 1808 Vormittags elf Uhr wurde er zu dem Kaiser befohlen. Nachdem er auf die Weisung eines dicken polnischen Kammerherrn eine Weile gewartet, rief man ihn in das Kabinet des Kaisers, welcher an einem großen runden Tische frühstückte. Der Kaiser winkte, Göthe trat näher, und der Kaiser begann die Unterhaltung mit den Worten: Vous êtes un homme, worauf Göthe mit einer Verbeugung antwortete. Bald kam der Kaiser auf Göthe's Werther zu sprechen, den er siebenmal gelesen zu haben versicherte. Thatsächlich ist, daß Napoleon dieses Buch sogar auf dem Feldzuge in Egipten in seiner Feldbibliothek mit sich führte. Er machte nun den Dichter auf eine gewisse Stelle aufmerksam, an welcher derselbe einen Fehler in der Komposizion begangen habe. Göthe er-

widerte, er finde den Vorwurf durchaus richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei.

Bei seinen Lebzeiten hat Göthe nur geheimnißvolle Andeutungen über diesen angeblichen Fehler gemacht, sich aber nie offen geäußert; den neugierigen Fragern antwortete er stets: „Rathen Sie!“ Man hat nun vielfach gerathen, der eine hierhin, der andere dahin, doch selbst seinen Kritikern wollte es nicht gelingen, eine Stelle zu finden, die man ohne Zweifel als einen Fehler bezeichnen konnte. Schließlich ist man durch die Denkwürdigkeiten des Kanzlers von Müller, die 1851 erschienen, dahin aufgeklärt worden: Napoleon habe es getadelt, daß Werther's innere Zerstörung nicht ausschließlich aus seiner leidenschaftlichen unglücklichen Liebe, sondern nebenbei noch aus gekränktem Ehrgeiz abgeleitet werde. Das völlig Unrichtige dieses Tadels liegt auf der Hand, denn Werther's Ehrgeiz wird an einem ganz andern Orte gekränkt, als da wo die Katastrofe sich ereignet, und diese Kränkung hat keine andere Wirkung, als daß sie die Rückkehr Werther's zu Lotte beschleunigt, die etwas später doch erfolgt wäre, da Werther's Seelenzustand schon damals an eine Heilung nicht mehr denken ließ. Der Grad seiner Krankheit ist dem Paroxysmus schon sehr nahe, und es war eine gebieterische Forderung der Kunst, nun rasch dem unentrinnbaren Schicksale entgegenzuführen; hierzu erweist sich aber jene Begebenheit im Hause des Grafen als ein sehr wirksames Mittel, der Gang des Ganzen wird dadurch wohlthätig beschleunigt. Außerdem aber entging der Dichter durch die Einschiebung dieser scheinbar obliegenden Begebenheit der Gefahr, entweder das schon sehr hoch gespannte Interesse des Lesers zu ermatten, oder sich in fremdartige Zustände zu verlieren, ein Abweg, der ohnehin nicht gerade ganz vermieden ist. Was Napoleon also als einen Fehler bezeichnete, ist vielmehr eine Feinheit der kunstreichen Komposizion, und wenn Göthe den angeblichen Fehler zugestand, so war seine Antwort diejenige eines Diplomaten, und dem Gewalthaber gegenüber ganz an der Stelle.

Zum Schluß lud der Kaiser den Dichter ein, nach Paris zu kommen, weil es dort eine größere Weltanschauung gebe, dort werde er überreichen Stoff für seine Darstellungen finden.

Die Audienz hatte eine ganze Stunde gedauert, und hatte bei Göthe einen mächtigen Eindruck hinterlassen. Mit dem Plan einer Reise nach Paris beschäftigte er sich lange Zeit.

In den nächsten Tagen beabsichtigte Napoleon nach Weimar zu kommen; seine Schauspieler sollten zu Ehren der Herzogin den Tod Zäsar's aufführen. Auf dem Hofball, der veranstaltet wurde, unterhielt Napoleon sich nochmals mit Göthe und mit Wieland, und übersandte beiden nachher den Orden der Ehrenlegion. Das Wohlwollen, mit welchem Göthe von dem Kaiser behandelt wurde, erweckte auch seinerseits eine besondere Theilnahme für den Eroberer, deren wir noch öfter begegnen werden.

Auch in Göthe's Familienverhältnisse sollte ein folgenschweres Ereigniß eingreifen: seine Mutter starb am 13. September 1808; kurz vor ihrem Tode hatte sie noch die Freude, ihren Enkel August, der sich nach Heidelberg zum Studium begab, bei sich zu sehen. Die Erbschaftsangelegenheiten wurden durch

Kristiane von Göthe, die nach Frankfurt reiste, gewandt und, wie ihr Gatte sagte, auf eine noble Weise geordnet.

Dem Jahre 1809 gehören die Wahlverwandtschaften und die ersten Vorarbeiten zu Dichtung und Wahrheit an. Das erstgenannte Werk war schon im Jahre vorher in Karlsbad begonnen worden. Den Stoff, so erzählte Göthe, habe er zum großen Theil seinem eigenen Leben entnommen, und sich mit der Idee des Romans schon Jahre vorher getragen. Welche Erfahrungen des eigenen Lebens dem Dichter Veranlassung zur Gestaltung seines Romans gaben, ist nicht bekannt.

Man hat die Wahlverwandtschaften in treffender Weise mit Werther's Leiden zusammengestellt. Beide Werke beschäftigen sich mit der künstlerisch verklärten Darstellung einer Krankheitserscheinung, sie bieten uns, wie Vilmar sagt, in durchsichtiger Form ein Gift. Dieser Ausdruck ist sehr zutreffend, denn ein Gift fließt in dem einen wie in dem andern Werke. Die Ausführung ist jedoch ziemlich weit von einander verschieden, denn wenn Werther's Leiden die volle Gluth unmittelbarer Natur, die Leidenschaft in ihrem ganzen Wesen zeigen, so erscheinen die Wahlverwandtschaften ganz und gar als ein Erzeugniß der Berechnung, die selbst das Kleinste nur nach vorgängiger Prüfung an die sorgfältig zubereitete Stelle setzt. Daher ist das ganze Werk mehr künstlich, als künstlerisch, und indeß Werther den Leser im Sturm mit sich fortreißt, interessiren die Wahlverwandtschaften nur dann erst näher, wenn wir tiefere Einsicht in den überaus künstlichen Bau des Werkes gewonnen haben. Einen so tief poetischen Eindruck wie Werther können die Wahlverwandtschaften daher nicht machen. Sie können es auch deshalb nicht, weil die Komposizion des Werkes im Ganzen zu ausgedehnt ist und zu viel Gestalten aufführt, welche das Interesse ableiten. So vortrefflich z. B. an und für sich die Figur Mittler's gezeichnet ist, so würde sie doch besser fortgeblieben sein, denn Mittler's nie ruhende Geschäftigkeit äußert nicht die geringste Wirkung auf das Ganze, Mittler steht eigentlich nur als ein sehr untergeordneter dienstbarer Geist in dem Roman da, und als solcher nimmt er viel zu viel Raum ein. Doch ist, wie gesagt, dieser Karakter an und für sich ebenso wie sämmtliche andere Karaktere mit großer innerer Wahrheit geschildert. Doch ist es nicht zu läugnen, daß von sämmtlichen Personen des Romans eigentlich keine einzige, vielleicht mit Ausnahme des Architekten, einen wohlthuenden Eindruck macht, sinnliche Schwachheit waltet gar zu sehr bei allen Hauptpersonen vor, und jedes ideale Streben fehlt völlig. Ein wunderliches Gebilde ist Ottilie, man könnte sie einen instinktiven Karakter nennen, da das Gefühl in ihr so gänzlich alle Reflexion überwiegt und verdrängt. Seiner Liebhaberei nach dem Geheimnißvollen hat der Dichter in dieser Gestalt in bedenklicher Weise nachgegeben. Der Schluß des ganzen Werkes erinnert in unerquicklicher Art an die krankhaften Gefühle der Fräulein von Klettenberg, und verläuft, künstlerisch wie ästhetisch genommen, matt und unbefriedigend.

In der Beurtheilung der Wahlverwandtschaften muß man sich mehr als bei irgend einem andern Werke Göthe's hüten, sich auf einen einseitig moralischen Standpunkt stellen zu wollen, aber auch das muß unter allen Umständen aufs schärfste betont werden, daß uns eine Krankheit in diesen Blättern vor-

geführt wird; wir bewundern die große Kunst, mit welcher auch hier ein Meisterwerk geschaffen wurde, aber wir verwahren uns aufs entschiedenste, die besonders in der Kanonisirung Ottiliens vertretene Hauptidee zu der unsrigen machen zu wollen. Eine absolute Nachgiebigkeit gegen alles, was gefällt, ist nicht mehr menschlich, denn nicht die Sinnlichkeit ist das beste Theil des Menschen, sondern allein das Streben nach dem was ewig bleibt, erhebt den Menschen über das Thier, und nur in diesem Streben liegen die Bedingungen für das Bestehen und die fortschreitende Entwicklung der Menschheit und der Menschlichkeit. Die Kunst aber soll stets nur auf der Höhe der menschlichen Existenz stehen; sie kann auch die tiefsten Schatten zur Anschauung bringen, nicht aber in solcher Weise, daß sie selbst in diesen Schatten untergeht. Diese gefährliche Klippe ist, so scheint uns, in den Wahlverwandtschaften nicht vermieden worden. Es kommen in dem Werke die Anschauungen zur Geltung, welche in den höheren Gesellschaftskreisen, in denen Göthe sich damals fast ausschließlich bewegte, in Folge französischer Einflüsse so vielfach sich zeigten, und auch heute in denselben Kreisen noch oft genug zu finden sind. —

Von amtlichen Geschäften war Göthe übrigens auch in seinem Alter nicht dispensirt, und er selbst hat nie den Versuch gemacht, sich ihnen zu entziehen. Im Jahre 1809 übernahm er in Gemeinschaft mit dem Geheimrath von Voigt die Oberaufsicht über alle, die Wissenschaft und Kunst betreffenden Anstalten des Herzogthums, die in diesem Jahre alle unter einen besondern Etat vereinigt wurden. Für alle Zweige der Universität Jena, für die Bibliotheken und Kunstschulen des Landes hat Göthe mit anhaltender Treue und höchst segensreich bis an sein Ende gewirkt.

In dem letzten Viertel von Göthe's Leben haben die einzelnen Jahre eine so große Aehnlichkeit mit einander, daß ein erschöpfendes Eingehen auf alle Einzelheiten nicht der Zweck unserer Darstellung sein kann. Das mit so großem Fleiß gearbeitete Werk von Heinrich Viehoff hat in seinem vierten Theile hierin alles was möglich war, geleistet. Wir heben nur einzelne bedeutende Punkte, die uns die edle und liebenswürdige Gestalt des Menschen genauer kennen lehren, hervor; als Dichter hat Göthe in seinem Alter sich gänzlich fremden Einflüssen hingegeben.

Göthe's Beschäftigungen waren unter sein Amt, Kunst und Natur getheilt. Durch Zelter wurde das Interesse für Musik stets rege erhalten; die Theilnahme für Erzeugnisse der bildenden Kunst erlosch ebenfalls nicht; die Bekanntschaft mit dem fein gebildeten Sulpiz Boisserée wurde gern und dauernd gepflegt. Die Farbenlehre und eine Geschichte der Farbenlehre rückte allmälig der Vollendung entgegen. Im Mai des Jahres 1810 wurde der Druck der Farbenlehre beendigt, seinen optischen Apparat schenkte Göthe der Universität Jena.

Der wiederholte Aufenthalt in Karlsbad zeitigte eine Reihe von kleinen Gelegenheitsgedichten, unter denen die vier zu nennen sind, welche Göthe an die von ihm hochverehrte Kaiserin von Oestreich richtete. In den böhmischen Bädern rückte die Selbstbiografie ansehnlich weiter, der dritte Band von Dichtung und Wahrheit wurde 1813 zum Abschluß gebracht. Die Biografie seines Freundes Hackert vollendete er im Jahre 1811.

In Karlsbad machte er viele bedeutende Bekanntschaften; darunter fesselte ihn sehr der König Ludwig von Holland, Napoleon's Bruder, den Göthe den grundedlen Ludwig nennt. Durch den schon genannten Grafen Reinhard wurde bei Göthe ein Legazionssekretär Lefebvre eingeführt, der den Dichter im August des Jahres 1811 in Weimar besuchte, und über diesen Besuch nachher eine interessante Schilderung gab, aus der wir einige Sätze mittheilen. Lefebvre äußert sich in einem Briefe an Reinhard, nachdem er über Wieland gesprochen, folgendermaßen über Göthe:

„M. Göthe me parait être un homme jeté dans un moule tout différent. Sa maison seule, qui est fort belle, ses escaliers ornés de statues d'un goût parfait, la beauté de ses tableaux, la profusion des dessins qu'on trouve jusque dans ses antichambres, et les raretés de toutes espèces et de tous les siècles qu'on rencontre à chaque pas, auraient suffi pour m'apprendre que j'entrais chez le prince de la litérature allemande. M. Göthe me reçut avec beaucoup de bonté et de politesse. Ma conversation avec M. Wieland n'avait en que lui pour objet, elle n'était jamais sortie de ce cercle, sans cesse elle y avait été ramenée par lui, par moi, par une conséquence des faiblesses de son age. Avec M. Göthe elle prit sur le champ un vol plus élevé; il embrassa toute la litérature allemande, passée et présente, il y marcha à pas de géant, peignant tout à grands traits, d'une manière rapide, mais avec une touche si vigoureuse et des couleurs si vives, que je ne pouvais assez m'étonner; il parla de ses ouvrages peu et avec modestie, beaucoup des chefs d'oeuvre en tout genre de la France, des grands hommes qui l'avaient honorée, du bonheur de sa langue, des beaux génies qui l'avaient maniée, des litérateurs présents, de leur caractère et de celui de leurs productions; enfin, j'étais un Français qui était allé pour rendre hommage au plus beau génie de l'Allemagne, et je m'aperçus bientôt que M. Göthe me faisait en Allemagne les honneurs de la France. Il est impossible d'allier plus d'esprit, plus de modestie et de cette urbanité qui jette sur la science un vernis si aimable. Je lui disais, en parlant de notre litérature, que nous nous étions enfermés dans des bornes étraites, dont nous ne voulions pas sortir, que nous restions obstinément dans les mêmes routes, ce que ne faisaient point les autres peuples. Il me répondit, avec une politesse infinie, qu'il ne trouvait pas que les Français eussent de la répugnance à sortir de leurs routes, mais seulement qu'ils étaient plus judicieux que leurs voisins, lorsqu'il était question de s'en ouvrir de nouvelles. Son oeil est plein de feu, mais d'un feu doux, sa conversation riche et abondante, son expression toujours pittoresque, et sa pensée rarement ordinaire." —

Während Göthe von vielen Seiten aufgesucht wurde und neue Bekanntschaften sich knüpften, lockerte sich ein altes Freundschaftsband, das allerdings nie sehr fest gewesen war. Jakobi schickte seine Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung," in welcher er die Naturfilosofie Schelling's, der Göthe's Freund war, heftig angriff, und sich zugleich Göthe's Ansichten und Grundanschauungen so entschieden entgegenstellte, daß Göthe sich sehr verletzt

fühlte. Seine Antwort gab er in dem kleinen, aber sehr bedeutungsvollen Gedichte: „Groß ist die Diana der Epheser," wodurch Jakobi sehr mißgestimmt wurde. Das alte trauliche Verhältniß, während dessen sie sich, wenn auch nicht verstanden, so doch geliebt hatten, stellte sich nicht wieder her. Göthe war nicht sehr bekümmert darüber.

Schwerer faßte ihn der Tod eines Mannes an, mit dem er ein langes Leben hindurch in geistiger und in wechselseitig liebevoller Beziehung gestanden hatte: am 21. Januar 1813 starb Wieland. Göthe war so tief erschüttert, daß man für seine Gesundheit fürchtete. An dem Tage, an welchem Wieland's Leiche nach Osmannstedt gebracht wurde, vermochte Göthe nicht, an der Feierlichkeit Theil zu nehmen, statt seiner sandte er seinen Sohn. Den Nachmittag dieses Tages brachte Göthe in Gesprächen mit Falk über Wieland zu, und spendete dem Dahingeschiedenen hohes Lob. Von jener bedachten, mühseligen Technik, sagte er, welche die besten Ideen und Gefühle durch einen verkünstelten Vortrag zuwider macht, sei bei Wieland keine Spur zu finden gewesen; besonders habe er den Reim mit der höchsten Meisterschaft behandelt. An Reinhold schrieb er in derselben Zeit: „Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bei Wieland so schön das Gleichgewicht, und so hat er mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben unendlich viel auf geistige Bildung der Nazion gewirkt." Als die Loge Amalia in Weimar am 18. Februar eine Trauerfeier zu Ehren Wieland's veranstaltete, hielt Göthe nach dem Auftrage der Meister und in Gegenwart des Hofes eine Rede zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland, in welcher er sowohl die dichterische Begabung des Verewigten und seine hervorragenden Leistungen, als auch seinen wahrhaft edlen und guten Karakter in das gebührende Licht stellte.

Als Wieland starb, war Göthe überhaupt in einer so gedrückten Stimmung, daß er bei des Freundes Tode die Frage stellen konnte: „Ist wohl in diesen Augenblicken jemand zu bedauern, der hinweggehoben wird?" Sein weiches Gemüth belasteten die drohenden Zeitumstände immer schwerer. Die stolze Armee Napoleon's hatte in Rußland ein ungeheures Grab gefunden, und die schnöde vergewaltigten Nazionen erhoben sich nun, um ihre Freiheit zurückzufordern, allen voran das Volk Friedrichs des Großen, dessen hoher Geist wieder mit den Seinen war.

Göthe theilte weder die Begeisterung, noch die kühnen Hoffnungen seines Volkes. Ihm erschien Napoleon, der Mann, dessen Hand die unendlichen Greuel der Revoluzion bändigte, viel zu groß und zu übermächtig, um bewältigt werden zu können; er fürchtete, die Deutschen möchten sich die Ketten, an denen sie rüttelten, nur noch tiefer ins Fleisch ziehen, und größeres Elend über sich herein beschwören. Mochte aber auch der Sieg den deutschen Waffen schließlich zu Theil werden, so mußte doch eine schwere Zeit furchtbaren Kampfes vorangehen, und vor den Schrecken und Greueln derselben bebte Göthe zurück, er, der sein ganzes Dasein nur in der friedevollen Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft fand, der allen gewaltsamen Erschütterungen des strebenden Geistes stets mit fast ängstlicher Sorgfalt aus dem Wege gegangen war, weil sie sein ganzes Wesen hätten zerrütten müssen. Der Deutsche rühmt sich gern, und mit Recht, seiner

Duldsamkeit, möchte man doch endlich einmal billig gegen unsern größten Dichter sein und von ihm nicht mehr mit hartem Tadel das Unmögliche verlangen. Weiden wir unsere Herzen in freudiger Begeisterung an der unendlich hohen und großen Zeit der deutschen Freiheitskriege, blicken wir mit treugemeinter Nacheiferungslust auf die stolzen Helden des Schwertes jener unvergleichlichen Zeit, aber verlangen wir von dem großen Dichter, zu dem wir nur in liebender Bewunderung aufschauen sollten, nicht etwas, das seiner Natur völlig entgegen war. Er, der nur aus der überströmenden Fülle seines Herzens seine Dichtungen hervorbrechen sah, der über sein dichterisches Vermögen so wenig frei gebieten konnte, daß er jahrelang fast völlig produktionslos sein konnte, wie konnte er daran denken, begeisterte Lieder für sein Volk in Kampf und Streit dichten zu wollen? Mit Recht sagte er gegen das Ende seines Lebens: „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen, das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouak heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner; ihn kleiden seine Kriegslieder ganz vollkommen, bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin, und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesichte gestanden hätte."

Auch den Haß gegen die Franzosen theilte Göthe nicht. Von Napoleon war ihm viele Güte bewiesen worden, den Bruder desselben, Ludwig, liebte Göthe und hatte in vertrautem Verkehr mit ihm gestanden; von den hervorragendsten Persönlichkeiten des französischen Kaiserthums war er mit großer Achtung behandelt. Wir wollen auch nicht die Erinnerungen an den französischen Verkehr in des Dichters Jugendzeit zu Frankfurt vergessen. Göthe sagte selbst einmal: „Ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nazion hassen können, die zu den kultivirtesten der Erde gehört, und der ich einen so großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!" — Heute würde eine solche Anschauungsweise unmöglich sein, aber die Gegenwart und die Zeit, in der Göthe aufwuchs und sich bildete, sind auch verschieden wie Tag und Nacht.

Daß in Göthe's Brust ein lebhaftes Gefühl für sein Vaterland lebte, dafür legt ein durchaus glaubwürdiger Mann, der Geschichtschreiber Luden, ein unverwerfliches Zeugniß ab. Dieser wollte eine gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft gerichtete Zeitschrift unter dem Titel „Nemesis" herausgeben und und theilte Göthe diesen Plan mit. Letzterer widerrieth ihm das Unternehmen, sagte bei dieser Gelegenheit: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in

der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nazionalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft; das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird als jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. — Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht von dem Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener; dafür sehe ich aber Kosaken und andere. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch nach Morgen noch weithin aus."

In solchen Ansichten kann allerdings die Kleinlichkeit der Anschauung nicht geläugnet werden, doch war ein Mann wie Göthe, wie wir schon öfter dargethan, weder zum hoffenden Vaterlandsfreunde noch zum hellsehenden Historiker angelegt und erzogen.

Im April des Jahres 1813 trat Göthe seine gewohnte Reise nach Böhmen an. In Dresden, das von den Russen besetzt war, sah er Stein und Arndt;

den thatenfrohen Männern enschien er beklommen, sogar hoffnungslos. In Töplitz verweilte er den größten Theil des Sommers, in welchem er sich mit seiner Lebensbeschreibung und mit Ausflügen zu geognostischen Zwecken nach Zinnwalde und Altenberg, nach Aussig und nach Bilin beschäftigte.

Die Heimreise trat Göthe in der Mitte des August an. Mit dem Herzoge verlebte er in Ilmenau eine ruhige Woche, in Weimar aber wurde es bald um so bunter. Die preußischen Freiwilligen, welche in geringer Anzahl Weimar besetzt hatten, mußten den französischen Garden weichen, ein General wurde in Göthe's Hause einquartiert. Doch die Herrschaft der Franzmänner war nicht von langer Dauer. Der Tag von Leipzig jagte sie für alle Ewigkeit aus den deutschen Gefilden. Von dem flüchtenden Strome der großen Nazion blieb Weimar fast ganz verschont. Am 1. November trat der Herzog Karl August vom Rheinbunde zurück und zog bald nachher als Führer des dritten preußischen Armeekorps nach den Niederlanden.

Göthe, der sich selbst in diesen weltbewegenden Tagen nur in seinem eigenen Reiche behaglich fühlte, suchte in dem Studium des chinesischen Reiches die Befreiung seines Vaterlandes zu vergessen. Auf Zelter's Anregung dichtete er im Jahre 1814 ein allegorisches Festspiel für den preußischen Hof, Des Epimenides Erwachen: Der Dämon der Unterdrückung hat im Verein mit den Dämonen der List und des Krieges den Glauben und die Liebe in Fesseln gelegt, nicht aber die Hoffnung. Gütige Geister stehen der Hoffnung bei, den Glauben und die Liebe wieder zu lösen, und sie alle besiegen schließlich den Dämon der Unterdrückung. So groß war in der preußischen Hauptstadt die Begeisterung für die große Sache, daß die Aufführung selbst dieses weitabliegenden Stückes mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Auch den, der von Sonderinteressen in fremde Gebiete geführt wird, läßt eine große Zeit, in deren Mitte er steht, niemals ganz unberührt. Göthe „flüchtete" sich aus dem bewegten Leben seines Vaterlandes in den fernen Osten, um bei den Chinesen die Jubelklänge deutscher Siege zu überhören, doch erfaßte auch den Widerstrebenden der jugendfrische Hauch wiedergewonnener Freiheit, und machte ihn selbst wieder jung. Als Göthe in den Jahren 1814 und 1815 seine Sommerreisen nach dem schönen, lebensfrischen Rhein statt nach den abgeschlossenen böhmischen Bädern richtete, da fühlte er sich neu belebt, und er selber sprach es jetzt aus, daß er durch den engen Raum, auf den er sich bisher eingeschränkt, viel für seine fortschreitende Bildung verloren habe.

Den Sommer des Jahres 1814 verlebte er zum Theil in Wiesbaden, wo er mit seinem Freunde Zelter zusammentraf. Seit dem November des Jahres 1812, wo Göthe dem Freunde in seinem Antwortschreiben auf die Nachricht von dem gewaltsamen Tode des ältesten Sohnes desselben das brüderliche Du gegeben, war das Verhältniß beider Männer ein sehr vertrautes geworden; die Gegenwart Zelter's entzog den Dichter nun dem gänzlichen Aufgehen in die naturwissenschaftlichen Liebhabereien, und auf den Ausflügen in die herrlichen Rheingegenden wurden nicht allein Steine, sondern vorzugsweise Menschen betrachtet. Am 16. August widmete Göthe dem Rochusfeste, welches zu der St. Rochuskapelle bei Bingen eine unzählige Menge Wallfahrer hinzog, eine

fröhliche Aufmerksamkeit. Im September verlebte er einige angenehme Tage auf dem Landsitze Winkel der Familie Brentano. Von hier aus besuchte er mit froher Erinnerung so manchen Punkt, der ihm Tage seiner Jugend in frischem Glanze vor die Seele führte. Mit Sulpiz Boisserée ging er nach Heidelberg und besichtigte dort und in Darmstadt werthvolle Sammlungen der Kunst und der Wissenschaft. Durch Boisserée gewann er wieder Sinn für die Schönheit gothischer Baukunst.

Im Verfolg seiner Reise sah er nach siebenzehn Jahren seine Vaterstadt wieder, welche ihren größten Sohn mit hohen Ehren empfing. Feierlich wurde der Dichter zu einer Festvorstellung seines Tasso eingeladen, die Loge, die man für ihn bestimmt, war mit Blumengewinden und Lorbeerkränzen geschmückt, und als der Dichter in dieselbe eintrat, empfing das überfüllte Haus ihn mit lautem, anhaltendem Jubel. Ein Prolog begrüßte ihn als den Stolz des deutschen Vaterlandes, und als er nach der Beendigung der Aufführung das Theater verließ, stand die Menge in dichtgedrängten Reihen auf den Gängen.

Die Anregung dieser schönen Reise, von welcher er am 27. Oktober zurückkehrte, die Empfindung der hohen und edlen Bestrebungen, welche als Nachhall der Freiheitskriege damals noch ungestört in Deutschland sich kund geben durften, und die vielfachen Erinnerungen an seine Jugend ließen einen neuen Liederfrühling in Göthe's Brust aufkeimen. Seinem Freunde Knebel in Jena zeigte er einen großen Vorrath kleiner Lieder, die er von der Reise mitgebracht hatte. Sie gehörten zu der Sammlung, die er später als Westöstlicher Divan veröffentlichte. Auf das Studium persischer Literatur war Göthe bereits im Jahre 1811 geführt worden, als ein Offizier ihm eine Handschrift des Koran, die er aus Spanien mitgebracht, überließ. Im Frühling 1813 kam in seine Hände die Sammlung sämmtlicher Gedichte des persischen Dichters Hafis in der Uebersetzung des Freiherrn von Hammer. In den Geist dieser poetischen Welt vertiefte er sich mit großer Lebhaftigkeit und schuf danach seine eigenen Lieder. Freilich fand er selbst, daß diese Dichtungsart sehr zur Reflexion hintreibe, und die meisten der Gedichte des westöstlichen Divan, selbst die schönsten, wie jenes tiefempfundene

Ist es möglich? Stern der Sterne!
Drück' ich wieder dich ans Herz?

verrathen mehr oder weniger ihre Entstehungsweise; doch ist die Produkzion einer so geistvollen, so formvollendeten und so mannichfaltigen Sammlung eines fast siebenzigjährigen Greises eine ganz außerordentliche Leistung. Wie hoch in der That der Werth des Göthe'schen westöstlichen Divan ist, wird erst recht klar, wenn man die geistlosen, handwerksmäßigen Rückert'schen Reimereien damit zusammenstellt. Es scheint, als ob das Buch Suleika, das vollständigste und wärmste von allen, seine lebensfrische Farbe einem neuen Liebesverhältnisse Göthe's verdanke; jedenfalls aber ist unter der Suleika nicht Bettina Brentano, die Tochter der Maximiliane geb. von la Roche, zu verstehen, die sich als Suleika selbst bezeichnet hat. Bettina kam 1807, etwa zwanzig Jahre alt, nach Weimar, und fand bei Göthe zuerst freundliche Aufnahme, ihr Wesen aber bezeichnete er sogleich als barok. Im Jahre 1811 wurde Bettina die Gattin von Arnim's,

und als sie auch da noch von ihrer fantastischen Zudringlichkeit nicht lassen wollte, kam es im Herbst desselben Jahres zu einem völligen Bruch, so daß Göthe ihre Briefe unbeantwortet ließ und ihren letzten Besuch sehr entschieden ablehnte. Daß er gleichwohl einige Jahre später sie so beharrlich hätte besingen sollen, ist nicht denkbar, Bettina hat ihre Behauptung auch nur durch Beweise zu bekräftigen gesucht, denen die Unhaltbarkeit, sogar die Unwahrheit an der Stirn geschrieben steht.

Bei der Anwesenheit in Wiesbaden im Sommer 1815 machte Göthe die Bekanntschaft des Erzherzogs Karl, der sich eingehend mit ihm unterhielt und ihm seine Werke über seine Feldzüge schenkte. In Gesellschaft des Ministers vom Stein wurde eine Reise nach Köln unternommen, welche neue Einsicht in das Wesen der gothischen Baukunst gewährte und den Wunsch des Dichters anregte, den Kölner Dom vollendet zu sehen. Mit Boisserée wurde wiederum lebhaft verkehrt, Göthe fand in Heidelberg bei ihm die gastlichste Aufnahme. Der Umgang mit diesem gründlich gebildeten und von edlem Streben beseelten Manne steigerte auch Göthe's Interesse für bildende Kunst wieder mächtig und ließ ihn zur Ausführung eines schon länger gehegten Unternehmens schreiten: mit dem Jahre 1816 begann er die Zeitschrift Kunst und Alterthum, welche bis zum Jahre 1828 die umfassenden Studien des Greises der Welt nutzbar machte. In den Propyläen hatte Göthe den einseitigen Standpunkt der antiken Kunstanschauung festgehalten, in seiner neuen Zeitschrift ging er liebevoll auch auf das Wesen der neueren und neuesten Kunst ein, und dadurch gewann er Anklang und Einfluß. Als die Mecklenburgischen Stände im Dezember 1814 den Beschluß faßten, ihrem Landsmann Blücher in seiner Geburtsstadt Rostock ein Denkmal zu errichten, wandten sie sich um Beirath an Göthe, der in Gemeinschaft mit Schadow in Berlin den Entwurf feststellte, welcher später zur Ausführung kam. Auch Meyer nahm an den Berathungen Theil. Die Bildsäule gewährt keinen wohlthuenden Totaleindruck; die Löwenhaut auf dem Rücken des Helden erscheint lächerlich, die Auffassung ist gedrückt und wenig lebendig. Viel entschiedener, freier, poetischer und karakteristischer ist die herrliche Blücherstatue Rauch's in Berlin. Die Schadow'sche Bildsäule zeigt von Göthe die Inschrift:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

Auch an diesen Versen hat die Reflexion allzu viel Antheil, und der etwas ungelenke Satzbau schwächt den Eindruck sehr.

Ein großer Genuß waren für Göthe Zeichnungen nach den sogenannten Elgin-Marbels des Britischen Museums. Der englische Gesandte in Konstantinopel, Lord Elgin, erwirkte für sich im Jahre 1801 vom Sultan die Erlaubniß, alles, was er an Kunstschätzen in Griechenland fände, nach seinem Belieben sich zueignen zu dürfen. Ein Schiff, welches mit herrlichen Bildwerken von der Akropolis beladen war, scheiterte bei Cerigo, nur ein Theil der werth-

vollen Beute wurde gerettet. Den glücklich geborgenen Rest kaufte 1816 das englische Parlament an und ließ die Gegenstände unter dem Namen Elgin-Marbels im Britischen Museum aufstellen. Göthe verschaffte sich nach und nach Zeichnungen oder Gipsabgüsse der werthvollen Sammlung. Einen umfassenden Aufsatz schrieb Göthe über das berühmte, durch die schändlichste Behandlung nunmehr vernichtete Bild Lionardo's da Vinci, das Abendmahl, nieder. Die naturwissenschaftlichen Studien, welche ja überhaupt niemals ruhten, riefen ebenfalls einige Aufsätze hervor; besondere Theilnahme widmete Göthe der Morfologie.

Die Jahre 1816 und 1817, von denen wir soeben redeten, brachten viele bedeutende Ereignisse für Göthe's Leben. Im Januar 1816 starb die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geborene Prinzeß Karoline von Weimar; ihrem Andenken widmete Göthe das Gedicht: „An dem öden Strand des Lebens." Im April starb die von dem Dichter hochverehrte Kaiserin von Oestreich, und zwei Monate später traf ihn selbst ein sehr harter Schlag. Als er im Mai in Jena verweilte, rief die Erkrankung seiner Gattin ihn nach Weimar zurück. Auf einer Spazierfahrt, die er mit ihr wagte, wurde sie an seiner Seite vom Schlage gerührt, und wenige Tage nachher war alle Hoffnung für ihre Genesung verloren. An ihrem Sterbelager kniete Göthe nieder und rief verzweiflungsvoll: „Du wirst mich nicht verlassen, nein! nein! Du darfst mich nicht verlassen!" Er hielt die Hand der Sterbenden gefaßt und streichelte ihre Stirn; sie schlug noch einmal die Augen auf und versuchte vergebens noch einige Worte zu lallen; mit heftigem Schmerzensruf verließ Göthe das Lager. Kristiane starb am 6. Juni 1816. An demselben Tage schrieb Göthe die wenigen Verse nieder:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Und an einer andern Stelle finden sich die in denselben Tagen niedergeschriebenen Verse:

Lebe wohl auf Wiedersehn!
Wenig Jahre meine Freude,
Sei mir Hoffnungstrost im Leide,
Du, nun als ein Engel schön!
Lebe wohl, auf Wiedersehn!

Nur das innigste und wärmste Verhältniß konnte dem Dichter diese Verse entlocken, in welchen aus jedem Worte die tiefste Empfindung zittert. Eine Aufheiterung war für ihn der Besuch seines Freundes Zelter, der im Juli einige Wochen in Weimar verweilte und sich dann nach Wiesbaden begab, wo er auch für Göthe Quartier bestellte. Auf Zureden einiger Freunde entschloß Göthe sich jedoch, nach Baden-Baden zu gehen, wohin er auch Zelter einlud. Meyer sollte ihn begleiten. Am 20. Juli machten sich beide von Weimar auf den Weg, kaum aber waren sie einige Stunden gefahren, als der ungeschickte Kutscher sie mit dem Wagen umwarf. Meyer wurde an der Stirn verwundet, so daß Göthe

von Weimar Hülfe berief. Er selbst begab sich in das kleine Bad Tennstedt in der Nähe der Unstrut, wohin Meyer ihm bald nachfolgte. Sein Aufenthalt dauerte daselbst bis in den September. Auch Wolf kam auf einige Tage dahin.

Eines seltenen Besuches hatte Göthe sich in diesem Jahre zu erfreuen: die einst so heißgeliebte Lotte, jetzt Hofräthin Kestner aus Hannover, kam nach Weimar und wurde von Göthe freundlich aufgenommen, Erinnerungen der frühesten Jahre lebten wieder auf.

Den bedeutenden Erinnerungen aus der Jugendzeit stellte sich Wichtiges aus der Gegenwart zur Seite. Nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses wurde Weimar zum Range eines Großherzogthums erhoben und vergrößert. Karl August gab das Versprechen einer landständischen Verfassung, die er in freier Uebereinkunft mit dem Volke vereinbarte, und am 1. Dezember 1815 wurde das Staatsministerium neu organisirt. Göthe's Gehalt wurde bei dieser Gelegenheit auf 3000 Thaler erhöht und ihm ein Zuschuß zur Haltung einer Equipage gewährt. Am 30. Januar 1816, dem Geburtstage der Großherzogin, wurde die Stiftung des weißen Falkenordens begangen; Göthe und sein Kollege, der Minister von Voigt, erhielten das Großkreuz desselben. Bei der Stiftungsfeierlichkeit hielt Göthe die nachfolgende Ansprache an den Großherzog.

„Ew. Königl. Hoheit haben in diesen neuesten Zeiten Ihre sämmtlichen Angehörigen mit so viel Huld und Gnaden überrascht, daß es besser schien, stillschweigend das mannichfaltige Gute zu verehren, als die reinen, heiligen Empfindungen des Dankes durch Wiederholung zu erschöpfen oder abzustumpfen. Wie verlegen muß ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen sehe, in Ew. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, aufs neue höchst begünstigter Männer anständig auszudrücken.

Glücklicherweise kommt mir zu Statten, daß ich nur dasjenige wiederholen darf, was seit mehr als vierzig Jahren ein jeder, dem beschieden war, in Ew. Königl. Hoheit Kreise zu wirken, sodann jeder Deutsche, jeder Weltbürger mit Ueberzeugung und Vergnügen ausspricht, daß Höchstdieselben mehr für andere als für sich selbst gelebt, für andere gewirkt, gestritten und keinen Genuß gekannt, als zu dessen Theilnahme zahlreiche Gäste geladen wurden, so daß, wenn die Geschichte für Höchstdieselben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mittheilenden gleich zur Hand ist.

Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demselben Falle; denn kaum haben Ihre Königl. Hoheit nach langem Dulden und Kämpfen sich neubelebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Besitzes zu erfreuen, so ist Ihre erste Handlung, einem jeden der Ihrigen daran freigebig seinen Theil zu gönnen. Aelteren und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, sich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen sorgsam und weislich erworbenen Schätzen sieht ein jeder sein häusliches Glück begünstigt. Nun aber machen Sie eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchsten Würde theilhaftig, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches alle sich an Höchstdieselben herangehoben fühlen. Diese dreifach ausgespendeten Gaben sind mehr als hinreichend, um unvergeßlich scheinende Uebel auf einmal auszulöschen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Mißmuth aufzulösen und die ganze Kraft

der Menschen, die sich bisher in Unglauben verzehrte, an neue lebendige Thätigkeit sogleich heranzuwenden. Jede Pause, die das Geschäft, jede Stockung, die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal Schritt und Gang, und alles bewegt sich in einer neuen, fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches vom Ahnherrn geerbt, Ew. Hoheit in der Jugend schmückte. Gesinnungen, Ereignisse, Unbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es aufs neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene Symbol nicht unbeachtet lassen.

Man nennt den Adler den König der Vögel, ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken ertheilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: der weiß gefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der Edle genannt. Und doch wohl deswegen, weil er nicht auf grenzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleitet. Und so steigt das schöne edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken.

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist, und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihren mannichfaltigsten Schmuck, soviel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernsten Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemeinsamen Bestreben günstig bleiben und wir zunächst die Früchte eifriger Bemühungen dem höchsten Paare und dessen erlauchtem Hause als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegenbringen und so den Wahlspruch kühn bethätigen:

Vigilando ascendimus!“

Diese Rede ist ein neuer Beweis für die öfter gemachte Wahrnehmung, daß Göthe zum Redner nicht geeignet war. Der bedächtige Satzbau, das steife Hervorheben der Dispositzion, der völlig schwunglose Ausdruck bringen ein mattes Ganze hervor, und das noch dazu bei einer Gelegenheit, welche so vollen und großen Stoff für eine begeisterte Rede bot. Bei der Einweihung des Ilmenauer Bergwerkes in früheren Jahren blieb Göthe mitten in seiner Rede stecken, und als er bei seiner Anwesenheit in Göttingen auf den Wunsch der Professoren einen Vortrag über seine Farbenlehre hielt, fiel derselbe sehr wenig befriedigend aus.

Der Stiftung des Falkenordens folgte am 7. April 1816 die Huldigungsfeierlichkeit, bei welcher Göthe als ältester Diener und Freund des Großherzogs zunächst rechts am Throne stand. Am 15. Mai wurde das Grundgesetz der

neuen Verfassung vollzogen. In das wirkliche Staatsministerium trat Göthe auch jetzt nicht wieder ein, er behielt unter dem Titel eines Staatsministers die Oberaufsicht über alle landesherrliche Anstalten für Wissenschaft und Kunst. Der Minister von Voigt unterstützte ihn theilweis dabei.

Mit diesem seinem Kollegen lebte Göthe stets in einem sehr glücklichen Verhältnisse von Zutrauen und gegenseitiger Uebereinstimmung. Als Voigt am 27. September 1816 sein Dienstjubiläum feierte, widmete Göthe ihm ein warmes Gedicht. Die thätige Beihülfe dieses erprobten Mannes war dem Dichter gerade in jener Zeit sehr nothwendig, denn der Wunsch des Großherzogs, auch die wissenschaftlichen Anstalten seines Landes neu belebt zu sehen, erforderte manche Arbeit. Göthe widmete nicht nur den verschiedenen Instituten bis ins Kleinste die größte Aufmerksamkeit, sondern er war auch unermüdet thätig, Neues zu begründen. In Jena wurde eine Thierarzneischule, die man vordem noch nicht gehabt hatte, neu angelegt, und Göthe selbst schenkte aus seinen präparirten Knochen der Anstalt eine Reihe von Thierschädeln. Auf Göthe's Veranlassung wurden bei Romstedt zwischen Weimar und Jena, wo man früher einmal urweltliche Knochen gefunden, neue Ausgrabungen mit Erfolg angestellt. Bei vielen Geschäften fand Göthe jetzt eine kräftige Hülfe bei seinem Sohne August, der kürzlich zum Kammerrath befördert worden war. Im Anfange des Jahres 1817 verheirathete August von Göthe sich mit dem Fräulein Ottilie von Pogwisch, und mit dem Eintritt dieser liebenswürdigen Schwiegertochter in sein Haus gewann Göthe einen neuen Familienkreis, der seine letzten Jahre angenehm erheiterte. Zwei Enkel entsproßten dieser Verbindung, Walther und Wolfgang, von denen der letzte sich auch einmal in einer kleinen Dichtung versucht hat.

Daß Göthe in seinem Hause eine freundliche Stätte wiedergewann und die Lücke, welche der Tod seiner Frau gerissen, so anmuthig ausgefüllt wurde, war doppelt erfreulich, da von außen manches Unangenehme zu ihm drang. Besonders bedenklich schien ihm der Umstand, daß von nun an die Menge des Volkes durch die konstituzionelle Verfassung bei der Regierung vertreten sein sollte. Die Majorität schien ihm ein höchst gefährlicher Faktor zu sein, denn alles Große und Gescheite, meinte er, existire nur in der Minorität. „Nichts", äußerte er einmal, „ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will." Wer allerdings in der großen Menge des Volkes mit Göthe nicht viel mehr als einen stehenden Sumpf sieht, der kann zu einem so wunderlichen Urtheile wohl gelangen. Da Göthe der Menge keinen Antheil an der Regierung zugestehen wollte, so liebte er auch nicht die offenen Urtheile der Menge über öffentliche Angelegenheiten, ja er scheute nicht davor zurück, solche Urtheile mit Gewalt zu unterdrücken. In dem Grundgesetz der Weimarischen Verfassung war auch die Freiheit der Presse ausdrücklich bedingt, und ein Professor Oken unterzog in seiner neuen Zeitschrift, der Isis, nun die eben ertheilte Verfassung einer scharfen Kritik. Der Großherzog forderte zur Abstellung dieser ungern gesehenen Kritiken das Gutachten mehrerer Beamten ein, und fragte auch Göthe um seine Meinung. Dieser erklärte sich für die sofortige Unterdrückung

des Blattes. Der Großherzog folgte diesem Rathe jedoch nicht, sondern ließ das Blatt fortbestehen.

Man würde übrigens zu weit gehen, wollte man aus dem angeführten Beispiele einen Schluß auf Göthe's Ansichten überhaupt ziehen. Die Grundrichtung seines Geistes war und blieb eine freisinnige, in seinem Alter hatte jedoch persönliche Abneigung manchmal starken Einfluß auf seine Beschlüsse. Die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der Reformazion im Jahre 1817 gedachte Göthe durch eine Festkantate zu begehen, doch gedieh diese Arbeit nicht zur Vollendung. Interessant ist es zu bemerken, daß Göthe sich fast nur bei dem ganzen Feste durch den Karakter Luther's begeistert fühlte; alles Uebrige, meinte er, sei verworrener Quark, der noch täglich zur Last fiele.

Dem Theater hatte Göthe vom Jahre 1815 ab nicht mehr ganz die frühere rege Theilnahme zugewendet, theils weil ihm diese Angelegenheiten überhaupt schon anfingen drückend zu werden, theils weil die bereits erwähnte Jagemann-Heigendorf, die beim Großherzoge nicht ohne Einfluß war, öfter Opposizion zu machen liebte. Ein unerwarteter Vorfall wurde die Veranlassung, daß Göthe vom Theater sich überhaupt zurückzog. Ein Schauspieler Namens Karsten hatte einen Pudel dressirt, um in einem nach dem französischen Stücke „Der Hund des Aubry" bearbeiteten Melodrama seine Künste zum Besten zu geben. Auch in Weimar wollte Karsten seinen Hund zeigen, aber Göthe schlug sein Gesuch entschieden ab. Durch Vermittlung der Jagemann wandte Karsten sich nun unmittelbar an den Großherzog, und dieser, dem man eifrig vorstellte, wie ungeziemend Göthe dem Wunsche seines Fürsten gegenüber auf seinem Eigensinne beharre, erließ an den Grafen Edeling, den Genossen Göthe's in der Theaterintendanz, die unmittelbare Weisung, die Aufführung des Stückes vorzubereiten. Von diesem Verfahren fühlte Göthe sich sehr schmerzlich berührt; am Tage der Aufführung, dem 20. März 1817, begab er sich in aller Frühe nach Jena und hinterließ an den Großherzog ein Schreiben, worin er bat, sich als beurlaubt ansehen zu dürfen, da das Theater, dem er so viele Jahre Kraft, Talent und Liebe gewidmet und das er bisher als ein Heiligthum angesehen, auf solche Weise entweiht würde. Von Jena aus bat er um seine Entlassung von der Intendanz.

Einen solchen Ausgang hatte man nicht erwartet. Die Großherzogin Luise und die Erbprinzessin Maria Paulowna begaben sich nach Jena und suchten Göthe zu bewegen, sein Entlassungsgesuch zurückzuziehen, aber vergebens. Göthe war so tief gekränkt, daß er ernstlich daran dachte, von Weimar überhaupt fortzugehen und nach Wien überzusiedeln. Karl August kam nun selbst nach Jena, er traf den Dichter im botanischen Garten, und in einer langen Umarmung versöhnten die Freunde sich wieder. Aber die Geschäfte der Intendanz weiter zu führen, dazu vermochte auch der Großherzog den Dichter nicht zu bewegen, und Göthe that sehr recht, eine Last von sich entschieden abzuwerfen, welche ihn den gemeinsten Intrigen immer wieder, so lange die Jagemann da war, bloßgestellt hätte. Der Großherzog sah sich genöthigt, durch ein Reskript vom 7. April das Entlassungsgesuch Göthe's anzunehmen.

In Jena verweilte Göthe vier Monate lang; anfangs wohnte er, seiner Gewohnheit gemäß, im Schlosse, später im botanischen Garten; besonders viel verkehrte er mit seinem alten treuen Freunde Knebel. Seine Anwesenheit war besonders für die neugegründete Thierarzneischule sehr ersprießlich, denn diese Anstalt hatte unter dem wüsten Vorurtheil des Pöbels zu leiden, welcher die unteren Angestellten und sogar auch den Prosektor mit seinen Ausfällen anfeindete, so daß Göthe sich genöthigt sah, durch eine öffentliche Verwarnung dem Unwesen zu steuern. Literarische Arbeiten schritten dabei munter vorwärts, denn in seinem Alter, wo die Reflexion an die Stelle des tiefsten Gefühles und die Gewalt der Empfindung immer mehr und mehr trat, floß der Stoff zu den Produkzionen um so leichter zu, als es ein nunmehr lenksamer Wille war, der alles gestaltete.

Seinen Geburtstag beging der Dichter in diesem Jahre in Paulinzelle bei Ilmenau, woselbst kirchliche Ruinen von Bedeutung aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts neuerdings aufgeräumt worden waren. Göthe hatte den Ort noch nie besucht und fand nun bei dem schönsten Wetter im Anschauen viel Genuß.

Im Herbst rief ein wenig angenehmes und recht anstrengendes Geschäft ihn nach Jena zurück. Die dortige Universitätsbibliothek, welche unter der speziellen Aufsicht des akademischen Senats stand, stellte ein fast gänzlich formloses Ganze dar. Die seit dreihundert Jahren nach und nach gekauften, vermachten und geschenkten Bücher und Büchersammlungen lagen, jede für sich getrennt, in dem ungünstigsten, feuchten Lokale über und neben einander, ein Gesammtkatalog war nicht vorhanden, und wo irgend ein Buch zu finden sei, das war meist für die Beamten selbst ein Geheimniß. Einer genügenden Ordnung dieses Chaos stand nicht am wenigsten manches Vorurtheil der Aufsichtspersonen entgegen. Auf Anregung der Gothaischen Regierung übertrug der Großherzog am 7. Oktober 1817 Göthe die Oberleitung über die Regelung dieser verwickelten Sache. Göthe war bei seinen achtundsechzig Jahren von einem solchen Auftrage wenig erbaut, doch unterzog er sich dem Geschäfte sofort mit großer Energie. Er ließ sich eine sehr weitgehende Vollmacht ausstellen und hinreichende Geldmittel bewilligen; in seinem Berichte sagte er: „Dieser neuen Umschaffung darf nichts im Wege stehen, was nach vermoderten Vorurtheilen schmeckt, welche eigentlich die Hauptursache an der Vermoderung der Bibliothek selbst sind.“ Am 6. November begab Göthe sich nach Jena. Ein Hauptübelstand für die Bibliothek war der beschränkte Raum; diesem Uebel wäre aber abzuhelfen gewesen, wenn die medizinische Fakultät sich dazu verstanden hätte, anstoßende ganz unbenutzte Räume an die Bibliothek abzutreten. Aber ein dahinzielendes Ansinnen wurde kategorisch zurückgewiesen und die Weigerung sogar mit einem Proteste des akademischen Senats begleitet. Göthe räumte alle Bedenklichkeiten auf eine sehr einfache und gründliche Weise aus dem Wege: da die medizinische Fakultät den Schlüssel auszuliefern sich nicht verstehen wollte, so ließ Göthe die Wand durchbrechen, nahm ohne Weiteres von den Räumen Besitz und ließ die Bücherrepositorien daselbst aufstellen. Sein Verfahren wurde später höheren Ortes

vollkommen gutgeheißen. Zwei Jahre später war die mühselige Arbeit vollendet und fand in hohem Grade die Anerkennung des Großherzogs.

Schon seit einiger Zeit hatte Göthe mit Interesse die Werke Byron's, so wie sie erschienen, angesehen, und in richtiger Würdigung dieses reichen, aber leider unendlich verwilderten Talents hatte er gestanden, daß die lichtlose Verzweiflung, die ewig ungelösten Mißklänge der Byron'schen Poesie lästig und unerquicklich seien. In spätern Jahren gewann die gewaltige tragische Kraft des britischen Dichters, sein edles Streben und sein düstres Geschick Göthe's Interesse in so hohem Grade, daß seine Urtheile über Byron davon vielleicht allzu günstig gestaltet worden sind.

Zu erwähnen ist noch, daß im Jahre 1817 Göthe's Iphigenie durch Papadopolos ins Neugriechische übersetzt wurde.

Der schöne Familienkreis, der sich mit dem Jahre 1817 um Göthe gesammelt, äußerte immer mehr einen wohlthuenden Einfluß auf den greisen Dichter. So lange Kristiane lebte, hatte Göthe selbst allerdings viel Gutes von ihrer treuen Sorgfalt erfahren, aber der Welt gegenüber war gerade sie doch immer wieder von neuem eine Veranlassung zu mancher Unannehmlichkeit. Das alles fiel nun weg, die Familie seiner Schwiegertochter war sehr wohl gelitten vom Hofe und von der Stadt, und nur Erfreuliches erwuchs aus der neuen Verbindung, so daß Göthe selbst bald gestand, ihm wolle nun nicht mehr wohl werden, als in seinem Hause. Hier hatte er auch von vielen Reisen, Forschungen und durch Freundeshand beträchtliche Schätze von Kunst, Wissenschaft und Natur angesammelt, deren Ordnen ihn angenehm beschäftigte und zu neuer Thätigkeit anregte. Da ihm die Last der Intendantur abgenommen war, so fehlte es auch nicht an der erforderlichen Zeit.

Nicht minder lieb, als sein schön ausgestattetes Haus in Weimar, war ihm jedoch Jena, sein altes Arbeitsasyl, wohin so manche schöne Erinnerung, namentlich an den ihm ewig unvergeßlichen Verkehr mit Schiller ihn zog. Fast die ganze erste Hälfte des Jahres 1818 verweilte er in dem lieben närrischen Neste, wie er es nannte. Während er gewöhnlich im Schloß oder im botanischen Garten zu wohnen pflegte, wählte er diesmal in einem Vororte der Stadt, zu Kamsdorf in dem Gasthofe zur Tanne seinen Wohnsitz. Ein schön gelegener Erker hatte schon seit Jahren, wenn er vorüberfuhr, seine Aufmerksamkeit erregt, ohne daß er sich einmal die Mühe gegeben hätte, die Treppe danach hinaufzusteigen. In den ersten Monaten des Jahres nahm er Besitz von dieser Zinne, wie er sie nannte, und sah sich nun hart an der Saale, unmittelbar an der Kamsdorfer Brücke, hoch über dem eisbelasteten Wasser, das gewaltsam durch die Brückenbogen sich hindrängte; hinter Jena stiegen die Höhen empor, welche Napoleon in der Nacht vor dem unglücklichen 14. Oktober 1806 mit Massen von Geschütz besetzen ließ. Von Kamsdorf aus verkehrte Göthe viel mit Knebel, bei dem er, wenn er in der Stadt war, gewöhnlich zu Mittag speiste. Von seiner Saalzinne aus beobachtete Göthe die Formen der Wolken und andere Erscheinungen, und brachte als Ernte eine Reihe von Aufsätzen mit heim nach Weimar, wohin er im Juli zurückkehrte, um sich zu seiner Reise nach Karlsbad vorzubereiten, die gegen Ende des Monats angetreten wurde.

Eine zahlreiche und ausgezeichnete Gesellschaft empfing den Dichter in Karlsbad. Da seine Gesundheit sich in den ersten fünf Wochen vortrefflich hielt, verkehrte er viel, meist mit hochstehenden Persönlichkeiten, unter denen die Gräfin O'Donnel, der Graf Paar, Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, der Fürst Biron von Kurland, der Graf Capo d'Istria, und Blücher zu nennen sind. Allzu große Zumuthungen an seine Kräfte bereiteten ihm im September ein nicht ganz leichtes Unwohlsein, das glücklicherweise jedoch bald gehoben wurde. Um die Mitte des September verließ Göthe das Bad, und ein ruhiger Aufenthalt in Weimar stellte seine Kräfte bald genug wieder her.

Die Mutter der Erbgroßherzogin, die Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland, verweilte im Spätherbst dieses Jahres bei ihren Kindern, und ihr zu Ehren bereitete Göthe einen großartigen Maskenzug vor; um alles genügend in Stand setzen zu können, verweilte Göthe im November drei Wochen lang in Berka, einem freundlich gelegenen Städtchen an der Ilm, zwei Stunden südlich von Weimar. Das Fest fand am 18. Dezember in Weimar statt, und erntete großen Beifall, den es völlig verdiente, denn es war in der That sehr glänzend. Mit großem, so oft schon bewiesenem Geschick stellte Göthe in dem Zuge Bilder aus Wieland's, Herder's, Schiller's und seinen eigenen Werken dar; viele Gedichte, welche von den darstellenden Personen gesprochen wurden, hatte Göthe in Berka in kurzer Zeit verfaßt. Fünf Wochen angestrengter Arbeit hatte er auf die Vorbereitungen zu diesem glänzenden Zuge im Ganzen verwendet. Es war das letztemal, daß Göthe sich in dieser Weise an einem Hoffeste betheiligte, und der große Geist des Dichters leuchtete in dieser staunenswerthen Leistung des fast siebenzigjährigen Greises noch jetzt glänzend hervor.

Bei diesem Feste so wie bei der mühevollen Einrichtung der Jenaischen Bibliothek war ihm der Minister von Voigt ein treuer Genosse gewesen. Am 22. März 1819 starb dieser verdiente Mann. Göthe pries ihn glücklich, daß er die Ermordung Kotzebue's (am 23. März) nicht mehr erlebt und durch die heftige Bewegung nicht mehr beunruhigt wurde, welche danach Deutschland ergriff, als man dem Volke, welches zur Vertreibung der Fremden Gut und Blut hingegeben, nun nicht einmal einen bescheidenen Antheil der wohlverdienten Freiheit gewähren wollte.

Von der reaktionären Vergewaltigung, die viele edle deutsche Männer damals erfahren mußten, blieb Göthe freilich nicht nur gänzlich unberührt, sondern die Nazion trug ihm auch nicht nach, daß er so wenig von der Begeisterung seines Volkes erwartet und gehofft hatte, die Nazion erfreute sich an den herrlichen Früchten Göthe'schen Geistes und vergaß seine Schwächen vollständig, sie steigerte den Ruhm immer höher, und in den letzten Jahren konnte Göthe sich fast selbst schon als historische Erscheinung ansehen, die im Volke bereits einen festen Typus gewonnen hatte. Göthe's siebenzigster Geburtstag wurde in ganz Deutschland als ein Fest gefeiert. In Frankfurt prangte bei einem zu Ehren des Dichters angeordneten Festmahle ein Lorbeerkranz, der mit Smaragden kostbar verziert war, und dem Gefeierten sodann zugesandt wurde. Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, 1819 durch den Freiherrn vom Stein begründet, ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Die Stände des Großherzog-

thums Mecklenburg verehrten ihm eine goldene Medaille als Dank für die Förderung des Blücherstandbildes. Der Großherzog desselben Landes brachte dem Dichter ein sehr sinniges Geschenk dar. Er hatte Gelegenheit gefunden eine Uhr anzukaufen, welche zu Göthe's Kindheit in dessen elterlichem Hause in Frankfurt gestanden hatte. Diese Uhr ließ der Großherzog heimlich in des Dichters Hause aufstellen; Morgens fünf Uhr hörte Göthe sie zum erstenmal schlagen, überrascht rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt; ist es Traum, oder ist es Wirklichkeit?" Dann stand er auf, und als er die wohlbekannte Zeugin seiner Jugendjahre vor sich sah, vergoß er Thränen der Rührung. Aus allen Gegenden Deutschlands gingen beglückwünschende Schreiben ein; auch eine Münze wurde ihm dargeboten, auf welcher ein Ritter dargestellt war, welcher dem Kaiser seine vierundzwanzig Söhne zur Huldigung vorführt. Als Dank versandte Göthe in einzelnen Blättern ein Gedicht, welches an die Darstellung der Münze sich anschließt und folgendermaßen lautet:

Sieht der Dichter nah und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nicht vom Weg dem graden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring er Töchter nun und Söhne
Sittenreich in holder Schöne
Vor den Vater alles Guten
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

Von den Schwächen und Beschwerden des Alters, die auf Geist und Körper lasten, empfand Göthe sehr wenig, und das dankte er zum großen Theil seiner Lebensweise, die in seinem Alter sehr geregelt und einfach war. Die freundliche Pflege seiner Schwiegertochter fesselte ihn immer mehr an sein Haus. Sein stilles Arbeitszimmer lag nach dem Garten zu, es war klein und schmucklos und nichts war darin, was den Geist zerstreuen konnte. Doch befand sich hier ein kleiner Eckschrank, in dem Geldrollen lagen, welche mit stiller und milder Hand an manchen Bedürftigen gegeben wurden. Besuche wurden in dem Arbeitszimmer nur selten und nur von den vertrautesten Freunden angenommen; das Bücherzimmer und die Schlafstube stießen gleich daran. Uebrigens war Göthe's ganzes Haus in einfacher Weise, aber mit den edelsten Erzeugnissen der Kunst ausgeschmückt. An der Treppe standen Abgüsse antiker Statuen, Gemälde, Kupferstiche und Zeichnungen schmückten, wie wir schon aus den oben

angeführten Worten des Franzosen Lefebvre erfuhren, alle Zimmer, von denen die meisten in sehr freundlicher und heiterer Weise ausgestattet waren. Ueber der Thür des Empfangzimmers begrüßte den Fremden das Wort Salve. Göthe erschien in seinen letzten Jahren gern im langen blauen Ueberrock und in Schuhen.

Von den frühesten Morgenstunden an erledigte Göthe in seinem Arbeitszimmer eine Menge von literarischen Arbeiten, Briefen, geschäftlichen Expedizionen, und widmete auch ernster und heiterer Lektüre viel Zeit. Im Jahre 1821 beschäftigten ihn vorzugsweise die Wanderjahre, von denen der erste Theil im Juni 1821 erschien. Viele einzelne Erzählungen, die meist schon früher entstanden waren, hatte der Verfasser dem Werke eingefügt und auf diese Weise ein Ganzes geschaffen, das sehr bunt war. Selbst ein so begeisterter Verehrer Göthe's wie Reinhard gestand, daß ihm bei dem ersten Lesen geschwindelt habe und daß ihm das Hinüberreißen vom zum Mährchen, von der Geschichte zur Symbolik, von der Wirklichkeit zum Ideal, von der Wahrheit zur Dichtung wie ein Traum vorgekommen sei. Kaum war das Werk dem Publikum übergeben, so veröffentlichte ein Prediger Pustkuchen-Glanzow zu Lieme bei Lemgo ein Buch, ebenfalls unter dem Titel „Wilhelm Meister's Wanderjahre", in dem er gegen Göthe's ganzes Leben und Wirken in die Schranken trat. Göthe antwortete dem guten Manne nicht; im stillen nur machte er seinem rasch vorübergehenden Unmuth in einigen jener epigrammatischen kleinen Gedichte Luft, die er Zahme Xenien nannte, und in denen er eine Folge von köstlichen Lebensansichten, reifen Kunsturtheilen und persönlichen Meinungen als einen bleibenden Schatz niederlegte.

Zur Eröffnung des neuen Berliner Theaters, die auf den 21. Mai 1821 angesetzt war, lieferte Göthe in sehr kurzer Zeit einen vortrefflichen Prolog, der in Berlin, wo Göthe überhaupt sehr verehrt wurde, begeisterten Beifall fand, und die dichterische Schöpfungskraft des fast zweiundsiebenzigjährigen Greises glänzend darthat. Wiederholte Einladungen seines Freundes Zelter, des Intendanten Grafen von Brühl und des Fürsten Radzivill, nach Berlin zu kommen, lehnte Göthe in richtiger Würdigung dessen ab, was ihm an Anstrengungen auf der Reise und in der preußischen Hauptstadt bevorgestanden hätte.

Sein trauliches Haus liebte Göthe nun so sehr, daß er auch weniger an den Hof kam. Doch blieb sein Verhältniß zu dem Großherzog nach wie vor ein sehr inniges. Zum Weihnachtsfest des Jahres 1822, als Karl August soeben den Grundstein zu einem neuen Bürgerschulgebäude gelegt, ließ Göthe eine Sammlung von Gedichten, 32 an der Zahl, veranstalten, er selbst fügte das Anfangsgedicht hinzu, und ließ das Ganze unter dem Titel „Dem Landesfürsten von seinen Kindern" dem Großherzoge überreichen. In seinem Antwortschreiben an Göthe sagte Karl August: „Du weißt selbst, wie vielen Theil Du von allem dem, was seit etlichen und zwanzig Jahren bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst, als daß ich nöthig hätte, Dir zu sagen, daß ich es lebhaft anerkannte, indem Du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz Deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren läßt." Die Großherzogin pflegte an einem Tage in der Woche den

Dichter zu besuchen; er legte ihr dann interessante Gegenstände aus dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaften vor und gab Erklärungen dazu. Selten kam an den Weimarischen Hof ein Gast, der nicht auch Göthe's Haus betrat; so erfreute der Dichter sich an den Besuchen des Königs von Würtemberg, des Königs von Baiern, des Großfürsten, nachmaligen Kaisers Nikolaus und anderer fürstlicher Persönlichkeiten.

In seinem eigenen Hause pflegte Göthe einige Hausgenossen, anfangs als Lehrer seines Sohnes, später als seine literarischen Gehülfen zu halten, denen wir werthvolle Aufzeichnungen über sein Leben verdanken. Zuerst verweilte im Hause des Dichters der nachmalige Professor Riemer, der 1841 seine „Mittheilungen über Göthe" veröffentlichte. Vom Jahre 1823 an trat Göthe in Verbindung mit P. Eckermann, der als strebsamer junger Mann sich durch viele Schwierigkeiten hindurchgearbeitet hatte und bei Göthe in Weimar freundliche Aufnahme und Unterstützung fand. Eckermann's „Gespräche mit Göthe" geben über manchen wichtigen Punkt erwünschten Aufschluß. Hofrath Soret aus Genf, der Erzieher des Erbprinzen, schrieb seine Notices sur Göthe; er war oft in des Dichters Gesellschaft. Ein engeres Verhältniß bestand zwischen dem Kanzler von Müller und Göthe; Müller hat von dem, was er wußte, jedoch nicht viel verrathen.

Reges Interesse für Kunst, Wissenschaft und Natur war es, was die Verbindung mit den Genannten schuf. Denn nur Göthe's dichterisches Vermögen hatte von seinem Feuer verloren, sein Geist blieb voll Regsamkeit und Leben bis zur letzten Stunde. Nicht allein die Literatur seines eigenen Volkes, sondern auch die bedeutenden Erscheinungen fremder Länder zog Göthe in den Kreis seiner eingehenden Betrachtungen. Als der Italiener Alessandro Manzoni sein Drama „Graf Carmagnola" dichtete, fielen erbärmliche Kritiker über dieses Stück her, und sie hätten vielleicht eine schöne Blüthe der italienischen Literatur geknickt, wenn nicht Göthe den Werth jener Dichtung erkannt und entscheidend zur Geltung gebracht hätte. Manzoni's Ruhm wurde durch Göthe begründet, und der italienische Dichter erkannte das stets mit inniger Pietät an. „Es ist lediglich Göthe's Verdienst", sagte er, „wenn man mir Beifall zollt, vorher ging man schlecht genug mit mir um; seit er aber großmüthig sich meiner annahm, hat sich das freilich geändert."

In England fand Göthe schon früh einen Kreis begeisterter Verehrer, Walther Scott übersetzte seinen Götz von Berlichingen. Vielleicht war es eine Wechselwirkung, wenn Göthe die englische Literatur so sehr hoch stellte, und Byron und Scott den größten Dichtern überhaupt beizählte. Byron widmete ihm sein Trauerspiel „Werner" mit den Worten: To the illustrious Göthe by one of his humblest admirers this tragedy is dedicated. Als Byron in Missolunghi ein Opfer zugleich seiner edlen Bestrebungen und seines starren Eigenwillens geworden war, setzte Göthe ihm ein Denkmal als Euforion im zweiten Theil des Faust. In der Todtenklage des Chors finden wir die Worte:

Neidend singen wir dein Loos:
Dir in klar- und trüben Tagen
Lied und Muth war schön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider früh dir selbst verloren,
Jugendblüthe weggerafft;
Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du rannteſt unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz;
So entzweiteſt du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wollteſt Herrliches gewinnen
Aber es gelang dir nicht.

Aus dem Neugriechischen und dem Serbischen überſetzte Göthe die Lieder, die mit der entſprechenden Bezeichnung in ſeinen Gedichten ſich finden.

Mitten in die raſtloſe Thätigkeit des Greiſes hinein fiel eine ſchwere Krankheit, die faſt tödtlich geworden wäre. Am 17. Februar 1823 trat plötzlich eine Entzündung des Herzbeutels ein, der ſich eine Pleuritis zugeſellte. Die Wuth der Krankheit wuchs raſch, am 24. Februar äußerte der Dichter mit ſchwacher Stimme gegen ſeine Schwiegertochter die Worte: „Ich fühle, daß der Moment gekommen iſt, wo in mir der Kampf zwiſchen Leben und Tod beginnt.“ Doch ſchon am Abend deſſelben Tages trat eine Beſſerung ein, und nun ging die Geneſung mit raſchen Schritten vorwärts, am 16. März arbeitete der Greis bereits wieder an ſeiner Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum“.

Beweiſe der wärmſten Theilnahme gingen nach der Geneſung dem Dichter von nah und fern zu. In Weimar, wo man einen bereits angekündigten Ball in den Tagen ſeiner Krankheit verſchoben hatte, wurde am 22. März im Theater Göthe's Taſſo gegeben. Mit lautem Jubel ſah das Publikum die Büſte des Dichters mit einem Lorbeerkranze geſchmückt werden, den nach beendigter Vorſtellung Frau von Heigendorf im Koſtüm der Leonore dem Greiſe in ſeinem Hauſe überreichte. Göthe bekennt, er habe einige Mäßigung brauchen müſſen, um nicht zu lebhaft gerührt zu werden. In dieſen Tagen und mit Bezug auf die Theilnahme an ſeiner Geneſung ſchrieb er die Worte: „Freunde, nach langem Schweigen, belebten das Verhältniß aufs neue, gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältniſſe, ja was von der größern Bedeutung zu ſein ſcheint, Perſonen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten, wandten ſich wieder zu mir, die alte Neigung trat hervor.“

Den innigſten Bezug haben dieſe letzteren Worte auf einen Brief, welchen eine vor langen Jahren ſehr geliebte Jugendfreundin, Auguſte Stolberg, an den Dichter ſchrieb. Sie war nunmehr die verwittwete Gräfin Bernſtorf, und gehörte ſchon ſeit langer Zeit zu den Schwärmern, welche den einzig wahren Weg zu Gott zu wiſſen glauben, und in der Bekehrung anderer das ſüßeſte Ver-

gnügen finden. Solche Leute nennen sich mit Nachdruck Kristen und behaupten allein die wahren Kristen zu sein, obwohl ihre Engherzigkeit den geraden Gegensatz gegen die unendliche Liebe Kristi bildet; nicht die ehrenhaftesten, nicht die unermüdlichsten Bestrebungen genügen diesen Leuten, ihnen steht der andächtelnde Müßiggänger höher als der rauschlose, aufopfernde Arbeiter, denn nicht um die köstlichen Früchte Arbeit und Thätigkeit, sondern nur um den Namen, um den leeren Schall des Wortes ist es ihnen zu thun; diese ganze Gesinnung ist nichts als ein verfeinerter Egoismus, und dem wahren Wesen Kristi ist sie völlig fremd. Es kann Naturen geben, deren beschränkter Gesichtskreis ihnen nur die Aussicht auf den Einen Weg gestattet, den man ihnen als den einzig wahren bezeichnet hat, und bei denen zu der Beschränktheit sich ein tiefes, treues Gemüth gesellt. In solchen Naturen erscheint die egoistische Schwärmerei in der veredelten Gestalt einer innigen, ängstlichen Sorge um die Personen, die sichern Schrittes da wandeln, wo jene nur Wildniß erblicken.

Eins dieser treuen Gemüther war die Gräfin Bernstorf, ihr Herz trieb sie an, auch den geliebten Jugendfreund zu sich in das Rettungsboot zu winken; am 15. Oktober 1822 richtete sie an Göthe einen Brief, in dem sie sagte, nicht nur die Jahre, sondern früher schon unsägliche Leiden hätten ihr Haar schneeweiß gebleicht, ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Brüder seien vor ihr dahingeschieden, sie lebe nur noch in Hoffnung dessen, was zukünftig sei, „und so gerne" — fährt sie fort — „nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Göthe, auch einst da kennen zu lernen. Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach, the songs of other times; die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut, und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen, muß für die Ewigkeit bestehen; diese unsere Freundschaft, die Blüthe unserer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, Sie zu retten; nun maße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie: retten Sie sich selbst! Nicht wahr, Ihre Bitte gibt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten die Stimme meines Bruders, den Sie so herzlich liebten. — Ich habe denn einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie, lieber Göthe, abzulassen von allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch sie andern so leicht Schaden zufügen. O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist, bitten Sie um höhern Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden."

Göthe's Antwort auf diesen liebevollen Brief wurde am 17. April 1823, also wenige Wochen seit jenen Tagen geschrieben, in denen er dem Tode ins Auge geschaut hatte. Die großartig schönen Worte des greisen Dichters lauten wie folgt:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuern Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun, und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt dann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue. —

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken; denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden, daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht der Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden." —

Es ist ein gewöhnlicher und immer wiederkehrender Schachzug derer, die Gott danken, daß sie nicht sind wie ihre Mitmenschen, jeden, der auf eigenen Füßen zu stehen versucht, für einen Feind des Kristenthums auszuschreien; auch gegen Göthe hat man sehr oft diese Beschuldigung mit großer Geläufigkeit ausgestoßen. Allerdings war er kein blinder Anhänger der Pfaffensatzung, dafür hegte er aber von dem Kristenthum eine desto höhere Meinung, die er einmal in den Worten aussprach: „Die kristliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Filosofie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze."

Die rastlose Thätigkeit Göthe's, sein unablässiges ernstes Ringen nach dem höchsten und edelsten Ziele wird ihm ganz gewiß die Krone des Lebens sicherer gewonnen haben, als der schlechtverhüllte Egoismus müßiger Ignoranten.

Die schwere, kaum überstandene Krankheit machte eine längere Erholung besonders wünschenswerth. In den letzten Junitagen des Jahres 1823 begab Göthe sich nach Marienbad, wo in der Gesellschaft alter lieber Bekannten seine Lebenskraft sogleich einen erneuten Aufschwung nahm; dem vierundsiebenzigjährigen Greise kehrte bald eine solche Rüstigkeit zurück, daß er allgemeines Erstaunen erregte. Sogar die ganze Gewalt einer jugendlich heißen Liebe sollte in seinem großen Herzen noch einmal entzündet werden.

Wie es scheint, lernte Göthe schon im vorigen Jahre Fräulein Ulrike von Lewezow kennen, die mit ihrer Mutter und ihrer Schwester sich in Marienbad aufhielt. In Ulrikens Gesellschaft verbrachte Göthe viele schöne Stunden; seine leidenschaftliche Liebe wurde voll erwidert, der Kuß beim Scheiden am Abend war ein Pfand, daß am folgenden Tage die Strahlen der schönen Sonne wieder herrlich, wie heute, leuchten würden, und da er seine Gefühle zu verbergen weder im Stande noch Willens war, so durchflog bald genug das seltsame Gerücht die Kreise seiner Verehrer, der greise Dichter beabsichtige eine neue eheliche Verbindung einzugehen. Doch die ruhige Ueberlegung behielt den Sieg, nach schwerem Kampfe riß er sich los; in den ersten Tagen des September begleitete er die Geliebte bis nach Karlsbad, und dort sagte er ihr Lebewohl. Im vollen Eindruck der schmerzlichen Trennung schrieb er auf der Heimreise die schöne Elegie nieder, die wir jetzt als mittleres Stück in der Trilogie der Leidenschaft finden. Von der geliebten Gestalt konnte der Dichter sich noch lange nicht trennen, der Lebenspfad vor ihm schien im düster, und nur bei der Vergangenheit verweilten seine Gedanken gern:

Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf stufenweis beglückte,
Selbst nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letztesten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben
Mit Flammenschrift ins treue Herz geschrieben.

Ins Herz, das fest wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt und sie in sich bewahret,
Für sie sich freut an seiner eignen Dauer,
Nur weiß von sich, wenn sie sich offenbaret,
Sich freier fühlt in so geliebten Schranken
Und nur noch schlägt, für alles ihr zu danken.

Es ist tief ergreifend, wenn wir sehen, wie diese Liebe den Dichter in die süßesten Schwärmereien der Jugend emporhebt und Regionen für ihn erschließt, an denen einst sein feuriger Jugendgeist auf brausendem Fittig weit vorübergerissen wurde. Gleichsam ein Engel erscheint ihm die Geliebte, der bestimmt ist, in des Menschen Brust jeden Selbstsinn zu ertödten und nur die edelsten und reinsten Gefühle wach zu rufen:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,

Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Nach der Trennung hörte Göthe in Marienbad zwei berühmte Künstlerinnen, die Theatersängerin Frau Milder und die Klavierspielerin Frau Szymanowska. Die Wirkungen ihrer Kunst auf ihn bezeichnet Göthe selbst als ungeheure, und beides, Gesang und Spiel, ergriff ihn so mächtig, daß selbst die Erinnerung daran später ihm noch Thränen auspreßte. Die Musik besänftigte seinen Schmerz und söhnte ihn mit dem harten Geschick der Trennung wieder aus; die vorletzte Strofe der Elegie sagt:

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge neßt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne und der Thränen.

Um seine Liebe trauerte Göthe noch lange; in den letzten Tagen des November fand Zelter ihn in Weimar leidend und in gedrückter Stimmung, erst um die Mitte des Dezember richtete er sich kräftig wieder empor, und im Frühjahr 1824 konnte er mit erneuter Kraft seinen gewohnten Arbeiten nachgehen, unter denen das Jahr ihm ohne besonders wichtige Ereignisse dahinging. Unter seinen Arbeiten ist vorzüglich die Redakzion seines Briefwechsels mit Schiller zu nennen. Von dieser Arbeit sagte Göthe: „Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre, was ich einmal war."

Reicher an äußeren Begebenheiten war das Jahr, welches nun folgte. In den ersten Stunden des 22. März 1825 schlugen plötzlich die hellen Flammen aus dem Dache des Theatergebäudes in Weimar hervor. Zu starke Heizung bei der Vorstellung am Abend zuvor hatte wahrscheinlich den Brand veranlaßt, und da niemand in dem Gebäude zugegen gewesen war, so konnte das Feuer sich ungestört so weit ausbreiten, bis Rettung nicht mehr möglich war. Die vorhandenen Feuerspritzen wurden schließlich nur gegen die Nachbarhäuser gerichtet, und man ließ das Theatergebäude in sich zusammenbrennen. Von den Fenstern seines Hauses aus konnte Göthe nicht das Theater, wohl aber die Flammen erblicken, die hoch gen Himmel schlugen; sein Haus verließ er während des Brandes nicht. Als Eckermann am andern Morgen zu ihm kam, sagte er demselben: „Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern; Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin."

Man hatte übrigens schon längst die Absicht gehabt, ein neues Theater aufzuführen, da das alte Gebäude weder schön noch geräumig war. Göthe und der Oberbaudirektor Coudray hatten im vergangenen Winter einen Plan gezeichnet, den man zur Ausführung des Neubaues wählte doch kaum waren die

Grundmauern emporgestiegen, als die Jagemann'sche Partei den Großherzog zu bewegen wußte, einen andern Plan zur Ausführung zu bringen, nach dem Weimar denn auch ein kostspieliges, unschönes und verfehltes Theatergebäude erhielt. Göthe zeigte indeß keine Empfindlichkeit über die Verwerfung seines Planes.

Auf den 3. September fiel die Feier der funfzigjährigen Regierungsdauer des Großherzogs. Um dem Freunde an diesem Morgen den ersten Gruß zu bringen, begab Göthe sich schon vor sechs Uhr zu demselben. Als er dem Freunde gegenüber stand, war er so bewegt, daß er nichts hervorzubringen vermochte als die Worte: „Bis zum letzten Hauche beisammen!" Auch der Großherzog war tief ergriffen, er hielt beide Hände des Dichters gefaßt; im Laufe der theilweis leise geführten Unterhaltung hörte man ihn sagen: „O achtzehn Jahr und Ilmenau!" und später sprach er: „Denken wir dankbar daran, daß uns auch heute noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

Nur Lust und Licht und Freundeslieb'!
Ermüde nicht, wenn dies noch blieb!"

Zur Feier des Tages hatte Göthe eine Denkmünze prägen lassen, deren Zeichnung Meyer nach des Dichters Angabe ausführte. Des Dichters Haus war mit Gemälden und Blumen sinnreich ausgeschmückt und am Abend glänzend erleuchtet und jedem Besucher geöffnet. Eine ansehnliche Menge von Gästen fand in einer Reihe schön geschmückter Zimmer die freundlichste Bewirthung. Nach dem Schlusse der Theatervorstellung, mit welcher das neue Gebäude eingeweiht wurde, erschien der Großherzog und die fürstliche Familie in Göthe's Hause. Der Dichter verweilte im Kreise seiner Gäste in der frohesten Stimmung bis nach Mitternacht. Das seltene Fest hatte seine Kräfte ein wenig erschöpft, doch erholte er sich bald genug wieder, um mit frischer Lust an einem andern Feste theilnehmen zu können, das ihn selbst noch näher anging.

Karl August hatte angeordnet, daß die funfzigste Wiederkehr des Tages, an welchem Göthe in Weimar eintraf, als sein Dienstjubiläum gefeiert werden sollte. In der Frühe des siebenten November wurde der Jubilar durch einen Gesang geweckt, der aus seinem Hausgarten erschallte. Um 10 Uhr erschien der Großherzog in Göthe's Hause und brachte ihm persönlich seinen Glückwunsch dar. Aus der Hand des fürstlichen Freundes empfing der Dichter eine goldene Denkmünze, die eine Seite zeigte die Brustbilder des Großherzogs und seiner Gemahlin, die andere das lorbeerumkränzte Haupt des Dichters mit der Umschrift: Karl August und Louise Göthe'n zum 7. November 1825. Ein Handschreiben des Großherzogs lautete wie folgt.

Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit vollem Recht den Tag, wo Sie Meiner Einladung folgend in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkt an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr des Tages erkenne Ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten

Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich, der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.

Weimar, 7. November 1825. Karl August.

Mit dem Fürsten war die gesammte großherzogliche Familie gekommen, und verweilte eine Stunde lang bei dem Gefeierten.

Dem schönen Beispiele des Großherzogs folgten das Land und die Hauptstadt nach; die Landeskollegien, die Universität Jena, die Freimaurerloge bezeugten ihre freudige Theilnahme durch Deputazionen. Die filosofische und die medizinische Fakultät zu Jena sandten Ehrendoktordiplome, die theologische überreichte eine Votivtafel, in welcher diese Fakultät sich selbst ein großes und schönes Zeugniß echt evangelischen, freien Geistes ausstellte; wir finden darin die Worte: „Ew. Exzellenz haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert."

Die Stadt Weimar ließ durch ihren Bürgermeister eine Urkunde darbringen durch welche allen männlichen Nachkommen Göthe's auf ewige Zeiten das Bürgerrecht Weimar's verliehen wurde, „auf daß der gefeierte Name Göthe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge." Gaben der liebevollsten Verehrung, von schönen Händen geschmackvoll gearbeitet, gingen in reicher Fülle ein. Unter anderen Geschenken waren auch zwei, welche dem Dichter die frühesten Jugendzeiten wieder vor Augen riefen: das Original eines Briefes seiner Eltern vom 24. Juli 1776 an den Konsul Schönborn in Algier, und ein bisher ungedrucktes Gedicht Göthe's vom 25. Juli 1774. In den letzten Vormittagsstunden traten des Dichters Verehrer zu einer sinnvollen Feier im Saale der großherzoglichen Bibliothek zusammen, wo Gesang und Reden des Kanzlers von Müller und Riemer's miteinander wechselten. Das Festmahl wurde in dem geschmückten Saale des Stadthauses gehalten; Göthe konnte nicht daran theilnehmen, er sandte seinen Sohn, der auf des Vaters Wunsch dem alten Freunde Knebel*) den Festestoast ausbrachte.

Abends wurde die Ifigenie aufgeführt, von der zu Ehren des Tages ein Prachtdruck veranstaltet worden war. Göthe und der Großherzog wurden, als sie im Theater erschienen, von endlosem Jubel des zahlreichen Publikums begrüßt; ein Prolog feierte den Dichter. Nach dem dritten Aufzuge verließ Göthe auf dringendes Mahnen des Arztes die Vorstellung, und verbrachte die letzten

*) Knebel, der im Jahre 1744 geboren war, starb in Jena am 18. Februar 1834 im Alter von fast neunzig Jahren.

Stunden des Tages im Kreise vertrauter Freunde. Die Stadt war festlich beleuchtet, die großherzogliche Kapelle brachte eine Abendmusik unter Hummel's Leitung.

An seinen Freund Zelter schrieb Göthe einige Wochen nachher die Worte: „So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohlthätigen Einflusses; nach und nach erhole ich mich vom siebenten November." —

Noch mehr als sechs Jahre schenkte ein gütiges Geschick dem greisen Dichter nach dieser schönen und großartigen Feier, und es ließ ihm bis an sein Ende auch eine kräftige Gesundheit, einen ungeschwächten Geist, rüstige Arbeitskraft und den höchsten Glanz des Ruhmes, den vielleicht je ein Dichter geschaut. Göthe hat keine Schwäche des Alters gefühlt, ja sein Tod selbst war ein sanftes Einschlummern. Was die Natur ihm gönnte, das hat er bis zum letzten Augenblicke getreulich angewandt. Im Jahre seiner Jubelfeier schickte er sich an, eine Gesammtausgabe seiner Werke in vierzig Bänden zu veranstalten, die in der Kotta'schen Verlagshandlung erschien. Die deutschen Regierungen vereinigten sich, diese Ausgabe gegen den damals noch unverbotenen Nachdruck zu schützen; dadurch wurden den Nachkommen des Dichters wahrhaft fürstliche Vortheile gegeben.

An poetischen Arbeiten beschäftigten den Dichter hauptsächlich zwei größere: eine Umarbeitung der Wanderjahre und die Vollendung des zweiten Theiles des Faust. Einige Novellen, welche den Wanderjahren eingereiht sind, wurden theils vollendet, wie z. B. die Geschichte des nußbraunen Mädchens, die schon früher begonnen war, theils ganz neu niedergeschrieben, wie z. B. Das Kind mit dem Löwen. Die letztgenannte Novelle soll den Zweck haben zu zeigen, „wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde" — so sagte Göthe selbst, wie Eckermann berichtet. Eine reine und vollendete Durchführung dieser Idee kann man der Novelle nicht zugestehen, sie bleibt stets etwas dunkel, und unsere Kritiker gehen bei ihrer Erklärung ziemlich weit auseinander, immerhin aber wird sich nicht wegstreiten lassen, daß die Darstellung von hoher plastischer Schönheit und die Sprache außerordentlich wohllautend ist; auch in dieser Novelle zeigt sich das Siegel des großen Genies unverkennbar. Eigenthümlich ist, daß in ihr, wie in der Elegie von Marienbad, eine sentimentale Auffassung durchbricht, die wir sonst bei Göthe nicht gewahren.

Der zweite Theil des Faust wurde in kleinen Absätzen allmälig weitergeführt. Der dritte Aufzug war schon vor langen Jahren vollendet, das übrige fügte Göthe, indem er bald an dieser, bald an jener Stelle arbeitet, nun hinzu. Die Episode von der Helena erschien abgesondert im Jahre 1827 unter dem Titel: „Helena, klassisch-romantische Fantasmagorie, ein Zwischenspiel zu Faust."

Von kleineren Arbeiten erwähnen wir die Umdichtung des Schlusses von „Jery und Bätely," die „Neugriechischen Liebesfolien," auch literarhistorische, kritische und naturwissenschaftliche Aufsätze gingen noch aus der Feder des unermüdlichen Greises hervor. Doch richtete seine Kritik sich nie gegen Pasquille eines Menzel

und Konsorten, die in angeborenem Finsternißtriebe alles Herrliche und Große zu beschmutzen suchten, und ihre Wuth deshalb dahin wandten, woher ihnen der vollste Glanz entgegenstrahlte. Göthe hat diese Menschen stets völlig ignorirt. Ihm wurden, selbst von andern Nazionen, so große Ehrenbezeugungen zu Theil, daß er das Schmähen jener Partei sehr wohl dabei überhören konnte. Unter andern kam der französische berühmte Bildhauer David im Jahre 1829 nach Weimar, um Göthe's Büste zu modelliren, und in Paris sie dann in Marmor auszuführen. Diesen bedeutenden Künstler führte kein gewinnreicher Auftrag herbei, sondern nur seine Verehrung für den großen Dichter. Im Jahre 1831 sandte er die vollendete Kolossalbüste dem Dichter zu, in dem begleitenden Schreiben sagte er unter anderm die Worte: „Es war mir ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Züge dar, nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als der Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt unserer Epoche, sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig; ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden, ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden." Jetzt steht diese Büste im Saale der großherzoglichen Bibliothek.

In jedem Jahre kamen nach Weimar bedeutende Fremde, um den greisen Dichter zu besuchen. Wenn wir in Bezug hierauf nur beispielsweise das eine Jahr 1827 ansehen, so finden wir im Februar bei Göthe den Kronprinzen von Preußen und die Prinzen Karl und Wilhelm, den jetzigen Kaiser von Deutschland; der Kronprinz blieb drei Stunden bei Göthe. Im April fand sich August Wilhelm von Schlegel ein, der ausgezeichnete Uebersetzer Shakespeare's. Im Mai erschien der Franzose Ampère, Mitarbeiter des Globe, und in demselben Monate der Graf Sternberg. Bald darauf sprach Matthisson bei dem Dichter vor, und in der Nacht des 27. August langte der König Ludwig I. von Baiern in Weimar an. Am folgenden Morgen erschien er bei Göthe, der seinen Geburtstag im Kreise seiner Angehörigen und Freunde beging, und erklärte, daß er eigens zur Feier des 28. August gekommen sei. Im September zeigte sich Streckfuß, der bekannte Uebersetzer der Göttlichen Komödie, und fast gleichzeitig mit ihm der hessische Maler Zahn, der aus Pompeji und Neapel zurückkehrte. Im Oktober erfreute Göthe sich des Besuches von Zelter und von Hegel, nach ihrer Abreise langte Graf Reinhard an, und im November gab die berühmte Sängerin Henriette Sontag in Göthe's Abendgesellschaften einige Musterstücke ihres herrlichen Talentes.

Fast unzählig waren die Zusendungen von den mannichfachsten Gegenständen aus allen Ländern; ihre Zahl war so groß, daß Göthe die meisten unbeantwortet lassen mußte, da er es für unwürdig hielt, jemand mit oberflächlichen Redensarten abzufertigen.

So vereinigte sich alles, was sich überhaupt nur denken ließ, um Göthe's Greisenalter mit der Fülle des Glückes zu überhäufen, das uns an einem deutschen Dichter eine so gänzlich ungewohnte Erscheinung ist. Die harten Schläge, die ihn noch in seinen letzten Jahren in einer Reihe von Todesfällen trafen, verschonen ja keines Menschen Leben. Göthe trug sie mit der großartigen Fassung des echten und edlen Weisen, und mit Nachdruck sprach er zu allen Zeiten den

Gedanken aus, daß kein edles Streben je verloren sein könne, und daß die Früchte des strebenden Menschen nicht mit seinem Ableben dahinsinken.

Der erste dieser Trauerfälle war der Tod der Frau von Stein; sie starb am 6. Januar 1827 im Alter von 85 Jahren. Ihr Verhältniß zu Göthe hatte seit längerer Zeit sich wieder freundlicher von seiner Seite gestaltet, Charlotte aber konnte nie die Stimmung der alten Liebe wiedergewinnen, und nie die Thatsache vergessen, daß um einer anderen willen Göthe sich ihr entzogen hatte. Vor ihrem Tode verbrannte sie alle ihre Briefe an Göthe, die sie von dem Dichter zurückverlangt hatte, und unter andern Papieren, die den Flammen geopfert wurden, fanden sogar auch Gedichte von Göthe ihren Untergang. Göthe hatte seine Briefe von ihr zurückerhalten, sie sind herausgegeben worden und bilden einen sehr wichtigen Beitrag zur Karakteristik des Dichters.

Im nächsten Jahre starb der Großherzog Karl August. Er hatte schon seit einiger Zeit gekränkelt, und hatte zu seiner Zerstreuung eine Reise nach Berlin unternommen; eine längere Kur in Töplitz sollte folgen. In Berlin suchte er mit besonderer Vorliebe die Gesellschaft Alexander's von Humboldt und suchte bei ihm Auskunft über die schwierigsten Fragen der Naturwissenschaften; seine ängstliche, unruhige Hast war dem großen Naturforscher ein schreckhaftes Zeichen bei der stark hervortretenden körperlichen Schwäche; „als sei eine solche Luzidität," so sagte Humboldt später, „wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen der Vorbote des scheidenden Lichts, nie habe ich den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwicklung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen." Am 10. Juni hatte der Großherzog noch Zelter's Singakademie besucht, am 14. Juni 1828 endete er vom Schlage getroffen auf der Rückreise von Berlin, zu Graditz bei Torgau.

Durch den Tod seines fürstlichen Freundes wurde Göthe aufs tiefste erschüttert, und um so mehr, da dieser Verlust ganz unerwartet kam. „Ich hatte gedacht," sagte er, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will." Um bei dem schmerzlichen Zustande seines Innern den öffentlichen Trauerfeierlichkeiten zu entgehen, begab Göthe am 7. Juli sich nach Dornburg, einem schöngelegenen Städtchen im Saalthale auf einer Höhe unterhalb Jena. Mehrere Schlösser liegen auf der Höhe vor dem Orte; das südlichste, welches Göthe damals bewohnte, war früher Privateigenthum gewesen, Karl August hatte es angekauft. Eine schöne Inschrift, die es trägt, möge mit Göthe's Uebersetzung hier stehen:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens,
His qui praetereunt, det bona cuncta Deus.
1608.

Freudig trete herein, und froh entferne dich wieder,
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Karl August hatte viel Sorgfalt auf den anmuthigen Ort verwendet. Seinem Freunde Zelter erzählte Göthe: „Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengelände sind reich-

lich behangen, und unter meinem Fenster, sehe ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ und an dessen Ergrünung er sich die letzten Pfingsttage noch zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt, und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit funfzig Jahren habe ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt."

Der junge Großherzog Karl Friedrich hatte durch einen Kammerherrn sich nach Göthe's Befinden erkundigen und die Versicherung der wohlwollendsten Gesinnungen hinzufügen lassen. Zehn Wochen verweilte Göthe auf dem Dornburger Schlosse, in angestrengter Arbeit suchte er seinen Schmerz zu überwinden, oft stand er schon vor Sonnenaufgang auf. Der Meteorologie widmete er von seiner Felsenburg aus, wie er sagte, manche Stunde, auch die Kultur der Weinrebe beschäftigte ihn angelegentlich. Einige schöne, tiefempfundene lyrische Gedichte, die in Dornburg entstanden, finden sich in seinen Werken. Von der beengenden Gegenwart richtete der Greis seine Augen auf das Allgemeine, das Große, das auch im Wechsel ewig besteht, und mehr als alles andere geeignet ist, dem Menschen zu sagen, daß seine Thätigkeit nie verloren sein wird, das aber auch einen gewaltigen Nachdruck auf den Gedanken legt, daß nur die Thätigkeit des Menschen das einzig Bleibende und das einzig Gewisse ist. Von diesem Gedanken aus konnte Göthe, der immer rastlos thätige, mit voller Befriedigung das Wort aussprechen, das nur dem tiefsten Gottvertrauen entquellen kann:

Wie es auch sei, das Leben, es ist gut!

Als Göthe in der Mitte des September nach Weimar zurückgekehrt war, nahm er die Wanderjahre wiederum in Angriff und brachte sie in den ersten Wochen des nächsten Jahres zur Vollendung. Nun lag ihm noch der Faust ob, den er als die letzte Aufgabe seines Lebens betrachtete. Auch den vierten Theil von Wahrheit und Dichtung brachte er nun zu Ende, den er aus Rücksicht für einige noch lebende Personen bisher noch zurückgehalten hatte. Die Erzählung seiner Liebe zu Lili bewegte ihm tief sein Herz, er sagte zu Soret: „Ich war meinem eigentlichen Glücke nie so nahe, als in der Zeit meiner Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns aus einander hielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich, und doch ging sie mir verloren!"

Seine beharrliche Thätigkeit, der zu Liebe er sogar zuweilen aller und jeder Lektüre entbehrte, wurde im Jahre 1830 zweimal schmerzlich unterbrochen. Am 14. Februar starb Karl August's Wittwe, die Großherzogin Luise. Anfangs schien der Dichter den Verlust mit Fassung und leichter Ergebung tragen zu wollen, am Tage darauf aber befiel ihn eine große Betrübniß. „Ich muß mit Gewalt arbeiten," sagte er, „um mich oben zu halten und in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns theuren Gegenstande nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird."

Die Arbeit am Faust, in den er sich immer mehr vertiefte, war die beste Trösterin während solcher schweren Tage; die klassische Walpurgisnacht wurde damals geschaffen. Da traf ihn im November die für den Greis so schmerzlich bittre Nachricht, daß sein einziger Sohn August am 28. Oktober in Rom gestorben sei. Am 22. April 1830 war August von Göthe in Begleitung Eckermann's nach Italien abgereist, um seine Kenntnisse zu erweitern und seine leidende Gesundheit wieder herzustellen. In den ersten Monaten zeugten seine Briefe von einer heitern Stimmung und einem lebenswarmen Auffassen des Gesehenen. In Genua trennte sich Eckermann von ihm, weil ersterer von unüberwindlicher Sehnsucht nach der Heimath ergriffen wurde. Auf der Straße in Genua nahmen sie den letzten Abschied von einander. Auf dem Wege nach Spezzia wurde der Wagen umgeworfen, und August von Göthe erhielt einen Bruch des Schlüsselbeines; vier Wochen mußte er in Spezzia liegen bleiben, dann setzte er, nachdem er mit männlich frischem Humor seine Krankheit überstanden, die Reise fort. In Livorno ging er zu Schiffe und gelangte nach einem glücklich überstandenen Sturme nach Neapel. In seiner Gegenwart begann man am 28. August die Ausgrabung eines der ausgezeichnetsten Privathäuser von Pompeji, welches dem Tage zu Ehren den Namen Casa di Göthe erhielt. Seine Briefe aus Neapel wollten jedoch dem Vater nicht gefallen, die fieberhafte Aufregung, die aus ihnen sprach, deutete auf nichts Gutes hin. Doch begab er sich noch anscheinend gesund nach Rom, wo die dort anwesenden Deutschen ihn ehrenvoll aufnahmen. Aber wenige Tage später fand er seine letzte Ruhe an der Pyramide des Zestius, wo so manches deutsche Grab zu finden ist. Thorwaldsen ließ ihm auf eigene Kosten ein Denkmal setzen, das er selber entworfen hatte.

August von Göthe stand zu allen Zeiten zu seinem Vater, den er seinen Beichtiger nannte, in dem innigsten Verhältnisse. Des Vaters Vermögen so wie die ausgedehnten Sammlungen desselben überwachte er mit musterhafter Sorgfalt. Sein Karakter soll sehr energisch gewesen sein, und der Unmuth über manche kleinliche Verhältnisse in Weimar soll ihn manchmal zu einer ungeordneten Lebensweise getrieben haben. Der Kanzler von Müller hatte dem Vater die Todesnachricht zu bringen; der Dichter vernahm sie mit vieler Fassung, doch seinen Augen entstürzten die Thränen. Als Eckermann in den letzten Tagen des November zu ihm zurückkehrte, rief er ihm ein „Vorwärts über Gräber!" zu. Die ganze Last der Privatangelegenheiten ruhte nun wieder auf des Greises Schultern; und er übernahm die Geschäfte wieder mit festem Entschluß. An Zelter schrieb er in diesen Tagen: „Hier kann allein der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine andere Sorge, als mich fysisch im Gleichgewicht zu bewegen, alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen."

Aber die Erschütterung des Gemüthes äußerte, obwohl ein eiserner Wille sie zurückzudrängen strebte, doch ihre Wirkung auf den Körper. In der Nacht vom 25. auf den 26. November wurde Göthe plötzlich von einem heftigen Blutsturze befallen, und wenn nicht ärztliche Hülfe sofort bei der Hand gewesen wäre, so hätte das Aeußerste eintreten können. Doch seine gute Natur half über den

gefährlichen Tag hinweg und ließ ihn auch nachher auffallend rasch genesen. Schon im Dezember konnte er die Arbeit am Faust wieder aufnehmen; er wandte sich diesmal dem ersten Akte zu, in dem zweiten war weniger auszufüllen, am 4. Januar 1831 meldete er an Zelter die Vollendung beider Aufzüge. Nun war der vierte Akt noch zu schaffen; diese Arbeit wurde durch entschlossene Beharrlichkeit im Laufe des Sommers überwunden, und am 20. Juli 1831 konnte er seinem Freunde Meyer, der in Karlsbad verweilte, die Nachricht geben, daß der ganze Faust nun vollendet sei. Fast zweiundachtzig Jahre war Göthe alt, als er die letzten Verse des unsterblichen Gedichtes schrieb, und die Vollendung machte ihn überaus glücklich. „Mein ferneres Leben", so äußerte er sich gegen Eckermann, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk betrachten, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue."

Wenn wir hier an dieser Stelle die Besprechung des Faust unternehmen, so werden wir zugleich Gelegenheit zu einem Rückblick auf Göthe's ganzes Leben gewinnen. Denn dieses Werk zieht sich durch des Dichters ganze Lebenszeit hin, von seinen Jünglingsjahren bis in das höchste Greisenalter hinauf.

Die ersten Anfänge des Faust begegnen uns in der Straßburger Zeit; zugleich mit Götz von Berlichingen und Julius Cäsar summte die tiefsinnige Fabel des alten Puppenspiels durch Göthe's Geist, und schon in jenen Jahren wurden einzelne Szenen des dramatischen Gedichtes aufgezeichnet; als Klopstock im Herbst des Jahres 1774 bei Göthe vorsprach, konnte dieser ihm bereits einiges daraus vorlesen. Bis zum Jahre 1790 hin wurde von Zeit zu Zeit an dem Werke geschrieben, wie die Briefe Göthe's an Merk ausweisen, und auch in Rom wurde einiges zugesetzt; bestimmt bezeichnet hat Göthe für den zweiten römischen Aufenthalt die Szene in der Hexenküche. Auch nach der Rückkehr aus Italien scheint die Arbeit in einzelnen Punkten gefördert zu sein, doch konnte Göthe damals, als das Ideal der klassischen Kunst so voll und rein seinen Geist erfüllte, nicht die nöthige Stimmung eines so fernabliegenden Stoffes wie Faust war finden, er ließ 1790 das bis dahin Fertige als Fragment erscheinen. Dieses Fragment umfaßte den ersten Monolog Faust's, mit dem auch in der jetzigen Gestalt das Stück beginnt, und das Gespräch mit Wagner, bis zu dem Verse: — „Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet." Ferner die Szene zwischen Faust und Mefistofeles von den Worten „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist" an, den kurzen Monolog des Mefisto, seine Unterredung mit dem Schüler und sein Gespräch mit Faust; schließlich das, was sich auf das Verhältniß zu Gretchen bezieht, bis zu der Stelle, wo Gretchen im Dom ohnmächtig wird, doch fehlt der Auftritt mit Valentin. Im Jahre 1794 sprach Schiller den Wunsch aus, mit den noch nicht gedruckten Bruchstücken des Faust bekannt zu werden; vor der dritten Schweizerreise im Jahre 1797 nahm Göthe die Arbeit wieder auf, an Schiller schrieb er: „Ich bereite mir einen Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt." In diesem Jahre entstand Oberon's und Titania's goldene Hochzeit; ursprünglich war dieselbe dem Musenalmanach Schiller's zugedacht, da dieser sie jedoch nicht haben wollte und Göthe sie nicht anders unterzubringen wußte, so zwängte er sie in den Faust ein, wenn sie gleich dort als ein fremdes Einschiebsel sofort zu erkennen war — ein ähnliches Ver-

fahren wandte Göthe von nun an bei anderen Werken öfter an, am meisten hatte unter solchen Einschiebseln Wilhelm Meister zu leiden. Auch die Zueignung, der Prolog und das Vorspiel auf dem Theater entstanden im Jahre 1797. Nach einer längern Pause wurde der erste Theil im Jahre 1806 vollendet, und erschien 1808 in der Gestalt, wie er jetzt vorliegt.

Die Helena wurde wahrscheinlich schon in Frankfurt begonnen, im Jahre 1800 weitergeführt; bis 1825 blieb sie liegen, wurde 1826 vollendet und erschien als ein Zwischenspiel zu Faust im Jahre 1827, wie wir bereits erzählten. In den Jahren 1825 bis 1831 wurde dann das ganze Stück zu Ende geführt; es zieht sich die Beschäftigung mit dem Faust also durch einen Zeitraum von achtundfunfzig Jahren hin.

Wenn wir diese äußere Entstehungsgeschichte des gewaltigen Werkes betrachten, so wird zweierlei uns sofort in die Augen fallen: einmal der Umstand, daß ein solches Werk nicht ein streng abgeschlossenes, vollkommen gerundetes, einheitliches Kunstwerk sein könne, und ferner werden wir anzunehmen geneigt sein, daß in diesem Gedichte das Leben des Dichters sich in seinen Hauptumrissen widerspiegeln müsse. Da Göthe aber eine so große und bedeutsame Gestalt in seiner Zeit war, so werden wir auch nicht zu weit gehen, wenn wir ein Bild der damaligen Zeit und ihrer Bestrebungen in dem weit auseinander gezogenen Werke erwarten.

In der That ist Faust ein völlig „subjektives" Werk, wie Göthe selbst einmal in einem Briefe an Schiller sagt; das Verständniß desselben ist nur möglich, wenn alle individuellen Bezüge der Einzelheiten zu dem Dichter und zu den Zeitverhältnissen klar sind, aber aus dieser Betrachtungsweise wird ein Verständniß des Gedichtes auch sicher gewonnen werden, und sie ist unumgänglich nothwendig, um später für die ästhetische Beurtheilung des Ganzen den entsprechenden und richtigen Maßstab zu gewinnen.

Wenn wir von dem Allgemeinen ausgehen, so werden wir zuerst auf die Zeit, in welcher Faust entstand und in welcher er ruht, einen Blick werfen. Was die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ganz besonders karakterisirt, das ist jenes unruhige, fieberhafte, theilweise bis zur höchsten Gewalt angestachelte Ringen und Streben, welches ursprünglich überall auf die höchsten und edelsten Ziele hinausging. Aber alles, was mit Unruhe strebt, verläßt sehr leicht den richtigen Weg und verfällt ins Extrem; so gewahren wir in jener Zeit, in der Göthe jung war, die schreiendsten Widersprüche dicht neben einander, und so ist auch der Faust eine Dichtung der Extreme geworden. Stammt doch die ganze Volkssage vom Dr. Faust aus einer Zeit, welche so viel Aehnlichkeit mit dem achtzehnten Jahrhundert hat: aus der Reformazionszeit, welche begann, was das achtzehnte Jahrhundert weiter führte. In beiden Zeitabschnitten strebte der edlere Theil der Menschheit nach dem großen Ziele, für den Menschen persönliche Freiheit zu erringen, und dadurch die einzig sichere Grundlage für seine Glückseligkeit zu gewinnen. Die Freiheit, die nach langer Knechtschaft plötzlich gewährt wird, gleicht in ihrer ersten Wirkung einem berauschenden Mittel, und

der Rausch wird um so stärker sein, als der Kampf um die Freiheit heftig, die Ueberwindung des Widerstandes mühevoll war. Dieser Rausch zeigte sich im Zeitalter der Reformazion in dem Narrenwesen, im achtzehnten Jahrhundert in dem Originalitätsstreben*). In solchen Zeiten werfen selbst diejenigen, welche den neuen Tag heraufzuführen berufen sind, die von ihnen scharf bekämpften Ansichten oftmals nicht gleich völlig von sich, sondern in dem mehr oder weniger unsichern und nach den rechten Mitteln unruhig suchenden Streben liegen Bekämpftes und Bekämpfendes zu Zeiten noch unter einer Decke beisammen, welche erst dann weggezogen wird, wenn ein klarer, ruhiger Blick und eine feste besonnene Hand das Steuer führt. Beide Zeiten mischten, um mit Gervinus zu reden, Aufklärung und Aberglauben in einem Gefäße zusammen, und „beidemal trat die gleiche Erscheinung hervor, daß man, unbefriedigt von Zunftweisheit, vom todten Buchstaben der Gelehrsamkeit, von dem dürren Formalismus der Scholastik, für die Bedürfnisse des Gemüths auch im Wissen zu sorgen strebte und auf Geheimlehre und tiefsinnige Naturanschauung gerieth. Der fressendste Skepti-zismus, der Zweifel an aller Wissenschaft verband sich mit dem kühnsten Glauben an einen unsinnlichen Hintergrund der menschlichen Dinge, und Rousseau, Lavater, Cagliostro liegen im Keim und Wesen in jenen Zeiten des Faust und seiner geschichtlich beglaubigteren Zeitgenossen vorgebildet. Karrikaturen des allerhöchsten Grades bilden damals das überhobenste Bestreben der rein geistigen Natur des Menschen und das tiefste Versinken seiner thierischen ab, und daß sich beides, Skepsis und sinnliche Lust, miteinander paart, ist so natürlich, wie daß die entschiedene Ungebundenheit des Geistes und der Sitte der Leichtsinn, mit Trübsein wechselnd, immer begleitet."

Nicht allein in dem Göthe'schen Faust finden wir diese Züge wieder, wir gewahren sie auch in den Werken seiner Genossen, eines Klinger, eines Müller, und in höchst tragischer Weise zeigt sie uns das Leben des unglücklichen Lenz. Allgemeiner aber vergegenwärtigt uns die Faustsage das Streben gewisser Zeiten unseres Volkes, ja das Streben der gesammten Menschheit in gewissen Epochen, und weil dieses Streben ein so durchaus allgemeines, so tiefgehendes, jeden Einzelnen berührendes ist, deshalb paßt in diese Schablone mit derselben Leichtigkeit das Bild der gesammten Menschheit wie die Figur des Einzelnen, und eben deshalb ist der Faust Göthe's ebenso treffend ein Bild jener ganzen Zeit, als ein Konterfei dessen, was in der Seele des Dichters vorging, der mitten in jener Zeit stand.

Als Göthe in Straßburg es zuerst unternahm, den flüchtigen Geistern jener vielsinnigen Sage feste Gestalt und künstlerische Darstellung zu gewinnen, stand er selbst in derselben Stimmung, die er dem Helden seiner Dichtung lieh. Ebenso wie Faust hatte auch Göthe im Leben allerlei versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen, und die Eitelkeit alles Wissens war ihm selbst ebenso sehr zum Bewußtsein gebracht worden, wie seinem Faust. In Einsamkeit und Entsagung, festgebannt in sein dumpfes Mauerloch, hat Faust mit unruhiger Hast alle Gebiete des Wissens durchforscht, aber was sich

*) Gervinus V, 98, 99.

ihm offenbarte, das gab ihm kein Leben und keine Lebensfreudigkeit, es brachte Unzufriedenheit, Verzagen und das schmerzliche Bewußtsein in seine trübe Seele, daß alle Lebensregung sich mehr und mehr in ihm hemme:

Statt der lebendigen Natur
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp und Todtenbein.

Nur ein todter Rest ist ihm der Wissensqualm, von dem er sich entladen möchte, denn unausweichbar dringt die Empfindung auf ihn ein, daß er die besten Kräfte seiner Seele unter dem Moder und Staub vergraben, und sein warmes menschliches Gefühl unter den ewigen Abstrakzionen abgestumpft habe. Nun will er auch in jenes Gebiet eindringen, welches er bisher sich selber verschloß, Verstand und Gefühl, Wissen und Genuß sollen sich ihm vereinen, die Magie soll ihm der Hebel sein, der die Thür zur Geisterwelt ihm öffnet, die Geister sollen ihm dienen, und er will sich hinaufschwingen zu der Höhe, von welcher herab kein Dunkel mehr vor seinem Blick erscheint. Aber an der Pforte, an welcher er rüttelt, wird er abgewiesen, ein Donnerwort ist es, das ihn hinwegrafft; den Göttern, so fühlt er, gleicht er nicht, nur ein Wurm scheint er sich zu sein, der vom Staube sich nährt. Nur ein einziger Weg, so meint er, kann ihm noch Erlösung bringen, der Weg zu jener Pforte, an der ein jeder gern vorüber schleicht; die That soll beweisen, daß die Manneshöhe vor der Götterwürde nicht zurücksteht, und selbst auf die Gefahr hin, in nichts dahin zu fließen, macht Faust sich zu dem letzten Schritt bereit, der ihn in jenes Land bringen soll, in dem kein Kampf zwischen der doppelten Natur des Menschen mehr toben kann. Er setzt die Schale an den Mund, die ihn frei machen soll, da tönen die Osterglocken in sein Ohr, und die süße Erinnerung an die tiefbefriedigte Glaubenszeit der Jugend hält ihn auf der Erde zurück; „die schöne Wendung", sagt Gervinus, „deutet vortrefflich an, daß es auch auf diesem Runde eine Zeit gebe, wo jenseit der Erkenntniß und des Bewußtseins, in dem Allgemeingefühl der Kindheit jene ungetheilte Kraft des Lebens wirkt, wo der Glaube die tiefsten Bedürfnisse der Seele stillt, und wo die sinnlichen Bedürfnisse reiner Natur noch unversagt sind."

Doch vergebens ist die Anstrengung, welche Faust macht, wieder auf jenen alten, fast vergessenen Glaubensweg der Jugend einzulenken; die Erkenntniß verschließt ihm diesen Weg auf ewig. Die kurze Ruhe muß der vollsten Verzweiflung weichen, Faust flucht allem, was die Seele früher lockend umspannte und in ihr eine neue Welt schuf, er flucht allem, womit er gerungen, allem, was er geglaubt, und allem, was er gehofft; er schlägt die Welt, in der er lebte, in Trümmer, er wirft alle dürre Spekulazion gegen die frische grüne Weide des Lebens zur Seite, und übergibt sich dem Gefährten, der schon lange ihn mit seinen Kreisen umzogen hat. Dieser Gefährte ist nicht sowohl der Geist, der stets verneint, als vielmehr der Geist der stets begehrt, und der Genuß ist es nun, was Faust an die Stelle der Spekulazion setzt; in dem Taumel der Leidenschaft, dem unersättlichen Triebe folgend, will er alle Regungen der Empfindung durchkosten,

bis er zu dem Punkte der Sättigung gelangt ist, auf welchem er keinen Wunsch mehr kennt:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!

Mit dieser Wette folgt er dem Bösen auf die Bahn des Genusses. Die Macht seines Meisters verjüngt seinen Körper und gibt ihm alle jugendlichen Regungen und alle Kraft wieder, ohne seinem Geiste die gewonnene Erkenntniß zu rauben. Ihm begegnet Gretchen, deren reine Seele ihn dem Augenblicke nahe führt, wo die Wünsche schweigen möchten, aber dem begleitenden Bösen muß das Glück zum Opfer fallen, und von dem Genusse kehrt Faust noch verzweifelter zurück, als von der Spekulazion.

In diesen Grundzügen des Faust erkennen wir die treffende Zeichnung jener Zeit, in welcher er entstand. Auch diese Zeit hatte sich schon durch fernhergeführte Bemühungen mit einem unendlichen Wust von Wissenschaften überladen, in der die wahre Wissenschaft selber schließlich erstickt werden und der Geist stumpf und matt werden mußte. Auch diese Zeit hatte den Glauben, der dem Aberglauben verzweifelt ähnlich sah, gänzlich von sich geworfen, und suchte nun auf allen Seiten, womit die innere Leere auszufüllen sei. Manches edle Gemüth suchte vergebens, und weil die Bahn des Genusses nicht behagte, warf mancher die Bürde des Lebens von sich, in vielen Beziehungen dem Werther gleich, der ebenfalls suchte und strebte und verzweifelnd rang, und weil er die Erfüllung sich ewig versagt sah, in die dunkle, regungslose Nacht des Grabes sich stürzte. Andere jagten von Genuß zu Genuß, nicht aus gemeiner Sinnlichkeit, sondern getrieben von dem Streben, die dumpfen, drückenden, eingerosteten Fesseln abzuwerfen, und während sie hohe Ziele im Auge hatten, versanken sie oft genug in thierischem, alles Maß überschreitendem Genuß. Wer Göthe's Geständniß über die Leipziger Zeit beherzigt: daß er vielleicht in dem Strudel untergegangen sei, wenn die Kunst ihn nicht über alles, was da drohte, emporgehoben hätte, der wird es erklärlich finden, daß der Dichter mit der vollendetsten Meisterschaft jene Zustände zu schildern wußte, die in seinem eigenen Innern einst einen so breiten Raum eingenommen hatten. Auch Naturen, die von jedem sinnlichen Rausche sich entschieden abwandten, verzehrten ihr Leben in dem vergeblichen Kampfe, ihre Glückseligkeit zugleich auf den Glauben, den sie nicht fassen konnten, und auf die Erkenntniß, der sie sich nicht verschließen konnten, zu gründen; das tragischste Beispiel dieser edlen Naturen, die ein Opfer ihrer Zeit, wenngleich die Grundpfeiler der kommenden Zeit waren, ist Herder.

Wir können die Bahn, welche Göthe seinen Helden nach dem neuen Entschlusse einschlagen ließ, nicht als eine zufällige betrachten, denn in der Zeit, wo die Szenen mit Gretchen entstanden — Klinger stahl ihm ja den Stoff, um ihn in der Kindsmörderin zu verarbeiten — in jener Zeit lebte in Göthe's Brust eine Liebe, die ohne Zweifel das Urbild zu der Geschichte Gretchens gewesen ist: die Liebe zu Friederike von Sesenheim. Man verstehe uns nicht falsch; die Liebe Göthe's zu Friederike blieb rein in jeder Beziehung, kein

diabolischer Begleiter stand neben ihr, vielmehr wachte der treue, vortreffliche Salzmann an des Jünglings Seite, aber die naive, mit unendlicher Schönheit, mit herzbewegender Gewalt gezeichnete Gestalt Gretchens in ihrer unendlichen Liebe und ihrer fleckenlosen Unschuld ist niemand anders als Friederike Brion, die ja auch, den tragischen Schluß abgerechnet, das Schicksal Gretchens theilte: auch sie war eine Verlassene.

So verzweigt das Gedicht seine Wurzeln tief in die Zeit, und in das Leben des Dichters, der den Kampf seiner Zeit darstellte, der es später auch unternahm, die Versöhnung der widerstreitenden Ideen darzustellen, ohne daß ihm diese Versöhnung in dem zweiten Theile gelungen wäre. Denn für Faust, der alle Qualen der unbefriedigten Forschung und des ungesättigten Genusses durchgekostet, hätte es nur Eine Heilung, nur Einen Sieg gegeben: nämlich ein Leben der freudigen That, welche den klar erkannten und beabsichtigten Erfolg mit Besonnenheit erringt, sich selbst und andern zum Heil. Freilich versuchte Göthe, seinem Helden diese Bahn zu öffnen, doch der zweite Theil des Faust, in dem das eben genannte Ziel erreicht werden sollte, ist nur ein völlig verfehlter Versuch, und er konnte nicht anders als verfehlt sein, wie aus der Besprechung desselben sich uns ergeben wird.

Faust ruht — so zeigt ihn der zweite Theil der Dichtung im Anfange — auf blumigem Rasen, die wilden Seelenschmerzen, denen er am Schluß des ersten Aufzuges preisgegeben war, weichen von ihm, er wird dem heiligen Licht zurückgegeben. Die aufgehende Sonne zeigt ihm die Erde, die immerfort sich regt und rührt und zum höchsten Dasein strebt, und ein solches rastloses Ringen schwebt nun auch dem Faust als Ziel vor Augen, er betritt die Bahn der That.

Aber nun folgen die Szenen am Hofe des Kaisers, in denen Faust fast gar keine, dagegen Mefisto eine große Rolle spielt. Göthe äußerte sich darüber selbst in den Worten: „Ich habe in dem Kaiser einen Fürsten darzustellen gesucht, der alle möglichen Eigenschaften hat, sein Land zu verlieren, welches ihm denn auch später wirklich gelingt. Das Wohl des Reichs und der Unterthanen macht ihm keine Sorge, er denkt nur an sich, und wie er sich von Tag zu Tag mit etwas Neuem amüsire. Das Land ist ohne Recht und Gerechtigkeit, der Richter selbst mitschuldig und auf der Seite der Verbrecher, die unerhörtesten Frevel geschehen ungehindert und ungestraft. Das Heer ist ohne Sold, ohne Disziplin und streift raubend umher, um sich seinen Sold selbst zu verschaffen. Die Staatskasse ist ohne Geld und ohne Hoffnung weiterer Zuflüsse. Im eigenen Haushalte des Kaisers sieht es nicht besser aus, es fehlt in Küche und Keller. Der Marschall, der von Tag zu Tag nicht mehr Rath zu schaffen weiß, ist bereits in den Händen wuchernder Juden, denen alles verpfändet ist, so daß auf den kaiserlichen Tisch vorweggegessenes Brod kommt. Der Staatsrath will Sr. Majestät über alle diese Gebrechen Vorstellungen thun und ihre Abhülfe berathen, allein der gnädigste Herr ist sehr abgeneigt, solchen unangenehmen Dingen sein hohes Ohr zu leihen, er möchte sich lieber amüsiren. Hier ist nun das wahre Element für Mefistofeles, der den bisherigen Narren schnell beseitigt und als neuer Narr und Rathgeber sogleich an des Kaisers Seite ist." — Auf diese Weise wird Faust völlig in den Hintergrund geschoben, und von segens-

reicher Wirksamkeit desselben, von einem wahren Leben der That ist weiter keine Rede, Faust ist fortan nur die Strohpuppe des Mefistofeles, welche dieser an geheimen Fäden nach seinem Belieben lenkt. Mefisto zeigt sich in der Folge nun nicht als Narr, sondern als allmächtiger Hausmeier; um den Kaiser aus den ewigen Verlegenheiten zu retten, erfindet er das Papiergeld, und nun ist große Wonne im ganzen Staate, alle Bedürfnisse werden befriedigt, jedes Begehren erfüllt, und schließlich fällt der Kaiser auf den Wunsch, er wolle die Musterbilder der Männer und der Frauen, er wolle Paris und Helena sehen.

Mefisto's Kunst läßt beide erscheinen, Faust wird von der heißesten Liebe zu Helena erfaßt:

Verschwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Helena ist die Personifikazion der Kunst und Schönheit; Faust ringt fortan mit allen Kräften nach ihrem Besitz, aus dem Gebiet des Staatslebens tritt er in das der Kunst. Die klassische Walpurgisnacht soll ihn dem Ideal aller Schönheit und Kunst, der Helena, entgegenleiten.

Der dritte Aufzug führt uns nach Sparta in den Palast des Menelaos, Helena erscheint mit dem Chor gefangener Trojanerinnen. Man braucht nur wenige Seiten zu lesen, um sofort zu erkennen, daß diese Helena kaum anders als durch den Namen mit dem Ganzen zusammenhängt, und selbst wenn wir nicht wüßten, daß die Grundzüge zu dieser Helena schon in Frankfurt gewonnen wurden, so müßten wir aus dem Tone der Dichtung auf ein Erzeugniß früherer Jahre schließen. Göthe nannte diesen Theil, als er ihn als Bruchstück erscheinen ließ, eine „klassisch-romantische Fantasmagorie", „ein Zwischenspiel zu Faust", und jedenfalls ist das Ganze nur ein ungehöriges Einschiebsel, so schön es auch im Einzelnen durchgeführt ist. Helena erscheint hier als die Vertreterin der antik-klassischen Kunst, Faust als das Symbol der kristlich-romantischen Kunst; beide vermählen sich, aus ihrem Bunde entspringt Euforion, der herrlich begabte aber unglückliche Jüngling, der Repräsentant der neuern Kunst, zu dessen Bilde Lord Byron die sprechendsten Züge lieh. Euforion und Helena verschwinden, Faust wird von Wolken hinweggetragen, und im vierten Aufzuge erscheint wieder der alte Faust diesmal fest entschlossen, Hohes zu vollbringen:

Dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erstaunenswürdiges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.
Herrschaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That ist alles, nichts der Ruhm.

Faust will das herrische Meer vom Ufer ausschließen und den Meeresstrand gewinnen. Der Kaiser hat inzwischen mit Hülfe des Papiergeldes eine so tolle Wirthschaft getrieben, daß allgemeine Anarchie hereingebrochen ist; ein Gegenkaiser

hat sich aufgeworfen und zieht mit seinem Heere heran. Mefisto schlägt dasselbe durch seine Zauberkünste, und Faust empfängt nun vom Kaiser das Lehen vom gränzenlosen Strande, den er dem Meere aber erst abringen muß.

Der fünfte Aufzug zeigt uns den Faust als hundertjährigen Greis, er hat dem Meere durch die Zauberkünste des Mefisto bereits eine ansehnliche Strecke abgerungen, aber er kann keine rechte Freude gewinnen. Auf hoher Düne steht eine Kapelle, daneben die Hütte des greisen Filemon und der Bauzis, und das Läuten des Glöckchens ist dem Faust, dem Gebieter, ein immer neuer Verdruß. Die Alten wollen ihre Hütte und ihre Kapelle nicht gegen reiches Gut vertauschen, Mefisto verspricht, sie gelinde zu beseitigen, und verbrennt die Hütte sammt ihren Inwohnern. Faust, der Mitschuldige dieser verruchten That, wird von der Sorge mit Blindheit geschlagen. Aber selbst als Blinder befiehlt er die Eindämmung fortzusetzen, und gedenkt der Zeit, in welcher er sein Werk vollendet haben würde; wenn er diese Vollendung schaute, dann — so sagt er — würde er zum Augenblicke sagen dürfen: „Verweile doch, du bist so schön," und

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Mit diesen Worten sinkt er entseelt nieder. Aber jener Wunsch, den er einst bei dem Abschluß des Vertrages mit Mefisto als entscheidende Bedingung hingestellt, ist erfüllt, und damit ist Faust dem Bösen verfallen. Doch als dieser sich seiner Beute bemächtigen will, erscheinen Engel und entführen ihm die unsterbliche Seele des Faust; sie singen:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die Liebe, die an Faust theilgenommen, ist die Liebe Gretchens, die als eine Selige mit Faust, „dem früh Geliebten, nicht mehr Getrübten" nun in Ewigkeit vereinigt wird. Mit diesem theatralischen Schlusse endet die symbolische Geister- und Nebelwelt, ohne dem Ganzen einen befriedigenden Abschluß geliehen zu haben.

Wenn wir den Gedanken festhalten, daß Faust ein Spiegel seiner Zeit, und ganz und gar ein Kind seiner Zeit ist, so werden wir auch daran denken, daß für jene Zeit die Bahn der freudigen That, auf welche einzulenken des großen Gottes Gnade unserm Volke jetzt endlich gewährt hat, noch verschlossen war. Während der Dichter den ersten Theil seines Werkes, den ringenden, kämpfenden, in herrlicher, weitumfassender Allgemeinheit unmittelbar nach dem Leben zeichnen konnte, fehlte ihm ein solches Vorbild für den zweiten Theil, dessen erschöpfende Ausführung überhaupt nicht in Göthe's Macht lag; um die treffenden Worte von Gervinus zu gebrauchen: „die ergriffene Idee stockte und

stemmte sich in der Zeit. Göthe, als er sie fortführen wollte, sah sich ganz gehemmt, bis er sein Werk aus dem Gebiete des öffentlichen Lebens auf das seines individuellen verpflanzte." Daher finden wir in dem zweiten Theile fast nichts als Ansichten und Erfahrungen, die Göthe von mancherlei Dingen dort niedergelegt, und die mit seinen sonst geäußerten Ansichten völlig übereinstimmen. Das Staatswesen wird von der ungünstigsten Seite, nicht als ein Segen für die Völker, sondern als ein Fluch aufgefaßt; die Schilderung des Krieges liefert uns nur das Bild einer wilden, beutegierigen Rauferei. Mancherlei Polemisches begegnet uns am ungehörigen Orte, z. B. die Verurtheilung des Vulkanismus, dessen entschiedener Gegner Göthe war, im Beginn des vierten Aufzuges, eröffnet durch den Vers des Mefisto

Als Gott der Herr u. s. w.

Einen innerlichen Zusammenhang mit dem ersten Theile hat der zweite Theil des Faust überhaupt gar nicht, und auch in Bezug auf die Form fällt der zweite Theil gegen den ersten gewaltig ab.

Doch auch an den ersten Theil dürfen nicht die Anforderungen eines künstlerisch vollendeten Ganzen gestellt werden. Die Einzelheiten stellen das Schönste dar, was je in deutscher Poesie gesungen wurde, und in keinem andern Erzeugnisse der Kunst sind die geheimsten Tiefen des Menschengeistes und Menschenherzens aufgedeckt wie in diesem unsterblichen Werke; aber was es gibt, sind immer nur Bruchstücke, der leitende Faden ist an einigen Stellen sehr schwach, an anderen ist er kaum angedeutet. Und gerade diese springende Form kommt dem Ganzen wieder zu Gute, das vielleicht nicht anders als nur in dieser zerstückelten Form gegeben werden konnte.

Faust hat viele Nachahmer gefunden, die in kurzsichtigem Muthe das Werk vollendend abzuschließen sich unterfingen; keiner von ihnen hat Erträgliches geleistet, sie sind, kaum genannt, auch schon längst vergessen. Interessant ist die ursprüngliche Faustsage zu vergleichen; sie existirt in mancherlei Fassungen; die lesbarste erschien neuerdings wieder unter dem Titel: Dr. Johannes Faust. Puppenspiel in vier Aufzügen. Hergestellt von Karl Simrock. Frankfurt 1846. —

Nach der Vollendung des Faust neigte auch Göthe's Leben sich dem Ende zu. Die zweiundachtzigste Wiederkehr seines Geburtstages war die letzte, die zu erleben das Schicksal ihm beschieden hatte. In Weimar pflegte man für diesen Tag festliche Veranstaltungen zu treffen, denen Göthe in seinem Alter jedoch gern auswich. In diesem Jahre, 1831, machte er mit seinen beiden Enkeln einen Ausflug nach dem alten, traulichen Ilmenau, und brachte dort sechs schöne Tage zu. Der Bergbau war daselbst wieder in schwunghaftem Betriebe, und Göthe verfehlte nicht, seine Enkel überall umherzuführen, wo etwas Interessantes und Lehrreiches zu sehen war. Er selbst verkehrte viel mit den Bergbeamten, besonders mit dem Rentamtmann Mahr, dem er manche Bereicherung seiner mineralogischen Sammlungen verdankte.

Am Vorabend seines Geburtstages fuhr Göthe mit dem Rentamtmann Mahr zum Gickelhahn hinauf. In der Nähe des Thurmes, welcher jetzt dort oben steht, befindet sich das kleine alte Jagdhaus, in dem Göthe in jungen

Jahren öfter schlief. Zu diesem Häuschen stieg der zweiundachtzigjährige Greis mit jugendlicher Rüstigkeit durch Gebüsch und Gestrüpp mit seinem Begleiter hinan, dessen Unterstützung er freundlich ablehnte. An der Bretterwand des Häusches standen die Verse, welche der Dichter vor 48 Jahren dahinschrieb:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Mit tiefbewegtem Herzen las Göthe die Worte vor sich hin. „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“ sagte er, und trocknete sich die reichlich hervorquellenden Thränen ab. In den wärmsten Ausdrücken gedachte er seines vorangegangenen fürstlichen Freundes, und weidete sich noch einmal an dem Anblick der waldigen Höhen, welche einst Zeuge seiner frischesten Kraft und seiner fröhlichsten Stunden im Kreise geliebter Freunde gewesen waren. Dann kehrte er rasch zurück.

In Ilmenau bereitete die Liebe der Bewohner ihm ein einfaches, aber herzliches Fest. In der Frühe seines Geburtstages begrüßte vor dem Gasthofe zum Löwen ihn der Gesang: „Nun danket alle Gott“, wofür er, sichtlich ergriffen, in herzlichen Worten seinen Dank aussprach. Zum Mittag hatte der Oberforstmeister von Fritsch ein Festmahl veranstaltet, an dem der Dichter in heiterer Stimmung theilnahm. Abends wurden Musikstücke vorgetragen, die Bergleute führten ein altes kleines Bergmannsdrama humoristischen Inhalts auf.

Bei seiner Rückkehr nach Weimar fand Göthe mancherlei Gaben vor, die wie gewöhnlich zu seinem Geburtstage eingegangen waren. Unter ihnen befand sich ein Geschenk von neunzehn Engländern und Schotten, ein Petschaft mit einem Griffe von gediegenem Golde, auf einem Jaspis schlängelte sich eine Schlange um die Inschrift: „Ohne Rast, doch ohne Hast;“ über dieser Inschrift stand der Stern der Unsterblichkeit. Dem Griffe waren die Worte eingegraben: From friends in England to the German Master. Das sinnige Geschenk kam von Walther Scott, Thomas Carlyle (dem Biografen Schiller's) und dessen Bruder, Southey, Wordsworth und anderen. Göthe dankte mit dem Gedichte: „An die neunzehn Freunde in England.“

Der Herbst und der Winter, der nun folgte, schenkte dem Dichter heitere Tage; Beschwerden des Alters kannte er kaum; er hörte nicht mehr ganz so gut als sonst, und seine Glieder waren etwas steif; alles das zeigte sich aber in so geringem Grade, daß es ihm nicht lästig fiel. Seine Enkel, die fröhlich gediehen, waren ihm ein herzerhebender Anblick, und die zärtliche Sorgfalt seiner Schwiegertochter konnte er nicht genug loben. Zizero's Buch De senectute las er im Winter mit Vergnügen, und Ottilie las ihm die Lebensbeschreibungen des Plutarch vor. Um die politische Tagesgeschichte kümmerte Göthe, wie gewöhnlich,

sich wenig, dagegen zeigte er ein lebhaftes Interesse für Unternehmungen großer Friedenswerke, die man damals ins Auge faßte; dahin gehören die Kanalverbindung zwischen Donau und Main, der Durchstich der Landenge von Suez, der Bau des Themsetunnels. Mit den Naturwissenschaften beschäftigte er sich den letzten Winter über sehr eifrig. Es war damals der berühmte Streit zwischen den beiden großen Naturforschern Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire ausgebrochen, den Göthe mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. Ein größerer Artikel, den er darüber niederschrieb, fand wenige Tage vor seinem Tode seine Vollendung; gleichzeitig entstand eine Abhandlung Ueber plastische Anatomie.

Eine besondere Freude war es ihm, als im März des Jahres 1832 ihm durch Zahn eine genaue Zeichnung der Casa di Göthe eingesandt wurde. Am 15. März besuchte ihn die Großherzogin, mit welcher er sich sehr lebhaft über diesen Gegenstand unterhielt; auch noch Mittags bei Tische zeigte er sich ungemein munter und theilnehmend.

In den Nachmittagsstunden machte er bei windigem und kalten Wetter eine Spazierfahrt, und auf dieser mußte er sich erkältet haben. Nach der Rückkehr fühlte er sich unbehaglich, in der Nacht hatte er wenig Schlaf, ein trockener Husten, Schmerzen in der Brust und Fieberhitze machten ihm Beschwerden. Der Arzt, welcher am folgenden Morgen gerufen wurde, war besonders über den ungewohnt matten Blick des sonst so ungemein lebhaften Auges betroffen. Die angewandten Mittel brachten bald einige Linderung, und am Abend konnte der Kranke bereits in scherzhafter Unterhaltung über seine Genesung sprechen, die in den nächsten drei Tagen auch sehr erfreulich vorschritt. Am Montage dem 19. März fand der Arzt, Hofrath Dr. Vogel, den Kranken neben dem Bette sitzend, sehr aufgeräumt und nur körperlich etwas schwach, doch schmeckten ihm die Speisen vortrefflich und auch der Wein, den der Arzt ihm in gewohnter Weise wieder erlaubte. Am Abend desselben Tages unterhielt sich Göthe mit dem Hofrath Vogel, der ihm in der Oberaufsicht als Gehülfe beigegeben war, sehr eingehend über die ihm untergeordneten Anstalten, und zeigte die liebevollste Theilnahme für einige seiner Untergebenen; auch Pläne für die Zukunft theilte er dem Arzte ausführlich mit.

In der Nacht auf den Dinstag veränderte der Zustand des Kranken sich plötzlich in bedrohlicher Weise. Ein heftiger Frost trat ein, Schmerzen in der Brust verursachten große Beklemmung und Unruhe. Doch gestattete der Kranke dem Bedienten nicht, den Arzt zu rufen, da ja nur Leiden, aber nicht Gefahr vorhanden sei. Aber gegen Morgen nahmen die Zufälle an Heftigkeit auffallend zu, der Hofrath Vogel fand gegen neun Uhr den Kranken in der fürchterlichsten Unruhe; Angst und folternde Schmerzen in der Brust trieben den Greis mit jagender Hast von dem Lehnstuhle ins Bett und wieder auf den Sessel, der Körper war eiskalt und troff von Schweiß, der Durst war qualvoll.

Durch schnelles und kräftiges Einschreiten des Arztes wurden die unerträglichen Qualen nach wenigen Stunden beseitigt, und gegen Abend war kein besonders lästiger Zustand mehr vorhanden. Den bequemen Lehnstuhl, in dem die große Angst sich zuerst gelegt hatte, vertauschte der Kranke nicht wieder mit dem Bette. Er sprach über einige Gegenstände mit Ruhe und Besonnenheit,

und es machte ihm sichtlich Freude, als Vogel ihm erzählte, daß eine Unterstützung für einen Bedürftigen, die er beantragt, im Laufe des Tages durch den Großherzog bewilligt sei. Ohne Vorwissen des Arztes hatte Göthe an diesem Tage, dem 20. März noch eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung für eine junge talentvolle Künstlerin aus Weimar mit zitternder Hand unterzeichnet. Diese schöne menschliche Sorge, welche Göthe stets in seinem langen Leben zeigte, war seine letzte Amtshandlung, und auf diesem Blatte, welches die Bibliothek in Weimar bewahrt, schrieb er seinen unsterblichen Namen zum letztenmal.

In den Vormittagsstunden des folgenden Tages traten die Anzeichen des nahen Scheiden ein; die äußern Sinne versagten zuweilen den Dienst, in der Brust ließ sich ein leises Rasseln vernehmen, indeß empfand der Kranke keine Beschwerden mehr. Er saß ruhig in seinem Lehnstuhl, und antwortete freundlich und deutlich auf die Fragen, die man an ihn richtete. Der Arzt hielt jede störende Aufregung von ihm fern. Von dem nahen Tode hatte Göthe keine Ahnung, heitere Bilder der Wiedergenesung beschäftigten ihn; er versuchte auch ein wenig zu lesen und bedauerte, seine Freunde nicht empfangen zu können.

Die letzte Nacht war ruhig und ohne alle Beschwerden. Donnerstag den 22. März ließ Göthe sich am Morgen in seinem Lehnstuhle aufrichten und versuchte einige Schritte nach seinem Arbeitszimmer zu thun, doch kehrte er sogleich um. Im Krankenzimmer befanden sich außer dem Arzt und dem Bedienten seine geliebten Enkel und seine Schwiegertochter. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen, er bat sie, sich neben ihn zu setzen, ihre Hand hielt er lange in der seinigen. Bisweilen führten heitere Träume ihm angenehme Bilder vor; einmal sagte er: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Kolorit — auf dunklem Grunde.“ Ein andermal sah er ein Stück Papier auf dem Boden liegen, und fragte, warum man Schiller's Briefwechsel hier liegen lasse, man möge den doch aufheben.

Nach und nach wurde seine Sprache mühsamer und undeutlicher. „Mehr Licht!“ — Das waren seine letzten vernehmlichen Worte.

Um halb zwölf Uhr Mittags drückte der Sterbende sich bequem in die linke Ecke des Lehnstuhles, und schlummerte so sanft ein, daß es lange dauerte, ehe die Umstehenden die Ueberzeugung gewinnen konnten Göthe sei nicht mehr.

Am 26. März, Nachmittags fünf Uhr, wurde seine Leiche unter großen Feierlichkeiten, geleitet von einem langen Trauerzuge, in der Fürstengruft auf dem neuen Friedhofe beigesetzt. Dort ruht unser größter Dichter neben Schiller, seinem ebenbürtigen Freunde, und neben Karl August und Luise.

Meyer und Zelter, die beiden treuen Freunde, folgten in denselben Jahre nach. —

Was Göthe's großer Geist in seinem Volke angeregt, das beginnt kaum jetzt lebendig zu werden, der Zukunft steht noch eine reiche und herrliche Ernte bevor, wenn sie den edlen Samen nur mit treuer Hand pflegen will. Als Dichter ist er den größten Namen aller Zeiten und aller Völker beigesellt, und sein Ruhm wird dauern so lange die Welt steht. Nicht minder groß wie als Dichter

war Göthe aber auch als Mensch; was Herder im Ideal zeigte, das hat Göthe durch die That, an seinem eigenen Leben erfüllt, und wenn die Nachwelt sich an seinem unsterblichen Ruhme freut und an seinen hohen Werken sich entzückt und erhebt, so soll sie auch dessen eingedenk sein, was Göthe als Mensch dem Menschengeschlechte zurief. Das aber war, um mit Gervinus zu reden, Anfang und Ende seiner Lehre, daß er sein vivere memento immer wiederholte, daß er als das erhabenste Geschäft die Bildung aller Kräfte ansah, zum Leben aufforderte, sich fleißig umzuthun ermahnte, redlich zu streben, stets zu forschen, nie abzuschließen, das Alte zu bewahren, das Neue freudig aufzufassen.

Die Kinder der Natur sollen nur laufen, sagte er, die Bahn kennt die Mutter!

Friedrich Schiller.

Aus der Fülle seiner Literatur pflegt ein jedes Volk sich gewisse Lieblingswerke und Lieblingsdichter auszusondern; ihre Gedanken, ihre Bilder gehen in das Leben des Volkes über, als hätte der Geist des Volkes diese Gedanken selbst aus seinem tiefsten Grunde heraufgefördert, und jeder Einzelne, in den verschiedensten Ständen und in den verschiedensten persönlichen Verhältnissen, findet seine Lieblingsgestalten, gewissermaßen das ausgesprochene Ziel seines Strebens, den klar gezeichneten Ausdruck seiner Gefühle in den Werken eines solchen Dichters wieder.

Eine entschiedene Neigung dieser Art ist höchst bedeutsam für den Karakter des Volkes. Aus der Kenntniß des Ariost allein läßt sich eine tiefe Einsicht in die Neigungen und Abneigungen, in die Schwächen und die Tugenden der Italiener gewinnen; aus den klangreichen, innigen Liedern des Robert Burns tritt uns ein ausdrucksvolles Bild des Schottländers entgegen, und nicht die eingehendste Reisebeschreibung könnte uns den malankolisch wilden Karakter des Finnen und Finnlands, die Zusammenstellung einer ungeheuerlichen Fantasie mit armer Blöße des Lebens in wärmeren Farben malen, als die Gesänge der Kalewala.

Der Lieblingsdichter des deutschen Volkes ist Schiller; die Feier seines hundertjährigen Geburtstages war ein großartiges Nazionalfest, welches in der neuern Zeit einzig in seiner Art erscheint, und den herrlichen Panathenäen des Alterthums würdig zur Seite tritt. Denn jene Feier am 10. November 1859 war nicht etwas Gemachtes, sondern sie war ein Fest, in welchem die freie Liebe des Volkes zum Ausdruck gelangte, und an diesem Feste betheiligte sich ein jeder, der überhaupt von einem Leben des Geistes und der Kunst eine Ahnung hatte.

Das deutsche Volk, das lange geschmähte, so oft verspottete und verachtete, hat durch diese Wahl seines Lieblingsdichters selbst in dunkler Zeit bewiesen, daß sein Streben nur dem Höchsten und dem Edelsten zugewandt war, und während fremde Nazionen mit erhabenem Dünkel auf unser Volk herabblickten, hat unser Volk mit reiner und treuer Hand die Wege gebahnt, auf denen auch die Fremden zum Lichte emporstiegen.

So aber hat Gottes Vaterhand die Entwicklung der Menschheit geordnet, daß jedes edle und uneigennützige Streben auch hienieden schließlich seinen Lohn finden muß, und dem deutschen Volke ist dieser Lohn nicht ausgeblieben, es hat sich den Platz errungen, der ihm allein gebührt, und der Ruhm Kaiser Wilhelm's des Siegreichen, der seinen Namen und seine Thaten bis in die entferntesten Erdenwinkel trug, wird der erste mächtige Baustein zu größerer Macht und Herrlichkeit des deutschen Volkes sein.

Die glänzenden Siege Deutschlands auf den Schlachtfeldern in Böhmen und in Frankreich waren zugleich Siege der Freiheit über die Tirannei, Siege der Entwicklung über die Einschränkung, Siege der Selbstlosigkeit über den krassen Egeismus, überhaupt Siege der Menschlichkeit im freiesten und edelsten Sinne des Wortes, und die Schlacht bei Sedan wird ebenso ein Marksstein für den Fortschritt der Menschheit sein, wie es die Schlacht bei Marathon, die Kreuzigung auf Golgatha, die Reformazion, der Freiheitskrieg und der Sklavenkrieg des Sternenbanners der Union sind.

Wo sollen wir aber die Wurzeln dieser Begeisterung für die höchsten Ziele der Menschheit, dieses Römermuthes, dieser wahrhaft evangelischen Hochsinnigkeit und Freiheitslust des deutschen Volkes suchen? Die Gänge, aus denen dieses reine Gold zu Tage gefördert wird, liegen offen da, es sind die Werke unserer großen Dichter und Denker des achtzehnten Jahrhunderts; jene Zeit gab den Gedanken, unsere Zeit gibt die That. Von allen aber hat keiner so mächtig und nachhaltig auf sein Volk eingewirkt, als Schiller, der in seinen Dichtungen ein Bild dessen ist, was den Grundzug des deutschen Karakters bezeichnet: des Strebens nach dem Ideal.

Wenn wir das Wort Ideal nennen, so meinen wir nicht ein krankhaft unthätiges Schwärmen nach einem unklaren und unerreichbaren Ziele, sondern wir meinen die ernste, unermüdliche, freudige Thätigkeit, welche aus der Ueberzeugung hervorgeht, daß des Menschen Arbeit nicht ein aussichtsloses Mühen, nicht eine Qual, sondern ein fruchtreiches Ringen nach einem sichern und werthvollen Lohne, daß des Menschen Leben an und für sich ein Gut, aber nicht an und für sich Endzweck, sondern ein dargeliehenes Mittel und Werkzeug zur Erreichung eines höheren Zieles ist. In diesem Sinne hat Schiller gedichtet, und nach diesen Grundsätzen hat er gelebt. Im ersten Beginn seiner Freundschaft mit Körner schrieb er an denselben die bedeutungsvollen Worte: „Danken Sie dem Himmel für das beste Geschenk, das er Ihnen verleihen konnte, für dies glückliche Talent zur Begeisterung. Das Leben von tausend Menschen ist meistens nur Zirkulazion der Säfte, das ist heute wie gestern. Ich weine über diese organische Regelmäßigkeit des größten Theils in der denkenden Schöpfung, und den preise ich selig, dem es gegeben ward, der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen, und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt. Unsere Seele ist für etwas Höheres da, als bloß den uniformen Takt der Maschine zu halten“ *).

*) Briefwechsel Schiller's mit Körner. Berlin 1847. I, 24.

Schiller's ganzes Leben war ein Ringen nach einem solchen Ideal; selbst unter der bittern Last nagender Sorge, ermattender Kränklichkeit und unüberwindlicher, unbeweglicher Stumpfheit hat der edle Kämpfer es nicht dahin kommen lassen — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — daß der Körper sich eine traurige Diktatur über die Seele usurpirte; der Flug seiner erhabenen Seele war nur dem Lichte zugewandt, wie schwer auch die Materie ihn herabzuziehen versuchen mochte.

Nach dem Worte des griechischen Dichters sproßt die duftige Rose nicht aus dem nackten Felsen empor, und sklavischer Sinn gebiert nicht die freie That. Schiller's Stammbaum zeigt edle Wurzeln, das Leben seines wackern Vaters war auch ein Streben nach dem Ideal; es bewegte sich in beschränkten Verhältnissen, aber seine Begleiter waren treue Sorge und unermüdliches Streben nach Vervollkommnung.

Des Dichters Vater, Johann Kaspar Schiller, war am 27. Oktober 1723 geboren. Sein Vater war in dem würtembergischen Pfarrdorfe Bittenfeld bei Waiblingen Schultheiß und betrieb, wie seine Vorfahren, das Bäckerhandwerk. Als er starb, war sein Sohn Johann Kaspar noch nicht zehn Jahre alt. Man brachte den verwaisten Knaben zu einem Chirurgen in die Lehre, bei dem er jedoch nichts als die gewöhnlichen Verrichtungen eines Barbiers zu erlernen vermochte. Im Jahre 1745 ging er als junger Mann von zweiundzwanzig Jahren während des östreichischen Erbfolgekrieges mit einem bairischen Husarenregimente, bei dem er die Stelle eines Wundarztes einnahm, nach den Niederlanden. Für ihn gab es in diesem Kriege nicht viel zu thun, und um beschäftigt zu sein, ließ er sich gern zur Führung kleiner Kommandos verwenden. Als der Aachener Friede ihm seine Entlassung brachte, kehrte er ins Würtembergische zurück und ließ sich in der kleinen Stadt Marbach nieder; sie liegt in freundlicher Gegend am Neckar auf einer Höhe, deren Abhänge mit Weinpflanzungen bedeckt sind. Sein Reitzeug und seine Uniform von fahlfarbenem Tuche nahm er zur Erinnerung an seine Kriegsjahre mit sich.

Nachdem er sich in Marbach als praktischer Wundarzt festgesetzt hatte, sah er sich zur Begründung seines eigenen Herdes nach einer Lebensgefährtin um. Im Jahre 1749 heirathete er Elisabeth Dorothea Kodweiß, die Tochter des herrschaftlichen Holzinspektors und Gastwirths „Zum Löwen" Georg Friedrich Kodweiß. Derselbe lebte in guten Umständen, aber eine Ueberschwemmung des Neckar entriß ihm Hab und Gut, und er war froh, als er den Posten eines Thorwächters erhielt, mit welchem eine ärmliche Wohnung am Stadtgraben verbunden war.

Als der Chirurg Schiller seine Tochter heimführte, befand Kodweiß sich noch in besseren Umständen; er konnte ihr nicht allein eine genügende Aussteuer für den Haushalt und eine für damalige Zeiten recht gute Garderobe, in welcher ein Seidenkleid, ein Pelz und einige Schmucksachen nicht fehlten, mitgeben, sondern ihr auch einige Stücke Ackerland zutheilen; die ganze Aussteuer erreichte den Werth von fast vierhundert Gulden. Schiller besaß eine vollständige Einrichtung in chirurgischen Instrumenten, einen kleinen Vorrath von Medikamenten, mehrere medizinische Bücher, und an Kleidungsstücken alles, was man von seinen Ver-

hältnissen erwarten konnte; daß er in seinen Soldatenjahren sich eine Summe von etwas mehr als zweihundert Gulden erspart hatte, ist ein neues Zeichen seiner festen und strebsamen Gesinnung.

Von Gestalt war Johann Kaspar Schiller klein, aber kräftig und wohlgewachsen; seine Stirn war schön gewölbt, sein Antlitz zeigte einen ernsten, sinnenden Ausdruck, sein Auge einen freien, furchtlosen Blick. Des Dichters Mutter war von mittlerer Größe und schlankem Wuchs; sie hatte röthliches Haar, und eine Menge Sommersprossen im Gesicht. Zeitgenossen rühmen ihren milden, seelenguten Blick und die reine Herzensgüte, die aus ihrem freundlichen Antlitze sprach. Ihr Gefühl war einfach und gesund; Verse hat sie, so viel man weiß, nie gemacht; was ihr an sentimentalen Reimereien zugeschrieben wurde, ist untergeschoben. Zum Lesen hatte sie als pflichttreue Hausfrau in bescheidenen Verhältnissen wenig Zeit, doch die Lieder von Uz und Gellert waren ihr lieb, besonders solche von erbaulichem Inhalte. Gegen ihre eigene Familie sowie gegen ihre Eltern bewies sie stets die innigste Zärtlichkeit und war zu der größten Aufopferung, wie wir später sehen werden, freudig bereit. Ihr ganzes Wesen war ein Bild edler, selbstloser Weiblichkeit.

Die Hoffnungen, welche Schiller an seine neubegründete bürgerliche Thätigkeit knüpfte, gingen nicht in Erfüllung, sein Einkommen war jahrelang ein so geringes, daß er sich nach einer andern Stellung umsah. Gelegenheit dazu fand sich mit dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, an welchem der Herzog Karl Eugen von Würtemberg gegen Preußen theilnahm. Schiller trat ins würtembergische Militär und wurde Fähnrich und Adjutant beim Regiment Prinz Louis. Der Ausmarsch verzögerte sich noch, und mittlerweile wurde am 4. September 1757 ein Töchterchen, Kristofine, geboren, das erste Kind in Schiller's achtjähriger Ehe.

Bald nachher rückte das Regiment Prinz Louis aus und wurde als ein Theil des würtembergischen Hülfskorps der östreichischen Armee in Böhmen zugeführt. Dort litt es außerordentlich durch ein ansteckendes Fieber. Durch Mäßigkeit und viele Bewegung erhielt Schiller sich gesund, und weil es an Aerzten fehlte, widmete er den Kranken seine kundige Hülfe, und versah auch noch die Stelle eines Geistlichen, indem er beim Gottesdienste des Regiments Gebete vorlas und den Gesang leitete. Bei aller dieser anstrengenden Thätigkeit fand Schiller immer noch Zeit und Lust, an seiner Fortbildung zu arbeiten. Er benutzte jede Stunde der Muße, um durch eigenes Studium, da fremde Hülfe ihm fehlte, nachzuholen, was er in den ungünstigen Verhältnissen seiner Jugend nicht hatte lernen können. Der Mathematik ergab er sich mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten einen hohen Reiz für ihn; auf seinen Zügen in Hessen und Thüringen sammelte er viele Erfahrungen.

Sein redliches und unverdrossenes Streben wurde anerkannt; im Herbst des Jahres 1759 finden wir ihn als Lieutenant bei dem Infanterieregimente des Generalmajor Romann, welches ein Lager bezogen hatte, um die gewohnheitsmäßigen Herbstübungen auszuführen. Frau Schiller besuchte ihren Gatten daselbst, aber in seinem Zelte wurde sie von den ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung überrascht; es wurde ihr noch möglich, in ihr elterliches Haus in

Marbach, von wo aus sie den Gatten besucht hatte, zurückzukehren und hier ihre Niederkunft zu erwarten.

Am 10. November*) 1759 wurde Johann Kristof Friedrich Schiller geboren**). In seinen letzten Lebensjahren schrieb des Dichters Vater in einem noch vorhandenen Aufsatze die Worte nieder: „Und du, Wesen aller Wesen, dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest!"

Doch vergingen noch vier Jahre, bis es dem Lieutenant Schiller vergönnt war, die Erziehung seines Sohnes selbst zu leiten; bis dahin befand sich derselbe unter der Obhut der Mutter in dem großelterlichen Hause in Marbach. In den ersten Jahren seines Lebens wurde er von Kinderkrankheiten vielfach heimgesucht, und entwickelte sich langsam, indeß kräftigte seine gute Natur sich unter der sorgsamen Pflege seiner Mutter, von welcher er das röthliche Haar und die Sommersprossen geerbt hatte.

Der Hubertsburger Friede gab der Familie den Vater wieder, sie folgte demselben in seine Garnisonsstadt. Im Alter von vier Jahren schied Fritz von Marbach und dem großelterlichen Hause, doch kehrte er oft und gern dahin zurück; die Besuche bei den Großeltern zählte er zu seinen freundlichsten Jugenderinnerungen.

Die Garnison des Vaters war zuerst Kannstadt, dann Ludwigsburg. Der häusliche Kreis war nun vollständig, und Schiller war ein Familienvater in der schönsten, in der deutschen Bedeutung des Wortes. Er war Herr im Hause und wachte streng über Ordnung und Regelmäßigkeit, doch war er dabei milde und

*) Neuere Forschungen haben unzweifelhaft dargethan, daß dieses Datum das richtige ist. Vergl. Boas, Schiller's Jugendjahre, I, 46 ff. Palleske, Schiller's Leben, I, 21 ff.

**) Unter den Taufpathen des kleinen Fritz wird zuerst der Kommandant des Regimentes genannt, bei welchem der Vater diente, es war Kristof Friedrich von der Gabelenz, wirklicher Kammerherr, auch Chevalier de L'ordre militaire de St. Charles. Den Namen Johann bekam der Knabe nach einem Verwandten seines Vaters, dem Studiosus Philosophiae Johann Friedrich Schiller, der im Jahre 1731 gleichfalls in Marbach geboren war; der Großvater dieses Johann Friedrich und der Urgroßvater des Dichters waren Brüder; außer ihm sind andere gleichnamige Verwandte des Dichters, ausgenommen seine drei Schwestern und seine direkten Nachkommen, nicht vorhanden. Johann Friedrich Schiller war halb Diplomat, halb Abenteurer; durch vornehme Bekanntschaften wurden ihm geheime Sendungen anvertraut. Seine Reisen führten ihn nach Holland und England. Im Jahre 1784 besaß er eine Buchdruckerei in Mainz. Literarisch war er nur als Uebersetzer thätig; aus dem Englischen übertrug er Robertson's Geschichte Amerikas (Leipzig 1777. 2 Bände). Diese Uebersetzung hat Hofmeister in seiner Biografie II, 7 fälschlich dem Dichter zugeschrieben. Die erste Ausgabe ist der Königin Charlotte von England gewidmet, die Widmung trägt das Datum „London, den 10. Juli 1777." Unser Dichter Schiller ist mit dem genannten gleichnamigen Vetter oft verwechselt worden. Boas a. a. O. I, 48—52 gibt noch genauere Auskunft.

freundlich schonend gegen Frau und Kinder; von einem erlesenen Gerichte, das für ihn besonders zubereitet war, aß er nie allein. Im Hause, wie außer demselben, war er rastlos thätig; in den Kriegsjahren hatte der wackre Mann sich eine Summe Geldes erspart, und ein gleiches Kapital in dem kleinen Haushalte war die unermüdliche Arbeit der Hausfrau, die, wie ihr großer Sohn später einmal sagte, sich gleichsam von beständiger liebevoller Sorge nährte.

Wenn der Vater im Familienkreise vorlas, wie er oft zu thun pflegte, dann war der kleine Fritz stets aufmerksam und fragte so lange, bis er verstanden hatte, was er wissen wollte. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel vorlas; zum Gebet, welches der Vater Abends und Morgens im Kreise der Seinen laut sprach, eilte Fritz von seinen liebsten Spielen herbei. Eins dieser Gebete, welches der Lieutenant Schiller selbst verfaßt hatte, ist uns von der Gattin desselben mit der Bemerkung erhalten worden, daß der Papa dieses selbstgemachte Gedicht alle Morgen gebetet habe. Die Pietät gegen den vortrefflichen Vater unseres großen Dichters fordert, daß wir die wenigen Zeilen unverkürzt wiedergeben; sie lauten wie folgt:

Treuer Wächter Israels, dir sei Preis und Dank und Ehre,
Lautanbetend lob' ich dich, daß es Erd' und Himmel höre.
Engel, Menschen, Thiere, Pflanzen, alle loben Gott den Herrn;
Heilig, heilig, heilig ist er! Dies erschalle nah und fern.
Billig soll mein erster Hauch da ich von dem Schlaf erwache
Und, des Lebens mir bewußt, an das Tageslicht mich mache,
Meinem Gott geheiligt heißen, und der Lippen erster Laut
Sei, so wie mein ganzes Leben, nur auf Gottes Ruhm gebaut.
Denn daß ich noch jetzo bin, daß mich nicht ein Todesschlummer
Andern Todten zugesellt, oder sonst Gefahr und Kummer
Mit dem neuen Licht des Tages mir ein Uebel sichtbar macht,
Dieses ist ein Werk der Gnade, ein Beweis von Gottes Macht.
Gestern legt' ich meinen Leib unbesorgt zur Ruhe nieder,
Gläubig bat ich dich darum, und du gabst mir heute wieder,
Guter Gott, mein Leib und Leben, Gattin, Kinder, Hab und Gut;
Alles hast du wohl beschützet, alles war in deiner Hut.
Gnade ist's und kein Verdienst, daß du mir den Lebensfaden
Diese Nacht nicht abgekürzt oder sonst mit Angst beladen;
Denn ich muß vor dir bekennen, daß nichts Gutes an mir ist,
Und daß auch der beste Vorsatz das Vollbringen bald vergißt.
Wolltest du, gerechter Gott, nur oft nach Verdienst belohnen
Und nicht täglich mit Geduld meiner trägen Schwachheit schonen,
O wie hätten Zorn und Flammen deines Eifers mich bedeckt
Und in Moder, Staub und Asche schon vorlängst dahingestreckt.
Dieses deiner Langmuth Ziel laß mich heut zur Buße leiten,
Heute noch, denn ungewiß sind der Zukunft Stund' und Zeiten;
Ueberzählte Augenblicke sind vielleicht schon nicht mehr mein,
Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsschlag säumig sein.
Aber laß mich nicht allein nur auf ein Bekenntniß treiben,
Oder nach der Heuchler Art bei der Reue stehen bleiben,
Nein! es müssen Geist und Leben der Gewohnheit sich entziehn

Und in einem neuen Wandel Früchte der Bekehrung blühn.
Welt und Himmel eint sich nicht; soll ich mich zu Gott erheben,
Darf ich nicht zugleich an dem, was nicht Gott ist, fortan kleben.
Alles was dem großen Haufen gangbar ist und wohlgefällt,
Sei bei unverfälschten Kristen abgethan und eingestellt.
Immer ist mein Vorsatz zwar gut und ernstlich umzuwenden,
Oefters fang' ich freudig an, von den angewohnten Sünden,
Von der Trägheit, Gott zu leben, Gott zu dienen, abzustehn
Und auf seinen guten Wegen unverrückt einherzugehn.
Aber leider, und wie sehr, fehlt es mir an eigner Stärke,
Und wie werd' ich dann betrübt, wenn ich meine Schwachheit merke,
Wenn Gebet und Flehn und Thränen mir nicht meine Kraft verleihn,
Und das eifrigste Bestreben, fromm vor dir, o Gott, zu sein,
Bald durch Zufall, bald durch Netze, die mir der Verderber legt,
Wiederum vereitelt wird, und sich neue Bosheit regt.
Aber soll ich darum ganz an der Besserung verzagen?
Bei dem guten Gott nur stets über Unvermögen klagen?
Nein, ich will mich frisch ermannen; Geist der Gnade, steh mir bei,
Daß mein Wandel heut und immer dir allein gefällig sei.
Führe mich auf ebner Bahn, leite mich auf deinen Wegen,
Gib mir auch im Leiblichen: Nahrung, Kleider, Schutz und Segen.
Alles was ich bin und habe übergeb' ich deiner Hut:
Mach es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut!

Tiefer, inniger Ernst und ungeheuchelte Frömmigkeit sind der Grundton dieses Gebetes, und des Vaters Gemüthsstimmung fand bei den Seinigen eindringlichen Anklang. Des Dichters ältere Schwester Kristofine gedachte noch oft des lieblichen Anblicks, wenn der kleine Fritz, die Händchen gefaltet und die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, dem Gebete des Vaters zuhörte. Sein reiner Sinn äußerte sich in seinem Benehmen, seine Folgsamkeit und seine Neigung für alles Schöne und Gute zogen lebhaft an. Gegen seine Geschwister und seine Gespielen war er stets liebreich, ihre Fehler zu entschuldigen immer bereit, und dadurch ward er eines jeden Liebling. Sonntag Nachmittags pflegte die Mutter öfter mit ihren beiden Kindern zu den Großeltern zu wandern; auf solchen Spaziergängen erzählte die gemüthvolle Mutter gern biblische Geschichten, oder sie erklärte ihnen das Evangelium, über welches an demselben Tage gepredigt worden war; Kristofine erzählte einmal: „Einst, da wir Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung noch Emmaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor."

Auf solche Weise vertiefte die treffliche Mutter das Gemüth des Knaben, und zeigte seinem Herzen schöne und bedeutungsvolle Bilder, an denen seine Fantasie die edelste Nahrung fand. Geschichtliche Anschauungen sollten bald den religiösen Gestalten zur Seite treten.

Herzog Karl beförderte im Jahre 1765 den Lieutenant Schiller zum Hauptmann und schickte ihn als Werbeoffizier nach der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, gab ihm jedoch Erlaubniß, in dem würtembergischen Grenzorte Lorch wohnen zu dürfen. Wenige Stellen unseres Vaterlandes mögen jener Gegend an Bedeutsamkeit und ergreifender Erinnerung gleichkommen. Die Häuser von Lorch liegen in einem einsamen Thale, durch Wiesen windet sich der Remsfluß hin, zu beiden Seiten erheben sich düstre Tannengebirge. Der Blick, der in die Ferne schaut, trifft auf die ragende Kuppe des Berges, von dem das glänzendste Kaisergeschlecht Deutschlands niederstieg, und die nächste Umgebung sollte noch eindringlicher an die herrlichen Hohenstaufen mahnen. Von einem Hügel neben dem Dorfe schauen die ernsten Gebäude des Klosters Lorch herab, vor denselben breitet eine uralte Linde ihre weitschattenden Zweige aus, und drinnen in den Kreuzgewölben stehen wir an den Gräbern der Hohenstaufen. Welche Umgebung für ein weiches Gemüth! Dem Knaben, auf dessen Lippen die Frage stets bereit war, wußte der Vater von den Mächtigen der Erde, von dem Glanze ihres Geschlechtes und von ihrem tieftragischen Untergange zu erzählen. Auch die gewaltigen Bilder des siebenjährigen Krieges, die er als Augenzeuge schildern konnte, entrollten seine Worte vor den Augen des Knaben, und wenn der Vater ihn zu den militärischen Uebungen mitnahm, so trat die Wirklichkeit vor den begierigen Blick. Was durch alle diese Eindrücke angeregt wurde, das weiter zu spinnen fand die lebhafte Fantasie erwünschte Gelegenheit, so oft der Knabe die umwohnenden Förster in ihren einsamen Waldhäusern besuchte.

Solchen Träumen gab die gediegene Häuslichkeit ein wohlthätiges Gegengewicht. Bei den Bewohnern von Lorch fand der Hauptmann Schiller mit seiner Familie die freundlichste Aufnahme, besonders wurde der Ortsgeistliche, Magister Filipp Ulrich Moser, ein wahrer Freund des Hauses. Mit dem Sohne desselben, Ferdinand Moser, schloß Fritz Schiller ein herzliches Bündniß; Ferdinand's sanfter Karakter wirkte sehr bildend auf den Gespielen ein.

Von dem Pfarrherrn erhielten die beiden Knaben ihren ersten Unterricht; schon im sechsten Jahre lernte Fritz die lateinische, und im siebenten Jahre die griechische Sprache. Moser war ein wackerer aber strenger Mann; ohne Scheu und ohne Furcht schritt er gegen jede Ueberschreitung ein, welche Mitglieder seiner Gemeinde sich zu Schulden kommen ließen, und wenn er es für nöthig hielt, ließ er sie auf dem Rathhause Geldstrafen entrichten. Für seine redlichen Bemühungen fand er viel Verdruß und wenig Dank; vielleicht war es dieser Umstand, der ihn bestimmte, im Jahre 1767, kurz bevor die Schiller'sche Familie Lorch verließ, das dortige Pfarramt mit einem andern zu vertauschen. Schiller bewahrte seinem ersten Lehrer stets eine freundliche und dankbare Erinnerung, und verewigte sein Andenken, indem er den Geistlichen, der in den Räubern so nachdrücklich auftritt, Moser nannte.

Die Verehrung für den Pfarrherrn, und die Freundschaft für dessen Sohn, der ebenfalls Prediger werden wollte, erweckten in dem kleinen Fritz den Wunsch, selber ein Pastor zu werden, und in kindlicher Art begann er seine Vorbereitungen für den geistlichen Stand. Oft stieg er, wie seine Schwester erzählt, auf einen Stuhl und fing an zu predigen; Mutter oder Schwester mußten ihm eine

schwarze Schürze umbinden und ihm ein Käppchen aufsetzen; dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, aber wenn jemand lachte, lief er unwillig fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Seine Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn; einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, reihte er passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor. Auch eine gewisse Eintheilung ließ er nicht fehlen, da er bemerkt hatte, daß die Predigten des Pfarrers eine solche zeigten.

Zur Kirche und in die Schule ging Fritz gern. Doch wenn ein heitrer Tag lockte, dann versäumte er auch wohl die Unterrichtsstunden und wanderte mit seiner Schwester in die schönen Berge. Solche Verstöße gegen die Ordnung mußten dem strengen Vater verborgen bleiben, und die List, welche aufgeboten wurde, um die kleinen Vergehen zu verdecken, machte sie den Kindern doppelt reizend. Ein Lieblingsgang war die Wanderung zu dem Kalvarienberge, der zwei Stunden entfernt bei Gmünd lag; grell bemalte Holzbilder, an welchen der Weg vorüberführte, stellten die Leidensstazionen dar, oben auf dem Berge zeigte sich die Kreuzigung. Ueberall in der Gegend umher aber tönte der Volksmund wieder von Sagen, welche sich an Felsen und rauschende Bäche, an zerfallene Gemäuer, an verwitterte Thürme, an Burgen und Berge hefteten.

An die Gegend von Lorch dachte Schiller stets mit warmer Anhänglichkeit zurück; als er die Akademie verlassen hatte, war sie das Ziel des ersten Ausfluges, den er mit seiner Schwester machte. In seinen spätern Jahren erbat Schiller sich von seinem Vater einmal das, was an Papieren und Nachrichten aus seiner frühen Jugendzeit etwa erhalten sei. „Diese Dinge interessiren mich jetzt", schrieb er, „und ich brauche sie als Belege zur Geschichte meines Geistes."

In seiner Antwort theilte der Vater einiges mit; er entgegnete seinem Sohne, den er stets, nach der Zeitsitte, Er anredete, unter anderm die Worte: „Es wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckarfluß gesehen, und sonach im Diminutivo jedes kleine Bächgen ein Neckarle geheißen; wiederum hat Er einen Galgen bei Scharndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbisch Gmünd gefahren, mit einer Mausfalle verglichen, weil Er vor diesem Mäusefallen gesehen, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unserm Quartier, der Herberge zur Sonne in Lorch, da man ihm statt Mantel einen schwarzen Schurz, und statt Ueberschlags ein Predigt-Lümpgen anthun müssen. Und dann die äußeren Umstände Seiner Eltern, da Er lernen, vornehmen und thun mußte, gerade das und so viel, als diese Umstände erlaubten."

Schon die ersten Karakterzüge des Knaben deuteten auf den hohen Ernst und die schöne Menschlichkeit seiner dichterischen Werke. Fritz zeigte sich stets wahr und gewissenhaft, einen begangenen Fehler gestand er gewöhnlich selbst ein. Er hatte kaum einen Begriff von Eigenthum, und eine vorherrschende Neigung war es bei ihm, zu schenken. Er gab oft Sachen weg, deren er selbst nothwendig bedurfte; er verschenkte Bücher, Kleider, ja sogar Stücke von seinem Bett. Einst bemerkte der Vater, daß er seine Schuhe nur mit Bändern zugebunden hatte, und als er ihn darüber zur Rede stellte, sagte Fritz: „Ich habe die Schnallen einem armen Jungen gegeben, er trägt sie nur Sonntags; ich habe für den Sonntag ja noch ein Paar andere." Der gerührte Vater konnte

ihm keinen Verweis geben, doch mußte er ihm das Verschenken der Schulbücher ausdrücklich untersagen.

Kristofine hatte den gleichen Hang wie ihr Bruder, und in allen Fällen war sie seine Vertraute. Die beiden Geschwister, welche in der Einsamkeit besonders auf einander hingewiesen waren, in ihren Spielen und Arbeiten, ihren kleinen Leiden und Freuden immer eins am andern den nächsten und besten Kameraden fanden, waren schon früh ein Herz und eine Seele; wenn Fritz etwas verbrochen hatte, so gab Kristofine sich als Schuldige an und duldete Scheltworte und Züchtigungen für ihn. Wenn die Geschwister sich schuldig wußten, dann eilten sie in kindlicher List zu der sanften Mutter und bekannten, um der Strenge des Vaters zu entgehen, bei ihr das Vergehen und baten sie, die Strafe zu vollziehen.

Es war eine heitere, schöne Zeit, die Schiller in diesen ersten Jugendjahren verlebte. Als er in späteren Jahren die Elbgegend bei Meißen erblickte, war er tief ergriffen, sie mahnte ihn an die Fluren von Lorch, an den Tummelplatz seiner frühen dichterischen Kindheit, wie er sagte. Mit gleicher Anhänglichkeit gedachte jener Zeit und jener Gegenden ein Jugendgespiele des Dichters, Karl Filipp Konz; in einer Ode, welche er 1782 an Schiller richtete, finden sich die Worte:

Sieh, hier auf den Auen der Heimath,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieselnden Quell,
Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur;
Jetzt an den Krümmungen des Waldes,
Der wiedertönt vom Gesang der Vögel,
An schattigen Tannen
Und hochdrohenden Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg,
Und weiter hinten, wo unten die Flur,
Vom Weidenbach durch schlängelt,
Halb umkränzet der Wald,
Majestätisch emporhebend den Riesenrücken,
Dein Stolz, Suevia,
Der mächtige Stanfenberg! —

Ach, wie sie mir vorübergaukeln vor'm Fantasienblick,
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig mich anspricht
Mein Knabengefühl!
Und o, wie du schon da
Manche kindische Freuden
Mit mir theiltest,

Da noch schlummernd in uns
Ruhte der Funken, der jetzt
Aufzulodern begann, und bald
Ausschlagend wird zur Flamme!"

Auch eine liebe kleine Gespielin, an welcher Fritz seine Zärtlichkeit üben konnte, wurde ihm in Lorch beschеert. Im Januar 1766 wurde seine Schwester Luise geboren. Die vermehrte Sorge veranlaßte den Vater zu vermehrten Anstrengungen um die Vergrößerung seiner Existenzmittel. Da er sich lebhaft mit Beobachtung der Bodenkultur beschäftigt hatte, so legte er die Resultate seiner Forschungen in einer Schrift nieder, welche den Titel führte:

Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg; aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier. 4 Stücke. Stuttgart 1767—1769.

So angenehm der Aufenthalt in Lorch übrigens auch sein mochte, so wurde er der Schiller'schen Familie doch bald unmöglich; der Hauptmann hatte in drei Jahren nicht den geringsten Sold erhalten und war genöthigt, von seinem eigenen geringen Vermögen zu zehren. Erst nachdem er beim Herzoge eine nachdrückliche Vorstellung eingereicht hatte, daß er auf solche Weise unmöglich länger als ehrlicher Mann auf seinem Posten bestehen könne, wurde er abgerufen und 1768 in die Garnison Ludwigsburg versetzt, wo man ihm den rückständigen Sold allmälig nachzahlte. Seine Beobachtungen über agronomische Verhältnisse fortzusetzen, fand der Hauptmann Schiller hier die beste Gelegenheit, und um viele müßige Stunden auszufüllen, legte der unermüdliche Mann eine Baumschule an, welche vortrefflich gedieh.

Für den Knaben war der Wechsel des Aufenthaltsortes höchst anziehend; aus dem stillen Walddorfe siedelte er in die prunkende Residenz über, denn Herzog Karl wohnte damals beständig in Ludwigsburg. Wie so viele kleine Fürstenhöfe jener Zeit, war auch der würtembergische Hof ein nachäffendes Bild des liederlichen Fontainebleau; in unverantwortlicher Verschwendung wurde hier der Schweiß des Volkes verpraßt. Italienische Oper, französisches Schauspiel, Ballets, Seiltänzer, und zur Zeit des Karnevals eine italienische Messe, welche von Jung und Alt nur in der Maske besucht werden durfte, machten die kleine Stadt zu einem glänzenden Tummelplatze. Mit besonders vielem Pomp wurden die Opern aufgeführt; über die prachtvoll dekorirte Bühne zogen künstliche Elefanten und Löwen, schimmernde Kavalkaden wechselten mit üppigem Ballet, von Noverre arrangirt, von dem berühmten Vestris getanzt; ein vortreffliches Orchester und renommirte Schauspieler machten den wechselnden Kreis der Vergnügungen vollständig, und alles zusammen schuf für den jungen Gast aus den einsamen Wäldern eine völlig neue Welt.

Der erste Anblick des Theaters eröffnete einer Fluth von neuen Eindrücken das Thor. Schon damals gingen dem Knaben Pläne zu Trauerspielen durch den Kopf, und mit der Liebe zum geistlichen Stande vereinte sich nun die Lust an dramatischen Gestalten. Aus Papier wurden Puppen geschnitten und Kristofine half treulich, dieselben zu bemalen und zum prunkenden Auftreten geschickt zu machen. Waren die Vorbereitungen beendet, so mußten leere Stühle den Kreis der Zuschauer vertreten, und das Stück begann.

Eindrücke, die mit solcher Macht wirkten, wurden durch schroffe Gegensätze noch mehr vertieft. Während der Herzog in seinem Treiben nur raffinirter Sinnenlust folgte, schränkte ein pfäffischer Gewalthaber in Ludwigsburg und Umgegend jede selbständige Regung des Lebensmuthes mit brutaler Faust ein. Der sogenannte Spezialsuperintendent Zilling, ein würdiges Seitenstück zu dem Patriarchen im Nathan, regierte als Souverän in den kirchlichen Verhältnissen des Städtchens. Er war der Sohn eines Bäckers; sein eigener Bruder, der den Küsterposten bekleidete, durfte ihm nie den Kirchenrock überziehen, ohne ihm eine tiefe Verbeugung zu machen. Ebenso kraß wie sein Hochmuth war seine Wuth zur Rache und zur Verfolgung. Der Dichter Schubart, der sein Organist gewesen und durch Zilling's Einfluß dieses Postens entsetzt war, verlangte, als er später auf dem Hohenasperg in dumpfiger Zelle schmachtete, nach dem Genuß des Abendmahls, aber Zilling verbot dem dortigen Prediger, ihm dasselbe zu reichen.

Nach der Vorschrift und nach dem Vorbilde dieses Mannes wurde in Ludwigsburg aller Religionsunterricht ertheilt. Auch Schiller's Religionslehrer gehörte zu den beschränkten Frömmlingen. Einst sollte der Knabe mit seinem Kameraden Gottlieb Elwert aus Kannstadt in der Kirche den Katechismus hersagen. Ihr Lehrer drohte, sie furchtbar durchzupeitschen, wenn sie auch nur ein einziges Wort verfehlen würden. Angstvoll zitternd begannen die Knaben, doch es glückte ihnen, ihre Aufgabe ohne Anstoß zu vollenden, und der Schultyrann, dem diese Leistung wohl selbst etwas Ungewöhnliches zu sein schien, gab jedem der beiden Knaben zwei Kreuzer. Die Frucht der bittern Angst beschlossen die Kameraden zu einem Mittel für einen besondern Genuß zu machen, und nach reiflicher Ueberlegung wanderten sie nach dem Hartenecker Schlößchen, um dort Milch zu essen. Aber was sie begehrten, fanden sie nicht, und als sie Käse essen wollten, forderte man ihnen vier Kreuzer ab, sie hätten also nichts für Brod übrig behalten. Die kleinen Pilger schüttelten den Staub von ihren Füßen und setzten ihren Stab weiter, bis sie nach Neckarweihingen kamen. Hier fand ihre Ausdauer den gebührenden Lohn; für drei Kreuzer setzte man ihnen Milch in blanker Schüssel vor und ließ sie mit silbernen Löffeln essen, der vierte Kreuzer lieferte einen köstlichen Nachtisch von Johannisbeeren. Froh des Genossenen verließen die kleinen Gutschmecker den Ort ihrer Lust, und als der Heimweg sie zu einem Hügel führte, von welchem sie auf beide Orte, Harteneck und Neckarweihingen, herabschauten, da gerieth Schiller in dithyrambische Begeisterung; in dichterischem Schwunge schüttete er über den Ort, der sie verstoßen, seine schrecklichsten Verwünschungen aus, aber der Stätte ihrer Lust ertheilte er in gefühlvollen Worten seinen Segen.

Die lebhafte Natur des Knaben, welche aus diesem kleinen Vorfall spricht, zeigte sich auch zu andern Zeiten, und ging selbst in Muthwillen über. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meist den Ton an. Selbst älteren und stärkeren Genossen imponirte er, weil er furchtlos genug war, sogar Erwachsene anzugreifen, wenn sie ihn beleidigt hatten. Wer ihm zuwider war, der hatte mancherlei muthwillige Neckereien hinzunehmen; doch da dieselben nie böswillig waren, so wurden sie ihm auch nie nachgetragen.

Wenige unter den Spielgesellen waren seine vertrauten Freunde, an diesen wenigen aber hing er fest und innig und kein Opfer schien ihm für sie zu groß. Sein liebster Freund, mit dem er fürs ganze Leben verbunden blieb, war Friedrich Wilhelm von Hoven, der später Medizinalrath in Nürnberg war. Die beiden Knaben waren von gleichem Alter, Schulkameraden und angehende Theologen, ihre Väter waren beide Offiziere und bewohnten einige Zeit dasselbe Haus, dasjenige nämlich, in welchem sich die Kotta'sche Buchdruckerei befand. Fritz und Wilhelm verbrachten jede Mußestunde zusammen und übten allerlei Muthwillen, und Schiller begann schon hier seine schriftstellerische Thätigkeit dadurch, daß er einmal einem Setzer der Druckerei die Lettern verstellte.

Schiller und Hoven besuchten gemeinschaftlich die lateinische Schule in Ludwigsburg, die ein jeder durchmachen mußte, der Theologie studiren wollte. Jährlich wurden die Zöglinge derselben in Stuttgart geprüft, und wer in diesem Examen alljährlich gut bestand, konnte im vierzehnten Jahre in die sogenannten Klosterschulen eintreten. Die lateinische Schule in Ludwigsburg hatte drei Klassen; jede derselben stand unter einem einzigen Lehrer, welcher Präzeptor genannt wurde. In der untersten Klasse wurde nichts als Latein gelehrt, nur der Freitag fiel als kümmerliches Almosen für das Deutsche ab. Hier waltete als Lehrer ein ernster, ziemlich strenger Mann, der aber die Schüler freundlich behandelte, so daß alle Fleißigen ihm zugethan waren. Jede Lekzion wurde, wie das damals an vielen Orten geschah, mit Gebet eröffnet. Am Sonntage mußten die Schüler Vormittags der Predigt, Nachmittags der Katechisazion in der Kirche beiwohnen.

Schiller galt immer für einen der besten Schüler seiner Klasse. Er faßte leicht und war von Natur fleißig; ein besondrer Sporn war für ihn noch die Ehrfurcht vor seinem Vater, der nie aufhörte seinen Fritz anzutreiben. Die Erinnerung an seine eigene vernachlässigte Erziehung, in Folge deren seine vortrefflichen Anlagen nicht zur Entwicklung kommen konnten, war dem wackern Manne stets schmerzlich, und er setzte alles daran, daß der Sohn etwas tüchtiges lernen sollte. Fritz that ihm nicht leicht genug, und wenn dessen Lehrer auch vollkommen mit ihm zufrieden waren, so sprang und spielte er dem Vater doch zu viel im Garten umher, wodurch er sich öfter Verweis und Strafe zuzog.

Zu Ostern eines jeden Jahres mußten die theologischen Scholaren aus ganz Würtemberg sich in Stuttgart einfinden, um daselbst von dem Rektor des Gymnasiums geprüft zu werden. Man nannte diese Prüfung das Landexamen, und wer dabei nicht bestand, wurde vom Studium der Theologie ausgeschlossen. Ostern 1769 machte Schiller die Reise nach Stuttgart zum erstenmal; der Rektor M. Knaus war mit ihm sehr wohl zufrieden, er gab ihm die Zensur: Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter petentes huius anni recipiatur.

Bald nachher wurde Schiller in die zweite Klasse versetzt, wo ebenfalls die lateinische Sprache die Alleinherrscherin war. Während in der untersten Klasse — horribile dictu! — nichts als Grammatik getrieben wurde, ging man in der zweiten zum Lesen der Klassiker über. Der Präzeptor dieser Abtheilung, ein gewiegter Schulmann, der trotz seiner frommen Richtung ein grimmiges Regiment führte, ließ des Freitags, wenn Deutsch auf dem Stundenplane stand, streng-

gläubige Bücher lesen und hielt förmliche Katechisazionen. Wenn ein Schüler nicht aufmerksam war, so wurde er an diesem geweihten Tage mit sanften Worten einstweilen zurechtgewiesen, sein Name aber kam ins schwarze Register, und sobald er an einem der folgenden Tage sich irgend etwas zu Schulden kommen ließ, erhielt er das restirende Kapital mit reichlichen Zinsen in guten, vollwichtigen Prügeln ausgezahlt. In dieser Luft fühlten die Scholaren sich nicht sehr behaglich, sie spannten alle Segel auf, um recht bald in die erste Klasse versetzt zu werden.

Bisher hatte Schiller, wenn er auch den besten seiner Klasse stets gleichstand, sich nicht durch besonders auffallende Kräfte oder Leistungen hervorgethan. Aber als er elf Jahre zählte, trat bei ihm das Ungewöhnliche seines Wesens allmälig hervor. Die lärmenden Spiele der Knabenzeit fesselten ihn nun nicht mehr; mit einem auserwählten Genossen durchzog er während der Freistunden die schöne Landschaft um Ludwigsburg und die schattigen Wälder; die Freunde klagten über ihr hartes Schicksal, grübelten über die tiefumnachtete Zukunft, und hingen den Träumen nach, welche die Hoffnung mit leiser Hand auf dem Nebelschleier der kommenden Zeit entwarf.

Das Streben nach einem höhern Ziele ließ sich nicht mehr verbergen, es äußerte sich anfangs in regem Fleiße, aber bald rüttelte der Genius auch an den engen Schranken, die ihm nur anfangs unbedingt ehrwürdig erschienen waren. In der ersten Klasse, wohin der Knabe vorgerückt war, lehrte der Oberpräzeptor Johann Friedrich Jahn *). Hier wurde auch etwas Griechisch und Hebräisch getrieben, doch blieb das Lateinische der Hauptgegenstand des Unterrichts. Jahn war Geistlicher, aber er bestieg nie die Kanzel; seine Neigung war ganz dem Lehrfach zugewendet, und er galt für einen vorzüglichen Schulmann. In den alten Sprachen war er Meister; sein unerschütterlicher Ernst, die Konsequenz seiner Methode, sein Scharfblick, der ihn das Wesen jedes Schülers genau erkennen ließ, und seine Gewissenhaftigkeit machten ihn zu einem vortrefflichen Lehrer. Von römischen Dichtern ließ er Ovid's Tristien, Virgil's Aeneide und die Oden des Horaz übersetzen; es wird ihm rühmend nachgesagt, daß er bei seiner Erklärung der Klassiker den Kreis seiner Auseinandersetzungen sehr weit spannte und viele Dinge zur Sprache brachte, welche in andere wissenschaftliche Zweige überschlugen. Auf diese Weise gab er seinen Schülern eine umfassendere Bildung, als sie auf den übrigen lateinischen Schulen zu erhalten pflegten.

*) Alle übrigen Biografen erzählen, daß Schiller's Vater schon 1770 nach der Solitüde versetzt, und Fritz bei Jahn in Kost und Wohnung gethan sei. Palleske (I, 43) widerspricht dieser Annahme und gibt an, der Hauptmann Schiller sei erst 1775 nach der Solitüde gekommen. Obwohl Palleske die Quelle nicht nennt, aus welcher seine Nachricht stammt, so scheint mir diese Ansicht doch die richtige zu sein, denn es wird ausdrücklich gesagt, der Herzog habe den Hauptmann Schiller deshalb mit der Oberaufsicht aller Anlagen auf der Solitüde beauftragt, weil Schiller in Ludwigsburg in seiner Baumschule so ausgezeichnete Erfolge erzielt habe. Der Hauptmann Schiller kam aber erst 1768 nach Ludwigsburg, und bis 1770, in nur zwei Jahren, konnte er unmöglich in einer neu angelegten Baumschule auffallende Resultate gewinnen.

Unter Jahn's Leitung machte Schiller allerdings bedeutende Fortschritte, aber die rauhe, pedantische Zucht machte ihn scheu, und endlich kam es zum offenen Bruch zwischen ihm und seinem Lehrer. Auf dem Landexamen in Stuttgart erhielt Schiller Ostern 1771 die Zensur: Puer bonae spei, qui non infeliciter in literarum tramite progreditur.

Gleich darauf wurde Jahn versetzt, an seine Stelle trat ein Oberpräzeptor Namens Winter. Schiller übertraf alle seine Mitschüler in der Fertigkeit, lateinische Verse zu machen, ihm wurde daher der Auftrag, den anziehenden Winter poetisch zu begrüßen. Er meinte etwas sehr Feines gesagt zu haben, als er in dem Gedichte mit aussprach, Winter verspreche den Schülern einen schönen Frühling. Aber Winter war rasch zum Zorne, und in Folge eines Mißverständnisses wurde Schiller einige Tage später von Winter ganz schuldlos durch harte Stockschläge gezüchtigt. Der Oberpräzeptor erkannte kurz nachher sein Versehen und ging zu Schiller's Vater, um sich zu entschuldigen. Fritz hatte, nach der Art eines jeden gesunden Knaben, von seiner Züchtigung nichts verlauten lassen, aber die blauen Flecke auf seinem Rücken sprachen um so deutlicher.

Aus jener Zeit ist auch noch ein langes Karmen in lateinischen Distichen vorhanden, in welchem Schiller dem allgewaltigen Superintendenten Zilling für gestattete Herbstferien den offiziellen Dank der Schüler darbrachte. Es ist vom 28. September 1771 datirt.

Zilling war es auch, welcher den Knaben konfirmirte. Ostern 1772 sollte die Feierlichkeit stattfinden. Am Tage zuvor sah die fromme Mutter den Knaben harmlos und gleichgültig auf der Straße umherschlendern. Sie rief ihn zu sich und machte ihm Vorwürfe über den Leichtsinn, mit welchem er der wichtigen Handlung entgegenginge. Der Knabe war betroffen, er wußte, wie grundlos die Sorgen der guten Mutter waren; er eilte fort, und in der Einsamkeit sprach er in seinem ersten deutschen Gedichte die Gefühle aus, mit welchen er den Tag seiner Konfirmazion herankommen sah. Als er die Verse auch seinem Vater übergab, verbarg derselbe seine Bewegung unter den scherzenden Worten: „Bist du närrisch geworden, Fritz?"

Das schnelle Wachsthum des Knaben that eine kurze Zeit durch körperliche Schwäche dem Fleiß desselben Abbruch; beim Landexamen im Jahre 1772 erhielt er die Zensur: Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus, utut eos non penitus exaequet. Als aber seine Gesundheit sich kräftigte, war das Versäumte nicht allein bald nachgeholt, sondern sein Eifer wurde so rastlos, daß seine Lehrer ihm ernstlich Einhalt gebieten mußten. Die außerordentlichen Fortschritte des Knaben zeigten sich in seinen Zeugnissen in der Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprache; er erhielt bei jeder Prüfung ein doppeltes A, die beste Zensur, welche überhaupt gegeben wurde. Seine Lehrer bezeichneten ihn als einen Knaben, der zu großen Hoffnungen berechtige, der Herzog wurde aufmerksam auf ihn. Doch dieser Umstand sollte ihn auf eine ganz andere Lebensbahn lenken, als die er sich selbst gewählt hatte. Den Weg zu einem behaglichen, obskuren Pfarramte verschloß ihm der Wille des Herzogs, und trieb ihn statt dessen dem höchsten Ziele zu;

dem Ziele, ein Lehrer der Menschheit im erhabensten und großartigsten Sinne zu werden.

Es ist nothwendig, daß wir aus dem engen Kreise heraustreten, in dem unsere Erzählung sich bisher bewegte, und einen Blick auf die Anstalt des Fürsten werfen, der Schiller's Schicksal in Händen hielt.

Herzog Karl Eugen von Würtemberg wurde 1728 geboren. Sein Vater, Karl Alexander, war zur katholischen Religion übergetreten und hatte dadurch zwischen dem Throne und den Landständen einen tiefen Zwiespalt geschaffen. Als er eines plötzlichen Todes starb, war sein Sohn neun Jahre alt. Die Regentschaft wurde der ehrgeizigen Herzogin Wittwe übergeben, der Prinz wurde in Berlin erzogen. Unter den Augen Friedrich's des Großen entwickelten sich die reichen Anlagen des Knaben in einer Weise, welche eine sichere Bürgschaft für eine große Zukunft zu sein schien. Ein geschickter Unterhändler am Wiener Hofe, der Freiherr von Montmartin, beantragte, als Karl sechzehn Jahre alt war, bei dem Kaiser dessen Mündigkeitserklärung; das Zeugniß Friedrich's des Großen: „daß Karl Eugen fähig sei, noch größere Staaten zu regieren, als diejenigen, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut", gaben dem Antrage entscheidenden Nachdruck. Durch des Kaisers Spruch wurde der sechzehnjährige Knabe Herzog von Würtemberg, und Montmartin wurde sein Minister.

Nach den Weisungen des großen Königs, der seine Jugend überwachte, begann Karl zu regieren, sein Ziel zeigte er in einer Schrift „Ueber die Tugenden und Laster."

Aber dem kraftvollen Jünglinge trat mit der erwachenden Sinnlichkeit die Versuchung von vielen Seiten nahe; feile Subjekte, die Geld und Glanz erschleichen wollten, stachelten die Begierden des Jünglings immer höher an und zeigten ihm nicht umsonst die Macht, aus deren Hand die Erfüllung der unbändigsten Wünsche winkte. Die Liebe hätte die entfesselten Geister noch wieder zähmen können; aber nicht sie war es, welche dem Fürsten die junge schöne Gemahlin zuführte. Der Bund währte nur eine kurze Zeit; der Hochmuth der Herzogin machte sie ihrem Gemahl verhaßt, die Trennung und die Abreise erfolgte bald. Nun war auf allen Seiten freie Bahn, kein rettender Engel hielt den strahlenden Schild empor; mit glühender Fackel stürmten die Dämonen der tollsten Leidenschaften voran, endloses Unheil brach über das schöne Land herein, und das Kleinod des Grafen Eberhard wäre in Würtemberg wohl vergeblich gesucht worden.

Montmartin war ebenso feige, wie falsch und ränkesüchtig. Was er ausgedacht, mußte ein anderer ausführen: der Oberst Rieger, ein schamloser, gewaltthätiger Mann, der seinerseits wieder einen würdigen Gehülfen zur Seite hatte, den ehemaligen Handwerksburschen, zuletzt Kirchenrathsdirektor Wittleder, der alle Stellen des Landes, von der höchsten bis zur niedrigsten, ganz offen verkaufte, um die unermeßlichen Summen zu erschwingen, welche des Herzogs sinnlose Verschwendung verschlang; denn Feste aller Art, Oper, Ballet, kostbare Reisen, italienische Maitressen sorgten für eine ewige Ebbe in des Herzogs Kasse. Karl Eugen war ein gewaltiger Jäger, in ganzen Schaaren wurde das Wild gehegt, die Saaten des Landmanns waren seine Nahrung, und die Söhne des

Landes wurden an Frankreich verkauft; fast drei Millionen Livres solchen Blutgeldes steckte der Herzog in die Tasche.

Von Friedrich dem Großen hatte Karl Eugen sich längst völlig losgesagt; beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges nahm er freiwillig für Oestreich Partei, Oberst Rieger mußte 14,000 Mann Soldaten ausheben, deren Aufstellung die Würtemberger fast zur Verzweiflung brachte; der Herzog ließ sie in Sachsen einrücken, sie spielten eine elende Rolle in dem ganzen Kriege, Krankheit und Strapazen fraßen mehr Menschen, als das Schwert des Feindes. Rieger gewann durch das Soldatenspiel solchen Einfluß, daß er seinen Genossen unbequem wurde; Montmartin entdeckte plötzlich eine hochverrätherische Korrespondenz seines Kollegen mit dem Auslande, er legte sie dem Herzog vor, und Rieger wurde ohne Untersuchung verhaftet und in den tiefsten Kerker der Feste Hohentwiel geworfen.

Die würtembergischen Landstände hatten wiederholt ihre Beschwerden beim Herzoge angebracht, er hatte sie nie beachtet, und um dem ewigen Murren aus dem Wege zu gehen, verlegte er seine Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg. Nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges wurde die ganze Heeresmacht beibehalten, und um sie erhalten zu können, griff man die Landschaftskasse an und schrieb neue, ungesetzliche Steuern aus. Die Landstände protestirten energisch, der Herzog wurde darüber sehr aufgebracht, er ließ den Landschaftskonsulenten Moser, einen berühmten Rechtsgelehrten und sehr ehrenhaften Mann, ohne Urtheil und Recht in den Kerker zu Hohentwiel werfen.

Da endlich rafften die Landstände sich zu energischem Thun auf. Sie machten ihrem Fürsten den Prozeß bei Kaiser und Reich; Preußen und einige andere Staaten traten als Vermittler auf und brachten 1770 einen Vergleich zu Stande; die Verfassung wurde hergestellt, Montmartin und Wittleder wurden entfernt. An die Stelle dieser Schurken trat eine edle Frau, welche, obgleich durch ein Verbrechen gewonnen, doch der rettende Engel des Landes wurde.

Karl Eugen sah die Gemahlin des Barons von Leutrum, eines alten baireuther Kammerherrn, an den ihr unbemittelter Vater, ein Herr von Bernardin, sie verheirathet hatte. Franziska war von hoher Schönheit und von nicht gemeinem Geiste, der Herzog verliebte sich leidenschaftlich in sie, er entführte sie ihrem Gemahl, machte sie zur Reichsgräfin von Hohenheim und blieb ihr treu ergeben; als seine Gemahlin im Jahre 1786 starb, ließ er sich mit Franziska morganatisch trauen.

Karoline von Wolzogen nennt Franziska eine gute deutsche Frau; in solchem Munde sind diese Worte hohes Lob. Franziska's segensvoller Einfluß zeigte sich bald und entschieden. Herzog Karl beschränkte seine Hofhaltung zu großer Einfachheit; die goldbetreßten Schaaren geschäftiger Müßiggänger wurden entlassen, das Theater auf bescheidene Verhältnisse herabgesetzt, die Soldaten kehrten zum Pfluge und zum Handwerke zurück. Moser wurde freigelassen und in sein Amt wieder eingesetzt, und auch Rieger, der schon vor Jahren entlassen war und sich in fremden Diensten ausgezeichnet hatte, wurde zurückberufen und zum Kommandanten des Hohenasperg ernannt. Als aber der Dichter Schubart in seinen Versen öffentlich über das Verhältniß des Herzogs zu Franziska spottete, brach die Gewaltthätigkeit noch einmal wieder hervor, und die lange geübten

Mittel zur Befriedigung persönlicher Rache wurden wieder in Bewegung gesetzt; Schubart wurde auf württembergisches Gebiet gelockt und auf dem Asperg in qualvoller Gefangenschaft gehalten. Doch auch dieses Unrecht sühnte Karl Eugen später wieder, so gut er konnte, Schubart wurde aus seiner Haft entlassen und zum Direktor der Hofmusik und des Theaters in Stuttgart ernannt.

Das schönste Zeugniß für den segensreichen Einfluß der Gräfin Franziska, die alle guten Geister in des Herzogs Brust wieder weckte, ist ein Reskript, welches Karl Eugen bei Gelegenheit seines funfzigsten Geburtstages am 11. Februar 1778 erließ, mit der Bestimmung, daß es von allen Kanzeln verlesen werden sollte. Es heißt darin:

„Gott, von dem alles Gute kommt und ohne welchen nicht Gutes kommen kann, haben Wir es zu verdanken, daß durch seine Güte Unsere Lebensjahre mit dem heutigen Tage sich auf funfzig, mithin ein halbes Jahrhundert, erstrecken, wobei er Uns, besonders seine Gnade verliehen, Unserm so vorzüglichen Berufe gemäß dasjenige mit guten Kräften und guter Gesundheit bishero ausführen zu können, was nicht allein Unsere Regentenpflichten mit sich gebracht, sondern auch was Wir zum wahren Besten Unserer lieben und getreuen Unterthanen nach Unserer landesväterlichen Obliegenheit von Zeit zu Zeit für dienlich befanden.

„Da wir aber Mensch sind und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch für das Künftige bleiben müssen, so hat es nicht anders sein können, als daß, theils aus angeborner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen sich viele Ereignisse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jetzo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig, denn dies ist die Schuld eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erde, für beständig heilig sein und bleiben sollte."

Die Gräfin Franziska war klug genug einzusehen, daß in dem Geiste eines Mannes wie Karl Eugen keine Leere, und in dem Herzen dieses wildstürmenden Mannes keine Einförmigkeit sein dürfe. Sie leitete seine Neigungen und seine Kräfte in segensreiche Bahnen, und Karl Eugen gründete nun Schulen für den Ackerbau, für Kunst und Wissenschaft.

Drei Stunden von Stuttgart entfernt, auf der Höhe des bewaldeten Hasenberges, hatte der Herzog in den Jahren 1763 bis 1767 ein Lustschloß erbaut, dem er den Namen „die Solitüde" gab. Zuerst hatte nur ein einfaches Landhaus erstehen sollen, aber mit der Ausführung wuchs auch der Plan. Ein prachtvolles Gebäude in Rundform wurde aufgeführt, von einer hohen Kuppel in der Mitte hatte man die herrlichste Aussicht; Nebenflügel und Pavillons reihten sich an das Hauptgebäude, unter ihnen auch eine Akademie; außerdem lagen auf dem Berge noch eine katholische Kirche, ein Opernhaus, ein Marstall und einige Kasernen für die herzogliche Garde.

In diesem schöngelegenen Schlosse errichtete der Herzog im Jahre 1770 unter dem Namen „militärisches Waisenhaus" eine Erziehungsanstalt, hauptsächlich für Soldatensöhne. Bald nachher aber faßte ihr Gründer den Plan, die Schüler dieser Anstalt für den Hof und das herzogliche Haus nutzbar zu

machen, es wurden Lehrstunden für Tanz, Gesang, Bildhauerei und andere Künste angesetzt, und diese Erweiterung zog naturgemäß noch einmal eine Vergrößerung nach sich; Lehrer für den Unterricht in der Geschichte und Geografie, in Sprachen u. s. w. wurden angestellt, Jahn von der lateinischen Schule in Ludwigsburg wurde berufen. Aus der militärischen Pflanzschule wurde sonach eine allgemeinere und höhere Erziehungsanstalt geschaffen, welche auch Studirenden zur Vorbereitung dienen könne; zu Ende des Jahres 1772 wurde die Schule zur Akademie erhoben.

Jetzt sollten Söhne aus höheren Ständen, besonders Offizierssöhne, aufgenommen werden. Um Zöglinge zu gewinnen, die seiner Anstalt Ehre zu machen geeignet waren, ließ der Herzog von Zeit zu Zeit in den Schulen des Landes nach begabten Knaben forschen, die er dann, theils durch Güte, theils durch einen mehr oder minder wirksamen Druck auf die Eltern, zum Eintritt veranlaßte. Schiller's Freund Wilhelm von Hoven und dessen Bruder hatten dem Rufe des Herzogs folgen müssen, und die günstigen Zeugnisse seiner Lehrer bereiteten dem Sohne des Hauptmanns ein gleiches Loos. Herzog Karl wendete sich an den Vater mit dem Erbieten, seinen Sohn in der Pflanzschule völlig kostenfrei unterrichten und erziehen zu lassen. Die Familie Schiller, besonders die Mutter, hatte sich in dem Gedanken, daß Fritz Theologe werden solle, glücklich gefühlt, und der Vorschlag des Herzogs fand wenig Beifall. Daher suchte der Hauptmann Schiller durch eine freimüthige Vorstellung und durch den Hinweis auf die bereits bestimmte Lieblingsneigung des Knaben abzulehnen. Da ein theologischer Lehrstuhl auf der Solitüde nicht bestand, so erwiderte der Herzog selbst: unter solchen Umständen könne er allerdings die Laufbahn des Knaben im Institute nicht begründen.

Aber einige Zeit nachher erließ der Fürst noch zweimal an den Hauptmann Schiller die Aufforderung, seinen Sohn der Akademie zu übergeben, die Wahl des Studiums solle dem Knaben ganz anheim gestellt werden, und später solle er eine bessere Versorgung gewinnen, als im geistlichen Stande irgend möglich sei. Schiller's Vater lebte als Offizier in herzoglichen Diensten nur von seinem Solde, er durfte nicht wagen, sich der höchsten Ungnade auszusetzen, und da Fritz, obwohl mit schmerzlicher Ueberwindung, seinem Lieblingsplane zu entsagen bereit war, so meldete der Hauptmann seinen Sohn zur Aufnahme an; unter dem 18. Januar 1773 d. d. Ludwigsburg richtete er ein zeremoniöses Dankschreiben an den Intendanten der Akademie.

Der dreizehnjährige Knabe wählte zu seinem Studium die Jurisprudenz. Professor Jahn prüfte ihn und gab ihm das Zeugniß, er übersetze die üblichen lateinischen Autoren, nicht weniger das griechische Testament, mit ziemlicher Fertigkeit; er habe einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, doch seine Handschrift sei sehr mittelmäßig. In einem blauen „Röcklein," mit einem Besitz von 43 Kreuzern baaren Geldes und funfzehn lateinischen Büchern verließ Fritz das väterliche Haus, und wanderte auf schnurgerader Allee von Ludwigsburg seinem Bestimmungsorte, der Solitüde, zu.

Am 17. Januar 1773 wurde Friedrich Schiller in die militärische Pflanzschule aufgenommen.

Es gibt in Italien einen Mönchsorden der Theatiner; sie widmen sich gänzlich dem Studium der Wissenschaften und legen ihre Klöster auf Höhen an, welche einen weiten Umblick gewähren. Die Theatiner behaupten, daß eine solche Fernsicht der Entwicklung der Gedanken förderlich sei. Wenn ihre Ansicht richtig ist, so hatte Fritz über seinen neuen Aufenthaltsort nicht zu klagen. Ueber Berge und Thäler hinweg erreichte der Blick die rauhe Alp, auf den malerisch geformten dunkeln Felsen traten die weißen Mauern der Feste Neuffen mächtig hervor. In der entgegengesetzten Richtung lagerte in blauen Umrissen das fränkische Gebirge, und nach Stuttgart zu stieß eine waldbedeckte Hochebene an das Schloß, alte mosige Buchen, Eichen und Tannen gaben dichten Schatten.

Die Anstalt selbst war keineswegs ein unbehaglicher Aufenthalt; die Lehrräume, Speisesäle und Schlafzimmer waren luftig und geräumig, die Kost einfach aber nahrhaft und reichlich. Die Leistungen tüchtiger Lehrer brachten Schwung und Eifer in die Bestrebungen der Schüler, Unterrichtsstunden und körperliche Uebungen wechselten mit einander. Major von Seeger leitete als Intendant das Ganze mit vieler Einsicht, der Herzog selbst war öfter im Speisesaal oder beim Unterricht zugegen. Er nannte die Zöglinge gern seine Söhne und war mild und vertraulich gegen sie; wenn er nach Stuttgart fuhr, dann sah man die herzogliche Kutsche nicht selten von innen und von außen voll Eleven gepfropft, welche zu der Lustreise mitgenommen wurden.

Mit Rücksicht auf die zukünftigen juristischen Studien waren Latein und Griechisch für Schiller die Hauptfächer, daneben wurde Geschichte, Geografie und Mathematik getrieben. Die letztgenannten Fächer hatten für Schiller nicht viel Anziehungskraft, im Lateinischen bewährte er seine alte Meisterschaft, und am Stiftungstage der Akademie, am 14. Dezember 1773, erhielt er auch in der griechischen Sprache den ersten Preis, der in einer großen silbernen Medaille mit dem Bildniß des Herzogs bestand.

Wie erhebend solche Erfolge auch sein mußten, so berührten sie doch nicht die geheimsten Wünsche des Jünglings; die Gebieterin seines Herzens war die Poesie, jede Freistunde, selbst auf Spaziergängen, war ihr gewidmet. Klopstock's Messias wurde ihm hier zuerst bekannt und erfüllte sogleich seine ganze Seele. Im theologischen Stande hatte er seine Heimath suchen wollen, man trieb ihn halb mit Gewalt von dieser Bahn zurück, aber die Träume seiner erregten Fantasie kehrten immer mit Vorliebe in die Gefilde seiner einstigen Hoffnungen zurück, und Klopstock's Messias bot ein Feld dar, auf welchem die fromme, durchschauerte Seele ins Ungemessene schweifen und alle verloren gegebene Seligkeiten durchkosten konnte. Der Jüngling fühlte den Flügelschlag des Genius, der diese hohe, begeisterte und entflammende Poesie schuf, oft wandelten ihn heilige Schauer und Entzückungen an, Gebete flossen von seinen Lippen und in Gesellschaft mit anderen hielt er förmliche Andachtsstunden. Aber nach dem ausdrücklichen Zeugnisse seiner Jugendfreunde gesellte er sich nie zu den kopfhängerischen Scheinheiligen und Betbrüdern, welche einige Jahre lang in der Akademie ihr Wesen trieben. Ihn lockte es nicht, mit geheuchelten Gefühlen vor der Welt zu prunken; er stieg tief in den Geist des hohen Werkes hinab, und seine verwandte Seele gab ihm den Stoff zu einem ähnlichen Epos, *Moses*. Nicht einen Gegenstand,

dessen Aktivität eigentlich nur im Dulden besteht, sondern eine Persönlichkeit von gewaltiger Thatkraft, welche eine ganze Welt von Muth und Energie ausfüllte, wählte Schiller in sehr bezeichnender Weise zum Vorwurf seiner Muse. Leider ist von diesem Gedichte nichts erhalten; Schiller schrieb es im Jahre 1773 nieder.

Nicht minder großartig als der Eindruck des Messias war die Wirkung des „Ugolino" von Gerstenberg. Ein Freund sprach mit Begeisterung von diesem gewaltigen Trauerspiele, und veranlaßte, daß auch Schiller es las, nicht flüchtig und hastig verschlingend, sondern, wie es seine Art war, in ernstem Studium. Der Ugolino mußte ihn um so mehr ergreifen, da das ganze Stück in jener höchsten Anspannung der Kraft vorüberrollt, welche auch Schiller's erste Dramen uns zeigen.

Was der Messias und der Ugolino in Schiller angeregt hatten, das vereinigte sich in einem Trauerspiele, „die Kristen" betitelt. Es scheint die Verfolgungen der ersten Kristen behandelt zu haben, und Schiller's Vater muß es gekannt haben, da er viele Jahre nachher in einem Briefe von dem Stücke spricht.

Es ist höchst bedeutungsvoll, wie schon die ersten poetischen Entwürfe Schiller's kühn zu den großartigsten Stoffen greifen, und nicht minder schwerwiegend erscheint es, daß der Jüngling bei der Wahl seiner Stoffe nicht sowohl durch das eigentlich Künstlerische, sondern ausschließlich durch das sittlich Hohe angezogen wurde. Wir sehen schon hier den tiefen festen Grund erscheinen, auf dem die ganze Poesie Schiller's so kühn und so mächtig sich aufbaute: es ist die glühende Begeisterung für alles Große, Gute, Edle; es ist, mit Einem Worte, die großartige Sittlichkeit, dieses Wort in der höchsten und edelsten Bedeutung genommen.

Während der Zeit der religiösen Schwärmerei war es jedenfalls für Schiller sehr lehrreich, diese Richtung auch einmal in einem ihrer Auswüchse kennen zu lernen. Im August 1774 besuchte Lavater die Solitüde und suchte auch hier Stoff für seine Fysiognomik; er betrachtete die Zöglinge oft durchdringend und anhaltend, und diese hielten seine Kunst für eine untrügliche, bis sie schließlich in auffallenden Beispielen zu ihrer Belustigung erkannten, wie gründlich sich der weise und fromme Mann gelegentlich irrte.

Daß Schiller aber von seinen schwärmerischen Ideen nicht so vollständig ergriffen wurde, daß jeder gesunde Blick in ihm getrübt wurde, erhellt aus einem interessanten Dokumente, welches sich aus jener Zeit erhalten hat. Es ist ein schriftlicher Aufsatz von Schiller, den er auf des Herzogs Veranlassung niederschrieb. Der fürstliche Erzieher hatte selbst das Thema bestimmt; jeder Zögling solle ein Bild von sich und seinen Mitschülern entwerfen; als besondere Eigenschaften, die nicht übergangen werden durften, waren verzeichnet: Kristenthum, Gesinnung gegen den Herzog, Betragen gegen Lehrer und Genossen, Fleiß, Talent und persönliche Sauberkeit.

Schiller's Arbeit verräth ohne Frage für einen funfzehnjährigen Knaben eine seltene Regsamkeit des Geistes, und zugleich eine ungewöhnliche Gewandtheit im Ausdruck; höchst interessant ist es auch zu bemerken, mit welcher Feinheit und Freimüthigkeit Schiller manches auszusprechen versteht, was er dem Herzog

zu bedenken geben will. Nachdem er über seine Mitschüler gesprochen, schildert er sich selbst in folgenden Sätzen:

„Nun habe ich, Durchlauchtigster Herzog, meine Mitbrüder so geschildert, als mir der Umgang mit ihnen und die wenige Beurtheilungskraft verstattet haben. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt, und würde wünschen, auch etwas zu derselben Glück beitragen zu können. Dürfte ich mich also unterstehen, meine Gedanken in das edle Herz meines gnädigsten Fürsten auszuschütten? Mit diesem Augenblick stelle ich mir den ganzen Umfang meines Glückes für Augen, welches mir schon seit einigen Jahren entgegeneilt. Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade nie vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer sein als Eltern, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzücknng nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt; dürfte ich die Worte erzählen, welche mir mein Vater anvertraute: Sohn, bemühe dich, Ihm zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von Ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne Denselben deine Eltern unglücklich werden. Bete für Sein Leben, daß er dir nicht mitten in dem Glanze deines Glücks entrissen werde.

„So sprach er seufzend zu mir. Von jetzt an soll es mir ein Gesetz werden, das ich mit Verlust meines guten Gewissens niemals umstoßen könne. Nun beurtheilen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, nach den Regeln der Religion. Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden; aber ist es denn nothwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht verehre, nicht anbete; oder sollte ich gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters.

„Sehen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder, forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe. Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Aber, Durchlauchtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten aufgelegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden, denn wenn der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenso habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen. Aber verzeihen Sie mir, Durchlauchtigster Herzog, diese Fehler, denken Sie an die Gnade zurück, die meine Eltern und ich selbst aus Ihrer Hand empfangen haben. Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wissenschaft

der Rechte angenommen habe, es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wenn ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wenn ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, meine ganze Zufriedenheit steht."

An einigen Stellen finden wir in diesem Aufsatze den Ton der wärmsten Verehrung; er kam aus einem aufrichtigen Herzen, das keine Falschheit und keine Heuchelei kannte. Schiller war dem Fürsten zugethan, der ihm viel Gutes erwies und gerade gegen ihn besonders freundlich war. Daß Schiller von Heuchelei weit entfernt war, geht auch aus den Urtheilen seiner Mitschüler hervor; der Herzog ließ dieselben später zusammenstellen, es ergab sich dabei folgende Karakteristik:

„Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich und geht auch besonders beider Neigung auf die Poesie, und zwar bei Schiller auf die tragische, bei dem von Hoven auf die lyrische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand; ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich, und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich, liest beständig Gedichte.

Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr wie andere hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit.

„Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig.

„Ist gewiß ein wahrer Krist, aber nicht gar reinlich. Neigung zur Poesie.

„Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden.

„Hat einen Hang zur Theologie.

„Wendet seine Gaben nicht gut an."

Nach Jahren, als die Leidenschaften der Jugend längst verraucht und die Urtheile über Personen und Zeiten bereits eine historische Gestalt und Färbung angenommen hatten, stand Schiller als berühmter Dichter mit Hoven an der Gruft des Herzogs; bei dieser Gelegenheit sagte er seinem Freunde die Worte: „Da ruht er also, dieser rastlos thätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch!"

Schon damals, als Schiller noch in der militärischen Pflanzschule war, muß der Herzog seine Bedeutung geahnt haben, denn als die Rechtslehrer einmal über Schiller's Theilnahmlosigkeit am Jus Klage führten, antwortete der Fürst: „Laßt mir diesen gewähren; aus dem wird etwas."

Der militärischen Pflanzschule wandte der Herzog nicht allein reichliche Mittel, er wandte ihr auch seine Liebe und seine Arbeit zu. Die Anstalt blühte immer mehr empor, die angesehensten Familien des Landes bemühten sich um Plätze für ihre Söhne, die Aufnahmegesuche mehrten sich mit jedem Jahre. Als

das Land die Erfolge der herzoglichen Fürsorge sah, milderte sich der Groll gegen die vergangenen dunkeln Zeiten immer mehr, die Schule wurde ein Band zwischen dem Fürsten und dem Volke. Die Räume auf der Solitüde erwiesen sich sehr bald als zu klein, schon im Jahre 1772 hatte der Herzog den Grundstein zu einem neuen Gebäude legen lassen, aber die Ausführung desselben unterblieb, da es zweckmäßiger erschien, die Anstalt nach Stuttgart zu verlegen. Eine große Kaserne in der Hauptstadt mußte auf den Befehl des Herzogs zur Aufnahme des Instituts eingerichtet werden.

Am 18. November 1775, in demselben Jahre, in welchem Schiller's Vater von Ludwigsburg nach der Solitüde versetzt und, später mit Majorsrang, zum Inspektor sämmtlicher Anlagen daselbst ernannt war, marschirten die Zöglinge der Pflanzschule mit ihren Lehrern und ihren Vorgesetzten in Uniform und in militärischer Ordnung von der Solitüde ab. Als sie der Hauptstadt sich bis auf eine halbe Stunde genähert hatten, kam der Herzog ihnen entgegen und stellte sich zu Pferde an ihre Spitze; unter seiner Führung zogen sie feierlich in Stuttgart ein. Gleichzeitig kam auch der Hof von Ludwigsburg wieder nach Stuttgart. Der Jubel in der Hauptstadt war groß; als der Parademarsch sich langsam durch die Straßen bewegte, waren alle Fenster mit Zuschauern überfüllt, Blumen wurden herabgeworfen und dem Herzog vielfache Hochs gebracht. Am Eingange der Akademie erwarteten die Angehörigen der Zöglinge die junge Schaar und begrüßten sie mit freudigem Zuruf.

Der festliche Tag war zugleich ein schönes Zeichen, daß der Herzog und die Hauptstadt wieder ausgesöhnt waren.

Das Akademiegebäude war noch unvollendet und erweiterte in der Folge sich immer mehr. Es lag damals außerhalb der Stadt hinter dem Residenzschlosse; das weitläufige Gebäude ist jetzt der Neckarstraße zugewandt. Aus der Mitte des Bauwerkes mit seinen drei Flügeln ragte eine Kirche mit niedrigem Thurme empor. In den oberen Stockwerken waren die Wohnungen der Aufseher, die Schlafsäle der Eleven und der prachtvolle Speisesaal, zur ebenen Erde befand sich der Rangirsaal und die Lehrsäle, außerdem Ateliers für die Künstler, eine Bibliothek, eine Naturaliensammlung, ein Theater und ein Winterbad. Im Sommer wurde in einem ansehnlichen Schwimmbassin gebadet; Reitbahnen und ein großer Garten, in dem jeder Zögling sein Theil Land zur Bestellung hatte, vervollständigten das Ganze in der ausreichendsten Weise.

Die Schlafsäle ruhten auf zwei Reihen von dorischen Säulen; zwischen je zwei Säulen stand ein sehr sauberes Bett, mit einem Gitter umgeben, zur Seite war ein Wandschrank angebracht, in dem der Eleve seine Habseligkeiten verschloß; das Bild des Herzogs zierte die freie Wand des Schlafsaales. Der Name des Zöglings stand auf einer Tafel an der Säule. Einige Aufseher schliefen mit in dem Schlafsaale.

Sämmtliche Eleven waren in fünf Divisionen formirt. Zur ersten gehörten nur Kavalierssöhne, deren Eltern diese Absonderung forderten; die drei folgenden Abtheilungen umfaßten Studirende, Kunstbeflissene und jüngere Zöglinge des Adels wie des Bürgerstandes; in der fünften Division wurden meist arme Knaben auf des Herzogs Kosten zu Schauspielern und Tänzern erzogen. Wie umfassend

der Unterricht war, erhellt aus den Namen der siebzehn Kategorien, in welche die Eleven zerfielen, es waren Juristen, Kameralisten, Finanzverständige, Mediziner, Kaufleute, Soldaten, Jäger, Bereiter, Architekten, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Modellirer, Kunstgärtner, Musikanten, Schauspieler und Tänzer. Jede Division hatte ihren besondern Schlafsaal, ihre Speisetafel und eigene Vorgesetzte, welche zum Theil aus gedienten Unteroffizieren bestanden.

Intendant des ganzen Instituts war Kristian Dionysius von Seeger, geboren 1740. Als Sohn eines evangelischen Geistlichen hatte er selbst Theologie studirt, aber bald die Uniform angezogen und war mit ins Feld gezogen. Er machte sich auch als militärischer Schriftsteller bemerkbar. Im Jahre 1770 berief ihn der Herzog zum Intendanten der neugestifteten Anstalt; in dieser Stellung zeigte er sich höchst brauchbar und rückte bis zum General auf.

Zu seiner Seite standen zwei Majors und ein Oberaufseher. Dem bürgerlichen Major Alberti hatte der Herzog die Division der Kavalierssöhne untergeordnet; alle übrigen Abtheilungen kommandirte der Major von Wolff, welcher 1744 in Ludwigsburg geboren war. Er war ein gründlich gebildeter und sehr feinfühlender Mann, der strenge Wahrung seiner Stellung und freundlichen Umgang mit den Zöglingen zu verbinden wußte. Schiller's seltene Anlagen entgingen ihm nicht; er ließ es sich angelegen sein, dem Jünglinge öfter ausgezeichnete Werke zum Studium mitzutheilen.

Eine sehr originelle Persönlichkeit war der Oberaufseher Johann Rieß, 1729 geboren, klein und fast kugelförmig dick, übrigens ein wackrer Soldat, der von der Schlacht bei Leuthen bis zum Hubertsburger Frieden das karge Brod des preußischen Kriegsgefangenen gegessen hatte. Er überbrachte dem Intendanten die Rapports, kommandirte mit Stentorstimme den Einmarsch der Eleven in den Speisesaal und machte unerwartete Runden. Rieß hatte eine Uebersicht und eine Betriebsamkeit ohne Gleichen, er führte aber auch ein sehr strenges Kommando. Gleichwohl hatte der Witz der Eleven keine breitere und ergiebigere Zielscheibe als den gestrengen Oberaufseher.

Jede Division hatte außerdem noch fünf Vorgesetzte, einen Hauptmann, zwei Lieutenants und zwei Unteroffiziere als Aufseher. Kleine Vergehungen der Eleven wurden sogleich gerügt; hatten sie Schlimmeres verbrochen, so erhielt der Angeschuldigte ein Blatt Papier „Billet" genannt, sein Vergehen war darauf notirt, bei der Inspekzion im Rangirsaal mußte er es selbst dem Herzog übergeben; dieser hörte die Vertheidigung und sprach dann die Strafe aus, welche gewöhnlich in Entziehung des Abendbrodes bestand; Raufereien oder Ungehorsam gegen die Vorgesetzten wurde mit Stockprügeln bestraft, doch kam das sehr selten vor. Die höchste Strafe war Verweisung aus der Akademie.

Trotz der allgegenwärtigen Ueberwachung wurde doch manches Verpönte in die Mauern der Akademie eingeschmuggelt. Einer der ältern Zöglinge trieb förmlich Handel mit verbotenen Gegenständen. Während ein kurzsichtiger Professor bei Licht Vorlesungen hielt, stieg der Verwegene aus dem Fenster des Hörsaals, und mit Würsten, Bretzeln, Rauch- und Schnupftabak beladen kehrte er vor Ablauf der Stunde wieder zurück. Schiller nannte ihn den Allmächtigen, weil er bei seinen Wagnissen nie ertappt wurde. Durch ihn gewöhnten sich viele

Zöglinge, auch Schiller, das Tabakschnupfen an, mit dem Rauchen wagten es nur wenige. Der „Allmächtige“ setzte sich jedoch in den Kamin des Schlafsaales und genoß hier mit Behagen seinen Knaster, nur durfte er, wie er sagte, im Sommer nicht zu sehr qualmen, damit ihn der aus dem Schornstein aufsteigende Dampf nicht verrathe.

Die Lebensordnung in der Akademie war in folgender Weise geordnet.

Morgens mit dem Schlage sechs stand man auf; jeder machte sein Bett und reinigte seine Kleider selbst; gewisse allgemeine Dienstleistungen, z. B. das Einheizen im Winter, ging der Reihe nach um. Die Lehrstunden währten von sieben bis elf Uhr, die Zöglinge wohnten ihnen in selbstbeschafften Ueberröcken von beliebiger Farbe bei. In jedem der hellen und geräumigen Lehrsäle hing des Herzogs Bild und eine allegorische Darstellung derjenigen Wissenschaft, welche dort vorgetragen wurde.

Nach dem Schluß der Lehrstunden wurde in den Schlafsälen die Uniform angelegt, ohne welche niemand beim Mittagsessen erscheinen durfte. Für gewöhnlich trugen die Zöglinge eine hellblaue Tuchweste mit Ermeln; Kragen und Aufschläge waren von schwarzem Plüsch, die Knöpfe übersilbert, die Achselschnüre weiß. Hierzu wurden Beinkleider von weißem Tuch, baumwollene Strümpfe und Schnallenschuhe getragen, letztere vertauschte man im Winter oder bei schlechtem Wetter mit Stiefeln. Die Haare waren auf dem Scheitel abgeschoren, an beiden Seiten wurden sie aufgerollt, ein sehr langer falscher Zopf durfte nie fehlen, aber für gewöhnlich bediente man sich nicht des Puders. Der Frisur und dem Zopfe wurde viel Sorgfalt zugewendet, die Zöglinge mußten sich dabei gegenseitig Hülfe leisten. Die Kopfbedeckung war ein dreieckiger Hut mit weißen baumwollenen Schnüren. Der Paradeanzug war bedeutend komplizirter und hatte verschiedene Abstufungen; bei diesen allen aber war der Puder unerläßlich, und die Frisur stellte einen künstlichen Thurmbau dar.

Der Mehrzahl der Eleven stand diese Uniform gar nicht übel, für Schiller aber war sie eine Entstellung. Er war hoch gewachsen und übertraf seine Altersgenossen an Körpergröße, aber seine Glieder entbehrten der Fülle, und da auch der Hals sehr lang war, so fehlte der Gestalt jede Abstufung. Sein Gesicht war stets blaß, seine Augen nicht sehr groß und meist rothumgrenzt. Das Steife in seiner Erscheinung wurde noch mehr hervorgehoben durch Schiller's kerzengerade Haltung, in welcher mancher ein Zeichen des Stolzes sah. Eine Frau, die einmal in der Akademie ihren Sohn besuchte und Schiller den Schlafsaal hinabschreiten sah, blickte ihm nach und sagte dann: „Der meint wohl, er wäre der Herzog von Würtemberg!“ — In seinem Mannesalter beugten unsägliche körperliche Leiden die hohe Gestalt des Dichters.

Gegen zwölf Uhr mußte der Anzug vollendet sein; von den Offizieren wurde nun jede Division in den Rangirsaal geführt und daselbst aufgestellt. Der Herzog, oder in seiner Abwesenheit der Intendant, hielt genaue Musterung und sprach öffentlich Lob und Tadel aus; hier war es, wo die „Billets“ überreicht werden mußten.

Nach der Besichtigung marschirten die Eleven in den Speisesaal, welcher über dem Rangirsaal lag und gleich diesem fast zweihundert Fuß lang war.

In diesem imposanten Gemache trugen zweiundachtzig ionische Säulen, die aus der Wand hervortraten, eine umlaufende Gallerie; zwischen den Säulen hatte man die Büsten berühmter Männer angebracht, das Plafond war mit Gemälden geschmückt. In diesem Raume wurde Morgens das Frühstück eingenommen, welches stets aus gebrannter Mehlsuppe oder Brodsuppe bestand. Mittags marschirten die Eleven an ihre Sitze, kehrten sich den Speisetischen zu, und nun erscholl das Kommando: „Zum Gebet!“ Die Hände wurden gefaltet; der Zögling, den die Reihe traf, bestieg eine Art Kanzel nahe den beiden großen Flügelthüren und betete das kurze, allgemein gehaltene Tischgebet. Auf Kommando ergriffen nun die Eleven ihre Stühle, zogen sie taktmäßig an sich und setzten sich nieder.

An einer besondern Tafel speisten diejenigen der Eleven, welchen der akademische Orden verliehen war; sie standen noch über den Kavaliersöhnen und hießen Chevaliers. Der Orden war aber nicht leicht, und nur durch besondere Tüchtigkeit zu erringen. Für besonders lobenswerthe Leistungen gab es nämlich als Preis eine silberne Medaille mit dem Bildnisse des Herzogs; wer in einem Jahre acht Preise errang, bekam den erwähnten Orden, ein goldenes, braun emaillirtes Kreuz mit doppeltem F und der Inschrift: „Bene merentibus.“ Wenn er im nächsten Jahre wieder acht Preise errang, so durfte er das Kreuz am Halse tragen, und seine Brust schmückte ein silberner Stern. Die Chevaliers hatten auch zusammen ihr eigenes Schlafzimmer.

Das Essen war für alle gleich; es gab Suppe, dann Fleisch und Gemüse, und mitunter als Nachtisch ein leichtes Backwerk. Weißes Brod nahm jeder nach Belieben, und aus Karavinen goß man den Zöglingen so viel guten leichten Wein ins Glas, als ihrem Alter angemessen war. Die Mahlzeit dauerte dreiviertel Stunden, dann wurde zum Aufstehen kommandirt und wie beim Anfang ein Gebet gesprochen; für den Nachmittag steckten die Zöglinge Weißbrod ein, auch gab man ihnen wohl Obst, dann begann der Abmarsch.

Im Schlafsaal zog man wieder die Hauskleider an, bis zwei Uhr war Freistunde. Gewöhnlich ging es in den Garten hinab, wo die Zeit mit körperlichen Uebungen und mit Spielen hingebracht wurde. Die Aufseher waren stets zugegen. Für gesunde Bewegung wurde überhaupt reichlich gesorgt; die Zöglinge erhielten Unterricht im Tanzen, Reiten und Fechten; von den Bädern, die im Winter gewärmt gegeben wurden, haben wir schon erzählt. Um zwei Uhr begannen die Lehrstunden wieder, und dauerten mit den häuslichen Arbeiten bis um sieben Uhr. Das Abendessen, bei welchem alles wieder in Uniform sein mußte, brachte zuerst eine Suppe, dann Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder eine leichte Mehlspeise; Brod wurde wie Mittags gereicht, Wein wurde nicht getrunken. Um neun Uhr ertönte das Kommando zum Schlafengehen; jede laute Unterhaltung im Schlafsaale war untersagt, und außer der Nachtlampe durfte kein Licht brennen.

Neben dem großen Speisesaal lag ein sehr schönes, kuppelförmiges Gemach, welches der Tempel hieß; es war von ionischen Säulen getragen, drei große Thüren führten in den Speisesaal der Eleven. Hier pflegte der Herzog mit der Gräfin Franziska seine Abendtafel zu halten, einige Lehrer oder Offiziere wurden

zugezogen. Neben der fürstlichen Tafel stand im Tempel noch ein Tisch mit acht Gedecken, an welchem, nach der Bestimmung des Herzogs, jedesmal acht Eleven Platz fanden.

So verliefen regelmäßig die Wochentage, einer wie der andere. An Sonntagen und Festtagen wurde Vormittags in der Akademiekirche Gottesdienst gehalten, dem alle Zöglinge, Offiziere und Aufseher beiwohnen mußten. Nachmittags durften die Eleven Besuch von ihren Angehörigen empfangen, erwachsene Schwestern durften jedoch nicht erscheinen. Ferien gab es überhaupt nicht.

Vierzehn Tage vor dem Stiftungsfest, welches alljährlich am 14. Dezember begangen wurde, traten öffentliche Prüfungen an die Stelle des Unterrichts, welcher für diese Zeit ganz aufhörte. Den Eltern war der Zutritt dazu nicht verweigert, der Herzog war fast beständig zugegen. Abends hielt er im Speisesaal eine Rede über die Ergebnisse der Prüfung und spendete Lob und Tadel. Der Stiftungstag selbst begann mit einer kirchlichen Feier, welche der Herzog nie versäumte. Nachmittags marschirten die Zöglinge sämmtlich in den großen Rangirsaal und harrten dort mit sämmtlichen Vorgesetzten des Herzogs, der mit zahlreichem Gefolge erschien; an diesem Tage trug er die Uniform der akademischen Offiziere. Zwischen ihm und den Eleven stand eine lange Tafel, auf welcher die Orden und Preise lagen. Nachdem ein Professor die übliche Rede an den Stifter der Anstalt gehalten, las der Sekretär der Akademie die Namen derer, denen Preise zuerkannt waren, der Intendant nahm dieselben von der Tafel, überreichte den Preis dem Herzoge, und dieser gab ihn dem hervorgetretenen Zöglinge, der, wenn er ein Kavaliersohn war, dem Fürsten die Hand, sonst den Rock küßte. Den Beschluß der Feierlichkeit machte ein großes Festmahl, an dem der Herzog, die Eleven und deren Väter theilnahmen; die Gallerie des Speisesaals war dabei den Besuchern eröffnet, die stets sehr zahlreich erschienen. Die Zöglinge, welche ihre Studien beendet hatten, wurden an diesem Tage entlassen.

Festtage für die Akademie waren außerdem noch die Geburtstage des Herzogs und der Gräfin Franziska, welche beide glänzend gefeiert wurden. Besuche der Eleven außerhalb der Akademie waren nicht gestattet, selbst nicht im elterlichen Hause. Sie verließen das Akademiegebäude nicht anders, als wenn sie, was jedoch selten geschah, in militärischer Ordnung spazieren geführt wurden. Im Mai durften sie die Stuttgarter Messe besuchen, auch kommandirte man sie truppweise ins Theater. Im schreienden Gegensatz zu früheren prunkvollen Zeiten war das Theater ein düstres, schmuckloses Gebäude, und der Theaterdirektor Uriot, ein Franzose, knetete die Vorstellungen dermaßen in französische Dressur, daß sie einem gesunden Auge unerträglich schienen. Von den Schauspielern waren bereits mehrere aus der Akademie hervorgegangen, das Orchester bestand ganz aus Eleven.

Unter der Protektion der Gräfin Franziska und unter der Intendantur der Frau von Seeger bestand in dem alten Schlosse ein Institut, in welchem fünfundzwanzig junge Mädchen, theils von Adel, theils Bürgerliche, für die feine Welt oder für Oper, Ballet und Theater erzogen wurden; es hieß Ecole des Demoiselles. Wenn die Eleven der Akademie auf Maskenbälle kommandirt wurden, ließ man sie mit den Demoiselles paarweis gehen. Die Schönen aber benahmen

sich wo möglich noch schüchterner als ihre Ritter, so daß diese Mönchs- und Nonnenzüge stets zu den spaßhaftesten Erscheinungen des ganzen Balls gehörten. —

Wir haben die Einrichtung der Militärakademie, von welcher grundfalsche Anschauungen weit verbreitet sind, in ihren genauern Umrissen kennen gelernt. Im Jahre 1781 wurde die Anstalt durch Kaiser Josef den Zweiten unter dem Namen der hohen Karlsschule zur Universität erhoben; der Nachfolger Karl Eugen's hob sie 1794 ohne Weiteres auf, ohne sie überhaupt einmal besucht zu haben.

Unnatürlichen Zwang, tirannische Willkür, Knechtung der Geister hat es in der Anstalt des Herzogs Karl nie gegeben. In der Schule war stets das gewissenhafteste Streben, der Jugend und dem Vaterlande zu nützen zu Hause, die Einrichtung war eine mit Liebe und Verständniß reiflich überlegte, sie war in manchen Stücken genial, und der Geist der Anstalt war ein durchaus liberaler. Der Herzog verkehrte freundlich mit den Eleven, er unterhielt oft wissenschaftliche Gespräche mit ihnen, er forderte nichts weniger als kriechende Demuth, und selbst einen ziemlich kecken Scherz strafte er nicht, wenn er einigermaßen geistreich angebracht wurde. Es befand sich auf der Akademie ein junger Graf von Nassau, der ein Meister in tollen Streichen war und sehr viele Billets zu bestellen hatte. Einst mußte er dem Herzog wieder eine ganze Sammlung davon überreichen, als derselbe mit der Gräfin Franziska aus dem Garten kam. Der Herzog las das Sündenregister und fragte dann mit ernster Miene: „Sage Er mir, was würde Er nun wohl thun, wenn Er an meiner Stelle wäre?“ — Schnell gefaßt gibt der verwegene Zögling der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß, nimmt ihren Arm und sagt: „Komm, Fränzel, laß den dummen Jungen stehen!“ — Zwischen Zorn und Lachen schwankend, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiele, und die Sache hatte dabei ihr Bewenden.

Den Lehrern ließ der Herzog volle Freiheit in ihren Vorträgen, und das liberale Betragen des Fürsten wirkte auch auf die Vorgesetzten der Eleven. Der Intendant wurde von den Zöglingen aufrichtig geliebt; als er einst krank gewesen war, äußerte sich bei seiner Genesung die Freude der Zöglinge auf eine sehr herzliche Weise. Unter den Lehrern waren, wie bei jedem größern Kollegium, so auch hier einige trockene Pedanten, welche für ihre Schüler aus der Wissenschaft eine Zwangsjacke machten, aber es waren auch vortreffliche Männer, wahre Freunde der Jugend darunter. In ein inniges Verhältniß trat Schiller zu dem Professor der Filosofie Friedrich Abel, einem allgemein beliebten Lehrer, der auch später noch des Dichters warmer Freund blieb.

Für jede nicht ungewöhnliche Natur war die Militärakademie eine segensreiche Anstalt, und ob Schiller's Geist in diesen Räumen niedergedrückt und gedämpft, oder ob er nicht vielmehr durch den Druck, den er erfuhr, an Spannkraft und energischem Emporstreben gefördert wurde, bleibt immerhin noch die Frage. Große Geister entwickeln sich meist da am schnellsten und am weitesten, wo sie den größten Widerstand überwinden müssen, und ganz besonders gilt dies von idealen Naturen. Auch die Abgeschlossenheit war für Schiller ein mächtiges Förderniß zur innern Vertiefung; in einem bunten, wechselnden Jugendleben würde er schwerlich ebenso wie in dem Klosterleben gelernt haben, alle

seine Kraft mit so hinreißender Gewalt auf Einen Punkt zu werfen, und eine Idee so machtvoll, so überwältigend, so konsequent darzustellen. Die Verhältnisse, in denen der Mensch aufwächst, sind immer ein bedeutender Faktor dessen, was er später wurde; wenn wir nun an Schiller's Größe bewundernd hinaufschauen, warum wollen wir seinem fürstlichen Erzieher jeden Antheil an dem Resultate verweigern? Und sollte die so streng geregelte, ewig konsequente, feste und stramme Zucht der Karlsschule nicht auch eine der Wurzeln sein, aus denen sich der feste, männliche Karakter Schiller's entwickelte? Und gelangte Lessing in noch engeren Verhältnissen nicht zur vollsten geistigen Freiheit? Sollte es nichts als Zufall sein, daß gerade Lessing und Schiller, die beiden energischsten und an gewaltiger Wirkung bei weitem reichsten unserer großen Dichter, unter dem Zwange enger Verhältnisse groß wurden? — Diese Fragen können unmöglich leicht bei Seite geschoben werden. Mag man nun über diesen Punkt aber auch denken wie man will, jedenfalls ist der Herzog Karl Eugen nicht der Tirann, zu dem Unkenntniß oder absichtliche Entstellung ihn gemacht haben, und die Militärakademie ist nicht für Schiller ein Gefängniß gewesen.

Das eigentliche Studium der Jurisprudenz begann Schiller im Jahre 1774. Er hörte Naturrecht und deutsche Rechtsgeschichte, später kam noch ein Kolleg über römisches Recht hinzu. Die beiden juristischen Professoren waren indeß trockne Pedanten, Schiller konnte ihren Vorträgen nicht den mindesten Geschmack abgewinnen, er blieb gegen seine Mitschüler zurück, während er sie sonst in vielem übertroffen hatte. Auch Schillers Freund Wilhelm von Hoven befand sich in gleichem Falle; beiden war die Dichtkunst bereits das höchste Ziel ihres Strebens geworden, und während der Vorlesungen dachten sie mehr an ihre poetischen Pläne als an das, was sie hören sollten. Ein Wechsel ihres Studiums, zu dem sich Gelegenheit bot, wurde von beiden mit Freuden ergriffen. Karl Eugen gründete im Jahre 1775 die zur Medizin erforderlichen Lehrstühle und forderte die Eleven auf, sich, wer Lust zu dem neuen Fache hätte, zu melden.

Die beiden Freunde entschlossen sich zur Medizin; sie hatten vor, das neue Studium eifriger zu betreiben als das alte, denn es schien ihnen, als müsse die Medizin der Poesie doch näher verwandt sein, als die dürre, positive Jurisprudenz. Dieser Beweggrund, den Hoven in seiner Biografie ausdrücklich angibt, ist sehr karakteristisch für die beiden jungen Leute. Schiller's Vater war freilich von dem Wechsel nicht sehr erbaut; erst vor einem Jahre hatte ihn die Anschaffung der juristischen Bücher in Unkosten gesetzt, und nun wurde ihm für die Medizin mindestens ein Gleiches zugemuthet. Doch der Herzog billigte die Wahl seines Eleven, und der Hauptmann wußte, daß die erste Tugend des Soldaten Gehorsam sei. Fritz wurde Mediziner.

Aber den Geist, den die beiden Rechte nicht hatten fesseln können, vermochte auch die Medizin nicht zu erobern. Anatomie betrieb Schiller mit Interesse, alles übrige trat in den tiefen Schatten entschiedener Abneigung. Er hatte keine Liebe mehr zu verschenken, er hatte sie bereits an die hehre Göttin, an die Poesie verloren. Was seine Seele erfüllte, was seinem Leben als Ziel vorschwebte, das gab der Jüngling um jene Zeit sehr offen zu verstehen. In einer Monatsschrift, dem Schwäbischen Magazin, im zehnten Stück des Jahrganges 1776,

wurde von Schiller eine Ode veröffentlicht. Es war das erste, was von ihm gedruckt wurde. Und wenn dem Gedichte gar kein poetischer Werth eigen wäre, das erste Gedicht, das von unserm Schiller gedruckt wurde, könnten wir nicht vergessen. Aber die klangreichen Verse sind mehr als metrische Schulübung. Hier sind sie.

Der Abend.

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht,
(Für andre, ach! glückselgre Welten
Ist das ein Morgenangesicht)
Sie sinkt herab vom blauen Himmel,
Ruft die Geschäftigkeit zur Ruh,
Ihr Abschied stillt das Weltgetümmel,
Und winkt dem Tag sein Ende zu.

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen;
Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,
Mich über Sfären, himmelan, gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt von paradiesischem Gefühl.
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Theil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!

Ha wie die müden Abschiedsstrahlen
Das wallende Gewölk bemalen,
Wie dort die Abendwolken sich
Im Schoß der Silberwellen baden;
O Anblick, wie entzückst du mich!
Gold, wie das Gelb gereifter Saaten,
Gold liegt um alle Hügel her,
Vergoldet sind der Eichen Wipfel,
Vergoldet sind der Berge Gipfel,
Das Thal beschwimmt ein Feuermeer;
Der hohe Stern des Abends strahlet
Aus Wolken, welche auf ihn glühn,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Ums Angesicht der Königin.

Schau, wie der Sonnenglanz die Königsstadt beschimmert,
Und fern die grüne Haide lacht;
Wie hier in jugendlicher Pracht
Der ganze Himmel niederdämmert;
Wie jetzt des Abends Purpurstrom,
Gleich einem Beet von Frühlingsrosen,

Gepflücket im Elysium,
Auf goldne Wolken hingegossen,
Ihn überschwemmet um und um.

Vom Felsen rieselt spiegelhelle
Ins Gras die reinste Silberquelle
Und tränkt die Heerd' und tränkt den Hirt;
Am Weidenbusche liegt der Schäfer,
Deß Lied das ganze Thal durchirrt
Und wiederholt im Thale wird.
Die stille Luft durchsumst der Käfer;
Vom Zweige schlägt die Nachtigall,
Ihr Meisterlied macht alle Ohren lauschen,
Bezaubert von dem Götterschall
Wagt izt kein Blatt vom Baum zu rauschen,
Stürzt langsamer der Wasserfall.
Der kühle West beweht die Rose,
Die eben izt den Busen schlose,
Entathmet ihr den Götterduft
Und füllt damit die Abendluft.

Ha wie es schwärmt und lebt von tausend Leben,
Die alle dich, Unendlicher, erheben;
Zerflossen in melodischem Gesang,
Wie tönt des Jubels himmlischer Gesang!
Wie tönt der Freude hoch erhobner Klang!
Und ich allein bin stumm — nein, tön es aus, o Harfe,
Schall Lob des Herrn in seines Staubes Harfe.

Verstumm Natur umher, und horch der hohen Harfe,
Denn Gott entzittert ihr;
Hör auf, du Wind, durchs Laub zu sausen,
Hör auf, du Strom, durchs Feld zu brausen,
Und horcht und betet an mit mir:
Gott thuts wenn in den weiten Himmeln
Planeten und Kometen wimmeln,
Wenn Sonnen sich um Axen drehn
Und an der Erd' vorübergehn.

Gott — wenn der Adler Wolken theilet,
Von Höhen stolz zu Tiefen eilet
Und wieder auf zur Sonne strebt.
Gott — wenn der West ein Blatt bewegt,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm sich regt,
Ein Leben in dem Wurme lebt,
Und hundert Fluthen in ihm strömen,
Wo wieder junge Würmchen schwimmen
Und wieder eine Seele webt.

Und willst du, Herr, so steht des Blutes Lauf,
So sinkt dem Adler sein Gefieder,
So weht kein West mehr Blätter nieder,
So hört des Stromes Eilen auf,

Schweigt das Gebraus empörter Meere
Krümmt sich kein Wurm, und wirbelt keine Sfäre —
O Dichter, schweig: zum Lob der kleinen Myriaden,
Die sich in diesen Meeren baden,
Und deren Sein noch keines Aug durchdrang,
Ist todtes Nichts dein feurigster Gesang.

Doch bald wirst du zum Thron die Purpurflügel schwingen
Dein kühner Blick noch tiefer tiefer dringen,
Und heller noch die Aeolsharfe klingen;
Dort ist nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit,
Der Herr ist dort und Ewigkeit!

Die Schönheiten dieser Ode werden von ihren Schwächen — der Breite der Schilderung, dem theilweis gekünstelten Ausdruck — nicht überwogen; ein volles, warmes Gefühl, eine lebhaft wechselnde und stets poetische Gestaltung der Bilder sprechen uns freundlich an, die Bitte um Gesänge bezeichnet den Dichter, und der Hinblick auf die Freiheit Amerikas (im 3. und 4. Verse) gibt den Vorkämpfer für die großen weltbewegenden Ideen schon in diesen frühen Erzeugnisse zu erkennen. Der Herausgeber des Schwäbischen Magazins war Balthasar Haug, Professor an der Akademie; er kritisirte die Arbeit des sechzehnjährigen Jünglings mit den Worten: „Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen, und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum."

Eine bedeutende Steigerung zeigt der feurige Ton eines Gedichtes, welches im nächsten Jahre, 1777, im dritten Stücke des Schwäbischen Magazins veröffentlicht wurde. Es trägt die Ueberschrift: „Der Eroberer," und ist ein bedeutungsvoller Hinweis auf die Räuber. Der Anfang dieses Gedichtes heißt:

Dir Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedrangs,
Vor dem Auge der Schöpfung
Vor des Ewigen Angesicht!

Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauschend herunter sehn,
Trümme flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger, mich

Und Entsetzen um sie — fahr ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd, schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworfener,
In die Ohren der Mitternacht.

Mit demselben Feuer schildern die folgenden Strofen den Weg, welchen der Eroberer durch Blut und Flammen, durch Verruchtheiten aller Art zur Unsterblichkeit hinstürmt; aber einst naht die Stunde des ewigen Gerichtes:

Wenn die Donnerposaun' Gottes vom Thron izt her
Auferstehung geböt' — auffuhr' im Morgenglanz
Seiner Feuer, der Todte
Dich dem Richter entgegen riß',

Ha! in wolkigter Nacht, wenn er herunterfährt,
Wenn des Weltgerichts Wag' durch den Olympus schallt,
Dich Verruchter zu wägen
Zwischen Himmel und Erebus.

Die letzten Strofen sind ein glühender Fluch, auf das Haupt des Eroberers geschleudert. Hier haben wir schon den vollen, brausenden Lebensathem der Schiller'schen Poesie, die feurige Begeisterung, welche aus den Grenzen der Form wie ein Lavastrom hervorbricht und durch alle Schranken hindurch den Weg nach dem erkannten Ziele einschlägt. Haug, welcher das Gedicht kritisirte, sprach die Meinung aus, daß der jugendliche Verfasser einst seinem Vaterlande Ehre machen und seine Stelle neben berühmten Namen einnehmen würde.

Unter den Zöglingen der Akademie war Schiller nicht der einzige, welcher Verse machte. Es hatte sich vielmehr ein kleiner Kreis zusammengefunden, der um Schiller als Mittelpunkt einen poetischen Verein wie der Hainbund in Göttingen bildete. Zu den Mitgliedern desselben gehörten außer Schiller noch drei andere Jünglinge, welche ebenfalls nicht gewöhnliche Naturen waren; einen derselben, Wilhelm von Hoven, haben wir schon öfter genannt, er war Schiller's vertrauter Jugendfreund, und schon in jungen Jahren ein eifriger Verehrer der Poesie. Früher hatte seine Neigung sich besonders der Lektüre der Dichter zugewendet, durch Schiller's Vorbild wurde er selbst angetrieben, Verse zu machen und Romane zu entwerfen, von denen er jedoch nur Einen vollendete; Schiller schätzte seine Fähigkeiten hoch. Später wurde Hoven Arzt in Nördlingen, wo er mit ausgezeichnetem Erfolg bis an seinen Tod am 30. Januar 1838 thätig war. Bis ins höchste Alter blieb er ein Verehrer der Musen, namentlich der Tonkunst, seine zahlreichen Kompositionen sind nicht ohne Werth. In seinem Nachlaß fand sich eine Selbstbiografie, und in ihr wichtige Nachrichten über Schiller's Jugend. Die letzten Worte dieser Biografie lauten: „Ich stehe nun nahe am Rand des Grabes, aber ich fürchte den Tod nicht. Was nach dem Tod aus mir werden wird, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich in jeder Form der Existenz dem großen Ganzen angehöre, welches das Werk der höchsten Macht, Weisheit und Güte ist."

Der dritte des Bundes war Johann Wilhelm Petersen, 1758 in Bergzabern im Elsaß geboren; von ihm sagte Schiller, er sei ein liebevoller, hülfreicher Freund, dessen Aufrichtigkeit ihn zum Rathgeber seiner Mitschüler mache. Petersen hatte dauernde Neigung zur Filosofie und eine besondere Vorliebe für das Epos; seinem Urtheile legten die Freunde viel Gewicht bei. Er schrieb ein größeres Heldengedicht: Konradin von Schwaben, das noch nicht gedruckt ist; eine Uebersetzung des Ossian in Prosa ließ er 1782 erscheinen. Petersen verließ 1779 die Akademie und wurde Bibliothekar in Stuttgart. Er blieb stets ein froher, anspruchsloser Gesell. Als er am 26. Dezember 1815 starb, widmete ein Freund ihm einen Nachruf, welcher mit den Versen endete:

Ach, dein Wundergedächtniß, dein Scherz, dein geistiger Reichthum,
Dein sokratischer Ton sind nun auf immer dahin!

Noch ein anderer Elsässer, Georg Friedrich Scharffenstein, der Sohn eines Goldschmieds aus Mömpelgard, war ein Mitglied der poetischen

Genossenschaft. Schiller nannte ihn die Zuflucht seiner Freunde, und bezeichnete als hervorstechende Eigenschaften an ihm Dienstfertigkeit, Redlichkeit und Treue. Scharffenstein war von festem Sinn und erfreute sich an Schiller's kraftvollen, oft ungestümen Gedichten, von denen der Freund einige ihm geweiht hatte. Als aber Scharffenstein den Zoll der liebevollen Freundschaft, den Schiller in diesen Gedichten ihm darbrachte, einmal scharf und unbillig kritisirte, trennten die Freunde sich. Scharffenstein hatte Neigung und Begabung zur plastischen Kunst, er malte geschickt und verkehrte auch auf der Akademie viel mit Malern; mit dem berühmten Dannecker blieb er lange in freundschaftlichem Verkehr. Nach seiner Entlassung aus der Akademie trat er ins würtembergische Militär; später wurde er in den Adelstand erhoben, und starb 1830 als Generallieutenant und Gouverneur von Ulm. Die von ihm verfaßten „Jugenderinnerungen in Beziehung auf Schiller" enthalten manches Wichtige, doch sind sie ziemlich oberflächlich und ein wenig anspruchsvoll.

Diese vier Freunde hielten treu an ihrem Bunde fest, der um so mehr lockte, da ihn der Reiz des Geheimnisses umgab. Denn da die Poesie von den Unterrichtsgegenständen der Akademie ausgeschlossen war, so mußten die verbotenen Bücher bei Nacht und Nebel gelesen, und in derselben Weise die selbstgeschmiedeten Verse aufgezeichnet werden. Welchen Eindruck mußte in einer solchen klösterlichen Abgeschiedenheit ein Buch wie der „Siegwart" machen! An seinem vergitterten Fenster stand Schiller, wie er später selbst erzählte, neben den Lilien, die er in Scherben zog, und schwärmte in den Gefühlen, welche die Lektüre dieses für die Jugend sehr ergreifenden Gemäldes treuer Liebe in ihm erweckte. Noch höher wurde die Gluth angefacht durch Werther's Leiden; der Bund der Jünglinge beschloß, ebenfalls gemeinschaftlich einen Werther zu schreiben, doch kam dieser Plan nicht zur Ausführung.

Eine der ersten Stellen in der Liebe der jungen Poeten nahm natürlich auch derjenige Dichter ein, für welchen das ganze Vaterland schwärmte: Klopstock. Doch trat Schiller diesem Autor bereits mit seiner Kritik entgegen. Die Ode „Die Genesung" durchstrich er, weil er meinte, es sei trotz der pomphaften Ausdrücke nichts herauszulesen als die prosaischen Worte: „Wäre ich nicht genesen, so wäre ich gestorben und hätte meine Messiade nicht vollenden können." Andere Oden aber las Schiller auch in späteren Jahren immer gern, und stets erkannte er an, daß Klopstock's hoher Genius des deutschen Volkes Gefühl veredelt und ihm enthusiastische Liebe eingehaucht habe.

Wo Siegwart, Werther und der Messias in hohem Ansehen standen, da war auch der Schwärmerei Rousseau's ein ergiebiger Boden bereitet. Was Schiller später einmal von einem andern Manne sagte: „Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl" — das gilt ganz eigentlich von Jean Jacques. Zugleich gibt aber der Umstand, daß Schiller neben Rousseau auch mit besonderm Eifer den Plutarch las, den Beweis, daß er keineswegs in die Fantasien Rousseau's so sehr versank, wie man wohl gemeint hat. Den Plutarch hielt Schiller sein ganzes Leben hindurch sehr hoch; als er die Akademie verließ, kaufte er sich aus seinen

geringen Mitteln die sieben Bände einer theuern Uebersetzung, und noch in den letzten Jahren seines Lebens dachte er ernstlich daran, einen deutschen Plutarch zu schreiben *). Auch Schiller sprach es aus, daß nichts mehr geeignet sei, den Menschen über die platte Alltäglichkeit und ihre Bestrebungen zu erheben, als das lebendige Anschauen der Bilder derjenigen Menschen, welche sich leuchtend aus der Alltäglichkeit und ihrem trüben, schlammigen Strome emporhoben.

Im Herzen der begabten Jugend findet alles Anklang, was groß und schön ist, mag es an und für sich auch einander widerstreben, und was der geklärte und fest bestimmte Geschmack des Mannes oft ausstößt, das hat in der weichen jugendlichen Seele noch friedlich nebeneinander Raum. So konnte Schiller sich an Plutarch's hohen Gestalten erheben, und zugleich mit inniger Liebe sich in die schwermuthsvolle Nebelwelt Ossian's versenken. Seinen Gefährten zitirte er öfter Sätze des Dichters: „Selma, dich hüllet Schweigen ein! Morven's Gebüsche weckt kein Laut; Einsamkeit herrscht am Strande, wo sich die Woge bricht!" Dem Elegischen blieb Schiller immer Freund; sein eigenes Leben bot ihm des Leides ja leider genug. Auch Ossian blieb sein Freund; er übersah nicht seine Schattenseiten, aber auch nicht das rührende Leben in ihm.

In einer Vorlesung über Psychologie sprach Professor Abel einst über den Kampf der Leidenschaften mit der Pflicht und unter sich, und bei dieser Gelegenheit nahm er einen Dichter zur Hand und las einige Stellen daraus vor. Schiller war ganz Ohr, er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorlesung beendet, so trat er zu dem Lehrer und bat um das Buch, welches dieser ihm gern gewährte; es war Shakespeare's Othello, der nun mit unablässigem Eifer studirt wurde. Hoven wußte sich einige Bände der Wieland'schen Uebersetzung zu verschaffen, und Schiller trat ihm, um in den Besitz des ersehnten Schatzes zu gelangen, seine Lieblingsgerichte dagegen ab. Sein Glück war freilich nicht von langer Dauer, denn als er seinen Bücherschrank einmal öffnete, fand er, daß die kostbaren Bände zusammen mit noch einigen andern Büchern mit Beschlag belegt waren. Professor Abel stellte ihm jedoch sein Exemplar stets zur Verfügung. Shakespeare gehörte mit zu den Büchern, welche Schiller sich, als er die Akademie verließ, sofort beschaffte.

Schiller's ganze Neigung wandte sich schon damals mit Entschiedenheit dem Drama zu. Lessing's Schauspiele las er gern, besonders aber versenkte er sich in den Götz von Berlichingen, den er auf Spaziergängen öfter laut vorlas. Schon drängte der Trieb zum eigenen Schaffen mit Macht, und als Schiller in einem Zeitungsblatte die Geschichte vom Selbstmorde eines Nassauischen Studenten las, griff er den Stoff begierig auf und entwarf danach ein Trauerspiel mit dem Titel „Der Student von Nassau." Nachmals vernichtete er diese Jugendarbeit selbst, bedauerte aber in reiferen Jahren, das Stück nicht aufbewahrt zu haben.

Mit großer Kraft wirkten Klinger's Dramen auf Schiller ein; noch kurz vor seinem Tode sandte er dem Dichter der „Zwillinge", welcher damals General in Petersburg war, durch seinen Schwager Wolzogen Grüße. Neben Klinger

*) Karoline von Wolzogen, Schiller's Leben. Stuttgart, 1830. II, 265.

stand mit noch tieferem Nachdruck Anton Leisewitz mit seinem „Julius von Tarent;“ Schiller wußte dieses Trauerspiel fast Wort für Wort auswendig, Reminiszenzen daraus finden sich in den Räubern und anderen Dramen Schiller's; deutlicher aber noch zeigt sich die Einwirkung dieses Dramas auf die Räuber in der Art, wie alle Personen sich bei ruhiger Ueberlegung zur Leidenschaftlichkeit zwingen, und durch nüchterne Reflexion eine Fraseologie des höchsten Affektes produziren. In „Julius von Tarent“ tritt diese Erscheinung sehr grell zu Tage, und auch die Räuber und einige andere Stücke aus Schiller's Jugendzeit sind nicht frei davon. Den Stoff zu seinem „Julius von Tarent“ nahm Leisewitz aus der Geschichte des Großherzogs Kosmus des Ersten von Florenz und seiner Söhne Johann und Garsias. Schiller behandelte dasselbe Thema als Trauerspiel unter dem Titel „Kosmus von Medici;“ wie Petersen bezeugt, war Schiller's Stück in Stoff und Handlung dem Drama des Leisewitz nachgebildet, und als Schiller es bald nach der Entstehung vernichtete, blieb ihm das Ganze doch noch so fest im Sinne, daß einzelne Szenen und Züge daraus in die Räuber übergingen.

Schiller's Kosmus von Medici war für einen poetischen Wettstreit bestimmt, zu welchem außerdem Hoven einen Wertherroman, Petersen ein rührendes Schauspiel und Scharffenstein ein Ritterstück gab. Die gegenseitigen Kritiken, die meist Lob enthielten, wurden schriftlich gegeben, und alles im größten Geheimnisse einander mitgetheilt. Doch selbst die größte Vorsicht konnte nicht verhindern, daß auch andere Eleven in die Karten schauten, und nun blieb auch der Spott nicht aus. Ein Miteleve, ein Franzose, der seine Verachtung deutschen Wesens und deutscher Sprache nur schlecht verbergen konnte, griff die Mitglieder des poetischen Bundes in einer plumpen Posse an, welche den Freunden viel Verdruß bereitete und bewirkte, daß Scharffenstein von der Zeit an sich mehr zu den Malern der Akademie, als zu den Poeten des Geheimbundes hielt.

Seine Stelle nahm ein anderer ein, Johann Kristof Friedrich Haug, ein Sohn des Professors der Akademie. Sein lebhafter Geist und sein unversiegbarer Witz, verbunden mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit verkündeten schon damals den vortrefflichen Epigrammatiker. Einst erzählte er beim Ankleiden im Schlafsaal, er habe in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Ihm träumte, der Tag des jüngsten Gerichtes sei angebrochen, die Engel kämen vom Himmel hernieder und stießen mit Macht in ihre Posaunen. Aber mit dem Auferstehen wollte es nicht recht vorwärts gehen. Die Engel posaunten noch stärker, und es erschienen auch noch einige Schläfer, aber den Engeln war es immer noch nicht genug. „Hier müssen noch viel mehr Todte begraben liegen,“ sagten sie unmuthig, „aber da all unser Posaunen nicht hilft, was sollen wir da anfangen?“ Da trat ein ehemaliger Akademiker, der bereits auferstanden war, zu den Engeln, und sagte, er wüßte wohl Rath zu schaffen, wenn unter den Auferstandenen der ehemalige Oberaufseher Nieß wäre; dieser brauche nur mit jener Riesenstimme, mit welcher er sonst „Zum Gebet!“ rief, nun „Zum Gericht!“ zu kommandiren. Nieß wurde glücklich aufgefunden, und auf sein Kommando wimmelte es alsbald dergestalt von Auferstandenen, daß die Engel zufrieden gen Himmel flogen, um dem Herrn Kristus zu melden, es sei nun alles zum Gericht

bereit. — Dieser Traum erregte großes Gelächter, Nieß aber, der ihn ebenfalls zu hören bekam, verbot sich sehr ernstlich alle Rollen in Haug's Träumen.

Das Feld des Spottes, welches Haug so glücklich anbaute, hatte übrigens auch vor seiner Aufnahme in den Dichterbund nicht ganz brach gelegen; selbst Schiller, der noch vor wenigen Jahren so verschlossen und schüchtern gewesen war, verstand jetzt ein Witzwort passend anzubringen. Als ihm ein Eleve, der einen guten und reichlichen Bissen ganz besonders liebte, sein Stammbuch überreichte, schrieb Schiller hinein: „Wenn du gegessen und getrunken hast und NB! satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben!" Mit Haug hielt Schiller einmal ein Kampfspiel der Grobheit; Schiller suchte seine dicksten Klötze zusammen und wälzte sie auf den Nebenbuhler, Haug aber schilderte die Göttin der Grobheit, wie sie in den Wolken schwebte und zu Schiller sprach: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!" Schiller erklärte sich für besiegt. Eine andere Aufgabe, bei welcher Schiller, Haug, Petersen und Hoven um die Palme stritten, hieß „Rosalinde im Bade."

Noch manches andere brachten die lustigen Gesellen zu Stande, und Schiller's Produkte waren schon oft höchst karakteristisch; seine Freunde erinnerten sich später an ein Gedicht: „Die Gruft der Könige," und an ein anderes „Triumfgesang der Hölle," welches regellos und unförmlich, aber voll grauenhafter Schönheit war.

Dem Kreise der Dichter schloß sich noch ein Musiker und ein Bildhauer an; Johann Rudolf Zumsteeg, der Sohn eines herzoglichen Lakeien, verehrte den Dichter hoch und setzte in Musik, was jener schuf, und Dannecker, dessen Vater dem Herzog als Stallknecht diente, war derselbe, welcher nachher mit Meisterhand Schiller's herrliche Büste schuf.

Was die jungen Dichter erzeugten, war allmälig eine ziemlich starke Sammlung geworden; ihr Wunsch ging nun darauf, die Kinder ihrer Muse der Welt vorzustellen. Ihre Namen durften sie nicht nennen, und als Hoven sich eines Tübinger Buchhändlers erinnerte, der auch anonyme Schriften in Verlag nahm, wurde rasch ein Brief an ihn abgesandt; aber eben so wenig auf diesen wie auf einen zweiten erfolgte Antwort, und die jungen Autoren erfuhren später, daß sie an einen Todten geschrieben hatten. Einige von ihren Gedichten sandten sie an den Buchhändler Schwan in Mannheim, der sie in die von ihm redigirte „Schreibtafel" aufnahm.

Poetischen Jünglingen ist die Geliebte in der Regel die freundlichste Muse. Dem schönen Geschlechte war nun freilich durch eiserne Thore und durch Schildwachen der Zugang zur Akademie versperrt, für eine Frau aber, und für eine sehr schöne Frau galten jene Gesetze nicht. Die Gräfin Franziska war das einzige weibliche Wesen, welches die Akademie zu jeder Stunde betreten durfte. Gleich einer Fee schritt sie durch die einsamen Hallen und Gärten, und ihr folgten die entzückten Blicke der Jünglinge, denen die Schönheit sonst so fern blieb. Der Gräfin funkelndes Auge, ihre milde Stimme, mit der sie oft an des Herzogs Seite für einen armen Sünder bat, der gesenkten Hauptes, mit dem Billet in zitternder Hand vor dem Fürsten erschien, ferner der geheimnißvolle Reiz ihrer Beziehungen zum Herzoge, die segensreiche Gewalt, welche sie auch außer den Thoren der Akademie über den Herrscher ausübte — alles das war mehr als

hinreichend, um einen hohen Reiz auf jede leicht entflammte Fantasie auszuüben; fast jeder Eleve war in die schöne Frau verliebt. Auch Schiller brachte ihr den Zoll seiner Huldigungen; ihm erschien sie als die rechtmäßige Gemahlin des Herzogs, und zugleich als das Ideal aller weiblichen Tugend. Es läßt sich leicht erklären, daß er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um der Gefeierten auch öffentlich sein Lob darzubringen.

Franziska's Geburtstag, der 10. Januar, war für ganz Stuttgart, besonders aber für die Akademie und für das Fräuleinstift stets ein Fest, welches gern gefeiert wurde. Zum 10. Januar 1778 dichtete Schiller zwei Glückwünsche unter dem gemeinsamen Titel: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihrer Exzellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim." Der erste dieser Glückwünsche, im Namen der Akademie dargebracht, leiht der Gefeierten den reichsten Schmuck der Poesie:

Ihr Anblick segenvoll — wie Sonnenblick der Fluren,
Wie wenn vom Himmel Frühling niederströmt,
Belebend Feuer füllt die jauchzenden Naturen,
Und alles wird mit Strahlen überschwemmt.

So lächelt alle Welt — so scheinen die Gefilde,
Wenn Sie wie Göttin unter Menschen geht,
Von Ihr fließt Segen aus und himmelvolle Milde
Auf jeden, den Ihr sanfter Blick erspäht.

Ihr holder Name fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unsterblichkeit verheißt Ihr jeder Blick,
Im Herzen thronet Sie — und Freudenthränen spiegeln
Franziskens holdes Himmelsbild zurück.

So wandelt Sie dahin auf Rosenpfaden,
Ihr Leben ist die schönste Harmonie:
Umglänzt von tausend tugendsamen Thaten,
Seht die belohnte Tugend! — Sie! —

O Freunde, laßt uns nie von unsrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unser Herz Franziskens Denkmal sein!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unser Herz entweihn.

In ähnlicher Weise gab der zweite Glückwunsch die Empfindungen der Ecole des Demoiselles kund.

Diese beiden Gedichte bezeichnen gewissermaßen eine Epoche in der Geschichte der Schiller'schen Jugendprodukte, denn in den nächsten zwei Jahren widmete Schiller, statt der Muse, seine Treue dem ernsten Studium. Fünf Jahre lang mußte der Kursus der Mediziner auf der Akademie dauern; für Schiller wäre er im Dezember 1780 beendet gewesen, aber der Poet wollte seine Kraft anwenden, um schon ein Jahr früher sich die Pforten der Akademie zu öffnen. Hoven war auch auf diesem mühevollen Wege sein treuer Genosse; mit dem Jahre 1778 begannen die Gefährten ihre Arbeit. Sie wurden nun mehr mit den Medizinern der Akademie zusammengeführt, zu ihrem nähern Umgange ge-

hörten jener Elwert, mit dem Schiller einst die Milchreise nach Harteneck angetreten, Plieninger, Jakobi und Liesching. Die Genannten waren den beiden Poeten bedeutend voraus, aber eben deshalb waren sie sehr geeignet, durch Unterhaltungen über medizinische Gegenstände die Nacheilenden zu fördern, und bald standen die beiden mit in der Reihe.

Noch einen neuen, herzlich ergebenen Freund gewann Schiller in etwas späterer Zeit an Albert Friedrich Lempp, der zu Neujahr 1779 in die Akademie eintrat. Er war schon erwachsen, in der Filosofie wohl bewandert; Schiller hielt ihn sehr hoch und blieb dauernd mit ihm im brieflichen Verkehr. Lempp starb 1819 als würtembergischer Geheimrath.

Der Ruf der Militärakademie breitete sich inzwischen immer weiter aus; nicht allein aus sämmtlichen Ländern Europa's, sondern auch aus Amerika und aus Ostindien wurden Zöglinge gesandt. Alle Stände, vom Fürsten bis zum Stallknecht, begehrten für ihre Söhne Aufnahme in der berühmten Anstalt, und der Vornehmste nahm in ihr denselben Platz ein wie der Geringste; nicht der Stand, sondern nur die Leistungen begründeten einen Unterschied zwischen den Zöglingen, deren Zahl mehr als dreihundert betrug. Schiller lebte ziemlich einsam unter ihnen, nur den wenigen vertrauten Freunden öffnete er sein Herz. Die Gesetze der Anstalt übertrat er selten und nur in unbedeutenden Vergehungen; wenn die Einschränkung seinem regen Geiste auch oft eine große Last wurde, so trug er sie doch mit der starken Willenskraft, die er stets in seinem Leben zeigte.

Wenn Schiller daran dachte, schon 1779 die Akademie zu verlassen, so mußte er besonders darauf bedacht sein, seine Talente vor dem Herzoge zu zeigen, denn von dessen Entscheidung hing ja schließlich alles ab. Im Januar 1779 trat er an Franziska's Geburtstage als Festredner auf. Herzog Karl selber stellte das Thema, es lautete: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?"

Die Rede, in welcher Schiller diese Frage verneinte, war äußerlich ein wahres Chaos von abgerissenen Wörtern und Sätzen. Nachdem im Anfange der Gedanke begründet worden, daß die innere Quelle der Thaten, d. h. die bewußte Absicht, es sei, welche zwischen Tugend und Untugend entscheide, führte er als redendes Beispiel den Sokrates ein, der mit Festigkeit und Klarheit des Bewußtseins der Tugend treu bleibt, selbst wenn sie als Opfer sein Leben fordert. Er brach in die Worte aus:

„Ich sehe den erhabensten Geist, den je das Alterthum gebar, dem nie dämmerte die Offenbarung Gottes ein Widerstrahl, — er hat den Giftbecher in der Hand. — Hier Liebe zum Leben — ein gewaltiger Sturm von Leidenschaften, die je eines Menschen Seele bestürmten — dort ihm winkend ein zitternder Strahl zum Pfade höherer Seligkeit — ein eigener, durch das einsame Forschen erschaffener Gedanke! — Was wird Sokrates wählen? — Das Weiseste. — Jetzt, o Weisheit, leite du seine entsetzliche Freiheit — Tod — Vergehen — Unsterblichkeit — Hölle — letzte — große Versiegelung seiner neuen Lehren — Leite seine entsetzliche Freiheit, scharfsehender Verstand! — Gewählt — Gift getrunken — Tod — Unsterblichkeit — mächtig versiegelt seine Lehren — höchster

Kampf — höchster Verstand — höchste Liebe — erhabenste Tugend! Erhabener nichts unter hohem bestirnten Himmel vollbracht!"

Solche begeisterte Worte, mit unendlichem Feuer vorgetragen, verfehlten ihre Wirkung nicht auf die Zuhörer. Der Grundgedanke der ganzen Ausführung erschien in den Worten: „Tugend ist das harmonische Band zwischen Liebe und Weisheit. Der Weise ist gütig, aber kein Verschwender. Der Weise ist leutselig, aber kein Verschwender seiner Würde, Verschwendung beglückt nicht."

Es lag sehr nahe, nach diesen Worten die Nutzanwendung auf die Verhältnisse des Herzogs zu ziehen, und in der That schloß der jugendliche Redner seinen Vortrag mit den Sätzen: „Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schamroth machenden Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt), nein — frei, mit der offenen Stirn der Wahrheit kann ich auftreten und sagen — Sie ist's, die liebenswürdigste Freundin Karl's! Sie, die Menschenfreundin! Sie, unser aller besondere Mutter! Franziska! — Nicht den prangenden Hof — die Großen Karl's nicht — nicht meine Freunde — die alle glühend den Wink erwarten, in ein stürmendes Lob auszubrechen — nein, die Armen in den Hütten ruf' ich jetzt auf — Thränen in den Augen! Franziska! Thränen der Dankbarkeit und Freude! Im Herzen dieser Unschuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieser Versammlung! — Wenn dann der größte Kenner, der schärfste Richter der Tugend Tugend belohnt! — Karl! — wo hat ihn je der Schein geschminkter Tugend geblendet? — Karl feiert das Fest von Franziska! — wer ist größer, der so die Tugend ausübt, oder der sie belohnt? — Beides Gott nachgeahmt! — Ich schweige; zu klein, Karln zu loben. Ich verhülle mich, schweige — aber ich sehe, ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre — ich sehe sie an diesem — und noch einem Feste versammelt! Ich sehe sie irren in den Grabmälern der vorigen Edlen! — Sie weinen — weinen um Karl — Würtembergs trefflichen Karl! weinen um Franziska! die Freundin der Menschen!"

Vielleicht war es das Gefallen an dieser Rede, welches den Herzog bewog, dem Eleven Schiller schon in diesem Jahre die Erlaubniß zur Abfassung der Dissertazion zu ertheilen.

An demselben Tage trat Schiller auch als Schauspieler auf, und zwar in einem Festspiel mit dem Titel: „Der Preiß der Tugend" in ländlichen Unterredungen und allegorischen Bildern von Göttern und Menschen, zur Ehre der besten Frau, an Ihrem Geburts-Tag, FRAU Franziska, Reichs-Gräfin von Hohenheim, gewidmet, auf gnädigsten Befehl Sr. Herzoglichen Durchlaucht durch Eleven der Herzoglichen Militär-Akademie auf und in Musik gesetzt, und von ihnen nebst einigen Demoiselles des Erziehungs-Instituts dargestellt. Stuttgard, den 10. Januar 1779." Das Ganze, ein unbedeutendes, höfisches Stück, zerfiel in drei Theile, wovon der erste „im Schloß", der zweite „im neuen Dorf", der dritte „auf dem Parnaß" spielte. Die Demoiselles stellten Göttinnen und Nymfen dar, die eigentlichen Frauenrollen wurden durch Akademisten gegeben.

Im ersten Theile dieses Stückes erschien Schiller als „Görge, ein Bauer," und ein anderer Zögling, Herr Hopfenstock, als „Sein Weib." Das Paar trat mit einem Korb in den Schloßsaal, wo der Anwalt sie mit den Worten empfing:

Woher so spät? Gewiß aus einer Zeche?
Ihr bringet doch was neues mit?

Hierauf erwiderte Görge-Schiller:

Wir aus der Zeche? Keinen Tritt:
Da warten wir schon ganze Stunden
Und fragen jeden Fremden aus:
Ist's auf dem Hof? Ist sie zu Hauß?
Ist unser Anwald schon herein?
Vielleicht kans gar in Stuttgard sein?
Der eine sagt: ich weiß es nicht, der andre: nein,
Und endlich hab' ich ihn gefunden,
Den Haußen da, der will was andres wissen.
Fragt ihr ihn selbst.

Damit war die Rolle zu Ende. In dem Stück selbst ist keine Zeile von Schiller verfaßt, vielmehr soll es von Balthasar Haug herrühren.

Diese Festgedichte und Reden waren das einzige, was Schiller auf dem Felde der schönen Wissenschaften damals hervorbrachte; er verwandte alle seine Zeit auf das medizinische Studium, einigen Zweigen derselben gab er sich mit besonderer Vorliebe hin. In der Fysiologie arbeitete er nach Haller, doch bewahrte er selbst diesem großen und bewunderten Führer gegenüber die Selbständigkeit seiner Ansichten. Professor Kousbruch, der an der Akademie Vorlesungen über Fysiologie, Pathologie und Therapie hielt, war ein Schüler des Professors Brendel in Göttingen und besaß dessen vortreffliche Kollegienhefte. Schiller verschaffte sich eine Abschrift davon und studirte sie sorgsam; doch seine dichterische Natur verleitete ihn, manche Gesetze in die Natur und in die Arzneikunst hineinzutragen, die vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen konnten. Als man ihm nun gestattete, seine Dissertazion zu schreiben, wählte er selbst das Thema: „Filosofie der Fysiologie"; der Gegenstand ihrer Betrachtung sollten die beiden großen Gegensätze, materielles und geistiges Leben, sein, ihren Beziehungen, ihren gegenseitigen und ihren absoluten Förderungen und Störungen sollte nachgeforscht werden. Die Abhandlung wurde deutsch geschrieben und dann ins Lateinische übersetzt; leider ist sie bis auf ein Bruchstück des ersten Kapitels verloren gegangen. Schiller selbst gab sich später Mühe, sie wieder aufzufinden, aber vergebens.

Die ganze Abhandlung war sehr umfangreich; sie zerfiel in fünf Kapitel und viele Unterabtheilungen, die mit großer Sorgfalt durchgearbeitet waren. Die Eintheilung des ersten Kapitels, welches vom geistigen Leben handelte, war folgende:

I. Das geistige Leben.

1. Bestimmung des Menschen.
2. Wirkung der Materie auf den Geist.
3. Mittelkraft.
4. Mittelkraft. Mechanische Kraft. Organ.
5. Eintheilung der vorstellenden Organe.

System der sinnlichen Vorstellung.

6. Nerve. Nervengeist.
7. Die Richtung.

Das materielle Denken.

8. Das Denkorgan. Materielle Fantasie. Theorie.
9. Assoziazion. Anwendung der Theorien.
10. Wirkung der Seele auf das Denkorgan.
11. Empfindungen des geistigen Lebens.

Der erste Abschnitt, der von der Bestimmung des Menschen handelt, beginnt folgendermaßen:

„Soviel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen sein, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sei und entworfen nach einem trefflichen Plane.

„So wie es jetzt durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hinrann und alle Kräfte wirken und ineinander wirken, gleich Saiten eines Instruments tausendstimmig ineinanderlautend in eine Melodie, so soll der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursach' und Absicht, aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plan den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen, oder kürzer, erhabener klingend in unseren Ohren: Der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blick umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt — Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals erreichen.

„Eine Seele, sagt ein Weiser dieses Jahrhunderts, die bis zu dem Grade erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist die glücklichste Seele. Ein ewiges, ein großes, schönes Gesetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menschen jener Bestimmung näher bringt, es sei nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn schmerzen. Was ihn schmerzt, wird er meiden; was ihn ergötzt, danach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit suchen, weil ihn Unvollkommenheit schmerzt, er wird sie suchen, weil sie selbst ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten, mit den wenigsten Unvollkommenheiten, ist Summe der höchsten Vergnügungen mit den wenigsten Schmerzen. Dies ist Glückseligkeit. So ist es denn gleichviel, ob ich sage: Der Mensch ist da, um glücklich zu sein; oder: Er ist da, um vollkommen zu sein. Nur dann ist er vollkommen, wenn er glücklich ist. Nur dann ist er glücklich, wenn er vollkommen ist.

„Aber ein eben so schönes, weises Gesetz, Nebenzweig des ersten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen, ja Menschen mit Thieren durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe also, der schönste, edelste Trieb in der menschlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, ist nichts anderes, als die Verwechslung meiner Selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen. Und diese Verwechslung

ist Wollust. Liebe also macht seine Lust zu meiner Lust, seinen Schmerz zu meinem Schmerz. Aber auch dieser Schmerz ist Vollkommenheit, und muß also nicht ohne Vergnügen sein. Was wäre also Mitleiden sonst, als ein Affekt, gemischt aus Wollust und Schmerz. Schmerz, weil der Nebenmensch leidet. Wollust, weil ich seine Leiden mit ihm theile, weil ich ihn liebe. Schmerz und Lust, daß ich seine Leiden von ihm wende."

Es ist ein eigener Ton in diesen Sätzen, ganz verschieden von dem, was wir bisher von Schiller's Prosa kennen lernten. Hier finden wir eine Wärme, eine stille Weihe, und mit Entschiedenheit ausgesprochen bereits jene Ansichten, welche später in den Briefen von Julius an Rafael und in dem Liede an die Freude Ausdruck fanden. Denen gelehrten Professoribus mochten solche Gedanken allerdings wohl etwas zu sehr aus dem Geleise der vorgeschriebenen Alltäglichkeit heraustreten, und es ist ein vortrefflicher Ausdruck des verdienstvollen Eduard Boas, wenn er von den Professoren bei dieser Gelegenheit sagt: sie blickten ihrem flügge gewordenen Schüler unwillig erstaunt nach, als er plötzlich in alle Lüfte davonflog. In den Akten des Archivs zu Stuttgart sind die Urtheile, welche über Schiller's Dissertazion gefällt wurden, noch vorhanden, und es ist interessant, sie kennen zu lernen. Die Zensoren waren ihrer drei, sie erklärten einstimmig die Arbeit des Druckes nicht würdig.

Der „Chirurgien" Major Kristian Klein legte seine Ansicht in folgenden Worten nieder: „Zweymal habe ich diese weitläuftige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn deß Verfassers aber nicht erraten können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefärliche Hang zum beßer wißen allzuviel anklebet, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnißen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit ist überstiegen, aber daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllet. Dabey ist der Verfaßer äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigste Männer hard und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den Viribus transmutatoriis handelt, greiffet er den unsterblichen von Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologius wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Eben so redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lectionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekrieget er alles, was nicht vor seine neuen Theorien passend ist. Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfaßers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden nützlichen Gelehrten."

Die eine der beiden bezeichneten Stellen, die „wider den fleißigen Cottunium," wollen wir mittheilen. Schiller sagt: „die Schutzkräfte des Ohrs sind die Knochen, die Ohrenhärchen, die Ohrensalbe, der Dunst. Dieser Dunst, in der Erstarrung des Todes verdickt und wegen der Lähmung der zurückführenden Gefäße nicht mehr eingesogen, wird in Form einer Feuchtigkeit in den Kammern des Ohrs erblickt, und hatte den Cotunni zu der irrigen Hypothese verführt, daß die Luft nicht unmittelbar auf den Nervengeist wirke, sondern mittelbar durch

die Feuchtigkeiten des Ohrs. Wer wird glauben, daß der Schall, das größte Produkt der Elastizität, durch das Wasser, das am wenigsten elastisch ist, der Seele bezeichnet werde?“ —

Die Kritik des Major Klein war vom 27. Oktober datirt; dem Herzoge scheint das absprechende Urtheil nicht ganz recht gewesen zu sein, denn auf seinen ausdrücklichen Befehl gab Professor Konsbruch unter dem 6. November eine ausführliche Rezension der Probearbeit, desgleichen der Hofmedikus Dr. Reuß am 8. November, und beide Rezensenten schlossen sich in ihren Urtheilen dem Major Klein an, sie hielten es „niemalen vor rathsam, die Schrift zum Druck zu befördern.“

Auf diese Gutachten hin schrieb der Herzog am 13. November 1779 an den Intendanten von Seeger, die Arbeit des Eleven Schiller solle nicht gedruckt werden, „obschon Ich gestehen muß“ — so heißt es in dem Briefe ferner — „daß der junge Mensch viel schönes darinnen gesagt, und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber, und weil solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann.“ —

Nichts ist mehr geeignet, einen jugendlichen Geist tiefer niederzubeugen und ihm die beste Kraft und Lust zum Weiterstreben zu rauben, als wenn, wie im vorliegenden Fall, eine Arbeit, die mit dem Aufwande aller Kräfte geschaffen wurde, sich die maßgebende Anerkennung nicht zu erringen vermag, und der hoffende Arbeiter verurtheilt, vor den Augen aller seiner Mitschüler verurtheilt wird, viele Stufen wieder herabzusteigen, und wieder aufzunehmen, was er bereits abgelegt hatte. Unter solchen Umständen sich willig zu fügen und ohne Nachlaß der Kraft zu arbeiten, wäre für eine Manneskraft immerhin schon ein achtungswerther Beweis von Selbstbeherrschung, für einen Jüngling aber, in dem das ganze heiße Gefühl noch nicht unter der Herrschaft des kalt rechnenden Verstandes steht, ist es eine Probe, bei welcher unter zehn kaum einer auf der rechten Bahn bleibt. Herzog Karl wollte Schiller's Feuer dämpfen und ihn veranlassen, durch eisernen Fleiß ein geschickter Mediziner zu werden, statt dessen aber wandte er den Sinn seines Eleven von dem Studium der Medizin gänzlich ab und fachte sein Feuer zu einem wild auflodernden Brande an, in welchem schließlich alle bestehenden Verhältnisse zu Grunde gingen.

Denn schon seit länger als zwei Jahren gährte es in der Seele des Dichters, und nur der ernste Wille und die Aussicht auf baldige Freiheit hatten die Gluth zurück zu halten vermocht. Schon seit dem Jahre 1777 hatte er begonnen, in seinem Geiste sein weltbewegendes Drama: „Die Räuber“, zu gestalten. Der Stoff dazu fand sich in Haug's schwäbischem Magazin, Jahrgang 1775, Stück I, S. 30. Hoven hatte den Freund auf diese Erzählung aufmerksam gemacht. Sie lautet folgendermaßen.

Zur Geschichte des menschlichen Herzens.

Wann wir die Anekdoten lesen, womit wir von Zeit zu Zeit aus Engelland und Frankreich beschenkt werden, so sollte man glauben, daß es nur allein in

dieſen glücklichen Reichen Leute mit Leidenſchaften gäbe. Von uns armen Teutſchen lieſt man nie ein Anekdötchen, und aus dem Stillſchweigen unſerer Schriftſteller müſſen die Ausländer ſchließen, daß wir uns nur maſchinenmäßig bewegen, und daß Eſſen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Kreis eines Teutſchen ausmache, in welchem er ſo lange unſinnig herumläuft, bis er ſchwindlicht niederſtürzt und ſtirbt. Allein, wann man die Charaktere von ſeiner Nation abziehen will; ſo wird ein wenig mehr Freyheit erfordert, als wir arme Teutſche haben, wo jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwiſcht, uns den Weg unter die Geſellſchaft der Züchtlinge eröfnet kann.

„An Beyſpielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform der Zuſtand eines Teutſchen bloß paſſiv iſt, ſo ſind wir doch Menſchen, die ihre Leidenſchaften haben und handeln; ſo gut als ein Franzos oder ein Britte. Hier iſt ein Geſchichtgen, das ſich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe es einem Genie Preis, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland; ſondern auf teutſchem Grund und Boden eröfnet.

„Ein B . . . . Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lärm des Hofes vorzog, hatte zween Söhne von ſehr ungleichem Charakter. Wilhelm war fromm, wenigſtens betete er ſo oft er es haben wollte, war ſtreng gegen ſich ſelbſt und gegen Andere, wann ſie nicht gut handelten, war der gehorſamſte Sohn ſeines Vaters, der emſigſte Schüler ſeines Hofmeiſters, der ein Zelot war, und ein miſantropiſcher Verehrer der Ordnung und Oekonomie. Karl hingegen war völlig das Gegentheil ſeines Bruders. Er war offen, ohne Verſtellung, voll Feuer, luſtig, zuweilen unfleißig, machte ſeinen Eltern und ſeinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß, und empfahl ſich durch nichts, als durch ſeinen Kopf und ſein Herz. Dieſes machte ihn zwar zum Liebling des Hausgeſindes und des ganzen Dorfes; ſeine Laſter aber ſchwärzten ihn an in den Augen ſeines catoniſchen Bruders und ſeines zelotiſchen Lehrmeiſters, der oft vor Unmuth über Karls Muthwillen faſt in der Galle erſtickte.

„Beede Brüder kamen auf das Gymnaſium nach B., und ihr Charakter blieb ſich gleich. Wilhelm erhielt das Lob eines ſtrengen Verehrers des Fleißes und der Tugend, und Karl das Zeugniß eines leichtſinnigen, hüpfenden Jünglings. Wilhelms ſtrenge Sitten litten auch auf der Univerſität keine Abänderung, aber Karls heftiges Temperament ward vom Strom ergriffen, und zu manchem Laſter fortgeriſſen. Er ward ein Anbeter der Cythere und ein Schüler des Anakreon. Wein und Liebe waren ſeine liebſte Beſchäftigung, und von der Wiſſenſchaft nahm er nur ſo viel mit, als er flüchtig erhaſchen konnte. Kurz, er war eine von den weichen Seelen, welche der Sinnlichkeit immer offen ſtehen, und über jeden Anblick des Schönen in platoniſches Entzücken gerathen. Der ſtrenge Wilhelm beſtrafte ihn, ſchrieb ſeine Laſter nach Hauſe, und zog ihm Verweiſe und Drohungen zu. Aber Karl war noch zu flüchtig, wie eine Moral zu leben, und ſeine Verſchwendung und übermäßige Gutheit gegen arme Studirende verſenkte ihn in Schulden, die ſo hoch anſchwollen, daß ſie nicht mehr verborgen werden konnten. Dazu kam noch ein unglückliches Duell, das ihm die Gunſt ſeines Vaters entzog, und ihn in die Verlegenheit verſetzte, bey Nacht und Nebel

die Akademie zu verlassen. Die ganze Welt lag nun offen für ihn, und kam ihm wie eine Einöde vor, wo er weder Unterhalt noch Ruhe fand.

„Der Lärm der Trommel schreckte ihn von seinen Betrachtungen auf, und er folgte der Fahne des Mars. Er ward ein Preuße, und die Schnelligkeit, womit Friedrich sein Heer von einem Wunder zum andern fortriß, ließ ihm nicht Zeit, Betrachtungen über sich selber anzustellen. Karl that immer brav, und wurde in der Schlacht bey Freiberg verwundet. Er kam in ein Lazareth; ein Extract des menschlichen Elends schwebte hier immer vor seinen Augen. Das Aechzen der Kranken, das Röcheln der Sterbenden und der brennende Schmerz seiner eigenen Wunde zerrissen sein zärtliches Herz, und der Geist Karls richtete sich auf, sah mit ernstem Unmuth auf seine Laster herab, verfluchte sie, und dieser Karl entschloß sich, tugendhaft und weise zu werden. Er hatte sich kaum etwas erholt, so schrieb er den zärtlichsten Brief an seinen Vater, und bemühte sich, durch das offene Geständniß seiner Laster, durch das traurige Gemälde seines Unglücks, durch Reue und ernste Gelübde die väterliche Vergebung zu erweinen. Umsonst! der strenge Wilhelm unterschlug seinen Brief, und Karl erhielt keine Antwort.

„Es ward Friede, und das Regiment, worunter Karl stand, wurde abgedankt. Ein neuer Donner in Karls Herz! Doch ohne sich lange der unbarmherzigen Welt zu überlassen, entschloß er sich zu arbeiten. Er vertauschte seine Montur mit einem Kittel und trat bey einem Bauern, anderthalb Stunden von dem Rittersitze seines Vaters, als Knecht in Dienste. Hier widmete er sich mit so vielem Fleiß dem Feldbau und der Oekonomie, daß er das Muster eines fleißigen Arbeiters war. In müßigen Stunden unterrichtete er die Kinder seines Bauern mit dem besten Erfolge. Sein gutes Herz und seine Geschicklichkeit machten ihn zum Lieblinge des ganzen Dorfes. Ja, er wurde unter dem Namen des guten Hansen auch seinem Vater bekannt, mit welchem er oft unerkannt sprach und mit Beifall belohnt wurde. Einstmal war der gute Hans mit Holzfällen im Walde beschäftigt. Plötzlich hörte er von ferne ein dumpfes Geräusch. Er schlich mit dem Holzbeile in der Hand hinzu — und welch ein Anblick! — sah seinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutsche gerissen, den Postillon im Blute liegen, und bereits den Mordstahl auf der Brust des Vaters blinken. Kindlicher Enthusiasmus entflammte jetzt unsern Karl. Er stürzte wüthend unter die Mörder hinein, und sein Beil arbeitete mit einem so guten Erfolge, daß er drei Mörder erlegte und den vierten gefangen nahm. Er setzte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutsche, und fuhr mit ihm seinem Rittersitze zu.

„Wer ist mein Engel?“ sagte der Vater, als er die Augen aufschlug.

Kein Engel, erwiederte Hans, sondern ein Mensch hat gethan, was er als Mensch seinen Brüdern schuldig ist.

„Welcher Edelmuth unter einem Zwilch-Kittel! — Aber sage mir, Hans, hast du die Mörder alle getödtet?“

Nein, gnädiger Herr, einer ist noch am Leben.

„Laß ihn herkommen.“

Der entlarvte Mörder kommt, stürzt zu den Füßen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade und spricht schluchzend: Ach, gnädiger Herr, nicht ich! Ein Anderer! — Ach — dürft' ich hier ewig verstummen! Ein Anderer!

„So donnere den verfluchten Andern heraus," sprach der Edelmann. „Wer ist denn der Mitschuldige dieses Mordes?"

Ach, ich muß es sagen. — Der Junker Wilhelm. Sie lebten ihm zu lang, und er wollte sich auf diese verfluchte Weise in den Besitz ihres Vermögens setzen. Ja, gnädiger Herr, ihr Mörder ist Wilhelm!

„Wilhelm?" sagte der Vater mit dumpfem Tone, schlug die Augen zu, und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie die Bildsäule des Entsetzens vor dem Bette seines Vaters stehen. Nach einigen Augenblicken dieser schrecklichen Unempfindlichkeit erhob der Vater die brechenden Augen, und schrie im Tone der Verzweiflung: „Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? Ha, jene scheußliche Furie, mit Schlangen umwunden, ist mein Sohn — die Hölle nenne seinen Namen! Und jener Jüngling mit Rosenwangen und dem fühlenden Herzen ist mein Sohn Karl, ein Opfer seiner Leidenschaften — dem Elend preisgegeben — lebt vielleicht nicht mehr! — —"

Ja, er lebt noch! schrie Hans, dessen Empfindungen alle Dämme durchbrachen. Er lebt noch, und krümmt sich hier vor den Füßen des besten Vaters. Ach, kennen sie mich nicht! Meine Laster haben mich der Ehre beraubt, ihr Sohn zu sein! Aber kann Reue, können Thränen —

Hier sprang der Vater aus seinem Bette, hob seinen Sohn von der Erde auf, schloß ihn in seine zitternden Arme, und beide verstummten. Dies ist die Pause der heftigsten Leidenschaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftreten zu lassen.

„Mein Sohn, mein Karl ist also mein Schutzengel?" sagte der Vater, als er zu reden vermochte, und Thränen träufelten auf die braune Stirn des Sohnes herab. „Schlag Deine Augen auf, Karl, siehe Deinen Vater Freudenthränen weinen!" Aber Karl stammelte nichts; als: bester Vater! und blieb an seinem Busen liegen. —"

Auf Karls Bitte bleibt Wilhelm von der Strafe verschont, muß sich aber mit einem kleinen Unterhalte in einer entfernten Stadt begnügen. „Karl aber wohnet noch bei seinem Vater und ist die Freude seines Lebens und die Wollust seiner künftigen Unterthanen." Der Erzähler schließt mit den Worten: „Wann wird einmal der Philosoph auftreten, der sich in die Tiefen des menschlichen Herzens hinabläßt, jeder Handlung bis zur Empfängniß nachspürt, jeden Winkelzug bemerkt, und alsdann eine Geschichte des menschlichen Herzens schreibt, worin er das trügerische Inkarnat vom Antlitze des Heuchlers hinwegwischt, und gegen ihn die Rechte des offenen Herzens behauptet." —

Daß ein solcher Stoff, wie er in dieser Erzählung liegt, für Schiller sehr anziehend sein mußte, darauf deutet schon das selbstgewählte Thema seiner Dissertazion und seine Vorliebe für die Fysiologie hin, und wenn er nicht den festen Entschluß gefaßt hätte, erst seinen medizinischen Kursus mit Ehren zu absolviren, so würde er die Räuber wohl schon früher geschrieben haben, denn einzelne Szenen waren ja, wie schon gesagt, bereits im Jahre 1777 vollendet.

Bis dahin hatte sein Interesse sich nur an den Stoff an und für sich geheftet, aber als seine mühevolle Probeschrift verworfen, als die Mauern der Akademie nun in Wahrheit für ihn Gefängnißmauern wurden, in denen er nur mit höchstem Widerstreben weilte, da trat für ihn noch ein persönliches Motiv hinzu, denn nun war er selbst dem verstoßenen Sohne gleich. Um wie viel ungestümer und glühender mußten seine Empfindungen sich nun ergießen!

Zum Ueberfluß trat auch noch eine äußere Veranlassung hinzu, um das poetische Vermögen des Jünglings mächtig anzuregen. Alles, was die Dichtkunst an Ruhm und Ehre und Glück verleihen kann, das trat verkörpert vor Schiller's Augen, als am 14. Dezember 1779 Göthe mit dem Herzog Karl August in der Akademie erschien, um der Vertheilung der Preise beizuwohnen. Der fremde Fürst stand zur Rechten, der Dichter des Götz und des Werther zur Linken des Herzogs Karl Eugen, und die Zöglinge freuten sich zu sehen, wie dieser den Dichter auszeichnete. An diesem Tage und in Gegenwart des verehrten Dichters war die Göttin der Freude auch für Schiller günstig; er bekam einen Preis in der praktischen Medizin, einen zweiten in Materia medica und einen dritten in der Chirurgie. Um einen vierten in der deutschen Sprache und Schreibart mußte er losen, und das Glück neigte die Spende seinem Genossen zu.

Wenige Wochen nachher, am Geburtstage der Gräfin Franziska, dem 10. Januar 1780, gab der Herzog seinem Eleven einen neuen Beweis seiner Zuneigung, er wählte Schiller zum Festredner und gab das Thema: „Die Tugend in ihren Folgen beleuchtet." Schiller löste seine Aufgabe auf die ehrenvollste Art; er wies darauf hin, daß die Liebe zur Tugend ein allgemeines Band unter allen edlen Seelen knüpfe und auf diese Weise für die ganze Menschheit die eigentliche Gründerin des Glückes sei. Die Gräfin Franziska erscheint hier abermals als das Sinnbild der Tugend, der Redner schließt mit den Worten: „So groß — so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt! Dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu sein, dieses Gefühl — — Erlauchte Gräfin! Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!"

Der Gräfin wurde in sauberer Abschrift ein prachtvoll gebundenes Exemplar dieser Festrede überreicht; sie bewahrte es sorgsam auf. Sehr anerkennend äußerte sich Professor Haug im ersten Hefte des schwäbischen Magazins von 1780 über diese Arbeit Schiller's.

Das letzte Jahr seines Aufenthaltes in der Akademie war nun fast ganz der Poesie gewidmet; nicht allein daß die Räuber in diesem Jahre fast ganz niedergeschrieben wurden, auch seine Studien nahmen entschieden die poetische Richtung. Bei Professor Naß hörte Schiller Vorlesungen über den Homer, und

als dieser einzelne Gesänge in Bürger's metrischer Uebersetzung mittheilte, fanden sie seinen freudigen Beifall und regten ihn an, aus dem Virgil, den er unter Professor Drück's Leitung eingehend studirte, selbst einiges zu übersetzen. Im schwäbischen Magazin erschien von Schiller: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer. Eine Uebersetzung." Einige Verse mögen hier im Original und in Schiller's Uebersetzung zur Probe stehen.

Aeneid. I, 81—91.

Haec ubi dicta, cavum conversa cuspide montem
Inpulit in latus: ac venti, velut agmine facto,
Qua data porta, ruunt et terras turbine perflant.
Incubuere mari, totumque a sedibus imis
Una Eurusque Notusque ruunt creberque procellis
Africus, et vastos volvunt ad litora fluctus.
Insequitur clamorque virum stridorque rudentum.
Eripiunt subito nubes caelumque diemque
Teucrorum ex oculis; ponto nox incubat atra.
Intonuere poli, et crebris micat ignibus aether,
Praesentemque viris intentant omnia mortem.

Sprach's und hastig ins hohle Gebirg den eisernen Stachel
Niedergeschleudert, und hastig wie Heerschar hervor die Orkane,
Fürchterlich aus der geborstenen Kluft und hastig von dannen
Brausend und sausend, und ungestüm hin über Thal und Gebirge.
Sturm von Morgen und Abend, und Mittag der mächtige Hagler
Stürzen über den Pelagus her und rühren den Grund auf,
Wälzen Gebirge von Fluthen hinan an die hallenden Ufer.
Da beginnt das Heulen der Schiffer, das Schwirren der Segel,
Da entrissen urplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer
Himmel und Tag, der Pelagus wallt in Mitternachtsschauern;
Himmel donnert, und Himmel flammt auf in Tausendgblitze,
Tod Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen die Donner.

Die Uebersetzung ist frei, aber sehr schwungvoll; eigenthümlich ist der Umstand, daß fast durchgehends die Zäsur fehlt.

In allem, was Schiller im Jahre 1780 schreibt, kündigt sein mächtiger Genius sich bereits mit Posaunentönen an. Wahrhaft überwältigend durch die Gluth ihrer Empfindung ist die Leichenfantasie, in der Gedichtsammlung ist sie nachzulesen. Schiller schrieb sie, als seines Freundes Hoven jüngster Bruder starb. Dieser war ein sanfter, fleißiger Jüngling, einer der hoffnungsvollsten Zöglinge der Akademie. Er starb in einem Alter von achtzehn Jahren. Nicht nur die Mitschüler und Lehrer, auch der Herzog beklagte den Tod des Jünglings tief; jeder bezeigte den Eltern seine Theilnahme. Schiller schuf jenes Grablied, das bei aller Ungewöhnlichkeit der Form doch in jeder Zeile den Feuerhauch des Genius trägt, und nur in Schiller's eigenen Gedichten würdige Seitenstücke hat. Zumsteeg komponirte die Leichenfantasie, und Schiller sandte

sie dem Vater des todten Freundes mit einem Schreiben zu, welches selber eine Elegie, ein Grablied auch für die Hoffnungen dessen war, welcher es niederschrieb. Wir geben es hier wieder. Des Dichters Worte an den Hauptmann von Hoven lauten:

„Endlich bin ich von der heftigen Bestürzung über den traurigen Abschied meines theuersten Freundes wieder zu mir selbst gekommen, und wage es, mein gepreßtes Herz durch Worte zu erleichtern. Gegen wen soll ich dieses nun sonst thun, als gegen den Vater eines unschätzbaren Sohnes, als gegen Sie, der Sie mich am besten verstehen. Ich will Sie nicht mit kahlen, frostigen Tröstungen betrüben, die nur allzu sehr ein kaltes, fühlloses Herz verrathen, nein, ich will mit Ihnen über den verlorenen Edeln weinen, denn sein Verlust ist unersetzlich und für Trostgründe zu groß. Hören Sie es also noch einmal aus dem Munde eines fühlenden Freundes, was Ihnen Ihr väterliches Herz schon tausendmal wird gestanden haben. — Sie verloren einen werthen, liebenswürdigen Sohn, einen Jüngling, aus dessen lebhafter Geisteskraft künftige Größe und Bewunderung geahnt wurde, einen Jüngling, dessen empfindungsvolles, zärtliches Herz ihm die Liebe aller Menschen erwarb, und jetzt durch das allgemeine Trauern derer, die ihn kannten, auf das vollkommenste gerechtfertigt wird, einen Jüngling voll der schönsten Hoffnungen, der schmeichelhaftesten Aussichten, und der es werth war, der Stolz seines Vaters zu sein, und der würdigste unter uns allen war, länger und glücklicher zu leben. Alles dies würden seine erbittertsten Feinde gestehen müssen — (er hatte keinen einzigen) — aber was bleibt nun seinen Freunden noch übrig? Was bleibt mir noch übrig? Ja, ich kann es fühlen, was es heißt, seine schönsten Hoffnungen, die Freuden seines Lebens in einem Sarge dahintragen sehen, ich weiß, daß die Klagen eines untröstlichen Vaters gerecht sind, — und weiß, daß die Klagen des Vaters, zu dem ich jetzt rede, zehnfach gerechter sind als aller anderer — denn ich empfand es, wie schwer es schon meinem eigenen zärtlichen Vater würde gefallen sein, wenn dieser Schlag mich getroffen hätte, da ich doch in keinem Stück auf den Werth Ihres lieben Sohnes Anspruch machen darf. Aber haben Sie Ihren Sohn denn verloren? — verloren? — War er glücklich, und ist es jetzt nicht mehr? Ist er zu bedauern, oder nicht vielmehr zu beneiden? Ich mache zwar diese Fragen einem geschlagenen Vater, dessen Seelenleiden ich freilich niemals nachempfinden kann, aber ich mache sie auch einem Weisen, einem Kristen, der es weiß, daß ein Gott Leben und Tod verhängt und ein ewigweiser Rathschluß über uns waltet. Was verlor er, das nicht dort unendlich wieder ersetzt wird? Was verließ er, das er nicht dort freudig wiederfinden, ewig wieder behalten wird? Und starb er nicht in der reinsten Unschuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet, eh' er noch die Wechsel der Dinge, den bestandlosen Tand der Welt beweinen durfte, wo so viele Pläne scheitern, so schöne Freuden verwelken, so viele Hoffnungen vereitelt werden. — Das Buch der Weisheit sagt vom frühen Tod des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit ihm aus dem bösen Leben, er ist bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerückt, daß die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, noch falsche Lehre seine Seele betrüge." So ging Ihr Sohn zu dem

zurück, von dem er gekommen ist, so kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir später, aber auch schwerer beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor nichts und gewann alles.

„Bester Vater meines geliebten Freundes, das sind nicht auswendig gelernte Gemeinsprüche, die ich Ihnen hier vorlege, es ist eigenes, wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus einer traurigen Erfahrung schöpfen mußte; tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode Ihres theuren Sohnes geizig sein, so aber gehört es einer Mutter und dreien, ohne mich hülflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn, und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen.

„Aber nun Sie? — Sind Sie nicht ein glücklicher Vater? Sie verloren einen Sohn, der Ihnen theuer war, aber schon freut sich ein zweiter, die doppelte süße Pflicht zu tragen, und dieser allein war es auch würdig, die Stelle des Entrissenen zu ersetzen. Er fühlt, was er Ihnen schuldig ist, er strengt alle Kräfte seines Geistes auf den einzigen Zweck an, und wird Ihnen zehnmal mehr leisten, als ich meinem Vater jemals versprechen kann. Weinen Sie über den Verlust des würdigsten Jünglings, weinen Sie, denn er ist alles werth — doch vergessen Sie niemals, daß Ihr anderer Sohn, ich darf keck sagen, Ihr großer Sohn, dadurch beleidigt werden muß, wenn Sie Ihre Hoffnungen mit jenem im Grabe verscharren.

„Und nun verzeihen Sie mir, wenn ich mich anmaßte, einen Vater zu trösten, da ich selbst noch ein unerfahrener Jüngling bin. Ich weiß, daß Sie Fülle des Trostes aus Ihrem eigenen vortrefflichen Herzen und aus der Religion schöpfen können, und was ich hier sagte, war mehr zu meiner Beruhigung, denn ich verlor in ihm einen herzlichen Freund. Aber es gibt ja eine Welt, wo die Getrennten sich wieder vereinen, dort werden Sie Ihren Sohn als einen verklärten Engel wieder umarmen, dort werde ich Freudenthränen weinen am Halse meines theuren, werthen Freundes. Stets soll mir sein Andenken heilig sein, und jede Spur von ihm eine Reliquie. Könnte ich Ihnen in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder schenken, so wollte ich stolz auf mich selbst sein. Aber es soll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an meinem Willen fehlen. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause in ewige Gewogenheit und Freundschaft, und wünschte nichts mehr, als mich nennen zu dürfen

Wohlgeborner Herr, hochzuverehrender Herr Hauptmann

Stuttgart, den 15. Januar 1780.

Dero gehorsamster Sohn
F. C. Schiller."

Was uns in diesem Schreiben am meisten interessirt, ist nicht die liebenswürdige Pietät des Jünglings, sondern der Umstand, daß Schiller uns hier als ein gramvoller, ein gefesselter, mit dem Leben tief unzufriedener junger Mann entgegentritt, der keine Möglichkeit sieht, die einengenden Bande zu sprengen, und der deshalb in der Weise der Jugend das Leben wie eine lästige Bürde von sich werfen möchte. Eine solche Stimmung ist besonders dazu angethan, die Ansichten einseitig zu gestalten und jedes Gefühl auf die Spitze zu treiben; sie raubt dem Herzen die Ruhe, den Schwerpunkt; eine fieberartige Hast wird der Grundzug des aus seinem Gleichgewichte gewaltsam aufgestörten Wesens.

In diesen Zeiten, kurz nach der Verwerfung der Dissertazion, wollten die Eleven zur Feier des herzoglichen Geburtstages, der auf den 11. Februar fiel, ein Schauspiel aufführen. Schiller hatte die Auswahl des Stückes zu treffen und die Leitung zu übernehmen; er wählte Göthe's Klavigo, und für sich selbst die undankbarste und schwierigste Rolle: er gab den Klavigo. Nach dem Zeugniß seines Freundes Petersen führte er die Rolle in der höchsten Uebertreibung durch. „Was rührend und feierlich sein sollte," — so erzählt Petersen, — „war kreischend, strotzend und pochend; Innigkeit des Gefühls drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungeberdigkeit, bald zurückstoßend, bald lachenerregend. In der Unterredung mit Beaumarchais, wo der Dichter vorschreibt: „Klavigo bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel" — fuhr Schiller in so wilden Zuckungen auf dem Sessel herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er werde herunterfallen."

Diese Ungeberdigkeit Schiller's erscheint unter den obwaltenden Umständen sehr naturgemäß, und der Bericht Petersen's durchaus glaubwürdig. Denn in des Dichters Brust tobte ja schon in seiner vollen Stärke jener Sturm, dessen Erzeugniß die Räuber waren. Mitten unter der Beaufsichtigung wurden sie geschrieben, hier ein Monolog, dort eine Szene, und da die Stunden des Tages streng überwacht waren, so wurde die Nacht zu Hülfe genommen. Schiller gab sich für krank aus, um im Krankensaal, wo dies gestattet war, eine Lampe brennen zu dürfen. Zuweilen sah der Herzog selbst nach, dann fuhr das Manuskript der Räuber rasch unter den Tisch, und ein medizinisches Buch, worauf sie gelegen hatten, mußte den offiziellen Deckmantel für die poetische Arbeit abgeben.

War eine Szene gewonnen, so wurde sie den Freunden, an welchem Theile des weitläufigen Gebäudes sie gerade zusammentrafen, sogleich deklamirt, und je leidenschaftlicher die Darstellung, desto größer der Jubel. Zuweilen ließ der Dichter sich von seinen Genossen eine oder die andere Stelle vorlesen, um ihren Eindruck desto besser empfinden zu können. Der Oberaufseher Nieß störte durch seine unvermutheten Ronden die kleine Schaar oft unliebsam aus ihren poetischen Träumen auf.

Manche Räubernamen, wie Moor, Schweizer, wurden von Zöglingen der Akademie entlehnt, andere Eleven mußten als geistige Modelle dienen. Selbst Spiegelberg's Plan, nach dem gelobten Lande auszuwandern, ist eine Idee, mit welcher ein Eleve, dessen schlechte Gesinnung Schiller tief verachtete, oft zu prahlen pflegte.

So wurden im Jahre 1780 die Räuber in der Akademie geschrieben; sie waren vollendet, als die Zeit der Entlassung heranrückte.

Zwei Themata hatte Schiller diesmal zu seiner Dissertazion vorgeschlagen: 1. Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. 2. Ueber die Freiheit und Moralität des Menschen. Das erste derselben wurde für zulässig erklärt, von den Professoren aber daneben noch eine streng medizinische Abhandlung: De differentia febrium inflammatoriarum et putridarum, Ueber den Unterschied der entzündlichen und der Faulfieber, gefordert. Schiller behandelte sie sehr flüchtig, sie wurde auch nicht des Druckes würdig erklärt, aber die Dissertazion genügte diesmal; die Professoren lobten den Verfasser, „daß er ein so schwaches Thema mit vielem Genie behandelt, und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht hat."

In den engen Grenzen einer akademischen Dissertazion läßt sich über das angeführte Thema nur Allgemeines sagen, und auch Schiller sagt nichts Neues in seiner Arbeit. Aber eigenthümlich ist in den Sätzen des Dichters, den man so oft den Idealisten zu nennen beliebt hat, die realistische Färbung, welche ihm sogar einen Tadel seiner Zensoren eintrug, obwohl mit Unrecht. Den Geist des Ganzen wird uns am schicklichsten der Paragraf der Einleitung vergegenwärtigen. Der Verfasser sagt darin:

„Schon mehrere Filosofen haben behauptet, daß der Körper gleichsam der Kerker des Geistes sei, daß er solchen allzusehr an das Irdische hefte und seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme. Wiederum ist von manchem Filosofen mehr oder weniger bestimmt die Meinung gehegt worden, daß Wissenschaft und Tugend nicht sowohl Zweck, als Mittel zur Glückseligkeit seien, daß sich alle Vollkommenheit des Menschen in der Verbesserung seines Körpers versammle.

„Mich däucht, es ist dies von beiden Theilen gleich einseitig gesagt. Letzteres System wird beinahe völlig aus unsern Moralen und Filosofien verwiesen sein, und ist, scheint es mir, nicht selten mit allzu fanatischem Eifer verworfen worden, — es ist gewiß der Wahrheit nichts so gefährlich, als wenn einseitige Meinungen einseitige Widerleger finden; — das erstere ist wohl im Ganzen am mehrsten geduldet worden, indem es am fähigsten ist, das Herz zur Tugend zu erwärmen, und seinen Werth an wahrhaftig großen Seelen schon gerechtfertigt hat. Wer bewundert nicht den Starksinn eines Kato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurel, den Gleichmuth eines Epiktet und Seneka? Aber dessen ungeachtet ist es doch nichts mehr als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt, und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschlichkeit zu entladen; ein System, das allem, was wir von der Evoluzion des einzelnen Menschen und des gesammten Geschlechts historisch wissen und filosofisch erklären können, schnurgerade zuwider läuft und sich durchaus nicht mit der Eingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt. Es ist demnach hier, wie überall, am rathsamsten, das Gleichgewicht zwischen beiden Lehrmeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit

desto gewisser zu treffen. Da aber gewöhnlicher Weise mehr darin gefehlt worden ist, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geisteskraft, insofern sie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hintansetzung dieses letztern geschrieben hat, so wird sich gegenwärtiger Versuch mehr damit beschäftigen, den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Aktionen der Seele, den großen und reellen Einfluß des thierischen Empfindungssistemes auf das Geistige in ein helleres Licht zu setzen. Aber darum ist das noch gar nicht die Filosofie des Epikurus, so wenig es Stoizismus ist, die Tugend für das höchste Gut zu halten." —

Die Abhandlung selbst zerfällt in fünf Theile mit den Ueberschriften: 1. Thierische Natur befestigt die Thätigkeit des Geistes. 2. Thierische Triebe wecken und entwickeln die geistigen. 3. Thierische Empfindungen begleiten die geistigen. 4. Körperliche Fänomene verrathen die Bewegungen des Geistes. 5. Auch der Nachlaß der thierischen Natur ist eine Quelle von Vollkommenheit. — Der Hauptinhalt des Ganzen liegt in dem Satze: „Der Körper ist der erste Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit."

Unter den Schriftstellern, die Schiller zitirt, nimmt fast den ersten Platz Shakespeare ein; Stellen aus den Dramen desselben führt der Verfasser zum Beweise seiner Aufstellungen an. Wie er seinen Freunden versprochen hatte, zitirte er auch seine eigenen Räuber, aber da jedem Zögling verboten war, „ohne gnädigste Erlaubniß, bei sonst zu befahren habender scharfer Ahndung," irgend etwas drucken zu lassen, so erschienen die Räuber unter dem Pseudonym: „Life of Moor. Tragedy by Krake."

Nachdem die Verbesserungen nach den Korrekturen der Professoren an der Abhandlung vorgenommen, wurde sie gedruckt und erschien unter dem Titel:

„Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung, welche in höchster Gegenwart Sr. Herzoglichen Durchlaucht, während den öffentlichen akademischen Prüfungen vertheidigen wird Johann Christoph Friederich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militairakademie. Stuttgart, gedruckt bei Christoph Friedrich Cotta, Hof- und Kanzlei-Buchdrucker."

Bei der Prüfung trat Schiller als Opponent gegen einen Professor auf, der eine Streitschrift in lateinischer Sprache vertheidigte. Da die Prüfungen, wie wir uns erinnern, öffentlich waren, so hatten sich viele Zuschauer eingefunden, welche besonders Schiller's Vortrag mit Interesse verfolgten; der tiefe kühne Blick des Sprechers, der unter einer vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete, die schön geformte Nase und die Gluth seiner Bewegungen machten ungewöhnlichen Eindruck. Als der gelehrte Streit beendet war, begaben die Zöglinge sich zum Abendessen. Im Speisesaal trat der Herzog zu Schiller heran, lehnte seinen Arm auf dessen Stuhl und unterhielt sich in dieser Stellung lange mit dem Zögling, dessen Unbefangenheit auch dem Fürsten gegenüber dieselbe blieb.

Am 14. Dezember 1780 wurde Schiller aus der Akademie entlassen und beim Grenadierregiment des Generals Augé als Medikus ohne Porte d' épée angestellt. Seine Besoldung betrug achtzehn Gulden Reichswährung, etwa

zehn Thaler, für den Monat. Diese kümmerliche Versorgung war für Schiller's Eltern eine bittere Enttäuschung, denn sie hatten auf das Versprechen des Herzogs gebaut, das er damals, als Schiller auf seinen Wunsch dem Studium der Theologie entsagte, mit den Worten gab: er werde den Sohn durch eine sehr gute Versorgung entschädigen. Den neuen Regimentsdoktor kränkte es dagegen ganz vorzüglich, daß man ihm die Degenquaste entzogen hatte. Der Mangel dieses Abzeichens erinnerte ihn stets an seine untergeordnete Stellung, und andere Zöglinge, die vor ihm mit weit geringeren Kenntnissen die Akademie verlassen, wurden nun seine Vorgesetzten. Hierzu kam noch, daß er ohne besondere Erlaubniß seines Generals sich nie von Stuttgart entfernen durfte; dadurch wurde der Verkehr mit seiner Familie ihm sehr erschwert, und doch hätte er gerade jetzt seine Schritte so gern recht oft nach der Solitüde gerichtet. Als er in der Akademie war, hatte nach dreißigjähriger Ehe die Familie sich noch um ein Töchterchen vermehrt. Nanette war im Jahre 1777 geboren, sie wurde in der Folge des Bruders Liebling, er pflegte sie seine Nanne zu nennen. Unter solchen Umständen mußte Schiller jeden kurzen Besuch bei den Seinigen von der Laune eines alten, strengen Vorgesetzten erbitten. Seine Stimmung war nicht die beste, als er nach dem Schlosse ging, um dem Herzog, wie es üblich war, die Hand zu küssen und ihm seinen Dank abzustatten.

Schiller's Gestalt war um die Zeit seiner Entlassung aus der Akademie zu der seltenen Größe von sechs Fuß drei Zoll gediehen; die Leberflecke und Sommersprossen waren aus seinem Gesichte verschwunden, sein ganzes Aussehen hatte sich sehr zu seinem Vortheil verändert. Die Uniform aber, die er nun tragen mußte, war kein Schmuck für ihn. Scharffenstein war damals Lieutenant bei einem Infanterieregiment, er hatte sich mit Schiller wieder befreundet; seine treffenden Worte schildern des Dichters komischen Aufzug folgendermaßen: „Er war eingepreßt in die Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt und namentlich bei den Regimentsfeldscheerern steif und abgeschmackt; an jeder Seite des Gesichts hatte er drei starre vergipste Rollen, welche Locken vorstellten; der kleine Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein langer, dicker Zopf gepflanzt war, und sein langer Hals saß in einer schmalen, roßhaarenen Binde eingezwängt. Das Fußwerk war besonders merkwürdig; durch den den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine, wie zwei Zylinder, von einem größern Diameter, als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so arg kontrastirende Apparat gab nachher oft den Stoff zu tollem Gelächter in unseren kleinen Kreisen."

Das Regiment Augé, bei dem Schiller diente, bestand zum großen Theil aus Invaliden, die in geflickter Uniform durch die Straßen zogen. Alles schien zusammen zu wirken, um Schiller's Sinn von dem neuen Berufe fort und ganz der Poesie zuzuwenden. Es fand sich alsbald auch noch ein äußerer Anlaß, abermals die Gewalt der glühenden, stürmischen Gedanken, die packende Macht des unwiderstehlich hinfluthenden Rythmus zu erproben. In der Akademie starb ein Freund, Schiller sang ihm eine Elegie, die gesammten medizinischen Kollegen

ließen sie auf gemeinsame Kosten drucken. Der Trauergesang erschien in stattlicher Folioausgabe; in der Gedichtsammlung ist er sehr abgeschwächt und verkürzt, ursprünglich lautete er folgendermaßen:

Elegie auf den frühzeitigen Tod

Johann Kristian Weckerlin's.

Von seinen Freunden.

Stuttgart, den 16ten Januar 1781.

Ihn aber hält am ernsten Orte,
Der nichts zurücke läßt,
Die Ewigkeit mit starken Armen fest.

Langes Stöhnen, wie vom nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus,
Todtentöne fallen von des Stiftes Thurme —
Einen Jüngling trägt man hier heraus.
Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
Einen Jüngling — in dem Mai der Jahre —
Weggepflückt in früher Morgenblüth!
Einen Sohn — das Prahlen seiner Mutter,
Unsern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf! was Mensch heißt, folge mir!

Prahlt ihr, Fichten, die ihr hochveraltet
Stürmen stehet und den Donner neckt?
Und ihr, Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr, Himmel, die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greis noch, der auf stolzen Werken
Wie auf Wogen zur Vollendung steigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel steugt?
Wenn der Wurm schon naget in den Blüthen,
Wer ist Thor, zu wähnen daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauern, wenn der Jüngling stirbt?

War er nicht so muthig, kraftgerüstet,
War er nicht wie Lebens-Konterfei?
Frisch, wie Roß im Eisenglanz sich brüstet,
Wie der Vogel in den Lüften frei?
Da er noch in unsern Reihen hüpfte
Da er noch in unsre Arme sprung
Und sein Herz an unsre Herzen knüpfte —
O der schneidenden Erinnerung! —
Da er uns — o ahnende Gefühle —
Hier auf eben dieser Leichenflur,
Nur zu sicher vor dem nahen Ziele,
Das Gelübd' der ewgen Treue schwur? —

O, ein Mißklang auf der großen Laute!
Weltregierer, ich begreif es nicht!
Hier — auf den er seinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbarisches Gericht!
So viel Sehnen, die im Grab erschlaffen,
So viel Keime, die der Tod verweht,
Kräfte für die Ewigkeit erschaffen,
Gaben für die Menschheit ausgesät —
O, in dieses Meeres wildem Wetter,
Wo Verzweiflung Steu'r und Ruder ist,
Bitte nur, geschlagenster der Väter,
Daß dir alles, alles, nur nicht Gott entwischt!

Lieblich hüpften voll der Jugendfreude
Seine Tage hin im Rosenkleide
Und die Welt, die Welt war ihm so süß —
Und so freundlich, so bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und so golden blinkte
Ihm des Lebens Paradies;
Noch, als schon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Todtenreich schon gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Erd' und Himmel seinem Blick entsanken,
Floh er ängstlich vor dem Grabgedanken —
Ach, die Welt ist Sterbenden so süß!

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! ach, in ewig tiefer Pause
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Gluth empfindest du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Gelispel hörest du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,
Nie, wenn unsre Thränen stromweis rollten —
Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus.
Ueber dir mag die Verläumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Ueber dich der Farisäer eifern,
Pfaffen brüllend dich der Hölle weihn;
Gauner durch Apostelmasken schielen,
Und die Metze, die Gerechtigkeit
Wie mit Würfeln so mit Menschen spielen,
Und so fort, bis hin zur Ewigkeit;

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihrem Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
Bald herum in wüsten Pfützen drehn —
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
Diesem tragi-komischen Gewühl,
Dieser ungestümen Glückeswelle,
Diesem possenhaften Lottospiel,
Diesem faulen, fleißigen Gewimmel,
Dieser arbeitsvollen Ruh,
Bruder, diesem bosheitsvollen Himmel
Schloß dein Auge sich auf ewig zu.

O so klatschet! klascht doch in die Hände!
Rufet doch ein frohes Plaudite!
Sterben ist der langen Thorheit Ende,
In dem Grab verscharrt man manches Weh.
Wer sind denn die Bürger unterm Monde?
Gaukler, theatralisch ausstaffirt,
Mit dem Tod in ungewissem Bunde,
Bis der Falsche sie vom Schauplatz führt.
Wohl dem, der nach kurzgespielter Rolle
Seine Larve tauschet mit Natur;
Und der Sprung, vom König bis zur Erdenscholle,
Ist ein leichter Kleiderwechsel nur.

Fahr' denn wohl, du Trauter unsrer Seele,
Eingewiegt von unsern Segnungen!
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle,
Schlummre ruhig bis auf Wiedersehn!
Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Posaune klingt
Und, nach aufgerißnen Todesriegeln
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwing —
Bis, befruchtet von Jehovah's Hauche,
Gräber kreisen — auf sein mächtig Dräun
In zerschmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Grüfte wiederkäun.

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen —
Aber wir ereilen dich gewiß.
Ob es wahr sei, was den Pilger frente?
Ob noch jenseits ein Gedanke sei?
Ob es alles eitle Fantasei? — —
Schon enthüllt sind dir die Räthsel alle!
Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
Von des großen Vaters Kelche fleußt. —

Zieht denn hin, ihr schwarzen, stummen Träger!
Tischt auch Den dem großen Würger auf!
Hört auf, geheulergoßne Kläger!
Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
Wo der Mensch, der Gottes Rathschluß prüfte?
Wo das Aug', den Abgrund durchzuschaun?
Heilig, heilig, heilig bist du Gott der Grüfte,
Wir verehren dich mit Grau'n.
Erde mag zurück in Erde stäuben,
Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus.

Es ist ein Grabgesang im hohen Stile, wie der gewaltige Trauermarsch von Beethoven, und gerade wie dieser die erschütternden Molltöne in das sanfte Dur auflöst, so tritt auch hier der schöne Gedanke an den Schluß, daß die Liebe des Herzens über Tod und Grab hinausreicht.

Durch das Gedicht veranlaßt, ist uns ein Brief aufbewahrt worden, welchen Schiller an seinen Freund Hoven schrieb; der burschikose Ton desselben führt uns von den ernsten Klängen in das frisch sprudelnde Leben der Jünglinge zurück; er lautet wie folgt:

Bester Freund! Denk doch den Tausendsakermentsstreich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden schicktest — gestern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geschrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen — ist der Hunds.... mein Kerl schuld. Nimm's also nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerst habe schicken wollen, durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil Du nicht hier warst, und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Eltern gut warst, so nahm ich's auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina ins Trauerhaus schickten, so schrieb ich express Deinen Nahmen zu den Unsrigen. Ich soll Dir auch von den Aeltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich Fl. 2. 12 Xr., denn so viel beträgt der Antheil eines jeden, der aufgeschrieben ist, und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft.) Weil aber alle Mediziner, selbst Dr. Elvert, ungefragt dazu gezogen sind, so nahm ich um so weniger Anstand, in Deinem Namen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn sie sind zum Todtlachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Endlich! Ich fange an in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Nahmen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig! — Sey so gut und schicke mir mit dem nächsten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tausend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schwestern.

Ich bin der Deinige Schiller.

Mit dem kecken Tone dieses Briefes stimmte das damalige Leben Schiller's sehr genau überein. Er bewohnte gemeinschaftlich mit dem Lieutenant Josef Kapff vom Gabelenz'schen Infanterieregiment ein kleines Parterrezimmer in einem Hause, das dem Professor Haug gehörte; es lag auf dem kleinen Graben, der jetzt die Eberhardsstraße heißt. Der Lieutenant Kapff war seit einem Jahre aus der Akademie entlassen, in welche er 1774 eingetreten war. Anfangs scheint Schiller in keinem guten Verhältnisse mit ihm gelebt zu haben, denn in seiner Karakteristik der Mitschüler berichtet er, Kapff mache den Mitbrüdern durch kindisches Betragen und Unverschämtheit Verdruß, auch verberge er ein nicht gar gutes Gemüth; sich selbst, mit Verachtung anderer, am meisten zu lieben, mache den Hauptzug seines Karakters aus. Die guten Gaben, welche ihm zu Theil geworden, wende er nicht besonders an, doch rede er großsprecherisch von seiner Neigung zum Soldatenstande und erzähle viel von den Heldenthaten, die er einst ausführen würde. Später trat Kapff in die Reihe der ausgezeichnetsten Schüler; 1778 nahm er in den Listen der Akademie den ersten Rang seiner Abtheilung ein und erhielt eine ganze Fülle von Preisen. Aber so gewandt und begabt der Jüngling auch war, seine vorwiegende Neigung zu stürmischem Lebensgenuß ließ seine besseren Bestrebungen immer wieder scheitern. Zuletzt trat er bei dem würtembergischen Kapregimente ein und fand in Ostindien seinen Tod.

In dem Wohnhause der beiden Genossen hatte Professor Haug sein Auditorium; den übrigen Theil des Gebäudes hatte er an eine verwittwete Hauptmann Bischer vermiethet. Schiller und Kapff waren beide heftig, reizbar und aufbrausend, und beide nicht sehr ordnungsliebend; aber um so besser kamen sie mit einander aus, denn keiner störte die Studentenwirthschaft des andern. Von dem früheren Dichterbunde hatten die meisten Mitglieder sich nun wieder zusammen gefunden. Scharffenstein, Petersen, Haug, Reichenbach waren in Stuttgart, Hoven in dem nahen Ludwigsburg; sie alle wußten in genialer Weise die Ebbe ihrer Kasse durch unverwüstlichen Humor zu ersetzen. Schiller war ein starker Schnupfer, er spielte im Winter gern mit den Kameraden Abends eine Manille, im Sommer wurde im Gasthof zum Ochsen auf der Hauptstätterstraße gekegelt; Schiller war Meister in diesem Spiele, das er auch später gern pflegte; einer frischen Kellnerin die vollen Backen zu streichen, war ihm keineswegs zuwider. Von der Hand des Ochsenwirths hat sich eine unquittirte „Nota über Hrn. D. Schiller und Hrn. Bibliotarius Petersinn" erhalten, aus welcher wir erfahren, daß der Herr Regimentsmedikus gewöhnlich ein halbes, auch wohl ein ganzes Maß Wein zu trinken pflegte. Hierzu wurde Schinken und Salat gespeist, und wenn Bruder Hoven einmal aus Ludwigsburg herüberkam, so durfte er nicht über schlechte Bewirthung klagen. Als Schiller eines Abends die Kameraden nicht in der gewohnten Wirthsstube fand, ließ er folgenden Zettel zurück: „Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller."

Oefter hielten die Genossen ihre Abendmahlzeiten in Schiller's Parterrezimmer; sie speisten Kartoffelsalat, den sie sich selbst bereiteten, und Knackwurst.

Der Wein aber, den man doch so ungern entbehrte, war ein schwieriger Artikel; mehr als einmal war es Schiller, der für den geringen Erlös seiner publizistischen Thätigkeit den Freunden unverhofften Genuß gewährte. Er hatte nämlich damals die Redakzion eines politischen Wochenblattes übernommen, welches unter dem Titel: „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" Dienstags und Freitags bei dem Buchdrucker Kristof Gottfried Mäntler in Stuttgart erschien. Das Blatt war nur klein und ohne Bedeutung, die politischen Berichte sind aus andern Zeitungen zusammengetragen. Friedrich der Große und Josef der Zweite werden mit Verehrung genannt, der Wundarzt Cagliostro wird besprochen, Lessing's Tod gemeldet. Von Schiller befindet sich darin eine überschwängliche Ode auf die glückliche Wiederkehr des Herzogs von einer Reise.

Die Sorge für sein etwa 240 Mann starkes Regiment sagte dem Poeten sehr wenig zu; seine Wünsche gingen nach einem akademischen Lehrstuhl für Fysiologie und andere theoretische Zweige der Heilkunst. Aber auch in dieser Richtung war er nur wenig thätig, denn das einzige zu seiner Fachwissenschaft gehörige Buch, welches er während seiner literarischen Laufbahn in Stuttgart kaufte, war ein bedeutungsloser „Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781." Freilich rettete er einmal einigen Tyfuskranken durch seine sehr ungewöhnliche Behandlung, zu der die alten Aerzte den Kopf schüttelten, das Leben, doch kamen Schiller's Zeitgenossen darin überein, daß er sich als praktischer Arzt wohl durch Geist und Kühnheit, aber nicht in gleichem Grade durch Glück ausgezeichnet habe. Er liebte gelegentlich die Kraftstücke, besonders verordnete er gern starke Brechmittel. Der Herzog hatte die Vorschrift gegeben, alle jungen Militärärzte sollten sich in wichtigen Fällen an seinen Leibarzt Dr. Elvert wenden, Schiller aber nahm von dieser Vorschrift so wenig Notiz, daß Elvert schließlich anzuordnen für nöthig hielt, kein Rezept der jungen Aerzte solle zur Anwendung kommen, bevor es ihm nicht vorgelegt worden sei. Schiller selber sagte, nachdem die Räuber erschienen waren, über seine eigene Praxis spottend, er wolle dem Verfasser der Räuber lieber zehn Pferde als seine Frau zur Kur übergeben.

Von einem jungen Manne, der mit Schiller's Karakter und Bestrebungen in strenger Abgeschlossenheit aufgewachsen und dann plötzlich einem ganz freien Leben hingegeben war, wird niemand feine Form und besondere Vorsicht im Benehmen erwarten. Für den Arzt aber ist beides nothwendig, und der Mangel dieser Erfordernisse bei Schiller hatte zur Folge, daß eine Privatpraxis in der Stadt ihm nicht zufiel, und daß sein Ruf immer bedenklicher wurde. Schon aus dem Umstande, daß er mit Kapff zusammenwohnte, zog man mit sorgloser Sicherheit den Schluß, daß Schiller's Sitten sehr locker sein müßten; zum Unglück schienen einige auffallende Begebenheiten die Meinung der Mißwollenden zu bestätigen. Schiller's Kameraden suchten einigemal einen wenig feinen Scherz darin, in lustiger Gesellschaft den Freund zu einem sehr reichlichen Weingenuß aufzumuntern; namentlich war dies bei einem Gastmahl der Fall, welches General Augé den Offizieren seines Regiments gab; Schiller sprach dem Becher so fleißig zu, daß man ihn nach Haus tragen mußte. Seit der Zeit galt er für einen notorischen Trunkenbold. Sein früherer Lehrer Abel, den der schlechte Ruf seines hoffnungsreichen Zöglings schmerzte, hielt bei dessen Genossen einmal genaue

Nachforschung über den Thatbestand des Gerüchtes, doch man versicherte ihm von allen Seiten, daß dem Regimentsmedikus großes Unrecht geschehe.

So wenig Befriedigung Schiller auf der Akademie in dem Studium der Medizin fand, ebenso wenig konnte seine praktische Wirksamkeit geeignet sein, ihn mit seinem Berufe auszusöhnen. Gerade wie dort, so trieb auch hier jeder Umstand im Verein mit der entschiedensten Neigung ihn zur Poesie hin. Schiller's hoher und kühner Geist fand keine Ruhe bei den Lazarethbesuchen und den steifen Paradeberichten, ein anderes weites Feld stand ihm offen, wenn er es nur betreten wollte, und an dem Willen fehlte es nicht. Mit der ganzen Gluth einer vielfach eingeschränkten Neigung wandte er sich seinem Drama zu. „Wir wollen ein Buch machen", sagte er zu Scharffenstein, „das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß." Das Manuskript der Räuber wurde wieder vorgenommen, und mit anhaltendem Fleiß überarbeitet. Wenn er mit seinen Freunden spazieren ging, bildeten die Räuber fast ununterbrochen den Gegenstand des Gespräches; ohne alle Empfindlichkeit hörte Schiller die Ausstellungen seiner Kameraden an, bei der Arbeit aber nahm er wenig Notiz davon.

So gewann das Trauerspiel seine Vollendung, und was der Genius in der Stille gezeitigt hatte, das sollte nun in die Welt hinausgehen. In Stuttgart fand sich aber kein Verleger, der auch nur die Druckkosten wagen wollte, deshalb mußte Petersen, der damals auf einer Reise war, das Glück in der Fremde versuchen. Nach Mannheim schrieb Schiller ihm folgenden Brief:

„Daß Du siehst, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, falls Du wie ich hoffe, Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so eifriger betreibst, will ich Dich jetzt schriftlich nochmals an das erinnern, was Du von Hoven schon nach allen Künsten des überredenden Kanzlers gehört haben wirst. Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht — das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum sollt' ich für mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusatz 12—14 Bogen engedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben so viel — nicht mehr bekommen? Was über funfzig Gulden abfällt — ist Dein. Du mußt aber nicht glauben, daß ich Dich dadurch auf einem interessirten Wege ertappen wollte (ich kenne Dich ja), sondern das hast Du treu und redlich verdient, und kannst es brauchen.

„Der zweite Grund ist, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansehen, dem unbestochenen Richter, dem Publikum preis zu geben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und versüßen und mir die Grillen zerstreuen soll. Ich möchte natürlich auch wissen, was ich für ein Schicksal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

„Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz echt ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht, als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amte, wo ich meine

Fysiologie und meine Filosofie durchstudiren und nützen kann, und wenn ich etwas dreister schreibe, so ist es in diesem Fache. Schriften aus dem Felde der Poesie, Tragödie u. s. w. werden meinem Plane, Professor der Fysiologie und Medizin zu werden, eher hinderlich sein. Darum suche ich sie hier schon wegzuräumen.

„Schreibe mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist. Daß es herauskomme, ist nicht zu besorgen; meinerseits soll die genaueste Vorsicht beobachtet werden. Und geschieht es, — so ist es immer Zeit, daß Du Deiner Brüder einen als Autor ausstreuen kannst — daß Du Dich selbst nennst, will ich Dir nicht zumuthen, auch wäre es zu schmeichelhaft von meinem Produkte gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapff haben's wirklich sehr nöthig. Betreib es ja. Vier bis fünf Gulden kannst Du doch immer dafür erhalten. —

P. S. „Höre Kerl! wenn's reüssirt. Ich will mir ein paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen."

Aber in Mannheim hatten die Verleger zu dem ungeheuerlichen Produkte ebenso wenig Lust, als in Stuttgart. Doch die Räuber sollten und mußten in die Welt, Schiller entschloß sich, sie auf eigene Kosten in Stuttgart drucken zu lassen. Er wollte mit einem Buchdrucker den Kontrakt abschließen, aber der Mann verlangte Vorausbezahlung. Schiller borgte die erforderliche Summe, ein Freund leistete Bürgschaft. Auf diese Weise wurde das Drama gedruckt. Der Titel hieß: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781." Das Papier dieser ersten, keineswegs armseligen Ausgabe war fest und gut, der Druck gefällig und ziemlich korrekt. Das Ganze füllte 222 Oktavseiten. Zwei Vignetten zierten das Buch; auf dem Titelblatte findet sich aber nicht der bekannte Löwe mit der Unterschrift In Tirannos, sondern ein Bildchen in Medaillonform, darauf eine Stelle aus dem vierten Akt: im Walde bei der Kerkerpforte liegt der alte Moor am Boden, von Hermann gehalten, daneben steht Karl, der die Räuber aus dem Schlafe donnert. Die zweite Vignette befindet sich am Schluß des Buches; sie gehört zum Römerliede und zeigt uns Charon's Nachen, Zäsar steht darin, Brutus will eben einsteigen, der Hintergrund ist eine wilde Felsgegend. Ein Zögling der Akademie aus der Kupferstecherklasse hatte die Vignetten unentgeltlich radirt.

Um dem Stücke einen möglichst weiten Absatz zu sichern, schickte Schiller die einzelnen Aushängebogen an den auch aus Lessing's Leben bekannten Buchhändler und Hofkammerrath Schwan in Mannheim, der als Beförderer der schönen Wissenschaften galt. Schwan nahm diesen Beweis von Hochschätzung freundlich auf, und sendete die Bogen mit seinen Bemerkungen wieder zurück. In Folge derselben änderte Schiller in den letzten Bogen manches, und die schon fertig aus der Presse hervorgegangene Vorrede wurde ganz unterdrückt. An ihre Stelle trat das Vorwort, welches uns aus der Kotta'schen Ausgabe von Schiller's Werken bekannt ist. Die ursprüngliche Vorrede ist ein interessantes Stück und lautet folgendermaßen:

„Es mag beym ersten in die Handnehmen auffallen, daß dieses Schauspiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplaz bekommen wird. Wenn nun

dieses ein unentbehrliches Requisitum zu einem Drama seyn soll, so hat freilich das meinige einen großen Fehler mehr.

„Nun weiß ich aber nicht, ob ich mich dieser Forderung so schlechtweg unterwerffen soll. Sophokles und Menander mögen sich wohl die sinnliche Darstellung zum Haupt-Augenmerk gemacht haben, denn es ist zu vermuthen, daß diese sinnliche Vorbildung erst auf die Idee des Dramas geführt habe: in der Folge aber fand sichs, daß schon allein die dramatische Methode, auch ohne Hinsicht auf theatralische Verkörperung, vor allen Gattungen der rührenden und unterrichtenden Poesie einen vorzüglichen Werth habe. Da sie uns ihre Welt gleichsam gegenwärtig stellt, und uns die Leidenschafften und geheimsten Regungen des Herzens in eigenen Aeusserungen der Personen schildert, so wird sie auch gegen die beschreibende Dichtkunst um so mächtiger würken, als die lebendige Anschauung kräfftiger ist, denn die historische Erkemtniß. Wenn der unbändige Grimm in dem entsezlichen Ausbruch: Er hat keine Kinder: aus Macduff redet, ist diß nicht wahrer und Herzzerschneidender als wenn der alte Diego seinen Sakspiegel herauslangt und sich auf offenem Theater beguckt.

„Wirklich ist dieses große Vorrecht der dramatischen Manier, die Seele gleichsam bey ihren verstohlensten Operationen zu ertappen, für den Franzosen durchaus verloren. Seine Menschen sind (wo nicht gar Historiographen und Heldendichter ihres eigenen hohen Selbsts) doch selten mehr, als eißkalte Zuschauer ihrer Wuth, oder altkluge Professore ihrer Leidenschaft.

„Wahr also ist es, daß der ächte Genius des Dramas, welchen Shakespear, wie Prospero seinen Ariel, in seiner Gewalt mag gehabt haben, daß sage ich, der wahre Geist des Schauspiels tiefer in die Seele gräbt, schärffer ins Herz schneidet, und lebendiger belehrt, als Roman und Epopoee, und daß es der sinnlichen Vorspiegelung gar nicht einmal bedarf, uns diese Gattung von Poesie vorzüglich zu empfehlen. Ich kann demnach eine Geschichte dramatisch abhandeln, ohne darum ein Drama schreiben zu wollen. Das heißt: Ich schreibe einen dramatischen Roman und kein theatralisches Drama. Im ersten Fall darf ich mich nur den allgemeinen Gesezen der Kunst, nicht aber den besonderen des Theatralischen Geschmacks unterwerffen.

„Nun auf die Sache selbst zu kommen, so muß ich bekennen, daß nicht sowohl die körperliche Ausdehnung meines Schauspiels, als vielmehr sein Inhalt, ihm Siz und Stimm auf dem Schauplaze absprechen. Die Oekonomie desselben machte es nothwendig, daß mancher Karakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört. (Ich wünschte zur Ehre der Menschheit, daß ich hier nichts denn Karrikaturen geliefert hätte, muß aber gestehen, so fruchtbarer meine Weltkenntniß wird, so ärmer wird mein Karrikaturen-Register,) Noch mehr — Diese unmoralischen Karaktere mußten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geists gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren. Jeder dramatische Schriftsteller ist zu dieser Freiheit berechtigt, ja sogar genöthigt, wenn er anders der getreue Kopist der wirklichen Welt seyn soll. Auch ist, wie Garve lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen; auch der Lasterhaffteste hat noch viele Ideen, die richtig,

viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen.

„Man trifft hier Bösewichter an, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Missethäter, Ungeheuer mit Majestät; Geister, die das abscheuliche Laster reizet, um der Grösse willen, die ihm anhänget, um der Krafft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten. Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seines Gleichen ist; die auf dem Weg zur höchsten Vollkommenheit die Unvollkommensten werden, die Unglückseligsten auf dem Wege zum höchsten Glück, wie sie es wähnen. Mit einem Wort, man wird sich auch für meine Jago's interessiren, man wird meinen Mordbrenner bewundern, ja fast sogar lieben. Niemand wird ihn verabscheuen, jeder darf ihn bedauren. Aber eben darum möchte ich selbst nicht gerathen haben, dieses mein Trauerspiel auf der Bühne zu wagen. Die Kenner, die den Zusammenhang des Ganzen befassen und die Absicht des Dichters errathen, machen immer das dünnste Häuflein aus. Der Pöbel hingegen (worunter ich s. v. v. nicht die Mistpantscher allein, sondern auch, und noch viel mehr manchen Federhut und manchen Tressenrock und manchen weißen Kragen zu zählen Ursache habe,) der Pöbel, will ich sagen, würde sich durch eine schöne Seite bestechen lassen, auch den häßlichen Grund zu schätzen, oder wohl gar eine Apologie des Lasters darinn finden, und seine eigene Kurzsichtigkeit den armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeinlich alles, nur nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt." Schließlich spricht Schiller noch von der Unzurechnungsfähigkeit des großen Theaterpublikums und von der Uebertreibungswuth der Schauspieler und bezeichnet auch diese beiden Umstände als Gründe, welche ihn abhielten, sein Drama für die Aufführung zu bestimmen.

Es ist sehr bedeutsam, zu bemerken, welchen Nachdruck Schiller schon hier im Beginn seiner dramatischen Laufbahn auf die moralische Seite seines Werkes legt; in der späteren Vorrede hat er diesen Nachdruck noch verstärkt. So wie er die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet wissen wollte, so sah er auch in der Dichtkunst mehr auf die sittliche Kraft als auf die künstlerische Schönheit, und dieser Grundzug geht durch sämmtliche Werke Schiller's vom ersten bis zum letzten hindurch. Schon in der Leichenfantasie und in der Elegie, und noch früher in der Neigung zur Theologie kündigt er sich bedeutungsvoll an.

Die ersten, so schwer errungenen Exemplare seines Dramas machten dem Dichter unbeschreibliche Freude; der Absatz aber war nur sehr gering, denn Schiller hatte, wie Scharffenstein erzählt, nicht die geringste Kenntniß des buchhändlerischen Geschäftes, und der Dichter konnte nicht umhin, die Haufen von Räubern, welche sich in seiner bescheidenen Wohnung aufstapelten, mit bedenklichen Augen zu betrachten.

Die wenigen Exemplare aber, welche im Hochsommer des Jahres 1781 in die Welt gingen, erregten einen unglaublichen Sturm, und vor allem in dem damals so stillen, von geistiger Regsamkeit ziemlich weit entfernten Stuttgart. Unter der Aegide des Spezials Zilling stand dort auch die Lektüre, die sich meist auf geistliche und idyllische Stücke beschränkte, und höchstens zu einem Moderoman griff, wie Sofiens Reise von Memel nach Sachsen; Götz von

Verlichingen wurde als ein ausschweifendes Produkt verworfen, Shakespeare war eine unbekannte Größe. Da schleuderte, wie Eduard Boas sehr bezeichnend sagt, Schiller den Pechkranz in die fromme Stadt. Des Dichters Name blieb nicht lange ein Geheimniß, die Jugend jauchzte ihm zu, sein Zimmer wurde der Versammlungsort der geistvollsten und talentreichsten Jünglinge. Der Strom, der zu ihm heranwogte, führte ihm auch einen treuen Freund zu, der ihm später aufopfernd zur Seite stand; sein Name wird von jedem, der unsern großen Dichter liebt, mit Dankbarkeit genannt werden; er hieß Andreas Streicher.

Die Tonkunst war die Muse dieses jungen Mannes, der 1761 in Stuttgart geboren war. In dem Jahre, in welchem Schiller von der Akademie abging, war Streicher unter den Zuschauern des öffentlichen Examens gewesen, und die hohe, geistvolle Gestalt Schiller's, so wie sein ganzes Auftreten, seine Disputazion und seine Haltung dem Herzoge gegenüber hatte einen tiefen Eindruck auf den jungen Musiker gemacht. Von der Lektüre der Räuber wurde er völlig hingerissen, und ließ sich nun dem so hoch verehrten Dichter vorstellen. Zu seiner Ueberraschung fand er nicht, wie er sich vorgestellt hatte, ein brausendes, selbstbewußtes Genie, sondern mit anspruchsloser Freundlichkeit empfing der Dichter den Kommenden, dessen schmeichelhafte Anrede er bescheiden ablehnend erwiderte. Im Verlauf des Gespräches ging Schiller's anfänglich blasses Aussehen in hohe Röthe über, er sprach seine Urtheile über Musik und Dichtkunst treffend und voll Schwung, und doch, wie jeder wahre und uneigennützige Kritiker, voll Schonung aus; den tiefen Eindruck, den er auf Streicher machte, schildert dieser selbst in den Worten: „Diese so reizende und anziehende Persönlichkeit, welche nirgend etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ — Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, welche jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten — Gesinnungen, welche nur die reinste Güte, ohne alle Schwäche verriethen — das alles mußte wohl die ganze Seele eines jungen Künstlers gewinnen, der mit lebhafter Empfänglichkeit begabt war, und seiner Bewunderung für den Dichter noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen." Schiller erkannte den treuen und edlen Sinn des neuen Bekannten; er lud ihn ein, recht oft wiederzukommen. Streicher benutzte diese Erlaubniß gern, es verging selten ein Tag, an welchem beide sich nicht sahen, und rückhaltloses Vertrauen von beiden Seiten begründete bald einen herzlichen Freundschaftsbund.

Auch eine Bekanntschaft aus alter Zeit wurde dem Dichter durch sein Drama wieder erneuert; Konz, Schiller's Jugendgespiele aus Lorch, hatte neben dem Studium der Theologie auch nicht die Poesie vergessen; einzelne Gedichte von ihm waren veröffentlicht worden, doch hielt eine große Schüchternheit ihn gefangen. Schiller empfing den Jugendfreund mit großem Wohlwollen, und fühlte sich im Vergleich zu dessen langwieriger und unerquicklicher theologischer Laufbahn mit seinem eigenen Geschick ausgesöhnt. „Ich bin nun fertig, ausgerüstet für die Welt!" sagte Schiller, und fügte mit gutmüthigem Scherz hinzu: „Was wäre ich jetzt? — Ein tübingisches Magisterchen!" Seinen Freund suchte er zu ermuntern und sein Selbstgefühl zu heben; ins Stammbuch schrieb er ihm aus seinem Lieblingsschriftsteller Sallust die Worte: Animi imperio, corporis servitio magis

utimur. Quo mihi rectius esse videtur, ingenii, quam virium opibus gloriam quaerere; et quoniam vita ipsa, qua fruimur, brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere.

Konz war öfter ein Gast in dem kleinen Zimmer, welches Schiller gemeinsam mit Kapff bewohnte. Einmal traf der Dichter den tübinger Freund auf der Straße und nahm ihn mit sich. Bei seiner Wohnung angelangt, fand er die Thür verschlossen; statt vom Hausbesitzer sich den Schlüssel zu holen, sprengte er die Thür durch einen kräftigen Fußtritt. Wenige Bücher waren in dem kleinen Gemache zu sehen; in einem Exemplare von Klopstock's Oden fand Konz eine nicht geringe Anzahl von Gedichten mit derben Dintenzügen über Kreuz durchstrichen; als er sich nach dem Grunde dieses Todesurtheils erkundigte, erwiderte Schiller: „Diese gefallen mir nicht;" verschont waren unter andern die Oden: Der Zürcher See, An Zidli, An Fanny, Wingolf, An Ebert. Zur Zeit seiner Freundschaft mit Schiller dichtete Konz ein Trauerspiel: „Konradin von Schwaben (Tübingen 1782.)"; später gab er geschmackvolle Uebersetzungen des Aeschylos und des Anakreon; er starb als Professor in Tübingen im Jahre 1827.

Auch einige reisende Schöngeister kamen, den Dichter der Räuber anzustaunen. In schöner Equipage fuhr Leuchsenring vor, den wir aus Göthe's Leben*) kennen gelernt haben; seine Spürnase hatte auch diese Berühmtheit bald aufgefunden und suchte sie zu seinen Zwecken auszubeuten. Es mag ihm wohl etwas seltsam zu Muthe gewesen sein, als er Schiller's Zimmer betrat, und auch für den Dichter waren Zusprüche dieser Art im ersten Augenblicke nicht sehr erbaulich. „Denn" — so erzählt Scharffenstein in seinen Kraftausdrücken — „man fand sich im größten, nichts weniger als eleganten Negligé, in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w. nichts anzutreffen war, als in einer Ecke ganze Ballen der Räuber, in einer andern ein Haufen Kartoffeln, mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen untereinander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran." Zu diesem bunten Bilde paßte vortrefflich die seltsame Gestalt, welche Schiller's Aufwärter, der Fourierschütz Kronenbitter ausmachte. Schiller hatte ihn aus den Grenadieren seines Regiments ausgesucht; er ärgerte sich oft über den Kerl, wie er sagte, aber trennen mochte er sich nicht von ihm.

Ein Element, und ein sehr wichtiges, hatte bis dahin in des Dichters Leben gefehlt: es war der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte. Die Räuber verhalfen auch hierzu. Auf der Akademie befanden sich zwei Brüder, Karl und Wilhelm von Wolzogen, Söhne des verstorbenen Freiherrn Ludwig von Wolzogen, Geheimen Legazionsraths und Herrn zu Bauerbach in Franken. Die beiden Brüder gehörten einer andern Lehrabtheilung an als Schiller, und hatten wenig mit ihm verkehrt. Als aber die Räuber auch in die abgeschlossenen Räume drangen, in denen sie entstanden waren, faßte Wilhelm eine bewundernde Zu-

*) Seite 111.

neigung für den Dichter, und führte ihn auch bei seiner Mutter ein. Henriette von Wolzogen, geborene Marschalk von Ostheim*), war eine Frau von seltener Vortrefflichkeit, deren Herzensgüte besonders ihren Freunden gegenüber kein Opfer scheute. Ihr Gatte hatte sie mit vier Söhnen und einer Tochter in beschränkten Vermögensverhältnissen zurückgelassen. Sie lebte meist auf dem Familiengut Bauerbach bei Meiningen, doch hielt sie sich öfter mit ihrer Tochter Charlotte in Stuttgart auf; die Gräfin Franziska zeigte stets viel Theilnahme für sie und die Ihrigen. Ihr feiner Sinn und ihre lebhafte Empfindung für alles Gute und Schöne ließen sie bald die geistige Bedeutsamkeit und den liebenswürdigen Karakter Schiller's erkennen, und der Dichter schloß sich, wie Karoline von Wolzogen bezeugt, mit wahrhaft kindlicher Liebe an die mütterliche Freundin an; er machte sie mit seiner Familie bekannt, und auch hier knüpfte sich ein freundschaftliches Band.

Durch Schiller's Vermittlung gesellte sich zu diesem Kreise die verwittwete Frau Hauptmann Luise Dorothea Vischer, bei welcher der Dichter zur Miethe wohnte. Sie war dreißig Jahre alt, eine Blondine mit blauen Augen, nicht schön, doch nicht ohne Geist, dabei äußerst gutherzig und voll Enthusiasmus für den Dichter; ihr Klavierspiel war, obwohl sie keine große Fertigkeit besaß, doch im Stande, Schiller zu seiner Dichtung „Laura am Klavier" zu begeistern. Frau Vischer hatte einen Sohn und eine Tochter, welche dem Dichter voll Liebe zugethan waren; wenn er Abends heimkehrte, trieb er gern seine Possen mit ihnen.

Frau Vischer ist die Laura in Schiller's Oden aus jener Zeit; an sie sind diese glühenden Ergüsse gerichtet, und wer sie gelesen hat, wird sich der Meinung nicht verschließen können, daß Schiller ihr mit leidenschaftlicher Liebe zugethan war; bei einem nur konvenzionellen Verhältnisse zu ihr wären solche Verse bei Schiller völlig unmöglich gewesen. Manche Leute haben mit Achselzucken und bedauernden Blicken auf dieses Verhältniß gedeutet, und haben mit halben Worten auf arge Dinge rathen lassen; sie haben sehr Unrecht gethan. Frau von Wolzogen würde sicher nicht mit Frau Vischer verkehrt, sogar in ihrer Gesellschaft Reisen gemacht haben, wenn der geringste Makel auf ihrem Rufe gelastet hätte, und Professor Abel versichert mit Bestimmtheit, es sei zwischen Schiller und seiner Laura nichts vorgefallen, was Tadel verdient hätte. Es darf auch nicht vergessen werden, daß Frau Vischer in Schiller's elterlichem Hause verkehrte. Später allerdings vergaß Frau Vischer sich so sehr, daß sie mit einem jungen Adligen aus Wien, der auf der Karlsschule Jurisprudenz studirte, nach der Schweiz zu entfliehen suchte, doch schon in Tuttlingen wurden sie aufgefangen. Später lebte Frau Vischer mit einer Schwester eingezogen in Tübingen, wo sie am 21. April 1816 starb. Als Schiller Stuttgart verlassen hatte, vernachlässigte er sie eine Zeitlang, da sie einige Briefe von ihm unbedachtsam andern Leuten mitgetheilt hatte. Seine Schwester Kristofine schrieb ihm darüber einmal die Worte: „Morgen, glaub' ich, kommt die Vischerin wieder zu uns. Schreib ihr doch auch wieder; es ist nicht recht, daß du so ganz mit ihr abbrichst. Sie ist noch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel

*) Sie war am 18. Juni 1744 geboren, und starb am 7. August 1788.

Theilnahme nach dir. Es ist doch ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie dir doch viele Freundschaft erwiesen."

Durch seine Schwester wurde Schiller mit einem sehr begabten jungen Mädchen bekannt: Ludovike Reichenbach, welche bei ihrem Oheim, der herzoglicher Leibmedikus war, erzogen wurde, war mit Kristofine innig befreundet. Ludovike stand in demselben Alter wie Schiller, dessen Mutter sie ihren Liebling zu nennen pflegte. Mit außergewöhnlichen Anlagen zur Malerei verband sie alle Eigenschaften einer hohen und reinen Weiblichkeit, und mancher schöne Zug in den herrlichen weiblichen Gestalten, welche Schiller's Künstlerhand später schuf, mag der Erinnerung an Ludovike entlehnt sein. Sie verheirathete sich später mit dem Lieutenant Simanowitz. Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu der Schiller'schen Familie dauerten fort. Als Schiller nach Jahren die Heimath wiedersah, verkehrte er mit Ludovike besonders gern; sie malte damals den Dichter und seine Gattin, und diese Portraits werden als die besten bezeichnet, die wir von beiden besitzen.

Auch Kristofine war eine begabte Zeichnerin, und noch immer des Bruders Vertraute; sie zuerst erhielt jedes wild hingeworfene, vielfach durchstrichene Gedicht, und lieferte es gewöhnlich in sauberer Abschrift wieder zurück. Das Vaterhaus auf der schönen Solitude war in jenen Jahren für Schiller eine Zuflucht voll Sonnenschein und Freude; seine Mutter konnte ihm nicht genug Liebe erweisen, wenn er mit seinen Freunden von der Residenz herüberkam. Scharffenstein erzählt: „Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt, als die Mutter Schiller's war. Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten. Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten."

Es ist ein so schöner Zug, daß Schiller seine poetischen Erzeugnisse immer zuerst seiner Familie mittheilte; bei ihr fand er die Anerkennung, welche das Lebenselement, die Quelle neuer Kraft und neuer Lust des Dichters ist. Auch aus der Ferne kamen schöne Zeichen des Beifalls. Als Schiller an Wieland schrieb, antwortete der berühmte Mann mit schmeichelhaften Worten, und sagte zu seinem jungen Genossen, er hätte mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen. Für die Freunde Schiller's war es ein Fest, diesen Brief zu lesen, und mit Stolz hoben sie hervor, daß auch der Sänger der Musarion ein Schwabe sei.

Wenn das Beispiel Wieland's, der in Weimar zu hohen Ehren und zu einer ansehnlichen Stellung gelangt war, ein Sporn sein mußte, die glücklich betretene Laufbahn des Poeten zu verfolgen, so zeigte in nächster Nähe das Beispiel des unglücklichen Schubart die Kehrseite des von fern so glänzenden, in der Nähe betrachtet oft so leidensvollen Dichterlebens. Etwa eine Stunde vor Ludwigsburg entfernt liegt auf einem nach allen Seiten freien Bergkegel die Feste Hohenasperg. Hier saß seit 1777 der unglückliche Schubart gefangen. Der Kommandant der Festung war Rieger, von dem wir bereits erzählt haben. Schubart hatte länger als ein Jahr in einem dumpfen Thurmloche ohne Licht und ohne Luft bei elender Kost geschmachtet, und erst seit 1780 erhielt er

Schreibmaterial und die Erlaubniß, Besuche zu empfangen. Von Rieger wurde Schubart sehr ungleichmäßig behandelt. Der Kommandant war in der Zeit, in welcher er selbst in einem unterirdischen Gefängnisse lag, frömmelnd geworden; wenn Schubart sich bußfertig und demüthig bezeigte, so wurde er milder behandelt; schien er aber einmal in der Kirche nicht eifrig oder gegen Rieger nicht unterwürfig genug, so traf ihn Ungnade und Zorn, und manche schreckliche Rede entlud sich über seinem Haupte. Zu anderen Zeiten hatte der Kommandant wieder Anwandlungen von Weichherzigkeit; während Schubart's strengster Absperrung gab er ihm die angekommenen Briefe zu lesen, ließ dem Gefangenen Erfrischungen reichen und tröstete dessen Gattin. In hellem Glanze aber strahlte die Sonne der Gnade, wenn Schubart's Dichtungen den General priesen, denn dieser war ein Freund der Poesie. Er richtete sogar theatralische Vorstellungen auf dem Hohenasperg ein, bei welchen Gefangene und Soldaten mitwirkten. Schubart hatte die Leitung der Bühne übernommen, und aus Ludwigsburg fanden sich nicht selten Zuschauer ein.

Am Geburtstage des Kommandanten wohnte einst Wilhelm von Hoven einer solchen Vorstellung bei. Man wies ihm seinen Platz in der Nähe des Generals an. Der Prolog begann mit den Worten: „Edler Rieger!" Der General klatschte und rief Da capo! und die Anrede wurde wiederholt. Bei jeder für ihn schmeichelhaften Stelle benahm Rieger sich in derselben Weise, und die Zuschauer stimmten aus Artigkeit mit ein. Hoven, dem die Sache sehr komisch vorkam, klatschte so gewaltig, daß er dem General auffiel. Rieger erkundigte sich nach dem Namen des kunstsinnigen jungen Mannes und sah ihn freundlich an. Im Bewußtsein seiner Schuld schlich Hoven davon. Aber schon am folgenden Morgen erhielt er mit einem schmeichelhaften Schreiben des Generals eine Einladung, seinen Besuch zu wiederholen. Hoven konnte dieselbe nicht wohl ablehnen; Rieger empfing ihn sehr artig und bat ihn, seine Freunde, besonders aber so bald als möglich den Verfasser der Räuber mitzubringen. Schiller war zu einem Besuche auf dem Hohenasperg gern bereit, denn er hatte Schubart's Gedichte stets mit Begeisterung gelesen.

Rieger liebte die Ueberraschungen; auf seinen Wunsch schrieb Schubart eine Kritik der Räuber, und der Kommandant wußte es so einzurichten, als Schiller unter dem Namen eines Dr. Fischer auf der Festung erschien, daß Schubart diese Rezension dem Gaste, in welchem er den Dichter nicht vermuthete, vorlas. Am Schluß seines Aufsatzes hatte Schubart den Wunsch ausgesprochen, den großen Dichter von Angesicht kennen zu lernen. Rieger klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Ihr Wunsch ist erfüllt! Hier steht er vor Ihnen!"

„Ist es möglich?" rief Schubart frohlockend, „das ist also der Verfasser der Räuber?" Mit diesen Worten fiel er Schiller um den Hals und küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in seinen Augen.

Schiller und Hoven verließen in gehobener Stimmung die Festung, und gedachten des merkwürdigen Erlebnisses noch oft.

Während das Drama nun immer mehr Leser und mehr Verehrer gewann, bereitete sich auch die Aufführung desselben vor, gegen welche der Dichter sich so sehr gesträubt hatte. Der Hofkammerrath Schwan in Mannheim, dem Schiller

die ersten sieben Aushängebogen zusandte, war mit denselben sogleich voll Enthusiasmus zu dem Freiherrn von Dalberg gelaufen und hatte sie ihm brühwarm, wie er sagte, vorgelesen. Dalberg, der oberste Dirigent der sogenannten Mannheimer Nazionalbühne, erkannte sogleich den Werth des Stückes und den hohen Geist des Dichters. Er schrieb dem letztern einen schmeichelhaften Brief und ersuchte ihn, das Stück bühnengerecht zu machen; die Mannheimer Bühne sei bereit, dasselbe aufzuführen und die neue Bearbeitung selbst in Verlag zu nehmen.

Auf diesen Vorschlag erwiderte Schiller: er habe schon seit mehreren Jahren das Glück, Seine Exzellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und der Glanz der Mannheimer Bühne habe schon früher seine Aufmerksamkeit gefesselt. Auch sei es, seit er den dramatischen Genius in sich fühle, ihm ein Lieblingsgedanke gewesen, sich dereinst zu Mannheim, dem Paradies der dramatischen Muse, zu etabliren. Dalberg's Vorschlag erfülle ihn nun mit angenehmen Aussichten und doppelt rege sich der Wunsch in ihm, das dortige Theater gründlich zu studiren. Leider werde er durch ökonomische Verhältnisse verhindert, Reisen nach Mannheim zu unternehmen, obgleich er noch einige fruchtbare Ideen für das Mannheimer Theater habe und sie Seiner Exzellenz gern mittheilen möchte.

Ungefähr um dieselbe Zeit, am 11. August, empfing Schiller einen Brief von Schwan, worin dieser ihm rieth, er solle sich mit niemand als nur mit Dalberg einlassen, diesem aber solle er sich vertrauen.

Demgemäß wendete Schiller sich nun in einem Schreiben vom 17. August an Dalberg und meldete ihm, er hoffe, nachdem er reiflich darüber nachgedacht, in vierzehn Tagen die Ueberarbeitung zu vollenden. Aber mancherlei Hindernisse verzögerten die Ausführung. Im Regiment Augé brach eine Ruhrepidemie aus, und Schiller durfte das Lager kaum verlassen. Erst am 6. Oktober 1781 konnte er das Manuskript an Dalberg absenden. In seinem Begleitschreiben sagte er unter anderm: „Wenn das Stück zu groß sein sollte, so steht es in der Willkür des Theaters, Raisonnements abzukürzen oder hier und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider protestire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweg gelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Karaktere der Menschen für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmle."

Nach diesem Bühnenmanuskript werden noch heute auf allen größeren Theatern die Räuber gegeben, und nach ihm spielten die berühmtesten Darsteller des Franz Moor, Iffland und Ludwig Devrient diese Rolle. Die Bühnenbearbeitung steht nicht in der Kotta'schen Ausgabe von Schiller's Werken; in welchen Punkten sie von der ersten Fassung abweicht, werden wir später betrachten; sie stimmt fast genau überein mit der Ausgabe, welche bei Schwan unter folgendem Titel erschien: „Die Räuber, ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage. Mannheim, in der Schwanischen Buchhandlung 1782." Kurz zuvor hatte Schiller auch die ursprüngliche Fassung neu edirt unter dem Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel von 5 Akten, herausgegeben von Friedrich Schiller. Zwote verbesserte

Auflage. Frankfurt und Leipzig, bei Tobias Löffler 1782." Diese Ausgabe war nicht so gut ausgestattet als die erste; sie ist es, welche als Vignette den aufsteigenden Löwen mit zornig erhobener Tatze und die Unterschrift In Tirannos zeigt. In den Jahren 1799 und 1804 wurde diese Ausgabe neu aufgelegt, und auch die Schwan'sche Ausgabe wurde wiederholt abgedruckt. Schiller selbst ließ in seinem Todesjahre einen Einzeldruck unter dem Titel erscheinen: „Die Räuber ein Schauspiel von Schiller. Neue verbesserte Auflage. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1805." Hier ist das Drama streng wörtlich nach der ersten Ausgabe von 1781 wiedergegeben.

Mit der Bühnenbearbeitung war aber Dalberg noch nicht zufrieden; er wünschte, daß Karl die Amalia nicht erstechen, sondern erschießen solle. Schiller meinte, das sei sehr räubermäßig, und willigte ein. Nun aber fiel es Dalberg ein, Amalia solle sich lieber selbst ermorden, und in den Brief, in welchem er dem Dichter diesen neuen Vorschlag machte, legte er eine eigene Ausarbeitung dieser Verbesserungsgedanken mit ein; der poetische Erguß des Reichsfreiherrn lautete folgendermaßen:

Räuber Moor: [„Frei muß Moor sein, wenn er groß sein will. Um ein Elysium der Liebe ist mir dieser Triumf nicht feil."] Um ein Weib brech' ich den Schwur nicht, den ich euch so feierlich that — hier, bringt sie fort!

Die Bande (will Amalien fortschleppen.)

Schweizer (mitten unter sie.) Wag' es keiner, unsers Hauptmanns Geliebte zu berühren! Wir wollen sie alle zurückgeleiten, da wo sie hingebracht sein will. (Zu Amalia.) Weib! wo sollen wir dich hingeleiten?

Amalia: Zur Ewigkeit! — (Sie entreißt einem Räuber den Dolch und ermordet sich.)

Schweizer, Grimm: Sie hat sich ermordet!

Räuber Moor (geht starr auf sie zu, bleibt eine Weile stehen, dann ergreift er ihre Hand.) Amalia!

Amalia (streckt die Hand nach ihm aus.) Folge mir bald nach! (Sie stirbt.)

Räuber Moor: Fahre hin, Engelsseele! — fahre hin zum Himmel, wohin Moor dir nicht folgen darf. [„(Zu der Bande, mit Majestät.) Nun ihr erbärmlichen Gesellen, seht her — seht! Nicht wahr, so hoch schwindelte eure Schurkenforderung nie.)] u. s. w.

Dieses matte Einschiebsel nennt Eduard Boas einen Flicken grauer Sackleinwand auf einem farbenstrahlenden Teppich; Schiller schrieb spottend: „Die wenigen Worte, deren E. E. in Ihrem Briefe Meldung gethan, sind fürtrefflich, und der ganzen Situazion werth. Ich würde stolz darauf sein, sie gemacht zu haben." Daß diese fürtrefflichen Worte aber in das Stück aufgenommen würden, verbat Schiller sich sehr entschieden.

Nun fragte Dalberg bei dem Dichter an, wie er sich die Kleidung des Räubers Moor denke. Schiller erwiderte, Moor's Geschmack werde nicht schwer zu treffen sein; er müsse auf dem Hut einen Federbusch und in der Hand einen Stab tragen, da es im Stücke so vorkommt, wo er seine Stelle niederlegt; seine Kleidung müsse immer edel ohne Zierung, nachlässig ohne leichtsinnig sein.

Darauf brachte Dalberg den Anschlag vor, die Handlung aus der Gegenwart ins Mittelalter zu verlegen. Man hatte nämlich eben die Agnes Bernauerin in neuem Kostüm mit Beifall gegeben, und dasselbe Kostüm wollte Dalberg nun anbringen. Schiller sträubte sich sehr dagegen und schrieb: alle Karaktere seines Dramas wären so modern angelegt, daß sein Stück geradehin untergehen würde, wenn es plötzlich aus der ihm eigenthümlich angehörenden Zeit herausgerissen werden sollte. Auch die Schauspieler erklärten das Kostüm für unstatthaft. Aber Dalberg behauptete, in unsern modernen Polizeistaaten sei eine solche Räuberbande nicht möglich. Der Dichter entgegnete, dem Mittelalter widersprächen die Reden aller seiner Personen, Franzens Karakter und Amaliens Liebe so sehr, daß seine Helden sich ausnehmen würden, wie Trojaner in Husarentracht. Doch um eine Antwort war der Reichsfreiherr nicht verlegen; er entwickelte dem Dichter: die aristotelische Filosofie und der sofistische Geist, welche in jenem Jahrhundert ein Halbdunkel über die Welt ausbreiteten, hätten wohl einen Karakter wie Franz Moor erzeugen können. Nun erklärte Schiller, durch diese Worte sei er so scharfsinnig nach Hause geschickt worden, daß er jetzt abwarten und schweigen wolle. Spiegelberg verkündete also im ersten Akt, der Landfriede sei in Deutschland ausgerufen, und der Reichsfreiherr konnte sein Kostüm nun anbringen.

Es war ausgemacht, daß Schiller zur ersten Vorstellung nach Mannheim kommen und Dalberg ihm die Reisekosten ersetzen solle. Die Vorstellung sollte eigentlich am 10. Januar stattfinden, aber da an diesem Tage, dem Geburtstage der Gräfin Franziska, Schiller sich unmöglich von Stuttgart entfernen konnte, so schob Dalberg aus Gefälligkeit gegen den Dichter die Darstellung um drei Tage auf.

Die Mannheimer Bühne stand, wie wir bereits erwähnten, unter Dalberg's oberster Leitung. Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz war, als er Baiern erbte, im Sommer des Jahres 1778 nach München übergesiedelt; die Hofbühne mußte ihm folgen. Aber er setzte eine jährliche Summe zur Unterstützung der Mannheimer Bühne aus und beauftragte Dalberg, eine neue Gesellschaft zu berufen. Im Herbst 1779 wurde das neue Mannheimer Nazionaltheater eröffnet, dessen Mitglieder theilweis Schüler Ekhof's und berühmte Künstler waren; Iffland, Beck und Beil befanden sich darunter. Sie alle verachteten die gespreizte Darstellung der Franzosen, und folgten nur den Regeln der Natur.

Den dirigenden Regisseur ließ Dalberg vom Gesammtpersonal erwählen. Neben demselben bestand ein aus den vorzüglichsten Schauspielern gebildeter Theaterausschuß; in seinen Sitzungen verhandelte dieser Strafsachen und Bühnenangelegenheiten und gab seine Gutachten über neue Dramen; Dalberg stellte den Mitgliedern auch Preisfragen und gab für hervorragende Leistungen eine Medaille. Aber der Ausschuß hatte immer nur eine berathende Stimme, und der Reichsfreiherr war und blieb Diktator in allen Sachen, und setzte seine Meinung oft genug gegen die Stimmen Aller durch.

Auf dieser Bühne und von solchem Personal sollten die Räuber aufgeführt werden.

Der denkwürdige Tag war der 13. Januar 1782, ein Sonntag. Der Länge des Stückes wegen begann die Vorstellung schon um fünf Uhr. Iffland, damals dreiundzwanzig Jahre alt, spielte den Franz Moor, Bök den Karl; Beil erschien als Schweizer, Beck als Kosinsky.

Schiller hatte sich, von Petersen begleitet, in aller Stille auf die Reise gemacht. Aber obwohl keine Zeit zu verlieren war, wußte ihn in Schwetzingen ein schmuckes Kellnermädchen so zu fesseln, daß die Weiterreise über die Gebühr verzögert wurde. Nur kurz vor Anfang des Stückes kam Schiller auf den Platz, den man für ihn reservirt hatte. Das war nöthig, denn das kleine Schauspielhaus war gänzlich überfüllt; aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier waren die Schaulustigen zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt; schon um ein Uhr Mittags waren die Plätze besetzt, eine große Menge war abgewiesen worden.

Der Vorhang rollte auf, das Stück begann. Zuerst blieb das Publikum stumm, die erwartete Wirkung wollte sich nicht recht zeigen. Aber als der Räuber Moor in der mitternächtigen Szene am Thurme, neben dem Vater auf den Knien liegend, mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwor; als Iffland, schmächtig und blaß, als Franz dem alten Daniel seinen Traum vom jüngsten Gerichte erzählte, und — die Lampe, welche sein geisterhaft bleiches Gesicht beleuchtete, in der Hand — am Ende ohnmächtig zusammensank; als er in der ausdrucksvollsten Stellung auf seine Frage: „Richtet Einer droben über den Sternen?“ sein ruchloses „Nein!“ herausstieß, dann aber, wie von einer unsichtbaren Hand berührt, mit tonlosem „Ja! Ja! — droben Einer über den Sternen!“ — bewußtlos niederstürzte: da brach unendlicher Beifall aus, und selbst die gespanntesten Erwartungen wurden übertroffen.

Nach der Vorstellung speisten Schiller und Petersen in Gesellschaft der Schauspieler; ein erhebender Geist belebte die Gesellschaft. Mit ganz besonderer Artigkeit nahm Schwan den Dichter auf. Von einem Honorar für die Vorstellung war freilich keine Rede, man kannte das damals in Deutschland noch nicht; aber Schiller war doch froh, die ausbedungene Reisevergütung mit vier Karolin zu erhalten.

In den allgemeinen Beifall stimmte die aristokratische Gesellschaft von Mannheim nicht mit ein; sie fühlte sich durch das Stück unangenehm berührt, und ihr Leiborgan, des französisch geschriebene Blatt Pot — Pourri, brachte einen sehr mißliebigen Bericht über die Aufführung. Der Kritiker verfuhr gerade so, wie die meisten Kritiker es auch heute machen: er urtheilte, ohne zu kennen, aber er sagte doch wenigstens selbst, er habe das Stück weder gelesen noch gesehen, sondern rede einem Dritten nach, und dieser Dritte muß wohl ein Kritiker von Profession gewesen sein, denn er erzählt Dinge, welche gar nicht in dem Drama zu finden sind: „On y voit sans émotion, sur la moindre alternation, le fils empoisonner le père, le frère assassiner son frère.“ Wenn die Urtheile der übrigen Mitglieder der französisch-aristokratischen Gesellschaft in Mannheim eben so fadenscheinig waren wie dieses, so war für Schiller's Drama gewiß nicht viel daran verloren, daß der die Kritiker Thatsache registriren konnte: La Noblesse

n'y a point paru." Schiller nahm sich solche Urtheile, aus denen die Beweggründe grell hervorsahen, nicht sehr zu Herzen, und er that wohl daran.

Die Räuber gingen indeß über die deutschen Bühnen; in Hamburg, Leipzig und Berlin wurden sie mit unendlichem Beifall gespielt. Gelesen wurden sie in allen Kreisen der Gesellschaft, und sie packten überall mit gewaltigem und tiefem Griff. In Baiern verabredeten sich Knaben, in die böhmischen Wälder zu ziehen und dort eine Räuberbande zu bilden, und ihr Entschluß wurde nur dadurch verhindert, daß einer der kühnen Unternehmer erst von seiner Mama Abschied nahm und dadurch die Entdeckung herbeiführte. Räuberdramen und Banditenromane wuchsen unter den Händen der Spieß, Kramer, Vulpius u. a. wie Pilze empor.

An dem Drama Schiller's versuchten sich viele stumpfe Federn; der eine änderte die Katastrofe, der andere machte moralische Sprüche dazu. Das Krasseste leistete eine Fortsetzung des Stückes unter dem Titel: „Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsszene beim alten Thurm. Ein Gemälde erhabener Menschennatur, als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. Von Frau von Wallenrodt. Mainz und Hamburg 1801." Eduard Boas urtheilt darüber: „Dies sechsaktige Drama gehört zu dem widerwärtigsten Flitterputz, mit dem die kriechende Travestie einer ächten, stolzen Moral jemals ihren dürren Leib behängt hat."

Das Ausland zeigte rege Theilnahme für Schiller's großartiges Werk. In England übersetzte Benjamin Thompson das Drama unter dem Titel: The Robbers a Tragedy, translated from the German of Frederich Schiller. London 1792. Der Uebersetzer gab dem Trauerspiele eine Vorrede bei, welche mit hoher Bewunderung den Dichter pries, der es verstanden habe, die beiden Grundkräfte der Tragödie, Furcht und Mitleid, in dieser mächtigen Schöpfung zur lebhaften Wechselwirkung gelangen zu lassen. Man müsse, fügt er hinzu, unter lauter altgriechischen und französischen Regeln das eigene Gefühl eingebüßt haben, um einem Meister Vorwürfe zu machen, der die Fesseln so zu sprengen, das Fatum so zu behandeln verstehe.

In Frankreich konnte man sich natürlich mit einer getreuen Uebersetzung nicht begnügen, man mußte das Stück zuschneiden und mit gallischem Gewürz versehen. Beaumarchais ermunterte zu dieser Manipulazion einen seiner jüngeren Freunde, und die Bearbeitung trat ans Licht mit dem Titel: „Robert, Chef des Brigands, imité de l'Allemand par le Citoyen La Martelière. Paris 1793."

Seinen Räubern verdankte Schiller sogar das französische Bürgerrecht. Im Jahre 1792, l'an quatrième de la liberté, wurde dasselbe an Klopstock, an Joachim Heinrich Kampe und an den sieur Gille, publiciste allemand, verliehen; es hatte Schwierigkeiten, das Dekret des Ministers Roland an seine richtige Adresse zu befördern. In Deutschland aber wurde die französische Auszeichnung für Schiller wiederum die Veranlassung zu mehrfachen Denunziazionen und seine Räuber wurden an manchen Orten polizeilich verboten. Aber die Bewunderung für den Dichter und sein großes Werk dauerte länger, als das

Vorurtheil urtheilsloser Menschen. Schon im Jahre 1798 ließ man zu Koburg von Schülern des Gymnasiums die Räuber öffentlich aufführen *).

Wenn wir uns jetzt dazu wenden, die Aussprüche der Kritik in Deutschland und im Auslande über Schiller's erstes Werk anzuhören, so wollen wir an ein treffendes Wort von Boas erinnern; er sagt: „Es ist ein alter Satz, der schon von den Römern her auf uns überliefert worden, daß Bücher ihre Schicksale haben, gleich den Menschen. Diese Schicksale aber strahlen und wirken zurück auf das innere Leben des Verfassers, vorzüglich die Schicksale seiner ersten Schöpfungen. Da ist in ihm noch alles so jung, so empfänglich, so reizbar, da greift er noch verlangend nach dem Richterspruch der Kritik, und läßt ihn nicht theilnahmlos an sich vorübergehn." Wonach würde ein Autor wohl mit mehr Verlangen greifen, als nach dem Ausspruche des Kritikers, wenn immer Verständniß und Wohlwollen aus den Worten desselben spräche! Schiller machte es so, wie jeder uneigennützige Arbeiter es thun wird, er ging unbeirrt seinen geraden Weg, das Gute aber, was die Kritik ihm sagte, nahm er dankbar an und verarbeitete es.

Den lebhaften Erfolgen des Dramas gegenüber verhielt die Kritik sich sehr schweigsam; es erschienen nur zwei öffentliche Beurtheilungen des Stückes: in der Erfurter gelehrten Zeitung und in der Allgemeinen deutschen Bibliothek von Nikolai. Die Rezension in der letztgenannten Zeitschrift hatte den Freiherrn von Knigge zum Verfasser, denselben, der über den Umgang mit Menschen schrieb. Er war entrüstet über „das Gemälde des bejammernswürdigsten menschlichen Elends, der tiefsten Verirrung, des schrecklichsten Lasters", und entsetzte sich über die Darstellung von „Menschen, die voll Kraft zu besseren Dingen geboren, hinabsinken und nicht mehr an Würde der Menschheit glauben." Es sei nicht wünschenswerth, sagte er, sich an den Anblick dieser gräßlichen Szenen zu gewöhnen, und den Karakter des Franz Moor erklärte er einfach für unmöglich.

Das Pfälzische Museum sagte sehr treffend von dieser Rezension: „Sie ist ein schöner Machtspruch, ohne Beweise, ohne Belehrung, ohne Erklärung." Das Gegentheil dieser leichtsinnigen Abfertigung war die Kritik der Erfurter gelehrten Zeitung, deren Verfasser sich nicht genannt hat. Der Dichter wird darin als ein junger Mann bezeichnet, der ein warmes Herz voll Gefühl und Drang für die gute Sache hat. „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser. Aber eben diese große Hoffnung berechtigt uns auch zu größeren Forderungen, als die Alltagskost für unsere gewöhnlichen Kraftmänner und süßen Geisterchen." — Karl Moor's Karakter wird mit hohem Lobe bedacht; über Franz wird die feine Bemerkung gegeben, der Dichter hätte einige Züge in ihn hineinweben sollen, die ihn der wirklichen Menschennatur, die nie so ganz, so ununterbrochen bös sei, näher gebracht hätten. Amalie, sagte der Rezensent, trete, da sie doch eine Hauptperson sei, zu wenig hervor. Entschiedenen Tadel erfuhr der Karakter Hermanns. „Er ist boshaft und rachgierig genug, um sich von Franz zum Werkzeug der abscheulichsten Schandthaten brauchen zu lassen, und unmittelbar darauf, ohne weitere Veranlassung, der gutherzige Retter des Leidenden." Getadelt

*) Boas II, 94.

wird auch die Einführung des Pastor Moser; „er ist eine überflüssige Person, denn sein Besuch bewirkt nichts, er bringt nicht die mindeste Veränderung hervor, was soll er also?“ Als vortrefflich bezeichnet werden Moor's Verzweiflung am Schluß der 2. Szene des 1. Akts, Moor's Reue über das Unglück der angezündeten Stadt, Kosinsky's Anwerbung, Moor's Zusammenkunft mit Amalia. „Der Monolog Moor's: Glaubt ihr, ich werde zittern? Geister meiner Erwürgten, ich werde nicht zittern ff. ist sicher so schön, wo nicht schöner noch, als Hamlet's berühmter Monolog von Sein und Nichtsein. Doch ich müßte beinahe das ganze Stück ausschreiben, wenn ich alle vortrefflichen Stellen anmerken wollte. — Ein Verfasser, dessen erstes Produkt sich schon so sehr auszeichnet, muß, wenn er aufmerksam auf sich ist und die Bemerkungen kunstverständiger Freunde benutzt, mit Riesenschritten zur Vollkommenheit fortschreiten. Nur wünschte ich noch, daß er, bei dem Studio Shakespeare's, weniger den Götz, als Lessing's Werke studiren möchte, da das Feuer seines Genies ohnehin mehr eines Zügels, als der Sporen bedarf.“

Als Schiller das Stück bühnengerecht machte, benutzte er die wohlgemeinten Winke des Erfurter Rezensenten sehr sorgfältig, und gerade die von diesem getadelten Punkte sind es, welche in der Theaterbearbeitung eine Aenderung erfahren haben. Besonders berühmt war stets der nur in der Bühnenausgabe vorhandene Monolog des Franz in der Mitte des vierten Akts. Franz ahnt, daß der fremde Graf sein Bruder ist, und Hermann hat ihm die Gewißheit gegeben, daß der Vater, den Hermann tödten sollte, noch am Leben und für Hermann ein Werkzeug der Rache ist. Hermann geht ab, Franz hat sich sinnlos in einen Sessel geworfen; dann spricht er, indem er aufspringt: „Franz! Franz! Was war das? — Wo blieb dein Muth, dein sonst so fertiger Witz? — Weh! Weh! auch meine Kreaturen verrathen mich. — Die Pfeiler meines Glücks fangen an mürbe zu werden, und herein bricht wüthend der Feind! — Wohl! es gilt einen raschen Entschluß! — Wie? wenn ich selbst hinginge — ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? — Ein verwundeter Mann ist ein Knabe. — Frisch! ich will's wagen! (Er geht mit starken Schritten nach dem Ende der Bühne, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen.) Was seh ich? Was schleicht dort? — Gesichter, wie ich noch keine sah — wie groß sie die Augen rollen! wie sie die Zähne gegen mich blecken! (Er schüttelt sich schaudernd.) — Muth hab ich gewiß — Muth wie Einer — Wenn mich ein Spiegel verriethe? Oder mein Schatten? Oder der Wind meiner mörderischen Bewegung? — Hu! Hu! Schrecken grieselt in meinen Locken — durch meine Knochen Zermalmung. (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Feig bin ich nicht — allzuweichherzig bin ich — ja so ist's! Es sind die Zuckungen der sterbenden Tugend — ich bewundere sie. Ein Ungeheuer müßt' ich sein, wollt' ich die Hand legen an meinen leiblichen Bruder — Nein! Nein! das sei ferne! — diese Reliquien der Menschheit in mir will ich in Ehren halten — ich will nicht tödten. Du hast gesiegt, Natur — auch ich fühle noch etwas, das der Liebe gleicht. — Er lebe! (Ab.)“

Die bedeutendste Abweichung ist gegen das Ende des Stückes. Franz erdrosselt sich nicht, er wird von den Räubern lebendig ergriffen im Walde neben

dem alten Thurme wird Gericht über ihn gehalten. Karl vergibt seinem Bruder, den die Räuber jedoch in den Thurm hinabstoßen.

So erstreckten sich die meisten Abänderungen auf die Stellen, welche von dem Erfurter Rezensenten als weniger gelungen bezeichnet waren, und dieser Umstand ist ein ehrendes Zeugniß für den denkenden Kritiker.

Die genialste und interessanteste Kritik schrieb jedoch der Dichter selbst. Im Würtembergischen Repertorium ließ er sie abdrucken; sie erregte Aufsehen, und es lohnt reichlich der Mühe, sie genauer anzusehen, besonders auch deshalb, weil wir den Dichter auf einem Gebiete gewahren, auf dem wir ihn bisher noch nicht beobachten konnten.

Während der Dichter früher in seinen beiden Vorreden besonderes Gewicht auf die moralische Seite seines Stückes legte, während er noch bei der ersten Vorstellung eine eben dahin zielende Vorerinnerung an das Publikum mit auf den Theaterzettel drucken ließ, setzte er in seiner Kritik diesen Punkt so sehr bei Seite, daß er ihn mit der einzigen kurzen Bemerkung abfertigte: „Nun das Stück von Seiten seiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (besonders wenn er sie mitbringt); Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich konfisziren.“ Im Uebrigen beschäftigt sich der ganze Aufsatz nur mit der künstlerischen Betrachtung, besonders, oder fast nur der Karaktere. Nachdem er einen Ueberblick der Fabel gegeben, fährt der Dichter fort:

„Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte. Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfen nothwendig einer eben so großen Dosis von Geisteskraft, als die erhabenen Tugendhaften, und die Empfindung des Abscheus vertrage sich nicht selten mit Antheil und Bewunderung. Außerdem, daß im Schicksal des großen Rechtschaffenen nach der reinsten Moral durchaus kein Knoten, kein Labyrinth stattfindet, daß sich seine Werke und Schicksale nothwendigerweise zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim Ersten zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander sich schlängeln (ein Umstand, der in der dramatischen Kunst alles ausmacht), außerdem daß die hitzigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Binsengeflechte gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Partie der Verlierer schlagen, ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht, außerdem, sage ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumfirenden Glanze zeigen, als wenn ich sie in die Intriguen des Lasters verwickle, und ihre Strahlen durch diesen Schatten erhebe, denn es findet sich nichts Interessanteres in der moralisch-ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster an einander sich reiben.“

Mit den Räubern aber sympathisirten wir gerade deshalb so sehr, weil ihre Gesellschaft etwas so Außergewöhnliches sei, und weil sie der ganzen bürgerlichen Gemeinschaft feindselig gegenüber ständen; „dem, den die Welt ausstößt, tragen wir unsere Thränen in die Wüste nach.“ Wenn nun das ganze Gemälde nichts als sittliche Häßlichkeit enthielte, so würden wir beleidigt davon zurücktreten, aber auch Menschlichkeit und Erhabenheit seien hineingebracht, und „wir sind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimassen des Lasters herauszulesen, als eben denselben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern; eine Rose in der

sandigen Wüste entzückt mehr, als deren ein ganzer Hain in den hesperischen Gärten." Die Person des Räubers Moor, des erhabenen Verbrechers, tritt noch besonders dadurch hervor, daß ihm ein schleichender Teufel gegenüber gestellt ist, und „endlich hat der Verfasser den fürchterlichen Mordbrenner mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft: er liebt und wird wieder geliebt." Alle diese Umstände machen den Räuber Moor zu einer Gestalt, welche unser ganzes Gefühl mit Gewalt an sich reißt. „Das Auge wurzelt in dem erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist; er ging auf wie ein Meteor, und schwindet wie eine sinkende Sonne."

Der Karakter des Franz Moor wird wohl für konsequent *in sich*, aber für unmöglich in der Wirklichkeit erklärt. Wenn der Dichter wirklich ein solches Ungeheuer schildern wollte, so hätte er uns, da die Natur seine Idee schwerlich mit einem einzigen Beispiele rechtfertigen wird, alle die krummen Wege zeigen müssen, welche den Franz zu einem solchen Uebermaß von Verruchtheit führen könnten, und es sei eine Sünde gegen die ersten Gesetze der Natur, daß der Dichter dieses Monstrum in eine Jünglingsseele verlegt habe, daß er das Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisazion aufgehoben habe. „Unserm Jüngling, aufgewachsen im Kreis einer friedlichen, schuldlosen Familie — woher kam ihm eine so herzverderbliche Filosofie? Der Dichter läßt uns diese Frage ganz unbeantwortet; wir finden zu all den abscheulichen Grundsätzen und Werken keinen hinreichenden Grund, als das armselige Bedürfniß des Künstlers, der, um sein Gemälde auszustaffiren, die ganze menschliche Natur in der Person eines Teufels, der ihre Bildung usurpirt, an den Pranger stellt."

Thomas Carlyle macht bei Gelegenheit der Kritik der Räuber*) die Bemerkung: „Einen so scharf denkenden Bösewicht, wie Franz ist, kann es nie geben; seine Berechnungen müßten ihn der Rechtlichkeit zuführen, wenn auch nur bloß darum, weil dieses die beste Politik wäre." Dieselbe Bemerkung, welche oft als eine sehr feine bezeichnet wurde, hat auch Schiller schon in seiner Selbstrezension gemacht, indem er sagt: „Die Raisonnements, mit denen er sein Lastersystem aufzustutzen versteht, sind das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die sie voraussetzen, hätten ihn nothwendig veredeln sollen." Auch diesen entsetzlichen Karakter suchte gegen das Ende hin der Dichter unserm Mitleiden näher zu rücken, indem er uns seine Qualen in der unglücklichen Katastrofe vor Augen führte. „Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menschen weinen machen; wir zittern für ihn und über eben das, was wir so heißgrimmig auf ihn herabwünschten. Selbst der Dichter scheint sich am Schluß seiner Rolle für ihn erwärmt zu haben; er versuchte durch *einen* Pinselstrich, ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier! nimm diesen Degen. Hurtig! stoß mir ihn rücklings durch den Leib, daß nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott aus mir." Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine, kriechende Seele!"

In Betreff der Amalia tadelt der Rezensent, daß dieser Karakter, der einzige weibliche des Stückes, eben so wild und unbändig sich zeige, als die

*) Thomas Carlyle, Schiller's Leben. Frankfurt a. M. 1830. Seite 23. Die englische Originalausgabe erschien 1825.

Räuber. „Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum Heroischen und Starken zu neigen, als zum Weichen und Niedlichen. Er ist glücklich in vollen saturirten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Darum schuf er uns hier ein weibliches Geschöpf, wobei wir, unbeschadet all der schönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermissen, was wir zuerst suchen, das sanfte, leidende, schmachtende Ding — das Mädchen."

Sehr übermüthig geht der Rezensent mit dem alten Moor um; von ihm sagt er: „Der Vater soll zärtlich und schwach sein, und ist klagend und kindisch. Man sieht es schon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an sich plump und vermessen genug sind, gar zu einfältig glaubt. Ein solcher Karakter kam freilich dem Dichter zu Statten, um Franz zum Zweck kommen zu lassen, aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß allem Ansehen nach seinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, seine ganze Klugheit an ihn zu verschwenden. Ueberdies ist der alte Moor mehr Betschwester als Krist, der seine religiösen Sprüche aus seiner Bibel herzubeten scheint. Endlich springt der Verfasser mit dem armen Alten gar zu tyrannisch um, und unserer Meinung nach hätte dieser, wenn er auch dem zweiten Akt entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen sollen. — Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann! das freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte. Doch der Dichter ist ja auch Arzt, und wird ihm schon Diät vorgeschrieben haben."

Die Karaktere der Räuber werden gelobt, scharf getadelt aber wird der Dialog und die blumige Sprache. „Das Erhabene wird durch poetische Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird den Dichter zur Ode verweisen."

„Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milderung beobachtet sein." —

Wir erwähnten bereits, daß diese geniale Rezension sehr in die Augen fiel. Ein Rezensent aus Frankfurt a. M. nannte sie eine sehr gründliche, und ließ sie sich zur Handhabe dienen, um die Räuber und ihren Autor vollständig zu verdammen. Darauf brachte das Würtembergische Repertorium folgende Bemerkung: „Dem Frankfurter Rezensenten dienet zur Nachricht, daß die Kritik über die Räuber, die ihn mit solch einem Unwillen über das ganze Werk erfüllet hat, von dem Verfasser dieses trefflichen Schauspiels, Hrn. D. Schiller, selbst ist Weiter wollen wir zu seiner Beschämung nichts anführen."

Nur wenige Kritiker gibt es, welche genug Selbstlosigkeit besitzen, die Größe und Schönheit eines fremden Werkes mit Liebe anzuerkennen; schöne Worte über unseres großen Dichters herrliches Werk spricht der Engländer Carlyle. Gerade in der neueren Zeit, wo manche Feder sich an Schiller's Jugendwerk, das ein so reiches und so herzbewegendes Stück seines eigenen Lebens einschließt, mit Beiseitsetzung aller Pietät so arg versündigt hat, verdienen die Worte Carlyle's immer wieder gelesen zu werden. Einige Sätze daraus mögen hier Platz finden*).

*) Carlyle, a. a. O. Seite 20 ff.

„In den Räubern herrscht durchaus ein tiefes, oft an Entsetzen angrenzendes tragisches Interesse. Ein furchtbares, nicht zu versöhnendes Fatum ist darin das herrschende Prinzip; dieses verhüllt und überschattet das Ganze; und unter seinem düstern Einfluß erscheinen die kühnsten Anstrengungen des menschlichen Willens nur gleich Blitzen, die den öden Schauplatz so flüchtig als gräßlich erhellen, und dann in ewiger Dunkelheit sich verlieren. Die unermeßlichen Abgründe menschlicher Schicksale sind uns da eröffnet, schwarz und tief und erschreckend, so wie sie dem jungen Gemüth bei seinem ersten Versuche sie darzustellen erscheinen. Die Hindernisse, die unseren Wünschen und Fähigkeiten entgegentreten, das Täuschende der Hoffnung, die Nichtigkeit unserer Existenz, sind mit düstern Farben entworfen, wie sie einem Enthusiasten erscheinen, der zuerst sich ins Leben wagte, und die äußere Welt mit den im Innern genährten Vorstellungen von ihr vergleicht.

„Karl von Moor ist ein Karakter, in dessen Betrachtung und Schilderung sich junge Dichter immer gefallen; die Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Lage mußte für Schiller denselben besonders werth machen. Moor wird zu Handlungen durch Gefühle getrieben, die denen genau gleichen, unter welchen er selbst litt, und wie er sich wünschte zu handeln. In reichem Maße begabt mit jeder hochherzigen Eigenschaft des Mannes, waren die ersten Ahnungen und Aussichten des Lebens und der Rolle, die er darin zu spielen hatte, glänzend, ehrenvoll, wie der Traum eines Dichters; allein die untergeordnete Fähigkeit das Leben zu handhaben, gehörte nicht zu seinen Gaben; in seinem Eifer, das Ziel zu erreichen, hatte er vergessen, daß sein Lauf durch einen labyrinthischen Irrgarten führte, der überall mit Hindernissen umgeben ist, von denen man einige wohl überwinden, andern ausweichen, doch bei vielen keins von beiden thun kann. Immer fortgetrieben durch die tollkühne Heftigkeit seines Wesens, verwickelt er sich in diese Verlegenheiten, und meint, nicht mit Gewandtheit und Geduld, sondern mit offener Gewalt durch sie hindurch dringen zu können. Er sieht seine Hoffnungen vereitelt, sich betrogen und immer tiefer verstrickt; Ungerechtigkeit und Betrug, statt ihn zu warnen, reizen ihn nur noch mehr. Er hatte Helden erwartet, und findet erbärmliche Menschen; Freunde — und findet lächelnde Verräther, die ihn vom Wege ablocken, seine Verirrung benutzen und ihn dem Verderben preisgeben; er hatte von Seelenadel und jeder großmüthigen Gesinnung geträumt, er findet, daß Klugheit die einzige Tugend ist, die Belohnung erwarten darf. Zu feurig von Natur, vermehrt sein gespannter Leidenszustand seine Raserei; er selbst ist jeder ruhigen Ueberlegung unfähig, und kein Rathgeber steht ihm zur Seite, keiner, dessen Mitgefühl sein Elend mildere, keiner, dessen Klugheit ihn belehre, wie demselben abzuhelfen, oder es zu ertragen sei. Die Wuth spornt ihn zum Handeln, und diese Thätigkeit ist blind und furchtbar zugleich. Da die Welt nicht die Heimath einer unverfälschten Rechtlichkeit ist, erscheint sie ihm wie eine Diebeshöhle; da ihre Gesetze nicht immer das Verdienst begünstigen, ja sogar oft den Schuldigen der Strafe entziehen, betrachtet er den geselligen Verein als eine Pestbeule, deren verderbliche Folgen durch jedes auch noch so verzweifelte Mittel zu verbessern er sich in seiner Lage berufen fühlt. Rache ist die Haupttriebfeder seiner Handlungsweise; allein er veredelt sie in seinen eigenen Augen dadurch, daß er ihr den Anstrich einer uneigennützigen

Sorge für die Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, den Sturz des Lasters von seinen Ehrenstellen, der Aufhülfe leidender Tugend gibt. Als Einzelner gegen Alle aufzustehen, auf das ursprüngliche Gesetz des Stärkeren sich zu berufen, die Wagschale der Vorsehung mit eines Sterblichen Hand zu erfassen: ist wahnsinnig und gottlos; allein Moor besitzt eine Kraft der Seele, wodurch dies gleichsam Ehrfurcht erweckend wird. Das große Interesse liegt in dem Kampfe seiner Riesenseele mit den furchtbaren Widersprüchen, die sie zuletzt überwältigen und in die dunkelsten Abgründe des Verderbens hinabstürzen.

„Umsonst lehnen wir uns gegen die mannichfachen Widersprüche und Rohheiten des Stücks auf; alle diese Fehler werden ausgesöhnt durch die lebendige Kraft, die es durchglüht. Wir mögen die blinde Raserei des Helden bitter tadeln, allein es ist ein hoher Flug in seiner Größe, eines Sturmwindes Macht in Leidenschaft und Willen, die das Herz hinreißt und alle Zweifel der Kritik beschwichtigt. Das wahnsinnigste Unternehmen ist das von Karl Moor; allein seine große Seele gibt selbst diesem etwas Anziehendes. Wir sehen ihn mit Verzweifelten verbündet, wie er wilde Kraft zu neuen kühnen Thaten anführt; er führt Krieg gegen die Verträge der menschlichen Gesellschaft, gegen die ewigen Gesetze des Schicksals. Demnach folgen wir ihm mit Theilnahme durch die Wälder, durch öde Wüsteneien, die er, mit Gefahren umgeben, von kühnen Wagestücken begeistert, unaufhörlich von Vorwürfen gequält, durchwandert, und wir erwarten mit Entsetzen den Urtheilsspruch, den er verdient und dem er nicht entgehen kann! Selbst auf dem höchsten Gipfel seiner Verirrungen hören wir nicht auf ihn zu lieben; er ist ein Erzengel, wenngleich ein gefallener; die große Seelenangst, mit welcher die Gegenwart auf ihm lastet, die Gewißheit der schrecklichen Zukunft, der er zueilt und die er selbst nie aus dem Gesicht verliert, machen uns nachsichtig gegen seine Verbrechen. Wenn er wild und stürmisch seine Erinnerungen oder seine ausschweifenden Ahnungen vor uns ausschüttet, so übermannt uns jene furchtbare Gluth der Empfindung, trotz ihrer und seiner Uebertreibung. Die Szene auf dem Berge an der Donau, wie er in die untergehende Sonne blickt und der alten Hoffnungen und Zeiten gedenkt, wo er nicht schlafen konnte, hatte er sein Abendgebet vergessen, ist eine jener Stellen, die mit all ihren Unvollkommenheiten dennoch ewig im Gemüth wiederhallt.

„Ebenso wunderbar schön ist das Selbstgespräch Moor's, wo er mit der Waffe der Zerstörung in der Hand, dem „grausen Schlüssel, der das Gefängniß des Lebens hinter ihm schließt und vor ihm anfriegelt die Behausung der ewigen Nacht" — über die finstern Räthsel seines künftigen Geschicks nachdenkt. Es gibt viele Selbstgespräche über diesen Gegenstand, von Hamlet's, Kato's Zeiten an, und früher. Vielleicht ist das schlechteste unter jenen sinnreicher, vielleicht aber auch das beste weniger feierlich groß, als dieses.

„Energie, wild leidenschaftliche Kraft ist die vor allen hervortretende Eigenschaft Moor's. Seine ganze Laufbahn zeigt dies, und sein Tod ist aus einem Guß mit der stolzen Kühnheit seines Lebens. Nachdem er die blutige That des Verbrechens, der Seelengröße und des Entsetzens zugleich, vollbracht hat, hält er den Selbstmord für einen zu leichten Ausgang aus der Welt Leben. Er hatte einen armen Mann gesehen, der auf der Landstraße für seine elf Kinder arbeitete;

eine große Belohnung war auf den Kopf des Räuberhauptmannes gesetzt; dies Geld wird dem armen Teufel und seinen Knaben helfen, und Moor geht, es ihm zu verschaffen. Von Mitleid und Kummer bewegt scheiden wir von ihm, mehr die furchtbare Entsühnung seiner Verbrechen, als diese selbst im Auge." —

Carlyle hat verstanden, welche sittliche Größe, welche Gewalt des Gefühls, und darum welche ergreifende künstlerische Macht in der Erscheinung eines Karl Moor liegt. Die Summe seines Karakters liegt in den Worten, mit denen Kosinsky sich bei den Räubern einführt: „Männer suche ich, welche die Freiheit höher schätzen als Ehre und Leben, deren bloßer Name, willkommen dem Armen und Unterdrückten, den Tyrannen bleich macht!" — Das sind die Grundsätze, aus denen alles Große und Edle im Leben emporwächst, und wenn diese Grundsätze auch dann und wann eine übermächtige, mißleitete Kraft antreiben, aus den heilbringenden Schranken hervorzubrechen und verderbenbringend in die menschliche Gesellschaft hineinzufluthen, so hat die Aeußerung dieser Kraft selbst in ihrer Uebertreibung doch immer heilsame Folgen für das Ganze, und selbst auf dunklem Wege, selbst in dem verschuldeten, furchtbaren Schicksale können wir unsere Theilnahme ihr nicht versagen.

Ganz besonders bedeutungsvoll werden Schiller's Räuber noch durch den Umstand, daß sie unmittelbar vor der französischen Revoluzion stehen, die man passender die Empörung der gedrückten Menschlichkeit nennen könnte, denn ihre Folgen sind der ganzen Menschheit zu Nutzen gekommen. Schiller's Jugendwerk wird immer, so wie die hehre Gestalt seines Dichters selbst, nicht allein als Erscheinung der Kunst, sondern mehr noch als ein Markstein des Fortschrittes der edlen Menschlichkeit im Andenken der Welt bleiben. Denn was den Menschen groß und edel macht, das ist sein Streben, oder um mit Kant zu sprechen, sein guter Wille, und auch dann, wenn der Strebende auf verkehrter Bahn seine Kraft nutzlos verzehrt, bleibt ihm doch immer die Anerkennung, das Große und Gute gewollt zu haben.

Wir haben den Räubern eine eingehende Betrachtung gewidmet, weil sie einen so bedeutsamen Platz im Leben des Dichters einnehmen, und auch deshalb, weil ein Studium der Räuber so vortrefflich geeignet ist, in das Wesen Schiller'scher Poesie einzuführen. Kehren wir nun zu den Lebensschicksalen des Dichters zurück.

Für die Reise nach Mannheim, die ohne Urlaub unternommen war, hatte Schiller freilich keine Strafe zu tragen, denn sie blieb Geheimniß, aber auf seine ganze Existenz äußerte sie doch einen nichts weniger als beglückenden Einfluß. Er hatte einen tiefen Blick in das Land gethan, wohin alle seine Wünsche ihn zogen; der rauschende Beifall im Schauspielhause zu Mannheim hatte ihm gesagt, auf welchem Felde ihm die reichste Ernte zuwachsen würde wie mußten ihn die willkürlich engen Fesseln seiner militärischen Stellung und die dumpfe Luft der gesamuten Stuttgarter Verhältnisse bedrücken! Wie finster mußten ihm alle seine Aussichten für die Zukunft erscheinen, die dem gewöhnlichen Laufe nach nicht aus der niedrigen, poesielosen, armseligen Alltäglichkeit herausführen konnte Und alles das mußte zwiefach drücken, da die Medizin dem jungen Manne damals ganz besonders schaal und widrig erschien.

Nicht allein alle seine Gedanken, sondern auch den besten Theil seiner Zeit wandte Schiller der Poesie zu; sie allein konnte seinen Mißmuth weniger bitter machen und seinen Geist wieder beleben. Wir haben eine ganze Reihe poetischer Erzeugnisse aus dieser Zeit zu verzeichnen. Im Jahre 1781 hatte Schiller anonym ein Zorngedicht gegen die Wollust herausgegeben. Es führte den Titel: Der Venuswagen und erschien ohne Druckort und Jahreszahl bei Metzler in Stuttgart. Der Einfluß Bürger's ist in diesem Produkte stark hervortretend, und es sticht gegen die übrigen Schiller'schen Werke auch durch den marktschreierischen Ton ab, den Bürger in vielen seiner Gedichte zeigt. Der Venuswagen beginnt wie folgt:

Klingklang! Klingklang! kommt von allen Winden,
Kommt und wimmelt schaarenweis.
Klingklang! Klingklang! was ich will verkünden,
Höret Kinder Prometheus!

Welkes Alter, rosenfrische Jugend,
Warme Jungen mit dem muntern Blut,
Spröde Damen mit der kalten Tugend,
Blonde Schönen mit dem leichten Muth!

Filosofen, Könige, Matronen,
Deren Ernst Kupido's Pfeile stumpft,
Deren Tugend wankt auf schwanken Thronen
Die ihr (nur nicht über euch) triumft.

Kommt auch ihr, ihr sehr verdächt'gen Weisen,
Deren Seufzer durch die Tempel schwärutt,
Stolz prunkiret, und vielleicht den leisen
Donner des Gewissens überlärmt.

Die ihr in das Eis der Bonzenthräne
Eures Herzens geile Flammen mummt,
Farisäer mit der Janusmiene —
Tretet näher, und verstummt!

Die Göttin Venus wird herbeigefahren; sie wird vom peinlichen Gericht verhört, und der Dichter trägt das Protokoll voll Schanden vor, in dem er unter anderm die grellen Worte ruft:

Lose Buben mäkeln mit dem Fürstensiegel,
Kreaturen vom gekrönten Thier,
Leihen dienstbar seiner Wollust Flügel
Und ermauscheln Kron und Reich dafür.

Vierundsechzig Strofen hindurch geht es in diesem Tone fort, der an einigen Stellen sich mehr als irgend erlaubt ist, steigert.

Besonders interessant ist eine ganze Sammlung von Gedichten, welche Schiller auf eine besondere Veranlassung herausgab. In Stuttgart hatte nämlich, der Sitte der Zeit gemäß, ein Skribent Namens Gotthold Friedrich Stäudlin, ein Kanzleiadvokat, einen Musenalmanach begründet, der zuerst im Jahre 1781

unter dem Titel „Schwäbische Blumenlese“ erschien. Auch Schiller sendete, nebst Haug und Konz, einige Gedichte ein, Stäudlin aber nahm nur eines davon auf: „Die Entzückung an Laura“, und verkürzte dieses nicht nur willkürlich um zwei Strofen, sondern zeigte sich auch in anderer Weise anmaßend und eifersüchtig gegen Schiller. Dieser schrieb eine theilweis lobende, im Ganzen aber sehr beißende Kritik der Blumenlese, und machte sich namentlich über das Titelkupfer lustig; er sagt am Schluß seiner Rezension: „Dem Almanach ist ein Titelkupfer vorgesetzt, und stellt den Aufgang der Sonne über'm Schwabenland vor. Potz! Was wir Zeitgenossen des 178sten Jahrzehends nicht erleben! Der Stäudlinische Almanach die Epoche des Vaterlands! Wenn diese Erscheinung nicht zum Unstern ein Nordlicht ist, das, wie die Wetterverständigen behaupten, Kälte profezeit, so sehe doch der Epochmacher zu, daß ihr rother, feuriger Morgenstrahl ihm die Augen nicht verblende, und er, in der Finsterniß taumelnd, an den Schwertspitzen der Kritik sich spieße.“

Diese Mäßigung, die sich mit einem immerhin ziemlich harmlosen Spott begnügte, schwand jedoch bald, und Schiller nahm sich vor, den mittelmäßigen Stäudlin und dessen Almanach zu zermalmen. Er forderte von seinen dichtenden Jugendgenossen poetische Beiträge zur Ausstattung einer Anthologie; Petersen, Scharffenstein und Haug gaben was sie geben konnten, und außerdem traten noch zwei neue Mitarbeiter hinzu: Ferdinand Friedrich Pfeiffer aus Pfullingen, ein Kameralist und ein Graf Zuccato aus Dalmazien, beide Schüler der Akademie. Doch steuerten alle diese, denen auch Hoven sich zugesellte, nur wenig bei, denn Scharffenstein sagt ausdrücklich: „Die meisten Gedichte in der Anthologie sind von Schiller, denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte als anzog.“

Um mit der Schaar seiner Hilfstruppen zu imponiren, wurden die einzelnen Stücke der Anthologie unter vierundzwanzig verschiedenen Chiffern gedruckt; hinter den meisten derselben versteckt sich Schiller.

Aber mit dem Druck war es immerhin eine mißliche Sache. Während Stäudlin für den Bogen seiner Reimereien einen Dukaten bekam, konnte Schiller keinen Verleger finden; das Buch mußte wieder auf eigene Kosten gedruckt werden. Es erschien in sehr guter Ausstattung unter dem Titel: „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko.“ (271 Seiten). Als Vignette schmückte die Sammlung ein sauber gestochenes Brustbild des Apollo, welches der Kupferstecher Egidius Verhelst in Mannheim lieferte. Der unvollkommene Titel, der weder den Herausgeber, noch den Druckort, noch den Verleger nannte, mochte wohl viel dazu beitragen, daß die Anthologie bald in Vergessenheit gerieth.

Schiller widmete das Buch „seinem Prinzipal, dem Tod,“ mit den übermüthigen Worten: „Großmächtigster Zar alles Fleisches, allezeit Vermindrer des Reichs, unergründlicher Nimmersatt in der ganzen Natur! Mit unterthänigstem Hautschauern unterfange ich mich deiner gefräßigen Majestät klappernde Falanges zu küssen, und dieses Büchlein vor deinem dürren Kalkaneus in Demuth niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, dir gleichsam recht vorsätzlich zum Aerger, hart an deiner

Nase vorbei ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie dir eben dadurch um so mehr das Maul danach wässrig machten, denn auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: Gestohlen Brod schmeckt gut. Nein, dediziren will ich's dir lieber, so bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdest," u. s. w.

Dieser Widmung folgt ein Vorwort, das nicht minder originell ist. Scharfe Satire gegen Stäudlin ist darin nicht zu verkennen. Es ist datirt „Tobolsko, den 2. Februar," und führt als Ueberschrift den Vers: Tum primum radiis gelidi incaluere Triones. Dann sagt der Verfasser: „Blumen in Sibirien? Dahinter steckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — Und doch, wenn ihr euch auf den Kopf stelltet! Es ist nicht anders. Wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen versuchen. Sind nicht schon Europäer genug zu uns Stiefsöhnen der Sonne gekommen, und durch unsern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein bescheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unsern Ahnen — wir wollen sie selbst sammeln, und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zertretet sie nicht, ihr Söhne des milderen Himmels!

Aber im Ernst zu reden — das eiserne Gewicht des widrigen Vorurtheils, das schwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, forderte einen stärkeren Hebel, als den Enthusiasmus einiger wenigen, und auch ein festeres Hypomochlion, als die Schultern von zween oder drei Patrioten. Doch wenn schon auch diese Anthologie euch leckerhafte Europäer so wenig, als — wenn ich den Fall setze — unser Musenalmanach, den wir — wenn ich ja den Fall setzen wollte — hätten können geschrieben haben, mit uns Schneemännern versöhnen wird, so bleibt ihr doch mindestens das Verdienst, Hand in Hand mit ihren Kamerädinnen im weitentlegenen Teutschland dem ausröchelnden Geschmack den G'nickfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben.

Wenn eure Homere im Schlaf reden und eure Herkules Mücken mit ihren Keulen erschlagen, wenn jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen versteht, das für eine Vokazion auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Musen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn sie ihr Brustbild auf elendes Messing prägten — und zu Tobolsko werden die Falschmünzer aufgehangen. Zwar mögt ihr oft auch bei uns Papiergeld statt russischen Rubels finden, aber Krieg und theure Zeit entschuldigen alles.

So geh denn hin, sibirische Anthologie — geh — du wirst manchen Süßling beseligen, wirst von ihm auf den Nachttisch seiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabasterne Lilienschneehand seinem zärtlichen Kuß verrathen. — Geh — du wirst in den Assembleen und Stadtvisiten manchen gähnenden Schlund der Langenweile ausfüllen, und vielleicht eine Circassienne ablösen, die sich im Platzregen der Lästerung müde gestanden hat. — Geh — du wirst die Küche mancher Kritiker berathen; sie werden dein Licht fliehen, und sich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu hu hu! — Schon hör ich das ohrzerfetzende Geheule im unwirthbaren Forst, und hülle mich angstvoll in meinen Zobel."

Was nun die Anthologie selbst anbetrifft, so sagt Emil Palleske sehr treffend von ihr die Worte: „Die Gestalt, in welcher die Anthologie jetzt unter den Gedichten der ersten Periode in den gesammelten Werken erscheint, gleicht fast dem verödeten Sommerbette eines Gebirgsstromes, der im Frühling gewaltig, übervoll, brausend und rauschend dahinfährt.“ Nur wenige Gedichte nahm Schiller aus der Anthologie später in seine Gedichtsammlung auf, und diese wenigen meist sehr verändert. Die Anthologie ist neuerdings wieder herausgegeben worden von Eduard Bülow, Heidelberg 1850; wir verweisen auf diese leicht zu erwerbende Ausgabe und wollen hier nur einige der wichtigsten Gedichte Schiller's aus der Anthologie anführen.

In erster Stelle erscheinen die Lyraoden. Wem sie gewidmet sind, darüber haben wir unsere Ansicht bereits ausgesprochen. Diese Oden sind ihrer neun, einige davon sind in die Gedichtsammlung aufgenommen worden, nämlich Fantasie an Laura, Laura am Klavier (verkürzt) die seligen Augenblicke (verkürzt) Der Triumf der Liebe (verändert), Meine Blumen (verändert) Das Geheimniß der Reminiszenz (sehr verkürzt) Melancholie an Laura. Ein sehr eigenthümliches, nur der Anthologie angehörendes Stück ist das nachstehende.

Vorwurf,

an Laura.

Mädchen halt — wohin mit mir, du Lose?
Bin ich noch der stolze Mann? der Grose?
Mädchen, war das schön?
Sieh! der Riese schrumpft durch dich zum Zwerge,
Weggehaucht die aufgewälzten Berge
Zu des Ruhmes Sonnenhöhn.

Abgepflücket hast du meine Blume,
Hast verblasen all die Glauzfantome
Narrentheidigst in des Helden Raub.
Meiner Pläne stolze Pyramiden
Trippelst du mit leichten Zehrtritten
Schäkernd in den Staub.

Zu der Gottheit flog ich Adlerpfade,
Lächelte Fortunens Gaukelrade,
Unbesorgt, wie ihre Kugel fiel.
Jenseits dem Kozytus wollt' ich schweben,
Und empfange sklavisch Tod und Leben,
Leben, Tod von einem Augenspiel.

Siegern gleich, die wach von Donnerlanzen
In des Ruhmes Eisenflnren tanzen,
Losgerissen von der Frynen Brust,
Wallet aus Aurorens Rosenbette
Gottes Sonne über Fürstenstädte,
Lacht die junge Welt in Lust!

Hüpft der Heldin noch dies Herz entgegen?
Trink ich, Adler, noch den Flammenregen
Ihres Auges das vernichtend brennt?
In den Blicken die vernichtend blinken,
Seh ich meiner Laura Liebe winken,
Seh's, und weine wie ein Kind.

Meine Ruhe, gleich dem Sonnenbilde
In der Welle, wolkenlos und milde,
Mädchen, hast du hingemordet.
Schwindelnd schwank ich auf der jähen Höhe,
Laura? — wenn nich — wenn mich Laura flöhe?
Und hinunter strudelt mich das Wort.

Hell ertönt das Evoe der Zecher,
Freuden winken vom bekränzten Becher,
Scherze springen aus dem goldnen Wein.
Seit das Mädchen meinen Sinn beschworen,
Haben mich die Jünglinge verloren,
Freudlos irr' ich und allein.

Lauscht ich noch des Ruhmes Donnerglocken?
Reizt mich noch der Lorbeer in den Locken?
Deine Leir, Apollo Zynthius?
Nimmer, nimmer wiederhallt mein Busen,
Traurig fliehen die beschämten Musen,
Flieht Apollo Zynthius?

Will ich gar zum Weibe noch erlahmen?
Hupfen noch bei Vaterlandes Namen
Meine Pulse lebend aus der Gruft?
Will ich noch nach Varus Adler ringen?
Wünsch ich noch in Römerblut zu springen,
Wenn mein Hermann ruft?

Köstlich ist's — der Schwindel starrer Augen,
Seiner Tempel Weihrauchduft zu saugen,
Stolzer, kühner schwillt die Brust. —
Kaum erbettelt izt ein halbes Lächeln
Was in Flammen jeden Sinn zu fächeln
Zu emporen jede Kraft gewußt. —

Daß mein Ruhm sich zum Orion schmiegte,
Hoch erhoben sich mein Name wiegte
In des Zeitstroms wogendem Gewühl;
Daß dereinst an meinem Monumente,
Stolzer thürmend nach dem Firmamente
Kronos Sense splitternd niederfiel —

Lächelst du? — Nein! nichts hab ich verloren!
Stern und Lorbeer neid ich nicht den Thoren,
Leichen ihre Marmor nie —

Alles hat die Liebe mir errungen,
Ueber Menschen hätt' ich mich geschwungen,
Izo lieb' ich sie!

Außer den Lauraoden finden sich in der Anthologie noch viele Gedichte von Schiller; mehrere gingen davon in die Gedichtsammlung über, einige ganz wortgetreu, wie z. B. das kühne, stürmende Lied Die Größe der Welt, Graf Eberhard der Greiner. An Minna, Männerwürde (Kastraten und Männer), Die Kindsmörderin, Semele u. a. wurden mehr oder weniger überarbeitet.

Besonders interessant sind einige Gruppen von Gedichten, die in einem Tone gehalten sind, den wir bei Schiller sonst gar nicht kennen, und da diese Gedichte in Schiller's gesammelte Werke nicht aufgenommen sind, so ist es für die Vollständigkeit seines Lebensbildes unerläßlich, auch davon wenigstens einige Proben kennen zu lernen. Sie sind humoristischer Natur, sehr frisch und keck gehalten; wir theilen zwei derselben mit. Das erste derselben bezieht sich auf die Gewohnheit, die man früher in Irrenanstalten hatte, Tollsüchtige bei ihren Anfällen in den Triller oder das Trillhäuschen, einen Drehstuhl, zu setzen, und durch anhaltendes Umdrehen zu betäuben. Der Dichter denkt sich nun den Weingott, der so viele Zecher zum Taumeln brachte, auf den Drehstuhl gesetzt und zur Strafe umgedreht.

Bacchus im Triller.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trillt den saubern Kerl herum!
Manches Stück von altem Adel,
Vetter, hast du auf der Nadel.
Vetter, übel kommst du weg,
Manchen Kopf mit Dampf gefüllet,
Manchen hast du umgetrillet,
Manchen klugen Kopf berülpet,
Manchen Magen umgestülpet
Umgewälzt in seinem Speck;
Manchen Hut krumm aufgesetzet,
Manches Lamm in Wuth gehetzet,
Bäume, Hecken, Häuser, Gassen
Um uns Narren tanzen lassen.
Darum kommst du übel weg,
Darum wirst du auch getrillet,
Wirst auch du mit Dampf gefüllet,
Darum wirst auch du berülpet,
Wird dein Magen umgestülpet,
Umgewälzt in seinem Speck,
Darum kommst du übel weg.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trillt den saubern Kerl herum!

Siehst, wie du mit unsern Zungen,
Unserm Witz bist umgesprungen,
Siehst du jetzt, du lockrer Specht?
Wie du uns am Seil gezwirbelt
Uns im Ring herumgewirbelt,
Daß uns Nacht ums Auge grauste,
Daß's uns in den Ohren sauste.
Lern's in deinem Käfig recht;
Daß wir vor dem Ohrgebrümmel
Nimmer Gottes blauen Himmel,
Nimmer sahen Stock und Steine,
Knackten auf die lieben Beine.
Siehst du izt, du lockrer Specht?
Daß wir Gottes gelbe Sonne
Für die Heidelberger Tonne,
Berge, Bäume, Thürme, Schlösser,
Angesehn für Schoppengläser,
Lernst du's izt, du lockrer Specht?
Lern's in deinem Käfig recht.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trillt den saubern Kerl herum!
Schwager, warst du sonst voll Ränke,
Schwager, wo nun deine Schwänke,
Deine Pfiffe, schlauer Kopf?
Ausgepumpt sind deine Pfiffe,
Und zum Teufel sind die Kniffe!
Albern, wie ein Stutzer plaudern,
Wie ein Waschweib wirst du kaudern.
Junker ist ein seichter Tropf.
Nun so weißt du's — magst dich schämen,
Magst meintwegen Reißaus nehmen,
Dem Hallunken Amor rühmen,
Dran er soll Exempel nehmen.
Fort, Bärnhänter, tummle dich!
Unser Witz, ans Glas gekerbet
Wie der Blitz ist er zerscherbet;
Soll dich nicht der Triller treiben,
Laß die Narrenspossen bleiben!
Hast's verstanden? Denk an mich!
Wüster Vogel! packe dich.

Bauernständchen.

Mensch! Ich bitte, guck heraus!
Klecken nicht zwo Stunden,
Steh ich so vor deinem Haus,
Stehe mit den Hunden.
'S regnet was vom Himmel mag,

'S g'wittert wie zum jüngſten Tag,
Pudelnaß die Hoſen!
Platſchnaß Rock und Mantel ey!
Rock und Mantel nageln,
Alles dieſer Loſen.
Draußen, draußen Saus und Braus!
Menſch! ich bitte, guck heraus.

Ei zum Henker! guck heraus!
Löſcht mir die Laterne —
Weit am Himmel Nacht und Graus!
Weder Mond noch Sterne.
Stoß ich ſchier an Stein und Stock,
Reiße Wams und Ueberrock,
Ach daß Gott erbarme!
Hecken, Stauden ringsumher,
Gräben, Hügel kreuz und quer,
Breche Bein und Arme.
Draußen, draußen, Nacht und Graus!
Ei zum Henker, guck heraus!

Ei zum Teufel! guck heraus!
Höre mein Geſuche!
Beten, Singen geht mir aus,
Willſt du, daß ich fluche?
Muß ich doch ein Hans Dampf ſein,
Frör ich nicht zu Stein und Bein
Wenn ich länger bliebe?
Liebe das verdank ich dir,
Winterbeulen machſt du mir,
Du vertrackte Liebe!
Draußen, draußen Kält und Graus!
Ei zum Teufel guck heraus.

Donner alle! Was iſt das,
Das vom Fenſter regnet?
Garſtge Hexe, kothignaß
Haſt mich eingeſegnet.
Regen, Hunger, Froſt und Wind
Leid ich für das Teufelskind
Werde noch gehudelt!
Wetter auch! Ich packe mich!
Böſer Dämon, tummle dich,
Habe ſatt gedudelt!
Draußen, draußen Saus und Braus!
Fahre wohl — Ich geh nach Haus.

Zu dieſen beiden Gedichten bemerkt Eduard Boas ſehr treffend: „Schiller's ideale Richtung ließ ihn nachmals ſolche kerngeſunde Schöpfungen ſeines jugendlichen Schwabenhumors unterdrücken, aber ſie verdienen gewiß, in ihr gutes Recht eingeſetzt zu werden.

Auch an Epigrammen aus Schiller's Feder ist die Anthologie reich; sie sind oft vortrefflich, einige stellen sich unbedenklich den Xenien gleich. Wir geben einige Proben.

Spinoza.

Hier liegt ein Eichbaum umgerissen,
Sein Wipfel thät die Wolken küssen,
Er liegt am Grund — warum?
Die Bauern hatten, hör ich reden
Sein schönes Holz zum Bau'n vonnöthen,
Und rissen ihn deswegen um.

Grabschrift
eines gewissen Fysiognomen.

Weß Geistes Kind im Kopf gesessen,
Konnt' er auf jeder Nase lesen;
Und doch — daß er es nicht gewesen,
Den Gott zu diesem Werk erlesen,
Konnt' er nicht auf der seinen lesen.

An den Galgen zu schreiben.

Wer zu mir kommt, passirt durch manche Grade,
Venus, Merkur, und — Fürstengnade.

Die Alten und die Neuen.

Am Pfluge, wie die Kronik lehrt,
Filosofirten unsre Väter —
Nun hat der Fall sich umgekehrt,
Izt pflügt man am Katheder!

Aufschrift einer Fürstengruft.

Zurück! Hier ruhn die Erdenriesen,
Fern von dem Volk, in ihrer Gruft —
Um mit dem Volk nicht auferstehn zu müssen,
Wenn einstens die Trompete ruft.

Noch ein höchst bedeutungsvolles, biografisch sehr interessantes Stück können wir unmöglich übergehen; wir meinen jene vielgenannte Ode auf den Räuber Moor, das einzige Stück, zu welchem Schiller sich öffentlich durch die Bemerkung über der Ueberschrift bekannte. Hier folgt es.

Vom Verfasser der Räuber.
Monument Moors des Räubers.

Vollendet!
Heil dir! Vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle ist vollbracht.

Hoher Gefallener!
Deines Geschlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer schrecklichsten Laune,
Erhabner Verstoß der Mutter Natur!

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!
Geizig schlingt ihn der Rachen der Nacht,
Zucken die Völker
Unter seiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! Vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Modre — verstieb.
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke steigt!
Siehe! der Ewigkeit übergibt sich die Schande!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmst du auf den Schultern der Schande!
Einst wird unter dir auch die Schande zerstieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.

Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geist!
Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
Jüngst ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom steinernen Herold,
Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
Wischte die Thräne nicht ab.
Fern stand ich, sah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl
Lernt behutsamer spielen.
Störrig knirscht in den Zügel das Sonnenroß,
Wie's am Seile des Meisters
Erd und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,
Flammt's am kindischen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Faeton.

Kind des himmlischen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mal meines Räubers?

War wie du glühenden thatenlechzenden Herzens,
War wie du des himmlischen Genius Kind.
Aber du lächelst und gehst —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
Moorn den Räuber findest du nicht —
Steh und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt seine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht.

Schiller's Anthologie fand keine weite Verbreitung; die Berliner Literatur- und Theaterzeitung vom 16. Februar 1782 kündigte ihr Erscheinen als bevorstehend an, aber das war auch alles; in ganz Deutschland fand sich kein Rezensent, der das Buch einer Besprechung gewürdigt hätte. Eine Kritik, welche das Würtembergische Repertorium brachte, kam aus Schiller's eigener Feder. In übermüthiger Laune tadelte der Dichter an seiner eigenen Schöpfung wiederum fast alles; er spottet über den Titel, mißbilligt die Polemik gegen Ständlin, findet die Gedichte an Laura überspannt, „fast alle Gedichte," sagt er, „sind zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erstickt." Auch das Publikum bekommt schließlich einen Schlag ins Gesicht; der Rezensent meint: „Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermänniglich zu gefallen, hätte, schlimm betrogen zu finden: denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte."

Aber Ständlin fühlte sich durch die Anthologie schwer beleidigt. Als er wenige Zeit später einen Band Gedichte: „Vermischte poetische Stücke von G. F. Ständlin" bei Kotta erscheinen ließ, gab er darin ein giftiges Spottlied zum Besten, welches die Ueberschrift „Das Kraftgenie" führte und Schiller's poetische Thätigkeit lächerlich machen sollte. Außerdem eiferte er auch noch in der Vorrede zu seinem Almanach auf das Jahr 1783 gegen den bereits flüchtig gewordenen Schiller. Später, als Schiller's Name in ganz Deutschland ertönte und sein Ruhm durch alle Welt flog, suchte Ständlin sich an den großen Mann heranzudrängen, schickte ihm die spätern Jahrgänge seines Musenalmanachs und nannte ihn in seinen Briefen „Verehrungswürdiger Freund." Doch scheint ihm der hohe Ruhm des gehaßten Gegners stets ein bitterer Stachel gewesen zu sein; er verfiel endlich in Trübsinn, und endete während einer Reise sein Leben freiwillig im Rhein, im September 1797.

Einem aber, einem verwandten Geiste, der trotz seiner entsetzlichen Verirrungen doch das Siegel des Genius trug, wurde die Anthologie eine Quelle neuen Lebens. Der gefangene Schubart war es, der hinter seinen Kerkermauern die glühende Poesie durstig trank; sie begeisterte ihn zu einer Ode an den jungen Dichter, die man nicht ohne Bewegung lesen wird. Der Anfang derselben möge hier Platz finden. Die Anspielungen auf die Anthologie sind für sich klar.

An Schiller.

Dank dir Schiller, für die Wonne,
Die deinem Gesang entquoll! —

Meines Berges Genius, der Riese,
Ein Schätzer hohen Sangs,
Lauscht' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entsank seiner wolkigten Rechte! —

Auch ich schlang deinen Gesang,
Wie der Langdurstende
Mit wollüstig geschloßnem Auge
Schlürft aus des Baches Frische.
Sah nicht des eisernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!
Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm,
Denn du sangst!
Schiller, du sangst!
Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir,
Und ich horchte seinem Wogensturze;
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Fluth.

Da trat vor mich ein Bote des Himmels,
Lächelte mir sanft und sprach:
„Ein Bote des Himmels bin ich
Und bringe deinem trauten Schiller,
Den du so heiß und brüderlich liebst,
An dessen Feuerbusen du jüngst lagst
Und lange dran weintest —
Ja deinem trauten Schiller bring ich
Gottes Gruß, und Befehle!
Daß ihn Laura's Zauberblick
Nicht lockt in der Wollust Lache;
Daß er in Laura's flimmendem Auge
Gott sah!

Daß er muthig zürnt
Dem gekrönten Laster!
Daß er's köstlicher hält,
Menschen zu lieben
Als zu überfliegen! —
Daß er hörte des Weltalls Sinfonie,
Beginnend im tausendstimmigen Einklang der Liebe,
Endend im allstimmigen Einklang der Liebe! —
Daß er von seines Felsen Zacken
Die Sprache des Sturms der Natur
Hinunter ins menschenwogende Thal hörte:
Kreaturen, erkennt ihr Gott?
Kreaturen, erkennt ihr Gott? —
Daß er's für Thorheit hält
Mit hektischem Menschenodem

Zu hauchen in Gottes
Lebenden Sturmwind,
Zu beflügeln den ewigen Kreislauf
Der beaugten Räder! —
Daß er beim künftigen Seraf
Den gegenwärtigen Wurm nicht vergißt:
Dies dank' ich deinem Schiller
Und bring ihm Gruß des Hocherhabnen!

Auch bring ich ihm Befehle:
Den Aetherstrahl des Genius zu brauchen
Für Gott!
Für den Gesalbten Gottes!
Fürs Vaterland!
Zu stählen seiner Brüder milchzerfloßnen Muth,
Zu sprechen jenes Lebens Hoffnung
Ins Herz des Leidenden!
Die frömmere Thräne
Zu wecken in des Jünglings Blick!
Zu schleudern siebenfach
Gezackten Blitz, wenn Laster, Wahn,
Unglaube, Kristuslästerung
Aus aller Macht die Drachenhäupter heben.

Er wird es thun!
Dein Schiller wird es thun.
Gott gab ihm Sonnenblick
Und Cherubs Donnerfluß,
Und starken Arm zu schnellen
Pfeile des Rächers vom tönenden Bogen."

Nicht umsonst appellirte in diesen Versen der gefangene Schubart an das ideale Streben des jungen Dichters. Dieser wandte alle Kraft seiner Seele der Dichtung, dem Leben des Geistes zu, und in rastloser Thätigkeit arbeitete er, die Früchte seines Genius der Welt darzubieten. Er gründete mit Petersen und dem Professor Abel eine Zeitschrift für ernste Literatur und Kritik, unter dem Namen: „Wirtembergisches Repertorium der Litteratur. 1782. Auf Kosten der Herausgeber." Das erste Stück dieser Vierteljahrsschrift erschien Ostern 1782; Schiller lieferte dafür mehrere bedeutende Aufsätze, von denen einige später mit sehr geringen Abänderungen in die gesammelten Werke aufgenommen wurden. Dazu gehören: „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater," „Der Spaziergang unter den Linden," und im zweiten Hefte „Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte." Auch mehrere Rezensionen gab Schiller, darunter eine über eine mittelmäßige Gedichtsammlung, deren Verfasser ein Lehrer der Akademie, Gustav Schwab's Vater, war. Schiller lobte einige Stellen, über die Mehrzahl der wirklich platten Sachen goß er seinen gutmüthigen Spott aus. Dies veranlaßte Gustav Schwab, als er Schiller's Leben schrieb, zu der ungerechten Beschuldigung, Schiller habe sich nicht gescheut, „einen seiner edelsten Lehrer, vielleicht für eine

unbedeutende Zurechtweisung Rache nehmend, auf eine hämische und ungutmüthige Weise in einer literarischen Beurtheilung zu verletzen."

Ein Akademiegenosse Schiller's, der Architekt Johann Jakob Atzel gab in dem Repertorium Entwürfe zu Nazionaldenkmälern für berühmte Deutsche; Schiller lieferte lateinische Inschriften dazu, z. B. für Luther: MARTINUS LUTHERUS IN TERRA NOTUS ET COELO ET INFERNO; für Haller: CORPORI LEGES ANIMO OFFICIA ASSIGNAVIT.

Als Schiller aus Stuttgart entflohen war, hörte das Repertorium mit dem dritten Stücke auf.

So energisch die Beschäftigungen mit der Anthologie und dem Repertorium auch betrieben wurden, so blieben sie doch immer Nebensache. Das Drama war und blieb der Hauptgegenstand für Schiller's Gedanken und Wünsche. Ein neuer Stoff, den er schon auf der Akademie ins Auge faßte, wurde in Angriff genommen; es war der Fiesko. Schiller machte zu diesem Werke fleißige Studien, er besuchte oft die Stuttgarter Bibliothek und suchte sich in italienische Zustände und genuesische Geschichte einzuleben. Als Quellen dienten ihm besonders das Werk: Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque von Paul de Goedi, nachmaligem Kardinal Retz, und der dritte Theil von Robertson's Geschichte Kaiser Karl's des Fünften. Streicher, der bereits Schiller's Vertrautester war, sah das Werk entstehen; wie er mittheilt, schrieb Schiller den Inhalt der einzelnen Akte und Auftritte in strenger Reihenfolge mit kurzen Bemerkungen nieder, und arbeitete dann, je nachdem Lust und Laune ihn antrieb, bald diese, bald jene Stelle aus. Sobald ein Monolog oder eine Szene niedergeschrieben war, mußte Streicher anhören, was die Muse bescheert hatte; die beiden Freunde tauschten dann ihre Gedanken darüber aus, und dem Dichter war es ein frischer Reiz, den Eindruck seiner Gedanken auf ein Gemüth zu gewahren, welches ihm bis zur Schwärmerei ergeben war. So frisch war Schiller's Arbeitslust, daß er im April an Dalberg schrieb, er hoffe zu Ende desselben Jahres die Verschwörung des Fiesko beendigt zu haben.

Doch eine ungeahnte Störung unterbrach den regen Fluß seiner Poesie. Wie wir schon früher erwähnten, hatte Kaiser Josef die Militärakademie zu Ende des Jahres 1781 in den Rang einer deutschen Universität für drei Fakultäten erhoben. Erst von diesem Zeitpunkte an hieß die Anstalt „die hohe Karlsschule." Das kaiserliche Diplom bestimmte, daß ihre immatrikulirten Schüler „zur Baccalaureats-, Licentiats-, Magister- oder Doctors-Würde, nach der bei andern Universitäten herkömmlichen Art und Feierlichkeit, befördert werden könnten und sollten." Es war nun Ehrensache, daß Schiller, ein so ausgezeichneter Zögling der Akademie, sich nachträglich noch den Doktorgrad erwarb, und zu diesem Zweck mußte er wiederum an eine neue große Dissertazion denken. Er theilte in dem eben erwähnten Schreiben an Dalberg diesem den neuen Hinderungsgrund seines Dramas mit. „Freilich," sagte er, „werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer terminologischen Kunst machen müssen, allein was sein muß, zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath." Wenn Schiller nun auch mit männ-

licher Festigkeit diesen Entschluß auszuführen gesonnen war, so verhinderten ihn die Umstände doch daran; seine Promozion hat nicht stattgefunden.

Dalberg hatte ihn aufgefordert, den Götz von Berlichingen für die Bühne zu bearbeiten, doch wollte Schiller diese Arbeit nur mit Göthe's Genehmigung ausführen; er bat den Reichsfreiherrn, mit Göthe darüber zu verhandeln.

Zu kleineren poetischen Stücken fand sich immer noch Muße. Am 15. Mai 1782 starb der General Rieger plötzlich in Folge eines Schlagflusses. Schubart dichtete im Namen sämmtlicher Offiziere seines Bataillons ein Trauerlied, und schrieb außerdem noch ein „Monument Herrn Filipp Friedrich von Riegers." Auch Schiller widmete dem Dahingeschiedenen einen feurigen Nachruf, der damals als Einzeldruck in Stuttgart viel gelesen wurde. Da einzelne Stellen dieses Nachrufes bedeutenden Einfluß auf des Dichters Schicksal übten, so müssen wir diese Stellen wenigstens kennen lernen. Sie lauten wie folgt.

Höher als das Lächeln deines Fürsten
(Ach! wornach so manche geizig dürsten!)
Höher war dir der, der ewig ist.

Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
Fürstengunst mit Unterthanenflichen
Zu erwuchern war dein Trachten nie.
Elende beim Fürsten zu vertreten,
Für die Unschuld an dem Thron zu beten
War dein Stolz auf Erden hie.
Rang und Macht, die lächerlichen Flitter,
Fallen ab am Tage des Gerichts,
Fallen ab wie Blätter im Gewitter,
Und der Pomp — ist Nichts! —
Krieger Karl's! erlaubt mir hier zu halten,
Tretet her, ihr lorbeervollen Alten
(Das Gewissen brenne flammenroth);
Dumpfig hohl aus eures Rieger's Bahre
Spricht zu euch, ihr Söhne vieler Jahre,
Spricht zu euch — der Tod:

„Erdengötter! glaubt ihr ungerochen
Mit der Größe kindischkleinem Stolz
— Alles faßt der schmale Raum von Holz —
Gegen mich zu pochen?
Hilft euch des Monarchen Gunst,
Die oft nur am Rittersterne funkelt,
Hilft des Höflings Schlangenkunst,
Wenn sich brechend euer Aug verdunkelt?
Erdengötter redet doch,
Wenn der Götterdunst zerstiebet,
Redet denn, was wär't ihr noch,
Wenn ihr — schlechte Menschen bliebet?

„Trotzt ihr mir mit euren stolzen Ahnen,
Daß von euch — zwei Tropfen Blut

In den Adern alter Helden rannen?
Pocht ihr auf geerbtes Gut?
Wird man dort nach Rieger's Range fragen?
Folgt ihm wohl Karl's Gnade bis dahin?
Wird er höher von dem Ritterkreuz getragen,
Als vom Jubel seiner Segnenden?
Wann der Richter in dem Schuldbuch blättert
Fragt er, ob der große Todte hier
In dem Tempel des Triumfs geklettert?
Fragt man dort, wie man ihn hier vergöttert?
Richtet Gott — wie wir?"
Aber Heil dir! seliger Verklärter,
Nimm zufrieden deinen Sonnenflug!
Deinem Herzen war die Menschheit werther
Als der Größe prangender Betrug! — u. s. w.

Welche Kühnheit von dem Regimentsmedikus, solche donnernde Gedanken seinem Fürsten unter den Augen auszusprechen! Einem Fürsten, den fast jedes Wort dieses flammenden Gedichtes an eine kaum bedeckte, schuldbeladene Vergangenheit erinnern mußte! Einem Fürsten, dessen Zorn, wenn er einmal geweckt war, keine Grenzen kannte und keine Gesetze, weder göttliche noch menschliche, jemals gescheut hatte! Solche Sprache durfte in Herzog Karl's Umgebung nicht ungestraft laut werden. Und der Grimm des Löwen regte sich bereits.

Den Zögling, dessen Reden in der Akademie sein fürstliches Herz einst so gern und wohlgefällig lauschte, hatte der Herzog zu keiner Zeit aus den Augen verloren. Anfangs schmeichelte es seinem Stolze, daß auch ein Poet aus der Militärakademie hervorgegangen war, und in einzelnen Handbillets, welche durch Schiller's dienstliches Verhältniß veranlaßt wurden, ahmte er sogar des jungen Dichters Schreibweise und die Ueberfülle von Gedankenstrichen nach. Aber der Poet wurde ihm bald zu wild. In den Räubern äußerten sich Mächte, welche, wenn sie in die Wirklichkeit getreten wären, den herzoglichen Stuhl hätten umstürzen müssen. In Stuttgart äußerte man unverholen, manche Stellen des ungestümen Dramas seien auf den Herzog und seine nahe Umgebung gemünzt. Der Venuswagen und so manches trotzige Gedicht der Anthologie waren ganz gewiß nicht geeignet, den Herzog zu besänftigen.

Aber Karl Eugen gab den Zögling, seinen ehemaligen Liebling, noch nicht auf; ihm war es schon oft gelungen, einen starren Sinn in eine ihm gefällige Bahn zu lenken, vielleicht konnte er auch den Regimentsmedikus wieder auf den Ton stimmen, der vormals ihm so angenehm klang. Er ließ den Dichter zu sich kommen und warnte ihn in väterlichem Tone vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, wie er sich ausdrückte, und forderte ihn auf, ihm zukünftig alles erst vorher zu zeigen, was er zu veröffentlichen im Begriff sei. Das hieß auch dem Poeten die enge Uniform des Regimentsmedikus überziehen, und Schiller war Mann genug, seine Weigerung offen auszusprechen, und da die starre Form des Dienstverhältnisses eine vertrauliche, eingehende Erörterung von Seiten Schiller's unmöglich machte, so fiel ohne alle Vermittlung die ganze Wucht dieser Ver-

weigerung auf den ohnehin gereizten Sinn des Fürsten, und Schiller wurde sehr ungnädig entlassen.

Bald darauf erschien das Gedicht auf Rieger's Tod, und entflammte den Zorn des Herzogs. Diese kühnen Verse schienen ihm mehr als eine Seite seiner fürstlichen Existenz zu verletzen, und was ihn noch ganz besonders anstachelte, war der Umstand, daß Schiller's markige Worte gerade den Kern der Sache trafen; des Herzogs Gewissen mußte sich auf Seite des Poeten stellen. Wer aber einmal solche Worte ausgesprochen hatte, der konnte auch noch mehr sagen; der Herzog mußte den Poeten auch noch fürchten. Der Haß ist niemals bittrer, als wenn er an die Stelle tritt, an der vorher die Liebe stand; bei Karl Eugen traf dies zu. Jedes Band zwischen ihm und seinem Zöglinge war zerrissen; die Bahn war betreten, welche zu dem heftigsten Zusammenstoße führen mußte, und das Geschick drängte immer weiter auf dieser Bahn.

Für Schiller war Stuttgart jetzt nicht viel mehr als ein Gefängniß; er würde es gewiß schon damals verlassen haben, wenn ihn nicht das Bedenken zurückgehalten hätte, der Herzog möchte seinen Zorn gegen Schiller's Familie kehren. Die Poesie und die Hoffnungen, welche er auf die Gunst der Musen baute, waren dasjenige, was ihn um diese Zeit emporhielt, und Mannheim war das Paradies, der Freiheitshafen, wohin er stets mit Sehnsucht schaute. Dort hatte man die Räuber unter demselben ungeheuern Zulauf wie das erstemal wiederholt; Schiller's Freundinnen, Frau von Wolzogen und Frau Vischer, äußerten aufs lebhafteste den Wunsch, das Drama zu sehen und bestürmten den Dichter mit Bitten, sie zu begleiten. Die Umstände waren günstig; da die Reise doch wieder ohne Urlaub unternommen werden mußte, so paßte es vortrefflich in den Plan, daß der Herzog verreist war. Der Augenblick durfte nicht versäumt werden. Rasch entschlossen schrieb Schiller am 24. Mai an den Freiherrn von Dalberg, er werde am 25. Mai Stuttgart verlassen, werde am Sonntag dem 26. Mai in Mannheim eintreffen und bis Dienstags Nacht dortbleiben; er fügte an Dalberg die Bitte hinzu, derselbe möge in dieser Zeit die Räuber aufführen lassen.

Die Reise wurde in Gesellschaft der genannten Damen zur bestimmten Stunde angetreten. Für Schiller war sie ein Blick in das sonnige Land der Freiheit. Mit den vertrauten Freundinnen, die ihn und seine Wünsche kannten, die das Streben seines Geistes mit Verständniß erfaßten und mit der innigsten Theilnahme die rückhaltlosen Mittheilungen seines Herzens aufnahmen, führte der Reisewagen ihn durch die frühlingsfrischen Landschaften. Städte und Dörfer, Wälder und Berge zogen vorüber, der mächtige Rhein blinkte den Reisenden entgegen, am Horizonte schimmerten fern und blau die Höhenzüge des Wasgenwaldes. Als das heitere Mannheim seine sonnigen, baumgesäumten Straßen vor der kleinen Gesellschaft aufthat, da schien es dem Dichter, als wehe hier ein Athem griechischer Schönheit durch jedes Gemüth.

Der Freiherr hatte des Dichters Bitte erfüllt, die Räuber wurden gegeben. Schiller und die Freundinnen gaben sich mit ganzer Seele dem gewaltigen Eindrucke des Trauerspiels hin, und der Enthusiasmus der Frauen war für Schiller ein neuer Beweis, daß auf diesem Felde seine Kräfte, wenn alle Fesseln fielen,

ausreichen würden, Großes zu schaffen. Er suchte eine vertrauliche Unterredung mit Dalberg, welche dieser ihm gewährte; Schiller stellte ihm seine ganze Lage offen dar und bat um Rettung aus den Verhältnissen, die ihn zu erdrücken drohten. Er sah das Mitgefühl aus dem Auge des Freiherrn leuchten, er schied nicht ohne Hoffnung auf Unterstützung von dem einflußreichen Manne, der alles zu thun versprach, was in seinen Kräften stände, und durch einen stummen Händedruck noch mehr sagte, als durch seine Worte.

Nun wurde die Heimkehr angetreten; dem schönen Tage sollte eine böse Nacht folgen. Unterwegs zog der Dichter sich eine heftige Erkältung zu, und je näher er Stuttgart kam, desto tiefer sanken seine Hoffnungen. Das Fieber, welches ihn heftig durchschauerte, das Bewußtsein des unendlichen Kontrastes zwischen Mannheim und Stuttgart drückten seinen Geist so sehr zu Boden, daß er fast bereute, den Ausflug unternommen zu haben, der für ein kurzes Glück ihm alle seine Verhältnisse in Stuttgart, alles schwäbische Wesen so dunkel erscheinen ließ und seinen Ekel daran ins Ungemessene steigerte. Das unwandelbare Bewußtsein, daß in diese kleinlichen Grenzen die Natur den Wirkungskreis seines Geistes nicht eingeschränkt habe, gab ihm den Entschluß ein, mit muthiger Zuversicht sein Glück auf die reichlich sprudelnden Hülfsquellen seines Geistes zu gründen. Von diesem Drange ganz erfüllt, wandte er sich an Dalberg. Am 4. Juni 1782 schrieb er ihm: „Unglücklicher kann niemand sein als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situazion, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur eine Aussicht. Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie schnell sich Ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern; ich weiß wie stark Ihr Muth ist, eine schöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthusiasmus vorhergesagt, aber es war dieser Versicherung nicht nöthig; ich habe selbst, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr gelesen. Dieses macht mich nun auch so dreist, mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schicksal in Ihre Hände zu liefern und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden."

In einer Beilage des Briefes gab Schiller den Gedanken an, Dalberg möge an den Herzog schreiben und sich den Dichter von ihm erbitten; er rieth, Dalberg möge sich so ausdrücken, als wenn er den Dichter für eine Geburt des Herzogs, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halte; solche Komplimente für die Erziehungsanstalt würden beim Herzoge sehr schwer ins Gewicht fallen. Dann wünschte Schiller, daß sein Aufenthalt am Theater in Mannheim nur auf eine gewisse Zeit festgesetzt würde, nach deren Ablauf er wieder dem Herzog angehöre; das Ganze sähe dann mehr wie eine Reise aus. Endlich möge Dalberg auch schreiben, man werde Schiller die Mittel gewähren, in Mannheim seine medizinischen Uebungen fortzusetzen. „Dieser

Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man mich nicht unter dem Vorwande, für mein Wohl zu sorgen, kujonire und weniger fortlasse." In seinem Briefe sagt Schiller nun mit Bezug auf diese Vorschläge: „Wenn E. E. diese drei Ideen goutiren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg. Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefes. Könnten E. E. in das Innere meines Gemüths sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja ich weiß es gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann."

Ein solcher Brief, meinte Streicher, würde ohne Zweifel bewirkt haben, daß der Herzog seinen Zögling bereitwillig nach Mannheim entlassen hätte. Dalberg fühlte sich nicht bewogen, die wenigen Zeilen zu schreiben, er ließ den Dichter ohne Antwort. Selbst in dieser Lage hatte Schiller noch Muth und Kraft genug, an seinem Fiesko rüstig fortzuarbeiten. Aber noch andere Gewitterwolken zogen sich gegen ihn zusammen.

Es war den Begleiterinnen auf der Mannheimer Reise nicht möglich gewesen, den Genuß der prächtigen Aufführung für sich allein zu behalten; unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhren es die guten Bekannten, unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es die halbe Stadt, der General Augé und schließlich auch der Herzog. Dieser war über eine solche militärische Insubordinazion sehr aufgebracht; er gab dem Dichter die strengsten Verweise, verbot ihm, sich jemals wieder mit dem Auslande einzulassen, und befahl ihm, augenblicklich auf der Hauptwache seinen Degen abzugeben und vierzehn Tage in Arrest zu bleiben.

In der dumpfigen Wachtstube schaute der Dichter nun durch die Eisenstäbe zu dem blauen Frühlingshimmel empor. Die Gitter seines Gefängnisses, die er nicht überwältigen konnte, schlossen ihn wohl körperlich ein, aber die Poesie war überall seine getreue Begleiterin, auf ihren Schwingen hob er sich über alle Schranken hinaus. In dieser Haft entwarf Schiller den Plan zu Kabale und Liebe; war es zu verwundern, daß dieses Stück mit so grellen Farben ausgeführt wurde?

Aber noch ein anderer Plan reifte während dieser Gefangenschaft in Schiller's Seele. In Stuttgart war für ihn keine Existenz mehr möglich, er hätte seiner Poesie entsagen, das heißt er hätte sein Leben hingeben müssen. Daß der Herzog ihn freiwillig hätte ziehen lassen, daran war nicht zu denken; der Hohenasperg wußte von denen zu erzählen, die sich des Herzogs Willen offen zu widersetzen unvorsichtig genug waren. Nur Eins blieb übrig: die Flucht! Und von Stuttgart bei der ersten günstigen Gelegenheit zu entfliehen, dazu war Schiller fest entschlossen.

Dalberg's Antwort, die endlich anlangte, war freilich sehr unbestimmt und konnte einer frohen Hoffnung auf die Zukunft nicht zur Stütze dienen; aber das Schicksal selber trieb vorwärts, es ließ dem Dichter seinen verzweifelten Entschluß

als einzigen und letzten Ausweg. Ein neues, gänzlich unerwartetes Ereigniß trieb den Zorn des Herzogs auf die Spitze*).

Im zweiten Aufzuge der Räuber hatte Schiller seinen Spiegelberg zu Razmann sagen lassen: „Zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eigenes Nazionalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rath ich dir, reis' du ins Graubündnerland, da ist das Athen der heutigen Gauner." Razmann erwidert darauf: „Bruder, man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt." Diese Antwort Razmann's deutete nun freilich handgreiflich darauf hin, daß nur der italienische Theil von Graubünden, das sogenannte Veltlin, gemeint sei, und auf dieses Ländchen, in welchem die schauerlichsten Mordthaten an der Tagesordnung waren, paßte jener Ausspruch vollkommen.

Spiegelberg's Worte griff ein junger Literat Namens Wredow auf, ein Deutscher, der einige Jahre beim Freiherrn von Salis in Graubünden als Hofmeister gelebt hatte und sich dann in Hamburg aufhielt. Er glaubte die Ehre des Graubündnerlandes gegen Spiegelberg's Beschuldigung wahren zu müssen, und ließ im 98. Stück der „Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten" einen Aufsatz erscheinen, in welchem er den Dichter darüber zur Rede stellte, daß er ein Volk so fürchterlich brandmarke, welches dazu nicht die geringste Veranlassung böte.

Dieser Artikel Wredow's ging glücklicherweise an Württemberg spurlos vorüber; wie es scheint, kannte man das genannte Blatt dort nicht anders als höchstens dem Namen nach. Aber der Aufsatz kam in die Hände eines Deutschen in Chur, des Dr. Amstein, und diesem schien die Sache sehr geeignet, für sich selbst Kapital daraus zu schlagen. Er rückte eine giftige Anklageschrift gegen Schiller in das einzige öffentliche Organ Graubündens: „Der Sammler. Eine gemeinnützige Wochenschrift für Bünden. Chur 1782." Der Aufsatz des Dr. Amstein erschien Ende April und trug die Ueberschrift: „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers." Dieses Machwerk beginnt mit den schamlosen Worten: „Unter allen Kunstgriffen, deren sich eine gewisse Klasse von Skribenten von jeher bedient hat, den Produkten ihrer Feder, als einer feilen Waare, einen desto größern Vertrieb zu sichern, ist wohl keiner verwerflicher u. s. w." Amstein trat die ganze Sache so breit als möglich, machte das Heil des Landes von der Begründung oder Nichtbegründung der Spiegelberg'schen Worte abhängig, forderte von Schiller eine öffentliche Ehrenerklärung, drohte ihm mit der billigen Verachtung jedes Rechtschaffenen, nannte Wredow einen würdigen Deutschen, der den Unfug seines Landsmannes nur zu glimpflich geahndet habe, und ließ hinter seinem Aufsatze noch den ganzen Wredow'schen Artikel mit gehässigen Randbemerkungen versehen abdrucken.

*) Dem Kundigen wird es nicht entgehen, daß ich hier in der Reihenfolge der Ereignisse den Angaben von Eduard Boas gefolgt bin. Obwohl sie vereinzelt gegen alle übrigen Erzählungen stehen, so sind sie meiner Ueberzeugung nach doch die richtigen.

Doch das war dem Dr. Amstein, dem Redakteur des „Sammler," noch nicht genug. In einem Privatschreiben forderte er den Dichter zu einem öffentlichen Widerrufe auf, und da er von Schiller keine Antwort erhielt, so beauftragte er nach einiger Zeit seinen Freund, den Garteninspektor Walter in Ludwigsburg, dem er die ganze „Apologie" mitschickte, dem Dichter die verlangte Erklärung abzudringen. Walter mußte einer jener saubern Burschen sein, deren die Umgebung Karl Eugen's zu allen Zeiten aufzuweisen hatte; er nahm sich der Botschaft mit großem Eifer an und hielt es fürs Beste, die Schriftstücke sogleich dem Herzoge vorzulegen.

Karl Eugen wurde aufs heftigste gegen den Regimentsmedikus empört, denn die ganze Angelegenheit hatte auch noch eine sehr unliebsame praktische Seite. Der Herzog lebte mit dem Freistaat Graubünden politisch nicht auf dem besten Fuße; die ärgerlichsten Sachen gegen Würtemberg und seinen Hof wurden in Chur gedruckt. Gewiß würden die Graubündner jede Gelegenheit sich zu rächen benutzen, und solche Gelegenheiten waren bei den herrschenden Zuständen ja in Fülle vorhanden. Der Herzog ließ den Verfasser der Räuber nach Hohenheim entbieten, einem herrlich gelegenen Schlosse, wo er damals mit der Gräfin Franziska wohnte. Im Herzen des Fürsten war jetzt jeder Zug des Wohlwollens ausgelöscht; mit der unerbittlichen Strenge des Gebieters trat er dem Dichter entgegen, und überhäufte ihn zornig mit einer Fluth von Vorwürfen; er befahl ihm, künftig keine andere als medizinische Schriften drucken zu lassen und entließ ihn endlich mit der Drohung: „Ich sage Ihm, bei Kassazion und Festungsstrafe, schreibt er keine Komödie mehr!"

So war es den Machinazionen der Angeber gelungen, die Mine zum Springen zu treiben. Wredow und Amstein erhielten zum Dank für ihre Heldenthaten von Graubünden das Bürgerrecht; auch Walter bat darum, aber die Graubündner besaßen Ehrgefühl genug, diese Auszeichnung dem Angeber zu verweigern.

Für Schiller hatte das Ungewitter, welches sich über seinem Haupte entlud, keine Schrecken mehr, sondern nur die wohlthätige Folge, daß es ihn in seinem schweren Entschlusse bestärkte. Anscheinend heiter erschien er gleich nach der Heimkehr unter den Freunden und kegelte mit ihnen in dem gewohnten Gasthause. Der Plan stand nun fest, es handelte sich nur noch darum, alles zur Flucht vorzubereiten und bei passender Gelegenheit sie auszuführen.

Am 15. Juli schrieb Schiller wieder nach Mannheim; er schickte Wagner's Kindesmörderin zurück, welche Dalberg ihm mitgegeben, versprach den Fiesko bis Mitte August fertig zu schaffen und erklärte, daß der Don Karlos, den Dalberg ihm als dramatisches Thema empfohlen, einer seiner nächsten Stoffe sein sollte. Es war der letzte Brief, den Dalberg von Schiller aus Stuttgart empfing.

Drohende Aeußerungen des Herzogs, die an Schiller hinterbracht wurden, trieben diesen an, seine Flucht so sehr als möglich zu beschleunigen. Sein gutes Glück hatte ihm einen treuen Gefährten zu derselben bescheert; es war niemand anders als Streicher. Schon früher war dieser gesonnen gewesen, sich im Frühjahr 1783 nach Hamburg zu begeben, um dort bei dem berühmten Bach die

Komposizion zu studiren. Verwandte, welche in Hamburg wohnten, hatten ihm ausreichende Unterstützung versprochen, und aus Ergebenheit für den Dichter war Streicher entschlossen, jetzt schon die Reise zu unternehmen.

Das schwerste Bedenken bei dem gewagten Unternehmen war für Schiller nicht der Gedanke an seine eigene ungewisse Zukunft, sondern der Umstand, daß der Herzog an den Eltern des entflohenen Zöglings Rache nehmen könne; denn bei Schiller's Aufnahme in die Militärakademie hatten sein Vater und seine Mutter einen Revers des Inhalts unterzeichnen müssen, daß ihr Sohn nie befugt sein solle, „ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubniß aus den Diensten des herzoglich würtembergischen Hauses zu treten." Dem Hauptmann Schiller mußte daher die ganze Angelegenheit ein tiefes Geheimniß bleiben, damit er, falls es nöthig werden sollte, durch sein Ehrenwort als Offizier seine völlige Unkunde in dieser Sache bekräftigen konnte.

Das gespannte Verhältniß des Herzogs und seines ehemaligen Zöglings veranlaßte einige wohlwollende Leute, eine Vermittlung zu versuchen; sie riethen dem Dichter, den Fürsten durch ein Lobgedicht zu versöhnen. Aber Schiller, obwohl die Sorge um die Zukunft seiner Familie ihn keinen Augenblick verließ, entsprach dieser Aufforderung nicht; es war, wie Karoline von Wolzogen bemerkt, Schiller's heilige Ueberzeugung, daß die Dichtkunst, frei von aller Selbstsucht, nur dem Guten, Schönen und Wahren dienstbar sein dürfe, und diese Ueberzeugung siegte schon im Jünglingsalter durch eine männlich entschlossene That.

Um indeß allen Vorwürfen seines eigenen Gewissens vorzubeugen, und kein irgend ersinnbares Mittel unversucht zu lassen, schrieb Schiller noch einmal unter dem 1. September 1782 an den Herzog; in seinem Briefe sagte er: „Eine innere Ueberzeugung, daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sei, gibt mir gegenwärtig die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts Literarisches mehr zu schreiben, oder mit Ausländern zu kommunizieren, zur Absicht haben.

Eben diese Schriften haben mir bishero zu der mir von Eurer Herzogl. Durchlaucht gnädigst zuerkannten jährlichen Besoldung noch eine Zulage von fünfhundert und funfzig Gulden verschafft, und mich in den Stand gesetzt, durch Korrespondenz mit auswärtigen großen Gelehrten und Anschaffung der zum Studiren benöthigten Subsidien, ein nicht unbeträchtliches Glück in der gelehrten Welt zu machen. Sollte ich dieses Hülfsmittel aufgeben müssen, so würde ich künftig gänzlich außer Stand gesetzt sein, meine Studien planmäßig fortzusetzen und mich zu dem zu bilden, was ich hoffen kann zu werden.

Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Versuche von ganz Deutschland aufgenommen wurden, welches ich Höchstdenenselben unterthänig zu beweisen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, stolz sein zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der großen Karlsakademie der erste und einzige gewesen, der die Aufmerksamkeit der großen Welt angezogen und ihr wenigstens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt! Hätte ich die literarische Freiheit zu weit getrieben, so bitte ich Ew. Herzogl. Durchlaucht allerunterthänigst, mich öffentliche Rechenschaft

davon geben zu lassen, und gelobe hier feierlich, alle künftigen Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen.

Noch einmal wage ich es, Höchstdieselbe auf das Submisseste anzuflehen, einen gnädigen Blick auf meine unterthänigste Vorstellung zu werfen, und mich des einzigen Wegs nicht zu berauben, auf welchem ich mir einen Namen machen kann." —

Als der Dichter durch seinen General um die Erlaubniß, diese Bittschrift überreichen zu dürfen, nachsuchen ließ, weigerte der Herzog sich nicht nur, sie anzunehmen, sondern er ließ dem Dichter auch bei Arreststrafe verbieten, künftig irgend ein Schreiben an ihn zu richten.

Es war für den Dichter besser, daß der Herzog auf diese Weise jeden Versuch zu einer Aussöhnung unmöglich machte. Ein Nebeneinandergehen dieser beiden Naturen war undenkbar; je eher sie sich trennten, desto ersprießlicher war es für beide.

Auch seine älteste Schwester in den Plan einzuweihen hielt der Dichter für gut. Anfangs besorgte er, sie würde ihn durch weibliche Besorglichkeit aufhalten, aber Kristofine war ein starkes Mädchen von gesunden Ansichten, und eine begeisterte Anhängerin ihres Bruders. Sie erklärte, da der Herzog sein wiederholtes Versprechen, ihm eine gute Versorgung zu geben, so wenig erfüllt habe, so sei jeder Schritt entschuldigt, den der Bruder unternehmen wollte, um sich vor ferneren Mißhandlungen zu schützen.

Nunmehr wurde mit Streicher und Kristofine überlegt, auf welche Weise man am besten die Vorbereitungen zur Flucht treffen könne. Dann setzte Schiller mit Anspannung aller seiner Kräfte sich an die Vollendung des Fiesko, von dem kaum die Hälfte auf dem Papiere stand; denn der Fiesko sollte in Mannheim die Mittel zur Existenz verschaffen. Mit wunderbarer Energie drängte er jede finstre Sorge zurück, und mit der Arbeitslust kehrte auch seine frühere Heiterkeit wieder. Mitten in der trostlosen Gegenwart lebte er wie auf einer poetischen Geisteslinsel. Mit freudiger Genugthuung las er dem treuen Streicher die Szenen vor, welche die Früchte seiner durchwachten Nächte waren, und wenn er dem Freunde in begeisterter Rede die Fäden seines Werkes weiterspann, dann strahlten seine durch die nächtlichen Arbeiten gerötheten Augen in neuem Glanze, und in froher Zuversicht äußerte er die Hoffnung, das Ganze bedeutend früher zu vollenden, als er anfangs irgend geglaubt. Wieviel Schiller damals auf diese neue Schöpfung hielt, zeigen die Worte, welche er sprach: „Meine Räuber mögen untergehen — mein Fiesko soll bleiben!"

Während der Dichter nun, abgeschlossen von der Außenwelt, in der Stille seiner einsamen Zelle sein Drama schuf, traf man in Stuttgart, auf der Solitüde und anderen Lustschlössern mit großer Geschäftigkeit Vorbereitungen für den Empfang des Großfürsten Paul von Rußland und seiner Gemahlin, welche eine Nichte des Herzogs war; sie sollten in der ersten Hälfte des September eintreffen. Viele benachbarte Fürsten und eine zahllose Menge Fremder eilten ihnen voran. Herzog Karl konnte hier einmal zeigen, was er an prächtigen Hoffesten zu leisten verstand. Das Großartigste von allem sollte eine Jagd werden, wie sie kaum je gesehen worden. Aus allen Revieren des Landes hatte man Hirsche, nicht weniger als sechstausend an der Zahl, in einem Walde nahe der Solitüde zusammengetrieben. Bauern mußten Tag und Nacht die Forst

umzingelt halten, um das Durchbrechen der Thiere zu verhindern. Am Jagdtage sollte die riesige Schaar eine Anhöhe hinaufgejagt und gezwungen werden, sich ein steiles Ufer hinab in einen See zu stürzen; ein Lusthaus war in demselben gebaut, von wo aus man die edlen Thiere zusammenschießen wollte.

Der Ruf, der alle diese Lustbarkeiten schon im Voraus großartig anpries, hatte auch den Reichsfreiherrn von Dalberg bewogen, nach Stuttgart zu kommen. Schiller machte ihm seinen Besuch, aber von seinem Vorhaben sagte er ihm kein Wort; er wollte seine Flucht ausführen und dann die Macht der Thatsachen wirken lassen. Auf Dalberg's wiederholte Versicherungen, ihm aus allen Kräften beizustehen, baute er mit Zuversicht, und hegte die unerschütterliche Hoffnung, ein Platz als Theaterdichter in Mannheim könne ihm gar nicht entgehen.

Unter den angekommenen Fremden befand sich auch die Frau des Regisseurs Meyer vom Mannheimer Theater; sie war eine geborene Stuttgarterin und hatte stets die herzlichste Theilnahme für den Dichter gezeigt. Sie war eine offene und wahrheitsliebende Frau, und hätte jedenfalls dem Dichter vertraut, wie wenig er auf Dalberg's höfliche Zusage bauen konnte, aber auch ihr gegenüber verrieth Schiller sein Geheimniß nicht.

Mit der Mannheimer Freundin und seinem Streicher ging er den herrlichen Weg zur Solitüde; es war auf lange Zeit das letztemal, daß sein Fuß diesen heimathlichen Boden betrat. Kristofine und die Mutter wußten, daß ihr Friedrich kam, um Abschied zu nehmen. Die Frauen waren allein zu Haus. „So freundlich die Hausfrau" — so erzählt Andreas Streicher — „auch die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich sich so zu bemeistern, daß Steicher die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schiller's ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitüde gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz auf sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte. Die Ausdrucksweise des alten Schiller war klar, durchdringend und verständig, man hörte ihn gern, wenn man auch jeden Anflug des glühenden Schwunges bei ihm vermißte, wodurch der Sohn die Gespräche zu beleben und zu erheben wußte.

„Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den Schritt des Sohnes als eine Nothwehr ansehen, durch die er sein Dichtertalent, sein zukünftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie, nach den damaligen Ansichten, in jedem andern Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemüthsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn erfleht hatte! Und nun! — — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden

sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, so wie an seinen feuchten gerötheten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen."

Durch den Hauptmann Schiller hatte man erfahren, daß auf der Solitüde die große Hirschjagd nebst Schauspiel und Feuerwerk am 17. September stattfinden sollte. Schiller und Streicher als sie zu Haus angelangt waren, trafen nun die letzten Vorbereitungen zur Flucht. Man erkundigte sich, an welchem Tage das Regiment Augé nicht den Wachtdienst an den Thoren zu versehen habe, denn Schiller wollte die Ausgänge der Stadt lieber mit Soldaten besetzt sehen, denen er nicht so genau bekannt war, als seinen alten Grenadieren. Nachdem alles erwogen worden, wurde die Abreise auf den siebzehnten September Abends neun Uhr festgesetzt. Um diese Zeit hatte das Gablenz'sche Regiment die Posten inne; bei demselben stand Schiller's Freund Scharffenstein als Offizier, und der Dichter hielt es für gerathen, diesem das Geheimniß mitzutheilen. Er verlebte auch die letzte Nacht bei ihm auf der Wachtstube, und schüttete noch einmal sein ganzes Herz in die theilnehmende Seele seines Jugendgenossen aus; alles Glück und alles Leid der Studienjahre zog in diesen wehmüthig schönen Stunden noch einmal an ihren Augen vorüber. Schiller vermachte dem Freunde einen Theil seiner Bücher und gab ihm seinen Shakespeare zur Aufbewahrung. Noch ein anderes Vermächtniß hinterließ er ihm: er empfahl ihm seinen Lempp, seinen Freund, den Scharffenstein noch nicht kannte beide schlossen nachher die innigste Freundschaft, von welcher Scharffenstein sagte, sie habe ihre Zinsen getragen, ohne sie wäre er sehr arm geblieben.

Der Zivilanzug, den Schiller sich hatte machen lassen, seine Wäsche und einige Bücher waren nach und nach durch Streicher in dessen Wohnung gebracht worden. „Am letzten Vormittag sollte" — so erzählt der treue Freund weiter — „nach der Abrede alles um 10 Uhr bereit sein, was von Schiller noch wegzubringen war, und Streicher fand sich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet; denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem Besuch in dem Lazareth nach Hause zurückgekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammenräumen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen und nun aufs neue so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblicke — ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile mußte Streicher dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welchem letztern — gewiß weniger aus Vorliebe für seinen begeisterten Freund — der Schönheit der Sprache und der Bestimmtheit der Bilder wegen Streicher einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstande abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen, sei, sowie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittag aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und Abends neun Uhr kam Schiller in die Wohnung von Streicher mit einem Paar alter Pistolen unter seinem Kleide. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn aber keinen Feuer-

stein hatte, wurde in den Koffer gelegt, die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Das aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrath von Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben für Schiller noch dreiundzwanzig und für Streicher noch achtundzwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muthe auf das Zehnfache gesteigert wurden.

„Nachdem der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier bepackt war, kam der schwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen bestanden, nun auch an Streicher, — von seiner guten, frommen Mutter Abschied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichste Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die zuverlässige Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu wollen. Von Segenswünschen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr Nachts in den Wagen steigen und abfahren."

Das Eßlinger Thor war das dunkelste, und Scharffenstein hatte dort die Wache; man wählte diesen Weg, um im Nothfall der Vermittlung des wachthabenden Offiziers versichert zu sein. „So gefaßt die jungen Leute auch auf alles waren und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der Anruf der Schildwache: Halt, Werda! Unteroffizier heraus! einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin? wurde von Streicher des Dichters Name in Doktor Ritter und der seinige in Doktor Wolf verwandelt, beiden nach Eßlingen reisend angegeben und so aufgeschrieben. Das Thor wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken in die Wachtstube des Offiziers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit geöffnet sahen. Als sie außer dem Thor waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu sein, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Erlebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitüde kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Anhöhe liegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das überraschendste ausnahm."

Die Luft war rein und heiter, und der Lichtglanz so voll, daß Schiller dem Gefährten die Wohnung seiner Eltern bezeichnen konnte. Doch plötzlich, vom Schmerz übermannt, brach er in die Worte aus: „O meine Mutter!"

Gegen zwei Uhr Morgens erreichte man die Stazion Entzweihingen, wo gerastet werden mußte. Während man auf den bestellten Kaffee wartete, zog Schiller ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor und las seinem

Gefährten einige daraus vor. Das merkwürdigste war die Fürstengruft; Schubart hatte dieses Gedicht in den ersten Monaten seiner Gefangenschaft mit einer Schnalle in die feuchte Wand seines Kerkers gekritzelt.

Ungehindert erreichten die Reisenden um acht Uhr Morgens die kurpfälzische Grenze. Alles Leid schien nun verschwunden, alle Sorge machtlos geworden zu sein, Schiller's bisher düstere Stimmung wich nun einer ungefesselten Heiterkeit. „Mit der Freiheit," — so sagt Schiller's Schwägerin — „mit dem Gefühl, er könne nun sein Talent ohne äußere Beschränkung wirken lassen, glaubte er alles gewonnen zu haben; seine Zukunft bedachte er wenig." — Die heitere Stimmung wurde noch gehoben durch die angenehme Gegend und das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Einwohner. Um 10 Uhr gelangte man nach Bretten; der Wagen wurde nach Stuttgart zurückgeschickt, und nachdem man zu Mittag gegessen, fuhr man mit der Post weiter. Da man die Stadt Mannheim, deren Thore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, vor Abend nicht mehr erreichen konnte, so übernachtete man in Schwetzingen.

In der Frühe des 19. Septembers suchten die Reisenden ihre besten Kleider hervor, um in Mannheim nicht allzu dürftig aufzutreten, und mit der frohen Hoffnung, daß der Fiesko seine finanzielle Lage bald ansehnlich verbessern werde, bestieg der Dichter in Begleitung seines Freundes zum letztenmal den Wagen. In zwei Stunden gelangte man ohne Aufenthalt nach Mannheim.

Der Regisseur Meyer, bei welchem man abstieg, war sehr überrascht, den Dichter der Räuber zu einer Zeit bei sich zu sehen, wo er denselben unter lauter Festen und Zerstreuungen glaubte. Seine Ueberraschung ging in sehr bedenkliche Verwunderung über, als er vernahm, daß Schiller auf der Flucht sei; er bestärkte den jungen Mann in dem Vorsatze, an den Herzog zu schreiben, den Schiller denn auch an demselben Tage noch ausführte; er bat um Aufhebung des Verbotes, keine literarische Schriften herausgeben zu dürfen, um die Erlaubniß, sich zivil tragen und Reisen ins Ausland unternehmen zu dürfen, um Gelehrte kennen zu lernen; unter diesen Bedingungen wünschte er sehnlichst in sein Vaterland zurückzukehren. Am 24. September sandte Schiller diesen Brief als Einschluß an den Intendanten von Seeger ab und bat diesen, seinen Einfluß bei dem Herzog für ihn zu verwenden.

Am Abend des 20. Septembers langte Frau Meyer von Stuttgart wieder an; sie erzählte, Schiller's Verschwinden sei schon am 18. September allgemein bekannt geworden, man sei der Meinung, der Herzog werde seine Auslieferung verlangen. Schiller war freilich der festen Ueberzeugung, der Herzog werde ihn nicht verfolgen, aber es schien doch rathsam, sich nicht öffentlich zu zeigen. Die beiden Freunde hatten inzwischen eine Wohnung in der Nähe Meyer's bezogen, und auf diese und das Haus des gastlichen Regisseurs waren sie nun beschränkt. Der letztere und seine vortreffliche Gattin bewiesen sich zu allen Zeiten als Schiller's aufrichtige und thätige Freunde.

Auf den Brief an den Intendanten von Seeger traf umgehend die Antwort ein, da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten sehr gnädig wären, so möge Schiller nur sogleich zurückkommen. Aber da dieses Schreiben gar nicht einmal etwas von dem erwähnte, warum der Dichter so

dringend gebeten hatte, so schrieb er zurück, daß er vorerst auf der bestimmten Erledigung seiner Bittschrift beharren müsse. Er that wohl daran, nicht auf die Einladung zur Rückkehr einzugehen, denn da sich das Gesuch an den Herzog im Nachlasse des Intendanten von Seeger vorgefunden hat, so wird, wenn es überhaupt dem Herzoge dargeboten wurde, dieser die Annahme verweigert haben.

Gleich nach seiner Ankunft in Mannheim sprach Schiller mit Meyer über sein neues Drama; der Regisseur machte den Vorschlag, er wolle die bedeutendsten Künstler der Mannheimer Bühne einladen, und Schiller möge ihnen sein Werk dann vorlesen. Streicher erzählt, daß ein Nachmittag zur Vorlesung bestimmt sei, „wozu sich gegen vier Uhr außer Iffland, Beil, Beck noch mehrere andere Schauspieler einfanden, die nicht genug Worte finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter, sowie die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Produkt eines so erhabenen Geistes hätten. Nachdem sich alle um einen großen runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing.

„Für Streicher war das Beisammensehen so berühmter Künstler, wie Iffland, Meyer, Beil, von denen das Gerücht Außerordentliches sagte, um so mehr neu und willkommen, als er noch nie mit einem Schauspieler einigen Umgang gehabt hatte. Im Stillen feierte er schon den Triumf, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen sein würden, die schon in den ersten Szenen, sowie in den folgenden noch häufiger vorkommen. Aber der erste Akt wurde zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen, und kaum war er zu Ende, als Herr Beil sich entfernte und die Uebrigen sich von der Geschichte Fiesko's oder Tagesneuigkeiten unterhielten. Der zweite Akt wurde von Schiller weiter gelesen, ebenso aufmerksam als der erste, aber ohne das geringste Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles stand jetzt auf, weil Erfrischungen von Obst, Trauben u. dgl. herumgegeben wurden. Einer der Schauspieler schlug ein Bolzenschießen vor, zu dem man auch Anstalt zu machen schien. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen, und außer den zum Haus Gehörigen war nur Iffland geblieben, der sich erst um acht Uhr Nachts entfernte."

Streicher war sehr aufgebracht und wußte nicht, was er zu solcher Geringschätzung sagen sollte; sein Erstaunen wurde aber noch größer, als Meyer ihn ins Nebenzimmer zog und ihn fragte, ob er ganz gewiß wisse, daß Schiller der Verfasser der Räuber sei? Als Streicher mit Nachdruck bejahte, erwiderte der Regisseur: „Wenn Schiller wirklich die Räuber, wie den Fiesko, geschrieben hat, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stücke erschöpft und kann nun nichts mehr als lauter erbärmliches, schwulstiges, unsinniges Zeug hervorbringen."

Dieses Urtheil eines Mannes, der doch, wenn irgend jemand, ein Kenner sein mußte, war für Streicher so niederschmetternd, daß er keine Worte zur Erwiderung fand. Des Fiesko's wurde den ganzen Abend mit keiner Silbe mehr gedacht, Schiller war im höchsten Grade verstimmt. Als die Freunde sich frühzeitig empfahlen, bat Meyer sich das Manuskript aus, und Schiller ließ es ihm.

Niedergeschlagen kehrten beide in ihre Wohnung zurück; ein jeder vermied seine Befürchtungen laut werden zu lassen. Endlich machte Schiller seinem Herzen Luft; unwillig sprach er über den Neid und die Kabale, sowie über den Unverstand der Schauspieler, und fügte in ganzem Ernste hinzu, wenn er hier nicht als Schauspieldichter ankommen könne, so wolle er selbst als Schauspieler auftreten, denn eigentlich könne doch niemand so deklamiren wie er. Der Freund suchte ihn durch die Hoffnungen, die sich an die Wiederkehr Dalberg's knüpfen ließen, zu beruhigen, und am andern Morgen ging er frühzeitig voll banger Erwartung zu Meyer, um dessen endgültiges Urtheil zu vernehmen. Sobald dieser ihn aber sah, rief er ihm entgegen: „Sie haben Recht! Sie haben Recht! Fiesko ist ein Meisterstück und weit besser gearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie auch, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thür zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen." Diese Worte waren eine goldene Botschaft für Streicher; er eilte sofort mit der frohen Nachricht zu Schiller, der eben in unbehaglicher Stimmung aufgestanden war, nun aber alle seine Lebensgeister neu angeregt fühlte.

Die Stuttgarter Festlichkeiten hielten den Freiherrn von Dalberg indeß immer noch von Mannheim fern, so daß Schiller hier vorläufig für seine Zwecke nichts weiter ausrichten konnte, und da Briefe seiner Freunde aus der Heimath ihm dringend riethen, sich auf einige Wochen von Mannheim zu entfernen, da von seiner Auslieferung ernstlich die Rede gewesen sei, so beschlossen die Freunde, eine Fußwanderung nach Frankfurt am Main zu unternehmen. Dahin bat Streicher seine Mutter ihm schleunigst dreißig Gulden zu schicken, da Schiller in Mannheim nichts bezogen habe und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne.

Mit dem Unentbehrlichsten in den Taschen gingen die Reisenden nach Tisch von Mannheim ab und schlugen den Weg nach Sandhofen ein. Am andern Tage setzten sie auf der herrlichen Bergstraße ihren Weg nach Darmstadt fort, welches sie nach einem zwölfstündigen Marsche sehr ermüdet erreichten. Aus dem Schlafe, dessen sie so sehr bedurften, wurden sie mitten in der Nacht durch einen entsetzlichen Trommellärm geweckt; der Wirth nannte das auf ihre Frage am andern Morgen „Reveille" und theilte ihnen mit, daß die Bewohner von Darmstadt jede Nacht um 12 Uhr durch diesen musikalischen Genuß erfreut würden. Am folgenden Morgen fühlte Schiller sich nicht ganz wohl, aber er bestand doch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt zu unternehmen.

„Es war ein sehr schöner heiterer Morgen," — so erzählt des Dichters treuer Gefährte — „als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas

Kirschengeist, in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu erfrischen. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirthshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu erreichen, welches aber die Mattigkeit Schiller's kaum zuzulassen schien, denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stande zu sein, noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

„In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht bloß durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche Mitleiden und Mittragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Theilnahme um so größer sein, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüth, den höchsten Adel der Seele kundgab und all das Erhabene und Schöne schon im Voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten düstern Zügen ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn auch seiner unbewußt beschäftigte."

Nach zwei Stunden weckte die Stimme eines Vorübergehenden den Dichter aus dem Schlafe; langsam ging man weiter und erreichte, als die Dämmerung eintrat, die Vorstadt Sachsenhausen; bei einem Wirthe, der Mainbrücke gegenüber wurde die Wohnung gewählt und sogleich der Betrag für Zimmer und Kost auf den Tag bedungen, damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrath noch ausreichen würde.

Mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen, wie Streicher bezeugt, schrieb Schiller am nächsten Tage folgenden Brief an den Freiherrn von Dalberg:

„Euere Exzellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber nun kommt das Schlimmste dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart meiner Sicherheit wegen schnell und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies

ward durch meinen nothwendigen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht.

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Karakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um eine Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern auch würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, E. E. um gütigen Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 Gulden nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe!

„Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopfe keine Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hierzu 100 Fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Werth meines Schauspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege), beim nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu aplaniren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen.

„Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen. Schnelle Hülfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meyer ist von mir gebeten, mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen und Sie selbst des Geschäftes mir zu schreiben zu überheben.

„Mit entschiedener Achtung nenne ich mich u. s. w."

Was die Schulden in Stuttgart anbetrifft, so waren dieselben meist durch Schiller's Selbstverlag veranlaßt worden. Ein Freund hatte für die Summe Bürgschaft geleistet, nach der Abreise Schiller's von Stuttgart konnte der Darleiher sich nur an den Bürgen halten, und da dieser unvermögend war, so schwebte er in beständiger Gefahr, auf Antrag des Gläubigers verhaftet zu werden. Es läßt sich denken, daß Schiller durch diese Lage der Sache schwer gedrückt wurde, und eine schwere Last war von seinem Herzen gewälzt, als der

obige Brief, von dem er mit Bestimmtheit Hülfe hoffte, fertig vor ihm lag. Wir lassen Streicher weiter erzählen.

„Schiller gewann nun zum Theil auch seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, seine Gespräche belebter; seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, der des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, um die Briefe nach Mannheim abzugeben, zerstreute ihn, da er das kaufmännische Gewühl, die in einander greifende Thätigkeit so vieler hier zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege übersah man von der Mainbrücke das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und auszuladenden Schiffe, nebst einem Theil von Frankfurt, Sachsenhausen, sowie den gelblichen Mainstrom, in dessen Oberfläche sich der heiterste Abendhimmel spiegelte. Lauter Gegenstände, die das Gemüth wieder hoben und Bemerkungen hervorriefen, die um so anziehender waren, als seine überströmende Einbildungskraft dem geringsten Gegenstand Bedeutung gab und die kleinste Nähe an die weiteste Entfernung zu knüpfen wußte. Diese Zerstreuung hatte auf die Gesundheit Schiller's so wohlthätig eingewirkt, daß er wieder einige Eßlust bekam, die ihm seit zwei Tagen gänzlich fehlte, und sich mit Lebhaftigkeit über dichterische Plane unterhalten konnte. Sein ganzes Wesen war so angelegt, sein Körperliches dem Geistigen so untergeordnet, daß ihn solche Gedanken nie verließen und er ohne Unterlaß von allen Musen umschwebt schien. Auch hatte er kaum das leichte Nachtessen geendet, als sich aus seinem Schweigen, aus seinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen ließ, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Schon auf dem Wege von Mannheim nach Darmstadt ließ sich bemerken, daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurf beschäftigt sei, denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Aussicht aufmerksam machen mußte. Nun, zwischen vier Wänden, überließ er sich um so behaglicher seiner Einbildungskraft, als diese jetzt durch nichts abgelenkt wurde und er ungestört sich bewegen oder ruhen konnte. In solchen Stunden war er wie durch einen Krampf ganz in sich zurückgezogen und für die Außenwelt gar nicht vorhanden, daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt.

„Der nächste Vormittag wurde dazu verwendet, um die in der Geschichte Deutschlands so merkwürdige Stadt etwas sorgfältiger, als gestern geschehen konnte, zu besehen, und auch einige Buchläden zu besuchen. In dem ersten derselben erkundigte sich Schiller, ob das berüchtigte Schauspiel, die Räuber, guten Absatz finde, und was das Publikum darüber urtheile? Die Nachricht über das erste fiel so günstig aus, und die Meinung der großen Welt wurde so außerordentlich schmeichelhaft geschildert, daß der Autor sich überraschen ließ, und ungeachtet er als Doktor Ritter vorgestellt worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß er, der gegenwärtig das Vergnügen habe mit ihm zu sprechen, der Verfasser sei. Aus den erstaunten, den Dichter messenden Blicken des Mannes ließ sich leicht abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkommen müsse,

daß der so sanft und freundlich aussehende Jüngling so etwas geschrieben haben könne? Indeß verbarg er seine Zweifel, indem er durch mancherlei Wendungen das vorhin ausgesprochene Urtheil, welches man so ziemlich als das allgemeine annehmen konnte, wiederholte. Für Schiller war jedoch dieser Auftritt sehr erheiternd, denn in einem solchen Zustande, wie er damals war, konnte auf sein bekümmertes Gemüth nichts so angenehmen Eindruck machen, als die Anerkennung seines Talentes und die Gewißheit der Wirkung, von der alle seine Leser ergriffen waren. Zu Hause angelangt, überließ sich Schiller aufs neue seinen dichterischen Eingebungen, und brachte den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen oder im Schreiben einiger Zeilen hin. Zum Sprechen gelangte er erst nach dem Abendessen, wo er dann auch seinem Gefährten erklärte, was für eine Arbeit ihn jetzt beschäftige."

Es war Kabale und Liebe, oder, wie dieses Stück ursprünglich heißen sollte, Luise Millerin, was des Dichters Geist in Anspruch nahm. Der erste Gedanke dazu war ihm, wie wir nach dem Zeugnisse der Frau von Wolzogen mittheilten, während der Haft in Stuttgart gekommen; jetzt standen die Hauptmomente des Planes hell und bestimmt vor seinem Geiste. In den nächsten vierzehn Tagen waren schon viele Auftritte niedergeschrieben.

Die Antwort von Dalberg verzögerte sich indeß. Streicher sah hierin ein gutes Zeichen; er meinte, die Geldsumme zu senden erfordere mehr Umstände als ein einfacher Brief, und der junge Tonkünstler war seiner Sache so gewiß, daß er mit Schiller verabredete, dieser solle ihm seine Sachen von Mannheim nachschicken, und dann wolle er gleich von Frankfurt aus seine Reise nach Hamburg fortsetzen.

Am vierten Tage nach Absendung des Briefes, als die Freunde auf der Post nachfragten, erhielten sie, was sie wünschten. „Sie eilten so schnell als möglich nach Hause, und waren kaum an der Thür ihrer Wohnung, als Schiller schon das „An Dr. Ritter" überschriebene Packet erbrochen hatte. Er fand mehrere Briefe von seinen Freunden in Stuttgart, die sehr vieles über das außerordentliche Aufsehen meldeten, das sein Verschwinden veranlaßt habe, ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthaltes anriethen, aber doch nicht das Mindeste aussprachen, woraus sich auf feindselige Absichten des Herzogs hätte schließen lassen. Alle diese Briefe wurden gemeinschaftlich gelesen, weil ihr Inhalt beide betraf und allerdings geeignet war, sie einzuschüchtern. Allein da sie in Sachsenhausen geborgen waren, so beruhigten sie sich um so leichter, da sie in dem Schreiben des Herrn Meyer der angenehmsten Nachricht entgegensahen. Schiller las dieses für sich allein — und blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, das Herr Meyer nichts Erfreuliches gemeldet habe. Nur nach und nach kam es zur Sprache, daß Baron Dalberg keinen Vorschuß leiste, weil Fiesko in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, daß die Umarbeitung erst geschehen sein müsse, bevor er sich weiter erklären könne."

Nicht die geringste Klage ließ Schiller auf diese niederschmetternde Nachricht hören, kein heftiges Wort kam über seine Lippen. Er schwieg. Die eine Gabe

wenigstens hat die Natur dem redlich Strebenden unveräußerlich verliehen: das Bewußtsein des eigenen Werthes und die unerschütterliche Zuversicht, daß der edle Same köstliche Früchte zeitigen muß. Je mehr der Genius verkannt und gedrückt wird, desto höher hebt ihn dieses Bewußtsein empor. Die bitterste Qual für Schiller war aber in diesem Augenblicke der Gedanke, daß er gezwungen war, mit demselben Manne, dessen Gefühl selbst die Vorstellung der äußersten Noth nicht erweichen konnte, weiter zu verhandeln, denn Dalberg hatte ja das Drama nicht gänzlich abgewiesen; für die Umarbeitung konnte ja doch möglicherweise das Honorar gezahlt werden; und woher war sonst noch Hülfe zu hoffen?

Unter solchen Umständen beschloß Schiller in die Gegend von Mannheim zu gehen und dort, wo er billiger leben konnte, die Umarbeitung vorzunehmen. Auch dachte er daran, daß im letzten Nothfalle ihm dort Meyer's und Schwan's Hülfe zur Hand sei. Man würde sogleich von Frankfurt aufgebrochen sein, wenn nicht die Baarschaft bis zu weniger kleinen Münze zusammengeschmolzen gewesen wäre. In dieser Noth entschloß Schiller sich, ein ziemlich langes Gedicht, „Teufel Amor" betitelt, zu verkaufen. Er bot es einem Buchhändler für fünfundzwanzig Gulden an; als dieser ihm aber nur achtzehn Gulden geben wollte, nahm Schiller sein Gedicht, empört über solche Knickerei, wieder mit. Endlich kamen die dreißig Gulden an, Streicher's Reisegeld nach Hamburg, die Hoffnung seiner Zukunft, und ohne Besinnen erklärte der treue Freund dem Dichter, daß er seinen Plan für jetzt aufgeben und seinen Gefährten nach seinem neuen Aufenthaltsorte begleiten werde. Nun schrieb Schiller noch an demselben Abend an Meyer, daß er den nächsten Vormittag nach Mainz abgehen, und den Tag danach in Worms eintreffen werde; dort erwarte er auf der Post Nachricht, wohin er sich zu begeben habe, um ihn zu sprechen und den Ort zu bestimmen, wo er sein Trauerspiel in Ruhe umarbeiten könne.

Der nächste Morgen sah die Freunde wieder unterwegs. In Frankfurt bestiegen sie das Marktschiff, welches sie noch früh genug nach Mainz brachte, um die Stadt und den Dom besichtigen zu können. Den folgenden Tag verließen sie Mainz sehr früh. In der schönsten Morgenbeleuchtung bewunderten sie den herrlichen Anblick des Zusammenströmens der blauen Rheinfluth und der gelblichen Gewässer des Mains. Abends wollten sie in Worms sein, aber als ungeübten Fußgängern wurde die Anstrengung ihnen sehr beschwerlich, denn der Marsch dauerte neun Stunden. „Als noch am Vormittag Nierenstein erreicht wurde, konnten beide der Versuchung nicht widerstehen, sich an dem in der Gegend wachsenden Wein, den sie nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten zu stärken, welches besonders Schiller, der von Mainz bis hierher nur wenige Worte gesprochen, sehr zu bedürfen schien. Sie traten in das zunächst am Rhein gelegene Wirthshaus und erhielten dort durch Bitten und Vorstellungen ein Viertelmaaß von dem besten ältesten Wein, der sich im Keller befand und der mit einem kleinen Thaler bezahlt werden mußte. Als Nichtkennern edler Weine schien es ihnen, daß bei diesem Getränk, wie bei vielen berühmten Gegenständen, der Ruf größer sei, als die Sache verdiene. Aber als sie ins Freie gelangten, als die Füße sich

leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düstere Hülle etwas lüftete und man ihr mit mehr Muth als bisher entgegen zu treten wagte, glaubten sie einen wahren Herzenströster in ihm entdeckt zu haben und ließen dem edlen Weine volle Gerechtigkeit angedeihen. Dieser angenehme Zustand erstreckte sich aber kaum über drei Stunden; denn so fest auch der Wille war, so sehr auch die Nothwendigkeit zur Eile antrieb, so konnte Schiller doch das anstrengende Gehen kaum bis in die Mitte des Nachmittags aushalten, was aber vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war und nichts so sehr ermüdet, als tiefes Nachsinnen, wenn der Körper in Bewegung ist. Man entschloß sich daher, eine Stazion weit zu fahren, wodurch es allein möglich war, daß Worms um neun Uhr Nachts erreicht wurde."

Meyer's Brief war da; das Gasthaus zum Viehhof in Oggersheim bei Mannheim wurde als Ort der Zusammenkunft bezeichnet. Beruhigt setzten die Freunde am nächsten Morgen ihren Weg fort und trafen zur rechten Zeit in Oggersheim mit Meyer und dessen Frau nebst zwei Verehrern des Dichters zusammen. Meyer wußte Dalberg's Abweisung in gelinderm Lichte darzustellen, er versicherte, das Stück würde jedenfalls angenommen werden, nur müsse es in passender Weise verkürzt und der letzte Akt beendigt werden. Als Schiller nach einem Orte fragte, wo er ungestört die Umarbeitung vornehmen könnte, wurde gerade das Gasthaus, in welchem sie sich aufhielten, aus vielen Gründen dazu bestimmt. Die Mannheimer Freunde versprachen die Koffer und das Klavier herüber zu schicken, und kehrten dann zurück. Als die beiden Gefährten Abends Ruhe suchten, fanden sie auf ihrem Zimmer nur Ein Bett, in welches sie sich brüderlich theilten. Da Stuttgarter Briefe immer noch von Gefahr sprachen, so führte Schiller nicht mehr den Namen Dr. Ritter, sondern verwandelte sich in einen Dr. Schmidt.

Noch denselben Abend setzte Schiller sich nieder, um an dem neuen bürgerlichen Trauerspiele zu schreiben, welches ihn weit mehr fesselte, als der Fiesko. Die Karaktere des neuen Stücks suchte er den Mannheimer Schauspielern anzupassen. Die Musik seines Freundes war für ihn ein belebender Genuß. Streicher erzählt: „Schon in Stuttgart ließ sich wahrnehmen, daß Schiller durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschütterte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne. Er machte daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an Streicher Werden Sie nicht heute Abend wieder Klavier spielen? — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, während er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht erleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging, und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach."

Wochen vergingen, ehe der Dichter sein bürgerliches Trauerspiel so weit bewältigt hatte, daß er nun Muße fand, an den Fiesko zu denken, dessen Schluß sich trotz aller Kombinazionen nicht an das Stück fügen wollte. Ueberdies

waren die trüben und feuchten Oktobertage, der Aufenthalt in dem elenden Zimmer des Gasthofes, das laute Zanken des Wirthes mit Frau und Tochter nicht eben erheiternd, und wenn die Freunde einen Spaziergang machten, so ließ die kahle, flache, sandige Gegend, in welcher Pappelalleen die einzige Unterbrechung bildeten, die schönen Berge der schwäbischen Heimath schmerzlich vermissen. Der Verkehr mit den Mannheimer Freunden, von denen Meyer und Schwan den Dichter stets sehr herzlich empfingen, wurde dadurch sehr erschwert, daß die Stadt für Schiller nur in der Dämmerung zu betreten war und weil die Thore früh geschlossen wurden, war nach jedem Besuche ein Nachtaufenthalt in Mannheim nicht zu umgehen.

Eine originelle Persönlichkeit lernte Schiller in Oggersheim kennen. Der einzige Kaufmann des Ortes war Herr Derain, der sich aber weit mehr mit Politik und Literatur als mit dem Vertrieb seiner Waaren beschäftigte. Da er ein lediger Mann war und ein kleines Vermögen besaß, so war ihm nichts lieber, als wenn seine Ladenthür so wenig als möglich klingelte. Sein Gemüth war durchaus edel, und in seinem Umgange zeigte der wackre Mann die liebenswürdigste Bescheidenheit. Die Frau Wirthin zum Viehhof kehrte öfter bei dem Herrn Derain ein um ihm ihr häusliches Leid zu klagen oder sich zu ihrem Trost ein unterhaltendes Buch zu holen. Als Schiller nun seinen Fiesko umarbeitete, beachtete er die nunmehr überflüssig gewordenen Szenen gar nicht mehr und warf die Blätter, auf denen sie geschrieben waren, fort. Die Frau Wirthin aber sammelte dieselben sorgfältig und brachte sie zu ihrem Vertrauten, dem Herrn Derain. Diesem schien die Sprache der Blätter so neu und ungewöhnlich, daß er dieselben seinem Verwandten, dem Kaufmann Stein in Mannheim, vorlegte, der von seiner Tochter, die in allen neueren Werken der Dichtkunst völlig heimisch war, ein Gutachten verlangte.

Stein's Tochter war aber auch sehr hübsch, und Streicher verkehrte in seinem Hause. Mit schmeichelnder Bitte legte das reizende Mädchen dem jungen Musiker die geheimnißvollen Blätter seines Reisegefährten vor, und was der wackre Streicher jedem Manne auf das standhafteste verläugnet hätte, das wußte der schöne Mund und die freundlichen Augen ihm zu entlocken. Auch Herr Derain wurde Mitwisser des Geheimnisses, und mit dringendem Eifer bat er um die Erlaubniß, die Bekanntschaft des noch so jungen und doch schon so berühmten jungen Mannes machen zu dürfen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und die Freunde brachten bei dem gastfreien Manne manchen trüben Novemberabend in angenehm zerstreuender Unterhaltung zu.

Die Vollendung des Fiesko verzögerte sich bis in die ersten Tage des November. Um diese Zeit aber wurde das fertige Drama an Meyer abgegeben. Die inhaltschwere Entscheidung, und diesmal die endgültige, stand nun wiederum bevor. So schwer die Tage auch waren, Schiller war doch standhaft genug, wie ein Mann zu tragen; und vollends den Seinigen daheim auf der Solitüde auch nur durch ein einziges banges Wort das Herz schwer zu machen, dazu war seine Liebe zu ihnen viel zu groß. Am 6. November schrieb er an Kristofine, alle Besorgnisse der Eltern um sein Schicksal erklärte er für unbegründet, und die Trennung von Vaterland und Familie, sagt er, könne nicht so

schmerzhaft sein, da er selbst sie ja zu seinem eigenen Besten herbeigeführt habe. „Losgerissen aus Euren Armen“ — so lauten seine Worte — „weiß ich keine bessere, keine sichere Niederlage meines theuersten Schatzes, als Gott. Von seinen Händen will ich euch wiederempfangen. Das sei die letzte Thräne, die hier fällt.“ Nun spricht er von seinen Aussichten. In Mannheim werde er nicht bleiben, erklärt er, eine tiefere Bekanntschaft mit seinen Mannheimer Freunden habe ihn für ihre Unterstützung zu stolz gemacht. Als zukünftigen Aufenthaltsort nennt er Berlin, sogar Petersburg; auch der Medizin wolle er nicht ganz entsagen, in einem halben Jahre hoffe er seinen Doktor zu machen; seine Arbeiten würden ihm gut bezahlt, er habe bis jetzt noch nichts von dem entbehren müssen, was er in Stuttgart gewohnt gewesen sei. — Auch in Briefen an seine Freunde in Stuttgart sprach er von sich mit derselben Zuversicht, während in Wirklichkeit seine Lage ihn oft der Verzweiflung nahe brachte.

Eine Woche war vergangen, Dalberg ließ nichts von sich hören, er hatte sich überhaupt in der ganzen Zeit um Schiller's Schicksal nicht im geringsten bekümmert. Der Dichter entschloß sich, an ihn zu schreiben; wenn noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit des Fiesko gegeben werden könne, so bat er sich vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgisten aus.

Mit diesem Briefe, der das Datum des 16. Novembers trug, begaben Streicher und Schiller sich am Abend nach Mannheim. Als sie bei Meyer eintraten, fanden sie diesen und seine Gattin in höchster Bestürzung. Man sagte ihnen, soeben sei ein würtembergischer Offizier dagewesen, der sich sehr angelegentlich nach Schiller erkundigt habe. Meyer war der festen Meinung, dieser Offizier sei den Dichter zu verhaften beauftragt, und hatte ihm erklärt, er kenne den jetzigen Aufenthaltsort des Flüchtlings durchaus nicht. In diesem Augenblicke hörte man die Klingel der Hausthür, die Freunde wurden rasch in ein Kabinet hineingedrängt. Ein Bekannter des Hauses kam und erzählte aufgeregt, der Offizier habe seine Nachforschungen in einem Kaffeehause fortgesetzt. Andere, die neu hinzukamen, bestätigten diese Nachrichten, und die Bestürzung der Betheiligten wuchs mit jeder Minute. Was sollte geschehen? Für Schiller war es eben so gefährlich nach Oggersheim hinaus zu gehen als in der Stadt zu bleiben, und wenn Schiller in Meyer's Wohnung ergriffen wurde, so zog auch dieser sich viele Unannehmlichkeiten zu.

Eine Dame brachte in dieser peinlichen Lage Rettung. Madame Curioni hatte Aufsicht und Vollmacht über das Palais des Prinzen von Baden, in dessen Mauern der Arm der Polizei machtlos war. Sie erbot sich, die Freunde in dem Palais zu verstecken, so lange Gefahr vorhanden sei. Dieses mit der anmuthigsten Gefälligkeit gemachte Anerbieten wurde mit lebhafter Erkenntlichkeit angenommen, und die Verfolgten sogleich zu ihrer Freistatt geleitet.

Das elende Zimmer des Viehhofes hatte der Dichter nun plötzlich mit dem prachtvollen Gemach eines Fürsten vertauscht. An den Wänden hingen die schönsten Kupferstiche; eine Reihe von Schlachtstücken aus dem Leben des makedonischen Alexanders fesselte die Jünglinge bis tief in die Nacht. Am nächsten Morgen wagte Streicher sich zu Meyer und erhielt von diesem die gewisse Nachricht, daß der würtembergische Offizier nicht mit dem Mannheimer Gouvernement ver-

kehrt habe und schon Abends zuvor wieder abgereist sei. Später erfuhr man, daß der gefürchtete Offizier ein Bekannter Schiller's gewesen sei, der den Dichter gern gesprochen hätte. Man hatte nun mit dem besten Erfolg verhindert, daß die beiden Freunde sich umarmten.

Streicher führte den Dichter zu Meyer zurück, wo man die unsichere und gefährliche Lage Schiller's umständlich besprach; allen schien es geboten, daß der Verfolgte Mannheim sofort verlasse. Frau von Wolzogen in Stuttgart hatte dem Dichter auf alle Fälle einen Zufluchtsort auf ihrem Familiengute Bauerbach versprochen. An sie schrieb Schiller jetzt und bat, dieses Versprechen jetzt in Kraft treten zu lassen. In einem Briefe vom 19. November bat er auch seine Mutter und Kristofine, so wie Frau von Wolzogen und Frau Vischer um eine Zusammenkunft in Bretten; in seiner Armuth versprach er, einen Karolin Reisegeld beisteuern zu wollen. Doch erfolgte diese Zusammenkunft nicht.

Um diese Zeit mußte Schiller sich von seinem treuen Streicher trennen; alle Mittel waren aufgezehrt, der junge Musikus mußte nach Mannheim ziehen, um dort seinen Unterhalt zu suchen. Schiller blieb nun allein in Oggersheim zurück. Seine Uhr hatte er bereits verkauft, und die letzten vierzehn Tage hatte er auf Borg gelebt.

„Gegen Ende Novembers" — so berichtet Streicher, „erfolgte endlich die Entscheidung des Baron Dalberg über Fiesko, welche ganz kurz besagte: daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütigt werden könne. So zerschmetternd für Schiller ein Ausspruch sein mußte, der die Hoffnung: das quälende, seine schönsten Augenblicke verpestende Gespenst einer kaum des Namens werthen Schuld von sich zu entfernen, auf lange Zeit zerriß — so sehr er es auch bereute, daß er sich durch täuschende Versprechungen, durch schmeichelnde, leere, glatte, hohle Worte hatte aufreizen lassen, von Stuttgart zu entfliehen — so ungewöhnlich es ihm scheinen mochte, daß man ihn zur Umarbeitung seines Stücks verleitet, die ihn nahe an zwei Monate Zeit gekostet, all sein Geld aufgezehrt und ihn noch in neue Schulden versetzte, ohne ihn auf eine entsprechende Art zu entschädigen oder auch nur anzugeben, worin denn die Unbrauchbarkeit dieses Trauerspiels bestehe — so sehr dieses alles sein großmüthiges Herz zernagte, so war er dennoch viel zu stolz, als daß er sein Gefühl für eine solche Behandlung hätte errathen lassen. Er begnügte sich gegen Herrn Meyer, der ihm diese abweisende Entscheidung einhändigen mußte, zu äußern: er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereist sei." —

Wenn man in Erwägung zieht, daß Dalberg als feingebildeter Mann und als Kenner der vaterländischen Literatur unfehlbar einen ganz bestimmten Begriff von der großen Bedeutsamkeit Schiller's, von seinen ganz außerordentlichen Anlagen, von seinem begeisterten Streben haben mußte, so gibt es kaum Worte, die schwer genug wären, um die empörende Art und Weise zu bezeichnen, mit welcher der vielvermögende Mann den unglücklichen Dichter, der auf ihn sein ganzes volles Vertrauen gesetzt, von sich stieß. Welche Gründe konnten es sein, die einen Dalberg zu einem Verfahren trieben, das eine ewige Brandmarke für

ihn sein wird? Sollte es wirklich die Ueberzeugung gewesen sein, Fiesko sei ein unbrauchbares Stück? Zu einem so schiefen Urtheil war Dalberg ein viel zu feiner Kenner, und später bat er ja selbst um den Fiesko, den Iffland schon damals, im November 1782 in einem noch jetzt vorhandenen Gutachten gebührend anerkannte, und in eben demselben Gutachten sagte Iffland ausdrücklich, daß so viel Genie und Fleiß, in Erwägung der traurigen Lage des Verfassers, eine Unterstützung verdiene. Aber auch diesen Antrag wies Dalberg von sich, obwohl er über die Theaterkasse ganz selbständig verfügen konnte, und in diesem Falle durch den Vorschlag des Schauspieleraussschusses ganz gesichert und gedeckt war. Und von alledem abgesehen, war Dalberg ein reicher Mann, der aus seinem Privatvermögen Tausende hätte verschenken können. Auch Schiller hat später von ihm sehr ansehnliche Geldgeschenke erhalten. Den Fiesko gänzlich abzulehnen, dazu bestimmte den Freiherrn also keineswegs Knauserei, zu welcher er überhaupt nicht hinneigte, sondern die Gründe seines auffallenden Benehmens liegen tiefer. Schon Hoffmeister hat das Richtige getroffen, wenn er (I, 177, erste Auflage) sagt: „Dalberg glaubte seiner Stellung gemäß nicht das geringste für Schiller thun zu dürfen, so lange dem Dichter eine Verfolgung von Seiten des Herzogs bevorstand. Dadurch hätte er sich ja dessen Mißfallen, und vielleicht die Ungnade seines Kurfürsten zugezogen. So lange dieser einzige Makel an Schiller haftete, half es ihm nichts, ein noch so herrlicher Mensch zu sein, und seine besten Schauspiele taugten nicht für das Mannheimer Theater.“ Dalberg fürchtete also für seine eigene Stellung und für seine eigene Person; da er aber schon einmal freundlich mit dem Dichter verkehrt hatte, und da er den Ruf als Beschützer der Wissenschaften nicht gern einbüßen wollte, so wies er den Dichter nicht mit offenen und ehrlichen Worten von sich, sondern er hielt ihn durch vieldeutige Versprechungen hin, und stieß den Dichter dadurch noch tiefer ins Elend. Diese Handlungsweise wälzte auf den Freiherrn aber eine viel größere Schuld, als wenn irgend ein pekuniärer Grund ihn bestimmt hätte. Dalberg kannte die geistige Begabung Schiller's, und wenn er ihn wissend und absichtlich zurückstieß und ihm jede Unterstützung, die ihm so leicht gewesen wäre, versagte, so verging er sich durch dieses Verfahren gegen die ganze Menschheit, denn der Dichter, der wahre große Dichter gehört nicht einer kurzen Reihe von Jahren und nicht einem einzigen Volke, sondern er gehört der ganzen Menschheit an, für die er arbeitet, und für die seine Arbeit Früchte trägt. Dalberg lud die schwerste Schuld auf sein Haupt, die ein Mensch nur begehen kann, und was er sonst auch Vortreffliches geleistet hat, alles zusammen genommen ist nicht genügend, sein Verfahren gegen Schiller auch nur einmal zu entschuldigen.

Diesem feigen, kläglichen Eigennutz des Freiherrn von Dalberg gegenüber, wie groß und edel, wie muthvoll erscheint das Benehmen einer Frau! Die Söhne der Frau von Wolzogen wurden in der herzoglichen Akademie erzogen, die Gräfin Franziska war die Gönnerin und Beschützerin der Mutter wie der Kinder, die ganze Familie lebte in Stuttgart unter den Augen des Herzogs, und doch zauderte Frau von Wolzogen keinen Augenblick, den Dichter, dem Dalberg auch nur seinen erworbenen Lohn zu geben sich fürchtete, sogleich aufzunehmen und in Bauerbach ihm von ihren keineswegs glänzenden Mitteln einen sichern

Zufluchtsort zu bereiten. Es sieht fast so aus, als habe das Geschick die leuchtenden Gestalten einer Frau von Wolzogen, eines Streicher absichtlich neben die Figur eines Dalberg gestellt, um diese in ihrem richtigen Lichte vor aller Welt erscheinen zu lassen.

Was Schiller unter dem eisernen Zwang der Umstände noch thun konnte, dazu entschloß er sich nun ohne langes Besinnen: er ging zu dem Buchhändler Schwan und verkaufte diesem sein Manuskript. Schwan behauptete, nicht mehr als einen Louisd'or für den Bogen geben zu können, und auf diese Weise erhielt Schiller für seinen Fiesko etwa sechzig preußische Thaler! Die Summe genügte, um die Kreidestriche des Wirthes im Viehhof auszulöschen, einige unentbehrliche Winterfachen anzuschaffen und die Reise nach Bauerbach zu bestreiten.

Was wurde nun aus Streicher? Vor diesem Gedanken brach Schiller's Fassung fast zusammen. Streicher hatte alle seine Mittel für ihn aufgeopfert; statt nach Hamburg zu gehen und dort unter der Leitung des berühmten Künstlers seine Zukunft zu begründen, war er nun des Broderwerbs wegen an Mannheim gefesselt, denn es war für ihn nicht die geringste Aussicht vorhanden, das beträchtliche Reisegeld nach Hamburg zu ersetzen. So blieb er in Mannheim und suchte die Mitglieder der Theaterkapelle für seine Zwecke zu benutzen. Nicht einen einzigen Augenblick war der herrliche Mensch ungehalten über Schiller, dessen Unglück ihm auch seinen eigenen Lebensweg versperrte, sondern was ihn bekümmerte, war allein das Unglück des Dichters.

Am 30. November 1782 sollte Schiller abreisen. In Mannheim die Post zu besteigen, wäre allzu auffällig gewesen. Man verabredete, Streicher, Meyer und einige andere Freunde sollten den Dichter von Oggersheim abholen und ihn nach Worms begleiten, von wo aus er ohne Aufsehen abfahren konnte. Sein Reiseziel war Meiningen, von dort aus war Bauerbach leicht zu erreichen.

Die letzten Stunden möge Streicher schildern, wie er sie viele Jahre nachher aus treuem Gedächtnisse aufzeichnete. Er sagt: „An dem bestimmten Tage fuhren die Freunde nach Oggersheim. Schiller war gerade beschäftigt, seine wenige Wäsche, seine Kleidungsstücke, einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über die Zukunft beruhigen oder seine Munterkeit befördern könnte. Allein bei ihm war dies gar nicht so nöthig, als bei den meisten Menschen, denen ihre Hoffnungen fehlschlagen, der Fall ist. Nur die Erwartung, die Ungewißheit einer Sache hatte für sein Gemüth etwas Unangenehmes, Beunruhigendes. Sowie aber einmal die Entscheidung eingetreten war, zeigte er all den Muth, den ein wackrer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte — was wenige Dichter thun — seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz des Karl Moor „die Qual erlahme an meinem Stolze" bei Umständen, in welchen jeden andern die Kraft verlassen hätte.

„Von Oggersheim brach die Gesellschaft bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms auf, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um in dem Posthause, wo sie abgestiegen war, von einer wandernden Truppe Ariadne auf Naxos spielen zu sehen. Daß die Aufführung ebenso erbärmlich als lächerlich sein mußte, ergibt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches

den Theseus abzuholen erschien, zwei Kanonen gemalt waren und daß der Donner, durch welchen Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittels eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einen großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde.

Meyer und seine Freunde fanden hier eine reiche Ernte für ihre Lust, alles zu belachen und zu verspotten. Schiller aber sah mit ernstem, tiefem Blick und so ganz in sich verloren auf das Theater, als ob er nie etwas Aehnliches gesehen hätte oder es zum letztenmal sehen sollte. Auch nach beendigtem Melodram konnten die Bemerkungen der Anderen ihm kaum ein Lächeln entlocken, denn man sah es ihm an, daß er nicht gern aus der Stimmung trete, die sich seiner bemächtigt hatte. Das Nachtessen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, machte ihn jedoch etwas heiterer, so daß man endlich ganz wohlgemuth aufbrechen konnte, um nach Mannheim zurückzukehren und dem Allen werth gewordenen Dichter das Lebewohl zu sagen. Meyer und die andern schieden sehr unbefangen und redselig.

„Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? — Kein Wort kam über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, langdauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können. Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmüthige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen, und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen.

„Die außerordentlich strenge Kälte, welche in den ersten Tagen des Dezember herrschte, ließ um so weniger für den Dichter eine angenehme Reise erwarten, da er ohne schützende Kleidung, nur mit einem leichten Ueberrocke versehen, einige Tage und Nächte auf dem Postwagen zubringen mußte, dessen damaliger Schneckengang selbst in einer bessern Jahreszeit die Stunden zu Tagen ausdehnte. Seine Freunde beklagten ihn sehr und ihre zu spät erwachte Gutmüthigkeit erinnerte sie jetzt an manches Entbehrliche, womit ihm die rauhe Witterung weniger empfindlich hätte gemacht werden können, und je mehr die Mittel hierzu sich fanden, um so ernstlicher wurde bedauert, daß man nicht früher daran gedacht hatte oder deshalb gemahnt worden war. Ebenso natürlich war es auch, daß dieselben Menschen, welchen die Versprechungen, die Schiller gemacht worden, bekannt waren, und die ihm die Hoffnung, daß sie erfüllt würden, ganz unbezweifelt darstellten, jetzt auch ihren scharfen Tadel über seine Flucht äußerten und solche für eben so leichtsinnig als unbegreiflich erklärten. Man berechnete sorgfältig den Reichthum berühmter Aerzte und verglich damit die Einkünfte deutscher Dichter, die, wenn sie auch den größten Ruhm sich erworben, dennoch in einer Lage waren, welche man wahrhaft ärmlich nennen konnte. Auch fürchtete man, daß die Erwartungen, die Schiller durch sein Schauspiel erregte, viel zu groß wären, als daß er dieselben durch nachfolgende Werke befriedigen, oder seine Kräfte in gleicher Höhe erhalten könnte.

„Der einzige, aber auch sehr warme Vertheidiger unseres Dichters war Iffland, der, den Beruf zum Schauspieler in sich fühlend, in noch jungen Jahren, bloß mit etlichen Thalern in der Tasche und mit den am Leibe tragenden

Kleidungsstücken versehen, seinem wohlhabenden Vater entfloh, um sich zu Ekhof zu begeben und in dessen Schule zu bilden. Iffland allein wußte die Lage Schiller's gehörig zu würdigen, indem er aus eigener Erfahrung beurtheilen konnte, wie unerträglich es ist, ein hervorstechendes, angebornes Talent unterdrücken, die herrlichsten Gaben vermodern lassen zu müssen, und nur das gemeine Alltägliche thun zu sollen, oder gar durch Zwang zu dessen Ausübung angehalten zu werden. Nicht nur gab er dem muthigen Entschlusse Schiller's seinen völligen Beifall, sondern machte auch mit dem ihm zu Gebote stehenden Witze den Kleinmuth derer lächerlich, die es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reisen zu müssen, oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbesetzten Tisch zu finden." Man freute sich endlich, daß der Dichter nun wenigstens auf einige Zeit gegen Mangel und Verfolgung gesichert sei, und sprach den Wunsch aus, seine Lage bald dauernd gebessert zu sehen.

Der Dichter, der nun wieder den Namen Dr. Ritter führte, näherte sich indeß mit dem bedächtigen Gange der Posten der guten alten Zeit allmälig seinem Zufluchtsorte, den er in etwa sechzig Stunden denn auch wohlbehalten erreichte. In Meiningen lernte er bei einem kurzen Aufenthalte den Bibliothekar Reinwald kennen. Frau von Wolzogen hatte ihm diesen Mann als zuverlässig empfohlen; Schiller stellte sich ihm unter seinem wahren Namen vor und verkehrte in der nächsten Zeit viel mit ihm.

Das Dorf Bauerbach liegt zwei Stunden südlich von Meiningen in einem einsamen Thale; ein kleines Wasser, von Erlen und Weiden umbuscht, fließt hindurch; über dem Dorfe erheben sich auf einem Berge die Ruinen des Schlosses Henneberg; noch höhere Berge umschließen das Ganze, alle sind mit dunklen Tannenwäldern bedeckt. Die Gegend ist karg und unwirthlich, und gewährt ihren Bewohnern für strenge Arbeit nur mäßigen Unterhalt. In diesem Dorfe besaß Frau von Wolzogen ein Haus; sie hatte es gekauft, weil das gutsherrliche Gebäude sich in schlechtem Zustande befand. Hier wohnte sie, wenn die Verwaltung des Gutes, welches ihr ganzes Vermögen ausmachte, ihre Anwesenheit forderte, und hier hatte sie auch für Schiller den Zufluchtsort bereitet.

Im Dezember des Jahres 1782 kam Schiller in dem einsamen Dorfe an. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend, die Nacht sank schon auf das Thal, aus den einzelnen, zerstreuten Häusern schimmerte Licht dem Wanderer freundlich entgegen. Der Verwalter des Gutes, der zugleich Schultheiß und Schulmeister des Dorfes war, hieß Vogt; der Dichter händigte ihm seinen Beglaubigungsbrief ein, und wurde sogleich in seine Wohnung geführt. Ein etwas niedriges Zimmer empfing ihn; ein mächtiger Kachelofen, der eine behagliche Wärme verbreitete, war nach der langen Reise auf dem Postwagen ein sehr erwünschter Anblick. An den Wänden hingen einige alte Fürstenbilder, vor einem Tisch mit gewundenem Fuß stand ein Lehnstuhl. Das Zimmer lag nach hinten hinaus in einem zweistöckigen, langen und schmalen Gebäude.

Anfangs gefiel alles dem Ankommenden ausnehmend wohl; für seine Bequemlichkeit war sehr gut gesorgt; Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung ließ nichts zu wünschen übrig. Dem Dichter war nach dem langen Umhertreiben, nach den vielfachen Zurücksetzungen in Mannheim äußerst behaglich zu Muth, und seine

Fantasie gefiel sich zwischen den schroffen Felsabhängen, über denen die dunklen Wälder hingen. „Es war“ — so sagt Karoline von Wolzogen, Schiller's Schwägerin — „ein Hauptzug in seinem Wesen, daß er sich gern mit Bildern eines engen, einfachen Lebens beschäftigte. Pläne zur Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrunde seines Gemüths. Es war, wie wenn dieses sich eine, wenn auch späte Zuflucht sichern wollte. Innerer Reichthum der produktiven Fantasie und ein zartes, leicht verletzbares Gefühl, dessen Träume vom Großen und Schönen die Wirklichkeit nie erfüllen konnte, erklären diesen Zug, den er wohl mit vielen ausgezeichneten Menschen gemein hatte. Auch im spätern Leben kehrte diese Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit oft wieder; er gedachte dieser Zeit, wo er sie zuerst genossen, immer mit besonderm Vergnügen und behielt eine Vorliebe für den Aufenthalt, der sie ihm dargeboten.“ An seinen Streicher schrieb Schiller am 8. Dezember, sein Gemüth sei nun heiter, und er fühle sich wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft habe.

Aber bei dem Gegensatze dieses ruhigen und sichern Aufenthaltes zu dem unstäten Leben der letztvergangenen Zeit wurden in des Dichters Herzen mit vermehrter Bitterkeit die Empfindungen dessen rege, was er von den Menschen hatte erdulden müssen. „Was sie thun, lieber Freund“ — so sagte er in dem Briefe an Streicher — „behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H . . . . t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden, oder man sinkt unter.“

In der Einsamkeit hielt ihn nichts von eifriger Arbeit ab. Reinwald versah ihn mit Büchern. Dem Auge bot sich nichts als bescheidene Hütten, eine baufällige Kirche, Bauern im Leinenkittel und einige ärmliche Juden dar; die Stille des Landlebens unterbrach nur der Schrei der Krähen oder das Heulen der winterlichen Stürme. Das neue bürgerliche Trauerspiel, Luise Millerin, gewann manche Szene schon in den ersten Wochen.

Nicht lange sollte diese Einsamkeit so ganz ungestört bleiben. Frau von Wolzogen zeigte dem Dichter an, daß sie im Januar des nächsten Jahres nach Bauerbach kommen werden. Schiller erwartete sie mit großer Spannung. Es war ihm eine große Freude, die Frau wiederzusehen, die schon in Stuttgart seine Vertraute war, der gegenüber er auch in dem einsamen Bauerbach der Dichter sein durfte. Mit Frau von Wolzogen war auch ihre Tochter Charlotte angemeldet. Das schöne Mädchen, welches die Herzogin von Gotha in einer Pension erziehen ließ, hatte schon früher, wenn sie zum Besuch ihrer Mutter in Stuttgart war, auf Schiller Eindruck gemacht, und er glaubte sich von Charlottens Seite gleicher Gefühle versichert halten zu dürfen. Mit welcher Erwartung sah er dem Tage entgegen, der die lieben Gäste bringen sollte.

Sie kamen, und der Dichter war hoch beglückt durch ihre Gegenwart. Nur wenige Tage dauerte der Aufenthalt der Frau von Wolzogen in Bauerbach, dann begab sie sich mit ihrer Tochter nach Walldorf, dem Stammgut ihrer Familie, zu ihrem Bruder. Dieses Gut lag drei Stunden von Bauerbach in der Nähe von Meiningen. Schiller begleitete sie, und kehrte dann nach Bauerbach zurück. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er seiner mütterlichen Freundin:

„Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen, lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringere Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen."

Frau von Wolzogen hatte ihm bei seinem Besuche in Walldorf die Bekanntschaft eines Freundes in Aussicht gestellt, und ihm empfohlen, der Vorsicht wegen nicht über Meiningen zu gehen. Mit Bezug hierauf fährt Schiller's Brief fort: „Auf die Bekanntschaft Ihres Freundes freue ich mich als auf einen zu machenden Fund. Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinahe überworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Karaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe. — Ich gehe also nicht über Meiningen, sondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viel Plane zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freuden meines Lebens verderben. —

„Leben Sie so lange glücklich und vergnügt, meine Theuerste, und vergessen nicht, daß drei Stunden von Ihnen jeden Augenblick von Ihrem zärtlichsten Freunde an Sie gedacht wird."

Nach dieser Zusammenkunft in Walldorf wurde für Schiller die Rückkehr nach Bauerbach sehr schwer. Am 10. Januar schrieb er der Frau von Wolzogen wieder, meldete ihr, da sie des schlechten Wetters wegen seinetwegen besorgt sein könne, seine glückliche Ankunft, und fuhr dann fort: „So kann ich also doch mit dem Schicksal zufrieden sein, weil ich Sie die kurze Zeit Ihres Hierseins doch recht genießen kann. Aber die Zeit eilt so schnell, meine Beste, und das nächstemal, daß ich Sie sehe, kommt schon der Abschied wieder. Zwar kein Abschied auf lange — doch ein Abschied — welche Empfindungen man dabei zu erwarten hat, weiß ich aus Erfahrung. Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch eben so schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß. — Ich falle in eine düstere Laune und muß abbrechen. Also zu Anfang der nächsten Woche sehe ich Sie in Meiningen gewiß?"

Die Laune des Dichters zu verdüstern, dazu fanden sich mancherlei Gründe. Zu der bittern Empfindung seiner fehlgeschlagenen Lebenspläne, zu dem drückenden Gefühl seiner Abhängigkeit kam die Sehnsucht nach Charlotte von Wolzogen um so quälender hinzu, als seine eigene Zukunft noch so dunkel und aussichtslos vor ihm lag, daß er ehrenhalber nicht einmal seine Neigung zu der Tochter seiner Wohlthäterin zeigen durfte. In solchen Zeiten des überreizten Gefühls ist der Mensch nicht im Stande, Gerechtigkeit zu üben, und am allerleichtesten wird er gegen diejenigen ungerecht, welche ihm am nächsten stehen. Auch Schiller

sollte diese Erfahrung bethätigen. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes hatte er von Bauerbach aus an Frau Vischer geschrieben, und über seine Verhältnisse sehr rückhaltlos zu ihr gesprochen. Frau Vischer hatte diesen Brief einem Offizier ihrer Bekanntschaft gezeigt, und durch ihn hatten noch andere den Inhalt kennen gelernt. Hätte der Herzog von Würtemberg nur im geringsten den Willen gehabt, Schiller zu verfolgen, so würde dieser unvorsichtige Brief ihn sicher auf die Spur geleitet haben. Würde in diesem Falle nicht die ganze Ungnade des Herzogs auf Frau von Wolzogen gefallen sein? Und ihre vier Söhne, wurden in der Karlsschule erzogen und bauten ihre Zukunft auf die wohlwollende Gesinnung Karl Eugen's.

Als Schiller nun mit Frau von Wolzogen in Meiningen zusammentraf, machte diese ihn auf seine unvorsichtige Handlungsweise aufmerksam und bat ihn, um seinetwillen und ihretwillen künftig besser seine Verkleidung zu wahren. Wie empfindlich Schiller aber von diesen wohlgemeinten und durchaus berechtigten Worten sich getroffen fühlte, das bezeugt ein Brief, den er gleich nach jenem Besuche in Meiningen, am 14. Januar 1783 an Streicher schrieb. „So bin ich doch der Narr des Schicksals!" — so lauten die aufgeregten Worte — „Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgend ein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Ball in dieser sublunarischen Welt herum! Hören Sie! Ich bin, wenn Sie den Brief haben, nicht mehr in Bauerbach. — Lieber Freund, trauen Sie niemand mehr. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den seine Umstände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob! das letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines Glückes zu sein — aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es entgelten, wenn der Herzog von Würtemberg Wind bekäme. Das war mir genug. So schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr rissen mich erwünscht aus dem Handel. Durch die Bemühungen meines sehr erprobten Freundes, des Bibliothekar Reinwald, bin ich einem jungen Herrn von Wurmb bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann und vielleicht eine Fortsetzung liefern wird. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! — Hören Sie Freund, wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter vom ersten Rang figurire, so erscheine ich wenigstens als ein Narr, und nunmehr ist das für mich eins. Ich soll mit meinem Wurmb im Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir selbst und der Freundschaft leben, und, was das Beste ist, schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revoluzion in meinem Kopf und Herzen machen soll."

Leidenschaftliche Aufregung spricht aus jeder Zeile dieses Briefes; sie mußte bald verrauchen und besserer Einsicht Platz machen. Der Herr von Wurmb, ein Freund poetischer Spielerei, sonst aber ein braver Mann voll warmen Gefühls, wohnte auf Wolkramshausen bei Nordhausen; er war der Bruder von

Schiller's zukünftiger Schwiegermutter, der Frau von Lengefeld. Schiller führte seinen Plan, zu ihm zu gehen, nicht aus. Er gewann bald eine klare Ansicht der wirklichen Verhältnisse, und blieb in Bauerbach. Das Gefühl, daß er das Benehmen seiner Wohlthäterin ungerecht beurtheilt hatte, ließ ihn mit um so größerer Liebe zu ihr zurückkehren, und um etwa angestellten Nachforschungen auszuweichen, schrieb er zwei Briefe, welche darauf berechnet waren, irre zu leiten; den einen erhielt Wilhelm von Wolzogen in Stuttgart, es wurde darin gesagt, der Dichter sei auf dem Wege nach Amerika; der andere, an Wilhelm's Mutter, war von Hannover datirt, und enthielt die Nachricht, anfangs habe der Dichter nach Holland gewollt, jetzt habe er die Absicht, nach England zu gehen. Beide Briefe waren unnöthig, denn Herzog Karl traf keinerlei Anstalt, den entflohenen Regimentsmedikus zu verfolgen, auch bewies er sich in keiner Weise rachsüchtig gegen Schiller's Familie. Die erledigte Stelle bei den Grenadieren des Regiments Augé wurde anderweitig besetzt, und damit war die Sache abgethan.

Die Rückreise der Frau von Wolzogen nach Stuttgart fand am 24. Januar statt; Lotte begleitete sie diesmal. Dem jungen Mädchen war der Aufenthalt in der Pension, in der sie auf Kosten der Herzogin von Gotha, welcher Lottens Vater erhebliche Dienste geleistet, erzogen wurde, kein angenehmer; sie suchte so viel als möglich von dort entfernt zu sein, und Schiller freute sich, daß sie mit der Mutter zu reisen Erlaubniß erhalten hatte. Jede Spur von Groll war aus des Dichters Herzen geschwunden; er freute sich unbeschreiblich auf das Wiedersehen, das Frau von Wolzogen ihm für den Mai verheißen hatte; am 1. Februar schrieb er ihr: „Theuerste Freundin! Gott sei Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken! Also von 14, die bevorstunden, eine vom Halse. Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge. Meine Wünsche und meine Träume haben Sie begleitet, beste Freundin. Wo Sie auch sind, werden Sie solches Gefolge von mir bekommen."

Nachdem sie in Stuttgart angelangt, gab Frau von Wolzogen der Familie Schiller's bestimmte Nachrichten über das Wohlergehen des Sohnes. Des Dichters Mutter war krank gewesen; die Freundin meldete ihm ihre Genesung; das war dem Dichter eine große Freude. Sehr wenig aber behagte ihm eine andere Nachricht, die in demselben Briefe stand. Frau von Wolzogen schrieb, daß ein Herr von Winkelmann, ein Verwandter der Familie, mit ihr nach Meiningen kommen werde. Schiller kannte diesen Verwandten, und er wußte auch, daß derselbe sich sehr eifrig um Lottens Hand bemühte. Was dem Dichter aber unbekannt geblieben, war der Umstand, daß Lotte den Herrn von Winkelmann in der That liebte. Mit ihm und Lotte zusammen zu sein, war unmöglich: Schiller schrieb der Frau von Wolzogen, daß er unter diesen Umständen ihre Ankunft nicht erwarten könne. Durch den Mitkommenden müsse eine Entdeckung, wer der verkappte Ritter eigentlich sei, unfehlbar herbeigeführt werden, und Herr von Winkelmann werde diese Entdeckung ganz gewiß nicht für sich behalten. — „Ob er" — so fährt der Brief fort — „der Mann ist, der in das Geheimniß gezogen werden darf? Ich erkläre Ihnen entschlossen und offenherzig, daß ich das Letztere niemals zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von seinem

Werthe benehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten; aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind.

„Weil ich also eine Entdeckung auf dieser Seite unmöglich Gefahr laufen kann, so muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der schmerzlichste ist — ich muß Sie verlassen. Ich muß Sie zum letztenmal gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schicksal zurückläßt; aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viel Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß.

„Ueberlegen Sie, theure Freundin, ob die Sache noch zurückgetrieben werden kann, oder vielmehr, ob Sie es wünschen, sie zurückzutreiben. Es wäre eine unverzeihliche Eitelkeit von mir, wenn ich verlangen könnte, daß Sie um meinetwillen einen Menschen, der sich durch Bande der Verwandtschaft und Liebe an Sie attachirt hat, der Sie auch wirklich zu schätzen weiß, verstoßen sollten. Nein, es wäre ein höchst ungerechtes Zumuthen, wenn ich prätendirte, daß Sie mir, der kein Verdienst um Sie hat, als Freundschaft, eine Person aufopfern sollten, die keinen Fehler hat, als daß ich sie nicht liebe. Ich würde Ihre und Ihrer guten Lotte Ankunft in Bauerbach nicht ertragen können, wenn mir beifiele, daß ich Sie eines Freundes beraubte.

„Ich bleibe Ihnen immer und unter allen Zufällen; aber dieser könnte Ursache finden, ein Mißtrauen in Sie zu setzen, wenn Sie ihn bei dieser Gelegenheit vernachlässigten. Also überlegen Sie es wohl, beste Freundin, denn wenn Sie in mir denjenigen nicht finden sollten, den Sie suchten, wenn ich es gewahr würde, daß Sie es bereuten, mir zu Liebe so viel aufgeopfert zu haben, so wäre es um meine Ruhe geschehen." Wenn der Fall unvermeidlich wäre, dann wollte er nach Berlin gehen, dort werde er bald Auskommen finden; um seine Existenz brauche die Freundin nicht in Sorgen zu sein, sie möge frei handeln. „Können Sie es aber ohne Ihren und eines Menschen Nachtheil dahin bringen, daß ich bleiben kann, so machen Sie niemand größere Freude als mir. Was Sie thun, meine Beste, schonen Sie sich, und meinen Stolz. Nunmehr leben Sie wohl. Tausend Grüße an die lieben Meinigen, an Ihre Lotte und Wilhelm. Ewig Ihr Freund S."

Was die edle Frau zu dem Dichter hinzog, das war das Mitleben in seinen Ideen, und weil sie diesen Ideen wahrhaft innige Begeisterung entgegenrug, deshalb fühlte sie auch warme Theilnahme mit dem Geschick des Jünglings. Sein Brief, sein Entschluß erschreckte sie; ihrem Mutterauge konnte es nicht verborgen bleiben, was Schiller in Bezug auf Lotte hoffte, und zu dem mannichfachen Wirrwarr kam eine neue Sorge hinzu. Es hatte sich mittlerweile entschieden, daß Herr von Winkelmann die Reise nicht mitmachen werde, und Frau von Wolzogen theilte dies dem Freunde mit; es war ein sehr verständiger Wink von ihr, wenn sie hinzufügte, Schiller werde doch gewiß von ihr scheiden, um sein Glück in der großen Welt zu suchen. Schiller aber war zu leidenschaftlich erregt, um diesen Wink zu verstehen er schrieb zurück, es würde die treuloseste

und undankbarste That auf der Welt sein, wenn er jetzt fortgehen wolle. Er blieb, und freute sich auf das Wiedersehen im Mai.

Für dieses Fest — denn ihm war es das größte, das denkbar sein mochte — bereitete Schiller alles aufs beste vor. In dem Garten ließ er unter seiner besondern Leitung eine neue Anlage machen, und für den Einzug der geliebten Gäste war er ganz besonders thätig. Vom äußersten Ende des Ortes bis zu dem Wohnhause ließ er einen Gang von grünen, duftigen Maien pflanzen; am Hause war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet. Vom Hause ging es in die Kirche, welcher ebenfalls der Schmuck nicht fehlte, Musik von Blasinstrumenten ertönte, der Pfarrer hielt eine Einzugsrede. Jubel ertönte im ganzen Dorfe, Schüsse knallten, Abends war fröhlicher Tanz.

Doch der Liebesfrühling im Herzen des Dichters sollte nicht zur fröhlichen Ernte reifen. Bei dem Anblick von Schiller's wachsender Leidenschaft für Lotte hielt die Mutter es für geboten, dem Ueberwogen der Gefühle zuvorzukommen. Sie zeigte dem Dichter Lottens Tagebuch, er las darin das Geständniß, daß sie jenen Herrn von Winkelmann liebte. Das erschütterte ihn tief. Nun wurde auch noch Schiller's Ehre in den Kampf gerufen. Die Mutter brachte einen Brief Wilhelm's von Wolzogen mit; der Bruder empfahl die Schwester dem Schutz und der Leitung des Dichters, und bat ihn zugleich um seine Meinung über den Herrn von Winkelmann.

Schiller's großes, herrliches Gemüth und die männliche Kraft seiner edlen Seele zeigte sich in der Antwort an den Freund. Er schrieb ihm am 25. Mai: „Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich sehe daraus, daß Sie groß von mir denken müssen, denn jeder andere als ein edler, empfindender Mann würde die schöne Seele Ihrer Schwester nicht zu lieben verdienen. Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so rasch gethan ist.

„Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über diesen Punkt entdeckt. Einem so zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig sein, auch eines Freundes Rath in einer so wichtigen Sache zu hören.

„Ich kenne den Herrn von Winkelmann. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns untereinander mißgestimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochenen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaft, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß,

er liebt sie als ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn wie das Mädchen, das zum erstenmal liebt. Mehr brauch' ich Ihnen nicht zu sagen. Außerdem hat er andere Ressourcen, als sein Porteb'epee, und ich bürge dafür, daß er sein Glück in der Welt machen kann. —

„Nunmehr leben Sie wohl, und erlauben Sie mir zum Schluß die Bitte, das Herz Ihrer Lotte zu schonen, und mit daran zu arbeiten, daß ihre Geschichte — oder soll ich sagen Roman? — sich glücklich entwickelt. Erlauben Sie mir auch, Sie, als Ihr wahrer und warmer Freund, mit Ihrer eigenen gegenwärtigen Lage auszusöhnen und Sie inständigst zu bitten, ruhig in die Zukunft zu sehen. Diesen Rath gibt Ihnen kein kalter, pedantischer Moralist, der das verdammt, was er selbst nicht hat — ein Jüngling spricht mit Ihnen — ein Jüngling, der eben so oder noch ungestümer glüht, wie Sie, der alle Fehler der übereilten Hitze gemacht hat und seinen starren Kopf oft genug zersplittert hat, um einem Freunde die Lehre zu geben, kaltes Blut erst zu fragen." —

Ein edles Herz vermag sich wohl auf Augenblicke über seine Leidenschaft zu erheben, und Beschlüsse zu fassen, zu denen jede Stimme des erregten Gefühls schweigen muß, aber ein heißes Gefühl gänzlich zu ertödten, das liegt in keines Menschen Macht, und je stärker die Anstrengung zur Ueberwindung war, desto höher steigt gewöhnlich nachher die Gluth der Leidenschaft. Das Höchste was der Mensch dann thun kann, ist, daß der ernste Wille den glühenden Strom, der ungehemmt und unhemmbar dahinrauscht, in seinen Ufern festhält, damit er nicht in blühende Gefilde hinüberschäumen kann. Schiller hat dies redlich erfüllt.

Nach den Blättern des Tagebuchs erwartete er ein liebekrankes Mädchen zu finden, aber Charlotte zeigte keine Melancholie, keine Seufzer; sie war von ruhigem Karakter, Besonnenheit und Empfindung hielten bei ihr in schöner Weise das Gleichgewicht. Schiller schöpfte wieder Hoffnung.

Und nun brach ja auch die Zeit herein, welche selbst eine verkörperte Hoffnung zu nennen ist: der Frühling löste alle Keime, die seiner geharrt hatten, die mächtige Dorflinde versammelte unter ihrem duftigen Schatten das junge Volk, der Maulbeerbaum vor der herrschaftlichen Wohnung schmückte sich mit neuem Grün; der Dichter sah Lottens anmuthige Gestalt im leichten Sommerkleide im Garten und in den Wiesen, er wandelte mit ihr auf den einsamen Waldpfaden, er saß mit ihr in der Laube unter traulichem Geplauder, die Liebe war ihm eine Lethe, in deren tiefer Fluth all sein Denken sehnsuchtsvoll versank.

Die Tage des innigen Verkehrs wurden durch eine Trennung gestört. Lotte war, wie wir erzählten, höchst ungern in der Pension, welche die Hand der Herzogin von Gotha ihr geöffnet hatte; Frau von Wolzogen beschloß, mit ihrer Tochter nach Meiningen zu reisen, um womöglich eine Verständigung herbeizuführen. Am 27. Mai verließ sie Bauerbach; Schiller schrieb ihr schon am folgenden Tage, daß sein Herz zwischen ihr und Lotte sei, und sie ins Zimmer der Herzogin begleite; er wünscht der Freundin die Stimme des Donners, die Festigkeit des Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Er dringt in sie, die ganze Pension abzusagen, er wolle dann alle Jahr eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für Lotte, und diese solle die Pränumerazion dafür beziehen. An dem-

selben Tage, an welchem er dies schrieb, hatte er mit der Frau von Wolzogen eine Zusammenkunft in Masfeld verabredet. Doch statt der ersehnten Personen traf er dort nur einen Brief, welcher ihm noch nichts Bestimmtes meldete, und das Wiedersehen um vier Tage hinausschob. Der eine Tag war dem Dichter schon so lang und traurig gewesen, nun schien es ihm schrecklich, daß er noch so lange warten sollte. Seine Sehnsucht wurde krankhaft gesteigert, an die Freundin schrieb er am 30. Mai die Worte: „Ach meine Beste, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig als eben jetzt, und weit und breit ist niemand, der meiner zerstörten und wilden Fantasie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig, oder mehr als Sie hören sollten und ich verantworten kann. — Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhms so gut, als ein Galakleid ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich schenke Ihnen meine dichterischen Lorbeern in den nächsten Boeuf à la mode, und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab.

„Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben! Mit meinen vormaligen Planen ist es aus, beste Freundin, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten sollte! Daß ich bei Ihnen bleibe und womöglich begraben werde, versteht sich. Ich werde es auch wohl bleiben lassen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage schon unerträglich sind. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann? Aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen, und ich weiß es, ich überwinde sie."

Die letzten Worte deuten auf eine bestimmte Hoffnung, auf die Aussicht eines festen, erreichbaren Zieles, und in der That war dem Dichter dazu gerade in den letzten Tagen Aussicht geworden. Herr von Winkelmann hatte gegen Lottens Bruder einige unpassende Aeußerungen gethan: er werde Charlotte nicht verlassen, ihre Thränen, ihre Melancholie wisse er zu würdigen. Wilhelm von Wolzogen war dem ganzen Bündniß überhaupt nicht eben geneigt, er schrieb die Aeußerungen des Bewerbers seiner Mutter, welche auch dem Dichter davon sagte. In dem nächsten Briefe desselben an Wilhelm von Wolzogen finden sich mit Bezug darauf die Worte: „Wir haben Ihre liebe Schwester beinahe vierzehn Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigenthümlich gehört. Im Ernst, liebster Freund, Ihre gute Lotte ist so melancholisch nicht, als die Eigenliebe gewisse Personen zu bereden scheint. Dieses schreibe ich Ihnen, damit es Ihre eignen Besorgnisse, die ich nicht anders, als billigen kann, zerstreue, und damit es Sie zugleich in den Stand setze, dem gewissenhaften Herrn, der Ihre Schwester nicht verlassen mag, eine beruhigende, tüchtige Antwort zu geben." —

Die Pension aufzusagen, hatte Frau von Wolzogen nicht für gut befunden; Lotte blieb in derselben, die Mutter kehrte allein nach Bauerbach zurück. Schiller

trug ihr nun alle die Zärtlichkeit entgegen, welche er für sie und für Lotte zugleich hegte. Er nannte die edle Frau von diesen Tagen an gern seine Mutter. Sie aber war scharfsichtig genug, zu erkennen, daß unter einem bald so leidenschaftlich aufgeregten, bald träumerisch sehnsüchtigen Leben, unter diesem Hinbrüten, unter welchem die verborgene Gluth immer heißer wurde, des Dichters beste Kräfte erschlaffen mußten, und in diesem Punkte trafen auch Schiller's Gedanken mit ihr zusammen. Auf einem einsamen Waldspaziergange mit Frau von Wolzogen wurde die Ansicht ausgesprochen, Schiller solle einmal auf eine Zeitlang verreisen. Das Ziel seiner Reise hatte der Wink des Schicksals ihm schon angegeben, und es ist nun auch für uns an der Zeit, uns nach den Verhältnissen nachholend umzusehen, welche bestimmend hier den bedenklichen Lauf von Schiller's Leidenschaft unterbrachen.

Wir erinnern uns, daß Schiller von Mannheim das angefangene neue Trauerspiel, Luise Millerin, mitbrachte, und daß er in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Bauerbach, als tiefes winterliches Schweigen ihn rings umgab, sein Drama mit Lust und Eifer angriff. Als Frau von Wolzogen im Januar 1783 nach Bauerbach kam, bot sich für Schiller ein besonderer Anlaß zu einem Gelegenheitsgedichte, das ihm wohl um so weniger unerwünscht erscheinen mochte, als die ernste dramatische Arbeit durch den Besuch gestört war. Frau von Wolzogen hatte eine Pflegetochter, Henriette, erzogen, welche sich damals verheirathete; zu ihrer Hochzeit schrieb Schiller ein Gedicht, welches sich in überraschender Weise von den wilden, ungeregelten, sich überstürzenden Ergüssen der vorigen Jahre unterscheidet; mit vernehmlichem Laut klingt die wehmüthige Erinnerung des jugendlichen Dichters an das, was das Leben ihm so früh schon Trübes brachte, in das Freudenlied hinein, eben so deutlich hören wir auch das stolze Selbstbewußtsein des Dichters, der seines hohen Strebens sich nie entäußert. Von den fünfundzwanzig Strofen des Hochzeitgedichtes theilen wir einige mit. Es sind die ersten. Sie lauten:

Zum erstenmal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitgruße,
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferstunde schlägt mir wieder —
Von Herzen strömen warme Lieder
Ins brachgelegne Saitenspiel.

Darf sich in deinen Jubeltagen
Auch ernste Weisheit zu dir wagen? —
Sie kommt aus deines Freundes Brust.
Die Weisheit ist der Freude Schwester;
Sie trennt sie nicht, sie knüpft sie fester
Und lächelt zu erlaubter Lust.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenthräne rinnen,
Da denk' ich an die schönre Welt —
So selten lohnt das Glück dem Besten! —

Oft weint die Tugend an den Festen,
Die das gekrönte Laster hält.

Du Mädchen mit dem besten Herzen,
Du hast Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie —
Erröthe nicht! Ich sahe Proben —
Und meine Leier — frag' dort oben! —
Die stolze Leier schmeichelt nie.

Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur sich Bahnen!
Gefühl erstickt in Ziererei.
Oft drücken ja, gleich Felsenbürden,
Mit Seelenruh' bezahlte Würden
Der Großen kleines Herz entzwei!!! —

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt dir Tugend ab —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend?
Hast du auch schon an sie gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein schönes Leben!
(Den haß' ich, den sie mitgebracht) u. s. w.

In seinem Fortgange preist das Gedicht nun das Glück zweier Seelen, die auf ewig vereinigt sind, in begeisterten Worten; doch noch am Schluß spricht sich die schmerzliche Resignazion des Dichters aus in den Worten:

Nun freu' dich denn — du wirst's genießen
Das stille Glück, das viele missen —

In den einsamen Tagen, in der bittern Erinnerung seines unverdienten Mißgeschickes war dem Dichter der Bibliothekar Reinwald in Meiningen ein treuer Freund. Hermann Reinwald war 1737 in Wasungen geboren. Er war ein ausgezeichneter Kopf, ein höchst ehrenwerther Karakter, eine dem Guten und Schönen ohne Wanken ergebene Seele. Seine juristischen Studien hatte er mit einem Eifer und einem Erfolg betrieben, daß er den höchsten Anforderungen in seiner Fachwissenschaft hätte genügen können; auch war er ein gründlicher Kenner der deutschen Sprache und Literatur, und selber Dichter; in einem Bändchen Gedichte, welches er erscheinen ließ, ist derber Witz und tiefes elegisches Gefühl gleichermaßen vertreten. Diesen vortrefflichen Mann, der eine Zierde für die höchsten Stellungen gewesen wäre, hat man schmählich gemißbraucht. Lange Jahre mußte er bei äußerst geringer Besoldung als Kanzlist arbeiten, und als Bibliothekar hatte er nur 300 Gulden Einkommen. In Folge dieser Verhält-

nisse wurde er verbittert, reizbar und einsilbig, und beschränkte sein Leben fast gänzlich auf seine Studien. Frau von Wolzogen hielt ihn sehr hoch, er war ihr ein poetischer Gewissensrath und ein redlicher Freund; ihm allein vertraute sie das Geheimniß um den Namen des Flüchtlings, und Schiller schloß sich mit inniger Liebe an den erfahrenen Mann an. Reinwald versorgte den Dichter mit Büchern und Schreibpapier ebenso wie mit Rath und Ermunterung. Durch Reinwald's Vermittlung trat Schiller auch einmal, natürlich ohne seinen Namen, als Poet vor dem Meininger Publikum auf. Die ergötzliche Veranlassung war folgende.

Herzog Georg von Meiningen, ein vortrefflicher, von seinen Unterthanen geliebter und verehrter Fürst, war schwer erkrankt, seine Wiedergenesung schien kaum möglich. Wenn er seine Augen geschlossen hätte, dann wäre das Land an Koburg gefallen, und diese Linie wartete mit solcher Begier auf die Todesnachricht, daß der Herzog oder eigentlich die Herzogin, die Milizen aufbot, um sofort einmarschiren und von Meiningen Besitz ergreifen zu können. Herzog Georg genas aber wieder, und nun besang Dr. Ritter die ländersüchtige Wuth des Koburgers in einem derben Spottgedichte, welches in den Meininger wöchentlichen Nachrichten erschien (1. Februar 1783). In diesem Gedichte wird Herzog Georg als König Josafat von Juda bezeichnet; sein Vetter der Herzog von Koburg, tritt als Sanherib, König von Assyrien, auf. Die beiden letzten Strofen dieses sehr heitern Spottgedichtes lauten:

Die Post schleicht nach Assyria,
Wo Sanherib regieret,
Und eben seine Dame da
Vom Schlitten heimgeführet —
„Ihr Durchlaucht! ein Kurier!“ — „Herein!
Es werden Trauerbriefe sein.“

Schnell öffnet er den Brief und liest,
Liest — ach! der Posten trübste,
Daß Josafat am Leben ist,
Und flucht an seine Liebste:
„Der Krieg ist aus! Pest über dich!
Zweitausend Thaler schmerzen mich.“ —

Dieses Gedicht und die entsprechenden in der Anthologie sind besonders interessant, weil sie die sparsamen Vorläufer jener bei Schiller dem Dichter ungewohnten Stimmung sind, aus welcher nachher die köstliche Dichtung „Wallenstein's Lager“ hervorging.

Die Laune, welcher solche lustige Bilder ihre Entstehung verdankten, war jedoch bei Schiller nicht eben häufig. In dem einsamen Bauerbach fehlte seiner unruhigen Sehnsucht nach der geliebten Lotte, seiner quälenden Sorge um die eigene Zukunft das starke Gegengewicht, welches bei solchen Gelegenheiten nur durch ein bewegtes Leben, durch anziehende Gesellschaft, durch rege Thätigkeit ausgeübt werden kann. Aber jede Zerstreuung war für Schiller in dem abgelegenen Thale nur sehr spärlich bemessen. Wenn die winterlichen Tage ein etwas

heiteres Aussehen gewannen, dann machte er mit der Flinte auf dem Rücken Ausflüge in die Berge und suchte Raubvögel zu schießen, oder er verabredete mit Reinwald sich auf der Mitte des Weges zwischen Meiningen und Bauerbach zu treffen.

Oft aber lag der Schnee so hoch, daß die einzige Zerstreuung war, mit dem Verwalter Vogt Schach zu spielen; kaum wagte ein Bote sich mit einem Briefe nach Meiningen. Am 21. Februar schrieb Schiller an Reinwald: „Liebster Freund, ich wünschte Sie so oft — so oft in meine einsame, grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahingeben. — Gelegenheitlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es hälfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstand zum Beispiel setzen kann, so beweist meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich bei einem guten denkenden Freunde selbst anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsere Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie groß muß also das Originalgenie sein, das weder in seinem Himmelsstrich und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet, und aus der Barbarei selbst hervorspringt." —

Nicht mächtiges, herzerschütterndes Unglück ist die größte Qual und der bitterste Feind des Genies, sondern was am meisten die ganze volle Kraft des Genius herausfordert und seine schönen Gaben am leichtesten vernichtet, das ist die gemeine, unablässige, immerfort reizende und quälende Sorge um des Lebens Nothdurft. Auch diese empfand Schiller in Bauerbach. Er war oft in der drückendsten Geldverlegenheit, und dazu peinigte ihn noch der Gedanke an seine Schulden in Stuttgart. Noch wußten seine Eltern davon nichts; wenn sie es aber erfuhren — was ja jeden Augenblick möglich war — wie mußte eine solche Nachricht auf die kränkelnde Mutter einwirken? Schiller wünschte sehnlich, seine Luise Millerin so bald als möglich in Druck zu geben; er wandte sich an den Buchhändler Weygand in Leipzig, er dachte an die sogenannte Dessauische Kasse. Mit dem ersten zerschlugen sich die Verhandlungen sehr bald, vor der Dessauerin bewahrte ihn sein gutes Geschick und Reinwald's verständiger Rath.

In dieser Noth kam plötzlich eine Aussicht, die gänzlich unerwartet war. Dalberg war es, der ungetreue Dalberg, der wieder anklopfte. Schiller hatte ja nun, wie Hoffmeister sagt, die politische Quarantäne überstanden, der Herzog von Würtemberg hatte ihn weder verfolgt noch proskribirt, der Freiherr konnte nun wieder mit ihm anbinden, ohne um sein theures Ich zärtliche Sorge zu hegen. Und die Räuber hatten doch so oft das Haus voll und die Kasse schwer gemacht, das Geschäft war nun wieder reinlich, also flugs setzte sich der Freiherr, der großmüthige Beschützer der Künste, und schrieb an Schiller einen höflichen Entschuldigungsbrief. Der heiße Brei, um den der Pudel so nett herumschwänzelte, war Fiesko, und besonders Luise Millerin, von deren Vortrefflichkeit

der in Mannheim zurückgebliebene Streicher den Schauspielern nicht genug rühmen konnte. Gegen Anfang Februar war dies Drama fertig geworden.

Schiller war so überrascht, daß er an Meyer in Mannheim schrieb, es müsse sich wohl ein dramatisches Unglück ereignet haben, da er von Dalberg einen annähernden Brief erhalte. Aber Schiller war durch schmerzliche Erfahrungen klug geworden, er griff nicht gleich hastig zu. „Ehe ich mich in einen Waygandartigen Handel mit Dalberg einlasse, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen," schrieb er an Reinwald. Erst am 3. April antwortete er dem Freiherrn; seine Worte sind voller Selbstgefühl, und nicht frei von Spott; er sagt: „Daß E. E. mich auch noch in der Entfernung in gnädigem Andenken tragen, kann mir nicht anders als schmeichelhaft sein. Sie wünschen zu wissen, wie ich lebe? Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu sein. E. E. scheinen ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuchs noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünschte nichts, als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einiges von dem Stück vorauszusagen." Sein Drama, meint er, zeige eine zu starke Vermischung des Tragischen und des Komischen, eine zu sehr zerstreuende Mannichfaltigkeit der Einzelheiten und eine allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten; es passe vielleicht nicht fürs Theater, und in diesem Falle wolle er es lieber zurückbehalten.

Aber Dalberg ließ sich nicht abweisen, und seine wiederholten Anträge bewogen schließlich den Dichter, an eine Bühneneinrichtung der Luise Millerin zu gehen. Doch in diese Arbeit wollte des Dichters Geist sich nicht recht fügen, denn ein anderer Stoff hatte sich bereits tief eingenistet und wollte sich nicht wegdrängen lassen. Zuerst schwankte Schiller zwischen Konradin, Maria Stuart und Don Karlos, in den letzten Tagen des März aber entschied er sich mit Bestimmtheit für den Don Karlos, und bat den Meininger Freund, ihm Bücher zu den Vorstudien zu senden. Reinwald schickte ihm unter andern Brantome's Geschichte Filipp's des Zweiten und die Novelle von St. Real: Histoire de Dom Carlos, Fils de Philippe II, Roy d'Espagne. In das Studium dieser geschichtlichen Quellen vertiefte Schiller sich mit einem solchen Eifer, daß Reinwald in einem schönen Gedichte ihn ermahnte, seinen Blick fest auf sein großes Ziel zu richten und nicht davon abzuweichen, denn sein Fuß habe die Bahn zur Ewigkeit begonnen. Er ruft ihm zu:

Erschüttre wie Cheruskertannen,
Wie Zedern auf dem Libanon
Der Odem Gottes — die Tirannen
Und ihre Starken um den Thron,

Der Menschheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geisterpöbel, der uns drängt: —
Denn deine Worte sind wie Dolche,
Wie Feuer, das den Marmor sprengt

Dieser Mahnung kam der erwachende Frühling zu Hülfe, er weckte Schiller's Lust zur Dichtung, und erheiterte seinen Geist auch dadurch, daß es ihm nun möglich wurde, in der Gegend umherzustreifen und Bekanntschaften zu suchen. Wer im Norden unseres Vaterlandes auf dem Lande einsam und abgelegen wohnt, der ist nur in den seltensten Fällen gesellschaftlich ganz verlassen, denn unsere norddeutschen Pfarrhäuser auf dem Lande sind fast immer eine sehr erfreuliche Oase in der Wüste, und nicht selten findet man in ihnen Sitze der edelsten Menschlichkeit und auch der köstlichsten Poesie. Schiller lernte eine ganze Reihe sehr vortrefflicher Landpfarrer kennen, unter denen auch Männer von hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung waren. In Meiningen traf er mit dem Hofprediger Pfranger zusammen, der als Dichter des Mönchs vom Libanon bekannt war. Dem Verkehr mit diesen Männern verdankte Schiller ein nicht unerhebliches Stück Weltkenntniß. Die Pfarrer auf dem Lande waren meist tolerante Leute, warme Vertheidiger des Lessing'schen Nathan, den Pfranger durch seinen Mönch zu widerlegen suchte. Entgegengesetzte Ansichten trafen hier zusammen, für einen jungen Mann gab es dabei viel zu lernen.

Wie gehoben sich Schiller in jenen Tagen fühlte, davon sind seine Briefe an Reinwald redende Zeugnisse. Einer derselben gewährt uns einen so tiefen Blick in Schiller's Dichterleben, in seine ästhetische Auffassung, in sein Schaffen und Streben, daß wir nur in dem Briefwechsel mit Göthe Aehnliches finden könnten; wir lassen ihn hier folgen. Er trägt das Datum: „Bauerbach. Früh in der Gartenhütte am 14. April 1783.

„In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich an Sie, Freund — und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

„Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen einen Karakter, wenn wir *unsere* Empfindungen, und unsere historische Kenntniß von *fremden* in andere Mischungen bringen, bei dem Guten das Plus oder Licht, bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Karaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisches und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unserer Fantasie wären also zuletzt nur *wir selbst*. Aber was ist Freundschaft oder platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unserer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große, unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das *fremde*, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist.

„Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begiff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relazion au seinen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine

denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Zirkel auszuführen, hieße nichts anderes, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe, vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung, so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Wenn nun Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsere poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt sein, denn ich kann einen großen Karakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden sein müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refrakzion, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Filosof, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nüancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessing's Emilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund.

„Nun eine kleine Anwendung auf meinen Karlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Karlos und Julius abmessen. — Nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern

nach dem Ton, in welchem wir spielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz' Julius, und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisizion die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen!" —

Die Ansichten, welche Schiller hier von dem Wesen des Dichters darstellt, stimmen in ihren Grundideen völlig überein mit dem Worte Göthe's, daß von einem Gegenstande gänzlich erfüllt sein den Dichter ausmache. Jenen Worten, in denen er seine poetischen und ästhetischen Grundsätze zur Anschauung brachte, fügte Schiller noch einige Sätze hinzu, welche ein ehrenvolles Zeugniß für Reinwald waren. An ihn schrieb der Dichter: „Ihr letzter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren."

Der wackre Reinwald sollte in der Folge noch in ein enges verwandtschaftliches Verhältniß zu Schiller treten, und der Dichter selbst sollte die Veranlassung dazu bieten. Die Umstände waren folgende. In seinen pekuniären Nöthen wandte Schiller sich auch wohl an Kristofine, und diese sandte ihm mehrmals kleine Summen, die sie von dem Vater erbat, und schrieb ihm ausführliche Briefe über alles, was der Bruder ihr anvertraut hatte. Diese Briefe der klugen und verständigen Schwester trug Schiller bei sich, er las sie öfter, und so las er sie auch einmal, als er bei einem Besuche bei Reinwald diesen nicht zu Hause traf und in dessen Wohnung auf ihn wartete. Reinwald kam diesmal nicht, und als Schiller fortging, ließ er aus Versehen die Briefe auf dem Tische in des Freundes Stube liegen. Nachher fand Reinwald die Briefe, er las sie. „Die von mir" — so erzählte nachher Kistofine — „hatte ich meinem Bruder im Auftrag meiner Eltern geschrieben und hatte ihm vorgestellt, er solle doch mehr auf seine Sachen sehen, der Vater könne ihn nicht mehr unterstützen, weil er ohnedies schon zu viel Ausgaben habe. Dieser Brief nun, der die Grundsätze der Sparsamkeit enthielt, muß auf Reinwald einen besondern Eindruck gemacht haben, denn er schrieb sogleich an mich und verhehlte mir nicht, was ihn dazu bewogen habe." — Der Brief Reinwald's ist vom 27. Mai datirt und mit großer Verehrung für die einsichtige Schwester des Freundes geschrieben. Ueber ihren Bruder suchte er sie zu beruhigen, indem er meinte, die Einsamkeit habe das Gemüth seines jungen Freundes verdüstert; wenn er noch einen zweiten Winter in Bauerbach zubrächte, würde er völlig hypokondrisch werden; Reinwald hätte die Absicht gehabt, mit ihm nach Pfingsten eine Reise nach Weimar zu machen, um ihn wieder in die Welt und unter die Gesellschaft der Menschen zu bringen, „aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlage war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt."

Im Auftrage ihres Vaters antwortete Kristofine an Reinwald und bat ihn, als älterer Freund auch im Oekonomischen sich ihres Bruders anzunehmen. Der Briefwechsel wurde fortgesetzt und führte ein engeres Verhältniß zwischen den Schreibenden herbei; im Jahre 1786 wurde Kristofine die Gattin des wackern Reinwald, der in ihr die treueste, liebevollste Pflegerin seiner wenig heiteren Tage fand. Sie starb, fast neunzig Jahre alt, am 31. August 1847. Reinwald starb im Jahre 1815.

Als Schiller dem väterlich um ihn besorgten Freunde das Versprechen gab, die Reise nach Weimar, wo Reinwald Verwandte hatte, mitzumachen, glaubte er noch, daß Herr von Winkelmann nach Meiningen kommen werde. Da die Verhältnisse sich später anders gestalteten, und sogar Aussicht war, daß auch Lotte, wenn sie der Pension entging, in Bauerbach wenigstens eine Zeitlang verweilen würde, so wollte Schiller den geliebten Ort nicht verlassen; er richtete sich vielmehr so häuslich ein, daß die Absicht auf einen längern, vielleicht dauernden Aufenthalt nicht zu verkennen war. Mitten durch den Garten legte er eine Kegelbahn an, und mischte sich auch unter die Leute des Dorfes, bei denen er bald eine beliebte und wichtige Person wurde, denn er diente, wo er konnte, als Arzt oder als Sachverwalter. Einmal suchte er einen Streit zu schlichten, der zwischen dem Verwalter Vogt und der Gemeinde über die Hutberechtigung auf den herrschaftlichen Wiesen ausgebrochen war.

Als aber die Leidenschaft für Lotte von Wolzogen immer mehr wuchs, da zog Schiller sich auch wieder mehr aus der Gesellschaft zurück, und trug seine Qualen in die Einsamkeit der Wälder. Als er einst durch tiefe Waldesnacht einen Pfad verfolgte, überfiel ihn an einer Stelle, wo mehrere große Buchen standen, ein unheimliches Gefühl; wie Klage und Aechzen war das Rauschen umher, ihm war es, als müsse hier ein Todter bestattet sein. Bei seiner Rückkehr nach Bauerbach holte ein Bote ihn ein, dieser hielt bei den Bäumen an, deutete auf den mosigen Waldesgrund und sagte: „Hier liegt Martin begraben.“ Dieser Martin hatte in Diensten des Ostheim'schen Hauses gestanden und war an dieser Stelle ermordet worden.

Um dieselbe Zeit war es, daß Schiller und seine Gönnerin den Gedanken faßten, der Dichter müsse sich aus den drückenden Verhältnissen auf einige Zeit losreißen. Dalberg wiederholte seine Anträge unermüdlich, und endlich gab Schiller nach. Er sowohl als Frau von Wolzogen sahen anfangs die Entfernung nur als eine Reise an; die Vermuthung der Freundin, es werde ein Abschied auf lange Zeit sein, wies Schiller mit den heiligsten Betheuerungen zurück. Frau von Wolzogen ließ sich von ihm sein Ehrenwort geben, daß er sich nicht zuerst in Mannheim für ein dauerndes Verhältniß anbieten wolle.

Schiller rechnete auf eine Abwesenheit von etwa sechs Wochen. Die Bücher, welche er von Reinwald entliehen, ließ er auf seinem Zimmer zurück. In der Mitte des Juli 1783 verließ er das friedliche Bauerbach, wohin er nur einmal flüchtig zurückkehrte. In dem stillen Hafen hatte er neue Kraft gesammelt, nun steuerte er sein Schifflein wieder auf die hohen Wellen.

Die sieben Monate, welche Schiller in Bauerbach verlebte, sind für sein Leben eine wichtige Zeit, sie gab ihm wieder Vertrauen zu sich selbst und zu

der Welt. Weibliche Hochsinnigkeit und liebevolle Sorge behüteten in diesen schweren Tagen Deutschland's Lieblingsdichter; die Gräfin Franziska wandte durch ihre Bitten den Zorn und die Rache des Herzogs ab, und Frau von Wolzogen gewährte dem heimathlosen Flüchtling die sichere Zufluchtsstätte. Wohl mochte der Dichter später singen: „Ehret die Frauen!“ — Denn was männlicher Eigennutz und männliche Härte an ihm verbrochen hatte, das machten treue weibliche Hände wieder gut. Ehret die Frauen! —

Nicht die glänzendsten Bilder unseres Lebens prägen sich am festesten in unsere Seelen ein, sondern den tiefsten Eindruck hinterlassen solche Zeiten, in denen unser Herz warm wurde unter den Beweisen treuer, herzlicher Liebe. An das friedliche Bauerbach dachte Schiller immer gern, und so wie Herder in seinen letzten qualvollen Monaten sich nach der See sehnte, weil sie ihm die schönen Jugendjahre in Riga wieder zurückrief, so meinte Schiller in den unendlichen Schmerzen seiner letzten Tage, in Bauerbach würde er Linderung finden.

Als er von dem stillen Thale und der sorgsamen Freundin schied, zerriß der Abschied sein Herz, und alle seine Gedanken eilten zu dem lieben Orte zurück. Als er am Tage nach seiner Abreise unterwegs einen Mann traf, der in die Gegend von Bauerbach ging, gab er demselben einen Brief an Frau von Wolzogen mit, in welchem er sagte: „Liebste, zärtlichste Freundin, der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung.“ Am 26. Juli kam er in Frankfurt an und schrieb an die Freundin, er trage sie in seinem Herzen, wie er sich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche; unter dem schrecklichen Gewühl von Menschen falle ihm die Hütte im Garten ein.

Mit Extrapost, um nicht in Frankfurt viel verzehren zu müssen, ging er weiter und gelangte am Abend des 27. matt und erschöpft, sonst aber wohlbehalten nach Mannheim. Nur Meyer und dessen Gattin erwarteten den Dichter und hatten ihm neben dem Schloßplatz eine gute und wohlfeile Wohnung mit Kost ausgemacht. Schiller legte Geld zur Rückreise nach Bauerbach bei Seite und sah sich nun in der Stadt um. Für Streicher, dem man nichts gesagt hatte, war die freudige Ueberraschung groß, und er wollte kaum seinen Augen trauen, als der Dichter, den er in weiter Ferne glaubte, ihm heiter und blühend entgegentrat. Die Hauptpersonen aber waren abwesend, Dalberg war nach Holland gereist, Iffland befand sich in Hannover. Das Theater gab nur die alltäglichsten Stücke, weil gerade anwesende erlauchte Personen solche verlangten. Obwohl Schiller's Freunde ihn mit Jubel umringten, fand er doch, daß alles, was ihm vorkomme, im Vergleich mit dem stillen glücklichen Leben in Bauerbach entsetzlich verliere; für die lebhaftesten Eindrücke der großen Welt glaubte er verschlossen zu sein. „Aber wie“ — fragte er die Freundin — „bringen Sie Ihre Tage hin? Traurig, fürcht' ich, und wünsche es einigermaßen doch, denn es ist etwas Tröstendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O, es soll mich anspornen, bald, bald wieder bei Ihnen zu sein, und indessen will ich bei meinen großen Zerstreuungen an Sie, meine Wertheste, denken; ich will mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaften losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir

bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ein Beispiel unverfälschter Freundschaft sein. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen, und am Ende stolz auf dies reine Bündniß sein. Nehmen Sie einen Freund mehr in Ihrem Herzen auf. Das meinige bleibt Ihnen bis in den Tod, und wo möglich noch über diesen hinaus." Zeilen dieser Art beweisen, welche hohe und herzliche Freundschaft den Dichter an seine Wohlthäterin band; der zärtliche Ausdruck mochte auch wohl noch gesteigert werden durch die sehnsüchtige Liebe des Dichters für Lotte, deren er immerfort gedenkt. Am Ende desselben Briefes, in dem er zuerst schreibt: „Grüßen Sie mir unsere liebe Lotte", setzt er noch hinzu: „Die liebe gute Lotte küssen Sie in meinem Namen (wenn's erlaubt ist)."

Von seiner Reise kehrte Dalberg am 10. August zurück. Als man ihm sagte, Schiller sei in Mannheim, war ihm diese Nachricht höchst angenehm. Der Dichter traf ihn noch an demselben Tage auf dem Theater, der Freiherr kam ihm auf die verbindlichste Art zuvor und behandelte ihn mit großer Achtung. Von einer Abreise wollte er nichts wissen, vielmehr deutete er auf ein dauerndes Verhältniß öfter hin. Schiller that, als verstände er diese Winke nicht, und meinte in einem Briefe an seine Freundin: „Indeß glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte."

Den Fiesko bat Dalberg sich nun aus, und war bereit, ihn aufführen zu lassen; Luise Millerin wurde schon am 13. August in großer Gesellschaft unter Dalberg's Vorsitz vorgelesen. Der Freiherr versprach, die Räuber und andere große Stücke spielen zu lassen, um Schiller in Feuer zu setzen und ihm die Stärke der Schauspieler zu zeigen. Auch Schwan bemühte sich, den Dichter zu fesseln; er zeigte ihm Briefe von Wieland, in denen derselbe warm für Schiller fühlte und groß von ihm urtheilte. Schiller war dadurch sehr erfreut, und zeigte seine dankbare Freude, indem er bei Schwan seine Luise Millerin vorlas, die viel Beifall fand. In Schwan's Hause verkehrte er von nun an sehr viel und gewann dort einen Kreis bedeutender Bekanntschaften. Bei Dalberg war er öfter zur Tafel, auch unternahm er Ausflüge in die nähere und weitere Umgegend. In dem Wirthshause zu Oggersheim empfingen seine ehemaligen Wirthsleute ihn mit einer Herzlichkeit und Freude, von der Schiller lebhaft gerührt wurde.

Aber aus diesem Tumult von Zerstreuungen flog sein Herz immer wieder zu der edlen Freundin in dem abgelegenen Dorfe. „Meine beste, liebste Freundin", schrieb er ihr, „wie froh will ich den Augenblick erwarten, der mich wieder zu Ihnen zurückbringt! Wie sehr haben Sie in meinen Augen neben diesen neuen Bekanntschaften gewonnen! Ich will und kann auch recht fleißig bei Ihnen arbeiten. Mein Aufenthalt in Bauerbach soll mir von allen Seiten der vortheilhafteste bleiben, und weder Ihnen noch mir jemals zum Vorwurf gereichen. — Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert, und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre,

Gelegenheit hätte, Tausend zu verderben." — Alle Bekannte in Bauerbach ließ er grüßen, auch Judith, die Botenfrau, und alle traulichen Plätze, „und lassen Sie mich jetzt Gebrauch von dem Titel machen, den Sie mir gegeben haben, und der von keinem stolzern verdrängt werden soll; lassen Sie mich, beste Mama, mich Ihren zärtlichen Sohn nennen."

So heiß und so andauernd Schiller's Sehnsucht nach Bauerbach aber auch war, sie sollte doch nicht ihr Ziel erreichen. Dalberg's Stimme klang immer verlockender, und als der Dichter alle Andeutungen gar nicht verstehen wollte, rückte der Freiherr, als er den Verfasser des verworfenen Fiesko einmal zur Tafel geladen, mit seinem Antrage heraus. Schiller hätte auch noch länger gezögert, aber er hatte erfahren, daß Herr von Winkelmann zwei Monate in Bauerbach zubringen würde, und das entschied, Schiller gab seine Zusage, und der Kontrakt wurde abgeschlossen. Drei neue Stücke verpflichtete sich der Dichter in der Zeit vom 1. September 1783 bis zum letzten August 1784 für das Mannheimer Theater zu liefern, den Fiesko, die Luise Millerin und ein drittes, das er noch schreiben sollte. Dafür erhielt er ein Gehalt von 300 Gulden, wovon ihm 200 sogleich ausgezahlt wurden; außerdem wurde ihm die Einnahme von je einer Aufführung, die er selbst bestimmen konnte, zugesagt, und in sein Belieben gestellt, nach sechs Monaten die Stücke anderweitig zu verkaufen oder sie drucken zu lassen. Er mußte seinen Aufenthalt in Mannheim nehmen, doch durfte er die heißesten Sommermonate anderswo zubringen. Auf die Einnahme von den Aufführungen verzichtete Schiller später gegen ein Fixum von 200 Gulden, so daß Dalberg seinen Theaterdichter für die Summe von jährlich 500 Gulden hatte. Ein wohlfeiler Kauf! Aber wie hätte man Großherzigkeit in einem Orte erwarten können, wo man sechs Jahre früher Lessing so schnöde behandelt hatte! In der Geschichte der deutschen Dichtung bezeichnen die Namen Mannheim und Weimar ungefähr diametrale Gegensätze.

Obwohl Schiller nun eine Anstellung gewonnen hatte, die ganz nach seinem Sinne war, so zeigten seine Briefe, in denen er der Freundin die Nachricht übersandte, keine recht frohe Stimmung, und leider sollte er des neuen Amtes wenig Freude haben. Dalberg ließ die Räuber aufführen, und das Haus war brechend voll; aber schon am Tage nach dieser Vorstellung meldete sich bei Schiller ein Leiden, das ihn bisher noch verschont hatte. Während des heißen Sommers des Jahres 1783 wüthete in Mannheim eine schlimme Seuche, die aus den Dünsten der Festungsgräben und umliegender Sümpfe immer neue Nahrung zog und fortwährend an Kraft gewann. Fast die Hälfte der Einwohner lag krank. Auch Schiller wurde von dem Fieber ergriffen, und wenige Tage nach dem Beginn seiner Krankheit erschütterte ihn die Nachricht von dem Tode seines Freundes, des Regisseurs Meyer, der in einem Alter von 34 Jahren starb. Schiller soll die üblen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt Hofrath May in Anwendung brachte, vorausgesagt haben. Der Dichter selber war in den besten Händen, er wurde wie ein Kind des Hauses verpflegt, die Wittwe seines Freundes Meyer besorgte ihm die Krankenkost; sein Kopf war aber bald so angegriffen, daß ein anderer Arzt zugezogen werden mußte. Erst gegen die Mitte des September wich die Gewalt der Krankheit ein wenig, so daß er der Frau von Wolzogen

von seiner Krankheit und von seinem Engagement erzählen konnte. Die Eine Hoffnung wenigstens erfüllte ihn, daß er bis zum Ende des Kontraktes seine Schulden würde abtragen können. „Danken Sie mit mir Gott, meine Beste“ — schrieb er der Freundin — „daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwarr zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben. Dieser Gesichtspunkt allein, ich gestehe es, kann mich über die lange Trennung von Ihnen und über den Aufschub meiner angenehmen Entwürfe trösten, und gibt mir jetzt auch den Muth und die ruhige Festigkeit, Ihnen zu sagen, daß wir uns vor acht oder neun Monaten nicht sehen werden. Bis dahin, meine geliebteste Freundin, übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes, und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Tugend. Meine Freundschaft bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß, und soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein. Sie waren die erste Person, an welcher mein Herz mit reiner unverfälschter Zuneigung hing, und eine solche Freundschaft ist über allen Wechsel der Umstände erhaben. Fahren Sie fort, meine Theuerste, mich Ihren Sohn zu nennen, und seien Sie versichert, daß ich das Herz einer solchen Mutter zu schätzen weiß.“ Dann erzählte er ihr noch, daß Fremde und Einheimische ihn aufsuchten und sich um seine Freundschaft bemühten. Während seiner Krankheit habe er die besten Zerstreuungen gehabt, sein Zimmer sei selten von Besuchen leer gewesen. Im Theater gehe er frei ein und aus, wie in seinem eigenen Hause, und sein Logis sei sehr artig.

Eine Fluth von Arbeiten erwartete nun den Dichter. Fiesko und die Millerin mußten umgearbeitet werden, und zwar nach den Anforderungen Dalberg's, die, wie Streicher sagte, oft der Wahrheit und dem Verstande zugleich den stärksten Schlag versetzten.

In der Sitzung des Theaterausschusses erschien Schiller zum erstenmal am 15. Oktober, doch war er noch so angegriffen, daß er eine Kritik über ein Drama, die Dalberg ihm auftrug, zurückweisen mußte. Die drängenden Geschäfte waren seinem Gesundheitszustande keineswegs förderlich. In den ersten Wochen des Oktober trat das Fieber wieder mit vermehrter Macht auf, täglich erfolgte ein Anfall, und was die Geschäfte an Muße und Ruhe überließen, das verschlang ein ausgebreiteter Verkehr, der sich nicht allein auf Mannheim beschränkte.

Durch Schwan's Vermittlung wurde der Dichter bei Sofie la Roche in Speier eingeführt. In dieser Frau, die wir aus dem Leben Wieland's und Göthe's genauer kennen, fand Schiller, wie er schrieb, die sanfte, gute, geistvolle Frau, von der der Ruf spräche; in ihrem Alter zwischen funfzig und sechzig Jahren habe sie sich das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens bewahrt. Bei wiederholtem Besuch wurde er ganz von ihr bezaubert, und er war stolz darauf, daß sie mit ihm zufrieden war.

Bei ihr lernte er den Herrn von Hohenfeld kennen, der ehemals Minister bei der Kurtrierischen Regierung und la Roche's warmer Freund war. Als letzterer satirische Briefe über das Mönchswesen durch den Pfarrer Brechter veröffentlichen ließ *), fiel er in Ungnade und verlor seine Stelle als Staatskanzler bei der

*) Vergl. den II. Band unseres Werkes S. 106 ff.

Kurtrierischen Regierung; ihm zu Liebe nahm auch der Minister von Hohenfeld seine Entlassung, verzichtete zu Gunsten la Roche's auf seine Pension und räumte diesem in Trier auch noch sein Haus ein, in dem er nur zwei Zimmer für sich zurückbehielt. Von diesem Herrn von Hohenfeld sagte Schiller: „Er ist der edelste Mann, den ich kennen lernte, und mein Freund. Ein solcher Mann kann mich mit dem ganzen menschlichen Geschlechte wieder aussöhnen, wenn ich auch um mich herum tausend Schurken wieder begegnen muß."

Die „Schurken" sind ein sehr kräftiger Ausdruck, aber so ganz Unrecht hatte Schiller damit nicht. Sowohl unter dem Publikum als unter den Personen, mit welchen seine Stellung ihn in Berührung brachte, fand er viele hämische Widersacher, welche sowohl seine Person als auch sein Streben anfeindeten. Ebenso wenig wie Lessing und Herder gab Schiller sich irgend welche Mühe, seine reformatorischen Ideen vorsichtig und mit gelinder Ueberredung der Welt angenehm zu machen, sondern kühn und kraftvoll bahnte er sich seinen Weg, unbekümmert darum, ob er sich Feinde machte oder Freunde. In Mannheim war ein katholischer Geistlicher Namens Trunk, der seiner Richtung wegen vielen Anfeindungen ausgesetzt war; Schiller verkehrte gern mit ihm, und Trunk besuchte den Dichter öfter in dessen Krankheit. Auch noch andere Beispiele begegneten dem Dichter von der gehässigen Unduldsamkeit derjenigen, die sich die Jünger dessen nannten, der die höchste und uneigennützigste Liebe selbst war. Ein lieber Freund war dem Dichter der Schauspieler Heinrich Beck; dessen Verlobte war Karoline Ziegler, eine Schauspielerin, ein sehr liebenswürdiges, mit allen häuslichen Tugenden geschmücktes junges Mädchen, die Tochter einer angesehenen Mannheimer Familie. Karoline war Katholikin, Beck Protestant, und nun verweigerte die Geistlichkeit ihre eheliche Einsegnung.

Der gewaltige Umsturz so vieles alten Wustes, der bald nachher in der französischen Revoluzion seinen furchtbaren Ausbruch fand, kündigte sich schon damals immer lauter in der leidenschaftlichen Erregtheit der Parteien an. Zu Schiller kam ein reisender Freimaurer, „ein Mann" — wie es in einem Briefe an Frau von Wolzogen heißt — „von den ausgebreitetsten Kenntnissen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stünde, und mich inständig gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er versichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei."

Der rasche Pulsschlag der Zeit wurde dem Dichters besonders bemerkbar in dem gastfreien Hause des Buchhändlers Schwan, wo Offiziere, Künstler und Gelehrte vielfach verkehrten. Schwan hatte ein abenteuerliches Leben durchgemacht. Er war der Sohn eines Buchhändlers in Prenzlau und hatte es in Rußland zum Offizier gebracht; zur Zeit des siebenjährigen Krieges wies man den gebornen Preußen, der seine Sympathien nicht verbergen konnte, aus, nachdem er dem Transport nach Sibirien glücklich entgangen war. Schwan begab sich nach Holland, wo er zuerst von seiner Feder lebte, dann gelang es ihm, die Stelle als Geschäftsführer in der Kommandite, welche in Mannheim der reiche Buchhändler Eslinger zu Frankfurt besaß, zu erringen; er heirathete später die Tochter seines Prinzipals, und wurde Hofkammerrath und ein reicher

Mann. Nach dem Tode seiner Frau leitete seine Tochter Margarethe das Hauswesen. Sie war zur Zeit als Schiller sie kennen lernte neunzehn Jahre alt, ein schönes Mädchen mit lebhaftem Geiste; die glänzende Welt gefiel ihr besser als das stille Haus. Durch vortrefflichen Unterricht und durch den feinen Verkehr ihres väterlichen Hauses gewann sie eine ungewöhnliche Bildung. So viele Vorzüge machten sie zu einer sehr anziehenden Erscheinung. Doch kannte sie selbst ihre Reize sehr genau und war den Bewerbungen der Männer durchaus nicht abgeneigt. Schiller schien Eindruck auf ihr Herz zu machen, und wenn er ihrem Vater vorlas, war Margarethe meist zugegen. Doch in den ersten Monaten waren die Gefühle für Charlotte von Wolzogen in des Dichters Brust noch zu mächtig, um „der Schwanin", wie er sie nennt, mehr als andern Raum zu geben. Noch am 7. Juli 1784 sprach Schiller gegen Frau von Wolzogen den Wunsch aus, daß Lotte einmal sein eigen werden möge.

Unter allen solchen Besuchen und Bekanntschaften hielt das Fieber immer noch an. Nach der elenden Heilmethode damaliger Zeit aß Schiller Tag für Tag Wassersuppen; Fieberrinde verzehrte er, wie er selbst sagte, wie Brod. Zu seinem Geburtstage schenkte ein Freund ihm sechs Flaschen Burgunder. Den Dichter erfreute die Aufmerksamkeit, doch aus dem Wein machte er sich nicht viel; lieber, sagte er, tränke er Bier. Es war ihm eine große Freude, als er den Wein bei einem Besuche lieber Gäste zum Besten geben konnte. „Stellen Sie sich vor, meine Beste, wie angenehm ich gestern in dem Fortschreiben unterbrochen wurde" — so setzte Schiller einen Brief an Frau von Wolzogen am 14. November fort, — „man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — stellen Sie sich meinen fröhlichen Schrecken vor — Professor Abel und Bach, ein anderer Freund von mir. Beide haben eine Reise nach Frankfurt gemacht, kamen hier durch, und blieben von gestern bis heute vor einer Viertelstunde bei mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und einiger Freunde die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (sehen Sie, ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunderbouteillen wie vom Himmel gefallen. Um sie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und gestern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde, habe ich ja doch ein unbeschreiblich Vergnügen gehabt."

Höchst ergötzlich fand Schiller es, daß Professor Abel, ein kleiner dicker Mann, mit Sporen an den Stiefeln, mit Hirschfänger und rundem Hut wie ein Student von Jena in den Mannheimer Gassen sich zeigte. Der Brief, in dem er dieses alles der Freundin erzählte, fährt dann weiter fort: „Einen andern Spaß habe ich erlebt. Den 19. dieses Monats ist der Namenstag der Kurfürstin. Man bittet mich, zur Feier desselben eine öffentliche poetische Rede zu machen, welche in Gegenwart der Kurfürstin und des Mannheimer Publikums auf dem Theater sollte abgelegt werden. Ich mache sie, und nach meiner verfluchten Gewohnheit satirisch und scharf. Heute schick' ich sie Dalberg — er ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu

spät ist, und man das Herz nicht hat, mir eine andre zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfête eingestellt. Dalberg aber thut es nicht anders, er will meine Rede drucken lassen." —

Als Professor Abel nach Stuttgart zurückkehrte, gab er daselbst über Schiller die besten Nachrichten, und in seinen Aufzeichnungen erzählte er, daß er in Mannheim den Dichter voll Zuversicht zu seinen Erfolgen, voll Muth und Hoffnung gefunden habe. Doch Abel hatte nur die Lichtseite von dem Leben seines ehemaligen Zöglings gesehen. Zu den vielen Sorgen Schiller's um seine Gesundheit, seine Liebe, seine Zukunft, trat noch eine neue sehr schwere hinzu: die Sorge um seine Mutter. Diese kränkelte fortwährend, ein krampfhaftes Leiden durchzog den ganzen Körper, der Gram um den Sohn hatte sie um zehn Jahre älter gemacht. Der Vater sah ein, daß eine Besserung in ihrem Zustande am ersten von der Rückkehr des Sohnes zu erwarten sei, und er schlug dem Dichter vor, er möge an den Herzog ein Gesuch um straffreie Rückkehr richten, ja er erbot sich selbst hierzu. Kristofine wiederholte sehr dringend das Ansinnen des Vaters und sagte dem Bruder sehr offen, welchen Grund die Krankheit der Mutter habe. Schiller's Herz blutete unter den Anklagen, die er sich selbst machte, und doch konnte er das Begehr des Vaters nicht erfüllen, wie er in einem Briefe an seine Schwester vom 1. Januar 1784, den Streicher mittheilt, näher begründete. „Wie kann ich mich" — so schreibt Schiller — „ohne Konnexion mit einem andern Fürsten, ohne Karakter und dauernde Versorgung, nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Würtemberg wieder da blicken lassen? Daß der Vater den Namen zu dieser Bitte hergibt, nützt mir wenig, denn jedermann wird, so lange ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen, in Würtemberg unterzukommen, vermuthen. Schwester, überdenke die Umstände aufmerksam, denn das Glück Deines Bruders kann durch eine Uebereilung in dieser Sache einen ewigen Stoß leiden. Ein großer Theil von Deutschland weiß von meinen Verhältnissen gegen Euern Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interessirt — wie entsetzlich würde die Achtung des Publikums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Zurückkunft gesucht — daß meine Umstände mich meinen ehemaligen Schritt zu bereuen gezwungen, daß ich diese Versorgung, die mir in der großen Welt fehlgeschlagen, aufs neue in meinem Vaterlande suche. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte. Liebe zu den Meinigen, Sehnsucht nach dem Vaterlande entschuldigt vielleicht im Herzen eines oder des andern redlichen Mannes, aber die Welt nimmt darauf keine Rücksicht. Uebrigens kann ich es nicht verhindern, wenn es der Vater dennoch thut. Nur dies sag' ich Dir, Schwester, daß ich, im Fall der Herzog es erlauben würde, dennoch mich nicht eher im Würtembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Karakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im

Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen."

Die beabsichtigte Bitte an den Herzog unterblieb unter diesen Umständen. Der Vater stand von seinem Begehr ab, wünschte aber doch, daß der Sohn keine Gelegenheit, sich dem Herzog wieder zu nähern, vorübergehen lassen möge, dann würde ihre Trennung ja wohl nicht immer fortdauern und der Vater werde es endlich erleben, seinen einzigen Sohn auch wieder um sich zu haben.

An demselben Neujahrstage, an dem Schiller seiner Schwester schrieb, bat er auch Frau von Wolzogen, die ihm lange keine Nachricht hatte zugehen lassen, um Beruhigung in seiner traurigen Ungewißheit, die ihm in seiner jetzigen Lage, immer noch vom Fieber gequält, äußerst schwer fiele. „Denken Sie sich" — so fährt er fort — „in meine äußerst angestrengte Situazion. Um mit Anstand hier zu leben und die mir vorgesetzte Summe Geld zur Bezahlung meiner Schulden heraus zu schlagen, — um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hiesigen Publikums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopf arbeiten müssen, und durch starke Porzionen China meine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß versetzt."

Wie richtig diese traurige Profezeiung leider war, ist ja bekannt. Und welche Arbeiten waren es, die dem kranken Dichter seine letzten Kräfte aufrieben und den Grund für zukünftige bittere Leiden legten? Steht die Theaterbearbeitung des Fiesko etwa so hoch über dem gedruckten Drama, daß wir den so theuern Preis verschmerzen können?

Dalberg's Ausstellungen, und seine Forderungen für die Bühne waren es, welche die Arbeit des Dichters veranlaßten. Schiller genügte diesen Anforderungen, und unter Dalberg's kritischer Scheere wandelte der stolze Fiesko sich in einen Krüppel um, dessen Kleider an vielen Stellen die Flicken grell erkennen ließen, welche die fieberzitternde Hand des Dichters auf des Freiherrn Verlangen einsetzte. Denn ohne zu flicken konnte Dalberg kein Stück passiren lassen; als er den Julius Zäsar des Shakespeare aufführen ließ, legte er, wie Emil Palleske erzählt, der Porzia eine brillante Stelle der Volumnia im Koriolan in den Mund, und als nachher der Koriolan über die Bretter ging, forderte Volumnia die verliehenen Mützenbänder wieder zurück und produzirte sie zum zweitenmal. In derselben Weise versündigte Dalberg sich an dem Fiesko. Wir werden seine „Verbesserungen" bald kennen lernen, wenn wir jetzt Schiller's Tragödie einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Die Urtheile über Schiller's Jugenddramen gehen ziemlich weit auseinander, je nach dem Standpunkte, den die Kritiker einnahmen. Nun ist aber nichts ungerechter, als gerade an Schiller's poetische Schöpfungen den einseitigen Maßstab regelrechter Kritik zu legen. Diese gewaltigen Werke wurzeln in dem geistigen Leben des deutschen Volkes mit tausend und abertausend Fäden, und lediglich aus dem Grunde, weil sie aus dem vollen Leben des Volkes geboren sind und wiederum dem Volke sein eigenes Spiegelbild künstlerisch verklärt vor Augen stellen, so treu und so eindringlich, und dabei so reich und mannichfaltig, daß jeder Stand und jedes Alter und jeder Karakter sein eigenes Selbst an

irgend einer Stelle wiederfindet. Wollen wir also über Schiller's Dramen ein Urtheil abgeben, so können wir unmöglich die soziale Seite dermaßen bei Seite schieben, wie etwa Vilmar das in seiner Kritik des Fiesko gethan hat. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Karlos bilden gewissermaßen ein einziges großes Zeitgemälde, jedes einzelne Drama bezeichnet eine besondere Seite der Zeit, und in diesen vier Dramen besitzen wir den werthvollsten Beitrag zur Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts und der Menschheit überhaupt. Von allen diesen vier Dramen aber ist Fiesko das lebendigste und farbenreichste, und wahrlich nicht, wie Vilmar meint, ein mißlungenes Gemälde, so manche Blöße es auch dem kritischen Messer bietet.

Der Grundgedanke, in den das gesammte Streben des achtzehnten Jahrhunderts zusammenfließt, ist der Kampf um die Menschenrechte gegen die verschiedenartigste Anmaßung des gewissenlosen Egoismus. Friedrich der Große, Josef der Zweite, Washington und Franklin, Lessing, Kant und Herder, und alle die anderen rüstigen Kämpfer für die Humanität treffen auf demselben Plane und unter denselben Fahnen zusammen; auch Rousseau und Voltaire streiten, wenn auch mit anderen Waffen, für denselben Satz der persönlichen Freiheit und Berechtigung, und unter den edelsten Vorkämpfern steht in erster Reihe auch Schiller. Die Räuber waren ein gewaltsamer Aufschrei der in den unnatürlichsten Fesseln verkümmernden Jugendkraft; die Stimmen sind noch vielfach verworren, die grellen Dissonanzen sind gehäuft, und trotz alledem ist der Eindruck großartig, und dem Karl Moor gehört unsere bewundernde und bemitleidende Liebe. Der Gesichtskreis des Fiesko ist ein höherer; wir treten aus den beschränkten Verhältnissen eines einzelnen Standes in die großartige Maschinerie des Staatslebens hinüber, und vor unseren Augen arbeiten alle Bestrebungen, die im achtzehnten Jahrhundert gährten.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Republik Genua, in welche der Dichter uns hineinführt, sind in fast allen deutschen Ländern und besonders Ländchen anzutreffen; in Würtemberg hatte Karl Eugen in den ersten Jahren seiner Regierung die Rolle des Gianettino mit großer Virtuosität aufgeführt; die brutale Vergewaltigung des Volkes, die Eingriffe der Herrscher in das Heiligthum der Familie waren an vielen Orten in schmerzlicher Erfahrung erprobt. Aber überall regte sich bereits der Widerstand gegen solche Greuel, bis in die untersten Klassen waren die Freiheitsideen gedrungen, und die Verrina's, aus dem Schoße des Volkes hervorgegangen, waren genugsam in allen Ländern zu finden, wenn sie damals auch noch nicht so keck auftraten. Diese aufrichtigen, nur für die Sache begeisterten Patrioten bildeten damals den Kern, die bestimmende Masse des Volkes, gerade wie im Fiesko, und ihre Ideen siegten schließlich, wenn auch nicht immer schon in der damaligen Zeit; gerade so wie das Streben Verrina's auch in dem Drama zuletzt den Ausschlag gibt. In Zeiten einer solchen Gährung und sich überstürzenden Leidenschaft zeigen sich stets die Fieschi, die genialen, gewissenlosen Ehrgeizigen, welche sich zum Schein als Vorkämpfer für die zeitgestaltenden Ideen aufwerfen, um sich schließlich unter anderm Titel auf den erledigten Thron der gestürzten Gewalthaber zu setzen. Mit den Gestalten des Fiesko und des Gianettino, wenn man beider Bestandtheile ver-

schmolzen denkt, deutete der Dichter prosetisch auf den Korsen Napoleon, und ein Ebenbild zu der Rolle des Mohren fand der Dichter in dem ihm wohlbekannten M ntmartin; die schleichenden, mit aller schlauen List und der bodenlosesten Gewissenlosigkeit ausgerüsteten, kriechenden Schurken fand man an fast allen kleine.. Höfen, und sie verkauften ihre Dienste ebenso um das Meistgebot, wie Mulei Hassan.

Im Drama sind naturgemäß diese Zeitkaraktere mehr typisch geworden, und unter Schiller's Händen sind ihnen allen, dem eigenen Karakter des Dichters gemäß, ideale Züge geliehen worden, nach denen man in der Wirklichkeit damaliger Zustände oft vergebens sucht. Aber gerade dadurch, daß die Personen des Dramas um so viel idealer und höher dastanden, als die Repräsentanten des Lebens, gerade dadurch wurde das Drama um so wirksamer als Träger der zeitgestaltenden Ideen; es war der Wirklichkeit stets um einen Schritt voraus, und mußte daher für jeden etwas Anspornendes, Treibendes haben. Und diese Wirkung hat es entschieden in sehr großartigem Maßstabe gehabt. Es ist durchaus unrichtig, wenn Vilmar sagt, Fiesko sei zu des Dichters Erstaunen und Schmerz sehr kalt aufgenommen worden. Das gilt höchstens für die ziemlich oberflächlichen Mannheimer, nicht aber für die Gesammtheit des deutschen Volkes, wie aus der nicht zu sättigenden Begeisterung und den immer wiederholten Aufführungen in Berlin, aus den sehr zahlreichen Auflagen und Nachdrücken hervorgeht; noch vor Ablauf des Jahrhunderts erschienen englische und französische Uebersetzungen und bewiesen die Theilnahme des Auslandes.

Doch auch von Seiten der Kunst ist Fiesko keineswegs unbedeutend. Die Handlung ist reich und lebhaft, sehr wirkungsvoll in große Bilder zusammengedrängt; der zweite Aufzug von dem vierten bis zum neunzehnten Auftritt, die vierte und fünfte Szene des dritten Aktes sind Gewaltstöße auf das Interesse des Zuschauers wie die Manöver Napoleons in der Schlacht bei Leipzig. Der Gang des Ganzen ist so feurig, daß den wenigsten Lesern oder Zuschauern sogleich die beiden Schwächen des dramatischen Gerüstes auffallen werden: nämlich daß wir so lange ungewiß darüber bleiben, ob Fiesko in der That nur der Weichling sei, und daß der ganze Fortgang des Stückes an einer Hauptstelle (III, 4) nur in der Intrigue des Mohren liegt, der den Anschlag gegen das Leben der zwölf Edlen glücklich noch früh genug entdeckt. Sehr unwahrscheinlich ist auch die Art und Weise, mit welcher Fiesko den Mohren so leichtsinnig verabschiedet.

Unter den Karakteren sind einige mit großer Meisterschaft gezeichnet, besonders der Mohr, dessen Witz und Humor sich höchst glücklich dem tragischen Grundton des Ganzen entgegenstellt. Leider hat Schiller in seinen späteren Dramen diese kernigen, beweglichen, lebendigen und Leben bringenden Gestalten ganz gestrichen.

Ueber den Eindruck des Ganzen mögen hier einige treffende Worte von Carlyle stehen; er sagt: „Wir bewundern nicht nur in Fiesko das energische Feuer, womit der Autor seine Karaktere belebt, sondern auch die außerordentliche Bestimmtheit, mit welcher er dieselben zeichnet, ohne sie zu überladen, und die Lebendigkeit, mit der es ihm gelungen, jede Szene, worin sie handelnd auftreten,

auszumalen; die politischen und persönlichen Beziehungen des Genuesischen Adels, die üppige Pracht, die Intriguen, die entgegengesetzten und streitenden Interessen, die sie unter einander beschäftigen, sind uns vor die Augen gestellt; wir sind im Stande, die Verwicklung der Verschwörung zu begreifen und zu beurtheilen; wir gesellen uns zu den großartigen, Staunen erregenden Begebenheiten, welche die Katastrofe herbeiführen, als lebten wir darin. Die Katastrofe selbst ist mit besonderer Wirkung entfaltet. Das mitternächtliche Schweigen der schlafenden Stadt, einzig durch die fernher tönenden Laute der Wachen, das dumpfe Brausen der See, oder den verstohlenen Fußtritt, die verstellte Stimme Fiesko's unterbrochen; dies alles wird unserer Einbildungskraft durch einige flüchtige, aber deutliche Züge vorgeführt; uns dünkt, wir stünden in der tiefen Todesstille Genua's, das große Signal erwartend, welches so furchtbar über seinen Schlummer hereinbrechen soll. Endlich fällt der Alarmschuß; der darauf folgende wilde Aufruhr ist nicht weniger ergreifend geschildert. Die Gewaltthaten und Schreckenstöne, Staunen und Entsetzen, die donnernden Kanonen, der dumpfe Klang der Sturmglocke, das Geschrei einer Menschenmasse von Tausenden, „die Stimme Genua's zu Fiesko sprechend" — alles dies ist mit einer Lebendigkeit und Kraft uns vergegenwärtigt, welche schon allein hinreicht zu zeigen, daß dies kein gewöhnliches Genie von beschränkter Fassungskraft und Erfindung, kein gewöhnliches Talent in der Anordnung und Ausführung der Resultate des erstern ist."

Mit diesem Fiesko war aber Dalberg durchaus nicht zufrieden, er forderte mehrfache Veränderungen, auf welche Schiller nothgedrungen einging. Die Revoluzion gelang, als aber Fiesko als Herzog anerkannt war, erklärte er plötzlich, er wolle nunmehr nichts weiter sein, als Genua's glücklichster Bürger. Auf diese Weise vernichtete Fiesko selbst alle Bedingungen seiner Existenz und seiner Thaten, er war gewissermaßen eine Parodie auf sich selbst; Verrina wurde gänzlich überflüssig, das ganze Drama verlor alle Konsequenz.

Als Fiesko am 11. Januar 1784 in dieser verhunzten Gestalt aufgeführt wurde, fanden nur einzelne Szenen Beifall, für das Ganze konnte man sich nicht erwärmen. An Reinwald schrieb der Dichter: „Den Fiesko verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römisch Blut."

Die Kritik wollte nicht viel von dem Stück wissen, und auch heute gehen die Stimmen noch auseinander; während Vilmar meint, Schiller habe im Fiesko eine Aufgabe angegriffen, der er nicht gewachsen wäre, sagt Gervinus V, 134: „Die Fertigkeit, mit der der junge Mann diese politische Materie auf den ersten Versuch handhabte, die Entschiedenheit, mit der er sich auf diesem Wege fühlte trotz der Gegenstimme des Publikums, dem diese Gattung ganz fremd und von dem materialen Interesse der Räuber entblößt war, sprach schon damals laut dafür, daß hierin seine Bestimmung lag."

Nachdem Fiesko aufgeführt worden, konnte Schiller nun die Luise Millerin angreifen. Die verhältnißmäßig geringeren Veränderungen, welche daran vorzunehmen waren, wurden ihm durch eine nicht unerhebliche Freude versüßt. Am 10. Februar wurde er als ordentliches Mitglied in die Mannheimer deutsche

Gesellschaft aufgenommen. Dadurch wurde er pfälzischer Unterthan, und war nun gegen alle Nachstellungen des Herzogs von Würtemberg gesichert.

Luise Millerin war mit dem Beginn des Frühjahrs vollendet. Iffland war damals im Begriff, ein Drama auf die Bühne zu bringen; er übergab es Schiller zum Durchlesen und bat ihn, dem Stück einen Namen zu geben; Schiller nannte es „Verbrechen aus Ehrsucht." Die Artigkeit zu erwidern, ersuchte Schiller nun Iffland um einen Namen für sein Trauerspiel, und Iffland taufte die Luise Millerin um in „Kabale und Liebe," unter welchem Namen es jetzt bekannt ist.

Unter den Jugenddramen Schiller's ist Kabale und Liebe unstreitig das schwächste. „In diesem mißglückten Stücke" — sagt Gervinus — „hat Schiller das meiste Verhältniß zu den Klinger und Wagner, den untergeordnetern Schreibern jener Tage." Die echte dramatische Kunst vermissen wir in diesem Drama völlig. Die Handlung entwickelt sich nicht, sondern sie wird in ihren einzelnen Theilen neben einander gereiht; die Personen erscheinen nicht als denkende, nach Grundsätzen handelnde Wesen, sondern als Drahtpuppen, welche die Hand des Autors nach Belieben tanzen oder verschwinden läßt. Die Katastrofe ist gewaltsam erzwungen, einige Theile der Handlung stehen ohne allen Zusammenhang und ohne allen Einfluß wie ungebetene Gäste da, z. B. die Szene, in welcher die Lady der Luise den Vorschlag macht, in ihre Dienste zu treten. In dem Karakter der Lady fehlt alle Handlung; der Karakter Ferdinand's trägt schneidende Widersprüche in sich; daß er seine unschuldige Geliebte vergiftet, nur deshalb weil er, wie er meint, sie nicht besitzen kann, ist ein sehr gemeiner Zug, der zu den hochschwebenden Frasen seines Trägers gar nicht paßt, und daß er sich selbst das Leben nimmt, ist eine erbärmliche Feigheit. Wäre nun der Präsident am Ende eine einzige Viertelstunde früher gekommen, dann wären zwei Menschenleben gerettet und ein abscheuliches Verbrechen wäre nicht begangen worden. Warum kommt der Präsident nicht früher? Der fünfte Akt verhinderte ihn. Die plötzliche Abreise der Lady hat einen ähnlichen Grund.

Die Mischung des Komischen oder vielmehr des Burlesken mit der erschütterndsten Tragik ist an einigen Stellen sehr beleidigend, z. B. da, wo der Musikus von dem Major den Beutel mit Gold erhält, und an manchem andern Orte. Nur wenig unerquicklicher sind die übertriebenen Tugendfrasen, die erkünstelten Tiraden in dem Munde Ferdinand's und der Lady. Gervinus nennt das ganze Stück eine Karrikatur, und das ist es auch, als dramatisches Kunstwerk betrachtet.

Und doch hat das Stück besonders zu seiner Zeit eine ganz außerordentliche Wirkung geäußert, die wir uns leicht erklären können. Kabale und Liebe ist ein höchst grelles, aber sehr getreues Zeitgemälde; Stellen, wie die Erzählung des Kammerdieners mußten einen gewaltigen Sturm der Gemüther hervorrufen, und als Sittengemälde einer verworfenen Zeit wird Kabale und Liebe stets groß sein und seine Wirksamkeit nie verläugnen. Als Intriguenstück mit Dolch und Gift machte es bei Franzosen und Italienern großes Glück; es ist achtmal ins Französische übersetzt worden, und in Verona wird es, nach Emil Palleske's

Erzählung, noch jetzt in jedem Sommer zwanzig bis dreißig Mal als „ganz neue Produkzion von Schiller“ gegeben.

In Mannheim wurde das Trauerspiel zum erstenmal am 15. April vor sehr vollem Hause aufgeführt. Schiller hatte seinen Freund Streicher mit sich in eine Loge genommen; letzterer erzählt vom Dichter: „Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten, wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzugs entschlüpfte ihm kein Wort, und nur beim Schlusse desselben wurde ein „Es geht gut“ gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft und vorzüglich der Schluß desselben mit so viel Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in ein stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt wurden.“

Kurz nachher erschien Kabale und Liebe gedruckt; Schwan war der Verleger. Es wurde öfter aufgelegt. Die Kritik vernachlässigte das Stück. Eine einzige ausführliche Rezension erschien im Juli und September 1784 in der Berliner Vossischen Zeitung; ihr Verfasser war Karl Filipp Moritz, den wir als Freund Göthe's kennen gelernt haben. Diese Kritik war in einem sehr gehässigen Tone geschrieben und wandte sich, was ein echter und redlicher Kritiker nie thut, gegen die Person des Dichters. Die ganze Rezension war mehr Pasquil als Kritik.

Nicht lange nach der Mannheimer Darstellung wohnte Schiller auch einer Aufführung in Frankfurt bei. Iffland und Beil reisten Ende April zum Gastspiel dahin, Schiller begleitete sie. Am 3. Mai ging Kabale und Liebe in Frankfurt über die Bühne und trug einen gewaltigen Beifall davon. Der Dichter und die Schauspieler wurden hoch gefeiert, man rechnete sich ihre Gesellschaft zur besondern Ehre. An einen Freund in Mannheim schrieb Schiller: „Wir werden von Fresserei zu Fresserei herumgerissen.“

Die Theilnahme, die Anerkennung that dem Dichter wohl. Eine ungewöhnliche Freude war ihm auch die Bekanntschaft mit der Schauspielerin und Dichterin Sofie Albrecht. Sie war die begabte Tochter des Professor Baumer in Erfurt; nach ihres Vaters frühzeitigem Tode verheirathete sie sich im Alter von funfzehn Jahren an den Dr. Albrecht. Später wandte sie sich dem Theater zu; ihr leidenschaftlich anziehendes Wesen und ihre fesselnde Gestalt machten sie zu einem vielgefeierten Liebling des Publikums. Ihr späteres Leben brachte ihr viel Schmerz; sie wurde von ihrem Gatten geschieden und starb, 83 Jahre alt, 1840 im Spital in Hamburg.

Damals kam sie dem jugendlichen Dichter mit Begeisterung entgegen, und fand bei ihm eine eben solche Aufnahme.

Nach den erhebenden Tagen in Frankfurt erwartete den Dichter wieder die alte Qual in Mannheim, wohin er allein zurückkehrte; Iffland und Beil gingen nach Stuttgart, wo sie in den Räubern mit dem glänzendsten Erfolg auftraten und die begeistertste Aufnahme fanden.

Während sein Drama in seiner Heimath hohen Triumf errang, waren für Schiller in Mannheim die Tage oft trübe, ja verzweifelt dunkel. Sein Herz, so klagte er der Frau von Wolzogen, sei ihm in Mannheim immer leer und kalt geblieben. „Krankheit und Ueberhäufung von Geschäften gossen zu viel Bitteres in mein bisheriges Leben, und nie, nie werde ich jene frohen heitern Augenblicke zurückrufen können, die ich in der Zeit meines Aufenthaltes in Bauerbach so reichlich genoß.“ Schiller's Einkommen belief sich im ersten Jahre in Mannheim etwa auf 700—800 Gulden, mit dem was die Herausgabe seiner Dramen einbrachte. Doch es fanden sich auch sehr viele Ausgaben, zu denen die Gesellschaft der Schauspieler und auch der eigene Hang zum abwechselnden Leben verführte, so daß Schiller seinem Reinwald klagte, es sei so wenig Segen in dem Gelde.

Die Stuttgarter Gläubiger zu befriedigen wollte dem Dichter immer noch nicht gelingen; seine Schulden daselbst beliefen sich, wie Petersen sagt, auf 700 Gulden. Die Gläubiger wurden ungeduldig, und wandten sich schließlich an den Vater. Der Hauptmann erschrack nicht wenig, als ihm zwei Schuldverschreibungen über 100 und über 50 Gulden vorgelegt wurden. Um dem Sohne die nöthige Ruhe für seine Arbeiten zu sichern, verbürgte er sich für beide Posten, schrieb aber, er hoffe bestimmt, daß der Sohn ihn nicht im Stiche lassen werde. Doch Schiller konnte nur den Posten von 50 Gulden decken, und der Vater sah sich genöthigt, zur Tilgung des andern Anlehns die kleine Summe anzugreifen, welche zur Aussteuer der Töchter erspart war. Für den Vater war das hart, und mit eindringlichem Ernst ermahnte er den Sohn, er möge zu seinen medizinischen Studien zurückkehren, ein Theaterdichter sei in Deutschland ein kleines Licht; seine ersten drei Stücke hätten nicht viel eingebracht, und wer wisse, ob nicht die spätern noch gegen diese zurückstehen würden.

Solche Vorstellungen aus dem Munde des Vaters machten das Elend immer noch bitterer. Das Fieber hatte noch immer nicht ausgetobt, des Dichters Magen war von dem übermäßigen Gebrauch der Chinarinde bereits in hohem Grade geschwächt, und dazu traten immer dringender die Arbeiten, alte und neue heran. Im September sollte das dritte Stück, zu dem Schiller sich kontraktlich verpflichtet, fertig sein, und noch hatte er sich nicht für einen bestimmten Stoff entschieden. Außerdem mußte er als Mitglied der deutschen Gesellschaft endlich einmal seinen Antrittsvortrag halten, und gleichzeitig lag noch die Ausführung eines neuen großen Planes auf seinen Schultern. Es sollte ein neues dramaturgisches Blatt gegründet werden, und zwar sollte dasselbe gemeinsam von Mitgliedern der deutschen Gesellschaft und des Theaters redigirt werden. Aus der deutschen Gesellschaft sollte ein Ausschuß gewählt werden, welcher vorgelegte Dramen und ihre Darstellung auf der Bühne schrift-

lich beurtheilte. Ueber diese Beurtheilung sollte dann der Theaterausschuß seine Meinung abgeben, und Schiller wollte als Sekretär die Entscheidungen gegenseitig referiren. Die Resultate sollten in einer dramaturgischen Monatsschrift veröffentlicht werden, und um diesem Werke ganz ungehindert seine Kräfte widmen und frei von den eigennützigen Bestrebungen eines Verlegers oder der Sorge für die Rentabilität arbeiten zu können, ersuchte Schiller für die Redaktion des Blattes die Theaterintendanz um eine jährliche Beisteuer von funfzig Dukaten. Dalberg war von dem Plane entzückt, als er aber bezahlen sollte, scheiterte an seinem Geize das ganze Unternehmen, und Schiller's Entwurf wurde mit dem Bemerken zurückgewiesen, man könne die dramaturgischen Aufsätze ja in den Jahrbüchern der deutschen Gesellschaft abdrucken lassen. Diese erschienen jährlich einmal in einem Bande, und mit vollem Recht wies Schiller dies Anerbieten zurück. Es war vergebens, daß er alle seine Beredsamkeit aufbot und Zeit und Kräfte, die ihm so sparsam zugemessen waren, nicht schonte; der schöne Plan scheiterte, und für Schiller erwuchs nur Mißmuth aus der ganzen Verhandlung.

Um diese Zeit, als alles sich zu vereinigen schien, den Dichter niederzudrücken und sein Talent lahm zu legen, kam ihm eine mächtige Aufmunterung, eine erhebende Freude von ganz ungehoffter und unerwarteter Seite. Jeder der im Solde des Geistes arbeitet, will auf ein bestimmtes Publikum wirken, und je reiner sein Streben ist, desto höhere Genugthuung ist ihm die liebevolle und verständnißreiche Anerkennung; sie ist das Lebensblut, das ihn zu neuen, vermehrten Anstrengungen befähigt. Unserm Dichter wurde eine solche Anerkennung in der schönsten Weise zu Theil.

In den ersten Tagen des Juni 1784 erhielt Schiller ein Packet aus Leipzig; es enthielt eine sehr schöne gestickte Brieftasche, eine Komposizion von Amaliens Arie aus den Räubern und vier Porträts von zwei Herren und zwei Damen, mit Silberstift auf Pergament gezeichnet. Der Brief, welcher die Sendung begleitete, lautete folgendermaßen:

„In einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. — Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesammt werth sind Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen.

„Wenn ich, obwohl in einem andern Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen."

Der dies schrieb, war Kristian Gottfried Körner; die anderen Personen waren seine Braut Minna Stock, deren Schwester Dora und Ferdinand Huber. Die Zeichnungen waren von Dora, die Brieftasche von Minna gearbeitet. Wie groß die freudige Ueberraschung des Dichters war, hat er selbst in einem Briefe an Frau von Wolzogen kund gethan; ihr schrieb er: „So kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen — durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grunde, als nur für vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solcher Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen — daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß."

Die Freude über diesen Brief war ein belebender Hauch für Schiller's Geist und Herz; mit neuer Lust dachte er nun an die Weiterführung des begonnenen Don Karlos, zu dem auch Reinwald ermahnte, und da fremde Theilnahme ihm so wohl that, so kam er auf den praktischen Gedanken, es wäre gewiß gut — wenn er heirathete! Der Freundin sagt er dies und fügt hinzu: „Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei wie vorhin; aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille leidenschaftlose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme." Auch in den nächsten Jahren tauchte der Plan, seinen eigenen Herd zu gründen, mehrfach wieder auf.

Die Eintrittsrede, welche Schiller am 21. Juni in der deutschen Gesellschaft hielt, behandelte das Thema: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" Der Aufsatz findet sich in den gesammelten Werken unter der Ueberschrift: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet." Mit glücklicher Bezeichnung nennt Emil Palleske diese herrliche Rede die bill of right der Schaubühne. Sie ist so hoch und so ideal gehalten, und stützt sich in allen Punkten so fest auf die volle Wirklichkeit und die ausgiebigste Erfahrung, daß an ihren Sätzen niemals wird gerüttelt werden können. Das Ideal, welches sie aufstellt, ist freilich in der Neuzeit noch nirgend erreicht worden, und unsere Bühnen sind gerade jetzt weit von dem Wege entfernt, der zu ihm führen würde, aber daß Schiller's große Worte nicht ein fantastischer Traum sind, lehrt uns ein Blick auf Athen; dort ist die Schaubühne zu Sofokles' Zeit das gewesen, wozu Schiller sie machen will: eine moralische, das heißt eine sittenveredelnde Anstalt. „Derjenige" — so heißt es in der Rede — „welcher

zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staates festeste Säule Religion sei — daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite vertheidigt." Diesen Satz führt Schiller in einer reichen Reihe der verschiedensten Wirkungen an unsern Blicken vorüber, und er gelangt schließlich zu dem Gipfel seiner Doktrin, zu einem Resultate, wohin auch nur die edelste Religion, in der höchsten Bedeutung genommen, führen kann; möge der Dichter selbst in den Schlußsätzen seiner Rede uns dieses Resultat zeigen. Er sagt:

„Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen, die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern, auserlesenern Vergnügungen oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bakchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Raserein, die der Müßiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volkes nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staat so großmüthig hinopferte, mit dem unseligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzusinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des andern genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken, und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum erstenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumf für dich Natur! so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Simpathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein." —

Die Gesellschaft erkannte die geistige Bedeutsamkeit ihres neuen Mitgliedes, und übertrug dem Dichter das Referat über die eingegangenen Arbeiten zur Beantwortung der gestellten Preisfrage: „Ueber die Epochen der deutschen Sprache." Auch Freund Petersen in Stuttgart hatte eine Abhandlung eingesandt,

und für Schiller war es eine besondere Freude, als auf seinen Antrag die Arbeit des Freundes den zweiten Preis von 25 Dukaten erhielt.

Auf die Fortschritte des Don Karlos sah Dalberg mit großer Ungeduld hin, und öfter ließ er seine Wünsche auch laut werden. Aber die Arbeit rückte nicht recht vor. Schiller konnte immer noch nicht dazu kommen, den Plan in allen wesentlichen Theilen festzustellen. Er beschäftigte sich eifrig mit der Geschichte des spanischen Prinzen, und verschiedene Pläne wollten sich in seinem Geiste gestalten, unter andern auch einer, in dem die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführen sollte. Aber auch diesen, welchen er schon auszuführen begonnen, verwarf er wieder, weil es ihm unter der Würde eines wahren Dichters schien, die größte Wirkung einer Schreckgestalt schuldig sein zu sollen. „Diese Unentschlossenheit in der Wahl" — so erzählt Streicher — „dieses immerwährende Ausspinnen einer verwickelten Begebenheit ermüdete ihn aber weit mehr, als wenn er die wirkliche Ausarbeitung begonnen hätte. Jedoch er konnte nicht anders. Es war seiner Natur ganz entgegen, an irgend etwas nur oberflächlich zu denken. Alles sollte erschöpft, alles zu Ende gebracht werden. Seine Erregbarkeit für dichterische Gegenstände ging ins Unglaubliche. Er war dafür gleichsam eine immer glühende, nur mit leichter Asche bedeckte Kohle. Ein Hauch und sie sprühte Funken. Aber so wie er jede Sache in ihrem ganzen Umfange erfaßte, so sollte sie auch durch Worte nicht nur aufs deutlichste, sondern auch auf das Schönste dargestellt werden. Daher das Erschöpfende, Volle, Satte und Runde seiner Ausdrücke und Wendungen, welche die Gedanken ebenso wie das Gefühl aufregen und sich dem empfänglichen Gemüth einprägen."

Aus dieser Art zu arbeiten können wir aber auch leicht erklären, warum in jenen Zeiten des Mißgeschicks, der Krankheit, der Zerstreuungen und der sich jagenden Geschäfte das Drama Schiller's nicht weiterrücken wollte. Wäre Schiller nicht ein so großer, echter Dichter gewesen, so hätte er sein Geschäft mehr fabrikmäßig betreiben können, wie Dalberg es wünschte. Der Intendant sah ein, daß er von diesem Dichter nicht eine Reihe von Zugstücken zu erwarten habe, und dem Dichter wurde es klar, daß er auf die Ausübung seiner poetischen Talente nicht seine Existenz würde gründen können. Auch sein Vater war mit dem Sohne immer weniger zufrieden, er machte ihm begreiflich, daß die Schuld doch wohl an seinem eigenen Verhalten liegen müsse, wenn er, der Arzt, sich bereits acht Monate lang mit dem Wechselfieber schleppe, und in Anbetracht dieser Umstände wiederholte der Vater immer wieder seinen Rath, der Sohn möge seine medizinischen Studien wieder aufnehmen. Auch Dalberg ließ dasselbe dem Dichter sagen, der seine Erwartungen so wenig erfüllt hatte und zu untergeordneten Dienstleistungen für den Intendanten nun einmal gar nicht zu brauchen war. Der Freiherr gab den Rath natürlich nur, um den Dichter los zu werden, Schiller's edles Herz aber, das selbst durch die maßlos bitteren Erfahrungen noch nicht dahin gebracht war, an der Großmuth Dalberg's zu verzweifeln, glaubte den Rath eines uneigennützigen Freundes zu hören, und er beschloß zu versuchen, ob die Hand dieses Freundes ihm nicht eine rettende Stütze sein könnte. So wandte er sich denn abermals an den Freiherrn und bat ihn, er möge ihm auf ein Jahr Vorschuß geben, damit er in Heidelberg promoviren könne. Die

Antwort, welche erfolgte, hatte Streicher vorhergesagt; der reiche Mann hatte kein Geld für den Dichter, und kein Herz für den Menschen, der auf seine Großmuth bauen wollte.

Warum dachte Schiller nicht an die Freunde in Leipzig, die ihm so herzlich entgegen gekommen waren? Als er Körner's Brief später beantwortete, schrieb er ihm: „In einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeiten vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude.“ Und die Last war immer noch nicht schwer genug, es häufte sich ein Verdruß, ein Schmerz zum andern. Im Laufe des Sommers erschien Kristofine in Gesellschaft Reinwald's bei dem Bruder, der mit Schrecken sah, daß die Schwester entschlossen war, sich für immer an den kränklichen, nicht mehr jungen und schlecht besoldeten Reinwald zu binden. Er theilte seine Bedenken der Schwester eindringlich mit, und als diese sich nun mehr zurückhielt, stellte Reinwald seine Bewerbungen ein. Dem Hauptmann Schiller war damit gar nicht gedient, und der Dichter blieb von dem Unwillen des Vaters nicht unberührt.

Auch in Mannheim gab es neues Leid. Schiller's Freund, der begabte und edle Schauspieler Heinrich Beck, hatte seine Braut Karoline Ziegler endlich zum Altar geführt. Im Hause dieses glücklichen Ehepaares war Schiller ein häufiger Gast; besonders anziehend war für ihn die rege häusliche Thätigkeit der jungen Frau. Er schenkte ihr ein Hündchen, welches den Namen Trotter führte und von ihr sorgsam gehegt wurde; sie freute sich, wenn Trotter ihr fröhlich bellend entgegenkam, wenn sie Abends aus dem Theater erschöpft heimkehrte. Sieben Monate dauerte das Glück des jungen Ehepaares; am 24. Juli starb Karoline. Die katholische Geistlichkeit verweigerte ihr, weil sie sich mit einem Protestanten vermählt hatte, die letzte Ruhestatt, die sie auf dem evangelischen Kirchhofe fand. Schiller war tief erschüttert; er schrieb für den Gatten ein Trostgedicht, welches leider verloren gegangen ist.

Solche Zeiten sind die Probe, ob die Liebe zur Poesie echt, und ob der Poet ein wahrer Dichter ist. Schiller bestand diese Probe öfter als irgend ein anderer Dichter. Auch diesmal wurde das Leid ihm ein Treiber und die Poesie eine Trösterin. Don Karlos wurde das Lieblingskind seines Geistes; er wurde in Versen geschrieben, jetzt zum erstenmal schmeckte der Dichter den hohen Reiz der schönen Form. Von diesen Tagen erzählt der treue Streicher: „Schiller's Freude, sein Vergnügen über die guten Erfolge erhöhten seine Lust am Leben, an der Arbeit, und er sah mit Ungeduld der Abendstunde entgegen, in welcher er Streicher dasjenige, was er den Tag über fertig gebracht hatte, vorlesen konnte.“

Die Seelenkämpfe, durch welche Schiller seinen Helden im Don Karlos hindurchgehen läßt, hatte der Dichter vielfach selbst erfahren. Eine ganze Reihe derselben trat ihm mit der Gestalt einer Frau entgegen, deren flüchtige Bekanntschaft er schon früher gemacht hatte, und deren Gesellschaft ihm nun täglich zu Theil wurde. Wir meinen Charlotte von Kalb, jene unglückliche, edle, fantastische Frau, deren tragisches Schicksal kaum seines Gleichen hat. Ihr Einfluß auf Schiller war ein tiefgehender und nachhaltiger, aber kein wohlthuender, und Schiller selber theilte diese Meinung in seinen späteren Jahren.

Doch wird diese Frau durch ihre starke Liebe zu unserm edlen Dichter und durch ihr unverschuldetes Unglück uns immer ehrwürdig bleiben müssen.

Charlotte Marschalk von Ostheimb wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, Kanton Rhön und Werra, geboren. Bei der hohen Reizbarkeit ihres Körpers vermochten selbst Stand und Reichthum nicht, ihr eine ungestörte Entwicklung zu sichern. Als ihr Vater einst die Hand sanft auf das Köpfchen des Kindes legte, schauerte Charlotte unter dieser Berührung zusammen und Thränen der Freude traten in ihr Auge. Was einer solchen Natur Noth thut, ein einfaches Leben und eine feste Stütze, wurde dem Kinde vom Schicksal versagt. Schon im Alter von acht Jahren war Charlotte elternlose Waise und von nun an der Pflege ferner stehender Verwandten übergeben, die noch dazu öfter wechselte. Heimath und Vaterhaus, diese Begriffe, welche bis zum letzten Herzschlage die Brust des Menschen bewegen, waren für Charlotte fast gänzlich unbekannt. Unter den Fremden schloß ihr Herz sich zu, sie erschien ihrer Umgebung störrig und seltsam.

Als Jungfrau lebte sie auf dem Gute ihres Oheims, des Herrn von Stein auf Nordheim in der Nähe von Meiningen. Während seines Aufenthaltes in Bauerbach sah Schiller sie hier zum erstenmal in tiefer Trauer; Charlotte beweinte ihren einzigen Bruder, der als hoffnungsreicher Student in Göttingen, als letzter männlicher Sproß seines Hauses in einem Duell seinen Tod gefunden, und ihre Schwester, welche in einer unglücklichen Ehe frühzeitig starb. Eine andere Schwester wurde um dieselbe Zeit an den aus Göthe's Leben bekannten Präsidenten von Kalb verheirathet, der als Beamter ebenso nichtswürdig wie als Mensch abscheulich war. Im September des Jahres 1783 kam des Präsidenten Bruder, Heinrich von Kalb, welcher als Offizier in französischen Diensten am amerikanischen Freiheitskampfe mit Auszeichnung Theil genommen, zum Besuch nach Nordheim. Der Präsident wünschte eine Vermählung seines Bruders mit Charlotte von Ostheim, und obwohl diese keine Neigung zu dem Verwandten hegte, so gab sie doch den Vorstellungen des Präsidenten nach und reichte schon nach wenigen Wochen ihre Hand dem Vetter, der nach Schiller's Zeugniß ein wahrer, herzlich guter Mensch war.

Im Mai 1784 reiste Heinrich von Kalb mit seiner jungen Gemahlin ab, und kam am 8. desselben Monats in Mannheim an. Charlotte hatte von Reinwald und Frau von Wolzogen einiges an Schiller mitgebracht. Als man es ihm am folgenden Tage sandte, kam er selbst. Auf Charlotte machte er den tiefsten Eindruck. „In der Blüthe des Lebens" — so erzählte sie viele viele Jahre nachher — „bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth, feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick, von hoher Sehnsucht beseelt."

Am nächsten Tage führte Schiller sie in den Antikensaal und begleitete sie auf einem Ausfluge nach dem nahen Waldheim. Bald darauf reiste das Ehepaar wieder ab, es begab sich nach Landau, wo Heinrich von Kalb's Garnison war. Wie schwer für Charlotte der Abschied wurd, sagen ihre eigenen Worte;

sie schrieb: „Welch ein Tag! — O Kälte des Nords, trübes Gewölk, vom Sturme getrieben! — Der Lüfte schneidende Schärfe, hab' ich euch nur allein gefühlt? — Schauer der Nacht — o Dunkelheit! — bist du nur in Seele und Gemüth? — Die Sonne stieg am hellen Horizont, die Aue erglüht von ihrem Glanz, doch inneres Gewölk zu erhellen, vermag sie nicht! Das Leben erblühte, heut' ein Erstorbenes!"

Heinrich von Kalb blieb nun in Landau, seine Gemahlin kehrte Ende Juli nach Mannheim zurück und nahm hier ihren Aufenthalt. Ihr Gatte besuchte sie wöchentlich einigemal und brachte auch wohl den einen oder den andern Bekannten mit, unter denen Kolonel William Hugo ein edler und geistvoller Mann war. In diesen Kreis trat auch Schiller ein. Er fand ein ungemein reges Interesse und hohes Verständniß für Kunst. Von einer Vorstellung des König Lear war die kleine Gesellschaft in hohem Grade begeistert. Schiller sprach die entzückten Worte: „Er, der den Lear gedichtet, ist der einzige, der so die Welt erkannt, empfunden, Gehalt und Möglichkeit der Menschheit offenbart. Des Geistes schaffender, richtender Gedanke ist seiner Werke Inhalt."

Im September wurde Charlotte von einem Knaben entbunden; ihr Mann konnte nicht bei ihr bleiben, er mußte in seine Garnison zurückkehren, und als Charlotte, von der Dienerschaft schlecht behütet, in der zweiten Nacht im Bette lag, wurden plötzlich die Vorhänge zur Seite gerissen, eine Betrunkene zerrte an der Decke. Im entsetzlichsten Schreck verlor die Wöchnerin Sprache und Bewußtsein und lag wie todt da. Nun kam die Dienerschaft in Bewegung; man schrie, man lief hin und wieder. Auch Schiller wurde von der Gefahr unterrichtet, und während alle andern in kopfloser Hast durcheinander stürzten, hatte er die Besonnenheit, sofort zu dem besten Arzte zu eilen, durch dessen Mittel Charlotte gerettet wurde. Man erzählte ihr, was Schiller für sie gethan, und als sie nach ihrer Genesung den Freund am Arm ihres Gemahls zum erstenmal wiedersah, war sie tief bewegt.

Von nun an besuchte Schiller die Einsame öfter, und aus ihren Erzählungen lernte er die Räthsel ihrer Seele und die Kämpfe und Leiden ihres Herzens kennen. Auch von manchem ihrer Verwandten, die in der Welt eine bedeutungsvolle Rolle gespielt, sprach Charlotte dem Dichter; sie unterredete sich mit ihm von den Freimaurern, von denen sie einige kennen gelernt hatte und deren Zwecke und Thätigkeit sie mit Begeisterung zugethan war. Manches dieser Gespräche mag auf die Gestalt eines Posa von nicht geringem Einfluß gewesen sein.

Auch Charlottens Gemahl war ein geistvoller Mann und anmuthiger Gesellschafter, und sein bewegtes Kriegerleben setzte ihn in den Stand, manches Abenteuer mitzutheilen; bei der Eroberung von Charlestown war er der erste gewesen, der die Wälle erstieg. Er lud die Freunde öfter zu kleinen Festlichkeiten, welche Charlotte mit großer Gewandtheit und Liebenswürdigkeit anzuordnen verstand; Schiller durfte bei keiner derselben fehlen. Da waren die auserlesensten Gerichte und die edelsten Weine, da vereinigte in der Unterhaltung sich sprudelnder Witz mit geistreicher Anmuth, und des Dichters Herz schlug höher in diesem Kreise, denn seine Gesellschafter verstanden ihn, sie wußten den Werth des Dichters zu schätzen und den Karakter des Menschen zu verehren.

Um so elender aber fühlte sich der Dichter wieder, wenn er nach dem Glück so schöner Stunden zu seinen Arbeiten zurückkehrte und seine Lage und seine Aussichten bedachte, und sich in seinen Verhältnissen umsah. Viel Gewicht legte das Publikum damals in dramatischen Sachen auf das Urtheil Gotter's, und als dieser eine schwache Posse: „Der schwarze Mann" aufführen ließ, in der er die Sturm- und Drangstücke verspotten wollte, deutete das Publikum dieselbe auf Schiller, und dieser war selber unangenehm berührt. Es kamen auch Aeußerungen dem Dichter wieder zu Ohren, daß der Pfalz-baierische Hof dem Intendanten sein Mißfallen über dessen Verbindung mit einem so aufrührerischen Kopfe zu erkennen gegeben habe. Schiller vermuthete selber, daß Dalberg keinen Versuch machen würde, den Kontrakt des Theaterdichters zu erneuern, und er beschloß, nun lieber seine Mannheimer Verbindungen zu lösen und dem Rufe der Leipziger Freunde zu folgen.

Diesen Entschluß theilte er eines Tages der Frau von Kalb mit, welche dabei sehr bewegt war; sie suchte den Dichter davon abzubringen, aber als dieser fest blieb, da brach Charlotte in die leidenschaftlichen Worte aus: „Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit!" — Bei diesem Geständniß, so erzählt Charlotte, rief Schiller: „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt. Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen; das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet." Mit Entzücken vernahm Charlotte diese Worte, sie gestand dem Freunde, daß ohne ihn ihr Leben arm und leer sein würde; zum Ersatz für so manches Leid habe das Schicksal ihr den Freund und mit ihm Momente eines edleren Daseins gesandt; sie fragte ihn, ob er dieses ihr einziges Glück vernichten wolle, sie klagte die materiellen Sorgen an, unter denen er ringen müsse, und ihr leidenschaftlicher Schmerz riß sie zu dem Vorwurf hin, daß er dem Ruhm auf Kosten seines Herzens nachstrebe.

In milden Worten wies Schiller diesen Vorwurf zurück; sein Sehnen und seine Ideale legte er beredt vor ihr dar, und schloß mit den zärtlichen Worten: „Mein Herz fühlt, wie Du nie dieses Sehnen trüben, nie diesen Glanz entweihen kannst." Charlotte empfing mit Wonneschauern das erste Du von seinem Munde, sie gab es fest und freudig zurück; den Gedanken der Trennung vermochte sie nicht zu fassen, sie begehrte von ihm das Versprechen, Mannheim wenigstens so eilig noch nicht zu verlassen, und Schiller überhörte die Stimme seines Genius, der ihm zurief, er solle hinausgehen in die Welt und in einem neuen Wirkungskreise, mit strebenden, ihm liebevoll zugethanen Männern weiter auf der Bahn des Ruhmes wandeln, er vergaß das Elend seiner Lage und seine eigenen Beschlüsse, und gab der Freundin das Versprechen.

Es waren auch noch andere Gestalten, die ihn fesselten; das Schwan'sche Haus und die schöne Margarethe übten immer stärkere Anziehungskraft aus, und auch an die schöne und talentvolle Schauspielerin Katharina Baumann dachte Schiller gern. Man nannte sie Amalia nach ihrer Rolle in den Räubern, und der Frau von Kalb legte der Dichter das Geständniß ab, daß ihr Auge, von dunkler Wimper beschattet, ihr Blick, ihr anmuthiges Wesen ihn entzücke.

So blieb Schiller denn in Mannheim, um den bittern Trank auch bis zum letzten Tropfen zu leeren und noch so viel Leiden durchzukosten, daß ihm das Leben zuletzt ohne alles Licht, ein armseliger Traum vom Kriege der Frösche und der Mäuse zu sein schien. Diesem Elend des geistigen Arbeiters hat Emil Palleske in seinem vortrefflichen Werke beredte Worte geliehen; sie sind es werth, mitfühlend nachgelesen zu werden, sammt den schönen Worten Carlyle's, die dort stehen. Diese, meint Palleske, sollten in keinem Leben Schiller's fehlen, und so wollen auch wir einige von den Sätzen wiedergeben, die Carlyle in Bezug auf unsern großen Dichter schrieb. Sie stehen im Anfange des zweiten Abschnittes seiner Biografie und lauten wie folgt.

„Ein Talent, welches es auch sei, ist gewöhnlich mit einer besondern Zartheit der Empfindung gepaart; beim Genie ist dies der wesentlichste Theil, und das Leben hat in jeder Gestalt für so besaitete Herzen der Leiden genug. Die Beschäftigung mit der Literatur schärft diesen natürlichen Hang; die Störungen, der Verdruß, die sie begleiten, erhöhen ihn oft bis zur krankhaften Reizbarkeit. Die Sorgen und Arbeiten der Literatur machen das Geschäft des Lebens aus; ihre Genüsse sind zu ätherisch und flüchtig, um etwas dem Aehnliches zu gewähren, wie es jener ununterbrochene, zwar gemeine, doch reiche und volle Strom der Zufriedenheit, der das Glück dieser Welt ausmacht, darbietet. Die allervollendetsten Leistungen des Geistes gewähren nicht immer Freude, ja oft geben sie Qual; denn das Ziel des Menschen steht immer weit über seiner Kraft. Der äußere Lohn dieser Unternehmungen, die Auszeichnung, die sie gewähren, ist von noch weit geringerem Werthe; das Verlangen danach ist unersättlich, selbst beim glücklichsten Erfolg, und wird es getäuscht, so geht Eifersucht, Neid und jedes bemitleidenswerthe und qualvolle Gefühl daraus hervor. Solch ein feuriges Temperament, welches, von so vielen Seiten gereizt und gekränkt, so wenig befriedigt und in Schranken gehalten werden kann, bringt Widersprüche hervor, die nur wenige aufzulösen fähig sind.

„Auf solche Weise kann die Literatur eine unbefriedigende, gefährliche Beschäftigung selbst auch nur dem Laien werden. Doch bei jenem, dessen Stellung zur Welt und dessen äußere Lage und Annehmlichkeit davon abhängt, der nicht lebt um zu schreiben, sondern schreibt um zu leben, sind diese Schwierigkeiten und Gefahren furchtbar gesteigert. Gibt es wohl einen bekümmerndern Anblick als den eines Mannes, der so reich begabt und so vom Schicksal verfolgt, so hin und her gestoßen und bedrängt wird, im rauhen Treiben des wechselvollen Lebens, dessen Schläge er am wenigsten ertragen kann? Die erhabensten Ideen nährend und vielleicht von den kleinlichsten Bedürfnissen niedergedrückt; voll großer heiliger Vorsätze, doch immer durch den Druck der Nothwendigkeit oder den Antrieb der Leidenschaft vom geraden Pfade abwärts geführt, nach Ruhm dürstend und oft des täglichen Brodes ermangelnd; immer zwischen den höchsten Regionen seiner Fantasie und der schlammigen Wüste der Wirklichkeit schwebend; zu Boden geworfen und eingezwängt in seinem kühnsten Streben, unbefriedigt von seinen besten Leistungen; mißmuthig über sein Geschick verlebt der Dichter oft seine mühseligen Tage im Kampf mit bitterm Elende; geplagt, bekümmert, erniedrigt, oder oft fast zum Wahnsinn gebracht; zugleich das Opfer der Tra-

gödie und der Posse; der letzte verlorne Posten im Kampfe des Geistes mit der Materie. Wie viele der edlen Seelen sind so auf eine jämmerliche Weise umgekommen, ohne das sich vorgesteckte Ziel erreicht zu haben; einige in äußerster Hungersnoth, andere im dunklen Wahnsinn; einige haben einen noch ernstern Ausweg gesucht. Indem sie höchst entrüstet ihre Schritte abwärts von einer Welt wandten, die ihnen eine freundliche Aufnahme versagte, flüchteten sie zu jener mächtigen Feste, wo Armuth und herzlose Vernachlässigung und die tausend Stöße, die unseres Fleisches Erbtheil sind, sie nicht mehr erreichen können. Jedoch sind gerade von diesen Männern die herrlichsten Leistungen hervorgegangen und sie sind die ersten Wohlthäter des Menschengeschlechts geworden. Sie sind es, welche die herrlichsten Anlagen unserer Seele neu beleben, die uns ein schöneres Ziel zeigen als Macht oder Vergnügen, und der Alleinherrschaft des Mammons auf dieser Erde Widerstand leisten. Sie sind der Vortrab im Heerzuge der Geister; die geistigen Kolonisten, die in der öden Wildniß ein neues Gebiet der Kenntnisse und Thätigkeit für ihre glücklichern Brüder anbauen. Welch ein Schmerz, daß von ihren Eroberungen, so reichhaltig an Segen für andere, sie so wenig ernten! Doch vergebens ist's, darüber zu klagen! Sie waren Freiwillige in dieser großen Angelegenheit, sie hatten den Reiz davon gegen die Gefahren abgewogen und mußten die Resultate tragen, wie alle andern thun müssen.

„Doch ist es auch bekümmernd, das Elend, und was noch schlimmer ist, die Erniedrigung so viel hochbegabter Männer zu sehen, so ist es auf der andern Seite doppelt erfreulich, bei den wenigen nachdenkend zu verweilen, welche mitten unter allen Lockungen und Leiden, denen das Leben in allen seinen Zweigen, und wohl am meisten in den ihrigen unterworfen ist, dennoch in ruhiger, edler Größe durch dasselbe gewallfahrtet sind, und jetzt in unserm Andenken nicht weniger um ihres schönen Wandels als ihrer Werke willen geheiligt stehen. Solche Männer sind die Krone in diesem niedern Leben; ihnen allein gebührt das Beiwort groß in seinem ganzen Umfange."

Das schöne Lob, welches Carlyle in den letzten Worten für Schiller ausspricht, gilt auch mit für das deutsche Volk; denn auch das ist ein Grund, warum Schiller der Liebling seiner Nazion ist, daß er in seinem Leben seine Grundsätze selbst unter den entsetzlichsten Bedrängnissen durchführte, und wie ein unbesiegbarer Held stets auf dem Plane stand, wenn es galt für das Ideal zu kämpfen.

Daß er als dramatischer Dichter seine Existenz nicht finden könne, das war ihm nun zur Gewißheit geworden; er hatte beschlossen, jetzt als Journalist sein Heil zu versuchen und unter dem Namen „Rheinische Thalia" eine Zeitschrift zu gründen. Dalberg hatte, als Schiller ihm diesen Entschluß mittheilte, keinen Versuch gemacht, den Kontrakt zu erneuern.

In einer sehr schwungvoll geschriebenen Ankündigung vom 11. November 1784 machte der Dichter das Publikum bekannt mit dem Plane der Zeitschrift, die alle zwei Monate erscheinen, und vorzüglich dem Theater gewidmet sein, aber auch andere Gegenstände berücksichtigen sollte. Das Ziel dieser Thalia war ein hohes, erhabenes. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient" — sagt Schiller, und nachdem er einige Nachrichten über sein Leben und seine bisher

erschienenen Schriften gegeben, fährt er fort: „Das Publikum ist mir jetzt alles: mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fesseln zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

Aber schon als er den Stoff zu dem ersten Hefte der Zeitschrift zu sammeln sich bemühte, trat ihm die kahle Prosa, die mühselige Last und Arbeit journalistischer Beschäftigungen recht vor die Augen. Bis tief in die Nächte hinein nahm das Blatt seine Zeit in Anspruch. Er hatte die Ankündigungen an andere Journale zu versenden, er schrieb an bekannte Literaten, an Gleim, Ebert, Göckingk, um sie für sein Blatt zu interessiren, und der bittende Ton dieser Briefe weicht scharf von der kühnen Sprache der Ankündigung ab.

Nun sollte noch ein ganz besonderer Unfall die Ruhe des Dichters stören. In Stuttgart hatte ein Freund Schiller's sich für die 300 Gulden verbürgt, welche zum Druck der Räuber nöthig waren. Der Bürge wurde hart gedrängt und schließlich so weit getrieben, daß er um die Mitte des November 1784 aus Stuttgart entfloh und nach Mannheim kam. Aber man setzte ihm nach, ereilte ihn in Mannheim und hielt ihn gefangen. Für Schiller war das eine schreckliche Lage; seine Ehre stand auf dem Spiel, und was konnte daraus werden, wenn die ganze Sache ruchbar wurde? Es war kein anderer Ausweg denkbar, als das Geld zu beschaffen, und woher sollte das genommen werden? Der schreckliche Drang der Umstände verleitete den Dichter, in einem Briefe seinem Vater heftige Vorwürfe zu machen, daß dieser nicht für die Schuld gut gesagt habe.

Die Hülfe kam wieder durch die Vermittlung dessen, der schon mehr als einmal gezeigt hatte, daß er zu jeder Aufopferung für den Dichter bereit sei. Streicher wußte seinen Hauswirth, einen wenig vermögenden Baumeister Namens Anton Hölzel zu bewegen, daß dieser die 300 Gulden herbeischaffte. Für den Augenblick war Schiller nun aus seiner peinlichen Lage befreit; später veranlaßte die drückende Schuld noch manche böse Stunde.

Die ganze Begebenheit aber war wieder eine Mahnung, Mannheim zu verlassen, denn hier gestalteten sich Schiller's pekuniäre Verhältnisse wieder ebenso, wie vorher in Stuttgart, er vermochte des Lebens Nothdurft nicht zu erschwingen, und neue Schulden sammelten sich an. Wenn nicht so mancher gute Freund, so mancher aufrichtige Verehrer, vor allem das Verhältniß zu Charlotte ihn zurückgehalten hätte, schon längst würde er die Stadt verlassen haben, die er ebenso bezeichnen konnte, wie Lessing von Berlin sprach, wenn er es eine verzweifelte Galeere nannte. Auf einem Spaziergange, den er im Dezember mit Charlotte unternahm, brachte er seine Gedanken zur Sprache. Unter winterlichen Buchen gingen die beiden, das welke Laub rauschte unter ihren Schritten, und die Abenddämmerung ließ die hohen Statuen, an denen sie vorübergingen, wie Leichen erscheinen. Charlotte sprach die Hoffnung aus, den nächsten Sommer den Dichter bei einer Freundin zu sehen, aber Schiller erwiderte mit Trauer, es sei bestimmt, daß er die Sommersonne nicht mehr in den Fluthen des Rheines

schauen solle. Charlottens Klagen suchte er vergebens zu besänftigen, in der tiefsten Wehmuth schieden sie von einander. Schiller kehrte zu seinen Geschäften zurück, welche die Thalia ihm auflegte, und welche so manche Stunde der Nacht noch von ihm forderten.

Bei seinen Arbeiten fielen seine Blicke immer wieder auf die Bildnisse der vier Freunde in Leipzig; Schiller hatte die Zeichnungen über seinem Schreibtische aufgehängt. Schon sieben Monate waren vergangen, seit er den freundlichen Brief und die Geschenke erhielt; jetzt erst fand er den Augenblick, der ihm die Antwort gab. Am 7. September schrieb er an seine Verehrer; er bat sie, sein langes Schweigen mit der traurigen Lage zu entschuldigen, in der er sich befunden, und schilderte ihnen seine Freude über den Empfang der Sendung in bewegten Worten. „Wenn solche Menschen, solche schöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?" Er fuhr dann mit der Bitte fort, die Freunde möchten den Briefwechsel fortsetzen, vielleicht könnte eine engere Bekanntschaft mit ihm einige Schatten derjenigen Idee zurückgeben, welche sie einst von ihm gehegt. „Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen, aber (das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann) diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken." Er sandte Ihnen eine Ankündigung seiner Thalia mit, und gestand ihnen doch dabei, daß er sich in dieser Sfäre nicht beschäftigen würde, wenn seine Verfassung ihn über Kaufmannsrücksichten hinweg setzte.

Je trostloser und trauriger Schiller's Lage in Mannheim sich nun gestaltete, desto heller leuchtete ein Hoffnungsstrahl, der für Schiller in demselben Monate vielverheißend aufging. Der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar hielt sich im Dezember 1784 eine Zeitlang bei seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Ludwig, in Darmstadt auf. Die Theilnahme, welche Karl August den Wissenschaften und der Kunst zuwandte, hatte schon damals ihm den Namen des Beschützers der Musen eingetragen, und Schiller wünschte sich ihm vorstellen zu können. Mit Empfehlungsbriefen der Frau von Kalb und des Herrn von Dalberg versehen reiste er nach Darmstadt ab, und erhielt die gewünschte Erlaubniß, den ersten Akt des Don Karlos vorlesen zu dürfen. Der hessische Hof und der Herzog von Weimar waren Zuhörer, und in den mitfühlenden Herzen dieses edlen Fürstenkreises fand die Darstellung des unglücklichen Fürstensohnes und seine Ideale die vollste Theilnahme. Karl August ließ sich freundlich mit dem Dichter in ein Gespräch ein, die Frau Erbprinzessin von Darmstadt bewunderte die schöne Brieftasche von Minna Stock, in welche Schiller sein Manuskript eingeschlagen hatte.

Noch während der Dichter in Darmstadt weilte, übersandte der Herzog ihm folgendes Schreiben:

„Dem Sachsen-Weimarischen Rath Dr. Schiller, jetzt zu Darmstadt.

Darmstadt, den 27. Dezember 1784.

Mit vielem Vergnügen mein lieber Herr Doktor Schiller ertheile ich Ihnen den Karakter als Rath in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl.

Karl August, H. z. S. W."

Titel sind nicht immer leere Worte; für Schiller war es ein großer Gewinn, daß er als Rath, und gerade als Weimarischer Rath nach Mannheim zurückkehrte. Diesen Titel hatte ihm nur seine Dichtkunst eingetragen, und durch ihn wurde vor den Augen der Welt sein Entschluß, allein der Dichtkunst zu leben, und alles was ihn zu diesem Entschluß getrieben, seine Flucht von Stuttgart und sein Bruch mit dem Herzoge Karl Eugen, alles wurde glänzend gerechtfertigt. Auf dieser Bahn war doch etwas zu erlangen, denn die öffentliche Anerkennung eines so edlen und gefeierten Fürsten wie des Herzogs von Weimar war unter allen Umständen nicht gering anzuschlagen. Und der Rathstitel konnte ja noch so vieles andere nach sich ziehen; er war keine geringe Errungenschaft, denn auch Schiller's Gläubiger spannten ihre ungestümen Forderungen nun herunter.

Für Schiller's Vater war die Freude ebenfalls nicht klein; sie milderte den Unmuth über den unkindlichen Brief des Sohnes, und veranlaßte eine Antwort, in welcher trotz aller ernsten Vorstellungen doch immer das treue Vaterherz und seine liebreichen Worte durchscheinen. „Lieber Sohn," schrieb der Vater am 12. Januar 1785, „sehr ungern gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens vom 21. November vorigen Jahres, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmalen kosten soll. Nicht genug, daß Er im Anfange dieses gedachten Schreibens mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für Ihn hätte 300 Gulden aufbringen können und sollen, fährt Er nachher fort mich wegen Nachfrage um Ihn auf eine mir sehr empfindliche Art zu tadeln. Lieber Sohn, das Verhältniß zwischen einem guten Vater und dessen, obwohl mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irre gehenden Sohne, kann den letztern niemals berechtigen, das was der erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbstgemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden anbetrifft, so weiß es leider jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es nicht möglich sein kann, nur 50 Gulden, geschweige denn so viel in Vorrath zu haben; und daß ich eine solche Summe borgen sollte zu immer größerm Nachtheile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so vielen, was er versprochen, noch das wenigste halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater." Das Verhalten des Sohnes gegen Reinwald und Kristofine gefiel dem Vater gar nicht und erfuhr unumwundenen Tadel, und sehr aufrichtig waren auch die praktischen Rathschläge, welche der Vater über die Schonung materieller Mittel und über die vernünftige Anspannung geistiger Kraft gab; er sagte: „So lange Er, mein Sohn, seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufalle und Unfalle unterworfen sind, so lange wird er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum, so lange Er denkt: dieser, jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lange werden seine Schulden nicht geringer werden, und — das wäre mir leid, wenn Er sich nach einer schweren Kopfarbeit in Gesellschaft anderer *guter* Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können. Aber dergleichen Erholungstage mehrere als

Beschäftigungstage zu nehmen, das wird wohl nicht gut angehen. Bester Sohn! Sein Aufenthalt in Bauerbach ist von dieser Art gewesen. Hinc illae lacrymae! Dafür muß Er anjetzt büßen, und das nicht von ungefähr. Die Verlegenheit, in welcher Er sich dermalen befindet, ist wahrlich ein Werk der höheren Vorsehung, um Ihn von dem allzugroßen Vertrauen auf eigene Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen, damit er allen Eigensinn ablege, dem guten Rathe Seines Vaters und anderer wahren Freunde mehr folge u. s. w."

Wenn Schiller auch, woran nicht zu zweifeln sein wird, diesen Brief mit den kindlichsten Gefühlen aufnahm, so war die Erörterung solcher Gegenstände doch immer unerquicklich, besonders für den Dichter, welcher seiner hohen Ziele sich bewußt war und selber fühlen mußte, daß der Lebensweg derer, die nach Großem streben, unmöglich immer in dem ausgefahrenen Alltagsgeleise bleiben kann. Unter solchen Umständen mußte mehr noch als der Brief des besten Vaters das Schreiben des Freundes Anklang im Herzen des Dichters finden, jenes Freundes, dessen erstes Wort bereits so groß und verständnißinnig in des Dichters Leben tönte, und von nun an noch so oft ertönen sollte. In seiner Antwort auf Schiller's Brief kündigte Körner sich ganz als den Mann von ernster geistiger Bedeutung an, als den die Nachwelt ihn nennt. Seine schönen Worte, vom 11. Januar 1785 datirt, lauten wie folgt.

„Ihr Stillschweigen, edler Mann, war uns unerwartet, aber nicht unerklärlich. Menschen, die wir verehren und lieben, sind wir nicht gewohnt zu verdammen, so lange ein Grund zu ihrer Entschuldigung übrig bleibt. Daß Sie unsere Briefe auf eine Art aufgenommen hätten, die Ihrer unwürdig gewesen wäre, hielten wir nicht für möglich. Jedes von uns erklärte sich das Außenbleiben Ihrer Antwort nach seiner eigenen Art, und jetzt freuen wir uns, daß unsere Ahnung Gewißheit geworden ist, daß wir den als Freund lieben können, den wir als Dichter verehrten. — Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten, aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst so bald als möglich. Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfniß.

„Ihrer Thalia sehe ich mit Verlangen entgegen, aber es sollte mir weh thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten würden, was Ihre eigentliche Bestimmung zu sein scheint. Alles was die Geschichte in Karakteren und Situazionen Großes liefert und Shakespeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel. Dies ist gleichsam bestellte Arbeit. Wenn Sie hiervon von Zeit zu Zeit etwas liefern, dann mögen Sie übrigens im Genuß Ihrer eigenen Ideen schwelgen, mögen Ihrem Geist und Herzen Luft machen, — und Menschen, die Sie zu fassen vermögen, werden Sie auch für die Früchte Ihrer Erholungsstunden segnen, während daß Sie durch größere Werke, wie man sie von Ihnen zu erwarten berechtigt ist, zugleich die Forderungen Ihres Zeitalters und Ihres Vaterlandes befriedigen."

Diese Freunde brachten dem Dichter nicht nur die wärmste Theilnahme, sie brachten ihm auch volles Verständniß für seine großen Zwecke entgegen, und nichts in der Welt hätte ihn ja mehr anziehen können, als diese beiden Umstände. Zu der eigenen Lust Schiller's, einer so freundlichen Einladung zu folgen, kam noch eine Reihe von Widerwärtigkeiten in Mannheim, die den Entschluß schließlich zur That werden ließen.

Bei einer neuen Aufführung von Kabale und Liebe sollte am 18. Januar 1785 Katharina Baumann die Luise spielen. Schiller und Iffland studirten ihr die Rolle ein, und ersterer freute sich im voraus auf den Triumf der von ihm so gern gesehenen Künstlerin. Aber die Vorstellung war von den übrigen Mitspielern so schlecht vorbereitet, daß sie erbärmlich durchfiel. Im Gefühl seines berechtigten Unwillens schrieb Schiller einen Brief an Dalberg, worin er sich bitter beklagte. „Ich weiß nicht," sagte er, „welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsere Herren Schauspieler — doch meine ich nicht alle — die Konvenienz bei sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch schlechtes zu verderben. Es ist das kleinste Merkmal der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben kann, wenn er seinen Text memorirt. Auch diese kleinste Zumuthung ist mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden kosten, bis ich einer Periode die bestmögliche Rundung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verdrusse ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen mühsam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutsch verwandelt. Seit wann ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter hofmeistern? Gestern habe ich das mehr als sonst gefühlt. Kabale und Liebe war durch das nachlässige Einstudiren der mehrsten ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn anhören müssen. Mir selbst kann zwar an diesem Umstand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.

R. (aht) Schiller."

Die Vorwürfe dieses Briefes waren mittelbar auch gegen Dalberg gerichtet, denn er als Intendant hatte ja doch die Oberleitung über alles und war bis zu einer gewissen Grenze auch für jede Vorstellung verantwortlich. Daß Schiller ihm solche Briefe schrieb, konnte dem mächtigen und verwöhnten Manne nicht sehr angenehm sein, und unzweifelhaft gab er eine Antwort, welche dem Dichter gleichfalls nicht zur Freude gereichte. Es löste sich in Mannheim ein Band nach dem andern, und in gleichem Maße wurde der Bund mit den Leipziger Freunden inniger und fester. Wenn wir bedenken, welche hohe Meinung Schiller zu vielen Zeiten über das Mannheimer Theater geäußert, wie herbe klingen dann die Worte, mit denen sein Brief an Körner vom 10. Februar 1785 beginnt: „Unterdessen daß die halbe Stadt Mannheim sich im Schauspielhaus zusammendrängt, einem Autodafe über Natur und Dichtkunst — einer großen Opera — beizuwohnen und sich an den Verzuckungen dieser armen Delinquentinnen zu weiden, fliege ich zu Ihnen, meine Theuersten, und weiß,

daß ich in diesem Augenblick der Glücklichere bin. Jetzt erst fange ich an, meine Fantasie, die unruhige Vagabundin, wieder lieb zu gewinnen, die mich aus dem traurigen Einerlei meines hiesigen Aufenthalts so freundschaftlich weg und zu Ihnen führt. Es ist kein Opfer, das ich Ihnen bringe, wenn die Erinnerung an Sie meinen ganzen Horizont um mich her zernichtet — es ist wirklicher Eigennutz, meine süßeste Erholung von meiner jetzigen freudenlosen Existenz, daß meine Seele um Sie schweben darf."

Nach dem Norden zog auch die neue Bekanntschaft mit dem Herzog von Weimar; auf Schiller's Dankschreiben für den Titel hatte Karl August freundlich geantwortet und den Dichter aufgefordert, er möge ihm zuweilen Nachricht von sich und von dem geben, was in der literarisch-mimischen Welt vorginge. Schiller glaubte daraus zu verstehen, daß der Herzog mit ihm in Verbindung bleiben wolle, und der Gedanke an Göthe's ausgezeichnete Stellung am weimarischen Hofe gab ihm Muth zu der Hoffnung, daß auch für ihn eine angemessene Existenz in Weimar zu erringen sei.

Und nun mußte auch das, was den Dichter am stärksten gefesselt hatte, ein Grund werden, ihn aus Mannheim zu vertreiben. Eine Neigung, welche gegen die geheiligten Rechte anderer sich auflehnt, hat etwas dämonisch Verlockendes, doch wenn sie bis zu einer gewissen Grenze gediehen ist, so schreckt ein Schauer, eine Furcht den allzu kühnen Fuß zurück. Dies ist der letzte Punkt, an dem eine Umkehr möglich ist; fluthet die wogende Leidenschaft auch über diesen Damm hinweg, so gibt es überhaupt keine Grenzen mehr. In dem Verhältniß zu Charlotte von Kalb war Schiller an diesem Scheidewege angelangt. Ein Gedicht, welches in diesen Tagen entstand, und ein Jahr später in der Thalia von 1786 veröffentlicht wurde, läßt uns in den Abgrund blicken, vor welchem der Dichter stand. Es führt die Ueberschrift „Freigeisterei der Leidenschaft" und lautet folgendermaßen.

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang?
Weil Dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen
Den die erröthende Natur bereut.

O zittre nicht — du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht,
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren;
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorsicht kann den überflüß'gen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte sich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen?
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt?

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!"

Es war hohe Zeit, daß Schiller von diesem Pfade weggerissen wurde, er konnte nur zur trostlosesten Nacht führen. Und er fühlte es selbst, daß auf diesen Weg seine Bestimmung ihn nicht rief; seine Briefe an Körner thun es offen kund. „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben" — schrieb er am 22. Februar — „In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situazion. — O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem nähern Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei."

In einem Briefe an Huber enthüllte Schiller seine Bedrängniß. Die Freunde ließen ihn nicht auf Antwort warten. Sie freuten sich aufs herzlichste seines Entschlusses, und die Wechsel, welche Körner sandte, ermöglichten dem Dichter, sich von allen Verbindlichkeiten in Mannheim frei zu machen.

Aber ehe der Dichter die Stadt verließ, die seine kühnen Hoffnungen so gänzlich betrogen hatte, sollte sie ihm erst noch gründlich verleidet werden.

Das erste Heft der Thalia erschien im März 1785; es war dem „edelsten von Deutschlands Fürsten," dem Herzog Karl August gewidmet. Seinen Inhalt bildeten sieben Artikel: Der erste Akt des Don Karlos; die Abhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt; eine Erzählung „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache", aus dem Französischen des Diderot; der Saal der Antiken zu Mannheim; Repertorium des Mannheimer Nazionaltheaters; Wallensteinischer Theaterkrieg *); dramaturgische Preisfragen.

In dem Repertorium gab Schiller eine Reihe von Kritiken über die Vorstellungen vom 1. Januar bis zum 3. März 1785. Hier brachte er seine Ausstellungen gegen die Schauspieler in die Oeffentlichkeit. Von Madame Rennschüb, der Gattin des Regisseurs, sagte er, sie sei der Rolle der Lady Milford in Kabale und Liebe nicht gewachsen; dann fuhr er fort: „Dennoch würde Madame Rennschüb eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte." Außer der Madame Rennschüb erfuhren auch andere Schauspieler gegründeten Tadel. Sie alle waren, als nun die Thalia in die Oeffentlichkeit kam, gewaltig erzürnt, am meisten aber der Schauspieler Boek, und dieser nicht deshalb, weil er etwa zu sehr getadelt worden, sondern weil er seiner Meinung nach zu wenig Lob erhalten, gegenüber der ehrenvollen Anerkennung eines Iffland und Beck, auch Beil's. Seinen Aerger gibt der Dichter wiederum in einem Briefe an Dalberg zu erkennen; am 19. März schrieb er an denselben: „Wenn ich bei Beurtheilung des Herrn Rennschüb, und in einigen Rollen auch seiner Frau, meinem bessern Gefühle und der vereinigten Stimme des bessern Publikums hätte folgen wollen, so wären Mord und Todschlag zu befürchten gewesen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit sehr gern, wenn sie auch nur in die Wochenstube gehörte. Was ich aber kaum verschlucken kann, und was ich fest entschlossen bin zu rügen, ist das Betragen des Herrn Boek. Herrn Boek habe ich mit einer Achtung beurtheilt die er nicht verdient, und dieser Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuschlagen, und auf die pöbelhafteste Art von mir zu reden. Alles dieses habe ich haarklein erfahren." —

So war denn nichts für den Dichter in Mannheim geblieben, als allein der treue Streicher, dessen Freundschaft für Schiller rein wie die Sonne und fest wie die Felsen war. Als es ans Abschiednehmen ging, zeigte Schwan sich

*) Eine Abfertigung der Schauspielerin Henriette Wallenstein, welche durch die Kabalen des Regisseurs von der Mannheimer Bühne verdrängt zu sein behauptete und in Tagesblättern viel Geschrei gemacht hatte.

in Rath und That hülfreich, und Margarethe zeigte zu des Dichters Erstaunen einen so ungeheuchelten und tiefen Schmerz, daß Schiller's Liebe zu ihr mächtig wieder aufflammte; ein Briefwechsel wurde verabredet.

Der schwerste Augenblick war das Scheiden von Charlotte; in ihrem Tagebuche schilderte sie die Gefühle und die Gespräche der Abschiedsstunde in einem Dialog, in welchem sie unter dem Namen Maya, Schiller als Fimanté aufgeführt wurde. Die letzten Sätze desselben lauten:

Maya. Wenn du nicht weilst, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finsterniß am wenigsten empfunden. Gute Nacht, Fimanté. In sanftem Schlummer kamen zur Geisterstunde sonst die lieblichsten Gebilde an mein Lager. — Aber ach, so ziehen sie dir nach, sie dienen dir, sie sind in deines Zaubers Gewalt — es sind Gedanken deiner Seele, sie besuchen Keines, was dir nicht angehört — verlierst du es, gibst du es auf, so sind sie auch verschwunden.

Fimanté. In Wehmuth aufgelöst, hör' ich wie Geistertöne deine Worte — die Vergangenheit schwindet. — Nur du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses — zum letztenmal!!" —

Der einzige, der dem Dichter ein unwandelbarer Freund gewesen, Streicher, leistete ihm auch in der letzten Nacht noch Gesellschaft. Schiller sei sehr ernst, aber voll Muthes gewesen, erzählte der Freund; er habe die Ueberzeugung ausgesprochen, daß in Deutschland bei den elenden Zuständen, bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugnissen der Literatur es selbst dem genialsten Dichter unmöglich sei, ohne besoldeten Nebenverdienst sich durch seine Talente auch nur ein solches Einkommen zu verschaffen, als dies einem fleißigen Handwerksmanne mit mäßigen Fähigkeiten gelingen müsse. Und deshalb, so war sein Entschluß, sollte von nun an nicht mehr die Dichtkunst, am wenigsten aber das Drama der einzige Zweck seines Lebens sein, sondern nur die Mußestunden wolle er der Dichtkunst weihen, und übrigens sich mit allem Eifer auf die Rechtswissenschaft werfen; seinem Talente und Fleiße, so hoffte er, werde es in weniger als einem Jahre gelingen, sich die Theorie der Rechtswissenschaft anzueignen und den Doktorhut zu erlangen, und eine ehrenvolle Anstellung an einem der kleineren sächsischen Höfe schien ihm so leicht zu erlangen, daß sich die Freunde, als sie um Mitternacht schieden, die Hände darauf gaben, sie wollten einander nicht schreiben, bis Schiller Minister, und Streicher Kapellmeister sein werde.

Diese Erwartungen trafen nun freilich nicht ein, aber die Freunde behielten sich beide stets im wärmsten Andenken. Streicher verheirathete sich später in Augsburg mit einem wohlhabenden Mädchen und begründete 1795 eine Pianofortefabrik in Wien, wo er 1832 starb. Die Erinnerung an die für Schiller so bittere Zeit in Mannheim blieb in dem treuen Gemüthe Streichers stets so mächtig, daß er auch später nicht vermochte, eins der drei Dramen, die unter seinen Augen ganz oder theilweis entstanden, aufführen zu sehen. Auch Schiller betrat die Laufbahn zum Ministerposten nie im Ernst. Schon im April desselben

Jahres theilte er dem Buchhändler Schwan mit, daß er sich wieder zur Medizin zu bekehren gedenke.

In der ersten Hälfte des April 1785 reiste Schiller von Mannheim ab; am 17. April kam er in Leipzig an. „Unsere Hierherreise" — schrieb er an Schwan — „war die fatalste, die man sich denken kann. Morast, Schnee und Gewässer waren die drei schlimmsten Feinde, die uns wechselsweise peinigten." Wie er sich in Leipzig einzurichten gedachte, erzählt uns ein origineller Brief, den er am 15. März von Mannheim aus an Huber geschrieben hatte. „Ich bin Willens" — so lauten seine Worte — „bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser: meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirthschaft; und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgend gefährlicher, als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt.

„Fürs andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichtsbedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl. tödtet den Genuß des Augenblicks und die Gedankenreihe kann zerissen sein, bis ich ihn habe.

„Sehen Sie, mein Bester, das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf unseres Lebens. Ich kenne mich besser, als vielleicht tausend anderer Mütter Söhne sich kennen; ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu sein. Es fragt sich also: kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen? — Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hier und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntschaft von Leuten zu Wege bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist alles in Richtigkeit.

„Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer sein kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sofa; dann ein Tisch und einige Sessel. Hab' ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr. Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so

würde ich mich an die table d'hôte im Gasthofe engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speiste."

Die Erwartungen, welche Schiller von Huber hegte, konnten sich freilich nicht erfüllen. Ludwig Ferdinand Huber war der Sohn des Professors Michael Huber zu Leipzig. Er war in Paris im September 1764 geboren, Sohn einer Pariserin. Seine Mutter ließ sogar zur Zeit seiner Universitätsjahre seine Wege gelegentlich durch die Dienstmagd überwachen. Es würde sehr natürlich sein, wenn die Unselbständigkeit, die Huber nachmals öfter zeigte, allein eine Folge seiner verkehrten Erziehung gewesen wäre. Eine begeisterte, ausdauernde Liebe für alles Schöne, und für die dramatische Kunst insbesondere war dem jungen Manne stets eigen. Seine Braut, Dora Stock, die Tochter des bekannten Kupferstechers, war fünf Jahre älter als Huber, talentvoll und witzig, und dabei sehr selbständig. Dora's jüngere Schwester Minna war Körner's Braut. Sie besaß viel Lieblichkeit in ihrer Erscheinung und viel Anmuth in ihrem Wesen. Beide Schwestern waren in Nürnberg geboren, beide waren musikalisch und in der Literatur wohl bewandert.

Diese drei traf Schiller in Leipzig an. Minna's Verlobter lebte in Dresden. Kristian Gottfried Körner war ein ehrenfester deutscher Mann mit einem nicht gemeinen Geiste und einem herrlichen Gemüthe, ebenso bereit zu kräftiger, geräuschloser That als zu kernigem Rath. Am 2. Juli 1756 war er als Sohn eines lutherischen Superintendenten in Leipzig geboren. Sein Vater hatte ihn zum Studium der Theologie erzogen, Körner entschied sich aber später für das juristische Verwaltungsfach, und habilitirte sich als Privatdozent in Leipzig. Am Ende der siebziger Jahre machte er größere Reisen, auf denen er seinen Beobachtungsgeist schärfte, seinen Geschmack bildete und besonders seine Begriffe über menschliche Fähigkeiten erweiterte. Im Jahre 1781 wurde er als Konsistorialadvokat angestellt und zwei Jahre später als Rath an das Konsistorium in Dresden versetzt. Als am 5. Januar 1785 sein Vater starb, kam er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens und konnte nun daran denken, seinen eigenen Herd zu begründen. Aber so gewissenhaft und thätig der wackere Mann in seinem Berufe wirkte, seine Seele war doch stets von einem idealen Streben erfüllt und zu allen Zeiten blieb er seinem Wahlspruch treu: vitam impendere vero! Seine Energie kannte nicht leicht irgend eine Schwierigkeit; „mein Hang war immer, mich dahin zu stellen, wo es gerade an Arbeitern fehlte", sagte er. Der ideale Trieb seines Geistes war es auch, welcher ihn zu dem Briefe an Schiller veranlaßte, und mit welchen Absichten er den Dichter nach Leipzig zu kommen einlud, das zeigen uns die Worte eines Briefes, den er an Schiller schrieb, als dieser in Leipzig eben angekommen war. Diese Worte lauten: „Um ganz glücklich, das heißt beim Genuß der angenehmsten Empfindungen mit mir selbst zufrieden zu sein, muß ich so viel Gutes um mich her gewirkt haben, als ich durch meine Kräfte und in meinen Verhältnissen zu wirken fähig bin. Und das werde ich, wenn ich meinen Schiller an meiner Seite habe. Einer wird den andern anfeuern, einer sich vor dem andern schämen, wenn er im Streben nach dem höchsten Ideale erschlaffen sollte. Wir gehen auf verschiedenen Bahnen, aber einer sieht mit Freuden die Fortschritte des andern."

Dem Dichter eine feste Stütze zu sein, dazu war dieser vortreffliche Mann ganz geschaffen.

Schiller aber wußte den ganzen Werth des Freundes sogleich zu würdigen. In seiner Antwort auf den eben erwähnten Brief sagte er zu Körner: „Ihr edles Herz lernte ich frühzeitig lieben, Ihren ausdauernden Muth, Ihre Entschlossenheit habe ich längst bewundert, jetzt aber verehre ich Ihren Geist. Ja, liebster Freund, verehren muß ich den Mann, der in einer Epoche, wo gewöhnlich die Glücklichen sich dem Genuß ihrer Wonne mit süßer verführerischer Erschlaffung dahingeben, und den besten Theil ihres Daseins in einem berauschenden Traume verschwelgen, der in einer solchen Periode nach Thaten dürstet, und — erlauben Sie mir Ihre eigenen Worte — darauf denkt, dem Glück einen Theil seiner Schuld abzutragen. Gewöhnlich hört die Anstrengung auf, wenn der Mensch am längst erflehten Ziele seiner Glückseligkeit landet, der Ehrgeiz und die Thatenbegierde ziehen sonst ihre Segel ein, wenn sie dem Hafen sich nähern — Sie, mein Wertheſter, spannen jetzt neue und kühnere aus und fangen an, wo die Leidenschaften und Wünsche der anderen alltäglichen Menschen ein muthloses Anker werfen. Glück zu also, Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will.

Während diese beiden Freunde sich in ausführlichen Briefen näher kennen lernten und die Begriffe von einander gegenseitig immer wuchsen, fand Schiller in Leipzig nicht das, was er wohl gehofft hatte. Sich an Huber so nahe anzuschließen, als er in seinem Briefe von Mannheim sich ausgesprochen hatte, dazu waren die Umstände nicht angethan. Schiller kam mitten in das Meßtreiben hinein, und empfand es, daß in dieser Zeit die Leipziger für andere als das eine Hauptinteresse nicht eben Sinn haben. Schiller hatte nichts besseres zu thun, als sich in den Menschenstrom zu mischen und Richter's Kaffeehaus zu besuchen, wo er seine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden erweiterte. Man gaffte den Verfasser der Räuber wie ein Wunderthier an; neben dem Affentheater und den Thierbuden war er eine der Merkwürdigkeiten der Messe. Vielen wollte es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hatte, wie andere Muttersöhne aussehen sollte; wenigstens Kurierstiefel und eine Hetzpeitsche hatte man erwartet.

Die Notabilitäten Leipzigs konnten Schiller nicht sehr erbauen; Körner sagte, ihn ekele vor dem überklugen Wesen der Leipziger guten Köpfe, die zu schlaff wären, selbst etwas zu wirken, aber alles, was andere thäten, vor ihren Richterstuhl zögen. Mit dem Musikdirektor Hiller, dem Maler Oeser, dem reformirten Prediger Zollikofer, dem Professor Huber und einigen andern wurde Schiller bekannt, ohne daß ein näheres Verhältniß sich bildete. Sehr großmüthig wurde Schiller von dem Direktor eines Affentheaters behandelt, der von dem Dichter der Räuber unter keinen Umständen Eintrittsgeld annehmen wollte, denn dieser sei ja ein Kollege!

An dem Leipziger Theater wirkte damals der vortreffliche Reineke, der als Heldenspieler in hohem Ruhme stand. Hier fand Schiller auch seine Freundin von Frankfurt her, Sofie Albrecht wieder, und auch mit einigen anderen Schau-

spielern trat er in lebhaften Verkehr. Reineke brachte Schiller's Fiesko zur Aufführung.

Das Meßtreiben war den Arbeiten des Dichters nicht günstig. Er sehnte sich nach einem stillen Plätzchen. Das anmuthige Rosenthal besuchte er gern und gewann diese parkartige Landschaft sehr lieb. In dem Gewühl der Messe erfaßte den Dichter wieder die Sehnsucht nach dem eigenen traulichen Heim, dem eigenen Herde, und das Verlangen, diesen zu begründen, mochte ihn wohl veranlassen, in einem Briefe vom 24. April 1785 um die Hand der Margarethe Schwan anzuhalten. Sie hatte ihm bei seinem Abschiede so warme Theilnahme gezeigt, sie hatte ihm als Andenken eine schöne gestickte Brieftasche geschenkt, ihr Vater hatte dem Dichter stets seine Freundschaft bewiesen, und diese Umstände konnten ihn zu einer Bewerbung wohl ermuthigen, zumal da auch der Hauptmann Schiller diese Verbindung gern gesehen hätte. Der Brief war an den Vater Margarethens gerichtet. „Von Ihrer Entscheidung" — so schloß derselbe — „der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben."

Schwan antwortete abschläglich und gab als Grund seiner Entscheidung an, der Karakter seiner Tochter passe nicht für Schiller. Bei einer Zusammenkunft im nächsten Jahre enthüllte er dem Dichter seine Gründe noch genauer. Margarethe hatte eine Liebschaft mit einem Offizier gehabt, und war von demselben verlassen worden, als es seine Pflicht gewesen wäre, sie zu heirathen *). Margarethe vermählte sich später mit einem Advokaten Treffz; die Ehe war höchst unglücklich. Schon in ihrem sechsunddreißigsten Jahre starb Margarethe an den Folgen einer Niederkunft.

Man hat dem Dichter, der nach Schwan's Antwort dem schönen Mädchen sofort entsagte, aus diesem plötzlichen Verlassen einen Vorwurf machen wollen. Wenn man die Verhältnisse, wie sie waren, in Betracht zieht, wird niemand mehr einen solchen Vorwurf aussprechen können. Daß die Antwort des Vaters von dem Dichter bald überwunden wurde, das lag in seinen damals so wechselreichen Verhältnissen; vor allem war ihm die innige Freundschaft mit Körner ein starker Trost. Die Familie Stock wählte im Sommer, der Leipziger Sitte gemäß, sich ihren Aufenthalt auf dem Lande, und zwar in dem nahen Dorfe Gohlis. Dorthin zog auch Schiller; er fand hier einen Freund Körner's, den Buchhändler Göschen, an dessen Verlagsgeschäft Körner mit einer bedeutenden Summe betheiligt war. Göschen, ein lebhafter und energischer Mann, wurde mit Schiller bald vertraut. Im Laufe des Sommers führte er ihm als neuen Bekannten den Karl Filipp Moritz zu, der auch in Göthe's Leben genannt wird. Moritz hatte eine sehr giftige Kritik gegen Kabale und Liebe in der Berliner Vossischen Zeitung veröffentlicht, und wurde deshalb von Schiller heftig zur Rede gestellt; bald aber bildete sich ein besseres Einvernehmen zwischen ihnen, und auch Moritz gehörte nun dem Freundeskreise mit an.

Etwa fünf Stunden von Leipzig entfernt liegt Kahnsdorf, ein Gut, welches Verwandten der Körner'schen Familie gehörte. Am 1. Juli 1785 trafen hier

*) Palleske II, 45, Anmerkung.

Schiller, Huber, Göschen, andere Freunde und die Schwestern Stock mit Körner zusammen. Hier machten Schiller und Körner ihre persönliche Bekanntschaft. Die Kürze der Zeit und die Rücksicht gegen die größere Gesellschaft erlaubten ihnen nicht, sich so auszusprechen, wie sie selbst gewünscht hätten, und als Schiller am 2. Juli mit Huber und Göschen nach Gohlis zurückgekehrt war, ergoß er sein Herz in einem Briefe an den Freund; dieser Brief wird ein ewig großes Zeugniß für den Satz sein, daß des Dichters Leben und Wirken in dem warmen Mitgefühl der Welt, der Freundeswelt seine tiefsten Lebenswurzeln hat, und daß selbst das größte Genie niemals in vereinzelter, theilnahmloser, vielleicht sogar angefeindeter Stellung alle seine gottgegebene Kraft entwickeln kann. Aus den Mannheimer Banden, aus der Protekzion eines Dalberg erlöst, von der wahren, treuen, hingebenden Liebe der neuen Freunde umfangen, hob sich Schiller's Geist zu jener jubelnden Stimmung empor, die in dem erwähnten Briefe ihren Ausdruck fand. „Bester Freund" — so lauten Schiller's Worte — „der gestrige Tag, der zweite des Juli, wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — filosofisch feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspektive, der Zeit vor mir liegen sah. Mit welcher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selbst zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das erfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen, und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und theilte sich den andern elektrisch mit. O, wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen. Du warst bis jetzt noch mit keiner Silbe genannt worden, und doch las ich in Huber's Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschlusse dieses Augenblicks — sich wechselweise fortzureißen zum Ziele — sich zu mahnen und aufzuraffen einer den andern — und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden. O mein Freund! nur unserer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche hörte, hat mich Dir in die Arme geführt, und ich hoffe, auch dich mir. Ohne mich sollst Du ebenso wenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen können, als ich die meinige

ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem andern Pfeiler als unserer Freundschaft ruhen.' — Unsere Unterredung hatte diese Wendung genommen, als wir ausstiegen, um unterwegs ein Frühstück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er sich zu ersticken zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Huber's Gesicht war feuerroth, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — „Dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß." Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen haben wir ihn heilig gefeiert. — Theuerster Freund, hättest Du Deine Verherrlichung in unseren Gesichtern gesehen — in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hättest Du sogar Deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest Du beneidet. — Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Theuerster, so ist deine Glückseligkeit vollkommen." —

Körner erwiderte: „Von Jugend auf sehnte ich mich nach einem Freunde in dem erhabensten heiligsten Sinne dieses Wortes, aber immer wurden die Bedürfnisse meines Herzens nicht befriedigt, wenn ich eine Seele gefunden zu haben glaubte, wie ich sie mir wünschte. Schon gab ich alle Hoffnung zu einer solchen Glückseligkeit auf. Mir winkten die Freuden der Liebe. Ich strebte nach diesen, und bei diesem Bestreben nahm meine Sehnsucht mir ab. Das Weib meines Herzens war mir Geliebte und Freundin zugleich. Und nun, da ich mich dem Zeitpunkt nähere, wo ich sie ganz mein nennen kann, da meine Glückseligkeit schon einen Gipfel erreicht hat, der mich fast schwindelnd macht, nun soll auch jener frühere Wunsch in vollem Maße befriedigt werden. — Ist dies nicht zu viel für einen Menschen, wie ich?" —

Der vortreffliche Körner wußte aber nicht allein seine edlen Gedanken in wohllautende Worte zu kleiden, sondern seine Thaten übertrafen noch, was er versprach. Schiller hatte schon nach Mannheim von dem Freunde Geld erhalten, und die pekuniäre Frage mußte auch in Leipzig bald wieder eine brennende werden. Huber, mit dem Schiller zusammen war, erhielt von seinen Eltern nicht einmal Taschengeld; was er hatte, war nur das Honorar für literarische Arbeiten, und das waren immer nur kleine Summen. Schiller mußte sich also an Körner wenden. Er fragte bei diesem an, ob derselbe in Göschen's Verlag als selbständiger Verleger auftreten könne? Für diesen Fall wollte er ihn bitten, die Druckkosten für seine Dramen vorzuschießen, damit Schiller den Verlag seiner Sachen selbst übernehmen könne; Göschen sollte sie dann in Kommission nehmen. Unter diesen Umständen könne er dann mancherlei sogleich in Druck geben, und

Körner würde ihm den Gefallen erweisen, ihm auf die dramatischen Artikel einen Vorschuß zu leisten, den Göschen ihm später von dem Ertrage der Schriften wieder erstatten könne. Dem Dichter sei diese Hülfe nothwendig, denn er sei, wie er sich ausdrückte, ganz auf dem Sande und habe auch keine Aussicht, vor einem Vierteljahre wieder etwas einzunehmen.

Körner sandte dem Freunde sofort eine Summe und schrieb dabei: „Wenn ich noch so reich wäre und du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald du nach Brod arbeiten willst, Dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Ueberfluß bist."

Die Bereitwilligkeit, mit welcher Schiller die dargebotene Hand seines edlen Freundes ergriff, war ein schönes Zeichen, wie hoch dieser bereits in des Dichter's Liebe stand. Er schrieb ihm in seiner Antwort: „Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimüthigkeit und Freude, womit ich es annehme. Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium. Durch Dich, theurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei Dir und durch Dich getraue ich mir, diese zu bilden. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume — wer ist glücklicher als Du?

„Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst du sanft darauf schlafen." —

Nun kam Körner's Hochzeittag, zu dem er selbst nach Leipzig herüber kam. Am 7. August 1785 wurde das Freudenfest gefeiert. Schiller schenkte den Vermählten ein Paar Urnen; er begleitete sie mit den Zeilen:

„Meine Theuersten!

An dem Morgen des Tages, der Euch grenzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht. Wünschen kann ich Euch nichts mehr. Jetzt habt Ihr ja alles. Euer Glück zu vergrößern, müßte der Himmel Eure Sterblichkeit aufheben.

Euer Glück ruht in Euren Herzen, es kann also nimmermehr aufhören. Aber wenn Ihr nichts mehr zu wünschen findet, wenn das Wonnegefühl, Euch zu besitzen, Eure ganze Seele füllt, so schenkt wenigstens einen Seitenblick noch der Freundschaft. Vergeßt nicht, daß sie für euch betet, für Euch Thränen der Freude weint, und sich so ungern von dem lieblichen Traume trennt, Eure Tage verschönern zu helfen. Entlaßt sie ihrer Pflichten nicht — sie sind ihre Glück-

seligkeit, und wieviel bleibt ihr übrig, wenn Ihr gar nichts mehr wünschen wollt?

Sehnsucht, sich nie von dem lieben Wesen zu scheiden, das einst unserm Herzen so theuer war, hat die Urnen erfunden. Sie erinnern an ewige Dauer, darum seien sie heute das Symbol Eurer Liebe und unserer Vereinigung."

Zwei poetische Gaben stellten sich dem sinnigen Geschenke noch hinzu: ein Hochzeitlied und die folgende schöne Allegorie, die mit dem Datum des festlichen Tages überschrieben ist. Sie lautet:

„Heute vor fünftausend Jahren hatte Zeus die unsterblichen Götter auf dem Olympus bewirthet. Als man sich niedersetzte, entstand ein Rangstreit unter drei Töchtern Jupiter's. Die Tugend wollte der Liebe vorangehen, die Liebe der Tugend nicht weichen, und die Freundschaft behauptete ihren Rang vor beiden. Der ganze Himmel kam in Bewegung und die streitenden Göttinnen zogen sich vor den Thron des Saturnius.

Es gilt nur ein Adel auf dem Olympus, rief Kronos' Sohn, und nur ein Gesetz, wonach man die Götter richtet. Der ist der erste, der die glücklichsten Menschen macht.

Ich habe gewonnen, rief triumfirend die Liebe. Selbst meine Schwester die Tugend kann ihren Lieblingen keine größere Belohnung bieten als mich — und ob ich Wonne verbreite, das beantworte Jupiter und alle anwesende unsterbliche Götter.

Und wie lange bestehen deine Entzückungen? unterbrach sie ernsthaft die Tugend. Wen ich mit der unverwundbaren Aegide beschütze, verlacht selbst das furchtbare Fatum, dem auch sogar die Unsterblichen huldigen. Wenn du mit dem Beispiel der Götter prahlst, so kann ich es auch — der Sohn des Saturnus ist sterblich, sobald er nicht tugendhaft ist.

Die Freundschaft stand von ferne, und schwieg.

Und du kein Wort, meine Tochter? rief Jupiter. Was wirst du deinen Lieblingen Großes bieten?

Nichts von dem allen, antwortete die Göttin, und wischte verstohlen eine Thräne von der erröthenden Wange. Mich lassen sie stehen wenn sie glücklich sind, aber sie suchen mich auf, wenn sie leiden.

Versöhnet Euch, meine Kinder, sprach jetzt der Göttervater. Euer Streit ist der schönste, den Zeus je geschlichtet hat, aber keine hat ihn verloren. Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren, und die Liebe keinen Günstling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwischen Euch beide trete die Freundschaft und hafte mir für die Ewigkeit dieses Bundes." —

Noch ein anderes Denkmal, ein ewiges, herrliches, erinnert uns an das Glück, welches in jenen Tagen das Herz des Dichters hob: es ist das Lied an die Freude. Im zweiten Heft der Thalia, welches zu Anfang des Jahres 1786 bei Göschen erschien, stand neben dem Lied an die Freude auch die Freigeisterei der Leidenschaft und die Resignazion; bedeutungsvoller hätte die Umgestaltung in Schiller's Verhältnissen gar nicht bezeichnet werden können, als durch diese Gedichte, von denen die Resignazion und das Lied an die Freude den schneidend-

sten Gegensatz bilden, der nur denkbar ist. Dieselben Grundgedanken, welche Herder in seinen Ideen zur Filosofie der Geschichte der Menschheit in strenger Folge entwickelte, reißen in Schiller's Gedicht die ganze Seele im Sturme mit sich fort, und sind gleichsam das flammende Symbol für die edelsten Bestrebungen des Jahrhunderts. Wie ein Blitz zündete das herrliche Lied, es war in zahllosen Abschriften verbreitet, ehe es im Druck erschien, in jeder gehobenen Gesellschaft war es der höchste Ausdruck der Gefühle, und die bedeutendsten Komponisten setzten es. Wie an die Entstehung manches andern großen Kunstwerkes, so knüpfte auch an den Ursprung dieses Liedes sich bald eine Sage, welche berichtete, Schiller habe einen armen Studenten, den die Noth zur Verzweiflung trieb, vor dem Selbstmorde bewahrt, und durch eine Summe, die er am Hochzeittische gesammelt, dem Unglücklichen Muth und Lebenskraft wiedergegeben. Der Ausdruck seiner Freude über das Gelingen dieses Bruderwerkes sei das Lied an die Freude gewesen.

Als Körner mit seiner jungen Frau und mit Dora nun aber abgereist war, wurde es dem Dichter, der allein in Gohlis zurückblieb, sehr einsam; kaum einen Monat hielt er es noch aus, dann schrieb er an Körner, er müsse zu ihm nach Dresden kommen; an den vorigen Tummelplätzen seiner Freude gehe er vorüber wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands, schwermüthig und still; in der Gesellschaft der Freunde allein könne er Ruhe und Laune zur Arbeit finden; mit dem ersten Posttage bitte er um Nachricht, ob er kommen könne.

Die Aufführung des Fiesko stand vor der Thür, es handelte sich nur um eine Woche; aber als Körner's Einladung eintraf, da konnte Schiller unmöglich auf sein Stück warten; schon am nächsten Morgen um vier Uhr machte er sich in Gesellschaft eines Reisegefährten mit Extrapost auf den Weg. Die Fahrt wurde in einem Tage vollendet; Schiller's Stimmung war eine sehr gehobene. Als ihm zum ersteumal die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie er laut vor Freude auf, die Bilder, in denen seine frühe Kindheit sich bewegte, wurden vor seinem Geiste wieder lebendig. Um zwölf Uhr Nachts fuhr der Wagen über die Elbbrücke. Am nächsten Morgen sahen die Freunde sich wieder. „Ich bin hier im Schooße unserer Lieben aufgehoben wie im Himmel," schrieb der Dichter an Huber.

In der Neustadt, nicht weit von seiner eigenen Behausung gelegen, hatte Körner des Freundes Wohnung eingerichtet, in welcher er freilich im Anfange nicht viel verweilte. Körner besaß auf dem linken Elbufer, oberhalb des Dorfes Loschwitz einen Weinberg mit einem zweistöckigen Hause, in dem die ganze Familie oft und gern verweilte. Auch Schiller hatte hier sein Zimmer, und in diesen Räumen kehrte das ganze tiefe und volle Behagen des Zuhauseseins in die Seele des Umhergetriebenen wieder ein. Mit Körner, der Mittags von seinem Bureau heimkam, las er interessante Bücher und sprach in Gemeinschaft mit dem Freunde über den Inhalt. Körner besaß selbst eine gute Bibliothek, und was sie nicht enthielt, lieferte die kurfürstliche Bücherssammlung.

Dem Ernst der filosofischen Gespräche hielt der Umgang mit den liebenswürdigen und geistreichen Schwestern, mit Minna und Dora, in der schönsten Weise das Gleichgewicht. In diesen Verhältnissen blühte die Poesie mit raschem Gedeihen; Don Karlos, der in Gohlis meist liegen blieb, wurde nun rasch ge-

rdert. Der Dichter bewohnte, als im Wohnhause etwas gebaut wurde, ein Stübchen im Winzerhäuschen; der Eingang zu demselben ging durch die Wasch-iche, und als Minna und Dora hier einmal mit ihren Hülfstruppen ein großes Baschfest feierten, überreichte Schiller ihnen am nächsten Morgen folgendes Gedicht.

Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters an die Körner'sche Waschdeputazion.

Dumm ist mein Kopf und schwer, wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Der Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Feu'r soll ich gießen aufs Papier
Mit angefror'nem Finger.
O Föbus, hassest du Geschmier,
So wärm' auch Deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzofe,
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Filipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid, am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Und, siehe da! belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihrem Auge Götterlust,
Und in dem seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumf!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und hin ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Henker mag die Dichterei
Beim Hemdewaschen holen.

Schiller,
Haus- und Wirthschaftsdichter.

Mit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit kehrte Schiller in die Stadt zurück. Auch Huber traf daselbst ein; seine Eltern hatten endlich ihre Ein-

willigung gegeben, daß er sich in Dresden zu dem Posten eines Legazionssekretärs vorbereitete. Nun war die Gesellschaft vollständig, und sie war sich selbst so sehr genug, daß die Außenwelt nur in spärlichen Augenblicken in den herzlichen Verkehr hineinzulugen Gelegenheit fand. Die Verlockung, in Dresden zahlreiche Bekanntschaften zu machen, war übrigens auch nicht groß, denn neben einer unglaublich anmaßenden Bevormundung von oben sorgte der lächerlichste Standesdünkel dafür, jede Regung gesunden Lebens unmöglich zu machen. Nach Körner's Zeugniß bestanden die Zuthaten der Dresdener Kultur hauptsächlich in einer anmaßenden Kritik, die, wie immer, aus eigener Mittelmäßigkeit hervorging, in erbärmlicher Gesinnung und ängstlicher Wahrung der äußeren Form — Eigenschaften, die sämmtlich zusammen gehören wie das Blatt und der Stiel. Nur wenige Familien schlossen sich dem Körner'schen Kreise an, unter ihnen der Historiker Archenholz, der Komponist Naumann und der Maler Graff, der vortreffliche Porträts Schiller's und Körner's schuf. Es scheint, als ob die berühmte Gemäldesammlung von Schiller nicht besonders fleißig benutzt worden sei.

Der Winter verfloß unter solchen Verhältnissen auf eine sehr erfreuliche Weise. Am Don Karlos wurde indeß nicht so eifrig gearbeitet, als beabsichtigt war; die Thalia nahm viel Zeit weg, es entstanden einige Szenen zu dem Drama der Menschenfeind, welches aber nie zu Ende geführt wurde; die meisten Stunden wurden auf jenen Roman verwendet, dessen Anfang unter dem Titel Der Geisterseher im vierten Heft der Thalia damals großes Aufsehen erregte. Körner erzählt, die Abenteuer Kagliostro's hätten die Idee zum Geisterseher geliefert, und das Werk sei deshalb unvollendet geblieben, weil es dem Dichter selber verleidet worden sei; aus den Anfragen, die er von mehreren Seiten erhielt, schien hervorzugehen, daß man annahm, er hätte nur die Neugierde des Publikums reizen wollen.

Statt sich mit allen Kräften auf ein Brodstudium zu werfen, wie er mehrmals vorhatte, blieb er seinem Berufe als Dramatiker treu, und beschäftigte sich lebhaft mit Geschichte. Von ihrem erhebenden Studium fühlte er sich so sehr angezogen, daß er bedauerte, nicht zehn Jahre hintereinander nur Geschichte studiren zu können. Er faßte den Entschluß, die merkwürdigsten Revolnzionen zu beschreiben, auch soll der Abfall der Niederlande bereits in jenen Jahren begonnen sein.

Im Frühjahr des Jahres 1786 kündigte Schwan dem Dichter seinen Besuch an; er brachte Margarethe und deren jüngere Schwester mit. Schiller empfing sie in Meißen; er trug einen mausfarbenen Rock mit Stahlknöpfen, war sehr artig gegen die Gäste, die er auch in Dresden umherführte, aber jedes zärtliche Gefühl gegen die schöne Margarethe schien gänzlich erloschen zu sein *). Mit einer andern Schönen verkehrte er um jene Zeit gern, ohne gerade sein Herz an sie zu verlieren; es war die Tochter eines Gutsbesitzers Segadin,

*) Als Schiller im Jahre 1793 mit seiner Gattin nach seiner Heimath reiste, traf Margarethe mit ihnen in Heidelberg zusammen; sie sowohl als auch Schiller waren tief bewegt. Es war das letztemal, daß sie sich sahen, da Margarethe bald darauf starb, wie wir bereits erwähnten.

essen Besitzung dicht bei Loschwitz in dem Dorfe Blasewitz lag; die Tochter ieß Auguste, Schiller scherzte und neckte gern mit ihr, und später erinnerte r sich an sie noch in Wallenstein's Lager; die Gustel von Blasewitz erregte in em Körner'schen Kreise große Heiterkeit.

Doch auch diese heitern Tage waren nicht ohne Schatten. Noch bevor das eine Jahr um war, während dessen Schiller der Gast Körner's war, wurde dem Dichter der Umstand drückend, daß er seine Existenz nicht sich selbst zu danken abe. Freilich konnte ihn der Gedanke beruhigen, daß auch er dem Freunde urch seinen Umgang vieles war, und daß es diesem Freunde zur Freude gereichte, dem Dichter die nöthige Muße zu seinen Arbeiten zu sichern, aber Körner's Mittel waren doch auch nicht unerschöpflich, und auch ihm nahte jetzt gerade eine Sorge, die dem starken Manne nicht leicht zu tragen war. Seine Minna ränkelte in Folge einer Entbindung von der Mitte des Sommers 1786 bis gegen das Ende des Jahres hin. Jeder aus dem Freundeskreise empfand dieses Elend tief, und Schiller nicht am wenigsten. Seine Arbeiten hatten unter solchen Umständen keinen frohen Fortgang; doch ward ihm eine unverhoffte Anregung zu Theil.

Schröder, der berühmte Schauspieler, Dirigent des Hamburger Theaters, hatte sich mit Beifall und großer Erwartung über die Proben des Don Karlos geäußert, welche in der Thalia veröffentlicht waren. Schiller schrieb am 12. September 1786 an Schröder, und dieser bot ihm im Oktober eine Stelle als Theaterdichter in Hamburg an; im Fall er nicht selber kommen könnte, bat er ihn, alle seine Stücke zu senden. Schiller vermochte nicht, sich von dem Körner'schen Kreise ganz zu trennen; er antwortete im Dezember ablehnend, sandte aber an Schröder im Sommer 1787 seinen Don Karlos zur Aufführung ein. Während der reiche Herr von Dalberg dem Dichter nur Almosen für seine Dramen zukommen ließ, zahlte der wackre Schröder ein für damalige Zeiten sehr gutes Honorar.

Nach Hamburg zu gehen, davon wurde Schiller auch noch durch andere Umstände abgezogen. Seine Neigung zu Charlotte von Kalb war keineswegs erloschen. Er blieb mit ihr dauernd im Briefwechsel, er sandte ihr zuerst die Hefte der Thalia, sobald sie erschienen waren, und was er von ihr mit Begeisterung erzählte, hatte die Dresdener Freunde für sie eingenommen. Charlotte selbst dachte einmal daran, nach Dresden überzusiedeln, da der Aufenthalt in Mannheim der großen Kosten wegen ihrer Familie nicht länger wünschenswerth erschien. Dem Wunsche der Familie zu Folge verzichtete sie auch auf Dresden, und nach einer kurzen Anwesenheit in Weimar im Oktober 1786 begab sie sich nach Kalbsried, dem Gute ihres Schwiegervaters, wo sie den Winter einsam verbrachte.

Den Plan, nach Weimar zu gehen, hatte Schiller bereits in Bauerbach geäußert; seine Ernennung zum Weimarischen Rath hatte seine Idee noch verstärkt, und die Nähe der geliebten Freundin entschied jetzt. Kein Ort der Welt konnte für Schiller eine solche Anziehungskraft haben als gerade Weimar, dessen Ruhm schon damals durch Göthe, Herder und Wieland so hell erglänzte. In Weimar fand Schiller das, was für die Pflanze das entsprechende Klima ist, er fand An-

regung seines Schöpfertriebes, er fand unter geistig Ebenbürtigen Verständniß und neben denen, welche bereits als Meister in jeder Beziehung sich vor der Welt legitimirt hatten, fand er einen mächtigen Sporn, eben so hoch wie sie sich hinaufzuschwingen. Ein solches Streben nennt die Welt mit armseliger Bezeichnung Ehrgeiz.

Zuerst gedachte Schiller nach Kalbsried zu gehen und daselbst einige Monate zu verweilen. Von dort aus war eine Uebersiedelung nach Weimar oder Jena leichter einzuleiten. Er fragte also bei Charlotte an, ob er kommen dürfe.

Die Weihnachtszeit des Jahres 1786 brachte Körner mit seiner Familie in Leipzig zu. Schiller blieb in Dresden zurück. In der Einsamkeit, fern von der gewohnten Theilnahme der geliebten Freunde, wollten Schiller's Arbeiten nicht recht gedeihen. Seine Existenz sei jetzt höchst prosaisch, schrieb er dem Freunde nach Leipzig, er wüßte kaum, wo er mit der Zeit hin sollte. Nun suchte er mancherlei Bekanntschaften auf. Er ging auch zu Sofie Albrecht, der Schauspielerin, und diese wurde die Veranlassung, daß den Dichter eine neue, sehr heftige Leidenschaft erfaßte.

Auf einem Maskenballe hatte er die Bekanntschaft des Fräuleins Henriette Elisabeth von Arnim gemacht. Sie war eine auserlesene Schönheit, und ihre schwarzen Augen fesselten den Dichter so sehr, daß sie ihm nicht viel Besinnung überließen. Auch Henriette scheint eine aufrichtige und innige Neigung zu dem Dichter gehabt zu haben; bei Sofie Albrecht sahen beide sich öfter, und Schiller fand auch in dem Arnim'schen Hause Zutritt. Die Mutter war eine Offizierswittwe, die nicht in glänzenden Verhältnissen lebte; durch die Schönheit ihrer Tochter dachte sie durch einen reichen Freier ihre Lage zu verbessern. Karoline von Wolzogen erzählt (I, 220 ff.): „Der Mutter schien die Eroberung eines schon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu schmeicheln, und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Der unerfahrene leidenschaftliche Jüngling wurde von diesem Zaubernetze umstrickt, das jedoch nur Eitelkeit gewoben hatte. Wenn das gute Kind auch selbst herzlicher Zuneigung fähig war, so mußte sich ihr Gefühl doch immer nur der auf Effekt und Glück berechneten mütterlichen Ansicht unterwerfen. An Wahrheit und dauerndes Herzensglück war unter dieser Konstellazion nicht zu glauben, und Schiller's Freunde boten alle Macht klarer Einsicht und herzlicher Sorge auf, ihn diesen Fesseln zu entziehen." Aber diese Freundessorge war lange vergebens. Briefe und Gedichte, Geschenke und Geldsummen wanderten in das Haus der Schönen; das wunderbar schöne Bild Henriettens, welches diese dem Dichter schenkte, riß alle Gründe der Vernunft und alle Vorstellungen der Freunde wieder um, und Schiller blieb in den Zauberfesseln.

Im nächsten Frühling, 1797, verreiste Frau von Arnim mit ihrer Tochter. Nun konnte es auch Schiller nicht mehr in dem — trotz Körner's — verlassenen Dresden aushalten, er zog am 17. April nach Tharandt hinaus. Aber dort wurde er von dem abscheulichsten Wetter an's Zimmer gefesselt, „Schnee und Hagel" — so schrieb er an Körner — „wirft mir beinahe Thüren und Fenster ein." Unter solchen Umständen war er ganz auf sich selbst beschränkt. Nun schien ihm sein Zustand erst recht erbärmlich zu sein, er kam sich vor wie ein

armer Robinson auf einer wüsten Insel. Schon um fünf Uhr Morgens verließ ihn der Schlaf, aber die Arbeit stellte sich nur spärlich ein. Die Freunde schickten ihm von Dresden Bier, und aus Desperazion fing Schiller an es zu trinken. Um sich bei dem schlechten Wetter Bewegung zu machen, fing er in seinem Zimmer an zu springen, daß das Haus zitterte und der Wirth erschrocken mit der Frage herbeieilte, was er zu befehlen habe. Auch Bücher sandten ihm die Freunde, darunter die Liaisons dangereuses, die er allerliebst fand, und den Werther, von dem er, wie er schrieb, noch keinen Gebrauch machen konnte. Als das Wetter sich aufklärte, lief er auf den Bergen umher, und nach Dresden gingen wiederholt Anfragen, ob Arnim's noch nicht wieder da wären, und Briefe an diese, welche er den Freunden zur schleunigsten und gewissenhaftesten Besorgung auf die Seele band.

Gegen Ende des April kamen Arnim's zurück, im Mai zog auch Schiller wieder nach Dresden und wohnte fortan im Körner'schen Hause. Um diese Zeit gelang es den Bemühungen der Freunde, den Dichter zu überzeugen, daß man mit seinen edelsten Gefühlen Mißbrauch trieb. Die Geliebte hatte ihm die Weisung gegeben, daß er nicht ins Haus kommen dürfe, wenn er Licht in einem gewissen Zimmer sehe, weil sie dann in Familiengesellschaft sei. Schiller's Freunde aber hatten erkundet, daß sie dann andere Anbeter empfing, deren Gunst die Börse der Mutter reicher machte, als es Schiller's Hand je konnte. Diese Erfahrung genügte endlich, den Rausch zu vertreiben. Im Juni 1787 zog Schiller sich zurück, und gab den Wünschen seiner Freunde, die auf seine Entfernung drangen, wieder mehr Gehör. Die Trennung kostete dem schönen Mädchen viele Thränen; sie verheirathete sich später an einen Grafen von Kunheim und lebte auf Kloschenen bei Preuß. Friedland. Es wurde ein großes Haus gemacht, und das Vermögen schmolz so sehr ein, daß Henriette zuletzt nach Dresden zurückkehren mußte, wo sie 1847 in beschränkten Verhältnissen starb. Schiller's Bild hing bis zu ihrem Tode über ihrem Bette.

Nachdem der Dichter sich einmal aus ihren Banden losgerissen, dachte er ernstlich an die Reise nach Weimar. Eine Einladung Charlottens, die einige Monate daselbst zubringen wollte, schlug die letzten Bedenken nieder. Der Abend des 19. Juli 1787 war der letzte, den er damals in Dresden verlebte. Er las den Freunden den Don Karlos vor, und am andern Tage machte er sich auf den Weg. Das Honorar von Schröder für den Karlos war sein Reisegeld. Ehe wir den Dichter nach Weimar begleiten, wollen wir auf dieses Drama einen Blick werfen.

Es gibt vielleicht keine Periode der Geschichte, in welcher die Literatur so sehr Ausdruck der beherrschenden Ideen der Zeit, so sehr Gefäß der Bestrebungen aller strebenden Geister gewesen wäre, als das achtzehnte Jahrhundert. Nicht allein die Geister ersten Ranges, auch die untergeordneten Persönlichkeiten zeigen in ihren Werken die Triebfedern, nach welchen das Rad der Zeit rollt, das Ziel, wohin die Zeit strebt. Wie gewaltig aber treten die weltbewegenden Ideen des Jahrhunderts uns aus jenen Werken entgegen, welche dem Geiste unserer großen Dichter entsprangen! In den Werken der Heroen der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts wird die Nachwelt stets die reichste und

lauterſte Quelle für die Kulturgeſchichte, für die Geſchichte des Geiſtes in der Periode finden, in der ſie entſtanden.

Und dieſe Werke zeigen uns alle Ein Ziel: Nathan der Weiſe, Fauſt, Herder's Ideen, die Räuber — alle dieſe großartigen Schöpfungen zeigen uns den Weg zu jenem Ziele, das in den Worten gegeben iſt, die Herder zu ſeinem Wahrſpruche wählte, in den Worten: Licht, Liebe, Leben! In dieſen Werken ſpiegelt die Zeit ſich ab, und die Zeit läßt vor unſern Augen die Thatſachen vorüberrollen, in denen jene Dichtungen zur Wahrheit werden. Wollen wir alſo nach dem Kern jener Werke fragen, ſo müſſen wir uns in die Zeit ſtellen, deren Kinder ſie ſind, anders werden wir nie den rechten Maßſtab und das volle Verſtändniß gewinnen können. Warum ſind alle Ausſtellungen, die eine vielfach berechtigte und wohlerwogene Kritik von Seiten der Kunſt gegen Schiller's Dramen machte, nie im Stande geweſen, im Bewußtſein des deutſchen Volkes Wurzel zu ſchlagen und ſeine Meinung zu beſtimmen? Allein aus dem Grunde, weil die gewaltige Kraft der ſittlichen Ideen in Schiller's Werken keinen Einwand der Kritik aufkommen läßt. Jedes einzelne Drama iſt ein Träger für einen der großen, geſtaltenden Gedanken der Zeit, und je weittragender dieſer Gedanke und je begeiſterter ſeine Darſtellung, deſto weniger fragt die Welt nach der künſtleriſchen Vollendung des Gefäßes. Am Don Karlos wird dieſer Satz in auffallender Weiſe zur Wahrheit. Nicht leicht wird der Bau eines Dramas ſo unregelmäßig ſein, als in dieſem Stücke, und doch iſt es von ergreifender Wirkung.

In den Wäldern von Bauerbach, in der gänzlich abgeſchloſſenen Einſamkeit, unter dem Druck verfehlter Hoffnungen, unter dem Bewußtſein ungerechter, kleinlicher Behandlung, unter der Laſt einer immer mehr anwachſenden Leidenſchaft ſind die erſten Linien des Don Karlos gezeichnet. Der erſte Entwurf*), wie er damals entſtand, gibt ein Familiengemälde; aus dieſen Grenzen ſchreitet er nicht heraus, die Liebe des Prinzen und der Königin bildet den eigentlichen Gegenſtand des Dramas. Die Leidenſchaft der Königin, welche ſie nicht zu zügeln und zu verbergen weiß, führt die Verurtheilung des Prinzen herbei. Dieſer erſte Entwurf ſchließt mit den Worten: „Das Zeugniß des Sterbenden (für die Unſchuld der Königin, der Prinz öffnet ſich im Bade die Adern) und das Verbrechen ſeiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu ſpät. Schmerz des betrogenen Königs und Rache gegen den Urheber."

Dieſer Entwurf kam jedoch nur theilweis zur Ausführung. Schiller kehrte inzwiſchen nach Mannheim zurück, und nahm dort, noch mehr aber ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit Körner und während ſeines Aufenthaltes in Dresden eine Fluth von neuen großen Eindrücken in ſich auf, und dieſe Eindrücke geſtalteten den Plan des Karlos völlig um. Aus einem Familienſtücke erweiterte das Drama ſich zur Darſtellung einer großartigen Epiſode aus dem Kampfe der Menſchheit um ihre geiſtige Exiſtenz. Dieſe beiden Entwürfe gaben dem Karlos ſeine gegenwärtige Geſtalt; die erſten beiden Akte und die vier erſten Szenen des dritten Aktes gehören mehr dem erſten Entwurfe an, in welchem die Leiden-

*) Abgedruckt bei Hoffmeiſter, Supplemente zu Schiller's Werken, II, 4.

schaft des Prinzen der tragische Gegenstand ist. Im fünften Auftritte des dritten Aufzuges wird auf eine sehr erzwungene Art der Marquis Posa in den Vordergrund gezogen, und nun tritt die Liebe des Karlos plötzlich fast gänzlich in den Hintergrund; sie muß gegen einen höheren Zweck, gegen die völkerbeglückenden Absichten des Posa und des Prinzen zurückweichen. „Unter beiden Freunden bildet sich ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama" — mit diesen Worten aus dem achten Briefe über Don Karlos bezeichnet Schiller selbst das Ziel seines Stückes. Es ist dem Dichter jedoch nicht gelungen, „diesen enthusiastischen Entwurf im Konflikt mit der Leidenschaft" zu einem künstlerisch vollendeten Ganzen zu verschmelzen. Das ganze Stück hindurch zeigen sich die beiden widerstreitenden Pläne sehr störend. Fäden werden angesponnen und wieder bei Seite gelassen; die ganze Exposizion ist so unklar, daß der Leser sehr lange über den eigentlichen Zweck des Ganzen im Unklaren bleibt, und der Schluß, der Tod des Posa, ist nichts weniger als zwingend. Alle diese Ausstellungen sind nicht wegzuläugnen, und doch ist Don Karlos ein großes, gewaltiges Drama, dem kaum irgend ein anderes Schiller'sches Stück an tiefgreifender Wirksamkeit, besonders auf die Jugend, sich gleichstellen kann. Das tiefste Mitgefühl für das große Streben und für das Leiden des gedrückten Prinzen, die wärmste Theilnahme für den großherzigen Freundschaftsbund, die regste Begeisterung für die kühnen, freien Pläne der Freunde — alles das erregt das Drama in jeder fühlenden Seele, und gerade darin sind die Ursachen seiner Wirkung zu suchen. Sein eigentlicher Inhalt ist also eigentlich mehr ein ideal-filosofischer, und gelesen wird es stets einen größeren Eindruck machen, als angeschaut, obwohl unter den Händen verständiger Schauspieler, die vor allem in der Darstellung der Leidenschaft die Mäßigung nicht vergessen, das Drama auch auf der Bühne großer Wirkung fähig ist. Der erste, der den Karlos in Jamben auf die Bühne brachte, war der große Schröder in Hamburg; am 30. August 1787 wurde das Trauerspiel mit glänzendem Erfolg dargestellt. Darauf folgte der bereits genannte Reineke in Leipzig, dem zu Liebe der Dichter eine Prosabearbeitung dargestellt hatte, in welcher Karlos sich ersticht; die Wirkung war nur eine geringe.

Die Kritik urtheilte theilweis sehr scharf über das Drama; die meisten Kritiker, wie z. B. Jakobi, verstanden es nicht. Im Publikum verbreitete es sich rasch. Die erste Auflage erschien 1787 bei Göschen in Leipzig; 1804 kam bei Göschen die fünfte Auflage, und außerdem wurden vier Nachdrucke auf den Markt gebracht.

Zum Schluß unserer Besprechung möge hier noch ein sehr treffendes Wort von Gervinus (V, 143) Platz finden; er sagt über Don Karlos: „Aus allen jenen Gegensätzen von Ideal und Wirklichkeit, von Natur und Konvenzion, die das große Thema der weltstürmerischen Poesie der siebziger und achtziger Jahre waren, griff Schiller hier den gewaltigsten heraus und stellte Weltbürgerthum gegen Kabinetsweisheit, Vernunft und Naturrecht gegen die Beschränkungen des

willkürlichen Regiments, die Menschheit mit ihren reinsten Anforderungen gegen den Staat, das große Gebäude, in dem sich menschliche Willkür und Naturbestimmung so innig die Hand reichen. Mit glücklichem Griffe wählte er dazu die Zeit und im Hintergrunde die Geschichte des Aufruhrs der Niederlande, wo diese in der Reformazion erhobenen Ansprüche zuerst mit Nachdruck in die politische Welt eintraten. Wenn Göthe den Menschen mit seiner Dichtung umfaßte, die Herstellung reiner Menschlichkeit, Recht und Freiheit, naturgemäße Entwicklung in Anspruch nahm, so gab sich Schiller der Menschheit hin und focht für die Ausbreitung dessen, was als naturgemäß anerkannt war, im Volke und im Staate."

Aus dieser entgegengesetzten Anlage ihres Wesens und ihres Strebens erklärt sich leicht die verschiedene Lebensstellung, welche beide große Männer der Welt oder vielmehr der Gesellschaft gegenüber einnahmen. Während Göthe meist schon bei der ersten Bekanntschaft die Eigenthümlichkeiten eines jeden Menschen zu erfassen und für seine eigenen Zwecke zu verwerthen verstand, trat Schiller jedem Fremden mit dem Maßstabe seiner eigenen Ideen entgegen, und nicht selten erschienen die neuen Bekanntschaften ihm dadurch in einem unrichtigen Lichte. Daß für Schiller aus dieser Art aufzufassen und zu beurtheilen öfter Verdruß hervorging, und daß das Anschließen an neue Kreise dadurch erschwert wurde, liegt ganz natürlich in den bezeichneten Verhältnissen. Wir werden, wenn wir von Schiller's Eintritt in Weimar reden, mehrfach Gelegenheit haben, das Gesagte zu erproben.

Die kleine Hauptstadt Karl August's war im Sommer 1787 noch stiller als gewöhnlich. Der Herzog hatte sich nach Potsdam begeben, um in preußische Kriegsdienste einzutreten, Göthe war in Italien. Auch die Herzogin Luise war verreist, und im Kreise der Herzogin Mutter Amalie war man mit den Vorbereitungen und Studien der in Aussicht genommenen Reise nach Italien vielfach beschäftigt.

Sonnabend Abend, den 21. Juli 1787 kam Schiller in Weimar an und stieg im Gasthofe zum Erbprinzen ab. Nur Charlotte wußte von seiner Ankunft; noch denselben Abend ging er zu ihr. „Unser erstes Wiedersehen," schrieb er an Körner, „hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es Euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleichgeblieben. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen, so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder an." Auch den ganzen folgenden Tag brachte er bei ihr zu. Der Wunsch, sie wiederzusehen, war einer der Gründe gewesen, die den Dichter nach Weimar zogen; Charlotte hatte ihn in fieberhafter Erregung erwartet, und als er kam, wurde er für sie der Mittelpunkt, der Glanzpunkt ihres einsamen Lebens. „Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester begründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen," schreibt Schiller, und in demselben Briefe sagt er, seine Freundschaft mit Charlotte beruhe, wie die geoffenbarte Religion, auf dem Glauben, und gerade so wie jener sei sie nothwendig allen Epochen des Fana-

tismus, des Skeptizismus, des Aberglaubens und Unglaubens unterworfen; am Ende aber werde sich wahrscheinlich ein reiner und billiger Vernunftglaube als der allein seligmachende entwickeln.

Diese Worte deuten auf nicht geringe Kämpfe in dieser Freundschaft hin, und Charlottens Natur war nicht geeignet, diese Kämpfe, die jedem tiefen und dauernden Verhältnisse vorangehen müssen, zu erleichtern oder abzukürzen. Das Glück, den Freund wieder zu haben, der den einzigen lichten Inhalt ihrer Seele bildete, wirkte betäubend auf sie. In den ersten Tagen nach dem Wiedersehen war sie fast jedem Gefühle abgestorben, „ihr Dasein" — sagte Schiller — „war nur noch durch konvulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten."

Gerade der letzte Winter war für Charlotte ein sehr öder gewesen. Sie verlebte ihn, wie wir erzählten, auf Kalbsried. Ihre einzige Gesellschaft war ihr alter Schwiegervater, und selbst mit diesem konnte sie wenig verkehren, da er meist krank im Bette lag. Sie las nun sehr viel, und durch die große Anstrengung wurden ihre ohnehin schwachen Augen so leidend, daß sie fürchten mußte, die Sehkraft ganz zu verlieren. Als sie nach Weimar kam, konnte Hufeland ihr nur durch die stärksten Mittel einige Hülfe schaffen.

In Weimar hatte man Achtung vor ihrem Unglück, und gerechte Erkenntniß für ihren ungewöhnlichen Geist und ihr edles Herz. Von Wieland und Herder war sie mit Achtung und Freundschaft aufgenommen worden, Frau von Stein ließ sie Göthe's Briefe lesen, bei der verwittweten und der regierenden Herzogin war sie ein gern gesehener Gast.

Aber so lange Schiller nicht in Weimar war, hatte Charlotte von Kalb sehr zurückgezogen gelebt; erst wenn er käme, beabsichtigte sie mit ihm zusammen in die Gesellschaft einzutreten. So geschah es auch. Beide machten aus ihrer gegenseitigen Zuneigung kein Geheimniß; ihnen stand das intime Verhältniß Göthe's zur Frau von Stein vor Augen, über welches doch die Welt nicht das geringste Nachtheilige zu sagen wußte.

Wenn aber schon in Mannheim Charlottens Einfluß auf Schiller kein wohlthätiger gewesen war, so zeigte er bei diesem neuen Zusammentreffen noch weniger heilsame Folgen. Schiller's Natur mußte im Verkehr mit der Welt oft anstoßen, weil nur die wenigsten Menschen seine idealen Bestrebungen zu würdigen verstanden; er selbst fühlte das, weil er es oft erfahren hatte, und im Gefühl dieser seiner Ausnahmestellung ließ er sich von den Dingen, die ihn umgaben und ihn nahe angingen, leicht betäuben*). In Weimar glaubte er mit besonderer Vorsicht auftreten zu müssen; in dem Wohnorte Göthe's, Herder's, Wieland's erwartete er viele diesen Heroen ebenbürtige Geister, er hielt sich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß**), und die vielerlei Verhältnisse, in die er sich theilen mußte, erschreckten seinen Muth und ließen ihn die Einschränkung seines Wesens fühlen*).

In diesem Zustande wirkte die leidenschaftliche Erregtheit Charlottens nicht wohlthuend; wo Besänftigung der Gefühle und Kräftigung des Bewußtseins

*) An Körner I, 97.
**) Das. I, 177.

nöthig gewesen wäre, da schuf ihre Gegenwart das Gegentheil, und die bedenklichen Folgen blieben nicht aus. Schiller, der in Weimar ohnehin in jedem seinen Richter sah, wurde noch mißtrauischer, und sein Freund Körner machte ihm schon nach wenigen Wochen die Bemerkung, der Vorrath von Toleranz, den Schiller mitgenommen, schiene schon ziemlich erschöpft zu sein. Wie es gewöhnlich geschieht, fanden sich zu diesen ungünstigen Stimmungen auch noch verhängnißvolle Nebenumstände.

Nicht in der Absicht, seine dauernde Heimath zu suchen, kam Schiller diesmal nach Weimar, er wollte vielmehr nur einmal die Verhältnisse kennen lernen, ihre Gunst oder Ungunst für sich erproben, und danach die Hoffnungen für die Zukunft abmessen, die er in Betreff einer Professur für Geschichte in Jena hegte. Jedenfalls aber wollte er im Herbst wieder nach Dresden zurückkehren, und womöglich auch Charlotte dorthin ziehen.

Am bequemsten anzuknüpfen war bei Wieland; mit ihm hatte Schiller schon Briefe gewechselt, und sein Beifall über die Räuber hatten ihm die Zuneigung des Verfassers derselben gewonnen. Außerdem aber hoffte Schiller von Wieland nützliche Winke zu erhalten, wie er die Verhältnisse am günstigsten zu nehmen hätte. Am dritten Tage nach seiner Ankunft meldete Schiller sich bei Wieland an und wurde von demselben mit vielem Wohlwollen aufgenommen. Wieland behandelte die neue Bekanntschaft wie ein Verhältniß, das für die Zukunft fortdauern und reifen sollte. „Wir wollen dahin kommen," sagte er zu dem Gaste, „daß einer zu dem andern wahr und vertraulich rede, wie man mit seinem Genius redet." Er zeigte ganz offen und mit augenscheinlichem Behagen, daß Schiller ihm gefiel, und wenn diesem die sehr weitläufige Unterhaltung auch an manchen Punkten ein wenig langweilig wurde, so bekannte er doch, in den zwei Stunden dieser ersten Unterredung sehr angenehm beschäftigt worden zu sein. Beim Scheiden verhieß Wieland dem jungen Freunde beim nächsten Besuche die Einführung in seine Familie.

Dieser Anfang war sehr erfreulich, und am Tage darauf erhielt Schiller einen Beweis, daß seine Ankunft bereits vielfach besprochen war, und daß man nicht die Absicht hegte, sich seine Gesellschaft nicht zu Nutzen zu machen. Der Oberhofmeister der Herzogin Amalie, Hildebrand von Einsiedel, den Schiller weder besucht noch gesehen hatte, schickte zu dem Dichter, ließ sich entschuldigen daß Schiller ihn nicht zu Hause getroffen habe und ließ sagen, er wolle dem Dichter aufwarten. Charlotte erklärte, das sei eine Andeutung, daß die Herzogin Schiller zu sehen wünsche, und dieser nahm sich nun vor, in den nächsten Tagen zu dem Oberhofmeister zu gehen.

Vorher machte er seinen Besuch bei Herder. „Er hat mir sehr behagt," schrieb Schiller an Körner, „seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe." Ueber Göthe sprach Herder mit Begeisterung und sehr ausführlich, von sich selber klagte er, daß seine vielen Geschäfte ihm so wenig Zeit zur Schriftstellerei übrig ließen. Von Schiller's Leben wußte er nicht viel, von seinen Werken gar nichts. Doch war er sehr höflich gegen seinen Gast und lud ihn mehrmals ein, seinen Besuch zu wiederholen.

Charlottens Vermuthung war richtig gewesen; Schiller besuchte den Herrn von Einsiedel, über dessen herzliche Güte er sich freute, und erhielt schon zum 27. Juli eine Einladung, sich bei der Herzogin in Tiefurt zu zeigen. Er fuhr mit Wieland hinaus zu dem Sommeraufenthalte Anna Amalia's. Unterwegs gab ihm Wieland Aufschluß über manches, was seinem Begleiter am Herzen lag, und war sehr zutraulich und liebenswürdig. Schiller's bisherige Werke, gestand er, genügten ihm durchaus nicht — den Don Karlos kannte er noch nicht — aber er versicherte nie daran gezweifelt zu haben, daß Schiller ein großer Schriftsteller werden könne, und dieses Ziel auch erreichen würde. Den Karlos versprach er eingehend mit ihm zu lesen, und versicherte wiederholt, ein so freies Urtheil würde er sich über Schiller nicht erlauben, wenn dieser ihn nicht sehr interessirte.

Nun kam man nach Tiefurt; in dem Gartensaale wurden die Poeten empfangen. „Wir waren zwei Stunden dort; es wurde Thee gegeben und von allem Möglichen viel schaales Zeug geschwatzt," berichtete Schiller an Körner. Die Herzogin war sehr freundlich gegen den neuen Gast; sie ging mit ihm im Garten spazieren und zeigte ihm mancherlei, auch das Monument zum Andenken an ihren Bruder, den vortrefflichen Herzog Leopold von Braunschweig, der, als er bei einer großen Oderüberschwemmung Menschen retten wollte, zu denen niemand sich hingetraute, in den Fluthen seinen Tod fand. Dann mußte Schiller ihr Wohnhaus sehen und einige schöne Landschaften sich zeigen lassen. Die Hofdame der Herzogin, Fräulein von Göchhausen, schenkte dem Dichter eine Rose. Gegen Abend ließ Anna Amalia die Gäste in herrschaftlicher Equipage zur Stadt zurückfahren. Wieland meinte, Schiller habe die Herzogin erobert.

Diese Aufnahme hätte von des Dichters Seite Dank verdient. Aber die bittere Erinnerung an das, was er von der ungerechten Laune des Herzogs von Würtemberg alles hatte ertragen müssen, mochte wohl Schiller's Herz verdüstert haben, so daß er an Körner einen ziemlich ungünstigen Bericht abstattete. Mit Bezug auf Wieland's Aeußerung, daß Schiller die Herzogin erobert habe, fährt der letztere in seinem Briefe fort: „Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Fysiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt, diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will."

Ebenso ungerecht, wie dieses Urtheil über die Herzogin, ebenso gewagt mochten die Schlüsse sein, welche der Dichter für seine eigene Person nach Charlottens Anleitung aus dieser ersten Begegnung zog. „Ich weiß nicht," schrieb er, „wie ich zu der Sicherheit meines Wesens, zu dem Anstand kam, den ich hier behauptete. Charlotte versichert mir auch, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen dürfte. Bis jetzt habe ich, wo ich mich zeigte, nirgend verloren. Charlotte's Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimar'schen Riesen — ich gestehe Dir's — hat meine Meinung von mir selbst verbessert."

Es war Schiller nicht unbekannt, daß Anna Amalia von seinen Dramen nicht sehr erbaut war, und da sein erstes Zusammentreffen mit ihr so günstig für ihn abgelaufen war, so freute er sich nun auf die Vorstellung bei der

Herzogin Luise, die eine Verehrerin seiner Werke war. In vierzehn Tagen erwartete man sie zurück.

Schon für den folgenden Abend wurde Schiller, und Charlotte mit ihm, nach Tiefurt zum Konzert und zum Abendessen eingeladen. Zu der Gesellschaft gehörte außer diesen beiden noch Wieland, der bei Anna Amalia nie fehlen durfte, ein Graf Solms und ein preußischer Offizier. Die Meinung, daß er die Form genügend beherrsche, und der zwanglose, einfach ländliche Ton, der bei dem Ganzen beobachtet wurde, verleiteten Schiller zu einigen Freiheiten. Charlotte zog ihn auf die Seite und machte ihn darauf aufmerksam, daß er einigemal auf einige Fragen, welche die Herzogin an ihn gerichtet, nicht dieser, sondern der Freundin geantwortet, und die Herzogin stehen lassen habe. „Es kann mir begegnet sein," sagte Schiller, „denn ich besann mich niemals, daß ich Rücksichten zu beobachten hätte. Vielleicht habe ich der Herzogin dadurch mißfallen."

Wenigstens hatte Anna Amalia den Verstoß bemerkt, und er mochte das Gewicht verstärken, als ein neuer, und zwar feindlicher Einfluß gegen Schiller im Kreise der Herzogin sich geltend machte.

Nach seiner Rückkehr nach Weimar blieb Schiller mit Einsiedel und Solms bei einer Punschpartie beisammen, an welcher sich ein neu angekommener Gast betheiligte; es war Gotter, den wir schon während der Mannheimer Zeit als einen Gegner Schiller's kennen lernten. Gotter war vermögend, Diplomat, in jeder Beziehung die Franzosen seine Muster; in fließender Unterhaltung über Großes und Kleines geistreiche, aber meist sehr oberflächliche und anmaßende Bemerkungen zu machen, war die starke Seite des körperlich schwächlichen Mannes. „Gotter ist ein zerrissener Karakter, dem ich mich nie hingeben könnte," sagte Schiller schon nach dem ersten Beisammensein. Aus Liebhaberei war Gotter Theaterdirigent, und in dramatischen Sachen war er bei Wieland ein Orakel, wozu allerdings nicht viel gehörte, denn daß Wieland vom Drama nichts verstand, hatte er selbst ja bewiesen und auch eingestanden. Schlimm für Schiller aber war es, daß Gotter's und Wieland's Urtheil auch über dramatische Werke in Weimar viel galt.

An einem der nächsten Abende war Gotter mit Wieland in Tiefurt. Er hatte den Don Karlos zu sich gesteckt, und las ihn vor, und darauf wurde in diesem Kreise eine Kritik des Stückes gegeben. Am andern Tage erzählte Gotter selbst dem Dichter, die zweite Hälfte des Trauerspiels habe keine oder nur eine widrige Wirkung gethan; er setzte hinzu, und zwar mit Eifer, diese zweite Hälfte und die ganze Aufopferungsgeschichte des Marquis gehe durch Dunkelheit der Exposizion, durch Unwahrscheinlichkeit von Seiten des Königs, durch das geschwächte Interesse an Karlos und anderes gänzlich verloren.

Dieses Urtheil berichtete Schiller an Körner und setzte hinzu: „Urtheile aus diesem Pröbchen, was ich mir von dem übrigen Publikum versprechen darf." Und leider wurde auch Wieland's Benehmen ein Anlaß, Schiller's schwarze Ansicht noch zu verstärken. Denn seit jener Vorlesung mied Wieland den Dichter, den er noch kurz zuvor mit einer ganz ungewöhnlichen Vertraulichkeit behandelt hatte, ganz und gar; von einer Vorlesung des Karlos war keine Rede, und derselbe Mann, der mit Schiller wahr und vertraulich wie mit seinem

Genius reden wollte, reiste bald darauf nach Eisenach, ohne den Dichter des Karlos gesehen zu haben.

Diese Inkonsequenz war bei Wieland nichts Ungewöhnliches und in der That auch nicht so böse gemeint, aber Schiller wurde sehr durch das alles verstimmt, und da er auch von der Herzogin keine Einladung wieder erhielt, so glaubte er, auch sie wolle mit ihm brechen. Weimar erschien ihm in sehr trübem Lichte.

Eine Aufmunterung wurde ihm eine neue Begegnung mit Herder, den er eines Abends in jener Parkanlage, dem Stern, bei einem Spaziergange antraf. Gegen jüngere, strebende Naturen pflegte Herder sehr liebenswürdig zu sein; auch Schiller fühlte sich immer mehr angezogen. Herder erkundigte sich nach seinen Arbeiten, und gab ihm Rathschläge, welche Schiller hell und richtig fand. Schiller sprach den Wunsch aus, Herder möge den Karlos lesen und ihm sein Urtheil darüber sagen. Herder genügte diesem Wunsche gern, und nicht lange nachher sandte Herder zu Charlotte von Kalb und ersuchte sie ihm Schiller's sämmtliche Schriften zu senden. Auch über Herder's Adrastea, über Schiller's Julius und Rafael und über den Geisterseher wurde geredet, und bei Gelegenheit des letztern sprach Herder über den eigenthümlichen Genienglauben, der sich bei ihm zu allen Zeiten seines Lebens, in seinen Jugendjahren sehr ausgeprägt, vorfindet *).

An Schiller's Karlos fand Herder großes Gefallen; die Ideen des Marquis Posa waren ja ganz seine eigenen. Er fand einige Tage später Gelegenheit, bei der Tafel der Herzogin Amalie der Kritik Gotter's kräftig entgegen zu treten. So erfüllte sich, was Schiller gesagt hatte, als er an Körner schrieb, Herder würde wohl am billigsten gegen ihn sein.

Um sich nach dem mannichfachen Verdruß einmal zu zerstreuen, fuhr Schiller nach Erfurt. Im dortigen Frauenkloster befand sich eine Schwester der noch jüngst so heiß geliebten Henriette von Arnim. An sie hatte Schiller etwas zu bestellen; die Schwester der Frau von Arnim war dort Superiorin. Mit seinem Bedienten, den er sich für monatlich sechs Thaler zugelegt, begab Schiller sich nach Erfurt. Im Kloster wurde er freundlich aufgenommen, und ausnahmsweise zeigte man ihm die Einrichtung und berichtete ihm über die Lebensweise der Inwohner. „Ich fand es wahr," erzählte der Dichter, „was man von den Nonnen sagt, daß sie die höchste Zufriedenheit mit ihrem Zustande heucheln. Es waren lauter fröhliche Gesichter, aber freilich der verdrehten Augen genug." Im Gasthofe wurde Schiller's Name durch den Bedienten bekannt, und ein Theil des Personals vom dortigen Privattheater drängte sich herzu, um den Dichter zu sehen. In keinem Gasthofe, meinte Schiller, sei er so fröhlich bedient und so kristlich behandelt worden.

Als er nach seiner Rückkehr mehrfach aufgefordert wurde, dem einflußreichen Freunde Göthe's, dem Major von Knebel, einen Besuch zu machen, verfügte er sich zu demselben. Auch über ihn fiel der Bericht an Körner wenig erfreulich aus; Schiller war in jenen Tagen zu sehr verstimmt, um ganz gerecht sein zu

*) Man vergleiche im II. Bde. unseres Werkes S. 331 u. a.

können. „Göthe's Geist" — so schreibt er — „hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze filosofische Verachtung aller Spekulazion und Untersuchung, mit einem bis zur Affektazion getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignazion in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter und treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrazionen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Karakter. Er hat viel Kenntnisse und einen planen, hellen Verstand — wie gesagt, er kann Recht haben; aber es ist so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich Hypokondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein. — Daß wir nicht für einander taugen können, wirst Du aus dieser Schilderung schließen; übrigens habe ich mich in ihn zu fügen gesucht."

Knebel hatte in Tiefurt bei der Herzogin zu thun, und Schiller ließ sich überreden mitzugehen. Den Widerstrebenden zog Knebel mit zur Herzogin. „Hier that man nun" — so lautet Schiller's Bericht — „auf Hofmanier sehr gnädig gegen mich, ich mußte Kaffee trinken und zwei Stück Kirschkuchen essen (der, nebenher gesagt, ganz vortrefflich schmeckte und keinen Stein hatte), und durch meine vorausgesetzte Reise nach Erfurt schien man mir einen Schlüssel dazu geben zu wollen, warum ich die Woche über nicht gebeten worden war. Die Herzogin sagte mir, daß ich am Sonnabend eine Operette sehen würde, die in einem geschlossenen Zirkel bei ihr gegeben werden sollte. Man wollte uns zum Mittagessen behalten, aber Knebel mußte nach der Stadt zurück, und ich begleitete ihn wieder dorthin. Diese Operette wurde den Sonnabend gegeben, und weil ich keine eigentliche Invitazion mehr bekam, so blieb ich nach dem Rath von Charlotte weg. Sie zwar hatte eine erhalten, worin gesagt wurde, daß sie sich eine Gesellschaft dazu wählen könnte, wobei ich gemeint war. Aber da man mich nur als ein Pedant von ihr behandelte, so thaten wir beide, als verständen wir's nicht.

„Wie sie ankam und mich nicht mitbrachte, ging ihr Wieland entgegen und fragte, wo ich wäre? Auch die Herzogin verwunderte sich, daß ich nicht gekommen war. Charlotte, abgeredetermaßen, fragte ganz einfältig, ob ich denn gebeten worden wäre? — Heute früh kam nun Gotter (der die Operette korrigirt und einen Prolog gemacht hatte), und wollte mir beweisen, daß ich schrecklich unrecht gehabt hätte, nicht zu kommen. Du siehst, wie krumm und schief auch hier die Gänge sind. Doch das ist auch eigentlich nur bei der Alten. Jetzt hab' ich sie vollends satt und ich freue mich, ihr Beweise davon zu insinuiren."

Es ist eine sehr richtige Bemerkung, welche Karoline von Wolzogen mit den Worten macht: „Das eigentliche Leben, dessen Schiller bedurfte, um sich zu entfalten, fehlte in Weimar." Denn wenn die Herzogin Amalie nachmals auch noch öfter dem Dichter ihr Wohlwollen zu beweisen suchte, so war Schiller doch zu sehr gereizt und verwundet worden, um sich gern wieder einem Kreise hinzu-

geben, in dem in der That doch oft genug auch recht viel seichtes Geschwätz nicht fehlte. Schiller's Natur war zu ernst und zu tief, um ein Spiel der Laune gegen irgend einen Menschen gut zu heißen, und sein gerechtes Selbstgefühl zog sich stets zurück, wo man seinen Werth mit Absicht nieder zu drücken schien.

Die ganze adlige Gesellschaft erschien ihm höchst langweilig, er fand viele flache Kreaturen darunter. Frau von Stein gefiel ihm, er meinte gesunden Verstand, Gefühl und Wahrheit bei ihr anzutreffen; doch sah er sie nur flüchtig, sie verreiste bald nachher.

Wenige Personen waren es, die sein Gemüth zu erwärmen vermochten. Am meisten behagte ihm der Geheimrath von Voigt, der Amtsgenosse Göthe's. Voigt, meinte er, könne ein vertrauter Freund für ihn werden. Auch mit Krause, dem Direktor der Zeichenakademie, verkehrte er gern. Bertuch, der Meister der Weimarischen Industrie, zeigte dem Dichter seinen unter fünfundsiebzig Pächter vertheilten Garten, sein Labyrinth (ein Wäldchen mit Schlängelwegen) und seine Grotte, die aus einer Brücke über einen trockengelegten Bach hergestellt war und erzählte ihm, daß er in dieser Grotte den größten Theil seines Don Quixote diktirt habe. „Die Bertuchs müssen überall in der Welt doch Glück haben!" seufzt der Poet, dessen Vermögen um diese Zeit auf fünf Laubthaler zusammen geschmolzen war.

Körner hatte dem Freunde empfohlen, die Bekanntschaft der Sängerin Korona Schröter zu machen, die früher von Körner's Herzen einen bedeutenden Theil beherrscht hatte. Schiller schrieb über sie sehr kühl, sogar beißend, an den Freund, aber schließlich war doch gerade Korona eine der wenigen, deren Umgang Schiller immer wieder aufsuchte. Bode, der Geschäftsgenosse Lessing's in Hamburg, kam aus Paris zurück und erzählte vieles, aber nicht sehr erbauliches von den Franzosen.

Alle diese Leute konnten, so freundlich auch einige von ihnen sich zeigten, doch kein herzbefriedigender Umgang für Schiller sein. Große Hoffnung hatte er auf den Kreis der Herzogin Luise gesetzt, doch als diese nun ankam und Schiller hörte, daß eine Vorstellung bei ihr nur im großen Kreise und unter vielen Förmlichkeiten geschehen könne, schüttete er auch hier das Kind mit dem Bade aus und mied sie ganz.

Er dachte nun an eine baldige Abreise; nur Charlotte hielt ihn noch zurück. Er ging täglich zweimal zu ihr, und die übrige Zeit auszufüllen, begann er mit vielem Eifer an seiner niederländischen Rebellion zu arbeiten. Ehe er Weimar verließ, wollte er auch Jena erst noch kennen lernen. Am 20. August reiste er mit Charlotte dorthin ab, und blieb sechs Tage daselbst, nach deren Verlauf die Freundin ihn wieder abholte. Schon in Weimar hatte Schiller in Charlottens Hause die Gattin des jenensischen Professors Reinhold, des Schwiegersohns Wieland's, kennen gelernt, und im Hause dieser jungen Eheleute war Schiller während seines Aufenthaltes in Jena ein gern gesehener und sehr vergnügter Gast.

Schon beim Hereinfahren gefiel Jena dem Dichter besser als Weimar; die Straßen waren länger und die Häuser höher als in der Residenz, und die

siebenhundert Studenten der Universität belebten den Ort ungemein; „wenn man sogar die Augen zumachte," sagte Schiller, „könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht, denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten."

Reinhold war früher Jesuit gewesen. Als der Orden aufgehoben wurde, trat Reinhold zur evangelischen Religion über. Er lieferte Beiträge für Wieland's Merkur, und Wieland gab ihm seine älteste Tochter Sofie zur Frau, die Schiller ein recht liebes und sanftmüthiges Weib nennt. Reinhold, der die Professur für Filosofie bekleidete, war ein so eifriger Anhänger Kant's, daß er behauptete, in hundert Jahren würde Kant die Reputazion von Jesus Kristus haben. Auf seine Anregung begann Schiller, wenn auch vorerst noch spärlich, das Studium der Schriften des großen Königsberger Filosofen, der später einen so tiefgreifenden Einfluß auf ihn gewinnen sollte. Auch über Wieland sprach Reinhold mit dem Gaste; er machte ihm kund, wieviel er selbst von den Launen seines Schwiegervaters habe dulden müssen, der ihn heute für einen großen Geist, morgen für einen Esel erklärt habe, der in der einen Stunde gröblich beleidigen, in der andern abbitten und schmelzen könne wie ein Kind. Durch diese Eröffnungen wurde Schiller's Groll gegen Wieland sehr gemildert, und der späteren Versöhnung der Weg gebahnt. Das ebenfalls war heilsam für Schiller's damalige Stimmung, daß in Jena ihm ein gut Theil Klatschgeschichten über die Weimarischen „Riesen" mitgetheilt wurden; sie bewiesen ihm, daß die Götter doch nicht überall nur angebetet wurden.

Seinen ersten Ausgang nahm Schiller zu dem Professor Schütz, der mit einem geborenen Danziger, Hufeland, die Jenaer Literaturzeitung redigirte. Mehr als hundert Schriftsteller waren Mitarbeiter an diesem Blatte, das in einem besonders dazu aufgeführten schönen und bequemen Hause redigirt und expedirt wurde. Eigenthümer des Blattes waren Schütz und Bertuch, die eine bedeutende Einnahme dadurch erzielten. Schiller ließ sich die Einrichtung des Hauses zeigen; sein Urtheil lautete: „Eigentlich ist doch eine rezensirende Sozietät eine brutale und lächerliche Anstalt." Mit Schütz, der ein Verehrer des Don Karlos war, kam Schiller sehr bald auf einen freundschaftlichen Fuß.

Bei Schütz lernte Schiller den Professor der Theologie Döderlein kennen, und im Hause des Geheimen Kirchenrath Griesbach brachte er mit Charlotte einen überaus angenehmen Abend zu. Mit Griesbach unterhielt er sich über Stadt und Universität Jena, und dieser sagte ihm, daß der Umstand, daß die Gewalt über die Akademie unter vier sächsische Herzöge vertheilt sei, diese zu einer freien und sichern Republik mache; die Professoren in Jena seien fast unabhängige Leute und brauchten sich um keine Fürstlichkeit zu bekümmern.

Auch in die Umgegend von Jena wurde mit Reinhold's eine Partie gemacht; in dem Dorfe Lobeda wurde die Frau Bürgermeisterin Bohl besucht; sie stand als Dichterin in großem Rufe, aber im Gegensatz zu unserer Zeit war die wackere Frau zugleich eine sehr vortreffliche Hausfrau und besorgte erst ihre Familie und ihre Wirthschaft, bevor sie den Pegasus bestieg. Schiller fand Gefallen an der muntern Frau: „Ungeachtet der Bewunderung, die sie in Weimar auszustehen hatte, ist sie doch von Affektazion entfernt" schrieb er nach

Dresden. Sie sagte dem Dichter sein Gedicht An die Freude und vieles aus dem Don Karlos her.

Schiller's Urtheil über Jena lautete ganz anders als das über Weimar: „Ich verließ Jena sehr vergnügt und that ein Gelübde, es nicht zum letztenmal gesehen zu haben." In demselben Briefe fährt er dann fort: „Hätte ich einen Plan nach Jena, so versichert mir Reinhold, daß ich keine Schwierigkeit finden würde. Ich soll, sagte er, ohne ein Wort darüber zu verlieren, noch vor dem Frühjahr einen Ruf dahin bekommen. Ich weiß aber nicht, mein Lieber, mit dieser Idee bin ich zerfallen. Meine Unabhängigkeit und die Vermengung meiner Existenz mit Euch soll das Schicksal meines Lebens bleiben, vorausgesetzt, daß mir Schriftstellerei ein angenehmes Dasein verschaffen kann. Dieses muß sich nach Verfluß eines Jahres entschieden haben, wo ich alsdann wissen werde, wie leicht oder schwer, wie fruchtbar oder arm meine Feder, und wie günstig oder abhold das Glück mir sein wird."

Um dieses Glück zu erproben, kehrte Schiller nun zu seiner Arbeit zurück. Er hatte immer noch die Absicht, im Herbst wieder nach Dresden über zu siedeln, aber von der fröhlichen Stimmung, die in Jena über ihn kam, erhielt sich jetzt auch in Weimar wenigstens noch ein Theil. Am 28. August 1787 war Schiller mit unter den Gästen, die in Göthe's Garten des Dichters Geburtstag feierten; der Major von Knebel, der in Göthe's Abwesenheit dessen Garten bewohnte, hatte die Feier veranstaltet, bei welcher Schiller die Gesundheit Göthe's in Rheinwein ausbrachte. Oefter war er nun auch in Gesellschaft Bode's, der ihn bereden wollte, in den Freimaurerorden zu treten, und bei Gelegenheit traf er einmal wieder mit Wieland zusammen. Der Faden knüpfte sich allmälig wieder.

Ein beliebter Klubb in Weimar war die Mittwochsgesellschaft, welche jedoch keinen Adligen zuließ. Schiller schloß sich an und veranstaltete ein Whistkränzchen, an welchem außer ihm Riedel, Erzieher des Erbprinzen, Hofmedikus Hufeland, und, da Schiller auch für die Augen gesorgt haben wollte, Fräulein Karoline Schmidt, die Tochter eines Assistenzrathes, und Korona Schröter theilnahmen. Den beiden Damen schenkte Schiller seinen Karlos. Auch im Hause der Frau von Imhof spielte Schiller öfter des Abends; er fühlte das Bedürfniß dazu, da er jetzt täglich zehn Stunden am Schreibtisch war. In der Mittwochsgesellschaft wurde gespielt, geplaudert, getanzt, und dann gemeinschaftlich zu Abend gegessen. Bei der Versammlung am 13. Oktober saß Schiller bei Tisch zwischen Karoline und Korona und fand, daß man sich bei ihnen recht angenehm haben könne. Ein Genuß war es ihm, als Korona mit ihrer ausdrucksvollen, schönen Stimme die Prosabearbeitung von Göthe's Iphigenie vorlas.

Wieland's Begriffe von Schiller's Begabung sowohl wie von der poetischen Bedeutung des Don Karlos mußten sich stark geändert haben. Wahrscheinlich hatte er das Drama nun selbst genauer studirt und dabei die Gotter'schen Schmähungen vergessen; genug, er ließ im Merkur eine wohlwollende Anzeige des Karlos erscheinen, und als Schiller ihm dafür mit einigen Worten dankte, war das gute Verhältniß wieder hergestellt. Wieland sagte dem Dichter viel Schmeichelhaftes, und warnte ihn, weniger verschwenderisch in seinen Stücken zu sein, damit er sich nicht ausgebe; aus dem Karlos, sagte er, hätte Schiller

drei wichtige Stücke machen können. Beide Poeten faßten nun den Plan, den Teutschen Merkur und die Rheinische Thalia feierlichst zu vermählen; die Hochzeit sollte am 1. Januar 1788 stattfinden, und die junge blühende Gattin sollte dem alternden Merkur neues Leben einhauchen. Wenn dieser Plan auch nicht ganz zur Ausführung kam, so wurde Schiller doch für die beiden Jahre 1788 und 1789 eifriger Mitarbeiter des Merkur. Von der Thalia erschien im Jahre 1787 nichts, im folgenden Jahre nur das fünfte Heft, zu welchem sein Herausgeber nichts als eine Fortsetzung des Geisterſehers beisteuerte.

Der Herzog Karl August kam im Oktober auf einige Zeit nach Weimar, reiste aber sogleich wieder ab, ohne daß er Zeit gefunden hätte, Schiller zu sehen. Der Dichter vertiefte sich anhaltend in seine Niederländische Rebellion, und verkehrte mit der Weimarischen Gesellschaft nicht aus besonderm Interesse, sondern der Zerstreuung wegen. Sein Herz blieb kalt dabei, und im Gefühl dieser Kälte sprach er mit Körner ernstlich darüber, ob er sich nicht verheirathen sollte. Wieland's zweite Tochter schien ihm eine passende Partie zu sein; sie war voller Natürlichkeit und Unschuld, ein gutes Wesen voll tiefer Empfindung, und sehr häuslich. Schiller war der Meinung, daß eine solche Frau sehr geeignet sei, ihn glücklich zu machen, ohne ihn durch große Ansprüche, die sie persönlich an ihn machte, von seinem eigentlichen Berufe abzuziehen.

Die Antwort Körner's ist in sehr reifen Worten gegeben, und bildet einen interessanten Beitrag zugleich zu des Dichters Karakteristik. Körner rieth entschieden ab. „Es gibt Launen," schrieb er, „in denen uns die unzähligen Mißgestalten von verzerrter Natur, die man überall antrifft, unausstehlich werden. Ein unverdorbenes Geschöpf zu sehen, ist alsdann Erquickung. Die Fantasie hat freies Spiel im Idealisiren, so lange sie nicht durch Erfahrungen widerlegt wird, und was nur keine Karrikatur war, wird bald zur Schönheit. Du hast Dich noch nicht gewöhnt, Genüsse gegen einander zu berechnen. Auch glaubst Du zuweilen unvereinbare Dinge vereinigen zu können. Daher der geringe Widerstand, den jede aufsteigende Leidenschaft bei Dir findet, und eine vorübergehende Grille wird durch Deine lebhafte Fantasie leicht zur Leidenschaft. Kampf dawider scheint Dir oft kleinliche Aengstlichkeit. Du bist Dir bewußt, Kraft dazu zu haben, aber Du willst sie auf die Zeit aufsparen, da Du ihrer bedarfst. Unterdessen ist Dein Geist nur geschäftig, den Gegenstand Deiner Leidenschaft zu veredeln und einen begeisternden Gesichtspunkt daran aufzufinden. Erfahrungen von einigen Jahren werden bei Dir mehr Mißtrauen gegen Deine Fantasie, mehr Sorgfalt in Abwägung kollidirender Vortheile erzeugen. Alsdann ist es möglich, daß ein liebenswürdiges Mädchen Dich auf immer fesseln kann, und eher darfst Du, glaube ich, keine Verbindung dieser Art eingehen."

Körner's Rathschläge waren fein und verständig, nur waren sie nicht auf ein zartbesaitetes Dichterherz berechnet, das seinen Gefühlen weniger als irgend ein anderes gebieten kann. Denn seine Gefühle sind seine Stärke, sein Vermögen, sie allein machen den Dichter zu dem, was er ist. Körner's Brief ist vom 23. November 1787 datirt; der Schreiber mochte nicht ahnen, daß Schiller bereits den Tag zuvor eine Reise angetreten hatte, deren Ergebnisse alle schönen Rathschläge jenes Briefes überflüssig machten. Nur die innere Leere hatte dem

Dichter die Gedanken an eine solche Verbindung mit Wieland's Familie eingegeben, die innere Leere, welche in den gesellschaftlichen Verhältnissen, wie sie in jenen Tagen für Schiller sich in Weimar boten, unausbleiblich war. „Sein guter Genius hatte indessen für eine neue Richtung des Lebens gesorgt," sagt Karoline von Wolzogen sehr treffend. Neues Blut mußte des Dichters Herz erfüllen, neue Wärme durch seine Adern strömen; denn gerade für den Dichter ist nichts gefährlicher als stagnirende Verhältnisse, wie sie damals bei Schiller entschieden anzutreffen waren. Auf die anmuthigste Weise sollte er aus ihnen in den rasch fluthenden Strom frischen Lebens geführt werden, und die neuen Erlebnisse sollten an alte liebe Erinnerungen anknüpfen.

Meiningen und Bauerbach waren nicht weit von Weimar entfernt. In Meiningen lebte der Rath Reinwald, der dem Dr. Ritter einst ein so redlicher und lieber Freund war. Schiller hatte freilich lebhaft gegen die Verbindung seiner Schwester mit diesem Manne gesprochen, aber als Reinwald seine Bewerbungen erneuerte, wollte Kristofine ihn nicht sofort abweisen. Sie schrieb an den Hofprediger Pfranger in Meiningen und bat um seinen Rath. Pfranger erwiderte ihr, Reinwald sei kränklich und hypokondrisch, deshalb stehe er einsam und freudenlos in der Welt, und sie würde, wenn sie sich entschließen könnte, mit ihm und für ihn zu leben, Glück und Heiterkeit in sein einsames Dasein bringen. Das gute Herz Kristofinens sah in dieser Antwort einen Wink Gottes, nach dessen Willen, wie sie meinte, sie ihr Pfund hier anlegen sollte. Sie gab ihr Jawort, und am 22. Juni 1786 wurde sie Reinwald's Gattin. In beschränkten Verhältnissen lebte sie neun und zwanzig Jahre zufrieden und glücklich mit ihrem Gatten, den sie noch um mehr als dreißig Jahre überlebte.

In Mannheim hatte Kristofine ihren Bruder zum letztenmal gesehen. Da er ihr jetzt so nahe war, bat sie wiederholt um seinen Besuch, und auch Frau von Wolzogen, die in Bauerbach verweilte, wünschte den Freund wiederzusehen; bei ihr befand sich damals ihr Sohn Wilhelm und der Bräutigam ihrer Lotte, ein Regierungsrath von Winkelmann aus Hildburghausen, den Schiller kennen lernen sollte. Die letzte Einladung kam zur glücklichen Stunde, Schiller machte sich sogleich auf den Weg. Vier Tage nahm die Hin- und Zurückreise in Anspruch, zwölf Tage blieb er in der dortigen Gegend. „Ich war also" — schrieb er an Körner — „wieder in der Gegend, wo ich von 82 bis 83 als ein Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen, ich stand so zu sagen schwindelnd an ihrer Schwelle, und meine Fantasie hatte ganz erstaunlich viel zu thun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt etwas mehr. Alles hat seine Sprache an mich verloren."

In jenen Tagen wandelte der Dichter mit seiner sehnsuchtsvollen Liebe zu Lotte von Wolzogen an den bezeichneten Plätzen vorüber, in der Ermangelung von nahen Freunden wurden sie seine Vertrauten; jetzt war jene Liebe erloschen, und mit ihr hatten die stummen Zeugen ihr Leben und ihre Bedeutung verloren. An die Stelle jener Liebe war ein reiches Stück Welterfahrung getreten, und

auch vor ihr mußten die wehmüthig schönen Empfindungen zurückweichen, die in Büschen und Hainen, in Bäumen und Quellen so gern ihre Vertrauten suchen.

In der Umgegend lagen viele Edelsitze, mit deren Bewohnern die Frau von Wolzogen im Verkehr stand. Auch Schiller wurde in diesen Familien eingeführt, in denen er manche interessante Beobachtung machen konnte. In Meiningen machte er die Bekanntschaft des Herzogs. Von größerer Wichtigkeit aber war der Besuch, den er auf seiner Rückreise bei einer der Frau von Wolzogen verwandten Familie abstattete, mit welcher er schon früher einmal in flüchtige Berührung gekommen war. Es war die Familie von Lengefeld.

Der Landjägermeister von Lengefeld war früh gestorben; seine Wittwe hinterblieb mit zwei Töchtern, Karoline und Charlotte. Den Vater hatten die Kinder noch gekannt, er hatte sich mit den Mädchen gern beschäftigt, er hatte ihnen erzählt, daß Friedrich der Große ihn, den bewährten Forstmann, persönlich in seine Dienste zu ziehen gesucht habe. Seine Liebe für den großen König war auf die Kinder übergegangen.

Die Erziehung derselben war nicht nach einem strengen Sistem geführt, aber sie war umfassend und geistig anregend. Die Mädchen lernten die englische und französische Sprache und brachten es im Klavierspiel zu lobenswerther Fertigkeit, Charlotte war eine geschickte Zeichnerin. Ihr väterliches Haus lag bei Rudolstadt auf einem Hügel, den die frische Luft des schönen Rudolstädter Thales umwehte.

Die Mutter war eine gütige, und dabei weltgewandte Frau. Durch sie fanden die Töchter Zutritt in der erlesensten Gesellschaft; sie verkehrten mit Göthe und Knebel, und besonders mit Frau von Stein, und am Hofe zu Rudolstadt hatten sie eben so gern gesehenen Zutritt wie am Hofe zu Weimar. Da das Besitzthum der Familie nur klein war, so suchte die Mutter bei Zeiten für die Zukunft ihrer Töchter zu sorgen. Karoline verlobte sich in ihrem sechzehnten Jahre mit dem Freiherrn von Beulwitz, Charlotte sollte Hofdame in Weimar werden; um sie zu dieser Stellung passend vorzubilden, beschloß die Mutter, sich mit den Töchtern einige Zeit in der französischen Schweiz aufzuhalten.

In der Begleitung des Herrn von Beulwitz reisten die Damen im Frühjahr 1783 ab. In Stuttgart besuchten sie die Familie von Wolzogen, und hier faßte Wilhelm von Wolzogen für seine Kusine Karoline eine lebhafte Zuneigung, welche von dieser nicht unerwidert blieb. Auch auf der Solitüde waren sie und lernten die Schiller'sche Familie kennen.

In der Schweiz genossen besonders die Schwestern die großartigen Eindrücke der Natur mit voller, hingegebener Seele. In Vevay am Ufer des Genfersees ließen sie sich nieder, und als die Stunde der Trennung nahte, schieden sie mit Schmerzen von der schönen Gegend und von den lieben Freunden, die sie dort gewonnen. Fast hätte Lotte an den Ufern des poetischen Sees ihr Herz verloren.

Die Rückreise wurde nach Verlauf eines Jahres angetreten. Im Juni 1784 traf die kleine Gesellschaft in Mannheim ein. Sie schickten ihre Karten zu Schiller, und dieser kam kurz vor ihrer Abreise zu ihnen. Seine hohe, edle Ge-

kalt fiel auf, aber man blieb gegenseitig ohne allen lebhafteren Antheil; Schiller war am Fieber leidend, und er hatte schwer mit den Lebensforderungen zu kämpfen; die Schwestern sahen alles in einer Wolke wehmüthiger Erinnerung, und für Schiller's Werke hatten sie noch keine entschiedene Vorliebe gefaßt. Es wunderte sie, daß ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könnte. Das erste Zusammensein war kurz und ging nicht über die gewöhnlichen Gespräche hinaus.

Sie kehrten nach Rudolstadt zurück, Karoline war in Folge eines zu kalten Bades nervenleidend. Sie verheirathete sich mit Herrn von Beulwitz und lebte mit ihm in einer nicht glücklichen, kinderlosen Ehe im Hause ihrer Mutter.

Unter den Erinnerungen an die Schweiz war das Leben in Rudolstadt todt und langweilig, Ausflüge nach Weimar, nach Jena und nach Kochberg zu Frau von Stein waren die einzige Abwechselung. Der Winter des Jahres 1787 kam heran, die Schwestern waren fast von aller Welt abgeschnitten, denn damals führte noch keine Kunststraße durch das Thal, in dem ein Fremder eine ungewohnte Erscheinung war. Das Lesen des Plutarch, dem die Schwestern sich mit vieler Liebe hingaben, ließ ihnen die geschmacklose Förmlichkeit des kleinen Rudolstädter Hofes nur noch lächerlicher erscheinen; in muntern und tollen Einfällen machte ihre Lachlust sich zuweilen Luft. „Oft" — so erzählt Karoline — „erschienen wir uns selbst als verwünschte Prinzessinnen, auf Erlösung aus dieser Einförmlichkeit hoffend."

An einem trüben Tage, dem 6. Dezember 1787, kamen zwei Reiter die Straße daher; sie waren in Mäntel gehüllt. In dem einen erkannten die Damen sehr bald den Vetter Wilhelm von Wolzogen, obwohl er scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war ihnen unbekannt und wurde mit neugierigen Augen betrachtet. Das Räthsel löste sich, als der Vetter eintrat und um die Erlaubniß bat, am Abend seinen Reisegefährten Schiller einführen zu dürfen.

An diesen Abend knüpfte sich Schiller's Zukunft. Er fühlte sich wohl und frei in dem schönen Familienkreise, welcher von dem flachen Weltleben so weit entfernt und statt dessen mit Herzenswärme den Gestalten einer höheren, geistigen Welt zugethan war. Die Schwestern spielten Klavier, Schiller hörte ihnen zu, und wir wissen von Streicher, wie mächtig der Eindruck der Musik auf des Dichters Gemüth war. Es wurde von Literatur gesprochen, Schiller äußerte den Wunsch, die Schwestern möchten seinen Karlos lesen, auch über die Briefe von Julius an Rafael und über die Anthologie unterhielt man sich. Die wenigen Stunden des Beisammenseins erregten den Wunsch im Herzen des Dichters, in diesem Kreise öfter zu verkehren, und beim Scheiden sprach er die Absicht aus, den nächsten Sommer in dem schönen Thale zu verleben. Die Schwestern hörten diesen Entschluß mit Freude.

Am folgenden Morgen ritt Schiller nach Weimar zurück. Dort fand er Frau von Kalb und deren Gemahl. Die Gegenwart des Mannes, meinte er, würde ihn am Ende nicht lassen, wie er wäre, er fühlte in sich schon einige Veränderung, die weiter gehen könne. Sicherlich war es weniger die Gegenwart des Gatten, was seine Gefühle gegen Charlotte von Kalb allmälig erkalten ließ,

als vielmehr die Erinnerung an die anmuthige Lotte an dem waldbekränzten Saalufer. Früher sah er Frau von Kalb täglich zweimal, jetzt kaum einen um den andern Abend. Mit großem Ernste vertiefte er sich in die Niederländische Rebellion, bei welcher er ungemein viel Genuß fand; auch war der Gedanke ihm erfreulich, daß er nun seine Kräfte einer Arbeit widme, die auch in den Augen der Welt etwas Solides habe, „denn bis hierher" — sagte er — „war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat."

Sein Herz fing an, den Schwerpunkt zu ahnen, der im Leben des Mannes die schönste Beruhigung gibt und zu anhaltender Arbeit die frischeste Kraft leiht. Wie verschieden von dem hastigen, verbitterten Gemüthszustande der ersten Monate in Weimar ist das Bild, welches uns aus einem Briefe an Körner vom 19. Dezember 1787 entgegenblickt. „Die wenigen freien Athemzüge" — schreibt Schiller — „die ich jetzt unter der Last von Folianten und staubigen Autoren erhaschen kann, gehören größtentheils Euch, meine Lieben, denn auch meine hiesigen Verbindungen gewinnen durch Beziehung auf Euch erst meinen Werth für mich. An keinem Ort der Welt bin ich verstanden, wie bei Euch, keine Menschen sind mir näher, selbst meine Familie nicht, und kein Schicksal kann mich fremder mit Euch machen. Es gibt mir viele Freude in stillen Stunden, wenn ich mich unter Euch versetze und mir lebhaft mache, was wir für einander sind. Mein Leben geht jetzt einen höchst ruhigen, aber dabei sehr thätigen Gang. Ich bin wachsamer, als ich nie war, und jeder Tag hat für mich zwölf arbeitvolle Stunden und sehr oft auch einige mehr. Ich habe weniger Zeit, als gute Freunde, und dieses Verhältniß hat ungemein viel Reiz." —

Eine schwere Arbeit ermüdet nicht, wenn der sichere Lohn in Aussicht steht, aber sie spannt die Kräfte des Geistes ab, wenn der Zweifel immer fragen muß, ob die unendliche Mühe auch zum Ziele führt. Dies war bei Schiller diesmal der Fall, und zu alledem kam noch die Sehnsucht und die Ungewißheit über den Ausgang seiner Liebe. Seine frische Kraft ließ nach, sein ganzes Wesen schien zu ermatten. Die Freunde schrieben diese Erscheinung dem Umgange mit Wieland zu, der den jungen Dichter gewiß zu sehr mit Regeln quäle und niederdrücke; aber Schiller antwortete auf die Besorgnisse, die geäußert wurden, nicht durch Regeln oder Autoritäten sei er gelähmt, sondern das Abarbeiten seiner Seele mache ihn müde, er sei entkräftet durch den immerwährenden Streit seiner Empfindungen.

Der Freund in Dresden war nicht recht zufrieden damit, daß Schiller sich mit geschichtlichen Abhandlungen ermüde, statt der Poesie treu zu bleiben. Der Dichter aber wies den Tadler — das Verhältniß war ganz umgekehrt — auf die praktische Nutzbarkeit seiner Arbeit hin; er sagte ihm: „Für meinen Karlos, das Werk dreijähriger Anstrengungen, bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen."

Wohin er steuerte, das sprach er unverholen aus. Innerhalb eines Jahres müsse er sein Schicksal in seiner Gewalt haben, schrieb er, und für eine Versorgung qualifizirt sein. Der Mann, der in seinem Liede von der Glocke so tief

und so unsäglich schön alle Seiten des Familienlebens poetisch zu verklären wußte, der hatte selbst ein sehnliches Verlangen nach dem trauten eigenen Herd, nach der Freistatt, an dessen Schwelle alle Stürme des Lebens machtlos werden, nach dem Heiligthum, dessen Altar von dem Manne die edelsten Opfer opfert und ihm dafür unüberwindliche Kraft aus der Höhe leiht. Schiller wollte eine eigene, feste und gesicherte Stellung erringen, so schrieb er an Körner; ihm sei es gleich, ob als Professor in Jena, oder als Schriftsteller. „Aber" — fährt er fort — „ich muß eine Frau dabei ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest Du in meiner Seele lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das *mir* gehört, das ich glücklich machen *kann* und *muß*, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht *Hoffnung* in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist, wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine filosofische Hypokondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüthen drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. — Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als isolirter fremder Mensch in der Natur umhergeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe."

Eine Frage drängt sich uns unter diesen Umständen und bei dieser Gemüthsstimmung Schiller's ganz besonders auf: es ist die Frage nach den Gefühlen und nach der Gesinnung derer, welche der Dichter liebte.

Zu der Zeit, als Schiller sie kennen lernte, hatte Charlotte von Lengefeld mit dem Schmerz einer vergeblichen Neigung, einer geraubten Hoffnung zu kämpfen. Im Frühjahr 1787 sah sie oft den englischen Kapitän Henry Heron, einen edlen und liebenswürdigen Mann, der ihr seine warme Verehrung vielfach entgegentrug. Aber Pflicht und Beruf riefen den Kapitän nach Indien. Scheidend gestand er seine Liebe und ihre Hoffnungslosigkeit, und die Wehmuth eines solchen Abschieds hielt Charlottens Wesen lange gefangen. Schiller's ideale Erscheinung, das tiefe Gemüth seines Wesens und die Macht seines Strebens füllten in Charlottens Seele die tiefe Lücke, die sie empfand, immer mehr aus, je mehr sie den Dichter kennen lernte. Der erste Eindruck mochte auf sie nicht ein so tiefer sein, wie auf Schiller, für den Charlotte in vieler Beziehung ganz

geschaffen schien. Nach dem Zeugnisse ihrer Schwester hatte sie eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung; der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, Wahrheit und Unschuld waren hervortretende Seiten ihres Wesens, das sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, und durch alles dieses von der schönsten Harmonie war.

Bald fand sich Gelegenheit, den flüchtig eingeleiteten Verkehr fortzusetzen. In den ersten Wochen des Jahres 1788 kam Charlotte nach Weimar und verweilte einige Zeit daselbst. Sie wohnte bei Frau von Imhof und verkehrte viel mit Frau von Stein, besonders aber mit Charlotte von Kalb. Schiller hielt sich in einiger Entfernung, aber seine Neigung wuchs, und auch Lotte sah ihn gern. Auf einem Maskenballe, im Theater begegneten sie sich, Schiller sandte ihr Bücher und begleitete dieselben mit Billets, deren Sprache mehr enthielt als die gewöhnlichen Redensarten. Wie noch auf wenige Dinge — so sagt er ihr — freue er sich auf den Aufenthalt in Rudolstadt, der ihn für vieles schadlos halten sollte. Wenn er sie einmal gesehen habe, sei der Tag ihm heitrer. Er stimmt ihr bei, wenn sie sich nach ihren Bäumen und ihren schönen Bergen sehnt, und er theilt ihre Sehnsucht nach Rudolstadt, wohin er in seinen glücklichsten Augenblicken sich im Traum versetze. Er habe nie glauben können, gesteht er, daß Charlotte in der Hofluft sich gefallen werde; „ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe."

Aus Schiller's Feder war lange kein Gedicht geflossen; in jenen Tagen, im Schmerz der Sehnsucht und im Glück der Hoffnung, in der Trauer des Getrenntseins und in der Wonne des Beisammenseins kehrte die Muße wieder bei ihm ein; sie schenkte ihm ein herrliches Gedicht, in dem dasselbe tief erregte Gefühl zitterte, wie damals im Herzen des Dichters: es waren Die Götter Griechenlands. Man hat dieses Gedicht von moralischer Seite auffassen und erklären wollen, man hat einen Angriff gegen das Kristenthum darin gesucht. Wie kurzsichtig! Wie lächerlich! Wer diese Ansicht im Ernst vertreten kann, der lege das Gedicht ruhig bei Seite, für ihn existirt das Reich des Schönen nicht. —

Als der Winter vorüber war, sollte Lotte nach Rudolstadt zurückkehren. Sie bat Schiller um ein Albumblatt, er schrieb ihr das bekannte: „Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen" u. s. w. Der Abschied wurde beiden schwer, Charlotte gestand in einem Briefe dem Dichter, daß sie ihn ungern verlasse, denn sein Umgang habe ihr manche Freude verschafft. Schiller erwiderte, er fühle, daß Charlotte den besten Theil seiner Freuden mit sich hinwegnehme. „Sie wollen also" — heißt es in seinem Briefe — „daß ich an Sie denken soll; dieses würde geschehen sein, auch wenn Sie mir es verboten hätten. Meine Fantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte. Ich werde Sie an jedem schönen Tage unter freiem Himmel wandeln sehen, und an jedem trüben auf Ihrem Zimmer — vielleicht denken Sie dann auch meiner; damit ich aber dessen versichert bin, so müssen Sie mir erlauben,

beſtes Fräulein, daß ich Ihnen zuweilen ſage, wenn ich mit Ihnen beſchäftigt bin. Leben Sie recht wohl, beſtes Fräulein, erinnern Sie ſich manchmal und gern daran, daß hier jemand iſt, der es unter die ſchönſten Zufälle ſeines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben. Noch einmal, leben Sie recht glücklich."

Als Lotte abgereiſt war, erhielt Schiller den Beweis, daß er ſich zum Ehemann in den Augen der Welt ſehr wohl eigne. Durch die vierte Hand erging an ihn aus Schweinfurt die Anfrage, ob er dort nicht eine Rathsherrnſtelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen tauſend Thaler und von erheblichen geiſtigen und körperlichen Vorzügen annehmen wolle. Der Antrag machte ihm und ſeinen Freunden viel Spaß.

Wenige Wochen, nachdem Lotte in Rudolſtadt wieder angelangt war, wanderte Schiller's Gruß zu ihr hinüber. Am 11. April 1788 ſchrieb er ihr: „Sie werden in Rudolſtadt nun wieder eingewohnt ſein, mein beſtes Fräulein, und bei dieſem ſchönen Wetter ſich Ihrer ländlichen Einſamkeit freuen. Wie beneide ich Ihre Familie und alles, was um Sie ſein darf! Aber auch Sie beneide ich um Ihre Familie; ein einziger Tag war mir genug mich zu überzeugen, daß ich unter ſehr edlen Menſchen wäre. Warum kann man ſolche glückliche Augenblicke nicht feſthalten! Man ſollte lieber nie zuſammen gerathen, oder nie mehr getrennt werden.

„Seitdem Sie Weimar verlaſſen haben, iſt die Erinnerung an Sie meine beſte Geſellſchaft geweſen. Die Einſamkeit macht jetzt meine Glückſeligkeit aus, weil ſie mich mit Ihnen zuſammenbringt, und mich ungeſtört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommenden verweilen läßt. Was für ſchöne Träume bilde ich mir für dieſen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen werden? Es beunruhigt mich oft, mein theuerſtes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das was jetzt meine höchſte Glückſeligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch iſt es ſo weſentlich für mich zu wiſſen, ob Sie Ihr eigenes Werk nicht bereuen, ob Sie das was Sie mir in ſo kurzer Zeit geworden ſind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig iſt. Könnte ich hoffen, daß von der Glückſeligkeit Ihres Lebens ein kleiner Antheil auf meine Rechnung käme, wie gern entſagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft, um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu ſein! Wie wenig ſollte es mir koſten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen!

„Sie haben mir ſelbſt einmal geſagt, daß eine ländliche Einſamkeit im Genuß der Freundſchaft und ſchönen Natur Ihre Wünſche ausfüllen könnte. Hier wäre ſchon eine ſehr weſentliche Uebereinſtimmung zwiſchen uns. Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal von Lebensgenuß kann ſich mit keinem andern vertragen. Aber was bei mir ein unabänderlicher Karakterzug iſt, war bei Ihnen vielleicht nur eine jugendliche Fantaſie, eine vorübergehende Epoche. Vielleicht denken Sie einmal anders, oder, wenn dies auch nicht wäre, vielleicht dürfen Sie einmal nicht mehr ſo denken. Beides fürchte ich, und ich ſehe ein, wie ſehr ich Urſache hätte, mich noch bei Zeiten eines Vergnügens zu entwöhnen, von

dem ich mich vielleicht wieder trennen muß. Ich mag dieser traurigen Idee nicht Raum geben."

Als Charlotte in Weimar war, hatte Schiller sie gebeten, ihm für die Zeit seines Sommeraufenthaltes eine passende Wohnung zu miethen. Lotte dachte zuerst an das Haus des fürstlichen Gärtners, aber mit Recht fiel ihr ein, wie störend für den Freund die Nähe fürstlicher Persönlichkeiten sein müßte; sie schaute sich weiter um, und fand in dem Dorfe Volkstädt auf dem linken Ufer der Saale eine passende Wohnung in einem neuen, heitern und bequemen Hause, das dem Dorfkantor gehörte.

Im Beginn der zweiten Hälfte des Mai 1788 zog Schiller nach Volkstädt hinaus. Der wackere Kantor wußte die Bedeutung seines Gastes sehr wohl zu schätzen, und hielt allen störenden Lärm von ihm entfernt. Volkstädt liegt in einem lieblichen Thale zwischen sanft ansteigenden Bergen, eine halbe Stunde von Rudolstadt entfernt, wohin den Dichter ein sehr angenehmer Fußpfad längs des Flusses an Gärten und Kornfeldern vorüber führte. Die Stadt liegt am Fuße eines Berges, auf diesem hellschimmernd das Fürstenschloß. Von seinem Dorfe aus hatte Schiller die schönste Aussicht auf Stadt und Schloß. Von diesem Wohnorte aus verkehrte Schiller nun eifrig mit der ihm so lieb gewordenen Familie, besonders aber mit den beiden Schwestern, und dieser Verkehr wirkte sehr wohlthätig auf sein Gemüth und sein ganzes Seelenleben, wenn er von der Arbeit auch mehr dadurch abgezogen wurde, als ihm selbst lieb war. Karoline von Wolzogen schildert das Zusammenleben sehr sprechend; sie sagt: „In unserm Hause begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und filosofischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über in heitrer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gedanken unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns noch lebhafter empfinden. Wie wohl war uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saaleufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erschloß sich ein heitres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offnen reinen Gemüths waren in Schiller's Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muth."

Nicht allein für Charlotte ging nach dem schmerzlichen Verluste, den sie erfahren, neue Lebenshoffnung auf, sondern auch für Karoline wurde das Glück einer so erhebenden Freundschaft ein Anlaß, sich dem Genuß des Lebens wieder

mehr zuzuwenden. Herr von Beulwitz, Karolinens Gatte, der, wie wir erzählten, mit in dem Lengefeld'schen Hause lebte, zeigte lebhaftes Interesse für Literatur und empfand für Schiller bald die aufrichtigste Bewunderung. Mit Frau von Lengefeld, die von dem kleinen Kreise gewöhnlich die chère mère genannt wurde, gab es zuweilen kleine Streitigkeiten auf kirchlichem Gebiet, aber man fand sich immer sehr bald wieder zusammen; Schiller schenkte der würdigen Frau im Laufe des Sommers eine englische Bibel, in die er die Worte aus einem seiner Jugendgedichte schrieb:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß.

Schiller hütete sich, hier wie überall, stets sorgsam, irgend eine wahre Ueberzeugung, in der ein Herz Ruhe fand, zu stören.

Ein gern gesehener Gast in dem kleinen Kreise war der Baron von Gleichen, ein liebenswürdiger und feingebildeter Mann, welcher Prinzenerzieher in Rudolstädt war. Der junge Erbprinz nahm Theil an den erhebenden Bestrebungen der Gesellschaft, er verfertigte eine Komposizion in schwarzer Tusche mit vielen Gestalten, welche eine Szene aus dem Geisterseher vergegenwärtigte. „Er zeichnet für einen Prinzen sehr hübsch," sagte Schiller. Ein enthusiastischer Verehrer des Dichters war Herr von Kettelhort, der Minister und eigentliche Landesregent; Schiller nennt ihn eine monströse Komposizion von Geschäftsmann, Gelehrten, Landjunker, Galanthomme und Antike. Die umfangreiche Bibliothek des Ministers kam dem Dichter mehrmals vortrefflich zu Statten, und als Schiller diese Bibliothek einmal gelobt hatte, hielt der Minister, der es wiedererfahren, des Dichters Bedienten auf der Straße an und packte ihm für seinen Herrn einen Korb mit Wein auf.

Der eigentliche Geistesverkehr fand nur zwischen Schiller und den Schwestern statt. Die Unterhaltung führte auch in größerem Kreise Karoline mit vieler Gewandtheit. Sie war am 3. Februar 1763 geboren, und war drei Jahre älter als Charlotte, mit der sie früher weniger, aber nach der Schweizerreise in einem sehr innigen, vertrauten Verhältnisse lebte. Karoline war sehr geeignet, die Führerin eines gesellschaftlichen Kreises zu sein. Sie schildert sich selber in den Worten: „Eine angeborene Heiterkeit des Geistes verließ mich selten. Mein lebendiges Gefühl durchdrang alle menschlichen Zustände meines Kreises; ich konnte kein Wesen leiden sehen, und mit Heiterkeit und Gewandtheit suchte ich alle Verhältnisse zurecht zu legen. Selten duldete ich eine Mißstimmung lange in meinem Kreise. Mein eigenes verletztes Gefühl löste sich meist in ein unendliches Mitleid mit allen menschlichen Schwächen auf. So erhielt ich gute Laune und Harmonie um mich her; alles Heterogene fand ein Medium der Verbindung."

Während Karoline es verstand, zum Nutzen anderer aus sich heraus zu gehen, war Charlotte mehr eine jungfräulich zurückhaltende Persönlichkeit. Karoline war klein und lebhaft, Charlotte groß und schlank, ihr Auge blau,

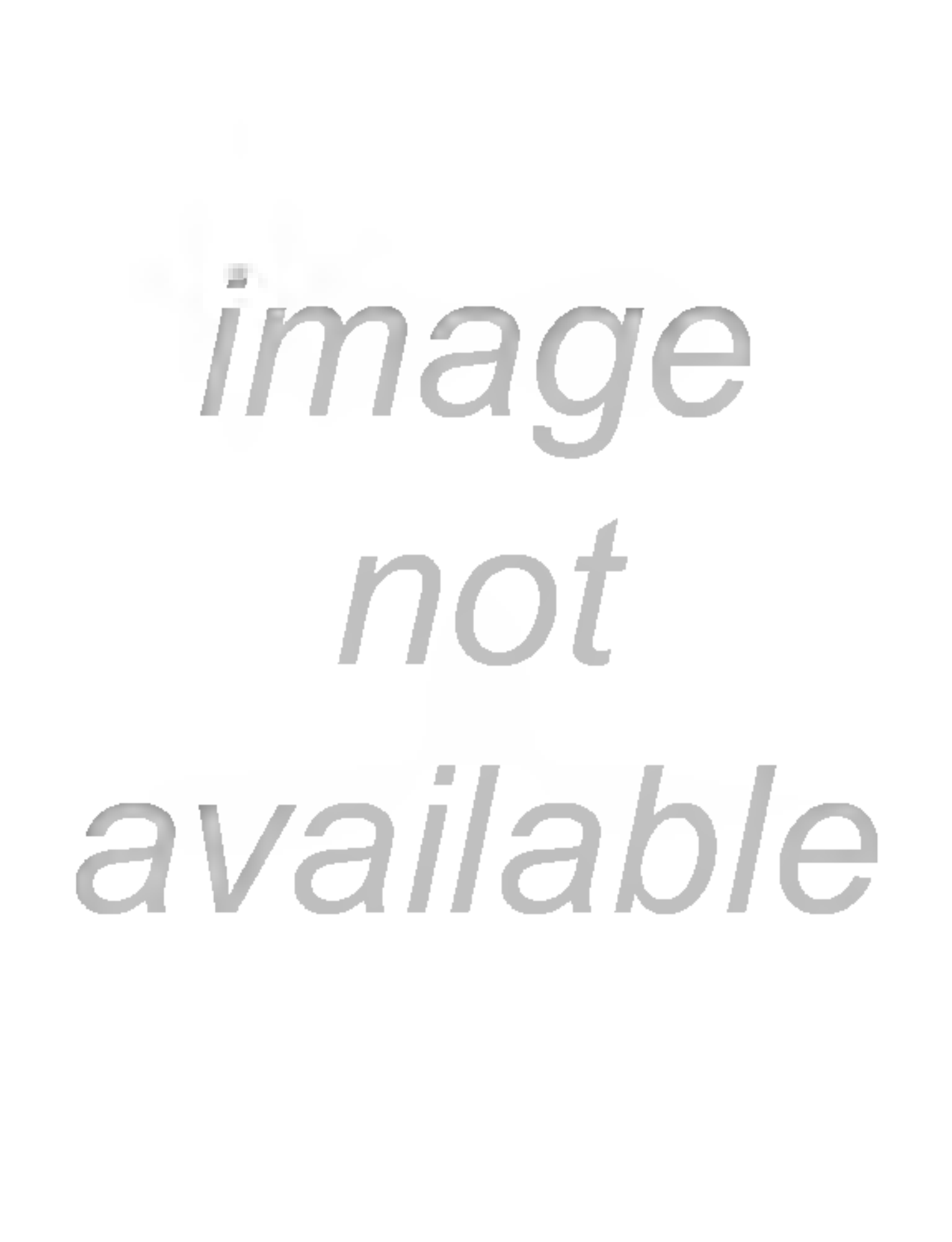
image
not
available

hoffe, Sie haben, als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte, noch ruhig geschlummert. Ich hätte Ihnen gern eine Nacht Schlaf aufgeopfert, dachte ich heute früh, und hätte mich gefreut, wenn der Morgen mich schlaflos gefunden hätte, daß Sie dafür ruhten." Wenn Schiller bei den Schwestern Erholung suchte, dann durfte er mit ihnen auf dem Kanapee sitzen, er durfte sie auch bei ihren Vornamen nennen. In einem Briefe schrieb er den Schwestern, ihm solle, so hoffe er, die Gegend von Rudolstadt das werden, was dem Orestes in Göthe's Iphigenie der Hain der Diana geworden; auch er sei seit geraumer Zeit ein unruhiger Umhergetriebener; für ihn würden die Schwestern die Stelle der wohlthätigen Göttinnen vertreten.

Einigemale verreiste Lotte zu ihrer mütterlichen Freundin, der Frau von Stein auf Kochberg. Die Trennung fachte die Gefühle in den Herzen der Liebenden noch höher an, bei dem Dichter wurden sie zur schmerzlichsten Sehnsucht. Lotte schrieb ihm, sie sei nicht allein in den düstern Wäldern von Kochberg; die lieblichen Götter Griechenlands seien mit ihr, sie freue sich der schönen Stellen und lerne sie auswendig. Und Schiller antwortete ihr: „Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben; und was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind.

„So leicht kann ich mich nicht in die Nothwendigkeit ergeben, wie Sie, wie es überhaupt Ihr Geschlecht kann. Ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Zirkel reißen will.

„Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir selbst lieb sind, lieb gewinnen und sich gleichsam zu eigen machen; dadurch werden unsere Seelen immer mehr und mehr an einander gebunden werden. Ich sehe diese Stücke als die Garantien unserer Freundschaft an; es sind abgerissene Stücke meines Wesens, und es ist ein entzückender Gedanke für mich, sie in das Ihrige übergegangen zu sehen, sie in Ihnen wieder anzuschauen und als Blumen, die ich pflanzte, wieder zu erkennen.

„Leben Sie recht wohl, bestes Lottchen! Ich möchte gar gern noch viel mit Ihnen reden, aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang ist." —

Karoline hatte längst die Neigung Schiller's zu ihrer Schwester durchschaut, und wenn sie eine Vereinigung der Liebenden auch aufrichtig wünschte, so war sie doch besonnen genug, auch das zu erwägen, was die Klugheit gebot. Sie hielt das zarte Verhältniß in der Schwebe, und Schiller ließ sich auf diesem Wege gern von ihr leiten, denn da seine Zukunft noch so unsicher war, so konnte er noch keine offene Bewerbung aussprechen. Der Gedanke an eine Professur der Geschichte wurde ihm jetzt weniger drückend, denn mit diesem Amte wurde ja auch die Aussicht auf eine eigene Häuslichkeit näher gerückt, und die genußreiche Gegenwart ließ dieses Ziel als das allein wünschenswerthe erscheinen. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde" — sagt Karoline — „war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und

Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den fantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter."

Mitten in die schönen Tage fiel eine Trauerbotschaft. Frau von Wolzogen in Bauerbach starb im August 1788 nach längerm Leiden. Schiller betrauerte sie tief; sie sei ihm alles gewesen, sagte er, was nur eine Mutter ihm hätte sein können.

Im Juni desselben Sommers, den Schiller in Rudolstadt verlebte, kehrte Göthe aus Italien zurück, und am 9. September 1788 wurde durch beiderseitige Freunde eine Zusammenkunft der Dichter in dem Hause der Frau von Lengefeld herbeigeführt. Die beiden Schwestern hatten für den Dichter der Iphigenie eine so hohe Verehrung, daß Karoline sagen konnte: „Göthe und Rousseau waren unsere Hausgötter." Die männliche Schönheit des ersteren und seine persönliche Liebenswürdigkeit, welche kennen zu lernen die Schwestern in Kochberg bei Frau von Stein genugsam Gelegenheit hatten, war auch nicht ohne Wirkung geblieben; „wir liebten ihn wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet," sagte Karoline.

Es läßt sich denken, wie gespannt die Schwestern auf die Begegnung der Dichter sein, wie sehr sie wünschen mußten, beide möchten Freunde werden. Zu ihrem Schmerz erfolgte die gehoffte Annäherung nicht, beide Männer traten nicht aus ihrer Zurückhaltung heraus. Schiller's persönlicher Stolz gestattete ihm nicht, sich anzudrängen und Göthe war von schmerzlicher Sehnsucht nach Italien, nach dem Lande befangen, in welchem seine Ideale so groß und schön erblüht waren, daß die Verhältnisse der Heimath gegen jene Orte nothwendig in tiefen Schatten treten mußten. Zudem kannte er Schiller nur ganz oberflächlich; nach den Worten zu urtheilen, welche Göthe selbst später sprach *), hatte er von Schiller kaum etwas anderes gelesen als die Räuber, und er glaubte von künstlerischem Standpunkte aus viel weiter von Schiller entfernt zu sein, als es in der That der Fall war. Und hierin werden wir den Hauptgrund zu Göthe's Abneigung gegen Schiller zu suchen haben: Göthe glaubte seine Bestrebungen durch Schiller gefährdet, er glaubte, die Saat, die er selbst zu pflanzen so vielfach gerungen, werde nun wieder zertreten, und was er längst bewältigt zu haben glaubte, das hebe nun wieder wuchernd das Haupt empor. Diese Gründe waren es, warum er sich zurückhielt. Als Göthe in spätern Jahren, nachdem Schiller bereits für immer sein Auge geschlossen, einem Freunde erzählte, daß er jahrelang Schiller absichtlich gemieden habe, konnte er die Thränen nicht zurückhalten.

Schiller wünschte damals aufrichtig, mit Göthe in nähere Verbindung zu treten. Seit seiner frühen Jugend war Göthe der Stern gewesen, zu dem er aufblickte, und nach seinem Beifall war er mehr als nach dem Lobe aller andern begierig. Die hohe Vorstellung, welche Schiller von Göthe hatte, wurde durch die Zusammenkunft nicht verringert, aber Schiller zweifelte, ob sie beide sich je sehr nahe rücken würden; er meinte, daß ihr künstlerischer Standpunkt

*) Vergl. S. 235.

zu verschieden sei. Doch meinte er auch, daß eine solche Zusammenkunft noch kein sicherer Maßstab sei. „Die Zeit wird das Weitere lehren", schrieb er an Körner. Und in der That lehrte sie, daß das uneigennützige Streben nach dem wahren Edlen und Schönen immer demselben Ziele zugehen muß, und daß selbst die verschiedensten Wege schließlich immer, und oft auf die überraschendste Weise zusammentreffen.

Immerhin aber war es für Schiller eine schmerzliche Empfindung, daß Göthe so kalt blieb. Schiller schrieb kurze Zeit nach jener Begegnung ein Gedicht auf, das wohl ein Nachklang dessen genannt werden kann, was damals sein Herz bewegte; nicht in allen Ausgaben von Schiller's Gedichten stehen diese Verse, darum mögen sie hier einen Platz finden.

Im Oktober 1788.

Daß du mein Auge wecktest zu diesem goldenen Lichte,
Daß mich dein Aether umfließt;
Daß ich zu deinem Aether hinauf einen Menschenblick richte,
Der ihn edler genießt;
Daß du einen unsterblichen Geist, der dich, Göttliche, denket,
Und in die schlagende Brust,
Gütige, mir des Schmerzes wohlthätige Warnung geschenket
Und die belohnende Lust;
Daß du des Geistes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen
Mir ein Saitenspiel gabst,
Kränze des Ruhms und das buhlende Glück deinen stolzeren Söhnen,
Mir ein Saitenspiel gabst;
Daß dem trunkenen Sinn von hoher Begeistrung beflügelt,
Schöner das Leben sich malt,
Schöner in der Dichtung Kristal die Wahrheit sich spiegelt,
Heller die dämmernde strahlt:
Große Göttin, dafür soll, bis die Parzen mich fodern,
Dieses Herzens Gefühl
Zarter Kindlichkeit voll in dankbarem Strahle dir lodern,
Soll aus dem goldenen Spiel
Unerschöpflich dein Preis, erhabne Bildnerin, fließen,
Soll dieser denkende Geist
An dein mütterlich Herz mit reiner Umarmung sich schließen,
Bis der Tod sie zerreißt.

Der schöne Sommer war dahingegangen, der nahende Winter mahnte an die Trennung. Mehr als einmal kämpfte Schiller mit dem Entschlusse, der Geliebten sein ganzes Herz zu entdecken, doch die günstige Gelegenheit wollte sich nicht finden. Eines Abends kam Schiller, als die Mutter ein wenig hart gegen Lotte gewesen war, und im Gefühl ihres Rechtes klagte diese dem Freunde tief erregt, was ihr begegnet war. Schiller sprach ihr Trost zu, seine Worte wurden warm und traulich, und Lotte reichte ihm in tiefer Bewegung ihre Hand. Schiller wollte mehr sagen, aber Karoline trat ein und schnitt ihm das Wort ab. Der günstige Augenblick kam nicht wieder.

Von einem Tage zum andern zögerte Schiller, seine Abreise festzusetzen; sein Geburtstag wurde noch in Rudolstadt gefeiert, Lotte schenkte ihm eine Zeichnung von ihrer Hand, über welche Schiller sich unsäglich freute. Nun aber mußte die Trennung geschehen; eine Reise, welche beide Schwestern nach Erfurt unternehmen sollten, bot einen wohlthätigen Anlaß. Am 12. November schied der Dichter; in dem letzten Billet, das er den Schwestern als Abschiedsgruß übersandte, sagte er: „Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen, das nicht, wie ich gewiß hoffe, schon richtig und entschieden ist.“ Und Lotte sandte ihm nach dem Abschiede auch noch ein Briefchen, darin schrieb sie: „Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einem schönen Glanz Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und deutlich zu machen.“

Wenn die Lippen es auch noch nicht ausgesprochen hatten, so wußten die Herzen doch schon, daß sie für einander schlugen, und mit dem festen Glauben an diesen Gedanken kehrte Schiller am 12. November nach Weimar zurück. An Körner schrieb er, der verwichene Sommer sei nicht unwichtig für ihn gewesen; „ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieser Lebensreise oft schwer gedrückt haben, und hoffe mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen.“

Von drei Seiten kamen die gesunden, kräftigen Einflüsse, aus denen dem Dichter die innere Freiheit und die größere Energie erwuchs, und in ihrem tiefsten Wesen waren diese Einflüsse einander völlig gleich, sie entsprangen aus dem vollen, unmittelbaren Leben und konnten deshalb auch frisches Leben gewähren.

Der erste dieser Einflüsse war die anhaltende Beschäftigung Schiller's mit der ernsten, strengen Geschichte. Seiner Niederländischen Rebellion widmete er den größten Theil des Sommers, zur Michaelismesse 1788 erschien das gesammte Werk bei Kruſius in Leipzig, vorher hatte der Merkur einige Bruchstücke gebracht. Schon diese erregten Aufsehen, und das Ganze fand ungetheilten Beifall. In Kreisen, denen die Geschichte sonst gänzlich fremd blieb, erregte dieses wahrhaft geniale Werk mit seiner schwungvollen und großartigen Auffassung ein bleibendes Interesse für Geschichte überhaupt, und wenn Schiller's Werk kein anderes Verdienst hätte, als dieses allein, so würde es doch schon zu den hervorragendsten Erscheinungen nicht allein der Gesammtliteratur, sondern auch ganz speziell der streng historischen Schriften zählen. Schiller bahnte mit seinen geschichtlichen Werken einen ganz neuen Weg für die Darstellung der Geschichte, und daß er das Richtige getroffen, dafür ist der Umstand ein Beweis, daß die neuere Zeit seinen Spuren nachgegangen ist, indem sie von der alten nüchternen, schablonenmäßigen, unklaren, aller Wärme entbehrenden Darstellung völlig abließ. Schon Herder hatte in seinen jungen Jahren mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, daß wissenschaftliche Gründlichkeit mit Anmuth sich sehr wohl vereinigen lasse; Lessing hatte im Laokoon diese Idee aufs herrlichste verwirklicht, und in dieselbe Kategorie gehören Schiller's historische Schriften. Was pedan-

tische Einseitigkeit über diese großartigen Werke ausgesprochen hat, richtet sich selbst.

Dem Dichter aber wurden diese Arbeiten eine Quelle der Verjüngung; sie warfen in seine Seele die großen Bilder, welche die Grundlagen wurden, auf denen später sich seine gewaltigen Dramen aufbauten. Der Geschichte zur Seite stand fördernd und berichtigend das Studium der Alten. Wieland's Verdienst war es, seinen jungen Freund mit Nachdruck darauf hingewiesen zu haben. Und mit welcher Liebe gab Schiller sich ihm hin! Mit welcher tiefen, freudigen Genugthuung versenkte er sich den ewig verjüngenden Brunnen Homer's, mit welcher regen Theilnahme wandte er sich den griechischen Tragikern zu! Durch Uebersetzungen suchte er noch mehr in den Geist der Alten einzudringen, und mit seinen Rudolstädter Freundinnen las er die Werke in deutschen oder französischen Uebertragungen und besprach sich eifrig mit ihnen darüber.

Der Verkehr mit den Freundinnen war die dritte der Quellen, aus denen Schiller Verjüngung trank. Sein Herz wurde wieder warm in diesem schönen Kreise guter Menschen, die dem, was dem Dichter theuer war, ein warmes Interesse entgegen trugen; seine Liebe aber zu Charlotte von Lengefeld fachte seine Hoffnung für die Zukunft wieder an und ermuthigte und stärkte ihn zu der Riesenarbeit, der wir in den nächsten Jahren ihn hingegeben sehen.

Das Zusammenleben, der innige Verkehr mit den Schwestern behielt auch nach seiner Rückkehr in die Weimarischen Kreise die erste Stelle in Schiller's Herzen. Seine Briefe an die Schwestern, besonders an Lotte, sprechen diesen Gedanken unaufhörlich aus. Kaum war er in Weimar nur eben zu sich selbst gekommen, so setzte er sich, um den Freundinnen zu schreiben. „Mein erster ruhiger Augenblick" — so lautet sein Brief — „ist für Sie. Ich komme eben nach Hause, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetragen habe, und für diese Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theueren Freundinnen, die ich heute nicht zu sehen mich noch gar nicht gewöhnen kann.

„Dies ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehen und Eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle diese schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin sein sollen; daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere wegelege, Feierabend mache und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind. Alles ist mir hier fremd geworden; ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder lieb werden, aber meine besten Augenblicke, fürchte ich, werden doch die sein, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere, und Plane für den nächstfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindung mischen, und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht, aber sie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich

einen Verlust an meinem Wesen erlitten habe. Seien Sie mir tausendmal gegrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird alles wieder so lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen."

Aber die Erwartung, daß die gewohnten Gesellschaften in Weimar ihm wieder angenehm werden würden, erfüllte sich nicht; Schiller's Herz trug seinen Schatz und seine Befriedigung in sich, er fühlte sich niemals wohler als in seiner arbeitsamen Einsamkeit. „Hier wird über mich geklagt," schrieb er den Schwestern, „daß ich meiner Gesundheit durch vieles Arbeiten und zu Hause sitzen schaden würde. Aber so sind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen sie einem die kleinen Freuden, die sie zu geben wissen! Wenn die völligste Indifferenz gegen Klubs und Zirkels und Kaffeegesellschaften den Menschenfeind ausmacht, so bin ich's wirklich in Rudolstadt geworden." Und an einer andern Stelle läßt er sich sogar einmal zur Vertheidigung des bedenklichen Satzes bewegen: „Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein."

Der 22. November war Lottens Geburtstag. An diesem Tage fühlte Schiller sich ganz besonders gehoben; sein Wesen war in lebendiger Bewegung, er überließ sich seinen Träumen, die ihn zu der schönern Welt führten, wo aus ewig frisch strömenden Quellen der Durstende neue Lebensfluth trinkt und unter den Geistern keine Schranke mehr ist. „Und dieses Vergnügen" — schreibt er an Lottchen — „lassen Sie mich Ihnen danken. Sie sind die Heilige dieses Tages, und es freut mich noch einmal so sehr, wenn ich es aus einer so lieben Quelle empfange."

Auch in der Wahl seiner Arbeiten zeigte sich der Einfluß der Rudolstädter Erinnerungen. „Jetzt übersetze ich" — gesteht er den Freundinnen — „die Fönizierinnen des Euripides; die schöne Szene, worin Jokaste sich die Uebel der Verbannung von Polyneikes erzählen läßt, ist es, was mich vorzüglich dazu bestochen hat." In den wenigen Stunden, die Schiller dem Spazierengehen widmete, wanderte er besonders gern nach Belvedere hinaus, denn dorthin ging der Weg nach Rudolstadt.

Als im Februar die strenge Winterkälte nachließ, schickte Lotte dem Dichter ein Mirthenbäumchen, das er pflegen sollte; Schiller dankte und erzählte ihr, daß er auch den Strauß noch bewahre, den Lotte ihm zu seinem Geburtstage geschenkt. Auch kleine Besorgungen wurden gegenseitig gern gegeben und ausgeführt; Schiller sandte den Schwestern Bücher, und sie besorgten ihm seinen Thee. Was in der Lengefeld'schen Familie sich ereignete, das wurde dem Freunde in traulichem Geplauder mitgetheilt. Im Frühjahr ließ die Frau von Lengefeld sich bewegen, als Erzieherin zweier hoffnungsvoller Prinzessinnen aufs Rudolstädter Schloß hinaufzuziehen. Scherzend schrieb Schiller bei dieser Nachricht: „Ich bewundre den Herkulischen Muth, womit die chère mère sich der sauersten Arbeit unter der Sonne unterziehen will. Das Wagestück ist groß, und die ganze hochfürstliche Familie sollte in Prozession, im Hemde und Wachskerzen in der Hand eine ganze kalte Winternacht lang vor ihrem Fenster ein Kirchenlied dafür singen, daß sie die Liebe haben will ihr ein solches Opfer zu bringen."

Es arbeitete sich gar behaglich bei so lieber Theilnahme; und auch Körner sprach es in seinen Briefen aus, daß des Freundes reger Fleiß ihm eine Freude sei. Nach Dresden schrieb Schiller einmal: „Es ist viel stilles Vergnügen in dieser Existenz. Besonders die Abende sind mir lieb, die ich sonst stündlich in Gesellschaft verloren habe. Jetzt sitze ich beim Thee und einer Pfeife, und da denkt und arbeitet's sich herrlich.“ Und an einer andern Stelle erzählt Schiller dem Freunde: „Du kannst Dir gar nicht einbilden, was für ein Geist des Fleißes mich besitzt, und wie viel besser und behaglicher mir in diesem Elemente ist, als bei meiner vorigen so getheilten Existenz. Zwar geschieht nicht so sehr viel, als verhältnißmäßig zu erwarten wäre, da ich so viel Muße habe, denn ich arbeite etwas schwer und habe, wie Du weißt, immer eine langsame Feder gehabt. Aber eine Hauptsache, die gewonnen wird, ist, daß mein Geist mehr zusammengehalten wird und sich mehr mit seinen innern Hülfsquellen zu behelfen suchen muß.“

Die Früchte dieses Fleißes war die Uebersetzung der Iphigenie in Aulis des Euripides. Schiller hatte dazu den griechischen Text, eine lateinische und eine französische Uebersetzung. Auch Szenen aus den Fönizierinnen des Euripides wurden übertragen, und eine Verdeutschung des Agamemnon von Aeschylos beabsichtigt. Außerdem aber arbeitete Schiller an einem eigenen herrlichen Kunstwerke, an dem Gedichte „Die Künstler“; noch in Rudolstadt im Herbst des Jahres 1788 wurden sie begonnen und am 3. Februar 1789 in Weimar vollendet. „Ich muß mich selbst loben, ich habe noch nichts so Vollendetes gemacht, ich habe mir aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen.“

Auf die Gestaltung dieses für Schiller und die Aesthetik seiner Zeit höchst bedeutungsvolle Gedicht äußerte der Umgang mit einem Manne großen Einfluß, den wir früher als Widersacher Schiller's kennen lernten; es ist Karl Filipp Moritz, mit dem Schiller in Leipzig zusammentraf. Moritz war nach Rom gegangen und war dort in genauen Verkehr mit Göthe getreten *), in dessen Hause er nach der Rückkunft von Italien in Weimar wohnte. Im Dezember 1788 sprach Moritz bei Schiller vor und wurde freundlich von ihm aufgenommen. Schiller fand, Göthe habe ihm seinen Geist mächtig aufgedrückt, aber er habe gut auf ihn gewirkt; Moritz habe viel Tiefe des Geistes und der Empfindung, er arbeite stark in sich, bringe seine Ideen zu einer anschaulichen Klarheit, und was ihn interessire, sei ernsthaft und von Gehalt. Der Umgang wurde fortgesetzt, Schiller fand den ehemaligen Gegner immer interessanter; er habe viel Güte und Wahrheit in seinem Karakter, meinte er, und manches Drollige in seinem Betragen mache seinen Umgang angenehm.

Von Moritz erhielt Schiller eine kleine Schrift: „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen.“ (Von Karl Filipp Moritz. Braunschweig 1788.) Sie war aus Gesprächen mit Göthe in Rom hervorgegangen, und äußerte sowohl auf die Zeitgenossen im Ganzen, wie auch besonders auf Schiller einen nachhaltigen Einfluß. Schiller las sie mit Aufmerksamkeit und wiederholt, auch seine Lotte mußte sie lesen und ihm ihre Gedanken darüber schreiben. Mit Wieland

*) Vergl. S. 210.

sprach Schiller viel über Moritzens Schrift, er vertheidigte sie auch gegen ungerechte Angriffe. „Dieses öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunst hat vielerlei bei mir entwickelt, und auf die Künstler besonders einen glücklichen Einfluß gehabt," schrieb Schiller.

Die kleine Schrift von Moritz ist in der That höchst geistvoll und verdient ein reifliches Studium. Einem Punkte widerstritt Schiller lebhaft, aber er hatte ihn wohl nicht ganz richtig aufgefaßt; in einem Briefe vom 3. Januar 1789 an Karoline sagt Schiller über die Schrift von Moritz: „Was mir und einem jeden Schriftsteller mißfallen muß, ist die übertriebene Behauptung, daß ein Produkt aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganze sein müsse; fehlte nur ein einziger Radius zu diesem Zirkel, so sinke es unter das Unnütze herunter. Nach diesem Ausspruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und sobald auch keins zu erwarten."

Ein kurzer Blick in die Abhandlung von Moritz wird diesen Ausspruch berichtigen, und außerdem das Verständniß der Künstler wenigstens in der Auffassung der Grundidee fördern. Wer aber die großen Ideen des Schiller'schen Gedichtes sich zum vollen Verständniß zu bringen vermag, dem ist damit auch ein tiefer Blick in das Wesen der Kunst und zugleich auf den innersten Grund von Schiller's Bestrebungen eröffnet. Die kleine Abschweifung wird also auch unserer Aufgabe direkt fördernd sein.

Moritz geht davon aus, die verschiedenen Arten der Nachahmung eines lebenden Vorbildes, eines Menschen festzustellen; er bezeichnet sie mit den Ausdrücken: nachäffen, nachahmen, nachstreben, wetteifern. Dann fragt er, wie von diesem Nachahmen im moralischen Sinn das Nachahmen in den schönen Künsten, oder von der Nachahmung des Guten und Edlen die Nachahmung des Schönen unterschieden sei? Zunächst handelt es sich darum, die Begriffe Gut, Schön und Edel festzustellen. Auf Handlung angewandt, definirt der Verfasser sie folgendermaßen: „Wir denken uns unter einer guten Handlung eine solche, die nicht allein um ihrer Folgen, sondern auch um ihrer Beweggründe willen unsere Aufmerksamkeit erregen und unsern Beifall verdienen kann; bei der Schätzung einer edlen Handlung vergessen wir ganz die Folge, und sie scheint uns allein schon um ihrer Beweggründe, d. h. um ihrer selbst willen unserer Bewunderung werth. Betrachten wir nun eine solche Handlung nach ihrer Oberfläche, von der sie einen sanften Schein in unsere Seele wirft, oder nach der angenehmen Empfindung, die ihre bloße Betrachtung in uns erweckt, so nennen wir sie eine schöne Handlung, wollen wir aber ihren innern Werth ausdrücken, so nennen wir sie edel. Jede schöne Handlung muß aber nothwendig auch edel sein; das Edle ist bei ihr die Basis oder der Fond des Schönen, durch welches sie in unser Auge leuchtet. Durch den Mittelbegriff des Edeln also wird der Begriff des Schönen wieder zum Moralischen hinübergezogen und gleichsam daran festgekettet. Wenigstens werden dem Schönen dadurch die Grenzen vorgeschrieben, die es nicht überschreiten darf."

Mit dem Begriff des Schönen ist der Begriff von einem für sich bestehenden Ganzen unzertrennlich verknüpft; es ist aber nicht erforderlich, daß es ein für sich bestehendes Ganze wirklich sei, als vielmehr nur wie ein für sich be-

stehendes Ganze in unsere Sinne fallen, oder von unserer Einbildungskraft umfaßt werden könne. In so fern aber nun in einem schönen Werke die mannichfachen Beziehungen der einzelnen Theile zum Ganzen nicht nur oder nicht sowohl von unserm Verstande gedacht werden, als vielmehr nur in unsern äußern Sinn fallen oder von unserer Einbildungskraft umfaßt werden müssen, in so fern schreiben unsere Empfindungswerkzeuge dem Schönen wieder sein Maß vor.

„Sonst würde freilich der Zusammenhang der ganzen Natur, welcher zu sich selber, als zu dem größten uns denkbaren Ganzen die meisten Beziehungen in sich faßt, auch für uns das höchste Schöne sein, wenn derselbe nur einen Augenblick von unserer Einbildungskraft umfaßt werden könnte. Denn dieser große Zusammenhang der Dinge ist doch eigentlich das einzige wahre Ganze; jedes einzelne Ganze in ihm ist wegen der unauflöslichen Verkettung der Dinge nur eingebildet. Aber auch selbst dies Eingebildete muß sich dennoch, als Ganzes betrachtet, jenem großen Ganzen in unserer Vorstellung ähnlich, und nach eben den ewigen festen Regeln bilden, nach welchen dieses sich von allen Seiten auf seinen Mittelpunkt stützt und auf seinem eigenen Dasein ruht.

„Jedes schöne Ganze aus der Hand des bildenden Künstlers ist daher im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur, welche das noch mittelbar durch die bildende Hand des Künstlers nacherschafft, was unmittelbar nicht in ihren großen Plan gehörte."

Wem also von der Natur selbst der Sinn für ihre Schöpfungskraft und das Maß des Schönen in die Seele gelegt wurde, der begnügt sich nicht, sie anzuschauen, er muß ihr nachahmen. Der Sinn aber für das höchste Schöne in dem harmonischen Bau des Ganzen, das die vorstellende Kraft des Menschen nicht umfaßt, liegt unmittelbar in der Thatkraft selbst, die nicht eher ruhen kann, bis sie das, was in ihr schlummert, wenigstens irgend einer der vorstellenden Kräfte genähert hat.

„Bei einer Seele, deren bloß thätige Kraft schon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft, und der am hellsten spiegelnde äußere Sinn mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur sich nicht mehr begnügen. Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahnten Verhältnisse jenes großen Ganzen müssen nothwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, hörbar oder doch der Einbildungskraft faßbar werden, und um dies zu werden, muß die Thatkraft, worin sie schlummern, sie nach sich selber, aus sich selber bilden. Sie muß alle jene Verhältnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen in einen Brennpunkt fassen. Aus diesem Brennpunkte muß sich nach des Auges gemeßner Weite ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen ründen, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, eben so wahr und richtig wie sie selbst, in seinen kleinen Umfang faßt.

„Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen nothwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren, oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen im verjüngenden Maß-

stabe überträgt. Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich, was er darstellt, wäre, mit dem Zusammenhange der Natur, die außer sich selber kein wirklich eigenmächtiges Ganze duldet, nicht ferner bestehen könnte, so führt uns dies auf den Punkt, daß jedesmal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es durch die Kunst zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange spiegeln kann.

„Da nun aber jene großen Verhältnisse, in deren völligem Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, so kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung stattfinden, wo das Werk als schon vollendet durch alle Grade seines allmäligen Werdens in dunkler Ahnung auf einmal vor die Seele tritt, und in diesem Moment der ersten Erzeugung gleichsam vor seinem wirklichen Dasein da ist; wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entsteht, welcher das schaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

„Durch unser Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuß der schönen Kunstwerke selbst vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff Näherkommendes in uns entstehen, das den Genuß der schönen Kunstwerke in uns erhöht; allein da unser höchster Genuß des Schönen dennoch sein Werden aus unserer eigenen Kraft unmöglich mit in sich fassen kann, so bleibt der einzige höchste Genuß desselben immer dem schaffenden Genie, das es hervorbringt, selber; und das Schöne hat daher seinen höchsten Zweck in seiner Entstehung, in seinem Werden schon erreicht; unser Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseins — und das bildende Genie ist daher im großen Plane der Natur zuerst um sein selbst, und dann erst um unsertwillen da, weil es nun einmal außer ihm noch Wesen gibt, die selbst nicht schaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht ist, mit ihrer Einbildungskraft umfassen können.

„Die Natur des Schönen besteht ja eben darin, daß sein inneres Wesen außer den Grenzen der Denkkraft in seiner Entstehung, in seinem eigenen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es schön sei? ist es schön. — Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wonach sie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was gibt es noch für einen Vergleichungspunkt für das ächte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfassen kann? Alles einzelne hin und her in der Natur zerstreute Schöne ist ja nur in so fern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältnisse jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann also nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künste, eben so wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen, weil das höchste Schöne im Einzelnen der Natur immer noch nicht schön genug für die stolze Nachahmung der großen und majestätischen Verhältnisse des allumfassenden Ganzen der Natur ist. Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht, oder es muß empfunden werden.

„Denn weil in gänzlicher Ermangelung eines Vergleichungspunktes einmal das Schöne kein Gegenstand der Denkkraft ist, so würden wir, in so fern wir es nicht selbst hervorbringen können, auch seines Genusses ganz entbehren müssen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme als das Minderschöne — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersetzte, ohne doch sie selbst zu sein. Dies ist nun, was wir Geschmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn sie in ihren Grenzen bleibt, den Mangel des höhern Genusses bei der Hervorbringung des Schönen durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung ersetzen kann.

„Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gewebt ist, um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungspunkte darzubieten, als nöthig sind, um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im Kleinen abzuspiegeln, und uns noch ein Punkt zum völligen Schluß des Zirkels fehlt, so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben; jeder Versuch, es außer uns wieder darzustellen, würde uns mißlingen und uns desto unzufriedener mit uns selber machen, je näher unser Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen grenzt.

„Weil nämlich das Wesen des Schönen eben in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punkt so viel als tausend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche sie gehören *). Und ist dieser Vollendungspunkt **) einmal verfehlt, so verlohnt ein Werk der Kunst der Mühe des Anfangs und der Zeit seines Werdens nicht; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und sein Dasein muß nothwendig durch die Vergessenheit, worin es sinkt, sich wieder aufheben.

„Eben so schadet auch dem in das feinere Gewebe der Organisazion gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu seiner Vollständigkeit fehlende Punkt so viel als tausend. Der höchste Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kommt bei ihm als Bildungskraft eben so wenig wie der geringste in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen seine Grenzen überschreitet, muß es nothwendig unter sich selber sinken, sich aufheben und vernichten.

„Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weise durch tausend mißlungene Versuche seinen Frieden mit sich selbst zu stören.

„Es blickt zum Beispiel beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunst zugleich durch das Werden desselben in die bildende Kraft, die es schuf, hindurch, und ahnt dunkel den höhern Grad des Genusses eben dieses

*) Offenbar redet Moritz hier nicht von einem einzelnen Kunstwerke, sondern von der Idee des Schönen überhaupt, und was in demselben Absatze noch folgt, ist nur eine einzelne Folge, ein Beispiel — und zwar ein gänzlich unbestimmtes — zu dem vorhergehenden allgemeinen Satze. Noch mehr erhellt aus dem Nachfolgenden, daß Moritz diesen Maßstab nicht an jedes einzelne Kunstwerk, sondern nur an das Vermögen des Schaffenden gelegt wissen wollte.

**) d. h. die dem Künstler vorschwebende Idee.

Schönen im Gefühl der Kraft, die mächtig genug war, es aus sich selbst her vorzubringen.

„Um sich nun diesen höhern Grad des Genusses, welchen sie an einem Werke, das schon da ist, unmöglich haben kann, auch zu verschaffen, strebt sie einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens etwas Aehnliches aus sich selbst hervorzubringen, haßt ihr eigenes Werk, verwirft es, und verleidet sich zugleich den Genuß alle des Schönen, das außer ihr schon da ist, und worum sie nun eben deswegen, weil es ohne ihr Zuthun da ist, keine Freude findet.

„Ihr einziger Wunsch und Streben ist, des ihr versagten höhern Genusses den sie nur dunkel ahnt, theilhaftig zu werden: in einem schönen Werke, das ihr sein Dasein dankt, mit dem Bewußtsein von eigener Bildungskraft sich selbst zu spiegeln.

„Allein sie wird ihres Wunsches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte, und das Schöne sich nur um sein selbst willen von der Hand des Künstlers greifen und willig und folgsam von ihm sich bilden läßt.

„Wo sich nun in den schaffenwollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom Genuß des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll, und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unserer Thatkraft wird, die sich zu dem, was sie beginnt, nicht in und durch sich selbst gedrungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus, die Strahlen gehen auseinander, das Werk kann sich nicht in sich selber ründen." –

Die Stellung, welche der Kunst in diesen Sätzen angewiesen wird, ist die höchste, die überhaupt gedacht werden kann. Das bildende Genie ist um sein selbst willen da, d. h. es ist in dem großen Plane der Natur nicht untergeordneter Diener, sondern bahnbrechender Führer, und seine Thätigkeit ist nicht eine zufällige, sondern eine nothwendige. Außerdem aber ist noch ganz besonders hervorzuheben, daß nun auch das Genie den höchsten und intensivsten Bildungstrieb in sich schließt, der gleichsam von allen menschlichen Bestrebungen ohne irgend welche denkbare Ausnahme die Spitze bildet, und vermöge seines Wesens weiter führt, als irgend ein anderer Trieb führen kann.

Mit diesen Sätzen vergleiche man nun den leitenden Hauptgedanken des Schiller'schen Gedichtes: alles was überhaupt an Kultur und Bildung dem Menschengeschlechte eigen ist, wurde ihm von der Hand der Kunst durch das Gefühl des Schönen errungen:

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Leben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in Deinem Busen
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Und welches ist nun die Bestimmung des Künstlers? Gleich dem Zwecke der Kunst kann sie nur die höchste sein:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!

— ein Donnerwort für den Eigennützigen, den handwerksmäßigen, alles höheren Triebes baaren Stümper, den dies Wort auf ewig verdammt; aber ein Engelsflügel für den echten Künstler, und zugleich ein Trosteswort, vor dem, wie vor einem diamantenen Schilde, aller Widerstand des Gemeinen, jeder Angriff des Niedrigen zurücksinkt.

Unter den vielen edlen Namen, die auf dem Gebiete deutscher Literatur in dieser Tafel eingegraben stehen, ist der Name Schiller's einer der hehrsten, der glänzendsten, und er leuchtet um so heller, weil ein Dornenkranz sich um ihn schlingt.

Für den Dichter, der mit solchen Bestrebungen und mit Anspannung aller seiner Kräfte arbeitete, dessen Werke bereits in allen deutschen Ländern neue, begeisterte Flammen einer bessern Denkungsart angefacht hatten, für diesen Dichter hatte seine Zeit, als er sich nach einer Brodstelle umschaute, die ihm seinen eigenen Herd begründen solle, keinen andern Platz, als eine Professur, mit der kein Pfennig Gehalt verbunden war! Unter der furchtbarsten Last sahen seine Zeitgenossen ihn seine unersetzliche Kraft verzehren, sie jubelten bei seinen Erfolgen, die er mit seinem Blute erkaufen mußte, aber kaum einem Einzelnen fiel es ein, den Ringenden zu unterstützen.

Im Herbst des Jahres 1788 wurde durch die Berufung Eichhorn's nach Göttingen in Jena eine geschichtliche Professur frei. Frau von Stein, mit welcher der Dichter in der letzten Zeit oft und gern verkehrt hatte, dachte an Schiller und sprach dies gegen den Herzog Karl August aus. Die Geschichte des Abfalls der Niederlande war eben erschienen, sie hatte sehr großen Beifall auch bei Kennern gefunden, und Karl August hielt den Vorschlag der Frau von Stein für so passend, daß er durch den Geheimrath Vogt sogleich bei Schiller anfragen ließ. Vogt redete dem überraschten Dichter aufs herzlichste zu, und Schiller zeigte sich bereit. Sofort befahl der Herzog, die Anstellung Schiller's bei den übrigen Höfen zu beantragen. Am 11. Dezember ging ein dahin zielendes Schriftstück von Weimar ab.

Nachdem die Sache einmal im Zuge war, wurde sie mit Nachdruck betrieben, und auch Göthe suchte zu fördern, wo er konnte, und sprach dem Zögernden und Bedenklichen Muth ein.

Für Schiller aber war die ganze Anstellung, sobald sie einmal sicher in Aussicht stand, sehr wenig erquicklich; er habe sich übertölpeln lassen, schrieb er an die Schwestern, und er möchte gern zurücktreten, aber nun sei es zu spät. Den Verlust seiner Freiheit bedauerte er schmerzlich. „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte“ — so rief er aus — „sind dahin, mein schöner künftiger Sommer ist auch fort, und dies alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen.“ Das Beste an der ganzen Sache, meinte er, sei die Nachbarschaft der Schwestern. „Ob es mich glücklich mache“ — so fährt er in seinem Briefe fort, — „wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen. Doch habe ich keine üblen Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein so pedantischer Mensch werde, und am Joch des gemeinen Besten ziehe? Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Ge-

ſchichte, als der Herr Profeſſor. Indeſſen denke ich hier, wie Sancho Panſa über ſeine Statthalterſchaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand; und habe ich nur erſt die Inſel, ſo will ich ſie regieren wie ein Daus!"

Körner war von der Profeſſur ſehr wenig erbaut, als er hörte, daß keine Beſoldung damit verbunden ſei. „Jena gewinnt mehr an Dir, als Du an Jena", ſchrieb er ihm; doch meinte er, daß man ſpäter jedenfalls doch auch ſchon ehrenhalber dem Dichter ein entſprechendes Gehalt geben müſſe. Von dieſem Geſichtspunkte ſah auch Schiller die Sache an, und deshalb beachtete er die ungünſtige Ausſicht der erſten Zeit nicht weiter. „In der That" — ſchrieb er an Lottchen — „iſt es von meiner Seite nichts anderes, als eine heroiſche Reſignazion auf alle Freude in den nächſten drei Jahren, um für meinen Geiſt allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu ſein, muß ich in einem gewiſſen ſorgenfreien Wohlſtand leben, und dieſer muß nicht von den Produkten meines Geiſtes abhängig ſein. Dazu konnte mich aber nur dieſer Schritt führen, und darum habe ich ihn gethan.

Die Schweſtern redeten dem Dichter Troſt ein, ſie verſprachen, ihn in Jena beſuchen zu wollen; er faßte wieder Hoffnung. „Ich hoffe", antwortete er, „der Himmel hat es am Ende doch gut mit mir vor, und die ſchöne Seite, von der Sie die Sache mir zeigen, richtet mich wieder auf."

Körner griff die ganze Angelegenheit, als ſie überhaupt einmal beſtimmt in Ausſicht genommen war, von der praktiſchen Seite an. Schiller theilte ihm ſeine Bedenken in den Worten mit: „Ich bin in dem ſchrecklichſten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorſtehen und des Geldes wegen höchſt nothwendig ſind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rathe mir. Hilf mir. Ich wollte mich prügeln laſſen, wenn ich Dich auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte. Göthe ſagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wiſſen alle nicht, wie wenig Gelehrſamkeit bei mir vorauszuſetzen iſt. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Profeſſur in allerlei neue Unkoſten ſetzen wird. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht, und dieſes Jahr kann ich wegen der Zeit, die mir aufs Studiren geht, am wenigſten verdienen. Freilich wird es heller hinter dieſer trüben Periode, denn nun ſcheint ſich doch mein Schickſal endlich fixiren zu wollen. Ich beſchwöre Dich, ſchaffe mir Rath und Troſt, und mit dem baldigſten. Denke für mich und ſchreib mir auch einen Plan, wie Du glaubſt, daß ich am kürzeſten mit meiner Vorbereitung zum Ziele kommen werde. Ich habe nur die halbe Zeit vom Januar bis in die Mitte des April."

Körner redete dem allzu ängſtlichen Freunde Muth ein; er habe, ſagte er, ein Werk geliefert, welches ihn ebenſowohl als jeden andern berechtige, ohne Scheu aufs hiſtoriſche Katheder zu treten. Dann nannte er dem Dichter einige Werke, die zur Vorbereitung für das neue Fach beſonders dienlich waren, er gab ihm auch den praktiſchen Rath, aus dem ganzen Gebiete der Weltgeſchichte einen beſondern Theil auszuwählen und dieſem vorzugsweiſe Kraft und Zeit zu widmen; die Epoche der Reformazion ſchien ihm beſonders brauchbar.

Im allgemeinen aber war Körner der Anſicht, die er auch feſthielt: daß wenigſtens die Profeſſur einige Jahre ſpäter hätte kommen ſollen. Große Freude

erregte die Nachricht bei Schiller's Eltern, die der Meinung waren, daß ihr Sohn nun den sichern Hafen erreicht hätte. Für ihren praktisch berechnenden Geist und für die Beurtheilung aus so weiter Ferne und so gänzlich verschiedenen Verhältnissen schien ihnen das eine freudige Errungenschaft, was in der That so manche schwere Last mit sich brachte, und Schiller hatte deren schon so viele zu tragen. Das neue Amt brachte ja überhaupt keinen Ertrag, die alte Arbeit de pane lucrando ging also immer noch in voller Ausdehnung nebenher, und die alten Schulden waren auch immer noch nicht abgetragen, nur der Gläubiger hatte gewechselt. Eine oft genannte Person in den Briefen Schiller's und Körner's ist Veit in Dresden, der als drängender Gläubiger im Hintergrunde steht; von Zeit zu Zeit zahlt Schiller kleine Summen ab, aber die Hauptschuld bleibt immer noch ein drohendes Gespenst, das ohne Körner's immer wieder erneute Hilfe gewiß öfter erschreckend hervorgetreten wäre.

Für seine Arbeiten, die er in Wieland's Merkur lieferte, erhielt Schiller drei Dukaten oder auch mehr für den Druckbogen, die Literaturzeitung in Jena bezahlte funfzehn Thaler, Göschen in Leipzig für die Thalia einen Karolin, der Abfall der Niederlande brachte in runder Summe vierhundert Thaler für jede Auflage. Von verschiedenen Bühnen, die seine Dramen aufführten, erhielt Schiller ein mäßiges Honorar, z. B. sandte Riga einmal hundert Thaler, die sofort in dem Rachen des Kerberos Veit verschwanden.

Um nun mit möglichst weniger Anstrengung seinen Unterhalt verdienen zu können, schloß Schiller durch Bertuch's Vermittlung einen Kontrakt mit dem Buchhändler Mauke in Jena ab. Schiller lieferte nach dem Vorbilde eines englischen Werkes eine Sammlung von Memoiren, welche für einen größern Leserkreis dargestellt und mit geschichtlichen Einleitungen versehen werden sollten. Mauke zahlte für den Bogen einen Karolin, und da es Schiller frei stand, sich Mitarbeiter zu wählen und mit ihnen nach seinem Belieben Kontrakte abzuschließen, so konnte das Unternehmen eine Ausdehnung gewinnen, welche dem Herausgeber bei mäßiger eigener Arbeit immerhin einen nicht ganz unbedeutenden Gewinn eintrug. Schiller lieferte zu der Sammlung mehrere geschichtliche Einleitungen, z. B. „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter," „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges" u. a. m. Von den Memoiren erschienen bis zum Jahre 1806 überhaupt drei und dreißig Bände; Schiller zog sich jedoch schon in den ersten Jahren ganz zurück; die Sammlung lief jedoch, trotz seines Protestes, unter seinem Namen weiter.

Auch den Merkur hielt Schiller sich offen, und die Thalia betrieb er mit erneutem Eifer. Daß er bei aller dieser Last sich nun auch noch die Professur aufluд, war ein gewaltiger Entschluß; aber er wollte seine ganze Kraft daran setzen, in eine sorgenfreie Lage zu kommen. „Es liegt mir alles daran," schrieb er an Körner, „binnen zwei Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die mich ganz in Ansehung meiner Subsistenz sichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden gibt. Diese letztern verbittern mir das Leben, und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit, und nur der jetzige Schritt konnte mich dazu führen."

Vorläufig führte er aber nur zu Unkosten, denn die geheimen Kanzleien von Gotha, von Koburg, von Meiningen und von Hildburghausen meldeten sich mit Expedizionsgebühren, der „Magisterquark," wie Schiller sagte, kostete ebenfalls dreißig Thaler, die Einführung, die in Jena bevorstand, war gleichfalls nicht umsonst; für eine Summe von sauer verdienten sechzig Thalern erhielt Schiller nichts als einige Bogen Papier.

Während er sich nun mit eiserner Beharrlichkeit durchkämpfte, bildete die rege und herzliche Theilnahme des Dresdener Freundes und die Hoffnung, seine Lotte auf diesem Wege gewinnen zu können, Schiller's ermuthigende Erholung. Mit gespannter Erwartung schaute er auch nach Göthe aus, aber der war und blieb der Unnahbare; unzufrieden mit fast allem, was ihn umgab, machte er in dunkler Kammer optische Versuche, oder träumte in Kristianens Armen sich nach Rom zurück; sogar die Freundschaft mit der einst so heiß geliebten Frau von Stein war erkaltet. „Oefter um Göthe zu sein," klagte Schiller seinem Körner, „würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als durch große Attenzionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkulirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Kassius gegen Zäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und wieder von Herzen lieben. Göthe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt, nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht Unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen."

In der That war Schiller's Meinung über den Nebenbuhler eine sehr hohe. „Mit Göthe messe ich mich nicht", sagte er, „wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine schärfere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht soviel Freiheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein."

Der Vergleich mit dem so glänzend beglückten Göthe rief auch wohl das bittere Gefühl seiner eigenen bedrückten Lage in dem Herzen Schiller's wach; gegen Körner schüttete er dann seine geheimsten Gedanken aus. „Ich muß lachen", sagte er, „wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Göthe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen, und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!" —

Freundschaften sind den Früchten gleich; sie müssen unter den gebotenen Umständen reifen, sie lassen sich nicht erzwingen, aber wenn ihre Zeit gekommen ist, dann kann auch nichts sie zurückdrängen — ebensowenig wie nichts sie lebensfrisch erhalten kann, wenn die Säfte stocken, die ihre Nahrung waren. Während Göthe immer noch von Schiller fern gehalten wurde, entfernte dieser wiederum sich von einer Freundin, der er lange nahe gestanden hatte, von Charlotte von Kalb. Zu ihr, der Verlassenen, fühlte sein Herz sich hingezogen, als er selbst verlassen war; aber als andere Gestalten ihm nahe traten, sich liebend an ihn schmiegten, da wandte er sich allmälig von der tragischen Gestalt ab, die nun nicht mehr in den blüthenreichen Kranz seiner Gedanken und seiner Gefühle paßte. Es war ein naturgemäßer Vorgang, der sich hier vollzog, aber für Charlotte war er bitter schmerzlich, er machte ihr lichtloses Dasein noch ärmer und dunkler.

An mehreren Stellen gaben wir schon Andeutungen, daß Schiller's Gefühle nicht mehr die alten waren. Sie mußten allmälig immer mehr erkalten, da Charlottens Verkehr fast nur der Kreis war, der bei der Herzogin Amalia sich zusammenfand, und aus diesem Kreise war Schiller ja gänzlich und mit entschiedener Abneigung geschieden. Das Verhältniß Charlottens zu ihrem Gemahl wurde immer unhaltbarer, und wiederholt stellte Schiller ihr die Nothwendigkeit einer Scheidung vor. Im Frühjahr 1788 lud er sie ein, nach Volkstädt zu kommen und sich ihm und dem Kreise seiner Freunde innig anzuschließen. Charlotte konnte den entscheidenden Entschluß nicht fassen. Sie schrieb ihm, sie fürchte den Kampf mit der Gesellschaft, er müsse persönlich nach Weimar kommen, um ihr den Entschluß zu geben, seinem Willen zu folgen. Aber Schiller kam nicht, er antwortete auch nicht. Was sollte er schreiben? Monate vergingen, Charlotte fragte zum zweitenmal an, ob er kommen werde; er antwortete und verwies auf mündliche Unterredung. An Körner schrieb er in jener Zeit: „Ich habe ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe, sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen."

Im November kehrte Schiller nach Weimar zurück, er besuchte auch Frau von Kalb. Schon Wieland hatte in einem seiner Briefe angefragt, ob es wahr sei, daß Schiller durch eine schöne Rudolstädterin gefesselt würde, wie das Gerücht wissen wolle. Auch Frau von Kalb hatte davon gehört; Schiller brachte ihr

einen Brief von Charlotte von Lengefeld, worin diese um ihre Freundschaft bat. Nun glaubte Frau von Kalb, das Verhältniß sei bereits erklärt, sie gerieth in leidenschaftliche Aufregung, und von dieser hingerissen sagte sie Schiller, ihre beiderseitige Ansicht von der Zukunft sei nun verschieden geworden, und ein Briefwechsel müßte ihnen beiden lästig sein. Schiller fühlte sich tief gekränkt; seine Worte blieben noch besonnen genug, um auch der Freundin die Ruhe wieder zu geben, und ein Verkehr wurde unterhalten. Aber wie es in Schiller's Herzen damals aussah, das sagt sehr ausdrucksvoll eine Briefstelle an Körner; es heißt daselbst (9. März 1789): „Charlotte besuche ich noch am meisten; sie ist diesen Winter gesunder und im Ganzen auch heiterer als im vorigen; wir stehen recht gut zusammen; aber ich habe, seitdem ich wieder hier bin, einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und im Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menschen, blindlings unterwerfen muß. Alle romantische Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen. Wie werther wird mir alle Tage Deine und meine Freundschaft, und wie wohlthätig ist sie mir schon gewesen! Ich würde keine dieser Art mehr knüpfen können, denn Du glaubst nicht, wieviel Misanthropie sich in meine Denkart gemischt hat. Leiden, Fehlschlüsse über Menschen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgange schüchtern und mißtrauisch gemacht. Ich habe den leichtsinnigen, frohen Glauben an sie verloren; darum braucht es sehr wenig, um meine Zuversicht zu eines Menschen Freundschaft für mich wankend zu machen, besonders, wenn ich Ursache habe zu glauben, daß sein eigenes Gedankensistem, seine Neigungen noch nicht fest sind." Die letzten Worte sind gleichsam eine Profezeiung für Schiller's und Charlotte von Kalb's Freundschaft, und wir werden bald sehen, wie genau sie eintraf.

Im März erhielt Schiller seine ordentliche Berufung als außerordentlicher Professor. In der Mitte desselben Monats ging er vorläufig nach Jena, um sich eine Wohnung zu miethen und sich in den neuen Verhältnissen einmal umzusehen. Auf den Rath seiner Bekannten beschloß er, im ersten Semester nur ein publicum zu lesen. Er wählte dazu die Einleitung in die Universalhistorie, und damit sein Kollege, der Professor Heinrichs, ihm diesen Stoff nicht vorwegnähme, beeilte er sich, am schwarzen Brett eine vorläufige Anzeige mit den Worten zu erlassen: Fridericus Schiller publice introductionem in historiam universalem hora nondum definita sed iusto tempore indicanda proponet. Ehe er diese Reise antrat, schrieb er an Körner die sehr bezeichnenden Worte: „Ich habe auf dieser Welt keine wichtigere Angelegenheit, als die Beruhigung meines Geistes, aus der alle meine edleren Freuden fließen. Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein."

Von Jena aus besuchte Schiller noch einmal flüchtig die Schwestern in Rudolstadt, dann kehrte er nach Weimar zurück, um seine Angelegenheiten für die Uebersiedlung zu ordnen. Dem Freunde in Dresden übersandte er einige Exemplare seines Magisterdiploms: „daß Du etwas zu lachen hast, wenn Du mich in diesem lateinischen Rocke prangen siehst." In den letzten Tagen lernte er in Weimar noch Bürger kennen; sein Aeußeres, meinte Schiller, sei fast

gemein, aber ein gerader, ehrlicher Kerl scheine er zu sein, mit dem sich wohl leben ließe. Er verabredete mit ihm einen kleinen literarischen Wettstreit: beide wollten in verschiedenem Versmaß dasselbe Stück aus Virgil übersetzen. Doch konnte Schiller keine hohe Meinung von Bürger fassen; es schien ihm, als sei bei ihm das Feuer der Begeisterung zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen, und der Frühling seines Geistes sei vorüber. Eine andere, weniger erfreuliche Bekanntschaft war die des Kapellmeister Reichardt aus Berlin, der bei Göthe wohnte, um seine Klaudine von Villabella zu komponiren; einen unerträglich aufdringlichen und impertinenten Burschen nennt Schiller diesen Reichardt, der gegen Schiller sowohl wie gegen Göthe sich später so brutal gebehrdete und in den Xenien dafür gezüchtigt wurde.

Montag den 11. Mai 1789 traf Schiller in Jena ein. Der erste Eindruck seiner freundlichen Wohnung war ein sehr angenehmer. Er bewohnte drei ineinanderlaufende Zimmer, hoch und hell; zwei Sofas — damals ein großer Luxus — drei Kommoden und anderthalb Dutzend Sessel mit rothem Plüsch ausgeschlagen standen darin; auch einen hübschen Schreibtisch hatte der Dichter sich für zwei Karolin machen lassen. Seine Wirthinnen waren zwei alte Jungfern, sehr dienstfertig und sehr redselig; für zwei Groschen besorgten sie ihm sein Mittagessen. Mit 450 Thaler hoffte Schiller den Aufwand eines Jahres zu bestreiten.

Den ersten Schritt in sein Amt erzählt Schiller selbst seinem Freunde Körner, wie folgt: „Vorgestern, den 26. (Mai), habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden, und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, so daß ich fünf Tage ganz frei behalte.

„Das Reinhold'sche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinhold's Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Ich ließ den Studenten also den Vorschlag thun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte

hinaus, und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen was sie konnten, um im Grießbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm, und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: Der neue Professor wird lesen! Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe.

„Grießbach's Auditorium ist das größte, und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal, und so sehr, daß ein Vorsaal und noch der Flur bis an die Hausthür besetzt war, und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein, und konnte das Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich es, und sah mich von einem Amfitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Kontenance, und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thür konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen. Den andern Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte."

Diese erste so glänzende Vorlesung handelte von dem Unterschiede des Brodgelehrten und des filosofischen Kopfes. Der reche Erfolg hob Schiller's Stimmung in der erfreulichsten Weise. „Es war mir" — sagte er — „kaum irgendwo so wohl als hier, weil ich hier zu Hause bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor ist gut; auch bin ich geselliger, und mein ganzes Sein hat einen bessern Anstrich." Einige dreißig Visiten wurden meist durch Karten glücklich abgemacht; auch einem Balle wohnte Schiller bei. Die versammelten Schönen Jena's konnten ihn nicht rühren, er setzte sich an den Spieltisch und dachte dabei an seine Lotte. Man hatte, als Schiller nach Jena kam, auch sogleich eine passende Partie für ihn gefunden, von der er aber nichts wissen wollte. Mit Körner verabredete er für den Sommer eine Zusammenkunft in Leipzig, und lud ihn ein, dann auch nach Jena herüberzukommen. Körner kündigte ihm an, er wolle dann ernsthaft mit ihm über seine Verheirathung sprechen, er solle sich bis dahin frei halten. Schiller antwortete, seine ganze Freiheit sei noch beisammen. Von seinem Verhältniß zu den Schwestern, besonders zu Lotte, hatte er dem Freunde kaum einmal eine flüchtige Andeutung gemacht, und dasselbe nur als oberflächliche Bekanntschaft dargestellt. Er hatte seine Gründe zu diesem Verfahren; er wollte ein Verhältniß, welches ihn so

tief berührte, auf welchem die ganze Hoffnung seiner Zukunft ruhte, sich ungestört entwickeln lassen; Körner hätte aber ganz gewiß sich mit seinem Rathe eingemischt, und das wollte Schiller vermeiden. Daß von einem Mißtrauen gegen den erprobten Freund gar keine Rede sein konnte, geht daraus hervor, daß Schiller nicht müde wurde, gegen die Schwestern Körner's Vortrefflichkeit zu rühmen; er sandte ihnen die Briefe des Freundes und freute sich, sie mit ihm bald bekannt machen zu können.

Und dazu sollte sich die Gelegenheit binnen kurzem darbieten. Karoline von Beulwitz sah, nachdem Schiller eine feste und sehr ehrenvolle Anstellung erhalten, gegen die Verbindung ihrer Schwester mit ihm kein Bedenken mehr, und deshalb lieh sie einer Verständigung nun auch ihre hülfreiche Hand.

In Erfurt lebte der Kammerpräsident von Dacheröden, dessen Tochter Karoline eine Freundin der beiden Schwestern war. Des Kammerpräsidenten Familie war eng befreundet mit dem in Erfurt residirenden Koadjutor Fürsten von Dalberg *), dem wir später noch öfter begegnen werden, und der schon damals ein warmer Verehrer Schiller's war. Um die Hand der Karoline von Dacheröden bewarb sich damals Wilhelm von Humboldt, und Karoline von Beulwitz war die Beschützerin sowohl dieses Paares als auch Schiller's und seiner Lotte. Es wurde nun eine Zusammenkunft in dem Badeorte Lauchstädt verabredet, dort sollte mancherlei sich fügen.

Zu dieser Zusammenkunft begaben die Schwestern sich in den ersten Tagen des Juli nach Jena, um Schiller wiederzusehen und ihn nach Lauchstädt einzuladen, und dann über Burgörner, das Dacheröden'sche Familiengut, nach dem verabredeten Orte zu gehen, wohin auch Karoline von Dacheröden sie begleitete.

In Jena hatten die Schwestern nur einen Tag verweilt; Schiller sah sie bei Frau Grießbach in größerer Gesellschaft, und konnte ihnen nichts als das allergewöhnlichste sagen. Ein Sturm von Unruhe und Aufregung blieb in seiner Brust zurück, als die Schwestern geschieden waren; er dachte nur an Lauchstädt, er wünschte es möge eine der glücklichen Inseln der Fabel sein, die jedem, der nicht willkommen wäre, unzugänglich sein müßte. Jena aber war ihm nun ein freudenloser Verbannungsort; daß er mit niemand dort über seine Liebe sprechen konnte, war ihm so schwer zu tragen, daß er sich vorkam, als sei er an die fremde Küste eines Landes verschlagen, dessen Sprache er nicht verstände.

Seiner Ankunft in Lauchstädt sah man mit Sehnsucht entgegen. Am 3. August 1789 kam er daselbst an, und hier gab Karoline ihm bestimmte Versicherungen, daß Lotte ihn liebe. An demselben Tage reiste Schiller weiter nach Leipzig, und dorthin endlich schrieb ihm Lotte, daß sie ihm gehören wolle.

Schiller's Glück kannte keine Grenzen. Dem Freunde schüttete er nun sein ganzes Herz aus und führte die Schwestern dann nach Leipzig, wo sie allerdings nur flüchtig mit Körner's Familie zusammentrafen, sich von der vortreff-

*) Karl Theodor von Dalberg war der ältere Bruder des Mannheimer Dalberg, und des Johann Friedrich von Dalberg, mit dem Herder nach Italien reiste. Karl Theodor von Dalberg, seit 1772 Statthalter zu Erfurt, 1787 Koadjutor daselbst, wurde im Jahre 1800 der letzte Kurfürst von Mainz.

lichen Gesinnung des Freundes aber überzeugten. Gemeinschaftlich reisten sie jetzt nach Jena und Weimar, von wo Körner mit seiner Familie wieder umkehrte; am 20. August langte er in Dresden an.

In Jena träumte der Dichter nun allein nur von seiner Liebe; die Briefe an seine Braut sind der Spiegel seiner Seligkeit. „Wie schön" — schreibt er am 25. August — „bin ich heute erweckt worden! Das erste, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von Dir. Mit dem Gedanken schlief ich ein, heute welche zu erhalten. An diesen periodischen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns endlich dieser dürftige Behelf nicht mehr nöthig ist. Aber wie ungenügsam sind doch unsere Wünsche! Wieviel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist! um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich alles darin lese, was mein Herz sich so lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blüthenzeit des Geistes! Und von diesem kurzen Frühling soll ich Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe, und wenig sind der Tage des Lenzes.

„In einer neuen, schönern Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß Du mein bist, theure liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir entgegen trugst. Mit langen Zweifeln ließest Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe Dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von Dir entfernen sollte. O Du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich sie hören.

„Es war ein schneller und doch so sanfter Uebergang! Was wir einander gestanden, waren wir einander längst; aber jetzt erst genieße ich alle unsere vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal, und alles zeigt sich mir jetzt in einem schönern Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn jetzt zu Statten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte! Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum, und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Resignazion, die Genügsamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst der Zukunft ruhig entgegen, das vermag ich nicht."

So weit ihm diese Zukunft aber auch noch entfernt schien, so golden malte er diese Zeit sich aus; die Freuden der Erinnerung verschmolzen mit ihr in ein einziges süßes Bild zusammen; der Dichter schreibt: „Nie habe ich so frei und so kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wiederfinde. Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Szenen der Zukunft beschäftigt. Unser Leben hat angefangen; ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt, aber ich weiß Dich in meinem Zimmer; Karoline

ist bei uns, sie ist am Klavier beschäftigt, und Du arbeitest neben ihr, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, sehe ich Euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Deinem schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Dich habe, daß nichts, nichts Dich mir wieder entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich Dich finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich Dich morgen wiederfinde, schlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar verfliegt unser goldnes Leben!" —

Die Herbstferien schenkten die Wonne des Wiedersehens und eines mehrwöchentlichen Beisammenseins. Schiller kam nach Volkstädt und bezog seine frühere Wohnung. Mit den Schwestern war er nun viel zusammen, Frau von Lengefeld aber wußte noch nicht um das Geheimniß, denn bevor man es ihr vertraute, wollte Schiller erst eine festbegründete und entsprechende Existenz aufzuweisen haben. Da wurden denn die mannichfachsten Entwürfe geschmiedet. „Unsere Fantasie" — so erzählt Karoline — „erging sich in tausend Planen. Städte, Länder und Verhältnisse mit wohlgesinnten Menschen, die nur der Gestaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Fantasie durfte, wie Aladdin's Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Sätze vor uns aus."

Leider aber verflüchtigten diese Wunderbilder sich gänzlich in der Jena'schen Athmosfäre. Als Schiller daselbst wieder angekommen war, klagte er seiner Lotte, ihr Bild in seinem Herzen habe mehr Leben und mehr Wirklichkeit, als alle die Dinge, die ihn so nahe umgäben. Die Sehnsucht der Liebe verbündete sich mit der Sehnsucht der Kunst, und beide vereint ließen die prosaischen Geschäfte der Professur in immer tiefern Schatten sinken. Mancher unangenehme Zufall kam hinzu. Schiller hatte gehofft, im Winter eine erträgliche Einnahme aus seiner Vorlesung über römische Geschichte zu erlangen, aber da er sein Kolleg zu spät ankündigte, so erhielt er kaum dreißig Zuhörer, von denen nur zehn ihn bezahlten. Der erste Student, der ihm das übliche Honorar brachte, war ein Bernburger, und scherzend erzählte Schiller seinem Körner, der Student sei dabei fast ebenso verlegen gewesen, als der Professor. Von den Kollegen hatte Schiller manchen Zug der kleinlichsten und erbärmlichsten Eifersucht zu tragen; ein Nominalprofessor der Geschichte, Heinrich, nahm es gewaltig übel auf, daß Schiller in seiner gedruckten Antrittsrede sich Professor der Geschichte nannte, da er doch als Professor der Filosofie berufen sei. Das lächerliche war dabei, daß Schiller allerdings als Professor der Filosofie angestellt war, daß man ihm aber ausdrücklich das historische Fach übertragen hatte. Schiller erzählte den Vorfall seinem Dresdener Freunde, und setzte ingrimmig hinzu: „Mit solchen Menschen habe ich zu thun!"

Körner stimmte in die Aeußerungen seines Unmuths aus voller Seele mit ein. „Dein Aufenthalt in Jena" — so schieb er dem Dichter — „wird mir immer fataler. Glaube mir, Dein Vortrag ist viel zu gut für diese Menschen. Sie wollen als Schüler behandelt sein; Lernen ist ihr Zweck, nicht Denken und Genießen. — Preußischer Historiograf und Mitglied der Akademie, das ist die Stelle, die ich Dir wünsche." — Mit bittrer Reue dachte Schiller nun an die

Freiheit, die er geopfert, und an die Kunst, die er für solche Errungenschaften hingegeben. „Länger als zwei Jahre“ — schrieb er — „kann dieses prekäre Leben unmöglich mehr dauern. Ich weiß, daß ich einige Freunde in der Welt habe, die für mich handeln, wenn es möglich ist. Nur muß ich sie noch durch irgend ein gründliches Produkt — Gott verzeihe mir diese Lästerung an der Kunst! — in ihren Verwendungen für mich unterstützen.“ Einer dieser Freunde war der Koadjutor, an den Schiller sich in einem Briefe gewendet hatte. Dalberg versprach seinen Schutz, und gegen Karoline von Dacheröden äußerte er, sobald er Kurfürst von Mainz sein werde, solle Schiller von ihm ein Jahrgehalt von viertausend Gulden beziehen, und dabei freie Verwendung seiner Zeit behalten.

Durch Aussichten dieser Art wurde die Stellung in Jena für Schiller immer kleinlicher, und Lotte hatte Gelegenheit genug, ihrem Verlobten Ruhe zuzusprechen. „Schon hier,“ sagt Karoline von Beulwitz, „zeigte sich die wohlthätige Kraft ihrer stillen ruhigen Seele auf Schiller's so oft wechselnde Vorstellung von den äußern Verhältnissen, welches Schwanken jetzt noch durch leidenschaftliche Ungeduld gesteigert ward. Ein Hauch der Liebe und Freundschaft beschwichtigte überhaupt leicht alle widrigen Gefühle in ihm.“

Im Dezember und im Januar lebten die Schwestern in Weimar. Schiller besuchte sie fast jede Woche. Hier beschloß man nun, den Herzog von Weimar um ein kleines Gehalt zu bitten. Frau von Stein wurde in das Geheimniß gezogen; sie war anfänglich ganz und gar gegen die Heirath, von der sie Lotte dringend abrieth; da aber diese sich unerschütterlich fest zeigte, so versprach sie ihr, von ihrer Treue gerührt, ihren ganzen Beistand.

Um diese Zeit dachte Karoline von Beulwitz ernstlich an ihre Scheidung von dem Herrn von Beulwitz; sie wollte dann bei Schiller und Lotte bleiben. Später kam die Scheidung auch zu Stande, und Karoline vermählte sich dann wieder mit ihrem Vetter Wilhelm von Wolzogen. Auch Frau von Kalb betrieb damals ihre Scheidung; sie wünschte, Schiller, der mit allen ihren Verhältnissen mehr als irgend ein anderer vertraut war, möge ihr dauernd seinen Beistand leihen. Aber es war bei der unendlichen Ueberhäufung mit Geschäften, bei der übergroßen eigenen Aufregung für Schiller gänzlich unmöglich, dem Wunsche der Frau von Kalb zu genügen. Er hatte sich gescheut, ihr seine Verlobung mit Charlotte von Lengefeld mitzutheilen, das Gerücht machte sie damit bekannt. Sie fühlte sich tief verletzt, und da Schiller, der im Winter 1789 oft nach Weimar kam, sie nicht mehr besuchte, so forderte sie ihre Briefe zurück, welche sie später verbrannte, um sie nicht in andere Hände gelangen zu lassen. Einige Jahre später stellte sich ihr Verhältniß zu Schiller jedoch auf das freundschaftlichste her *).

*) Charlotte von Kalb wurde auch in ihrem spätern Leben unablässig von dem Unglück verfolgt, das ihre Jugend so elend machte. 1804 entschied sich der gänzliche Verlust ihres Vermögens; 1806 erschoß sich ihr Gemahl, bald nachher ihr ältester Sohn. 1820 wurde Charlotte gänzlich blind und lebte in den dürftigsten Verhältnissen. Im Schlosse zu Berlin wurde ihr ein Asyl gewährt, dort starb sie 1843, fast 82 Jahre alt. Jean Paul hat sich gegen die unglückliche Frau in seinem Titan in einer Weise versündigt, die auch nicht einmal eine Entschuldigung zuläßt. Vergl. Palleske, II, 180—190.

Frau von Stein hatte gegen den Herzog ein Wort über Schiller's Gehalt fallen lassen, und da dasselbe nicht ungütig aufgenommen wurde, so schrieb Schiller nun in dieser Angelegenheit an den Herzog. Den Tag darauf ging Schiller nach Weimar; der Herzog erfuhr seine Anwesenheit, er ließ ihn rufen und sagte ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm seine Achtung zu zeigen; seine Stimme senkte sich und sein Gesicht blieb nicht frei von Verlegenheit, als er darauf hinzusetzte, zweihundert Thaler sei alles, was er geben könne. Schiller erwiderte, mehr verlange er nicht. Da bezeigte sich der Herzog sehr erfreut, erkundigte sich nach der Heirath und zeigte sich seit der Zeit sehr artig gegen Lottchen.

Die Einwilligung der Frau von Lengefeld hatte Schiller bereits einige Wochen zuvor erlangt; auf einen innig bewegten Brief Schiller's antwortete die würdige Frau, daß sie ihm das Liebste geben wolle, was sie noch zu geben habe, ihr gutes Lottchen. Der Hochzeit stand nun nichts mehr im Wege. Ebenso viel, als Schiller's kleines Gehalt betrug, konnte die Schwiegermutter jährlich zuschießen, und eine gleiche Summe hoffte Schiller aus seinen Vorlesungen zu erhalten; auf mindestens vierhundert Thaler rechnete er von seiner Feder; so war die Summe gedeckt, die zu einem behaglichen Leben nothwendig erschien. Der Herzog von Meiningen gewährte einen Hofrathstitel, über den Schiller's Eltern hoch erfreut waren. Die Hochzeit wurde auf die erste Hälfte des Februar 1790 angesetzt.

Ehe Schiller in den ersehnten Hafen einlief, hatte er mit seinem treuesten Freunde noch einen kleinen Zwischenfall auszugleichen.

Fast vom ersten Tage der Freundschaft an hatte Körner in äußeren Dingen dem Freunde als Führer gedient, und Schiller hatte diese Leitung gern und willig hingenommen; in allen wichtigen Fällen hatte er den Rath des erprobten Freundes eingefordert. Ueber sein Verhältniß zu Charlotte von Lengefeld hatte Schiller gegen Körner aber stets nur einige Andeutungen gemacht, und plötzlich, ganz unerwartet, kündigte Schiller seine Verlobung an und führte dem Freunde seine Braut zu. Daß Körner überrascht war, läßt sich leicht erklären, und daß er besorgte, Schiller möchte sich übereilt haben, ist ganz natürlich. Dem Verlöbniß folgte nun nach sechs Monaten die Hochzeit, und noch kurz zuvor (12. Dez. 1789) hatte Schiller sich in den stärksten Ausdrücken dahin ausgesprochen, daß er von Jena um jeden Preis fortgehen wollte. Es war zu erwarten, daß Körner unter diesen Umständen den Freund ermahnte, er möge alle seine Verhältnisse, ehe er sich auf ewig bände, noch einmal genau prüfen, und bedenken, ob Lottchen für ihn und seine Lage auch wohl die rechte Frau sei. Im Hinblick auf Lottchens Lebensstellung und Erziehung und auf Schiller's ökonomische Lage, und mit Berücksichtigung der spärlichen Nachrichten, die Körner erhalten hatte, war diese Mahnung ganz am Orte. Schiller aber faßte sie anders auf, er meinte, Körner erkenne den wahren Werth seiner Braut nicht, oder er suche ihn in Dingen, welche der Dichter in seiner Wahl nicht berücksichtigt habe. „Es wird" — antwortete Schiller — „gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden, und vielleicht gestehst Du Dir dann selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du

diese Eigenschaften bei Deinen Forderungen übersahst. Indessen, wozu diese Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade Dich am wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen im Irrthum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit erwarte."

Körner verwahrte sich gegen diese Auffassung, und betonte nochmals, daß er zu einem entschiedenen Urtheile zu wenig Erfahrungen habe einsammeln können; ohne kalt zu scheinen, habe er aber auch nicht schweigen können. Kurz vor der Hochzeit schrieb er die schönen und offenen Worte: „Du hast gefunden, was Du gesucht hattest, hast manche Schwierigkeit überwunden, die Deinen Wünschen entgegenstand, und siehst eine heitere Zukunft vor Deinen Augen. Ich freue mich Deiner jetzigen Freude, aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für Dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach Deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem andern Wege war es Dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen Du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isolirtes Wesen bloß für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Ueberlegenheit in Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit, aber das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft, aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Karakter nothwendig und mit anderen Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders sein; und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen."

Die Bemerkung über die aussetzenden Pulse der Freundschaft war nicht ohne Wahrheit. Auch das Verhältniß Schiller's zu Huber erlitt zuweilen Stöße. Im Dezember 1788 schrieb Schiller einmal an Körner: „Wegen Huber hast Du einen Feuerstrahl in mein Gewissen geworfen. Suche sein Herz zu bewegen, daß er mir mein langes Stillschweigen verzeihe. Wenn ich seiner Versöhnung gewiß bin und das Vergangene ganz in Vergessenheit senken darf, so will ich ihm frischweg schreiben." Das Beispiel Charlottens von Kalb haben wir eben betrachtet, und ob Schiller's Entschuldigung, daß häufig äußere Vorfälle ihn bestimmt hätten, so ganz maßgebend wäre, möchte zu bezweifeln sein. In diesem Falle aber nahm er Körner's Offenheit großherzig auf. Er schrieb ihm: „Du gibst mir und denen, welche Deinen Brief zu sehen bekommen werden, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und um Deiner Billigkeit willen sehr willkommen war," und er fügte hinzu: „Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten, als mit mir, und ich ebenso wenig. Also haben werden wir einander immer." Die Zukunft hat die Wahrheit dieses Ausspruches vielfach bewiesen. Die Zukunft aber hat auch durch mehr als Eine Feuerprobe bewiesen, daß Schiller's Lottchen eine sehr passende Frau für ihn war.

Am Nachmittage des 22. Februars 1790 wurden Schiller und Lotte getraut; sie hatten sich, um alles Aufsehen gänzlich zu vermeiden, ein Dorfkirchlein

ausgewählt; in Wenigenjena, dicht bei Jena, ging die Feierlichkeit vor sich; ein kantischer Theologe, der Adjunkt Schmidt, vollzog die Trauung bei verschlossenen Thüren; nur Frau von Lengefeld und Karoline von Beulwitz waren Zeugen. Dann kehrten alle nach Jena zurück. Die Schwiegermutter blieb einige Tage bei den Neuvermählten, Karoline von Beulwitz lebte mehrere Monate in Jena, dann kehrte sie nach Rudolstadt zurück. Schiller wohnte mit seiner Frau in demselben Hause, welches er selbst gleich anfangs allein bezogen hatte, die beiden Hauswirthinnen besorgten den ganzen Haushalt und gaben auch die ganze Einrichtung her, so daß Lotte ihre Zeit dem geliebten Manne widmen konnte.

An dieser Stelle drängt sich uns eine Frage auf, die besonders auch deshalb nicht abzuweisen ist, weil sie Veranlassung zu den schiefsten Auffassungen gegeben hat, als man die entscheidenden Zeugnisse noch nicht kannte; es ist die Frage: Ob Schiller's Ehe eine glückliche war? Frühere Biografen haben sie verneint, und stützten ihre Behauptungen auf die Zeugnisse eines einzigen Menschen, die gerade so viel Gewicht hatten, als die Worte eines gewissenlosen Schwätzers überhaupt haben können. Zeugnisse solcher Menschen lassen in der Regel das Gegentheil vermuthen, so wie es hier mit Bestimmtheit der Fall war. Man wollte wissen, Charlotte sei kalt und selbstsüchtig gewesen, und sie habe ihrem Gatten ihres unbedeutenden Geistes wegen stets fern bleiben müssen. Was den letzten Punkt anbetrifft, so wird jeder, der von Lottens Briefen, die sie als Mädchen an Schiller schrieb, auch nur einige gelesen hat, über eine solche Behauptung lächeln; ein junges Mädchen, welches aus eigenem Interesse zu seiner Lektüre Werke wie die der griechischen Tragiker, des Plutarch, des Ovid, des Shaftesbury, des Diderot, des Johannes von Müller, Friedrich's des Großen wählt und nachher durch eine wohlgeordnete Darlegung ihrer Gedanken auch ihr Verständniß beweist, ein solches Mädchen genügt den höchsten Anforderungen, die überhaupt an ein Weib gestellt werden können.

Ebenso unhaltbar ist die andere Behauptung. Wäre Lotte kalt und selbstsüchtig gewesen, so hätte sie Schiller überhaupt gar nicht ihre Hand gegeben; denn es boten sich ihr äußerlich weit bessere Partien mit adligen Bewerbern dar. Eine Hausfrau, eine Wirthschafterin ist sie allerdings nicht gewesen, so schön und lohnend eine solche Thätigkeit auch sein kann; dazu aber war Lotte nicht erzogen, und das verlangte Schiller von ihr auch nicht; er hatte ganz etwas anderes von ihr erwartet. Was er in der Verbindung mit ihr zu finden hoffte, darüber geben seine Briefe unzweifelhaften Aufschluß. Einige kurze Stellen mögen hier Platz finden. Am 3. November 1789 schrieb Schiller an Lottchen: „Nur daß ich Deiner werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Deine Liebe Dich von mir machen läßt, nur dieses ist es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großen begegne, wenn ich mir meine eigene Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbstgefühl wird zu einem lebhaftern Glauben an Deine Liebe, und darum vergebe ich mir es auch selbst. Ach! was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen, wenn wir zusammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen und Deine Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird. Wie viele solcher Augenblicke erhöhterer

Empfindung habe ich gestern und heute in todter Einsamkeit, ohne Gewinn für mein Herz und für das Deinige verzehren müssen! Wie viel hätte ich Dir in diesen Stunden geben können, und wie viel von Dir empfangen! Auch selbst von Dir getrennt, wurde meine höchste Begeisterung zur Liebe, und selbst meine Geistesarbeiten haben Dich so lieb, daß sie mich ohne den Gedanken an Dich nicht entzücken wollen."

Noch deutlicher spricht folgende Stelle: „Ich kann gar nicht beschreiben, meine Liebe, wie mich die Aussicht freut, mich an Deiner Seite mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigen Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen. An Deinem Herzen, meine Liebe, werde ich diesen Wunsch in Erfüllung sehen. Liebe allein, ohne dieses innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen; wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird, und dieses kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerk beschaue. Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht, sich selbst hoch zu schätzen."

Diese Erwartungen wurden durch die Ehe erfüllt; Schiller selber bezeugt es. Am 1. März 1790 schrieb er an Körner: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet, wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst." Einige Jahre später schrieb er: „Mir macht es, auch wenn ich Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß Lotte um mich ist, und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypokondrischen Uebel ohne diesen Umstand unmöglich wäre."

Also neben dem verständnißinnigen Geistesleben der Gatten fand sich auch die herzlichste und tiefste Liebe; in den vielen bittern Proben, die sie bei Schiller's körperlichen Leiden zu bestehen hatte, bewährte sie sich stets aufs herrlichste; so schon ein Jahr nach der Hochzeit in jener schrecklichen Krankheit, die den Dichter an den Rand des Grabes brachte. Nach seiner Genesung schrieb ihm Körner: „Wohl Dir, daß Du eine so brave Gattin gefunden hast! Ohne ihre Sorgfalt hättest Du schwerlich gerettet werden können."

Ein sehr gewichtiges Zeugniß ist ferner dasjenige, welches Karoline von Wolzogen in ihrer Biografie ablegt; sie sagt daselbst II. 66: „Die schönste Gabe des Himmels, vollkommene, dauernde Einstimmung der Herzen beglückte diese Ehe. Unter den Leiden, die jedes Erdenleben umdrängen, waren häuslicher Friede in zarter Liebe und ungetrübtem Vertrauen, Harmonie des Geschmacks,

und gleiche Stimmung für gesellige Freuden ein immer lautrer Quell des Segens und Trostes."

Noch ein Sonnett möge hier Platz finden, welches Charlotte niederschrieb, als ihr großer Gatte schon seit vier Jahren sein Auge auf immer geschlossen hatte. Wer sein Herz nicht absichtlich verhärten will, den wird die tiefe Wehmuth, die in diesen Worten zittert, mit der festen Ueberzeugung erfüllen, daß Schiller und seine Charlotte Eins waren in ihrer Ehe, wie es nur das schönste Verhältniß zeigen kann. Das Sonnett wurde in demselben Monate geschrieben, in dem Karolinens Gatte, Wilhelm von Wolzogen, starb; er war nach Schiller's Tode für Charlotte ein treuer und thätiger Freund gewesen; auf ihn und den geschiedenen Dichter bezieht sich die Ueberschrift des Sonnetts; der 22. Februar war bekanntlich Charlottens Hochzeittag. Die Verse lauten wie folgt.

Die wechselnden Gefährten.

Den 22. Februar 1809,
zum Gedächtniß des 22. Februar 1790.

Als das Geschick dereinst zu süßem Lohne
Mir zu Begleitern Lieb' und Treu' gegeben,
Da dünkt ich mir zum Himmel aufzuschweben,
Das Leben reichte seine Blüthenkrone.

Nun faßt nur Sehnsucht jene hellen Sterne
Im Himmelsraum; die Zeit gebiert nur Schmerzen
Und Glaub' und Wahrheit fliehen in die Ferne —
Nichts stillt die Wehmuth der zerrißnen Herzen.

Die Sorge naht im grauem Nebelschleier
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Kein freundlich Bild der Zukunft mehr enthüllen.

Nicht eilen wir zu Tagen froher Feier.
Das Schicksal will des Herzens Kräfte üben;
Und nicht auf Erden wird der Schmerz sich stillen.

Solche Gefühle lassen sich nicht machen; dem vorurtheilsfreien Beobachter werden diese Zeugnisse beweisend sein; im Laufe unserer Darstellung werden noch viele andere sich ihnen zugesellen. Es ist die vollste Wahrheit, wenn Charlotte von Schiller wenige Monate nach dem Tode des Dichters schrieb: „Ich war ihm so nöthig zu seiner Existenz, wie er mir."

Kehren wir zu den Tagen zurück, in denen dieses schöne und innige Verhältniß sich gestaltete.

Schiller hat in seinem Leben viel Liebe erfahren; nicht von vielen, aber von einigen bis zur hingebendsten Aufopferung; die Namen Streicher, Henriette von Wolzogen, Körner, brauchen nur genannt zu werden. Es war sein edles und gutes Herz, vor allem aber sein großes und heiliges, nie ermüdetes Streben, was diejenigen an den Dichter fesselte, die ihn zu verstehen vermochten. An ihm selber wurde stets sein eigenes Wort wahr, daß es zu allen Zeiten edle Herzen gibt, die für das Hohe, Himmlische erglühen.

Auch unter den Studenten in Jena war mancher wackre, vortreffliche Kopf, manches hochsinnige Gemüth, welches mit Begeisterung dem großen Führer folgte. Die gute Meinung und die besondere Vorliebe, welche Herder für die Liefländer hatte, schien auch gegen Schiller gerechtfertigt zu werden. Ihm besonders ergeben war ein kunstsinniger liefländischer Theologe, Namens Graß, und der strebsame und zartfühlende Behagl von Adlerskron, der unter dem Namen Le Bon in Jena studirte. Mit väterlicher Sorgfalt wachte Schiller über den weichen, schwärmerischen von Hardenberg (Novalis). Mit einigen Husarenoffizieren, Freunden Körner's, wurde ein herzlicher Umgang unterhalten. Am nächsten standen dem Dichter der junge Fritz von Stein, der Sohn von Göthe's Freundin, und Bartholomäus Fischenich aus Bonn, der in Schiller's Hause wohnte. Mit ihm blieb Lotte lange Jahre in freundschaftlichem Briefwechsel.

Der Kreis dieser Bekannten nahm an dem Mittagstische Theil, den Schiller's Hauswirthinnen besorgten, doch erst vom Winter 1792 an; eine geistig belebte Unterhaltung bei Tisch liebte Schiller ebenso sehr wie Kant. An diesem Mittagstische ließ Schiller auch einen Studenten von Fichart und dessen Hofmeister, Namens Göritz, theilnehmen; letzterer vergalt diese Freundlichkeit in der Folge dadurch, daß er die abgeschmacktesten Klatschereien über Schiller's eheliches und häusliches Leben verbreitete. Wen es interessirt, diese völlig unglaubwürdigen Albernheiten einer platten Seele kennen zu lernen, der findet eine Auslese derselben bei Hofmeister, II. Bd. 14. K. Leider sind diese Erdichtungen des Göritz ebenso allgemein verbreitet gewesen, als die fabrikmäßigen, absichtlich gemachten Fälschungen Oemmler's über Schiller's Jugendzeit; doch hat letzterer sich wenigstens keine Verläumdungen gegen den Dichter zu Schulden kommen lassen, wie jener Göritz.

Karoline von Wolzogen bezeugt, daß Schiller seit der Zeit, wo ein sicheres und ruhiges Hausleben ihn beglückte, mit den Verhältnissen, die sonst so oft Unzufriedenheit in ihm erregt hatten, ausgesöhnt war. Lotte fand bei den Familien Griesbach und Paulus einen angenehmen Verkehr. Frau Paulus hatte eine schöne Stimme; Schiller liebte ihren Gesang. Um ihm den Genuß der Musik öfter zu verschaffen, nahm Lotte noch weiteren Unterricht im Klavierspiel; wenn Lotte im Nebenzimmer spielte und sang, besonders von Gluck, fühlte Schiller sich zu dichterischen Produktionen angenehm angeregt.

Wie tief befriedigt Schiller sich an der Seite seiner Lotte fühlte, bezeugt die großartige Arbeitskraft, die er im ersten Jahre seiner Ehe entwickelte. In der Regel war Schiller zwölf, auch wohl vierzehn Stunden täglich durch seine Kollegia und seine literarischen Arbeiten beschäftigt. Um die Gegenwart des geliebten Mannes nicht zu lange zu entbehren, verweilte Lotte, während Schiller seine Vorlesungen hielt, im Nebenzimmer und bereitete dort eine Erfrischung für ihn; dabei hörte sie, was er sprach; zuerst hatte sie sich vor den Studenten gefürchtet, zuletzt aber faßte sie sich ein Herz. Die Kollegia machten dem Dichter nicht mehr die Mühe, wie sonst. Zuerst arbeitete er sie schriftlich aus, aber schon im zweiten Semester sprach er aus dem Stegreif, sein Vortrag war voll Feuer und fesselnd, denn Schiller sprach eben so schön als er schrieb. Im Sommersemester 1790

las er privatim Universalgeschichte, öffentlich die Aesthetik der Tragödie. Im Winter von 1790 auf 1791 las er europäische Staatengeschichte, Universalgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, und die Geschichte der Kreuzzüge; die beiden ersten Kollegia privatim, täglich je eine Stunde, das dritte öffentlich, eine Stunde jeden Freitag, sämmtliche Stunden des Nachmittags.

Auf literarischem Gebiete entstanden viele kleinere Arbeiten, Rezensionen für die Jenaische Literaturzeitung; außerdem die Arbeiten für die bereits erwähnten Memoires. Dann war die Thalia zu redigiren und einzelne Stücke für dieselbe druckfertig zu machen, die dem geschichtlichen Vortrage entnommen waren. Das war schon ein sehr ansehnliches Tagewerk, aber die Hauptarbeit ist noch nicht genannt; es war die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Schiller schrieb dieselbe für Göschen's „historischen Kalender für Damen," in dessen Jahrgängen von 1791—1793 sie nach und nach erschien. Denselben großartigen historischen Blick wie in der Geschichte des Abfalls der Niederlande zeigte Schiller auch hier, aber noch höher stand er in der Meisterschaft, Portraits, Situazionen, Schlachtenbilder zu schaffen. Der trockenen, unkünstlerischen, unerquicklichen Geschichtschreibung in der alten Kronikenmanier und in dem pedantischen Gerichtsstil gegenüber war Schiller's geistvolles Werk wiederum eine Leuchte auf den Weg des Fortschrittes. Die zunftmäßigen Gelehrten blickten bei seinem Erscheinen mitleidig lächelnd auf das herrliche Werk, und sie thun es heute noch; aber das deutsche Volk kaufte in kurzer Zeit 7000 Exemplare desselben, und liest es noch heute gern. Der Herzog von Weimar sandte dem Verfasser ein verbindliches Schreiben; noch im Laufe der neunziger Jahre erschien eine französische und eine englische Uebersetzung. „Daß Schiller nicht der erste Historiker Deutschlands geworden ist," sagt Hofmeister sehr richtig, „dazu fehlte ihm nur ein längeres Leben."

Im Winter von 1790 entstand die bekannte Rezension der Bürger'schen Gedichte. Daß sie gerecht ist, darüber ist man einverstanden, und wenn man bedenkt, daß die Kunst viel zu hoch und heilig ist, um ihr gegenüber aus irgend welchen Rücksichten etwas vergeben zu können, so kann man diese Rezension auch nicht hart nennen. Für den unglücklichen Bürger aber wurde sie vernichtend, und für Schiller die Quelle vielen Aergers.

Während der Zeit, in welcher er die Geschichte des dreißigjährigen Krieges schrieb, faßte er als dramatischen Stoff den Wallenstein ins Auge. Er würde ihn wohl schon damals ausgeführt haben, wenn die glückliche Zeit der Kraft und des Wohlseins nicht leider so bald zu Ende gewesen wäre.

In den letzten Wochen des Dezember unternahm er mit Lotte eine Reise nach Erfurt. Dalberg nahm den Dichter mit großer Freundlichkeit auf, er lud ihn zu einem Konzerte im Stadthause und danach zum Abendessen ein. Während desselben wurde Schiller, wahrscheinlich in Folge einer Erkältung, plötzlich von einem heftigen Fieber befallen, das ihn mehrere Tage lang schwer plagte und zu ernsten Besorgnissen Anlaß gab. Doch freundliche Pflege und die rege Theilnahme der Erfurter Freunde ließen den Anfall vorübergehen. Schiller reiste nach Weimar, besuchte den Hof, auch die Herzogin Anna Amalia, und verlebte einige genußreiche Tage mit dem Mannheimer Schauspieler Beck, der in Weimar mit großem Beifall Gastrollen gab.

Am 11. Januar 1791 kam Schiller wieder in Jena an. Am folgenden Tage begann er seine Kollegien zu lesen, doch an demselben Tage kehrte das Fieber wieder und nahm mit großer Heftigkeit zu. Die Lunge war entzündet, der Kranke spie Blut, auch auf den Unterleib warf sich die Krankheit, und der Magen wollte keine Nahrung und keine Arznei behalten; die kleine Bewegung, wenn man ihn vom Bette nach dem Sofa trug, zog dem furchtbar Geschwächten Ohnmachten zu. Nach dem siebenten Tage wurden seine Umstände so bedenklich, daß ihm selber ganz der Muth entfiel, oft verlor sein Bewußtsein sich in starken Fantasien. Am neunten und am siebzehnten Tage erfolgten Krisen. Erst acht Tage nach dem Aufhören des Fiebers vermochte der Kranke einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und es stand lange an, ehe er mühsam am Stocke einige Schritte thun konnte.

Mit Lottens treuer Pflege wetteiferte die Liebe seiner Zuhörer, die sich darum stritten, bei dem Kranken zu wachen; niemand war umsichtiger und zarter in der Wartung als Adlerskron. Der große Antheil, der sich in Jena und in Weimar zeigte, rührte den Kranken tief und beschleunigte seine Genesung. In den ersten zehn Tagen war Lotte allein gewesen; „sie litt mehr als ich," sagte Schiller zu seinem Körner. Dann kam Karoline, und zuletzt auch die Schwiegermutter. „Diesem innigen Leben mit meiner Familie" — so schrieb der Dichter an den Freund in Dresden — „dieser liebevollen Sorge um mich, den Bemühungen meiner andern Freunde, mich zu zerstreuen, danke ich größtentheils meine frühere Genesung." Der Herzog schickte ihm sechs Flaschen Madeira und dispensirte ihn vom Lesen. Schiller hat seine akademische Lehrthätigkeit überhaupt nie wieder angetreten. Als Rekonvaleszent las er mit unendlicher Befriedigung Kant's Kritik der Urtheilskraft, und wenn er, wie er sagte, sich ein rechtes Fest machen wollte, so sann er dem Plane zu seinem Trauerspiele nach.

Im März ging er anscheinend geheilt nach Rudolstadt. Doch er selbst fühlte, daß seine Brust ihm um nichts leichter geworden war, und wenn er gegen seine Umgebung auch schwieg, so sprach er seine Befürchtungen gegen Körner aus; ihm war es, als müsse er diese Beschwerden behalten. Husten und Beklemmungen, bei tiefem Athemholen Seitenstiche kehrten öfter wieder. Er ritt spazieren, trank Selterwasser und Kräutersäfte, und wartete mit Fassung der Dinge, die da kommen sollten. Karoline bezeugt, wie heiter sein Gemüth und wie wunderbar die Kraft seines Geistes selbst in den schwersten Augenblicken war.

Ende April und Anfang Mai kehrten die Anfälle mit furchtbarer Heftigkeit wieder. Der Athem wurde so schwer, daß über der Anstrengung, Luft zu bekommen, der Kranke ein Gefäß in der Lunge zu zersprengen fürchtete. In dem starken Fieberfrost schwand der Puls, die Hände wurden in heißem Wasser kalt, und nur die stärksten Reibungen brachten wieder Leben in die Glieder. Starke Dosen von Opium, Kampfer und Moschus brachten einige Erleichterung, auch einen Aderlaß am Fuße machte die drohende Gefahr der Erstickung nöthig. Einen der Anfälle glaubte Schiller nicht zu überleben; jeden Augenblick meinte er der Athemnoth erliegen zu müssen; schon hatte ihn die Stimme ganz verlassen, mit zitternder Hand schrieb er noch einige Worte an seine Lieben um ihn, und an seinen Körner. Selbst in diesen Augenblicken blieb sein Geist heiter; alles Leiden,

das er fühlte, verursachte der Anblick seiner Lotte, die seinen Tod nicht überstanden haben würde. In der Nacht wurde Schiller's Hausarzt, der geschickte Starke, aus Jena geholt; als er kam, war das Schlimmste überwunden, der Kranke lag in einem wohlthätigen Schlafe.

Während der schlimmen Tage war Kant's Kritik der Urtheilskraft, aus der Karoline vorlas, seine Erquickung, besonders die Stellen, in denen von der Unsterblichkeit gesprochen wurde. Karoline erzählt: „Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen, und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden könne, nahm er ruhig auf. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben," sagte er, „und wirken, so lange wir's vermögen."

Starke versicherte, die Lunge habe nicht gelitten; Schiller hätte ihm gern geglaubt, doch der spannende Schmerz auf der rechten Seite der Brust, der von der ersten Krankheit geblieben, wollte auch jetzt nicht weichen. Wie wenig aber sein männlicher Muth durch die drohende Aussicht gebeugt werden konnte, das zeigen die Worte, die er an den Freund schrieb, als er ihm sagte: „Dieser schreckliche Anfall hat mir innerlich sehr gut gethan. Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehen, und mein Muth ist dadurch gestärkt worden."

Sobald der Zustand sich besserte, machte Schiller neue Pläne zu Arbeiten; in schlaflosen Nächten las er viel, besonders Reisebeschreibungen; die Länder am Nordpol waren ihm vorzugsweis merkwürdig. Doch die Pläne waren leichter gemacht, als ausgeführt. Die größte Schonung war nöthig, jede ernste Arbeit gänzlich untersagt. Wenn Schiller aber nicht durch seine Arbeit erwerben konnte, so war der Mangel eine unausbleibliche Folge, und Sorgen der niedrigsten Art würden des Dichters Krankheit verschlimmert und sein Leben vielleicht jetzt schon zertrümmert haben, wenn nicht Freunde für ihn eingetreten wären, Freunde, die seine eigenen Werke, sein eigenes edles Streben ihm zugeführt hatten.

Herrlich erprobte sich in dieser Noth wiederum das echte Gold in Körner's treuem Herzen. Durch keine Rücksichten in der Welt, schrieb er, solle Schiller sich abhalten lassen, sich so sehr zu schonen, als es zu seiner Wiederherstellung nöthig sei. Den ganzen Sommer solle er sich zerstreuen; er lud ihn zu sich nach Dresden ein; wenn ein Bad nöthig wäre, so solle er um nichts Sorge tragen, Körner wolle für alles Rath schaffen. Wiederholt bat er ihn, sich durchaus keiner Arbeit hinzugeben, es werde sich alles schon finden.

Schiller hatte nicht nöthig, von Körner's Anerbieten Gebrauch zu machen, auch wollte er das nicht gern, da er bei dem Freunde noch in älterer Schuld stand. Göschen erklärte, daß Schiller bei ihm auf tausend Thaler Honorar jährlich rechnen könne, denn seine Schriften verkauften sich besser selbst als Göthe's und Wieland's Werke.

Sein Arzt verordnete dem Dichter eine Kur in Karlsbad. Er war so schwach, daß seine Freunde in Jena fürchteten, er würde die Reise nicht überstehen. Ende Juli 1791 ging er nach Karlsbad; seine Frau und seine Schwägerin begleiteten ihn. Interessant war für ihn hier die Anwesenheit östreichischer hoher

Offiziere; der Umgang mit ihnen förderte die Gestaltung seines Wallenstein. Auch in Eger hielt er sich auf, um das Rathhaus und in demselben ein Bild Wallenstein's zu sehen; er versäumte auch nicht das Haus zu besuchen, in dem der Herzog ermordet wurde.

Die Kur hatte guten Erfolg, die Ruhe und Zurückgezogenheit that dem Kranken sehr wohl. Er kehrte im August nach Jena zurück, und nach einem Besuche in Rudolstadt nach Erfurt, wo er den September verlebte. Diese Reisen verursachten große Ausgaben, und dazu hatte Schiller in diesem Jahre noch einen armen Studenten unterstützt, hatte alte Schulden bezahlt und war für jemand mit einhundertzwanzig Thaler als Bürge eingetreten. Seine Mittel waren nun erschöpft, und auf Dalberg's Anrathen schrieb er an den Herzog und bat denselben um eine Besoldung, die hinreichend wäre, im äußersten Nothfalle ihn außer Verlegenheit zu setzen. „Kann er sie nicht bewilligen," schrieb er an Körner, „so muß ich sie anderwärts suchen, wie viel Mühe es auch kosten mag. Was er kann wird er ohne Zweifel thun, denn ich weiß, daß der ganze Hof gut für mich gesinnt ist. Wo aber nicht, so werde ich in Mainz, Wien, Berlin oder Göttingen mein Glück aufsuchen."

Karl August sandte wenigstens sofort eine Summe, welche mit den übrigen Hülfsquellen Schiller's die Bedürfnisse eines Jahres deckte.

In Erfurt begann Schiller wieder zu arbeiten. Ohne sich sehr anzustrengen, konnte er täglich vier, fünf Stunden diktiren. Das Verlangen nach seiner häuslichen Bequemlichkeit und nach dem anregenden Umgang talentvoller junger Leute bewog ihn, in den letzten Tagen des September nach Jena zurückzukehren. Seine Gesundheit war nun erträglich; er begann, eine im Frühjahr begonnene Uebersetzung der Aeneide in Stanzen fortzuführen. Im Laufe des Oktobers erholte er sich so weit, daß er 135 Stanzen laut und mit Ausdruck vorlesen konnte. Eine Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylos wurde angefangen, und an ein episches Gedicht, Gustav Adolf, gedacht. Diese Beschäftigung wirkte sehr glücklich auf des Dichters Gesundheit, und eine wirksame Aufheiterung waren die Abendbesuche guter Freunde, die er oft bei sich sah. Eine Equipage wünschte er lebhaft zu haben, doch mußte er diesem Verlangen leider entsagen.

Durch seine lange Krankheit war sein Zusammenleben mit Lotte ein so vertrautes geworden und sie hatten sich so an einander gewöhnt, daß sie nicht lange ohne einander sein konnten. „Wären wir beide nur gesund" — sagte er — „wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter."

Doch auch die Gesundheit sollte wesentlich gestärkt werden. Was mehr als alles andere seine gesunkenen Kräfte hob, das war eine große Freude, die in diesen Tagen ihm zu Theil wurde.

Der warmen Verehrer des Dichters gab es bereits viele; unter ihnen befand sich auch der Däne Jens Baggesen. Auf der Rückkunft von einer Schweizerreise hatte er in Jena mit Schiller eine flüchtige und mit Reinhold eine dauernde Bekanntschaft geschlossen. Als er nach Kopenhagen zurückkehrte, fand er in dem Grafen Schimmelmann und dessen Gemahlin gleichfalls große Bewunderer

Schiller's, und durch die Lektüre des Don Karlos gewonnen, schloß sich ihnen auch der Herzog Kristian Friedrich von Augustenburg an.

Die Genannten verabredeten mit einigen Genossen im Juni 1791 einen Ausflug nach Hellebek, einem schön gelegenen Strandorte im Norden der dänischen Hauptstadt; man wollte zu Ehren Schiller's dort ein fröhliches ländliches Fest feiern, und am Strande des wogenden, unendlichen Meeres das Lied an die Freude singen. Eben war Baggesen bereit, mit seiner Gattin den Wagen zu besteigen, der ihn nach dem Gute des Grafen Schimmelmann, wo man sich treffen wollte, hinausführen sollte, als ein Brief der Gräfin ihm die niederschmetternde Nachricht brachte, die Feier müsse unterbleiben, denn Schiller sei todt. In der That hatte sich um jene Zeit dieses falsche Gerücht durch Deutschland verbreitet.

Für Baggesen ist es unmöglich, den furchtbaren Schmerz allein zu tragen. Er eilt mit seiner Gattin zu dem Grafen. Draußen tobt ein wildes Wetter, aber die kleine Gesellschaft beschließt, dennoch hinauszufahren und aus dem Freudenfest eine Todtenfeier zu machen. Die Fahrt wird unternommen, der Himmel klärt sich auf; heller Sonnenschein strahlt vom Himmel, als man in Hellebek ankommt, und drüben am schwedischen Ufer erhebt sich der Kullen, ein gewaltiger Felsen, in erhabener Majestät. Baggesen beginnt das Lied an die Freude zu lesen. Plötzlich ertönen Hörner und Flöten; von der Gewalt des Augenblicks hingerissen, fallen die Anwesenden in die gewaltige Weise ein. Nach dem Schluß des Liedes tritt Baggesen vor und spricht bewegt die Verse, die er hinzu gedichtet hatte:

Unser todter Freund soll leben,
Alle Freunde stimmet ein,
Und sein Geist soll uns umschweben,
Hier in Hellas' Himmelhain.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben!

Aller Augen schwimmen in Thränen. Nun erscheinen vier Knaben und vier Mädchen, weiß gekleidet, mit Blumenkränzen, und führen einen Reigen auf.

Drei Tage blieb die Gesellschaft beisammen, man las gemeinschaftlich die Werke Schiller's, vor allen „die Künstler," man fühlte Trost in dem Bewußtsein, daß wohl der Dichter, nicht aber diese Werke sterben könnten.

Als Schiller aus Karlsbad zurückkam, zeigte Reinhold ihm einen Brief von Baggesen, in dem das wunderbare Fest genau beschrieben war. Schiller war tief gerührt. An dem Abend war eine kleine Gesellschaft in des Dichters Hause. Seine Frau faßte Reinhold's Arm und zog ihn bei Seite: „Wenn Sie Baggesen schreiben, so sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm —" ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme. „Ich kann Baggesen nichts Rührenderes schreiben," erwiderte Reinhold, „als was ich jetzt sehe und höre."

Baggesen erfuhr den Vorgang durch Reinhold, und dieser setzte hinzu, Schiller könne sich vielleicht ganz erholen, wenn er sich eine Zeitlang aller Arbeit enthalten könne, das erlaube ihm aber seine Lage nicht. Denn wenn einer von ihnen beiden — sie bezogen beide ein Gehalt von zweihundert Thaler — erkrankte, so wüßten sie nicht, ob sie diese Summe in die Küche oder in die Apotheke schicken sollten. Diesen Brief las Baggesen dem Herzog von Augustenburg vor, und sogleich beschloß der vortreffliche Fürst gemeinsam mit dem Grafen Schimmelmann, den kranken Dichter wenigstens gegen jede äußere Sorge sicher zu stellen. Baggesen beförderte als Einschluß an einen Brief an Reinhold ein gemeinschaftliches Schreiben des Herzogs und des Grafen an Schiller, in welchem diese sagten:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

„Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entfernt jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

„Ihre durch allzu häufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt, und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thaler an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen, wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generazionen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen." Dann wurde gebeten, Schiller möge seine Pension in Dänemark verzehren, woselbst er auch auf seinen Wunsch eine Anstellung im Staatsdienste erhalten würde; doch wurde die Erfüllung dieser Bitte nicht zur Bedingung gemacht. Das Schreiben schließt mit den

Worten: „der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede Betrachtung nachstehen.“

Schiller war viel zu selbstlos, um ein so hochherziges Anerbieten nicht anzunehmen, das ihm selber eine so unendliche Freude war, weil die Gabe dieser wahrhaften Edeleute ihm die Thore der Freiheit öffnete. Dem treuen Freunde in Dresden mußte er diese Nachricht zuerst mittheilen; an demselben Tage, an dem er den Brief erhalten, schrieb er: „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon so lange ich lebe aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes.“ Er macht ihn mit der Freudenbotschaft bekannt und fährt dann fort: „Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten.“

Bei einem unerwarteten Zuwachs beträchtlicher materieller Güter denkt der Mensch gewöhnlich zuerst daran, wie er den Gewinn genießen soll. Aber der edle Mensch genießt anders als eine selbstsüchtige, verthierte Natur. Schiller wollte seine Freiheit für seinen eigentlichen Beruf nutzen, und Körner wurde von dem begeisterten Streben des Freundes hingerissen; auch er dachte wieder an seine alten Hoffnungen, mit dem großen Freunde gemeinschaftlich zu arbeiten, denn er selbst fühlte Kraft und Beruf in sich, in einer besseren Sfäre zu arbeiten. Seine Aktenarbeit befriedigte ihn nicht; er fand, daß das Wenige, was man dabei leisten könne, die Zeit und Anstrengung nicht werth sei, die man einem höhern Zwecke entziehe. „Eigenthum,“ sagte er, „ist ein gemeines Bedürfniß der Menschheit, für das tausend andere eben so gut und besser arbeiten können, als ich. Aber für die dringenderen, höheren und verkannten Bedürfnisse zu arbeiten, ist Pflicht und Bestimmung für jeden, der sie erkennt und Fähigkeiten in sich fühlt, zu ihrer Befriedigung etwas beizutragen. So wirst Du als Künstler wirken, ich vielleicht als Filosof.“

Und wenn es auch nicht dazu kam, diesen Plan auszuführen, so förderte Körner doch unabläßig die Sache des Ideals, denn so weit irgend in seinen Kräften stand, schützte er den Dichter gegen jede Sorge. Als Schiller an seine alten Schulden denken konnte, schrieb er an Körner, er möge sich erkundigen, wie hoch im Laufe der letzten Jahre seine Schuld bei Beit in Dresden (wir sprachen schon davon) nebst Zinsen und Gebühren für Prolongazionen angewachsen sei, da er vorhabe, diesen Posten zu tilgen. Körner schrieb zurück: „Beit's Wechsel sind schon lange in meinen Händen. Du schicktest mir vor ein paar Jahren etwas auf Abschlag und gabst mir Auftrag, das Uebrige zu prolongiren. Beit machte zu große Forderungen, und nach Deinen Briefen sah ich die Unmöglichkeit, daß Du ihm damals mehr bezahlen oder anderwärts das Geld aufnehmen konntest; also legte ich es einstweilen für Dich aus. Leider habe ich über dies alles nichts aufgeschrieben; hast du es auch nicht notirt, so blieb nichts übrig, als Beit selbst zu fragen. Uebrigens fragt sich's bloß, ob Du nicht

dringendere Posten abzustoßen hast, als diesen Rest. Ich denke, wir verstehen uns über diesen Punkt." —

Schiller griff seine Arbeiten indeß allmälig wieder an; mit besonderm Eifer fuhr er in dem Studium der Kantschen Filosofie fort. In den ersten Wochen des Jahres 1792 hatte er abermals einen heftigen Anfall seiner Krankheit zu überstehen; doch erholte er sich, da Pflege und Ruhe nun ganz nach Erforderniß genossen werden konnte, ziemlich bald wieder, und besonders die Freude, die quälenden Geldsorgen los zu sein, war ihm die allerheilsamste Arzenei. „Alle meine Schuldposten, diejenigen ausgenommen, die ich gegen Dich habe, denke ich dieses Jahr völlig abtragen zu können," schrieb er an Körner und setzte hinzu: „Wie glücklich hat sich diese mir so schwere Bürde doch gelöst, und nichts fehlt mir jetzt, als Gesundheit, um der glücklichste Mensch zu sein." Im März schaffte er sich ein Reitpferd an, und im April konnte er die lange beschlossene Reise nach Dresden ausführen; Lotte, Fischenich und ein junger Däne Namens Hornemann begleiteten ihn. Vier Wochen wohnte er in Körners Hause, und wenn Schillers Kränklichkeit und der nothwendig zu beendigende dreißigjährige Krieg auch oft störend wurden, so genossen die Freunde doch manche schöne Stunde zusammen.

Das Jahr 1792 war das Jahr des Wiedersehens. Im September wurde dem Dichter die große Freude zu Theil, seine innig geliebte Mutter, und seinen Liebling, seine Schwester Nanette, bei sich zu sehen. Zehn lange Jahre hatte der Mutter Auge sich nicht an dem geliebten Sohne weiden können, und diese zehn Jahre waren für sie voll Leid und körperlicher Schmerzen gewesen. Sie kränkelte seit der Flucht des Sohnes unaufhörlich; mehrmals lag sie an schmerzhaften Krämpfen lebensgefährlich darnieder. Die Arzeneien, die der Sohn nach den ausführlichen Krankheitsberichten des Vaters verordnete, blieben wirkungslos. Die Anstellung des Sohnes war ihr eine große Freude, und seit dem Jahre 1790 besserte sich ihre Gesundheit. Im Sommer desselben Jahres schwebte sie noch einmal in großer Gefahr, aber vom August ab trat nun eine entschiedene und ungestörte Besserung ein.

Als sie vollständig genesen war, erfaßte sie eine unwiderstehliche Sehnsucht, den theuren Sohn wiederzusehen. Im September 1792 machte sie sich mit der funfzehnjährigen Nanette auf den Weg; die Beschwerden der langen Reise, der ungünstigen Witterung und der schlechten Wege wurden rüstig überwunden, und noch zwei Tage früher, als sie sich angekündigt, lag sie in den Armen des Sohnes. Ihm war es eine große Freude, daß sie so gesund und rüstig war; die Sorge sie zu verlieren, ehe die Erreichung des Zieles sein gewagtes Verfahren gerechtfertigt, hatte oft schwer auf dem Herzen des Dichters gelastet. Nun war jeder Vorwurf von ihm genommen.

Die Mutter, welche der Dichter auch nach Rudolstadt führte, fühlte sich in dem Kreise ihrer Kinder sehr bald heimisch. Namentlich that es ihrem Herzen wohl, wahrzunehmen, welchen wohlthätigen Einfluß die echte und schöne Weiblichkeit ihrer Schwiegertochter auf den Sohn übte. Sie erkannte es als ein besonderes Geschenk des Himmels, daß ihr Sohn, der schon seiner Kränklichkeit wegen nicht gerade ein bequemer Ehemann war, eine so zartsinnige und an Geist

und Herz so reich begabte Lebensgefährtin erhalten hatte. Die Ueberzeugung, des Sohnes häusliches Glück gesichert zu wissen, half wesentlich, ihr den Abschied zu erleichtern.

Nanette hätte der Dichter schon früher gern bei sich in Jena gehabt. Sie zeigte schöne Geistesgaben und das beste Herz, und erwarb sich, wo sie sich zeigte, allgemeine Liebe. Ihre größte Freude war, Stellen aus den Gedichten des großen Bruders zu deklamiren. Ihre schwäbische Unbefangenheit machte den neuen Anverwandten großes Vergnügen und übte den wohlthuendsten Einfluß auf die Stimmung des Bruders aus, in dessen Herzen mit ihrer Erscheinung die Bilder und die Klänge der Heimath wieder lebendig wurden.

Die Liebe zu dem engern Vaterlande regte sich nun auch bei Schiller immer lebhafter; Thüringen, meinte er, sei nicht das Land, in dem man Schwaben vergessen könne; für das Jahr 1793 wurde die Reise in die Heimath fest beschlossen.

Im Winter von 1792 auf 1793 verfolgte Schiller mit großer Aufmerksamkeit die Vorgänge der französischen Revolution. Während Klopstock und andere diesem Weltereignisse anfangs enthusiastisch zujubelten, betrachtete Schiller dasselbe von seinem ersten Beginn an mit dem ernsten, nüchtern prüfenden Auge des Historikers. Die Größe der Ideen und einzelner Leiter der Bewegung verkannte er am allerwenigsten, aber zu allen Zeiten wies er darauf hin, man solle erst das Ende abwarten. Als nun an die Stelle der maßvollen Freiheitsbestrebungen die schreckliche Volkswuth trat, da bemächtigte sich Bestürzung der früheren Enthusiasten, Schiller aber bewahrte seinen ruhigen Blick. Er dachte sogar daran, nach Paris zu reisen und öffentlich zu sprechen, er fragte bei Körner an, ob er nicht jemand wisse, der geläufig ins Französische übersetze, da er die Absicht habe, für den König zu schreiben. Die Franzosen hatten ihm am 6. August 1792 das Bürgerrecht verliehen, freilich mit einer echt französischen Verunstaltung seines Namens: Monsieur Gille nannten sie ihn. Ehe aber Schiller seine Schrift für den französischen König herausgeben konnte, fiel Ludwig's Haupt am 21. Januar 1793. Diese schandvolle That machte tiefen Eindruck auf ihn. „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen", sagte er, „so ekeln mich diese Schinderknechte an." Aber den Ereignissen folgte sein Blick mit großem Interesse, und mit sicherm Auge sagte er den Ausgang dieses Sturmes in den Worten voraus, welche er zu seinem Jugendfreunde Hoven im Herbst 1793 sprach: „Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theile von Europa machen wird."

Als Schiller so prosezeite, weilte er in der Heimath. Vieles trieb ihn zu der Reise dorthin. Von der milden schwäbischen Luft hoffte er Heilung für seine Brust. Auch für Lottens in der letzten Zeit sehr angegriffene Gesundheit glaubte er bei geschickten Aerzten Hülfe finden zu können, besonders rechnete er auf seinen Jugendfreund Wilhelm von Hoven in Ludwigsburg. Doch noch bevor

er die Reise antrat, stellte es sich heraus, daß Lottens Zustand eher zur Freu als zur Besorgniß berechtige, denn über seine Reise schrieb er an Körner: „D schönen Aussichten, die ich vor mir habe, erhellen mir das Herz. Ich werd zugleich die Freuden des Sohnes und des Vaters genießen, und es wird m zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl sein."

Im Hochsommer 1793 wurde die Reise angetreten. Sie ging zuerst nac Heilbronn, wo Schiller schon zuvor seine Wohnung bestellt hatte. Am 8. Augu langte die Familie dort an. Ohne bei dem „Schwabenkönig" anzufragen, eilt der Dichter sofort zur Solitüde, in die Arme seines siebenzigjährigen Vaters. Welch ein Wiedersehen! Als hülfloser Flüchtling, ohne Abschied hatte der Jüngling heimlich den Vater verlassen, nun kehrte er als ruhmgekrönter Mann zurück, dem selbst fremde Nazionen ihre Huldigung brachten. Der Vater, die Mutter, die Schwestern, alle waren in bester Gesundheit; besonders rüstig war der Vater. „Er ist in ewiger Thätigkeit, und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält," sagte der Sohn.

In Heilbronn richtete Schiller sich häuslich ein; seine zweite Schwester Luise führte ihm den Haushalt. Von Heilbronn aus schrieb er auch an Karl Eugen im Sinn des dankbaren, ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt hätten. Er erhielt zwar keine Antwort, aber durch seine Freunde die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden. Dem alten Major erlaubte der Herzog bereitwillig, seinen Sohn mehrmals in Heilbronn zu besuchen.

In der genannten Stadt lebte ein Arzt, Doktor Gmelin, der magnetische Kuren verrichtete. Schiller hatte auf seine Hülfe gerechnet, aber er nahm dieselbe nicht in Anspruch, obwohl er mit Gmelin gern verkehrte. In Heilbronn fand er überhaupt nicht die Behaglichkeit, die er gehofft hatte; Interesse für Wissenschaft und Kunst fand sich äußerst wenig. Schiller siedelte deshalb nach vier Wochen in die Stadt Ludwigsburg über, wo er unter seinen Freunden, und nur drei Stunden von Stuttgart entfernt, auch seiner Familie näher war.

Kaum sechs Tage war er in Ludwigsburg, als seine Lotte ihm am 14. September 1793 seinen ersten Sohn schenkte *). Bange Stunden machten besonders dem Dichter schwere Sorgen, aber mit Hülfe von Hoven und Karoline von Beulwitz nahm alles einen glücklichen Ausgang.

Auch die übrigen Jugendgenossen, die in der Nähe waren, kamen den Dichter zu sehen, und der alte Ton der ungebändigten Jugendlust lebte noch in manchen Stunden wieder auf, wenn Schiller auch sehr oft fühlen mußte, daß die Freunde doch sehr weit hinter ihm zurückgeblieben waren. Wilhelm von Hoven erzählt von dem Dichter: „Ich fand einen ganz andern Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen,

*) Karl Friedrich Ludwig von Schiller; dessen Sohn, Friedrich Ludwig Ernst von Schiller, ist östreichischer Rittmeister. Er ist der einzige Enkel, der Schiller's Namen trägt.

an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Ansehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und allen, die ihn früher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört, aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! Wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! Wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Karakter aus! Wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! Wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden." Seinen Freund Konz und seinen alten lieben Lehrer Abel sah Schiller in Tübingen; für Jahn, der wieder in Ludwigsburg dozirte, übernahm er einmal eine Lekzion.

Am 24. Oktober 1793 starb der Herzog Karl Eugen. Hoven erzählt, daß die Nachricht von dem Tode desselben den Dichter mit einer Trauer erfüllt habe, als hätte er den Tod eines Freundes vernommen. Den Wunsch des alten Majors, Schiller möge an den neuen Regenten Ludwig Eugen, den Bruder des vorigen, ein Beglückwünschungsschreiben richten, fühlte der Dichter sich nicht bewogen zu erfüllen.

Sehr schmerzlich empfand er es, daß seine Gesundheit sich immer noch nicht kräftigen wollte. Die alten Zufälle kehrten regelmäßig wieder, und wie Hoven erzählt, der bei einem derselben zugegen war, erschienen selbst dem Arzte die furchtbaren Brustkrämpfe und die Gefahr der Erstickung gräßlich. Bekümmert schrieb Schiller an Körner im Oktober: „Ich habe noch wenig arbeiten können, ja es gibt viele Tage, wo ich Feder und Schreibtisch hasse. So ein hartnäckiges Uebel, so sparsam zugewogene freie Intervalle drücken mich oft schwer. Nie war ich reicher an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten, und nie konnte ich, wegen des elendesten aller Hindernisse, wegen körperlichen Drucks, weniger ausharren." In der Zeit, welche ihm blieb, schrieb Schiller damals die Briefe über ästhetische Erziehung, die er dem Herzog von Augustenburg widmete. Um die Zukunft der Seinigen, so viel er konnte, sicher zu stellen, dachte er in jenen Tagen daran, sich um die Stelle als Erzieher des jungen weimarischen Erbprinzen zu bewerben, doch auch hier trat seine Krankheit ihm wieder störend in den Weg.

Schiller hatte fest gehofft, die Luft der Heimath und die Ruhe würde ihm Linderung bringen, und als sein Uebel nun gar keine Veränderung erfuhr, da kamen auch für diesen Helden Stunden, in denen sein Muth tief sank. Und so manches kam hinzu, seine Standhaftigkeit zu erschüttern. Sein Söhnchen wurde ihm krank, seine eigene Zukunft schien ihm bei seiner wankenden Gesundheit ganz verfinstert; die Hoffnungen, die er auf Dalberg gesetzt, schienen, nachdem die Franzosen Mainz eingenommen, in eine unabsehbare Ferne gerückt. Fast alle Anregung von außen fehlte in Ludwigsburg gänzlich, kein erfreulicher, intimer Verkehr wollte sich gestalten, denn Ebenbürtige fand Schiller nicht, er selbst aber war durch sein Nervenleiden reizbarer, und für alle Schiefheiten, Härten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. „Gebe der Himmel," sagte er, „daß meine Geduld nicht reiße, und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth behalte." Sein Trost in diesen

dunklen Tagen war, daß seit dem Wochenbette die Gesundheit seiner Lotte kräftiger als je war, und daß sein Kleiner, der sich ganz wieder erholt hatte, prächtig gedieh.

Vor dem Januar, der ihm mehrmals sehr gefährlich geworden, hegte Schiller diesmal die ernstlichste Sorge; doch der verhängnißvolle Monat ging glücklich vorüber, und mit dem Februar stärkte sich des Dichters Gesundheit wieder. Er faßte neuen Muth. Im März zog er aus dem einsamen Ludwigsburg nach Stuttgart hinüber. Hier sollte er ganz aufleben. Ein außergewöhnlich zeitiger Frühling stellte sich ein; schon in der letzten Woche des März begannen die Bäume zu blühen, und aus seinem Gartenhause genoß Schiller den ganzen Einfluß der wiederauflebenden Natur. In Stuttgart fand er manchen hellen Kopf, und es that ihm nach der langen Entsagung sehr wohl, sich wieder unter denkenden Menschen zu befinden.

Eine besondere Freude war es ihm zu sehen, wieviel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse die Akademie unter der Einwohnerschaft verbreitet hatte. Die meisten subalternen und mittleren Stellen waren durch akademische Zöglinge besetzt; die Künste blühten in einem für das damalige südliche Deutschland ungewöhnlichen Grade. Unter den Künstlern war vor allen Dannecker zu nennen, der Jugendgenosse Schiller's; ein vierjähriger Aufenthalt in Rom hatte sein großes Genie zur glücklichsten Entwicklung gebracht. Mit ihm verkehrte der Dichter besonders gern; in seinem Atelier, sagte er, habe er viel gelernt. Dannecker verehrte den großen Jugendfreund mit Enthusiasmus; er modellirte damals Schiller's kleinere Büste. Karoline von Beulwitz erzählt, daß Dannecker nach Vollendung derselben zu ihr ins Nebenzimmer getreten und mit Thränen in den Augen gesagt habe, es sei doch nicht das erreicht, was er gewollt habe.

Angenehme Stunden bot auch der Verkehr mit den Bildhauern Hetsch und Scheffauer, so wie mit dem uns von der Akademie her bekannten Komponisten Zumsteg, auch mit dem kunstsinnigen und als Landschaftsmaler bekannten Kaufmann Rapp. Unter den Gelehrten fand sich in dem katholischen Kaplan des vorigen Herzogs ein eifriger Anhänger Kant's, zu Schiller's besonderer Freude. Eine Lesegesellschaft, mit reichen Mitteln versehen, leistete viel; das Theater fand Schiller passabel, Orchester und Ballet vortrefflich. Alles dies brachte sein geistiges Leben wieder in Fluß und wirkte günstig auf seinen körperlichen Zustand. Die anstrengenden Arbeiten vermied er; seine liebste Beschäftigung war, den Plan zum Wallenstein weiter auszuarbeiten.

In den trüben Ludwigsburger Tagen war der Verkehr mit Schiller's elterlichem Hause öfter unterbrochen worden, die äußeren Hindernisse waren vielfach störend. Von Stuttgart aus war auch das bequemer. Der alte Major erfreute den Dichter hoch durch das Geschenk seines Bildes. Schiller's Mutter verschwendete alle rührenden Zärtlichkeiten der Großmutter an den kleinen Enkel, den Goldsohn. Wo wir auch immer unsern großen Dichter in seiner Familie erblicken, da zeigen sich uns die reinsten und schönsten Verhältnisse.

Lebhaft bedauerte Schiller, daß der Nachfolger Karl Eugen's die Akademie zu Anfang des Jahres 1794 aufhob. Mit seiner Lotte durchwanderte der

Dichter noch einmal die Räume, in denen er so manches bewegte Jahr zugebracht.

Unter den neuen Bekanntschaften, die Schiller während seines Aufenthaltes in Schwaben machte, sind noch zwei zu nennen. In Ludwigsburg lernte er den Dichter Matthissou kennen, für dessen sanfte, wohllautende, von keinem Mißklang getrübte Poesien er in der bekannten Rezension später eine so große Vorliebe bewies. In jenen Tagen entstand auch die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Kotta, die zu einem dauernden freundschaftlichen und geschäftlichen Verhältnisse führte, wie wir später noch kennen lernen werden.

Bis in den Mai verweilte Schiller in Stuttgart. Bis dahin war ihm der Aufenthalt daselbst angenehm gewesen; nun aber sehnte er sich herzlich, wieder in seine ruhige und gleichförmige Lebensart einzutreten, und er konnte nun mit erleichtertem Herzen die Heimath verlassen. Ueber Nürnberg reiste er zurück, und nach neuntägiger Reise kam er am 15. Mai 1794 wohlbehalten mit seiner Familie wieder in Jena an.

Die Reise nach der Heimath und der innige Verkehr mit seiner Familie war für Schiller's Herz ein großer Gewinn. So mancher trübe Schatten aus der vergangenen Zeit war nun gewichen, die Erinnerung war wieder licht geworden, und aus dieser Befriedigung des Herzens schöpfte der Geist neuen Trieb, neue Zuversicht, und der Körper aus beiden frische Kraft.

Nun sollten auch noch äußere Umstände hinzutreten, welche den großen Geist des Dichters und des Denkers zu neuen herrlichen Blüthen, zu köstlichen Früchten trieben. Im Sommer 1794 trat Schiller in ein enges Verhältniß mit drei Männern, welche den nachhaltigsten und günstigsten Einfluß auf seine Entwicklung zur vollendeten Reife äußerten. Diese Männer waren Wilhelm von Humboldt, Fichte und Göthe.

Den ersteren lernte Schiller im Dezember 1789 in Weimar kennen, und Humboldt wurde mehr von dem Dichter, als Schiller von ihm angezogen. Durch seine Vermählung mit Karoline von Dacheröden näherte Humboldt sich dem Schiller'schen Kreise, und gewann allmälig auch mehr die Neigung des Dichters. Als Humboldt kurz vor Schiller's schwäbischer Reise in Jena verweilte, lud letzterer ihn ein, ganz nach Jena zu ziehen, und Humboldt folgte dem Rufe. Nach einem Besuche bei Körner im September 1793 und nach einem Aufenthalte auf seinem Gute Burgörner kam er im Februar 1794 mit seiner Gattin und seinem Knaben nach Jena, um daselbst dauernd seinen Wohnsitz zu nehmen.

Als Schiller im Mai zurückkehrte, freute er sich sehr, Humboldt zu treffen, besonders auch, da derselbe mit begeisterter Vorliebe von Körner sprach, „und mir geht immer das Herz auf", schrieb Schiller an Körner, „wenn er von Dir spricht." In demselben Briefe fährt er fort: „Humboldt ist mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft, denn im Gespräch mit ihm entwicklen sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht, und die ich außer ihm nur in Dir gefunden habe. Er hat zwar vor Dir sehr viel an einer gewissen Leichtigkeit voraus, die man sich in seinen Verhältnissen leichter erwerben kann, als in den unsrigen; aber was er auf der Oberfläche gegen Dich gewinnt, das gewinnst Du

reichlich gegen ihn in Tiefe." Humboldt, der vier Jahre jünger war, als Schiller, stand diesem damals besonders rezeptiv gegenüber, und nöthigte durch die fortgesetzte Herausforderung der tiefsten Ideen den Dichter selber zum Denken und zum Schaffen, das gefördert wurde durch Humboldt's feines und tiefes Verständniß und seine selbstlose Anerkennung fremder Größe.

Zu diesem Wesen Humboldt's bildete Fichte den schroffsten Gegensatz. Fichte war bekanntlich der Schüler Kant's, und zwar ein Schüler, der nicht bei den Resultaten des Meisters stehen blieb, sondern der sich unternahm, sie weiter zu treiben. Als Filosof, der damals noch mit der Bildung und Gestaltung seines Sistems ringend beschäftigt war, trat Fichte jeder fremden Erscheinung gegenüber sofort auf seinen subjektiven Standpunkt, als ein Mann, nicht der sich irgend einem Kreise oder einem Geiste unterordnend anzuschließen gesonnen ist, sondern dessen Geschäft es ist, von dem Mittelpunkte der selbstgeschaffenen Welt aus alles neu Hinzutretende sich zu assimiliren. Seine Verbindung mit Schiller konnte daher nie zu irgend einer herzlichen Vertraulichkeit gedeihen; die beiden Geister rieben sich aneinander, und gelegentlich stießen sie sich auch energisch ab. Das größte Verdienst Fichte's um Schiller ist unstreitig der Umstand, daß er den letzteren immer wieder zur Kant'schen Filosofie zurückführte, und dem Dichter die gewaltige Welt des Königsberger Filosofen in immer hellerem Lichte erscheinen ließ. In jenen Zeiten wandte Schiller sich mit den besten seiner Kräfte dem wiederholten Studium Kant's zu. An Körner schrieb er am 4. Juli 1794: „Ich habe jetzt auf eine Zeitlang alle Arbeiten liegen lassen, um den Kant zu studiren. Einmal muß ich darüber ins Reine kommen, wenn ich nicht immer mit unsichern Schritten meinen Weg in der Spekulazion fortsetzen soll. Humboldt's Umgang erleichtert mir diese Arbeit sehr, und die neue Ansicht, welche Fichte dem Kant'schen Sisteme gibt, trägt gleichfalls nicht wenig dazu bei, mich tiefer in diese Materie zu führen."

Bekanntlich war auch Körner ein lebhafter Anhänger Kant's, und die Ansichten dieses Filosofen waren sehr oft das Feld, auf dem die drei Freunde Schiller, Körner, Humboldt, ihre eigenen Saten keimen, gedeihen und reifen sahen. Im August 1794 trafen Schiller und Humboldt sich mit Körner in Weißensee, und fühlten durch den Austausch ihrer Gedanken sich allesammt höchst angeregt.

Einer fehlte noch in diesem filosofischen Kreise, einer, welcher zu der Spekulazion die Erfahrung, zu der Tiefe die Weite hinzubrachte. Doch dieser Eine hatte sich auch bereits genähert und war eben im Begriff, in den Bund einzutreten: es war Göthe. Was ihn, den lange Widerstrebenden, endlich doch heranzog, dazu gab die äußere Veranlassung ein großartiges Unternehmen Schiller's, welches dieser damals gerade vorbereitete*).

*) Wir kommen hier in demselben Bande zum zweitenmal zu einer Besprechung des Verhältnisses der beiden großen Dichter und ihrer gemeinsamen Thätigkeit. Wenn sich an dieser Stelle auch manche neue Gesichtspunkte ergeben werden, so würde doch auch manches schon Gesagte wiederholt werden müssen. Um dies zu vermeiden, werden wir an den betreffenden Stellen auf die Angaben in Göthe's Leben verweisen.

Wie wir erzählten, lernte Schiller in der Heimath den Buchhändler Johann Georg Kotta kennen. Diesem machte er den Vorschlag zu einem Unternehmen, welches schon seit Jahren in seiner Seele lag: Schiller beabsichtigte in einer großartigen Zeitschrift die besten Kräfte der gesammten Nazion zu vereinigen und das ganze deutsche Volk für diese Zeitschrift zu gewinnen. Bisher hatte Schiller noch keinen Verleger gefunden, der zu dem Unternehmen Muth gehabt hätte, Kotta aber war sofort bereit. Zuerst freilich wollte er auf eine große politische Zeitung hinsteuern, und auch diese zu redigiren war Schiller anfänglich nicht abgeneigt, aber mit Rücksicht darauf, daß ein solches Amt vor allem eine feste Gesundheit fordere, da der Redakteur einer politischen Zeitung sich doch unmöglich öfter vertreten lassen konnte, lehnte er diesen Vorschlag ab und sprach statt dessen von einem Organ für die gesammte geistige Bildung des Volkes, mit Ausschluß der politischen wie der religiösen Fragen, so wie der speziellen Fachwissenschaften. Mit Kotta wurde das Jahr 1794 als Beginn der neuen Zeitschrift in Aussicht genommen, und nach seiner Rückkehr nach Jena dachte Schiller nun ernstlich daran, einen möglichst stattlichen Kreis von Mitarbeitern zu sammeln.

Wer unter diesen am wenigsten fehlen durfte, das war Göthe, und ihn zu gewinnen, konnte Schiller wohl hoffen. Denn die letzte Vergangenheit hatte die beiden großen Nebenbuhler einander bereits etwas genähert. Schon in den November 1790 fällt ein kurzer Besuch Göthe's bei Schiller in Jena, man sprach sich zuweilen an einem dritten Orte. Seit seiner Rückkehr aus Italien lebte Göthe einsame und traurige Tage, seine begonnenen Dichtungen lagen da, ohne weitergeführt zu werden. Göthe sehnte mit ganzem Herzen sich nach einer lebhaften Anregung seiner durch Mißmuth gelähmten Thätigkeit*). Die Einsamkeit in dem „lieben närrischen Neste," wie er es nannte, in Jena, war seiner poetischen Schöpferkraft oft sehr günstig gewesen; er kehrte auch jetzt öfter daselbst ein und suchte die Unterhaltungen der Professoren, besonders derer vom naturwissenschaftlichen Fach. Im Mai 1794 war Göthe mit seinem Freunde Heinrich Meier in Jena. Ihnen begegnete auf einem Spaziergange der eben heimgekehrte kranke Schiller. Von seinem Anblicke war Göthe tief erschüttert; er meinte, Schiller lebe keine vierzehn Tage mehr; wie das Bild des Gekreuzigten sei er ihm erschienen.

Wenige Tage später**) trafen beide Dichter sich in der vom Professor Batsch gegründeten naturforschenden Gesellschaft. Sie verließen dieselbe gleichzeitig, ein Gespräch knüpfte sich an; Göthe trat mit in Schiller's Haus ein, an dem sie anlangten, und in der nun folgenden lebhaften Unterhaltung machte sich die große Anziehungskraft der beiden gewaltigen Geister gegenseitig geltend. Schiller wagte nun den Versuch, Göthe für die Horen zu gewinnen. Am 13. Juni übersandte er ihm den Prospekt der neuen Zeitschrift und schrieb ihm dabei folgendes höchst formelle Billet.

Hochwohlgeborner Herr!
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer Sie unbegränzt hochschätzenden Gesellschaft, die Zeitschrift, von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren,

*) Vergl. S. 223—265. **) Vergl. S. 265.

über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluß Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen. — Je größer und näher der Antheil ist, dessen Sie unsere Unternehmung würdigen, desto mehr wird der Werth derselben bei demjenigen Publikum steigen, dessen Beifall uns der wichtigste ist. Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer
Fr. Schiller.

Göthe antwortete bereits am 24. Juni; seine Worte lauten folgendermaßen:

Ew. Wohlgeboren

eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden, das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so theile ich es gern mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackeren Männern als die Unternehmer sind, manches, das bei mir ins Stocken gerathen ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen. Schon eine sehr interessante Unterhaltung wird es werden, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen hat, wie über Gehalt und Form zu wachen, um diese Zeitschrift vor andern auszuzeichnen und sie bei ihren Vorzügen wenigstens eine Reihe von Jahren zu erhalten.

Ich hoffe bald mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern aufs beste.

Göthe.

Seinen Freunden theilte Göthe sehr erfreut mit, daß Schiller anfange sich ihm zu nähern. Im Juli reiste er nach Jena, und nun folgten lebhafte Verständigungen über die Grundsätze und das Ziel des gegenseitigen Strebens, und es ergab sich, daß beide demselben Endzweck, wenn auch auf verschiedenen Wegen, zustrebten. Göthe schrieb seinem Freunde Meier, er habe lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt, wie bei Schiller in Jena. Als er nach Weimar zurückgekehrt war, schickte er an Schiller einige Schriften, die er besonders hochhielt, darunter auch die bekannte Abhandlung von Moritz, und schrieb dabei: „Erhalten Sie mir ein freundschaftliches Andenken und seien Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue."

Briefe gingen nun zwischen Jena und Weimar hin und her; wie als wollten beide Dichter zu einem Wesen sich vereinigen, so lebhaft waren sie im Empfangen und im Geben. In seinem Briefe vom 23. August*) zeichnete Schiller das Bild Göthe's, wie es in seiner Seele stand.

*) S. 266 u. 267.

Göthe's Herz wallte hoch auf bei diesen Worten; sie waren ihm aus der tiefsten Seele gegriffen. Er gestand, daß ihm zu seinem Geburtstage, der in jene Tage fiel, kein angenehmeres Geschenk hätte werden können als dieser Brief; wie groß die Hoffnungen waren, welche er auf den vertrauten Verkehr mit Schiller setzte, zeigen die weiteren Sätze seiner Antwort vom 27. August, in welcher er sagt: „Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir nach einem so unvermutheten Begegnen mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können. Alles was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen". In einem Billet vom 30. August nennt Göthe den ehemaligen Nebenbuhler seinen Freund.

Auch den Gang seines eigenen Geistes zeichnete Schiller, und in der großherzigsten Bescheidenheit stellte er sich tief unter den Freund, an dem er emporblickte; er klagte, seine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nenne, sei groß. „Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifiziren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte." Als großartig anschauenden, und aus der Anschauung Gesetze gebenden Geist bezeichnet er den Freund; von sich selber klagt er, daß er Poet sei, wo er filosofiren solle, und Filosof, wo er dichten solle. Diese beiden Kräfte zu bemeistern, sei sein Streben, und ein schönes Ziel die Hoffnung seiner Anstrengung. Tief ergreifend sind die Worte, welche dieser ewig unermüdliche Geist im sichern Vorgefühl seiner kurzen Lebensdauer hinzusetzte: „Eine große und allgemeine Geistesrevoluzion werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet".

Während Göthe früher am entschiedensten gewesen war, Schiller's Nähe zu vermeiden, war er jetzt in der Freundschaft der ungeduldigste. Bald genügte ihm der Briefwechsel nicht mehr, er lud den Freund zu einem längern Besuche bei sich ein; er versprach, Schiller solle ganz nach seiner Art und Weise leben und sich wie zu Hause einrichten. Im September 1797 leistete Schiller dieser Einladung Folge und verweilte vierzehn Tage lang in Göthe's Hause und unter dessen Sammlungen. Der Eindruck, den er von den Reichthümern dieses großartig anschauenden und überschauenden Geistes erhielt, war nachhaltig und höchst wohlthätig für ihn; neues Leben regte sich in seiner Brust, und ein großer Theil dessen, was bei Göthe lange unentwickelt geschlummert hatte und vielleicht verdorrt wäre, wurde durch Schiller erhalten und belebt.

Schiller beendete um diese Zeit einen Theil der Briefe über die ästhetische Erziehung; er sandte sie dem Freunde nach Weimar, und schrieb dabei, er habe in diesen Briefen Göthe's Bild gezeichnet. Dieser las sie sogleich mit großem Vergnügen; auf Einen Zug habe er — so schrieb er dem Freunde — sie hinuntergeschlürft, und wie ein köstlicher Trank seien sie ihm angenehm und wohlthätig gewesen, denn was er seit langer Zeit für Recht erkannte, das habe er hier auf eine zusammenhängende und edle Weise vorgetragen gefunden. Göthe seinerseits sandte dem Freunde die Aushängebogen seines Wilhelm Meister, so bald sie von dem Buchhändler Unger bei ihm eingingen. Mit wahrer Herzenslust verschlang Schiller das erste Buch des Romans, er fühlte sich gehoben und belebt durch die schöne Natur, die aus diesen Blättern ihm entgegen trat, und der Gedanke, den innigen Verkehr mit Göthe fortsetzen zu können, ließ ihn mit aufgeheitertem Gemüth in die traurigen Tage des Winters blicken, der seine krankhaften Zufälle stets öfter wachrief, als die bessere Jahreszeit. Als Schiller im Februar des folgenden Jahres einen Ruf nach Tübingen unter den vortheilhaftesten Bedingungen erhielt, schlug er ihn beharrlich aus, zur großen Freude des Freundes.

Ihre gemeinsame Thätigkeit fand zuerst ihren Vereinigungspunkt in der neuen Zeitschrift, die wir jetzt etwas genauer ansehen müssen.

Das Blatt, dem Schiller als Redakteur den besten Theil seiner Zeit widmen wollte, erhielt den Titel Die Horen. Mit dem neuen Jahre 1795 begann es in Monatslieferungen von je neun Druckbogen zu erscheinen; es wurde mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen, die Zahl der Abonnenten stieg auf die, damals unglaublich hohe Zahl von zweitausend, und schon mit dem Jahrgange 1797 ging das Unternehmen zu Ende. Aus diesem letzten Jahrgange hatte Kotta nur eben die Kosten gewonnen. Welches waren die Gründe zu einer so auffallenden Erscheinung?

Die Erklärung ist nicht schwer zu geben. Zuerst wurde schon in den ersten Lieferungen die Erwartung des Publikums durch manche Stücke arg getäuscht; in diesem Punkte traf die meiste Schuld auf Göthe; und außerdem machte sich sofort nach dem Erscheinen eine Kritik über die Horen her, die im höchsten Grade brodneidisch war, und in einzelnen Fällen an Gemeinheit und Bornirtheit nichts zu wünschen übrig ließ. Zu diesen Hauptgründen gesellten sich noch einige kleinere, die wir im Verlauf unserer Besprechung kennen lernen werden.

Den Sommer des Jahres 1794 verwandte Schiller, um die Mitarbeiter, deren man bedurfte, zur Theilnahme zu bewegen. Zusagen gingen ein von Göthe, Herder, Garve, Jakobi, Matthisson, Pfeffel, Gleim, Wilhelm von Humboldt, Fichte, Woltmann, Hufeland, Schütz u. a. Unter Schiller's Führung war das eine höchst stattliche Schaar. Auch Kant sagte zu, doch hat er nichts geliefert. Ein früherer Gegner Schiller's, Engel, schloß sich gleichfalls an. Kotta zahlte für die Redakzion jährlich tausend Thaler, und gab dem Redakteur die Freiheit, den Bogen bis zu 6 Louisd'or zu honoriren. In der Ankündigung sagte Schiller, die Horen sollten über das Interesse des Tages hinaus in dem Leser eine höhere und allgemeinere Theilnahme für das anregen, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben sei; wahre Humanität solle befördert, der gesell-

schaftliche Zustand durch den stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten verbessert werden. „So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich machen".

Der Einladung für die Mitarbeiter wurde noch ein besonderer Prospekt beigegeben, in dem es hieß: „Die Zeitschrift wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und filosofischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl filosofischen Untersuchungen, als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht sein wird, die Wissenschaft selbst durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern."

Die erste Nummer der so großartig angekündigten Zeitschrift erschien in den letzten Tagen des Januar 1795. An ihrer Spitze stand die schöne erste Epistel von Göthe, aber in demselben Stücke begannen auch schon die Erzählungen der Ausgewanderten von Göthe, die sich durch mehrere Hefte hinzogen, und denen die Römischen Elegien von Göthe folgten. Abgesehen von dem faden Inhalt der Erzählungen, beleidigten sie sowohl als die Elegien auf eine starke Weise das Wohlanständigkeitsgefühl des Publikums, und boten den Angriffen der unfläthigsten Kritik eine erwünschte Handhabe. Durch diesen Anfang wurde nicht nur der beste Theil des Publikums abgeschreckt, sondern auch die Mitarbeiter stutzig gemacht; die letzteren hielten ihre Beiträge zurück, und Schiller war bald in großer Verlegenheit, wie er die Seiten seines Blattes füllen sollte. Für ihn war die Last unendlich, und doch blieb die Anstrengung schließlich ohne Frucht.

Mit der Redakzion der Literaturzeitung in Jena war das Abkommen geschlossen worden, daß vierteljährlich eine Rezension über die Horen gegeben wurde. Kotta bezahlte diese Rezensionen, und die Rezensenten wurden als Mitarbeiter an den Horen betrachtet. Die erste Rezension gab Schütz, und er lobte alles ohne Unterschied mit solchem Eifer, daß die Gegner leichtes Spiel hatten, wenn sie das Gegentheil beweisen wollten. In Halle, in Leipzig, in Gotha, in Berlin kamen die feindseligen Urtheile immer schonungsloser zu Tage, und Schiller mußte seine Manuskripte immer weiter suchen. Weibliche Hände halfen auch hier öfters aus; Sofie Mereau, Karoline von Wolzogen, Friederike Brun, Amalie von Imhof, Luise Brachmann lieferten Aufsätze und Dichtungen theils für die Horen, theils für den Musenalmanach Schiller's, von dem wir später reden werden. Die Horen aber entsprachen unter diesen Umständen am allerwenigsten dem hochtönenden Programm; jeder mittelmäßige Gesell machte sich zum Richter über sie, man verdammte das Ausgezeichnete neben dem Geringen, und schon 1797 erschien, wie wir erzählten, von den Horen der letzte Jahrgang.

Was Schiller selber zu der Zeitschrift lieferte, war ohne Ausnahme sehr werthvoll, wie z. B. die erwähnten Briefe, ferner die historische Schilderung:

Die Belagerung von Antwerpen, u. a. Das unglückliche Schicksal der Horen konnte wenigstens seine geistige Kraft nicht beschränken. Höchst erfreulich wirkte der Umgang mit Göthe, und diese Wirkung erstreckte sich bis auf Schiller's Gesundheit. Da des Nachts ihn seine Krämpfe oft plagten, so mußte er einen großen Theil des Vormittags dem Schlafe opfern. Göthe wußte ihn zu bestimmen, daß er sich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ, und dadurch gewann Schiller wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit, und eine frischere Kraft des Geistes. „Was meine Arbeiten betrifft," schrieb er an Körner, „so bin ich jetzt ungemein mit mir zufrieden. Mein System nähert sich jetzt einer Reife und einer inneren Konsistenz, die ihm Festigkeit und Dauer versichern. Alles hängt aufs beste zusammen, und durch das Ganze herrscht eine Simplizität, die sich mir selbst bei der Ausführung durch eine größere Leichtigkeit bemerkbar macht." Oefter war Göthe in Jena, wo er fast ganz pünktlich die Abende bei Schiller zubrachte, und Schiller war oft, auch mit seiner Lotte, in Weimar.

So rege war Schiller's Arbeitskraft jetzt, daß er neben der Redakzion der Horen auch noch die Herausgabe eines Musenalmanachs beschloß. Derselbe erschien im Januar des Jahres 1796 in der Hofbuchhandlung von Michaelis in Neustrelitz. „Ich denke," schrieb Schiller an Körner, „daß mein Almanach unter seinen Brüdern keine schlechte Figur machen soll." Er übertraf alles was in ähnlichen Erscheinungen bisher dagewesen war. Die Thalia, welche seit 1791 unter dem Titel „Neue Thalia" erschien, war 1793 aufgegeben worden, der Musenalmanach trat gewissermaßen an ihre Stelle; er erschien bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts, dann ließ Schiller, veranlaßt durch das alles übrige gewaltsam beherrschende dramatische Interesse, ihn einschlummern. Beiträge zum Musenalmanach kamen aus ganz Deutschland; für Schiller und die Seinigen gewährte es oft eine heitere Unterhaltung, die verschiedenartigsten Stimmungen und Talente in den eingesendeten Produkten kennen zu lernen.

Neue Lust zur Poesie regte sich bei Schiller, die Filosofie und die Geschichte traten zurück, es nahte die Periode der Balladen und der Dramen. Im Sommer 1795 entstanden die Gedichte: Poesie des Lebens, die Macht des Gesanges, Pegasus im Joche, der Tanz, das Ideal und das Leben, der Genius, die Ideale, das verschleierte Bild zu Sais, Würde der Frauen, deutsche Treue, Kolumbus, der Spaziergang, der Abend, die Theilung der Erde. Alle diese zusammen machen einen Kranz aus, der allein schon die Unsterblichkeit verbürgen würde. Diesen Gedichten gegenüber gestand Göthe, daß dieselben nun das wären, was er vormals von Schiller gehofft habe.

Dem Musenalmanach des Jahres 1796 sollte im Jahre 1797 ein sehr unähnlicher Bruder folgen. Da Schiller mit dem Verleger Michaelis durchaus nicht zufrieden sein konnte, so übernahm Kotta die Besorgung des neuen Jahrganges. Ueber den Inhalt hatte Schiller schon geraume Zeit vorher dem vertrauten Freunde in Dresden einige Andeutungen gemacht. Am 18. Januar 1796 schrieb er: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Göthe und ich arbeiten schon seit einigen

Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat." Und am 1. Februar desselben Jahres schrieb er, indem er das Opus genauer bezeichnete: „Das meiste ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch filosofischen Gedankenblitzen." Das Werk, welches hier gemeint ist, waren die Xenien, und die Satire, welche sie enthielten, richtete ihre scharfen Pfeile gegen die, welche sich an den Horen und so manchem andern versündigt hatten, so wie gegen alles Mittelmäßige, das in hochmüthiger Ueberhebung aus seinem Kreise sich hinausdrängen wollte.

Da wir bereits in Göthe's Leben den Xenienkampf und seine Folgen besprochen haben, so verweisen wir auf diese Stelle (S. 272 ff.).

Bevor das satyrische Gericht über so manchen Schuldigen zu Ende geführt wurde, hatte Schiller in seiner Familie viel Trauer und Leid zu tragen. In den ersten Monaten des Jahres 1796 waren die französischen Heere nach dem südlichen Deutschland vorgedrungen. Schiller's Heimath wurde der Schauplatz des Krieges. Auf der Solitüde richteten die Oestreicher ihr Hauptspital ein, und bald wurde Schiller durch die Nachricht erschreckt, daß der Lazarethtyfus dort ausgebrochen sei und so furchtbar wüthe, daß von Stuttgart aus niemand als die Aerzte sich dorthin wage. Welche Gefahr für die Lieben, welche Schiller in der unmittelbarsten Nähe des schrecklichen Krankheitsherdes wußte! Und welche Angst für den Bruder, als die Nachricht kam, daß Nanette von der Krankheit ergriffen sei!

Göthe war es, der in diesen trüben Tagen that was er nur konnte, um dem Freunde die schwere Last zu erleichtern. Im März 1796 lud er Schiller und dessen Gattin zu sich nach Weimar ein, und behielt sie länger als drei Wochen in seinem Hause bei sich. Schiller fühlte sich bei der Veränderung der Lebensweise wohl, er schlief die Nächte, seine Stimmung war heiter, und ohne Beschwerlichkeit konnte er der Geselligkeit leben. Zum Theater fuhr er; in dem Schauspielhause, welches keine Logen hatte, ließ Göthe ihm eine besondere machen, wo er ungestört sein konnte und, wenn er nicht wohl war, sich vor niemand zu zwingen brauchte. Göthe's Egmont, der um jene Zeit aufgeführt werden sollte, wurde durch Schiller bearbeitet. Iffland war damals in Weimar, um einige Gastrollen zu geben. Auch seine Gesellschaft war für Schiller eine Freude.

Aber die Sorge ließ sich nicht ganz verbannen, denn die Gefahr war zu groß. Schiller's Schwester Nanette hatte sich immer liebevoller und tiefer in die Geisteswelt des Bruders eingelebt. Ihr heißester Wunsch war, Schauspielerin zu werden und ihres Bruders dramatische Gestalten darzustellen. Sie vertraute sich der Schwägerin ihres Bruders an; Karoline von Wolzogen war damals in Stuttgart, sie theilte dem Dichter den Wunsch seiner Schwester mit, und dieser versprach zu Nanettens großer Freude, er wolle ihr behülflich sein. Wenige Monate später wurde das hoffnungsvolle Mädchen von der furchtbaren Krankheit ergriffen, und in der zweiten Hälfte des März erlag sie derselben. Auch die zweite Schwester, Luise, legte sich, ihr Leben schwebte in der höchsten Gefahr, und der Vater war bettlägerig an der Gicht. Die ganze Last ruhte nun auf der schwächlichen Mutter; sie allein mußte die Anordnungen zur Be-

ſtattung der Todten treffen, ſie allein mußte die Kranken pflegen. Schiller war in der größten Trauer und Bekümmerniß. Sein Entſchluß war, ſich ſelber aufzumachen und den Seinen Hülfe zu bringen, er, der ſchwächliche Mann, der ſelber den Tod in der Bruſt trug, und oft ſo krank war, daß er viele Wochen lang den Fuß nicht aus dem Hauſe ſetzen konnte. Doch der Gedanke an ſeine eigene Gebrechlichkeit ließ ihn erkennen, daß er, ſelbſt wenn er glücklich bei den Seinen anlangte, ihnen doch keine erhebliche Hülfe leiſten, vielleicht gar noch durch eigenes Krankſein ihre Noth vermehren würde.

In dieſer traurigen Lage dachte er an ſeine Schweſter in Meiningen. „Der Jammer iſt unausſprechlich,“ ſchrieb er ihr; „kannſt Du es möglich machen, glaubſt Du, daß Deine Kräfte es aushalten, ſo mache doch ja die Reiſe dorthin. Was ſie koſtet, bezahle ich mit Freuden. Ueberlege, meine liebe Schweſter, daß Eltern in ſolchen Extremitäten den gerechteſten Anſpruch auf kindliche Hülfe haben. Gott! warum bin ich jetzt nicht geſund — nur ſo geſund, als ich es bei der Reiſe vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten laſſen, hinzueilen.“

Kriſtofine, welche von Selbſtſucht ſo weit entfernt war, als ein Menſch es vielleicht überhaupt ſein kann, beſann ſich keinen Augenblick. Schiller verſah ſie reichlich mit Geld, und band ihr ganz beſonders auf die Seele, ſie ſolle ſich ja nicht durch Sparſamkeitsrückſichten abhalten laſſen, den Eltern jede nur mögliche Erleichterung zu verſchaffen, er wolle alle Koſten gern tragen.

Mit etwas leichterm Herzen konnte Schiller ſich nun des Beſuches ſeines Freundes Körner erfreuen, der im Mai 1796 mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne, Theodor Körner, nach Jena kam. So groß war die geiſtige Kraft in dem gebrechlichen Körper des Dichters, daß er den Gäſten nichts von allem ſagte, was ihn ſo ſchwer belaſtete. Erſt als Körner wiederum abgereiſt war, ſchrieb er ihm ſeinen Jammer.

Von der Solitüde kamen indeß beſſere Nachrichten. Luiſe genas, Kriſtofine blieb den Sommer über bei den Ihrigen. Durch ihren Muth und ihre Geiſtesgegenwart wurde ſie bei einem Ueberfall der Franzoſen der Schutzengel ihres Hauſes.

Außer dieſem einen Unfall hatte die Familie vom Kriege nicht viel zu leiden. Der Vater aber ſchmachtete an ſehr ſchmerzhaften Gichtleiden langſam dem Tode entgegen. Alle Hoffnung war bei ihm aufgegeben, und für die Seinigen war ſeine Pflege keine geringe Laſt. Mehr als ſechzigtauſend Stämme hatte der unermüdliche Major mit eigener Hand auf der Solitüde gepflanzt, und die Qual, unbeſchäftigt ſein zu müſſen, war ihm nicht die kleinſte während ſeiner Krankheit. Er ſtarb am 7. September 1796. Obwohl der Tod dem Greiſe ſelbſt eine Wohlthat war, ſo betrauerte ſeine Familie ihn doch tief. Schiller ſchrieb an Reinwald: „Der Beſchluß eines ſo langen und dabei ſo thätigen Lebens iſt ſelbſt bei den Gleichgiltigen und Fremden ein rührender Gegenſtand: wie muß er es denjenigen ſein, die er ſo nahe angeht! Ich muß mich des Nachdenkens über dieſen ſchmerzlichen Verluſt mit Gewalt entſchlagen.“ In einem Briefe an ſeine Mutter klagte der große Sohn um den herben Verluſt mit den bewegten Worten: „Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute ver-

ewigte Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete, und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlich reinen Sinne von der Welt zu scheiden.

„Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden als er von dem seinigen!" Die Mutter bat der Sohn, sie möge nun wählen, wo sie wohnen wolle. Da sie vom Herzoge von Würtemberg eine Pension von 200 Gulden erhielt, so zog sie es vor, in der Heimath zu bleiben. Mit ihrer Tochter Luise richtete sie sich ihre Wohnung in dem Städtchen Leonberg ein, das von der Solitüde nicht weit entfernt war.

Bei allen Schmerzen brachte der Sommer des Jahres 1796 dem Dichter doch auch wieder eine Freude. Am 11. Juli wurde sein zweiter Sohn Ernst geboren; Göthe und Charlotte von Kalb waren die Gevattern desselben.

Die vielfache Thätigkeit und die körperlichen Leiden Schiller's schränkten seinen Umgang auf einen kleinen, aber vertrauten Kreis ein. Von Humboldt und seiner Familie haben wir bereits gesprochen; er verließ im April 1797 Jena, nachdem er vorher mehrmals in kleineren Reisen nach Berlin, nach Rügen u. a. O. abwesend gewesen war. Mit ihm trat Schiller nun in einen lebhaften Briefwechsel. Im Jahre 1801 sahen sie sich beide flüchtig einmal wieder. Seit dem August 1796 lebte auch Karoline von Wolzogen, die nun an Wilhelm von Wolzogen verheirathet war, in Jena. Durch das Herannahen der französischen Heere waren beide erst aus Stuttgart, dann aus Bauerbach vertrieben. Wilhelm von Wolzogen, gewandt, vielerfahren und reich an Kenntnissen, wurde vom Herzog Karl August als Kammerherr angestellt. Auch Alexander von Humboldt, der rastlos thätige, gehörte dem vertrauten Kreise eine Zeitlang an. Die Freundschaft mit Göthe wurde immer inniger. Göthe hat in einzelnen Jahren mehr als sechs Monate nach und nach in Jena zugebracht, Schiller war oft, manchmal wochenlang, Göthe's Gast in Weimar. Wenn sie getrennt waren, gingen mehrmals in der Woche Briefe hin und her.

Im Frühjahr 1797 wurde es einsamer um Schiller her; Wilhelm von Wolzogen ging, etwa um dieselbe Zeit wie Wilhelm von Humboldt, von Jena fort, um in Weimar seinen Kammerherrnposten anzutreten. Göthe strebte in leidenschaftlicher Unruhe nach Italien, und da die Kriegsereignisse ihn von dort fern hielten, ging er im Juli mit seiner Familie nach Frankfurt, und von da allein weiter nach der Schweiz. Für Schiller war es gut, daß er einen so traulichen Familienkreis sein nannte.

Es wird hier eine geeignete Stelle sein, einen etwas näheren Blick auf seine Häuslichkeit zu werfen. Karoline von Wolzogen hat uns vieles Interessante mit durchaus glaubwürdiger Treue berichtet. Besonders rühmt sie die feinsinnige Schonung, welche Schiller stets in seiner Familie und unter seinen Freunden zeigte. „Leidenschaftliche Stimmungen anzuschauen" — so erzählt Karoline — „zog ihn an, aber immer waltete der menschliche Antheil vor; er begegnete ihnen schonend, mildernd, in jede Individualität eingehend. Selbst für die kleinen Leiden

gedrückter Eitelkeit suchte er eine milde Auslegung. Dabei fühlte er alle Schwächen und Thorheiten schnell. Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmüthigkeit verrieth, sah ich auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Sein feiner Takt und sicherer Verstand, der das Können und Vermögen eines jeden so wie dessen Stellung zur Gesellschaft leicht abwog, gab ihm ein zartes Gefühl für das Lächerliche. Er überließ sich diesem für den Moment, und scherzte, von ihm angeregt, im vertrauten Kreise, aber ein Beschäftigen damit war ihm zuwider. Freude an den Fehlern anderer, ein Genuß des eigenen sie entdeckenden Scharfsinns, deuteten ihm auf eine niedre Naturanlage."

Aeußere Lebensstellung eines anderen war für Schiller nie der Grund zur Annäherung oder zum Zurückweisen; ihm galt nur der innere Werth des Menschen. Dem Strebenden war er mit eigener Aufopferung hülfreich, junge Leute warnte er stets, sich mit ihrer äußeren Lage zu entzweien. Alles Gemachte, Gespreizte, Inhaltlose war ihm zuwider, alles Erheuchelte, Lügenhafte haßte er, und wo er in seinem Umgange auf einen Menschen traf, der nicht aufrichtig, wohl gar falsch war, da brach er sofort mit ihm. Die äußere Form, wie sie einmal bestimmt und hergebracht war, beobachtete er genau; sein Eintreten in einen fremden Kreis konnte zuweilen einen Anstrich von Schüchternheit haben.

Schiller's Gestalt war von ungewöhnlicher Größe, seine Haltung ein wenig steif, im spätern Leben hielt er sich ein wenig krumm — eine Folge der Brustleiden und der sitzenden Lebensweise. Seine Augen waren grau, seine Haare röthlich, seine Stirn mächtig und breit, sein Kopf ausgezeichnet schön gebaut. Seine Haut war von weißer Farbe, er erröthete leicht. Kinn und Unterlippe traten ein wenig vor. Seine Stimme war nicht hell und auch nicht gerade wohlklingend, seine Unterhaltung aber fesselte jeden, der ihm nahe kam. Etwas vom schwäbischen Dialekt behielt er immer bei. Sein Anzug war einfach, aber gewählt, besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Auf seinem Schreibtisch mußte stets Ordnung sein. Um sich hatte er gern Blumen, vor allen liebte er die Lilien. Lila war seine Lieblingsfarbe. Gegen Spinnen hatte er einen lebhaften Widerwillen.

Im vertrauten Kreise liebte er die Freuden des Mahles und trank dann auch gern ein Glas Wein, aber stets mit Mäßigkeit. Bei der Arbeit trank er niemals Wein, zuweilen zur Anregung eine Tasse Kaffee. Alles was von seinem Champagnertrinken beim Dichten, von den Arbeiten, die er im halben Rausch zu Stande gebracht, erzählt worden ist, gehört zu den leider so zahlreichen erlogenen Nachrichten, die über Schiller's Leben verbreitet sind.

Wenn ihn kein überwiegendes Interesse des Geistes fesselte, war er aufmerksam auf alle Umgebungen. Wer sich frei und heiter in seiner Nähe zeigte, der war ihm der liebste Gesellschafter, denn er selbst war auch gern fröhlich, und seine Freude, seine Heiterkeit konnte unschuldig und glücklich wie die eines Kindes sein. Seine innere Stimmung beherrschte oft sein Vermögen, die Außenwelt anzuschauen, so sehr, daß er an der schönsten Natur vorübergehen konnte, ohne sie zu beachten. Sonst war er ein großer Freund der schönen Natur, und gerade

zu der Zeit, von der wir zuletzt erzählten, ging er damit um, einen schön gelegenen Garten als sein Eigenthum zu erwerben, um sich dem Leben mit und in der Natur ganz nach vollem Behagen hingeben zu können.

In Jena war durch den Tod eines Professors Schmidt ein Gartenhaus mit einem ländlichen Grundstücke verkäuflich geworden. Schiller erstand dasselbe für 1150 Thaler. Der Garten liegt südwestlich von Jena, jetzt ist die Sternwarte daselbst eingerichtet. Der Ort eignete sich sehr für Schiller, denn er war anmuthig und gesund, und sehr ruhig. Das Wohnhaus lag vorn in der Mitte des Gartens und hatte vom oberen Stock aus eine weite, herrliche Aussicht. Vom Rande des Gartens aus schaute man in ein grünes Thal, durch welches sich das kleine Flüßchen Leutra schlängelt; gegenüber erhoben sich kahle, weißgraue Höhen. An der Südseite des Gartens ließ Schiller sich ein Häuschen mit einer Zinne bauen, das in seinem oberen Stockwerke nur ein einziges Zimmer hatte; hier arbeitete Schiller oft, im Sommer bis tief in die Nacht hinein. Von der Zinne aus hatte man einen prachtvollen Blick ins Saalthal; diese „hohe Gartenzinne" ist es, welche Göthe im Epilog zu Schiller's Glocke meint.

Am 2. Mai 1797 zog Schiller in den Garten ein; das erste, was er darin schrieb, war ein Gruß an Göthe. „Eine schöne Landschaft umgibt mich" — so fährt der Brief fort — „die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung."

In diesem Garten entstand ein Theil des Wallenstein und die Mehrzahl von Schiller's Balladen. Im Wetteifer mit Göthe entstanden manche dieser herrlichen Dichtungen, deren Stoffe beide Dichter gemeinschaftlich aufsuchten und dann unter sich theilten. Im Juni 1797 dichtete Schiller den Taucher, den Handschuh, den Ring des Polykrates; im Juli den Ritter Toggenburg; im August die Kraniche des Ibykus, im September den Gang nach dem Eisenhammer.

Schiller's Balladen sind vielleicht mehr als irgend etwas anderes aus dem Gebiete der Poesie, in das Herz des deutschen Volkes gedrungen. Während des letzten französischen Krieges wurde von den deutschen Belagerungstruppen vor Metz der Geburtstag Schiller's in kleineren Kreisen festlich begangen; bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß sogar manche Offiziersburschen Schiller'sche Balladen vollständig und mit vieler Liebe rezitiren konnten. Solche Thatsachen sind wahrhaft herzerfreuend, wenn man so manchen jammervollen Kritikus im Schweiße seines Angesichts über Schiller's Balladen aburtheilen hört. Der Pedant findet gewaltig viel auszusetzen, wenn seine plumpen Finger die herrlichen Kunstwerke zerpflücken; da behagt ihm die Wortstellung nicht, dort tadelt er den Reim, hier mag er die Ueberschrift nicht gelten lassen, an jener Stelle zerbricht er sich den Kopf, ob ein Wort auch den richtigen Ton habe. Stören wir diese Maulwürfe nicht in ihrem Würmerfange, erfreuen wir uns lieber an den herrlichen Dichtungen, welche im deutschen Volke fortleben werden, so lange es existiren wird.

Auch an der Glocke arbeitete Schiller im Juli 1797. Den ersten Gedanken zu diesem Gedichte, dem kein zweites in seiner Art zur Seite treten kann, faßte

er 1788, als er in Rudolstadt Gelegenheit fand, eine Glockengießerei öfter zu besuchen. Im September 1799 wurde die Glocke vollendet, sie erschien im Musenalmanach von 1800, dem letzten, welchen Schiller herausgab.

Das bedeutungsvolle Jahr 1797 brachte endlich auch den Wallenstein in Fluß. Schon seit der Bearbeitung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges hatte Schiller angefangen, sich mit dem Plane zu diesem Drama zu beschäftigen, und hatte seit dieser Zeit es nie ganz aus den Augen verloren. Als die Filosofie nachließ, Schiller's Geist ganz zu beherrschen, trat das Drama wieder mehr in den Vordergrund. Wie sehr der Dichter mit diesem Stoffe rang, das zeigen uns die Briefe an Körner; nur eine Stelle möge hier stehen. Am 28. November 1796 schrieb Schiller an den Freund: „Ich brüte noch immer ernstlich über dem Wallenstein, aber noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Du mußt aber nicht denken, als ob ich meine dramatische Fähigkeit, so weit ich sie sonst mag besessen haben, überlebt hätte; nein, ich bin bloß deswegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt bestimmter und klarer, und die letzteren strenger sind. Keins meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. Der Stoff ist, ich darf wohl sagen im höchsten Grade ungeschmeidig für solch einen Zweck; er hat beinahe alles, was ihn davon ausschließen sollte. Es ist im Grunde eine Staatsaktion, und hat in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares abstraktes Objekt, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine für den Vortheil des Poeten viel zu kalte, trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Base, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee, mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vor's Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Fantasie bringen kann; ich kann also das Objekt, worauf er ruht, nicht zeigen, und eben so wenig das, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. — Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt wird, Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Karakter endlich ist niemals edel, und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf man ihm nichts Großes gegenüber stellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder. Mit Einem Worte: es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte — von dem Inhalt habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden — und nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung kann ich ihn zu einer schönen Tragödie machen. — Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptkarakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers".

Diese Stelle ist im höchsten Grade interessant für die Beurtheilung der Tragödie, und eben so wohl für die Kenntniß der Art und Weise, wie Schiller, im Gegensatz zu Göthe, arbeitete. Wir finden es nach diesen Worten sehr erklärlich, wenn Schiller ferner von dem weitläufigen und freudlosen Studium der Quellen spricht, mehrere Entwürfe liegen läßt, und schließlich die angefangene Prosabearbeitung in Jamben umsetzt.

Zu Ende des Jahres 1796 war der erste Akt beinahe vollendet, und Schiller hatte bei seiner Arbeit guten Muth. Im Mai 1797 las Göthe den Prolog (das Lager), und Körner erhielt das herrliche Reiterlied. Unter den schwersten körperlichen Leiden rückte nach einer Unterbrechung im Sommer das Drama im Herbst 1797 vor, und im August 1798 las Schiller, als Göthe in Jena weilte, dem Freunde die beiden noch nicht ganz vollendeten letzten Akte vor. Göthe erklärte sofort, daß für einen Theaterabend das Stück viel zu lang sei, und im September erfolgte danach die Abtheilung in zwei Stücke. Das Lager wünschte Göthe zur Eröffnung des umgebauten Theatergebäudes aufzuführen, und zu diesem Zwecke wurde es bedeutend erweitert*). An demselben Tage, der uns jetzt an den größten Freiheitskampf unseres Volkes erinnert, am 18. Oktober, erfolgte die Aufführung des Stückes. Das neueröffnete Theater war sehr voll, das rasch pulsirende Leben der eigenartigen Dichtung wirkte hinreißend; Karoline v. Wolzogen glaubte fast homerische Gestalten zu sehen, in denen die edle Seite des neuern Kriegslebens sich plastisch vor Augen stellte. „Es war ein schöner Abend," erzählt Karoline, „Schiller war sehr gerührt über unsere Freude, und Göthe's herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig."

Der schöne Erfolg war dem Dichter die Bürgschaft, daß er die Schwierigkeiten, die sich so reich entgegenstellten, in rechter Weise überwunden habe, und sein Muth zur Vollendung der beiden andern Stücke wurde neu belebt. Iffland, der seit 1796 die Berliner Bühne leitete, wünschte die Pikkolomini so bald als möglich zu haben, und Schiller verpflichtete sich, sie zu Anfang des Jahres 1799 herzustellen. Seine Kränklichkeit, die besonders deshalb so störend wurde, weil sie oft den Schlaf verscheuchte, hinderte wieder gewaltig, aber Schiller war willenstark wie wenige Menschen; er zwang den widerstrebenden Körper dem Geiste sich zu unterwerfen, und zwar mit eben dem Erfolge wie Kant das vermochte. Am 24. Dezember 1798 stellte er drei Kopisten zugleich an, und denselben Abend noch ging das Werk an Iffland nach Berlin ab. Nun erhielt auch Göthe das Bühnenmanuskript, und in den ersten Tagen des Januar 1799 reiste Schiller mit seiner ganzen Familie zu einem fünfwöchentlichen Aufenthalt nach Weimar ab. Göthe hatte für ihn eine Wohnung im Schlosse eingerichtet, und wie angenehm für Schiller diese längere Ausspannung war, das zeigen uns seine Worte in einem Briefe an Körner. „Mein Aufenthalt in Weimar," sagt Schiller, „hat mir auch in Rücksicht auf meine Gesundheit wieder neue gute Hoffnungen erweckt. Ich bin genöthigt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und ich habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuthen. Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran

*) Vergl. S. 305 u. 306.

gehindert, und so habe ich in diesen fünf Wochen wieder als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen."

Göthe ließ es sich besonders angelegen sein, auch die äußere Darstellung würdig und getreu herzurichten. Die Kostüme der Zeit des Stückes genau anzupassen, wurde keine Mühe gescheut. So rückte der 30. Januar, der Geburtstag der Herzogin Luise, heran; viele Fremde waren herbeigeströmt, und der Beifall war allgemein. Das dritte Stück, Wallenstein's Tod, machte auf Göthe, so wie er die einzelnen Akte nach ihrem Entstehen las, tiefen Eindruck. Am 20. April 1799 wurde Wallenstein's Tod zum erstenmal in Weimar gegeben. Schiller war zur Aufführung wieder hinübergereist. Das Stück that eine außerordentliche Wirkung und riß auch den Unempfindlichsten mit fort, es war darüber nur Eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen wurde über nichts anderes gesprochen. In Berlin, wo Fleck den Wallenstein in seiner ganzen imposanten Größe gab, war der Erfolg ein hinreißender. Als das Stück 1800 bei Kotta im Druck erschien, wurde schon nach drei Monaten eine neue Auflage nöthig. So wurde das Stück auch in pekuniärer Beziehung für Schiller erfreulicherweise sehr lohnend. Seiner Lotte schenkte die Herzogin Luise von Weimar ein silbernes Kaffeeservice. Im Juli kam der König und die Königin von Preußen nach Weimar, um den Wallenstein aufführen zu sehen. Schiller wurde der Königin Luise vorgestellt, und erzählte nachher, wie sehr er durch das freundliche Benehmen der unvergeßlichen Frau erquickt worden sei, und mit wieviel Geist und Gemüth sie sich in den Sinn seiner Dichtung vertieft habe.

„Es wehte ein höherer Geist in der ersten Vorstellung Wallenstein's, der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete" — so erzählt Karoline von Wolzogen. Dieses Wort ist sehr treffend, und es weist genau auf die Richtung hin, in welcher wir die eigentliche Wirksamkeit der Schiller'schen Dramen zu suchen haben. Wir erinnern an die Vorrede zu den Räubern, in welcher schon damals der Jüngling ein so bedeutendes Gewicht auf die moralische Seite seines Werkes legte. Man hat über solche Aeußerungen Schiller's die Achseln gezuckt, und sich Mühe gegeben zu beweisen, daß Schiller's eigentliche Meinung in solchen Worten nicht enthalten gewesen sei. Ein solches Verfahren kann nur da stattfinden, wo man den eigentlichen Kern des Schiller'schen Wesens gänzlich verkennt. Gerade dieses heldenmüthige Eintreten für jede große und edle Idee ist der tiefste Lebensnerv, und zugleich die Ursache der völlig beispiellosen Wirkung der Schiller'schen Dichtung. Diese Seite unseres großen Dichters hatte David Friedrich Strauß im Auge, als er das schöne Wort sprach: „Soviel die Kritik auch daran auszusetzen haben mag, Schiller's Dramen werden doch ewig der Quell bleiben, in dem das deutsche Volk sich verjüngt." Schiller's Ideenwelt ist eine so hinreißend großartige, daß durch sie der Leser von Gefühl wie im Fluge über alle jene Stellen hinweggeführt wird, bei welchen der kalte Kritiker sich zum Kopfschütteln verpflichtet glaubt.

Und wie ungerecht, wie erbärmlich und geradezu verständnißlos ist diese Kritik so vielfach gewesen! Ist nicht schon Göthe mit edlem Unwillen dem Unverstande einer gewissen Schule entgegen getreten! Und doch schweigen diese

Stimmen immer noch nicht, wenngleich das deutsche Volk durch seine große Liebe gerade für Schiller immer wieder von neuem beweist, daß es von solchen absprechenden, kurzsichtigen Kritiken nichts wissen will. Die Zukunft wird anders reden. „Um Shakespeare“ — so sagt Gervinus V, 439 — „war bald nach seinem Tode derselbe Zwist, wie bei uns um Schiller; jetzt ist das, was man ihm damals zum Laster machte, so in Eins mit seinen Tugenden zusammengerückt, daß es als trivial gilt, nur noch ein bedeutendes Wort darüber zu verlieren. So mag es auch mit unseren Dichtern kommen, und dann wird man das Fehlerhafte der Schiller'schen Werke aus anderen Gesichtspunkten ansehen.“

Wenn diese Zeit gekommen sein wird, dann werden unsere großen Dichter auch auf unseren Schulen eine andere Behandlungsweise erfahren. Man wird ihnen dann mehr Zeit und mehr Liebe widmen, als jetzt, wo man meist nur einige schläfrige Nachmittagsstunden für sie übrig hat, und ganz besonders darauf auszugehen scheint, dem warmen jugendlichen Herzen jene Operazion begreiflich zu machen, die Göthe in seinem Gedichte „Dilettant und Kritiker“ so anschaulich beschrieben hat.

Wollte man die Seite der Schiller'schen Dichtung, die wir andeuteten, erschöpfend erklären, so könnte man damit allein ein umfangreiches Werk füllen. So verdienstlich eine solche Arbeit auch sein würde, so kann es an dieser Stelle doch nicht unser Zweck sein, einen Versuch, sie zu lösen, anzustellen; ganz davon abgesehen, daß schon der Raum verbietet, mehr als einzelne Bemerken zu geben. Wer das wenige vergleicht, was wir über Göthe's Hermann und Dorothea sagten (S. 284 — 297), der wird leicht erkennen, nach welchem Ziele wir streben. —

Als Schiller die Pikkolomini vollendet hatte, schrieb Göthe ihm mit Bezug auf das ganze Werk: „Sie werden selbst erst finden, wenn Sie diese Sache hinter sich haben, was für Sie gewonnen ist. Ich sehe es als etwas Unendliches an.“ Schiller war sich selbst sehr wohl bewußt, welche unendliche Arbeit er auf den Wallenstein hatte wenden müssen, doch eben so sehr fühlte er auch, wie sehr dieses Drama ihn gefördert hatte. Im dramatischen Fache war er nun so heimisch und seiner Kraft sich so sehr bewußt, daß er beschloß die nächsten sechs Jahre ausschließlich darauf zu verwenden. Er würde dem Drama noch mehr Zeit gewidmet haben, hätte der Tod ihn nicht mitten aus seiner rastlosen, großen Thätigkeit weggerissen.

Sechs Wochen verstrichen nach der Vollendung des Wallenstein, ehe Schiller sich einem neuen Stoffe zuwenden konnte. Diese Zeit war ihm unerträglich, und sein Leben ging erst dann wieder den ruhigen Gang, als er sich in der Mitte des Mai für die Bearbeitung der Maria Stuart entschied. Ganz neu war ihm dieses Thema nicht; Reinwald bezeugt, daß der erste Akt bereits in Bauerbach entworfen war. Der neue Plan war im Laufe weniger Wochen ins Reine gebracht, denn schon am 4. Juni 1799 schrieb Schiller an Göthe: „Ich habe heute dieses Opus mit Lust und Freude begonnen, und hoffe in diesem Monate schon einen ziemlichen Theil der Exposizion zurücklegen.“

Maria Stuart entstand unter dem steten Einflusse von Lessing's Dramaturgie, wie Schiller in dem eben genannten Briefe bezeugt. Schade, daß er sie nicht

früher gelesen und nicht eingehender studirt hatte. Aber die Früchte dieses Studiums zeigten sich in allen seinen folgenden Werken. In seinem Gartenhause ward die Arbeit, da seine Gesundheit sich recht gut hielt, rasch gefördert; in den letzten Tagen des August war der zweite Akt fertig. Dann wurde die Arbeit durch mancherlei Umstände längere Zeit unterbrochen.

Schon seit dem Beginn seiner Freundschaft mit Göthe hatte Schiller den Wunsch gehegt, in Weimar zu wohnen, und als er sich nun mit voller Kraft dem Drama wieder hingab, da fühlte er sehr lebhaft, daß die stete Anschauung der Weimarischen Bühne seine Arbeit bedeutend fördern würde. Da Karl August im Beginn des Jahres 1799 den Wunsch aussprach, Schiller möge doch öfter und auf längere Zeit nach Weimar kommen, so wandte Schiller sich im Sommer desselben Jahres an den Herzog, theilte ihm sein Vorhaben mit und bat ihn, mit Rücksicht auf den theuern Aufenthalt in der Residenz sein Gehalt zu vermehren. Der vortreffliche Fürst antwortete in sehr zuvorkommender Weise, und schrieb ihm, daß Schiller's Absicht ihm sehr verwünscht sei und er ihm gern von Michaelis ob eine jährliche Zulage von 200 Thaler bewillige. In seinem Schreiben sprach er die Worte aus: „Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, wenn man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isolirt." Die Herzogin Luise, Schiller's besondere Gönnerin, bezeigte über seine Absicht, überzusiedeln, herzliche Freude.

Den Umzug hätte Schiller schon im Herbst angetreten, wenn er nicht noch die Entbindung seiner Frau hätte abwarten wollen. Sie erfolgte am 11. Oktober und die kleine Karoline hätte der Mutter beinahe das Leben gekostet. Denn wenige Tage nach der Niederkunft zeigte sich ein Nervenfieber, das die Wöchnerin an den Rand des Grabes brachte. Zehn Tage lag die Kranke ohne Besinnung in den heftigsten Fantasien; ihr Zustand war für den Gatten schrecklich; eine Nacht um die andere wachte er, und am Tage kam er nicht von Lottens Bette, denn sie wollte niemand als ihn und ihre Mutter um sich dulden; letztere wurde durch ihre Ruhe und Besonnenheit für Schiller ein großer Trost. Bis zum 19. November dauerten die Fantasien der Kranken fort, dann erst begann eine nachhaltige Besserung einzutreten. In der Pflege für die Kranke war die brave Hauswirthin, Frau Griesbach, unermüdlich gewesen und Göthe zeigte die größte Theilnahme. „Unsere Zustände" — so schrieb er an Schiller — „sind so innig verwebt, daß ich das was Ihnen begegnet an mir selbst fühle."

Die letzten Wochen des November ließen die Genesung so unerwartet rasch vorschreiten, daß man an die Uebersiedlung nach Weimar nun ernstlich denken konnte. Charlotte von Kalb, welche um diese Zeit die Residenz Karl August's verließ, räumte ihre Wohnung für Schiller ein, und Frau von Stein lud die Genesene zu sich auf die ersten Tage ein, bis die neue Wohnung völlig eingerichtet sei. Am 3. Dezember 1799 fuhr Schiller mit seiner Familie nach Weimar hinüber. Da seine Frau die Reise sehr gut überstand und auch in Weimar sich anhaltend wohl fühlte, so konnte Schiller nun mit leichterem Herzen der Zukunft entgegensehen.

Er ging wieder an seine begonnene Arbeit. Aber schon im Februar warf ihn ein so furchtbarer Anfall seiner Krankheit darnieder, daß er noch sechs

Wochen nachher nur mit zitternder Hand schreiben konnte. Dennoch waren zu Ende des März 1800 die vier ersten Akte vollendet. Vor dem fünften Aufzuge blieb er eine Zeitlang stehen, da er wie er sagte, dazu einer eigenen Stimmung bedürfe. Sehr willkommen war es ihm, als der Herzog ihm anbot, einige Wochen auf dem in der Waldeinsamkeit gelegenen Schlosse Ettersburg zuzubringen. Im Mai ging er mit seinem Bedienten dahin und vollendete dort den letzten Akt. Dann kam er nach Weimar zurück, leitete selbst die Proben, und am 14. Juni 1800 wurde Maria Stuart gespielt, „mit einem Erfolg," schrieb Schiller an Körner, „wie ich ihn nur wünschen konnte." Die Studenten waren in Scharen von Jena herübergekommen.

Auch die Marie Stuart Schiller's ist in erster Linie nicht historisches Drama, sondern rein menschliche Motive waren es, welche die Grundlinien dieses Trauerspiels gestalteten. Die sogenannten Verstöße gegen die Geschichte, welche Schiller's Drama enthält, haben englische Kritiker mit großer Genauigkeit abgezählt; sie bemerken auch mit Nachdruck, daß ganz besonders die Szene der Begegnung zwischen Elisabeth und Maria unhistorisch sei. Für den Kunstwerth des Stückes haben diese Bemerkungen nicht die mindeste Wichtigkeit, und jener Auftritt, den Schiller erfand, ist vortrefflich geeignet, uns in die Tiefe der Ideen, welche den Dichter trieben, hinein zu führen. Der wirkliche historische Verlauf der Lebensschicksale der beiden Königinnen und ihrer Feindschaft, so wie der näheren und entfernteren politischen Motive hat für uns Deutsche entschieden weniger Interesse, als vom allgemein menschlichen Standpunkte aus betrachtet das Schauspiel des Leidens und des furchtbaren Schicksals der schönen Königin, deren Schuld niemand läugnen wird, die aber nur ein Herz von Stein verdammen kann, besonders dieser Elisabeth gegenüber, die, abgesehen von dem was sie als Regentin wirklich Großes leistete, in ihrem Privatleben moralisch ganz gewiß nicht über der katholischen Maria stand. Selbst der strenge Historiker zeichnet auf, daß nicht politische Nothwendigkeit, nicht strafwürdige Unsittlichkeit, sondern allein die persönlichen Beweggründe der Elisabeth, Neid und Rachsucht, es waren, welche die Maria aufs Blutgerüst führten. Von diesem Standpunkte aus erfaßte Schiller seinen Stoff, diesen Gedanken führte er durch, ihn vor allen motivirte er, und seine Arbeit ist eine sehr vortreffliche geworden. Sobald man von dieser Voraussetzung ausgeht, wird man den Bau des Dramas ebenmäßig und höchst wirksam, und seine Ausführung in jeder Weise passend finden. Das ganze aber wird als ein Werk erscheinen, welches sich hoch über jedes Sonderinteresse erhebt, und eines Genossen des großen Kant, eines Freundes des Dichters der Iphigenie völlig würdig ist. Der Vorwurf, daß Schiller durch die Gestalt der Maria ungerechterweise den Katholizismus habe begünstigen wollen, ist eine wahrhaft kindische Bemerkung, und ein trauriger Beweis, wie oberflächlich und wie egoistisch man in Deutschland die Dramen betrachtet, welche das Ausland als den Gipfel deutschen Dichterruhmes nennt. Hoffentlich wird, wie manches Aehnliche, ein solches Verfahren keinen Platz mehr in dem Reiche finden, das Kaiser Wilhelm der Siegreiche am 18. Januar 1871 gründete. —

Als Schiller nach Weimar übersiedelte, trat er in ein näheres Verhältniß zu dem Theater und zu den Schauspielern. Es war eine schwierige Aufgabe,

nicht bei dem reizbaren Volk der Mimen, nicht bei dem Herzog und nicht bei dem Intendanten Göthe anzustoßen, und dabei doch eine freie Stellung und einen nachhaltigen Einfluß zu bewahren. Schiller's Klugheit, sein äußerst scharfer Blick für alle bestehenden Verhältnisse und seine Selbstverläugnung zeigen sich hier im hellsten Lichte. Bei den Schauspielern gewann er große Liebe und Anhänglichkeit durch die freundschaftliche Art, wie er sie behandelte. Er lud sie zu sich ein, las ihnen seine Stücke vor und übte oft die Rollen, nicht allein für seine eigenen Dramen, mit ihnen ein.

Der Herzog Karl August beschäftigte sich bekanntlich sehr viel mit der Bühne, und auch mit einzelnen Mitgliedern des Personals. Er hatte eine Vorliebe für das französische Drama, und sah es sehr gern, wenn dieser Vorliebe Rechnung getragen wurde. Aus diesem Umstande ist die Entstehung einiger Bearbeitungen fremdländischer Stücke durch Schiller's Hand zu erklären. Man hat dem Dichter Unrecht gethan, wenn man Stücke wie Turandot, Fädra u. a. allein auf Rechnung seiner Neigung schrieb. Hätte er allen Winken und Wünschen — denen er unmöglich immer ausweichen konnte — folgen wollen, so wäre die Zahl dieser Bearbeitungen wohl noch größer geworden.

Im Winter von 1799 auf 1800 bearbeitete Schiller auch ein Shakespeare'sches Stück, den Makbeth, der ihm schon seit längerer Zeit lieb war. Es bekundet den energischen Fleiß des Dichters, daß neben der Maria Stuart und trotz der vielen Unterbrechungen durch Krankheit auch dieses Stück bereits am 14. Mai 1800 aufgeführt werden konnte. Körner, der in seinen Aussprüchen gegen Schiller stets besonders streng war, urtheilte über Schiller's Arbeit: „Von dem Geiste des Originals kann man kein lebendigeres Bild erhalten, als durch diese Behandlung.“ Das Stück wurde 1800 bei Kotta gedruckt, und in demselben Jahre wurde, trotz eines Nachdrucks, schon eine zweite Auflage nöthig. Zur Einführung Shakespeare's in Deutschland hat dieses Stück sehr viel beigetragen.

Der Aufführung der Maria Stuart folgte der Angriff einer neuen Arbeit auf dem Fuße. Es war die Jungfrau von Orleans. In den letzten Tagen des Juli war der Plan schon ziemlich gestaltet. Um dieses Drama allen Anforderungen gerecht werden zu lassen, machte Schiller vielfache Studien. Körner sandte ihm Schriften über das Hexenwesen und die Hexenprozesse, über welche Schiller sein Urtheil mit den Worten aussprach: „Es ist derselbe Fall wie mit der Astrologie; man erstaunt, wie platt und gemein diese Fratzen sind, womit sich die Menschen so lange beschäftigen konnten.“ Im August suchte er sich mit den Troubadours bekannt zu machen, und im folgenden Monat erbat er sich von Göthe Hermann's griechische Metrik, um sich über die Natur des Trimeters aufzuklären. Die Früchte dieser Studien liegen in dem Drama offen zu Tage. Eine Unterbrechung war die Sorge um Göthe, der im Januar 1801 lebensgefährlich erkrankte *). Im März begab Schiller sich in sein einsames Gartenhaus in Jena, da er in Weimar in einer sehr geräuschvollen Straße wohnte.

*) Vergl. S. 308.

Am 1. April kehrte er nach Weimar zurück, und am 7. April konnte er die vier ersten Akte an den Buchhändler Unger in Berlin absenden, dem er das Drama für 500 Thaler Gold verkauft hatte. Am 15. April 1801 wurde das Ganze beendet *).

An eine Aufführung in Weimar war vorerst nicht zu denken. Karl August war gegen die Ausführung dieses Themas zuerst sehr eingenommen, und als Schiller sein Stück beendet hatte, schrieb der Herzog an Frau von Wolzogen, er höre mit Schrecken, daß Schiller die Pucelle d'Orléans wirklich geschrieben habe. Als er das herrliche Stück gelesen, wurde seine Meinung freilich eine ganz andere, aber zur Aufführung, meinte er, eigne es sich doch nicht. Schiller war klug genug, diesem Urtheil des Fürsten unbedingt beizustimmen. In der That konnte damals das Stück in Weimar nicht gegeben werden. Die Hauptrolle hätte nur Karoline Jagemann übernehmen können — sie wurde bekanntlich später unter dem Namen Frau von Heygendorf in den Adelstand erhoben — und Karoline sah sich gerade damals veranlaßt, eine längere Reise zu unternehmen. Nach ihrer Rückkehr war jedes Hinderniß zur Uebernahme der Rolle beseitigt, aber Schiller wartete doch bis zum 23. April 1803, ehe er das Stück in Weimar zur Aufführung brachte, und ließ dann die Jungfrau lieber von der jungen Amalie Malcolmi spielen. In Berlin wurde das schöne Drama am 23. November 1801 durch Iffland auf die Bühne gebracht; der Beifall war unendlich. Gedruckt erschien es 1802, und erlebte in demselben Jahre drei Auflagen. Der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß Friedrich Schlegel ein verdienstliches Werk gethan zu haben vermeinte, als er dem Drama Schiller's 1802 eine Geschichte der Jungfrau nach den historischen Quellen entgegen zu setzen versuchte.

Was wir von der Maria Stuart sagten, gilt in eben demselben Maße von der Jungfrau von Orleans. Das rein menschliche Interesse in ihr überwiegt das historische. Der Dichter wies prosetisch auf sein eigenes Vaterland hin, als er die großen Kämpfe schilderte, in denen Frankreich, in Parteien zersplittert, sich selbst zerfleischte und eine Beute des Feindes wurde, bis die begeistertste Vaterlandsliebe unwiderstehlich die hadernden Parteien zusammenschmolz, den Feind vertrieb und das Vaterland befreite. Die Episode der Liebe Johanna's zu Lionel ist allerdings kein Vorzug des Drama's, und läßt sich von keiner Seite genügend motiviren, denn nicht alles, was möglich oder begreiflich ist, wird dadurch auch dramatisch verwendbar. Aber diese Liebe ist immerhin nur Nebensache, und thut dem Ganzen nicht mehr Eintrag, als Max und Thekla dem Wallenstein. Körner und Göthe urtheilten mit hoher Bewunderung von der Jungfrau **).

Diesem Drama folgten mancherlei Pläne, von denen jedoch nicht sogleich einer ausgeführt wurde. Schiller dachte an die Malteser, an Warbeck und an die Braut von Messina. Als Bekräftigung der Richtigkeit des Standpunktes, von welchem wir Schiller's Dramen betrachteten, möge hier ein Wort des

*) Schiller-Göthe II, 341. Nr. 812.

**) Schiller-Körner IV, 214, 219; 217. Schiller-Göthe II, 342, Nr. 813.

Dichters in einem Briefe an Körner vom 13. Mai 1801 stehen; er sagt daselbst über den Warbeck: „Diese Tragödie ist schwer zu behandeln, da der Held des Stückes ein Betrüger ist, und ich möchte auch nicht den kleinsten Knoten im Moralischen zurücklassen".

Im Sommer des Jahres 1801 machte Schiller Pläne zu einer größeren Reise, die seinen Geist zerstreuen und seine Gesundheit kräftigen sollte. Er gedachte an die Ostsee zu reisen, in Dobberan das Seebad zu gebrauchen, und über Berlin und Dresden heimzukehren. In beiden Städten wollte er sich aufhalten. Von Berlin erwartete er nicht viel Vergnügen, es war ihm dort nur um neue Anschauungen zu thun. Doch mancherlei Rücksichten bestimmten ihn, die weitere Reise einzuschränken und nur nach Dresden zu gehen.

Karoline von Wolzogen ging um einige Tage voraus, Schillers warteten erst eine Begegnung mit Humboldt ab, und trafen am 9. August 1801 in Dresden ein. Körner war hocherfreut, er räumte dem Freunde sein Gartenhaus ein; beide fanden, daß sie sich nur zu sehen brauchten, um den herzlichen Bund früherer Zeiten im Augenblick wieder herzustellen. Die schöne Umgebung, in der Körner's Weinberg lag, und so manche liebe Jugenderinnerung, welche diese Stätte umwehte, erquickte des Dichters Herz. In dem kleinen Gartensaale, in dem so manche Szene des Don Karlos entstanden war, sprach Schiller mit den Vertrauten mehrfach über seine Pläne, von denen die Braut von Messina ihn damals am meisten beschäftigte. Durch den Verkehr mit Göthe war Schiller's Kunstanschauung gereift; mit regem Interesse verweilte er diesmal unter den Kunstschätzen Dresdens, besonders der Saal der Antiken zog ihn immer wieder an. Mit Wehmuth schied er am 15. September von der herrlichen Stadt; er schien es zu ahnen, daß er diesen Ort nicht wiedersehen würde. Körner begleitete ihn nach Leipzig, auch der Buchhändler Göschen wurde auf seinem Gute Hohenstädt besucht.

In Leipzig besuchten die Freunde das Theater; die Sekonda'sche Gesellschaft gab am 17. September die Jungfrau von Orleans. Als nach dem ersten Aufzuge der Vorhang fiel, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: „Es lebe Friedrich Schiller!" Nach Beendigung der Vorstellung drängte und stürzte alles eiligst aus dem Hause, um Schiller in der Nähe zu sehen. Als aber die hohe Leidensgestalt unter die stürmisch bewegte Menge trat, wurde plötzlich eine tiefe Stille, die Anwesenden entblößten ihre Häupter und traten ehrfurchtsvoll auseinander, und mit bewegten Herzen und Augen sahen sie den Dichter durch die lange Reihe dahinschreiten.

Körner blieb nach Schiller's Abreise noch einige Tage in Leipzig zurück; am 25. September schrieb er dem Freunde die schönen Worte: „Ich kann mich noch nicht recht wieder daran gewöhnen, daß ich Dich entbehren muß, aber ein schöner Nachhall ist von unserm jetzigen Zusammensein zurückgeblieben. Dein Bild steht lebendiger vor mir, und ich weide mich an der Gesundheit und Kraftfülle Deines Geistes. Deine herrschende Stimmung ist unbefangen und heiter, und immer vorwärts strebst Du auf Deiner Bahn. Nur Dein Körper könnte Deine Thätigkeit beschränken, aber auch für diesen habe ich jetzt weniger Besorgnisse. Deine äußeren Verhältnisse sind in vielem Betracht günstiger, und

müssen noch günstiger werden. So erscheint mir Deine Existenz, und indem ich sie mir aneigne, fühle ich die meinige bereichert und verschönert." —

Auch nach der Rückkehr von der Reise konnte Schiller nicht sogleich die Stimmung zur Ausführung einer größeren Arbeit gewinnen; er bearbeitete daher die Turandot des vortrefflichen italienischen Lustspieldichters Carlo Gozzi; am 27. Dezember 1801 war sie vollendet. In demselben Monate wurden Schiller's Frau und seine beiden Knaben heftig von den Masern ergriffen, welche damals in Weimar grassirten, und es mochte wohl eine Folge der „miserabeln Situazion" sein, in der Schiller sich dadurch befand, daß er selbst am 2. Januar 1802 von einem heftigen Anfall hart angegriffen und geschwächt wurde. Ueber das Mittwochskränzchen und über den Versuch, die Freundschaft zwischen Schiller und Göthe zu zerreißen, den Kotzebue im März vergeblich unternahm, haben wir S. 310 bis 312 gesprochen.

Schiller bedurfte ebensowohl als Göthe der möglichsten Ruhe bei der Arbeit. Ersterer wurde schon durch das Knarren der Wagenräder gestört. Seine Wohnung in Weimar lag an einer geräuschvollen Straße und hatte den Uebelstand, daß er sich nicht so isoliren konnte, wie es wünschenswerth war. Schiller hatte schon länger daran gedacht, sich ein eigenes Haus zu kaufen, und diesen Plan führte er im Februar 1802 aus. Ein Engländer Namens Mellish, der mit Schiller und besonders mit Göthe befreundet war, hatte sich an der sogenannten Esplanade ein mäßig großes, hübsches Haus gebaut, welches Schiller für einige tausend Thaler erwarb. Göschen lieferte durch das Honorar für eine neue Auflage des dreißigjährigen Krieges die Anzahlung, und ein Oekonom Weidner in Oberroßla gab 2000 Thaler auf Hypothek. Am 29. April 1802 konnte Schiller aus der lärmenden Stadt unter die Bäume seines Eigenthums flüchten. Aber die Reparaturen, die im Hause nöthig waren, brachten unendlichen Lärm, und waren erst im August ganz beendet. Schiller bewohnte die oberen Zimmer; er freute sich, daß sie Morgen- und Mittagssonne hatten und fand, daß ein rothseidener Vorhang vor dem Fenster neben seinem Arbeitstische belebend auf seine Stimmung wirkte.

Der Umzug in das neue Haus war leider von einer Trauerbotschaft begleitet. Schiller's Mutter hatte zu derselben Zeit, als ihr Sohn nach Weimar zog, ebenfalls ihren Wohnort verändert. Luise Schiller verheirathete sich in den letzten Wochen des Jahres 1799 an den Pfarrer Frankh in Kleversulzbach bei Heilbronn, und die Mutter zog mit dorthin. Die ländliche Stille und die freundliche Behandlung von Seiten ihres Schwiegersohns thaten dem Gemüth und der Gesundheit der Mutter wohl. Sie lebte recht zufrieden, bis sie im Anfange des Jahres 1802 auf einem Ausfluge nach Stuttgart erkrankte; Luise holte sie sofort nach Kleversulzbach zurück. Schiller meinte, seine Mutter müsse in genauere ärztliche Pflege gebracht werden; er schrieb an Hoven in Ludwigsburg, ersuchte ihn alles Nöthige zur Aufnahme seiner Mutter zu veranlassen, und bat dann dieselbe, sich nach Ludwigsburg bringen zu lassen. Die Mutter zog es vor, bei der Tochter zu bleiben; durch den Beweis von der Liebe des Sohnes wurde sie tief gerührt, sie schrieb ihm zurück: „Deine so große Liebe und Sorgfalt für mich wird Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach so gibt

es keinen Sohn in der Welt mehr!“ Schiller ließ nun durch Kotta die Schwester mit dem nöthigen Gelde zu einer sorgsamen Pflege reichlich versehen. Die Krankheit der Mutter nahm indeß immer mehr zu, sie hatte die heftigsten Schmerzen auszustehen, und fühlte selbst, daß ihre letzte Stunde nahte. Zwei Tage vor ihrem Hinscheiden ließ sie sich das Bild ihres Sohnes reichen und drückte es an ihr Herz; mit Thränen dankte sie Gott, daß er ihr so gute Kinder gegeben. Am 29. April 1802 schlief sie ein. Auf dem Friedhof in Kleversulzbach ist ihr Grab; ihr Denkmal ist ein einfaches Kreuz, es trägt die Worte: „Schiller's Mutter.“

An Kristofine schrieb Schiller in jenen Tagen: „O liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen, und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe, und Euch, Ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Haus übrig sind, uns desto näher an einander schließen! Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unserer Jugend, wo wir uns noch alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.“

Es war eine schwere Zeit, und die sonnigen Tage des Friedens sollten sobald noch nicht kommen. Im Juni fand sich in Schiller's Familie ein böser Husten ein, der besonders den kleinen Ernst und den Vater mitnahm und dem letztern jede ernste Thätigkeit unmöglich machte. „Es ruht ein wahrer Unstern über diesem Jahre,“ schrieb er an Körner, „daß alle Plagen abwechselnd auf uns hereinstürmen, und uns nicht zur Besinnung kommen lassen.“

Um sich aufzurichten, las Schiller in diesem Sommer die gewaltigen Stücke des Aeschylos in der vortrefflichen Stollberg'schen Uebersetzung. Unter dieser Lektüre kehrte ihm sein poetischer Schöpfungstrieb zurück, und im September begann er eine neue Arbeit, die Braut von Messina. Ende Januar war das Werk vollendet; am 4. Februar 1803 las Schiller es in einer größeren Gesellschaft, in der sich auch der Herzog von Meiningen befand, vor und erfreute sich einer begeisterten Aufnahme. Dadurch ermuthigt, brachte Schiller das Stück, nachdem er den Chor zum größern Theil an einzelne Personen gegeben, am 19. März 1803 in Weimar auf die Bühne. Der Eindruck war ein so ungewöhnlich starker, daß man, was in Weimar ganz unerhört war, dem Dichter nach dem Stücke ein Vivat brachte. Göthe meinte, durch dieses herrliche Werk sei der theatralische Boden zu etwas Höherem eingeweiht worden. Im Juni wurde es in Berlin gegeben. Es machte den tiefsten, ehrwürdigsten Eindruck, und von den Chören sagte Iffland: „Gott segne und erhalte sie und ihre ewig blühende Jugendfülle!“

In Schiller's Braut von Messina waltet der Geist der antiken Tragödie, so sehr sie in der Form sich auch von derselben unterscheidet. Die Oedipustragödien des Sofokles sind auf denselben Grund gebaut, wie die Braut von Messina, nämlich auf den Gedanken, daß die höchsten moralischen Gesetze die Weltordnung bedingen, und daß das äußere Schicksal die Konsequenz dieser

Gesetze ist. Auch Lessing's Emilia Galotti vertritt diesen Gedanken, Shakespeare's Richard der Dritte gleichfalls. In der Braut von Messina ernten die Eltern wie die Kinder die Früchte dessen, was sie gesäet, mit unerbittlicher Gewißheit; nur die absichtliche Verkennung kann läugnen, daß der Schluß, das Ergebniß der Tragödie nicht aufs feinste und bündigste motivirt wäre. Die großartige, ernste, man könnte sagen furchtbare Sittlichkeit Schiller's zeigt sich gerade an diesem Stücke ganz hervorragend. Er stellt die Schuld gleichsam als ein selbständiges Wesen dar, das, wenn es einmal erzeugt ist, seine Erzeuger selbst wider ihren Willen von Stufe zu Stufe hinabreißt und sie schließlich in den verschlingenden Abgrund stürzt. Diese Grundidee tritt mit gewaltigem Nachdruck auch noch ausdrücklich an das Ende des Stückes mit den Worten:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Auch das Stück selbst gibt an vielen Stellen Sentenzen ähnlichen Sinnes. Die Idee ist eine so tiefe, sie gibt so sehr den Grund und die Bedingung für die Existenz des ganzen Menschengeschlechtes an, daß sie als ewig gültig in allen Zeiten und unter allen Verhältnissen dasteht; alle Menschlichkeit, aller Fortschritt baut auf ihr sich auf, Heidenthum und Kristenthum und alle anderen Religionen gründen auf sie ihr Gebäude.

So gewaltig die Idee dieses Drama's, von so wunderbarer Schönheit, Hoheit und Pracht ist die Sprache desselben; außer Göthe's Ifigenie kann sich aus unserer ganzen Literatur nichts ihr zur Seite stellen.

Wenn man die klägliche Kritik ansieht, die an diesem erhabenen Werke ihre Schmähungen versucht hat, so möchte man immer noch die Worte wiederholen, welche Körner im Jahre 1803 dem Dichter zurief: „Ein solches Gedicht wird nur mit unbefangener Seele und im gesundesten, kraftvollsten Zustande des Geistes genossen. Rechne nicht auf Beifall der jetzt lebenden Menge, aber auf dauernden Ruhm bei echten Kunstfreunden der künftigen Geschlechter.“ —

Erst nach der Darstellung der Braut von Messina willigte Schiller ein, die Jungfrau von Orleans aufführen zu lassen. Der Herzog erkannte sehr wohl das Zartgefühl, mit welchem der Dichter jede Beziehung des Fürsten zu schonen suchte, und er sann darauf, seinerseits auch für Schiller etwas zu thun. Er stellte in Wien den Antrag, Kaiser Franz der Andre möge den um die deutsche Sprache hochverdienten Schiller in des heiligen römischen Reichs Adelstand mildest erheben. Franz der Andre geruhte diesem Antrag zu willfahren, und im Herbst 1802 erhielt Schiller das Diplom, an dem das Gold und der rothe Sammet der Kapsel nicht das Schlechteste war. Praktisch hatte die Erhebung in den Adelstand die Folge, daß Schiller mit seiner Familie nun Zutritt bei Hofe erlangte und dadurch die Erlaubniß erhielt, der Ehre wegen noch etliche sonst nicht geforderte Ausgaben bestreiten zu dürfen.

Im Mai des Jahres 1803 erhielt Herr von Schiller eine Einladung der preußischen Offiziere in Erfurt, einem Manöver beizuwohnen, das von preußischen und sächsischen Truppen ausgeführt wurde. Schiller machte zu Pferde die Uebung mit, und fand viel Vergnügen dabei. Die alten gedienten Stabsoffiziere waren ihm besonders anziehend. Im Sommer desselben Jahres verweilte er ohne seine

Familie einige Zeit in dem Badeorte Lauchstädt, wo die Weimarische Truppe seit 1802 in einem neugebauten Theater Sommervorstellungen zu geben pflegte. Ueber sein Leben daselbst mögen Briefe an seine Gattin uns etwas Näheres erzählen.

Lauchstädt, 4. Juli 1803. Der Theaterbote geht heute nach Weimar und ich kann Dir, liebes Herz, einige Nachricht von mir geben. Meine Herreise ist recht glücklich gewesen, und der Ort hat einen recht schönen Eindruck auf mich gemacht. Es ist für die Gesellschaft auf eine artige und anständige Weise gesorgt; auch fand ich's sehr volkreich und dabei ganz zwanglos, so daß ich mich in der Masse der Menschen recht gern mit fortbewege. Ich esse in dem großen Salon; er war bisher immer mit 100 und 120 Gästen besetzt, wobei es sehr lustig hergeht. Es sind viele sächsische, auch einige preußische Offiziere hier und viele Damen, worunter es auch recht hübsche Gesichter gibt. Alle Abende wird nach dem Souper getanzt und den ganzen Tag gedudelt. Der Prinz von Würtemberg ist gestern angekommen, und seit er hier ist, waren wir immer beisammen; er ist gar artig und behaglich, und es scheint ihm zu gefallen, daß er sich in der Masse verlieren kann und gar nicht auf ihn reflektirt wird. Die Braut von Messina ist gestern gegeben worden, bei sehr vielen Zuschauern; aber es war eine drückende Gewitterluft, und ich habe mich weit hinweggewünscht. Dabei erlebte ich den eigenen Zufall, daß während der Aufführung ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallte, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand, und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Dennoch wurde es zu Ende gespielt, und unsere Schauspieler hielten sich noch ganz leidlich.

Man hat mir gestern nach dem Ball noch in später Nacht eine Musik gebracht, wobei viele Studenten aus Halle und Leipzig waren, so daß ich noch nicht recht habe ausschlafen können; auch des Morgens haben sie mich mit Musik begrüßt.

Küsse die lieben Narren recht herzlich von mir, und bleibe recht wohl; ich schreibe bald wieder.

6. Juli. Es gefällt mir bis jetzt noch recht wohl hier, obgleich der gänzliche Müßiggang mir etwas Ungewohntes ist und ich den Verlust der schönen Zeit bedauere. Aber dennoch sollen diese Tage nicht ganz verloren für mich sein, weil ich mich heiter gestimmt und auch gesünder fühle, und die Sehnsucht zum Arbeiten bei mir wächst. Gestern war kein Theater, und ich habe den Tag recht mit Nichtsthun zugebracht. Ich blieb von Mittagszeit bis Abends immer in der Gesellschaft; eine Anzahl junger Berliner, die hier sind, hat recht unterhaltende Gespräche veranlaßt.

Oft, liebes Herz, habe ich Deiner und der lieben Kinder gedacht, und sehne mich von Dir zu hören. Lebe wohl mit den lieben Kindern; herzlich umarme ich Euch alle.

8. Juli. Dank Dir, liebes Kind, für die guten Nachrichten, die Du mir gestern von Dir und den lieben Kindern gegeben. Zwölf oder vierzehn Tage hier zu bleiben, war mein längstes Ziel gleich am Anfang, und dabei beharre ich auch. Du kannst mich also ganz gewiß gegen Ausgang der nächsten Woche

wieder erwarten. Wenn ich von meinen Lieben getrennt sein soll, so muß wenigstens ein bedeutender Zweck dabei sein, aber dieser ist hier nicht, und ich würde auch einen längern Müßiggang nicht ertragen. Bis jetzt reut mich indeß mein Hiersein gar nicht. Ich habe mehr Vertrauen zu meiner Gesundheit bekommen und mich unter einer Masse fremder, gemischter Gesellschaft leicht und heiter gefühlt. Bleibe wohl, liebstes Herz, mit den guten Kindern; dem Karl danke ich für seinen Brief recht schön. —

Auf wiederholte Einladungen fuhr Schiller auf einen Tag nach Halle. Auch dort wurde ihm viel Ehre zu Theil, doch gefiel Halle ihm nicht. Als er wieder in Weimar war, schrieb er an Körner: „Die größte Ausbeute, die ich zurückgebracht habe, ist die Freude, wieder zu Hause zu sein.“

Ein Besuch des Königs von Schweden im September 1803 trug dem Dichter einen Brillantring für seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges ein.

Für die Universität Jena behielt Schiller stets ein lebhaftes Interesse. Er bemühte sich, wiewohl vergeblich, der Hochschule die berühmten Lehrer zu erhalten, die ehrenvollen und vortheilhaften Rufen nach auswärts zu folgen nicht umhin konnten.

Im Spätsommer 1803 nahm Schiller wieder eine größere dramatische Arbeit in Angriff; er sann auf die Ausführung des Wilhelm Tell. Düstre Ahnungen begannen damals schon den Dichter zu ergreifen. Wilhelm von Humboldt hatte zu seinem tiefen Schmerz seinen ältesten hoffnungsvollen Knaben in Rom an einem Fieber verloren. Schiller theilte — er hatte diesen Knaben sehr lieb gehabt — den Verlust Humboldt's seinem Freunde Körner mit, und setzte hinzu: „Man wird unsicher an allem, was man zu besitzen glaubt, und fühlt sich schmerzlich gezwungen, dabei an sich selbst zu denken.“

Auf das große Werk, das er unternahm, und auf seinen Muth zur Arbeit hatten solche Stimmungen indeß keinen Einfluß. Mit dem neuen Drama hatte er anfänglich viel zu ringen; seine Absicht, dem Stücke so viel als möglich lokale Färbung zu geben, machte vielerlei Studien nöthig. Wie groß der Stoff war, den er ergriffen, das fühlte Schiller selbst im Innersten, als er an Körner die Worte schrieb: „Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern.“ In seine Arbeit versenkte er sich so sehr, daß er sich um die übrige Welt fast gar nicht kümmerte. Das neue Jahr 1804 fand ihn in der emsigsten Arbeit. Mitten in diese hinein drängte sich eine interessante und doch nicht willkommene Unterbrechung.

Im Dezember 1803 kam Frau von Staël, begleitet von Benjamin Constant, nach Weimar. Von ihr schrieb Schiller an Körner: „Unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, ist sie das beweglichste, streitfertigste und redseligste. Du kannst denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Kultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen und vollends mit meinem Wesen kontrastiren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab, und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich

wirklich harte Stunden." Ueber ihr geistiges Vermögen macht Schiller einige interessante Bemerkungen in seinem Briefe vom 21. Dezember 1803 an Göthe; es heißt daselbst: „In allem was wir Filosofie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz allen Redens. Aber ihr Naturel und Gefühl ist besser als ihre Metafysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealfilosofie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen." — Das einzig Lästige, meinte Schiller, sei an der Französin die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man müsse sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können.

Göthe verhielt sich sehr kalt gegen sie, und Frau von Staël war auch von Göthe nicht sehr entzückt. Schiller dagegen imponirte ihr in hohem Grade, und gewann auch ihre Neigung. Als sie nach Schiller's frühem Tode wieder nach Weimar kam, weinte sie aufrichtige Thränen um ihn, und deshalb sei ihrer hier in Ehren gedacht.

Ungeachtet der vielfachen Störungen war der Tell am 19. Februar 1804 fertig geworden. Am 17. März wurde er in Weimar, und im Juli in Berlin aufgeführt, an beiden Orten mit unermeßlichem Beifall. Gedruckt erschien er in demselben Jahre bei Kotta; zwei Auflagen im ersten Jahre genügten nicht, der Nachfrage zu begegnen. Für die Bühne gab Schiller eine besondere Bearbeitung, in welcher der fünfte Aufzug weggelassen war *).

Schiller's Wilhelm Tell war sein Vermächtniß an sein Volk, seine Weisung, wohin Deutschland zu streben habe, und eine Profezeiung für die Zukunft des Vaterlandes. Schiller's Geist, wie er aus diesem Werke spricht, hat mitgekämpft auf allen Schlachtfeldern, auf denen um Deutschlands Freiheit gerungen wurde, bei Leipzig und Waterloo, bei Königgrätz und bei Sedan, und noch mehr in jenen Kämpfen, die noch härter sind als die blutigsten Schlachten: in den Kämpfen des Geistes um die maßvolle Freiheit und die ordnungsgemäße Selbständigkeit. Auch eine Profezeiung ist das Drama gewesen, und wir sind die Glücklichen, welche die Erfüllung erlebt, welche Deutschlands Einigung gesehen und seine Kaiserkrone von einem Geschlechte errungen geschaut haben, in dessen Händen sie eine sichere Bürgschaft für Deutschlands Größe und seine gesunde Entwicklung sein wird. Am Tell hat das deutsche Volk in den trübsten Tagen sich gestärkt und aufgerichtet, an ihm wird es immer mehr und mehr sich erfreuen, nun die Tage des leuchtenden Ruhmes angebrochen und die strahlende Sonne der Freude aufgegangen ist! Nur wenn wir die ganze Größe unseres

*) Schiller-Körner IV, 379.

Dichters würdigen lernen, sind wir werth, ihn zu besitzen und ihn den unsrigen zu nennen. —

Schiller's Geist war noch in der Fülle seiner Kraft, als er den Tell beendigt hatte, im Demetrius wandte er sich sogleich einem neuen großen Werke zu; aber sein Körper ging seiner Auflösung bereits mit starken Schritten entgegen, und Schiller selber fühlte das, wenn er von Zeit zu Zeit auch wohl wieder Hoffnung schöpfte, die aber immer nur von kurzer Dauer war. In den ersten Tagen des Jahres 1804 schrieb er an Körner: „In dieser Zeit ist Herder gestorben und noch verschiedene Bekannte und Freunde, so daß wir wirklich recht traurige Betrachtungen anstellen, und uns der Todesgedanken kaum erwehren können. Ohnehin ist der Winter so ein düstrer Gast, und enget einem das Herz."

Wie er die Zukunft der Seinen sichern könne, wenn seine Sorge nicht mehr über sie wache, das war ein Gedanke, den der zärtliche Vater und treue Gatte damals oft verfolgte. Seine Verhältnisse fingen eben an, sich gründlich zu bessern; für die Aufführungen seiner Dramen erhielt er von jedem größeren Theater etwa hundert Thaler Gold, und Kotta zahlte für den Druck jedesmal tausend Thaler. Auch gab Dalberg, der nun Fürst geworden war, wenn auch kein festes Jahrgehalt, so doch ansehnliche Geschenke. Im Herbst 1804 konnte Schiller die letzte Schuld von seinem Hause abtragen, und auch die alte Rechnung mit Körner anfangen zu berichtigen. Aber bei dem theuern Leben in Weimar, bei dem gastfreien Hause, welches Schiller machte, ging sein Verdienst auch mit den laufenden Ausgaben fort, und er hätte doch so gern für die Kinder etwas zurückgelegt. Von einer Seite, wohin er schon früher ausgeschaut, schien ihm die Erfüllung dieses Wunsches zu winken, nämlich von der preußischen Hauptstadt her.

Iffland hatte wiederholt zu einer Reise nach Berlin gemahnt; im Frühjahr 1804 beschloß Schiller, sie auszuführen. Am 26. April machte er sich mit seiner Frau und seinen beiden Knaben auf den Weg, und kam am 1. Mai in Berlin an. Man zeigte ihm hohe Bewunderung, man suchte seinen Anblick auf der Straße und im Theater, ein Kreis von alten und neuen Verehrern umgab ihn, der Prinz Louis Ferdinand zog ihn zur Tafel, Iffland führte Maria Stuart, den Wallenstein, die Braut von Messina auf und gab in seiner herrlichen Gartenwohnung ein Essen. Auf Iffland's Vermittlung wurde Schiller durch den Kabinetsrath von Beyme aufgefordert, sich in Potsdam der königlichen Familie vorzustellen; dies geschah, als Schiller bereits vierzehn Tage in Berlin gewesen war. Am 17. Mai fuhr Schiller mit einem Hofrath Greichen nach Potsdam, wurde freundlich aufgenommen und, ohne daß er selbst etwas erwähnte *), wurde ihm die Eröffnung gemacht, der König von Preußen wünsche ihn in Berlin festzuhalten, er möge seine Bedingungen stellen.

Mit solchen Aussichten trat Schiller die Heimreise an. Seiner Frau hatte es in Berlin durchaus nicht gefallen; es kostete sie schweren Zwang, ihrem Gatten ihre Empfindung zu verbergen, und als sie die erste Bergspitze wieder sah, weinte sie fast vor Freude.

*) Schiller-Körner IV, 362.

Am 21. Mai 1804 kam Schiller wieder in Weimar an, und theilte dem Herzog freimüthig mit, wie seine Angelegenheiten ſtanden; er fügte hinzu, daß er gern in Weimar bleiben würde, wenn ſein Gehalt erhöht werden könne. Karl Auguſt forderte den Dichter auf, ſeine Wünſche offen auszuſprechen, und bewilligte auf Schiller's Bitte ſofort eine Zulage von 400 Thaler, begleitet von dem freundlichſten Schreiben, in welchem es unter anderm auch hieß: „Es würde mir recht angenehm ſein, wenn meine Idee realiſirt würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zuſtand zu verbeſſern, ohne dem unſrigen dadurch zu ſchaden.“

Nun ſendete Schiller ſeine Antwort nach Berlin. Eine gänzliche Ueberſiedlung von Weimar nach Berlin — ſo erklärte er in einem Briefe vom 14. Juni 1804 — könne er nur unter Bedingungen ausführen, welche zu ſtellen die Beſcheidenheit ihm nicht erlaube. Indeß würde die großmüthige Abſicht des Königs, ſeiner Geiſtesthätigkeit die günſtigſte äußere Lage zu ſichern, ſchon durch einen jährlichen Aufenthalt von mehreren Monaten in Berlin und durch ein Jahrgehalt von zweitauſend Thaler vollkommen erfüllt ſein.

In Berlin hat noch nie ein großer Dichter oder Künſtler ſeine bleibende Statt gefunden — ſo mancher auch danach ſtrebte — wenn er nicht, wie etwa Kornelius, einen gefüllten Beutel mitbrachte. Klopſtock, Leſſing, Herder, Winkelmann, Schiller ſtrebten danach, in Berlin ihre Heimath zu gründen oder aus dem Reichthum dieſer Stadt Förderung für die Sache zu erhalten, der ſie dienten. Aber alle dieſe Vorkämpfer des Geiſtes wurden zurückgeſtoßen, Berlin hatte nichts für ſie übrig. „Was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen?“ ſagte Leſſing mit bitterm Unwillen, als er ſich nach Hamburg wandte. Auch in Bezug auf Schiller blieb die Metropole der Intelligenz ſich ſelber treu, denn auf ſein Schreiben vom 14. Juni 1804 hat der Dichter nie eine Antwort erhalten *).

So blieb Schiller denn in Weimar, zu Göthe's großer Freude. Nach Berlin wäre er, auch im Fall man ihn berufen hätte, nicht mehr gekommen, denn ſchon kündigte der Tag ſich an, der die Pforten der ewigen Nacht für ihn aufthun ſollte.

Im Juli ſah Schiller einer neuen Vermehrung ſeiner Familie entgegen. Da die letzte Entbindung ſeiner Frau ſo ſchlimme Folgen gehabt hatte, und dieſe zu keinem Arzte ſolches Vertrauen hegte wie zu dem vielbewährten Dr. Starke in Jena, ſo beſchloß man, Lotte ſolle ihre Niederkunft in Jena erwarten. Im Juli führte Schiller ſeine Frau dorthin, und blieb bei ihr. Bei einer Spazierfahrt durch das Dornburger Thal in kühler Abendluft zog er ſich in Folge zu leichter Kleidung eine Erkältung zu, welche ihn unter den furchtbarſten Schmerzen der inneren Theile aufs Krankenlager warf, und ſeinen Zuſtand mehrere Tage ſehr bedenklich erſcheinen ließ. Während er nun in einem obern Zimmer ſo bitter leiden mußte und ſich ſelbſt noch mit dem Gedanken an

*) Was man in älteren Lebensbeſchreibungen über glänzende Anerbietungen von Berlin aus lieſt, iſt nicht richtig. Emil Palleske hat II, 580 ff. die amtlichen Dokumente des preußiſchen Staatsarchivs veröffentlicht.

seine Lotte quälte, überstand diese leicht und glücklich die gefürchtete Stunde; am 25. Juli 1804 wurde die jüngste Tochter Emilie geboren, die nachmals die Freifrau von Gleichen wurde. Das glückliche Ereigniß und der Anblick des Kindes erfreuten den Vater sehr und schienen sein Leiden ganz zu verbannen. Bei der Taufe der kleinen Emilie war Schiller sehr heiter.

Doch als man nach vier Wochen nach Weimar zurückkehrte, konnte Schiller seine Kraft gar nicht wieder gewinnen, auch die Lust zum Arbeiten fehlte gänzlich. Im September klagte er dem Freunde in wenigen matten Zeilen, es sei ihm nach der schwersten Krankheit nicht so übel zu Muth gewesen. Erst im Oktober gewann er wieder Glauben an seine Genesung, und auch zur Thätigkeit fand sich wieder Neigung und Vermögen. Er beschäftigte sich mit dem Demetrius und auch mit dem Warbeck. Die letzte Aufgabe, die er vollenden sollte, ward ihm aber durch eine äußere Veranlassung zugeführt.

In besonderer Sendung war Schiller's Schwager, Wilhelm von Wolzogen, nach Petersburg gegangen, um für den Erbprinzen von Weimar um die Hand einer russischen Prinzessin zu werben. Seine kluge Gewandtheit hatte einen günstigen Erfolg errungen, die Verlobung wurde in Petersburg gefeiert, und im November 1804 sah man der Ankunft der nunmehr vermählten Großfürstin entgegen. Der Ruf einer sehr liebenswürdigen Prinzessin ging ihr voraus; in Weimar rüstete alles sich zum festlichen Empfang. Göthe hatte die Stimmung nicht finden können, für die Kommende einen poetischen Gruß zu ersinnen; er wartete und wartete, und doch mußte er sich schließlich an den Freund mit der Bitte wenden, an seiner Stelle für das Theater etwas zu schaffen. In vier Tagen dichtete Schiller das herrliche Spiel: „Die Huldigung der Künste;“ am 12. November wurde es aufgeführt. Die Erbprinzessin vergoß Thränen der Wehmuth und der Freude, und viele Jahre nachher, als sie längst Großherzogin geworden, gedachte sie nicht allein gern an Schiller's herrliche Verse, sondern, was unendlich mehr war, sie richtete auch ihr Leben nach so manchem ein, was Schiller's Mund ihr zurief.

Die Feierlichkeiten währten zehn Tage, und Schiller wurde dabei von einem Katarrh befallen, der ihn sehr angriff und fast allen Lebensmuth in ihm ertödtete. Auch in seinem Hause sah es nicht heiter aus; bei der furchtbaren Kälte jenes Jahres wurden die Kinder krank, und zu allem kam noch eine erschütternde Botschaft aus der Ferne. Am 24. Dezember 1804 starb Ferdinand Huber nach langen schweren Leiden des Körpers und des Geistes an der Auszehrung. Seine Verlobung mit Dora Stock war schon seit Jahren zurückgegangen, Huber hatte in Mainz Forster's Wittwe, Therese, kennen gelernt, dieselbe, welche Wilhelm von Humboldt eine Zeitlang für sein Ideal erklärte; ihretwegen brach Huber seiner Dora die Treue, er heirathete Therese Forster und ernährte sie und viele Kinder, auch des ersten Mannes, durch seine Feder. Die übermäßige Anstrengung riß ihn frühzeitig ins Grab. Bei der Nachricht von seinem Tode schrieb Schiller an Körner: „Huber's Tod wird Euch, so wie auch mich, sehr betroffen haben, und ich mag jetzt noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß *er* uns zuerst verlassen müßte? Denn ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, so *lebte* er doch nur für uns und war an

zu schöne Zeiten unseres Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu sein. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen Euch gelinder beurtheilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt." —

Seit dem Krankheitsanfall in Jena hatten Schiller's Kräfte in erschreckender Weise abgenommen. Seine Gesichtsfarbe fiel fast ins Graue, aber da sein geistiges Leben immer gleich stark und rege blieb, so ahnte seine Familie nicht, wie nahe das Scheiden sei. Göthe allein erkannte das drohende Verhängniß, er schwieg und sah mit dumpfer, schmerzlicher Trauer in die Zukunft.

Schiller war auf alles bedacht, was seinen Zustand zu erleichtern geeignet war. Von einem Freunde hatte er ein sicheres Pferd gekauft, und freute sich, es im Frühjahr besteigen zu können. Eine große Sehnsucht nach Reisen, nach mannichfacher Weltanschauung wandelte ihn oft an. Das Meer hätte er so gern gesehen; mit den Seinigen sprach er oft über den kürzesten Weg dorthin. Auch nach der Schweiz, nach der Heimath Tell's, zog ihn wiederholt sein Verlangen. Doch die Gewohnheit des stillen, ernsten Daseins, die Freude an seinen dichterischen Arbeiten gewann bald immer wieder die Oberhand. „Unser innerliches Leben" — so erzählt Karoline von Wolzogen — „war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schiller's ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Urtheilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm." Herder's Ideen zur Filosofie der Geschichte der Menschheit waren ihm in den letzten Monaten ein besonders anziehendes Studium.

Ueber den Unterricht und die Erziehung seiner Kinder wachte er mit großer Sorgfalt; den Knaben hielt er einen Hauslehrer. Auf seinem letzten Spaziergange im Park sagte er zu seiner Schwägerin: „Wenn ich nur noch so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich."

In den letzten Tagen des Januar 1805 thaute das Eis auf. „Nun geht auch mein Herz und mein Denkvermögen wieder auf, welches beides in den harten Wintertagen ganz erstarrt war" — so schrieb Schiller an Körner. Doch das Wohlbefinden war nur von kurzer Dauer. Von neuem stellten sich im Februar die Fieberanfälle ein, meist in der Nacht, die ihm furchtbar zusetzten. Der Stoß war so hart, daß er sich bis auf die Wurzeln erschüttert fühlte. Gleichwohl war seine erste Sorge nur die, den Seinigen die Größe seines Leidens zu verbergen.

Als er sich wieder der Genesung erfreuen konnte, war sein erster Ausgang zu Göthe, der selbst von einem sehr gefährlichen Anfall sich nur kaum erholt hatte und das Zimmer hüten mußte. Sie fielen sich in die Arme, als sie sich wiedersahen, und hielten sich fest umarmt; dann sprachen sie über ihre poetischen Beschäftigungen, und gedachten ihrer Krankheiten mit keinem Worte.

Von der ungemeinen Kraft seines Willens unterstützt, wandte Schiller sich noch einmal seinem Demetrius zu. Der April des Jahres 1805 verging leidlich; am 25. dieses Monats schrieb er seinen letzten Brief an den treuen Körner; noch immer hoffte er, wenigstens eine kurze Frist sei ihm noch gegeben; er schrieb: „Die bessere Jahreszeit läßt sich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Muth und Stimmung; aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße

seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum funfzigsten Jahre aushält."

Wenige Tage nachher meldete die tödliche Krankheit sich an.

Am 29. April ging Schiller zum letztenmal ins Theater. Göthe kam zu ihm, als er sein Haus verlassen wollte, und da jener sich noch nicht wieder wohl fühlte, ging er nicht mit ins Theater. Vor Schiller's Hausthür sagten die beiden Freunde sich das letzte Lebewohl.

Während der Vorstellung wurde Schiller in seiner Loge wieder vom Fieber befallen, doch hielt er noch bis zum Schluß des Stückes aus. Am 1. Mai schien das Leiden sich mildern zu wollen; es zeigte sich ein Katarrhalfieber, wie die Seinigen das bei ihm oft gesehen hatten. Er blieb auf seinem Zimmer, und empfing auch einige Freunde, unter ihnen den durchreisenden Kotta. Er selbst schien keine drohende Gefahr zu fürchten, und bis zum sechsten Tage blieb die Krankheit ohne alle Heftigkeit. Die ängstlichen Sorgen der Seinigen suchte er durch zuversichtlichen Trost zu beruhigen.

Am Abend des sechsten Tages fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch seine Besinnung blieb, er ließ sich auch noch etwas vorlesen. Von da an wurde er immer stiller, er schlummerte oft, im Schlaf fantasirte er zuweilen. Am Abend des achten Mai trat Karoline an sein Bett und fragte ihn, wie es ihm ginge. Er drückte ihr die Hand und sagte: „Immer besser, immer heitrer." Dann verlangte er die Sonne zu sehen. Man öffnete den Vorhang, mit heiterm Blick schaute er in den schönen Abendstrahl, die Natur empfing seinen Scheidegruß.

In der folgenden Nacht sprach er viel von Demetrius; einigemal rief er Gott an, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren.

Am Morgen des neunten Mai trat Besinnungslosigkeit ein; der Kranke sprach nur unzusammenhängende Worte, meist Latein. Um seine sinkenden Kräfte zu heben, ließ der Arzt ihn ein wenig Wein trinken; es war sein letzter Trunk. Seine Schmerzen schienen nicht sehr heftig zu sein. Die Seinigen kannte er nicht mehr.

Gegen drei Uhr Nachmittags begann die Mattigkeit des Todes, der Athem fing an zu stocken. Lotte kniete neben seinem Lager, sie wollte seinen gesunkenen Kopf in eine bequemere Lage bringen, er erkannte sie, mit verklärtem Blick lächelte er sie an und drückte ihr die Hand. Es war das letzte Zeichen seines Bewußtseins. Nach kurzer Ruhe zuckte es gewaltsam über seine Züge, sein Haupt sank zurück, der ewige Schlummer goß seinen Frieden über ihn aus. —

Schiller's Gebeine ruhen jetzt in der Fürstengruft zu Weimar. Liebevolle weibliche Sorge, welche so manchen trüben Tag seines Lebens freundlich aufhellte, hat auch für seine letzte Ruhestatt einen sinnigen Schmuck erdacht; deutsche Frauen legten auf des Dichters Sarg einen silbernen Eichenkranz.

Anhang.

Uebersicht über die Geschichte der deutschen Schauspielkunst.

Unter allen Kulturvölkern der Erde scheint nur das griechische die große Bedeutung dramatischer Darstellungen erkannt zu haben; die Griechen allein wiesen der Schauspielkunst den Platz an, der ihr gehört und auf dem sie selbst gedeihen und gebührend wirken kann: sie fügten sie als einen Hauptfaktor ein in die Reihe der erziehenden und bildenden Mächte des Staatswesens. So wie der moderne Staat Kirche und Schule von Staatswegen schützt und unterhält, so ließ das griechische Gemeinwesen auch dem Schauspiel den Segen der öffentlichen Unterstützung angedeihen. Die Folgen dieses Verfahrens zeigten sich in den herrlichsten Früchten: Das Schauspiel war rein, groß und edel, und es vertrat mit durchschlagendem Erfolg die höchsten Interessen der menschlichen Gesellschaft. Unmittelbar an und in die gottesdienstlichen Handlungen ließ es sich einfügen, denn die Griechen begnügten sich nicht damit, dem Schauspiel eine Handvoll Geld hinzuwerfen, sondern sie brachten ihm ihre lebendigste Theilnahme, ihre tiefempfundene Ehrfurcht entgegen. Eine gleich hohe Stellung hat leider kein anderes Volk jemals der wichtigsten aller Künste später wieder angewiesen, und lediglich aus diesem Grunde hat das Schauspiel niemals wieder neben der Höhe der Kunst die sittliche Würde erreicht, welche im griechischen Alterthum ihm seine weltgeschichtliche Bedeutung gab.

Der Hang zu dramatischen Aufführungen — sei es im Großen oder im Kleinen — und die Lust an denselben ist einer der stärksten Triebe, welche die Natur in den Menschen gelegt. Die ersten Spuren geistigen Lebens, welche im Kinde sich zeigen, gehen auf Nachahmung dessen, was es sieht; wächst es heran, so spielt es Soldaten oder Räuber, Schule oder Vater und Mutter, und im reifen Alter scheint dieser Trieb erst recht lebendig zu werden; mit welcher Lust drängt die Welt sich zu allen öffentlichen Aufzügen, Manövern, Festen aller Art, ja sogar zu den gräßlichsten Auftritten, zu Hinrichtungen; der stumpf-

sinnigste, unter lebenslanger niederdrückender Handarbeit bei der schlechtesten Nahrung halb verthierte Bauer bleibt stehen und lacht die Künste der Taschenspieler und Gaukler an; selbst jene Unglücklichen, deren umnachteter Geist in den Irrenhäusern eine Zuflucht gefunden, zeigen Theilnahme für dramatische Aufführungen und übernehmen die Rollen oft mit leidenschaftlicher Lust und in korrekter Ausführung.

Kein Volk der Erde ist bekannt geworden, das nicht wenigstens Spuren dramatischen Sinnes gezeigt hätte; die Wilden haben ihre pantomimischen Tänze, sie beobachten bei der Wahl des Häuptlings, bei Bestattungen u. dgl. gewisse symbolische Feierlichkeiten. Bei jedem Volke aber, das auch nur die ersten Stufen der Kultur erstiegen, gewahren wir wenigstens die Anfänge einer eigenen dramatischen Kunst. Sie ist überall historisch nachgewiesen, nur bei den Juden war man bisher im Zweifel, die Unfehlbaren und ihre Schleppe läugneten sie schlechtweg. Diese Zweifel sind jetzt ebenfalls gelöst; auch die Juden hatten eine dramatische Kunst; es sind allerdings nur geringe Bruchstücke erhalten, aber sie genügen zu einem vollständigen Beweise. Es würde das Ziel unserer Darstellungen weit überschreiten, wenn wir auf diesen Punkt näher eingehen wollten; wir begnügen uns darauf hingedeutet zu haben, und verweisen auf Ewald's bekannte „Geschichte des Volks Israel," und besonders auf die höchst interessante kleine Schrift: „Die ältesten Bühnendichtungen. Der Debora-Gesang und das Hohe Lied, dramatisch hergestellt von Friedrich Böttger. Leipzig 1850."

Bei dem deutschen Volke gehen die Spuren dramatischer Thätigkeit in graues Alterthum zurück *). Bei den großen Festen, die beim Beginn des neuen Jahres und zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche im Frühling und im Herbst gefeiert wurden, fanden sich Gebräuche mancherlei Art, von denen das Erscheinen vermummter Thiergestalten sich in einigen Gegenden Deutschlands bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Möglich ist es, daß zur Zeit der Römerherrschaft auf dem linken Rheinufer das römische Theater in Trier und anderen Orten einigen Einfluß auch auf den dramatischen Sinn der Deutschen geübt habe. In den Fastnachtspielen fand die Lust an der Darstellung in der späteren Zeit immer neue Nahrung, und die kristliche Kirche selbst leistete dem Schauspiel nachhaltigen und tiefgehenden Vorschub durch die Ausbildung der geistlichen Spiele.

Die frühe Einführung einer reichen und hochfeierlichen Liturgie in den kristlichen Gottesdienst war unabweisbares Bedürfniß, um den neu gewonnenen Bekennern das Schaugepränge des heidnischen Kultus auf eine edlere und ergreifendere Weise zu ersetzen. Noch heute wird in den Kirchen Syriens und Palästinas eine zwölfstündige Liturgie von Mitternacht bis Mittag gehalten. Am günstigsten waren für diese symbolisch-liturgischen Aufführungen die hohen Kirchenfeste. Zur Weihnachtszeit baute man in den Kirchen eine Grotte mit der Krippe auf, Engel und Hirten erschienen und hielten ihre Wechselgesänge, die Gemeinde antwortete im Chor. Bei der Feier des Osterfestes fehlte selbst in den kleinsten Kirchen nicht eine bildliche Darstellung der Auferstehung Kristi. Das Fest der

*) Vergl. im ersten Bande unseres Werkes S. 34 ff.

unschuldigen Kindlein, der heiligen drei Könige u. a. waren für lebende Darstellungen sehr geeignet. Als die liturgischen Gottesdienste allmälig kürzer wurden, setzte man besondere Aufführungen an; in der Kirche wurde an bestimmten Festtagen eine Bühne aufgeschlagen, auf welcher die Geistlichen die betreffenden Begebenheiten der heiligen Geschichte darstellten. Man bezeichnete dieses gottesdienstliche Drama mit dem Namen Mysterium.

In den südlichern Theilen Europa's, in denen das römische Theater verbreitet und gern gepflegt war, verschmolz dieses unter dem mächtigen Einflusse der Geistlichkeit sehr bald gänzlich mit den geistlichen Aufführungen und übergab denselben alle seine Mittel. Der Wechsel konnte um so leichter geschehen, da man sich bei dem liturgischen Gottesdienste und auch bei den dramatischen Vorstellungen in der Kirche immer nur der lateinischen Sprache bediente. In Deutschland trat jedoch bald eine gereimte Erklärung in der Landessprache unter den lateinischen Text. Dieser Gebrauch begünstigte die Erweiterung und die selbständige Gestaltung der Darstellungen; besonders in den Klöstern schrieb man die Texte auf. Nach und nach wurden fast alle zur Aufführung geeigneten Theile der heiligen Geschichte dramatisch eingerichtet; auch später entstandene Heiligengeschichten lieferten erwünschten Stoff. Ueberall war der eigentliche Text lateinisch, er wurde gesungen; die deutsche gereimte Erklärung wurde gesprochen. Wir geben ein kleines Beispiel aus einem Osterspiele, als Jesus die Fußwaschung vornimmt *):

Petrus.

cantat: Non lavabis mihi pedes in aeternum.
et dicat: Herre Meister, es soll nit sein
Daß du waschest die Füße mein.

Jesus.

cantat: Si von lavero te, non habebis partem mecum.
dicat: Lässest du dir die Füße nit
Waschen hie zu dieser Zit,
So inhast du sicherlich
Keinen Theil an meinem Rich.

Der Ort für die Bühne in den Kirchen war der Raum unter dem Singchor. Auf diese Weise waren die Sänger unmittelbar bei der Hand, und die Gallerie des Chors gab einen trefflichen Platz für Erscheinungen von Engeln u. dgl. Ebenso konnte man von da den Stern der heiligen drei Könige, die Taube des heiligen Geistes dirigiren, und was sonst von mechanischen Vorrichtungen nöthig war, daselbst anbringen. Der Bühne gegenüber in der Tiefe des hohen Chores saß die höhere Geistlichkeit und weltliche Würdenträger mit ihren Frauen auf erhöhten Sitzen; dem Volk war das Schiff der Kirche angewiesen, bewaffnete Bürger hielten Ordnung.

Die Bühne in der Kirche wurde jedoch sehr bald für die Zahl der Darsteller, und die Kirche selbst für die Menge der Zuschauer zu klein; man war

*) Devrient I, 23.

genöthigt, unter freiem Himmel eine besondere Bühne aufzuschlagen. Für die winterlichen Feste war das jedoch nicht statthaft, sie mußten nach wie vor in der Kirche bleiben; dies war ein Grund ihre Ausbildung zu hindern, und einen Ersatz dafür in der gesonderten häuslichen Feier zu suchen. Das Osterfest aber konnte man fast immer durch eine Feier unter freiem Himmel begehen. Was den winterlichen Feierlichkeiten durch die Ungunst der Umstände abging, kam dem Frühlingsfest noch besonders zu Statten. Die Zahl der Darsteller für die Passionsgeschichte stieg allmälig auf mehrere Hunderte, die Geistlichen allein genügten dieser Zahl nicht mehr, sie mußten Laien zuziehen. Unter solchen Einwirkungen wurde der Karakter der geistlichen Spiele ein freierer; sie traten aus der engen Schablone heraus, das Personal wurde bunter, die Reden belebter, und mit dem Eintritt in die Oeffentlichkeit und der Aufnahme der Laien als Darsteller fand auch der Volkshumor Gelegenheit, sich in die ernsten Darstellungen einzudrängen. Das war abermals eine Erweiterung und ein Fortschritt der dramatischen Kunst.

Es versteht sich, daß mit der Ausbildung der Vorstellungen auch die Ansprüche an die Mittel der äußeren Darstellung gesteigert werden mußten. Vor allem war man also auf eine Vervollkommnung der Bühne bedacht. In Frankreich kam man auf den Einfall, die Bühne quer vor dem Ende einer Straße zu erbauen und die Straße dadurch zu versperren. Aus den Fenstern der anliegenden Häuser ließ sich dann bequem zuschauen. Der Bühne gegenüber errichtete man in einiger Entfernung eine erhöhte Gallerie und schloß durch sie den Zuschauerraum ab; das Parterre war also auf dem Straßenpflaster. Auch auf Höfen von Klöstern und andern geeigneten Gebäuden errichtete man in ähnlicher Weise Bühnen.

Ein solcher Aufbau zwischen Häuserreihen drängte den Bühnenraum eng zusammen; man versah daher die Bühne mit verschiedenen Stockwerken, und allmälig bildete sich auch für die ganz im Freien errichtete Bühne eine feste Gestalt aus. Man gab ihr drei Stockwerke, und gewann dadurch in dem untersten den Höllenraum, in dem mittleren das Reich der Menschen, und in dem obersten die Region des Himmels. Vor dieser Bühne lief in der ganzen Breite derselben noch ein Podium von mäßiger Tiefe hin. Die eigentliche Bühne wurde durch zwei gleichmäßig angebrachte Pfeiler gestützt, und dadurch jedes der drei Stockwerke wieder in drei neben einander liegende Räume getheilt. Der mittlere Raum des untersten Stockwerkes bildete den Zugang zur Hölle; er war durch eine Flügelthür oder auch durch einen künstlich dargestellten Höllenrachen geschlossen. Zu beiden Seiten des Höllenrachens liefen frei hervorspringende Treppen zum mittleren Stockwerke hinauf, und von da führte eine hinter dem Gerüste verborgene Treppe zum Himmelsraum empor. Auch wurden die Verbindungen zwischen den einzelnen Stockwerken wohl durch Flugwerke unterhalten, die sich durch Gegengewichte bewegten. An ihnen sah man die Engel und den Heiland auf und niedersteigen.

Diese Einrichtung der Bühne bot Gelegenheit zu den mannichfachsten Abwechselungen. Da dem Teufel dabei ein besonderes Reich zugetheilt war, welches sich für andere Persönlichkeiten nicht wohl verwenden ließ, so fand nun auch

die Gestalt des Teufels eine liebevolle Ausbildung. Felle von Wölfen, Schafen oder Hunden bildeten seine Kleidung, Thierköpfe mit fletschenden Zähnen und großen Hörnern, lange Schwänze und Aehnliches machten seinen besondern Zierrath aus. In Frankreich hatte man sogar besondere Teufelsstücke, diableries genannt, in denen Schaaren von Teufeln auftraten, und weniger als vier Teufel konnten nicht wohl in einem Stücke vorkommen. In Frankreich erfand man auch die sogenannten Moralitäten, Schaustücke, in denen Tugenden und Laster, sittliche Zustände und Eigenschaften, ja sogar abstrakte Begriffe als allegorische Figuren in wunderlichem Gemisch mit wirklichen Personen auftraten.

Was nun die bestimmteren Nachrichten über einzelne Aufführungen anbetrifft, so ist die älteste derselben die Erwähnung eines schönen Spieles der zehn Jungfrauen, deren fünf weise und fünf thöricht waren; es wurde am 26. April 1322 in Eisenach aufgeführt. In demselben Jahrhundert führten die Franziskaner des grauen Klosters in Berlin daselbst öffentlich geistliche Spiele auf. Im funfzehnten Jahrhundert wurden sie in Deutschland schon ziemlich allgemein.

Die Zeit der Aufführungen fiel nie in die Abendstunden, sondern meist auf den Nachmittag; auch wurde wohl der ganze Tag in Anspruch genommen, und nur für die Mahlzeiten entsprechende Pausen gemacht. In einzelnen Fällen führte man mehrere Tage hinter einander zusammengehörige Theile eines größeren Ganzen auf.

Die Zuschauer bezahlten einen mäßigen Eintrittspreis, die Gallerie, der Bühne gegenüber, kostete das Doppelte. Klöster und Fürsten machten zuweilen Stiftungen zu regelmäßigen Aufführungen. Das Theaterkostüm war in seinen Hauptbestandtheilen die herrschende Tracht der Zeit. Alle weiblichen Rollen wurden von Knaben oder jungen Männern gegeben. Auf den Reichthum der Kleidung legte man großen Werth, und wenn man bedenkt, daß öfter das Personal der Mysterien mit Chören und Statisten auf mehrere hundert Köpfe stieg, so ergibt sich daraus, mit welchen großen Kosten die Vorstellungen verbunden waren. Für die komischen und die Teufelsrollen, die immer schon eine größere Gewandtheit und Uebung erforderten, bediente man sich gern der landstreichenden Possenreißer.

Einen Vorhang hatte die Mysterienbühne nicht. Es war sogar Brauch, daß das gesammte aktive Personal schon vor Beginn der Darstellung vor der offenen Bühne saß oder stand. Sobald das Spiel beginnen sollte, wurden die Spieler auf das Gerüst geführt, im Halbkreise aufgestellt oder in Sessel gesetzt. Das Personal und die Zuschauer begannen dann feierlich zu singen: Veni sancte spiritus. Nun erschien ein Herold oder ein Heiliger, ermahnte zur Stille und leitete das Spiel ein; er übernahm auch, wo es nöthig war, die erzählenden Erklärungen zwischen zwei durch Zeit oder Ort von einander geschiedenen Auftritten.

Wir wollen nun eines solcher Spiele, eine Auferstehung Kristi, in zusammenhängender Beschreibung hier folgen lassen*). Die Bühne ist die oben beschriebene dreitheilige.

*) Vergl. Devrient I, 67 ff.

In dem mittleren Rahmen der Erdenabtheilung der Emporbühne sehen wir die Grabeshöhle, in welcher der vom Kreuz abgenommene Leichnam des Erlösers ruht; Juden erscheinen mit den Wachen, die sie von Pilatus geholt, und stellen sie vor dem Grabe auf, schärfen ihnen durch Drohungen und verheißene Belohnungen Wachsamkeit ein, und entfernen sich dann wieder.

Die Wachen legen sich nieder und schlafen ein. Vom Himmelsraume schweben Engel hernieder, sie singen:

exsurge Here obdormis domine u. s. w.

dann spricht der eine:

Stant uff lyber Here Got
Vnd erfülle dins vaters gebot!

Die Grabeshöhle thut sich auf, der entstandene Erlöser erscheint, er singt resurrexi und folgt den Engeln, die ihn die Treppe zur Hölle hinabführen. In diesem feierlichen Augenblicke fordert auch die Komik ihr Recht: Pilatus erscheint, weckt die ruhenden Wächter und schilt sie aus; diese beschuldigen sich untereinander und prügeln sich von der Bühne fort.

Jesus ist indessen mit den Engeln unten vor der Pforte der Hölle angekommen. Sie pochen an:

tollite portas principes vestras
Ihr höllenfürsten, thut auf das thor
Der könig der ehren ist darvor!

Luzifer ahnt, was ihm nun begegnen soll, er ruft von innen:

Wer ist der könig lobelich
Der da stoßt so gewaltiglich
Mir an mine höllenthor?
Er mochte wol bleiben darvor.

Mit gedämpfter Stimme erhebt sich der Chorgesang der Engel: Dominus virtutum ipse est rex gloriae. Luzifer sieht durch ein Fenster, das neben dem Höllenthor angebracht ist, und als er den erkennt, der vor seiner Thür Einlaß begehrt, da ruft er dem Satan mit fürchterlicher Stimme zu, den großen Riegel vor das Thor zu schieben. Aber auch die Seelen in der Hölle ahnen, wer da draußen steht, mit dem Engelschor mischt sich ihr leiser Gesang: advenisti desiderabilis quem expectabamus in tenebris — Du bist gekommen, du Ersehnter, deß wir harreten in der Finsterniß!

Der Heiland hebt sein Kreuzpanier auf, durch einen gewaltigen Stoß stürzt er die Höllenpforte zusammen. Die Teufel heulen vor Angst, Kristus aber ruft den Seelen in der Hölle zu:

Meine lieben, gehabet euch wohl!
Wenn ich euch erlösen soll
Hinnen von dieser pein,
Kommt hervor ihr lieben mein!

Bei diesen Worten des Erlösers erhebt der leise Gesang der Engel und der Seelen sich gewaltig zum allgemeinen Chor: Du bist gekommen, du Ersehnter!

Die Erzväter, die Propheten treten hervor und erkennen den Heiland — auf sein Geheiß bindet der Erzengel Michael den Höllenhund an — Jesus droht dem Luzifer, der zitternd zurückweicht, und tritt nun selbst in die Hölle. Die Thore derselben sind weit aufgethan, die Gestalten in ihr werden jetzt völlig sichtbar. Die Erwählten führt Jesus mit sich heraus, die Verdammten weist er von sich:

Bleibet ihr verfluchten in der ewigen pein
Da sollt ihr ewig innen sein!

Die Verdammten singen miserere, die Erwählten stimmen den Gesang Jesu nostra redemptio an und ziehen zum Himmel hinauf; die Teufel schließen die Höllenpforten.

Doch eine der verdammten Seelen, die an dem Höllenleben nicht den mindesten Geschmack finden kann, schaut über die Thür der Hölle hinaus und ruft dem Erlöser nach:

Aue! Die Tüfel thun uns alzu weh,
Lieber Herre laß uns mit dir geh.

Ihren Anstrengungen gelingt es, die Thür zu öffnen und zu entwischen. Schen drückt sie sich an den Zug der Seligen, um mit ihnen die sichere Zuflucht zu erreichen, aber der Teufel Leisegang hat den Ausreißer bemerkt, setzt nach und schleppt ihn zurück. Luzifer zürnt:

Nein, nein, du bußer wicht
Du kumest von hinnen nicht!

Die arme Seele spricht:

Aue, aue, aue!
Mir thun die tüfel alzu weh.
Jesus lieber Here
Schal ich nicht mit dir von hinnen kere?
Gnade Here Luzifere!
Ich was ein armer bäcker,
Wen der teig was zu groß
Ich brach darvon einen kloß
Und warf en in di kligen
Dez muß ich in di helle gedigen.

Luzifer aber ist nicht gesonnen, sich sein Eigenthum entgehen zu lassen, zumal nicht, da seine Hölle jetzt fast leer ist. Grimmig ruft er den Satan, zählt ihm ein langes Register von Sündern, vom Pabst bis zum untersten Stande hinab, auf und befiehlt ihm diese zu holen. Satan erfüllt den Auftrag mit großer Geschwindigkeit, die armen Seelen erscheinen, und Luzifer beginnt in possenhafter Weise sie zu examiniren. Da kommen denn allerlei herrliche Dinge zu Tage: ein Schuster hat schlechte Sohlen gemacht, ein Pfaff hat es mit hübschen Weibern gehalten, ein Schneider hat Flicken gestohlen u. s. w. Luzifer sperrt sie alle in die Hölle, und mit einer Klage über die Hoffart, die auch ihn selber gestürzt, schließt er die Pforte.

Aus einiger Entfernung vernimmt man nun den Gesang der drei Marien, welche zum Grabe Jesu gehen wollen, um den Leichnam zu balsamiren. Auf der Vorderbühne aber erscheint zu derselben Zeit einer der damals beliebtesten Possenreißer, der Quacksalber mit Frau und Magd; er macht seine Reverenz mit den Worten:

Gott grüß euch ir here übiral —
Alz sprach der wolf und kuckte in den genseſtal.

Er sucht einen Knecht; der Schalk Rubin, dem des Quacksalbers Frau wohlgefällt, meldet sich. Sie dingen um den Lohn und einigen sich schließlich um einen Rock, ein Hemde und des Kaufmanns alte Hosen. Rubin schlägt nun den Kram auf, macht den marktschreierischen Ausrufer, hilft Arznei bereiten, will sich selbst aber auch einen Knecht halten. Er geräth mit einem andern Possenreißer Namens Pusterbalk darüber in Zank und Schlägerei, ein dritter krummer und höckrichter Gauner, Lasterbalk, mischt sich auch noch ein, und in den Unfug, den diese treiben, klingt von Zeit zu Zeit immer wieder eine Strofe der Frauen hinein, die zum Grabe Jesu wallen. Sie kommen auf die Vorderbühne hinab, und Rubin treibt auch mit ihnen seine Possen. Um die Spezereien müssen sie lange dingen, und als der Kaufmann sie ihnen endlich zum ermäßigten Preise gibt, wird er von seiner Frau dafür gescholten; der liebevolle Ehemann gibt seine Antwort in derben Faustschlägen, Rubin zankt mit der alten Magd. Die Frauen wallen indeß zum Grabe hinauf; der Kaufmann legt sich schlafen, Rubin läuft mit der Frau davon. Der Kaufmann erwacht und setzt ihnen zornig nach. Auf diese Weise ist die Vorderbühne von den Gaunern leer geworden.

In der mittleren Abtheilung kommen nun die Frauen bei dem leeren Grabe an, der Engel verkündet ihnen Kristi Auferstehung, und im obern Himmelsraum sieht man den Erlöser mit der Schaar der Auserwählten anlangen; Gott Vater in seiner Herrlichkeit empfängt sie, Eva bringt Dank und Preis für die Erlösung ihres Geschlechtes und der Schlußchor stimmt das Gloria in excelsis an.

So wechselt in der ganzen Aufführung tiefer Ernst und heitere Posse unmittelbar mit einander ab. Den kindlichen Sinn der damaligen Zeit befriedigte dieser Wechsel nicht; die Menge schauerte vor dem Erhabenen und lachte mit dem Possenhaften, und der Gesammteindruck war ein großer und nachhaltiger.

Von einer eigentlichen Schauspielerkunst konnte bei diesen Mysterien natürlich nicht die Rede sein; die Darsteller waren nichts als Figuranten, welche bestimmte Theile einer festgesetzten Schablone ausfüllten. Die Schauspielkunst nahm hier dieselbe Stelle ein, welche zu derselben Zeit die Scholastik gegenüber dem Dogma einzunehmen gezwungen war: beide existirten nur als Mägde der geistlichen Obervormundschaft, deren Einfluß sich auf alle weltlichen und geistlichen Dinge erstreckte.

Ein anderes Kleid, aber keinen andern Geist erhielt die Schauspielkunst, als mit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch das neubelebte Studium des klassischen Alterthums auch die lateinischen Komödien des Terenz, mitunter und etwas später auch wohl eine griechische Tragödie zur Aufführung gelangte.

Männer wie Reuchlin, Celtes, Luther sprachen eifrig für die Darstellung dieser Komödien in den Schulen. Eine Förderung der Schauspielkunst konnte jedoch auch hier nicht möglich sein, denn eben so wie der Schauspieler früher nur im Dienste der Theokratie gestanden, so sollte er jetzt der Handlanger der Gelahrtheit sein; die aufgeführten Stücke fehlerfrei zu rezitiren war der Hauptzweck, höchstens verband Luther damit noch die Forderung, die lebenswahren Darstellungen der klassischen Dichter sollten den Schüler auf das Laster und seine Verkehrtheiten aufmerksam machen und ihn vor der Nachahmung derselben bewahren.

Nur an Einer, und dazu einer sehr niedrigen Stelle gewahren wir im Mittelalter die Anfänge einer wirklichen Kunst, nämlich bei den schon erwähnten „fahrenden Leuten." Wir gewahren dieses, wie es scheint, unsterbliche Geschlecht noch jetzt auf den Jahrmärkten in ziemlich zahlreicher Vertretung. Den Fahrenden waren die Karnevalswochen die eigentliche Erntezeit, und von ihnen wurden jedenfalls die sogenannten Fastnachtsspiele ausgebildet, jene Schwänke, welche ihren Stoff mitten aus dem Volkstreiben herausgriffen, und welche um so mehr Beifall fanden, je selbständiger und genialer ihre Darsteller ihre Rollen behandelten. Eine besondere Bühne hatten die Fahrenden nicht, auf der offenen Straße oder in den Wirthsstuben unternahmen sie ihre Darstellungen; einige Bärte von Pelz, Perrücken von Flachs und ähnlicher Plunder waren ihre einzigen Hülfsmittel.

Welchen Beifall diese Possenspiele fanden, ist gleichwohl schon daraus zu erkennen, daß die Geistlichen sie in die Mysterien einschalteten. Da die Aufführungen der geistlichen Spiele regelmäßig wiederkehrten, so konnten auch die Possenreißer sich immer wieder in ihrer Kunst üben, und statt der Fahrenden übernahmen auch wohl ansässige Handwerker die burlesken Rollen. Was zur Passionszeit gefallen hatte, das war auch im übrigen Jahre gern gesehen; die Handwerker veranstalteten unter sich selbst erfundene Spiele, und nun war ein fester Stamm gegeben, von welchem der regelrechte Fortschritt ausgehen konnte. Die einzelnen Handwerkerinnungen schufen ihre besondern Spiele, sie wetteiferten in der Ausbildung und in der Darstellung mit einander; man spielte sich ein, man schrieb die erfundenen Spiele auf, Meistersänger liehen ihre Kunst den Kameraden, und schließlich wurden von begabten Köpfen eigene Fastnachtspiele in Versen gedichtet. Hans Rosenplüt schuf in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die ersten derselben. Es sind nur Gespräche, eine Handlung ist kaum wahrzunehmen, der Herold muß als Erklärer oft weiterhelfen.

Eigentliche Begründung und volle Ausdehnung erhielten diese Volksdramen erst durch den trefflichen und genialen Hans Sachs*). „In diesem ehrenfesten Meister" — so sagt Eduard Devrient — „vollendet sich der Fortschritt des Dramas von der religiösen Anschauung und moralischen Betrachtung bis zur sittlichen That."

Hans Sachs erweiterte den Kreis der Darstellungen um das Hundertfache. Fast alle biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments, die Sagen des

*) Vergl. im 1. B. unseres Werkes S. 215—226.

klassischen und des deutschen Alterthums, den ganzen Umkreis der damals bekannten Geschichte zog er in den Bereich seiner Dichtungen; er bildete die Novellen des Boccaccio, die römischen Komödien und einige griechische Tragödien dramatisch nach; er brachte selbst Werke wieder ins Gedächtniß, wie das Nibelungenlied, welche nicht einmal den damaligen Gelehrten bekannt waren. Kein bedeutendes Verhältniß seiner Zeit blieb von ihm unberührt, am lebhaftesten aber vertrat er als ehrenfester Patriot Kaiser und Reich, und die Freiheit des Gewissens und des Glaubens. Er stürzte die Scheidewand zwischen dem geistlichen und dem Profandrama, und die Wärme seiner Darstellung gewann die innigste Theilnahme seiner Zuschauer und Zuhörer.

Auch bei Hans Sachs tritt der Herold noch auf, aber nur als sehr untergeordnete Persönlichkeit. Seine Personen wirken auf einander sichtlich ein, Monologe gewähren oft einen vortrefflichen Ueberblick über die Begebenheiten oder über den Gemüthszustand und die Absicht einer einzelnen Person, und durch ausdrückliche Vorschriften gibt der Dichter dem Darsteller sehr richtige, oft feine Winke für die Aktion. Unter den Händen des Hans Sachs „fingen die roh zugehauenen Gestalten der dramatischen Kunst an die Glieder zu regen und den Athem selbständigen Lebens zu fühlen."

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß in der Heimath des Hans Sachs der Sinn für dramatische Vorstellungen schon seit langer Zeit besonders rege gewesen war. Durch die Thätigkeit des genialen Schusters nahm das Interesse einen neuen Aufschwung; die Stücke des Hans Sachs wurden sehr viel aufgeführt. Für die Schwänke und Possen errichtete man in Wirthshäusern rohe Bühnen, indem man über Bänke und Fässer Bretter legte und den Hintergrund mit Teppichen behängte, welche Eingänge und Ausgänge frei ließen. Für ernste Tragödien und für geist liche Darstellunen war diese Einrichtung jedoch nicht würdig genug, und man entschloß sich, ein eigenes Gebäude zu errichten. Die Zunft der Meistersänger erbaute im Jahre 1550 in Nürnberg das erste deutsche Schauspielhaus; in Augsburg folgte man bald darauf diesem Beispiele. Diese ersten Häuser waren nur auf den Sommer eingerichtet, der Zuschauerraum war unter freiem Himmel, man spielte bei Tageslicht. Nur die Bühne hatte ein Dach zum Schutz gegen die Witterung. Diesen Vorzug machten die Reichen und Vornehmen unter den Zuschauern sich zu Nutzen; sie verschafften sich das Recht, zu beiden Seiten auf der Vorderbühne Sessel einzunehmen; eine Unsitte, welche sich noch lange behauptete, als die Theatergebäude auch schon vollständige Dächer hatten.

Als Zeitgenosse des Hans Sachs machte in Spanien ein Handwerker, ein Goldschläger Namens Lope de Rueda, sich um die Bühne verdient. Seine Thätigkeit fand so großen Beifall, daß man diesen Schauspieldichter und Schauspieler, als er gestorben war, feierlich im Hauptschiff der Kathedrale von Kordova beerdigte.

Die Arbeit des Hans Sachs blieb nicht ohne nachhaltige Folgen. Einer seiner Schüler, der Schuster und Meistersänger Adam Puschmann in Breslau, verfaßte besonders ausführliche Vorschriften für den Dirigenten der Schauspiele, in denen das Kostüm und andere Dinge genau beschrieben werden. Für Pusch-

mann wurden die Aufführungen seiner Schauspiele schon eine nicht unbedeutende Einnahmequelle.

Gegen die Schauspielkunst und die Schauspieler wüthend zu eifern und sie für Teufelsspuk zu erklären, fiel damals keinem Menschen ein. Luther empfahl die Aufführungen, und kurz nach seiner Zeit kam es nicht selten vor, daß Pfarrer, Superintendenten, Professoren und Rektoren Schauspiele dichteten und selber Rollen darin übernahmen. Die Elisabethschule in Breslau hielt lange Zeit Schulkomödien, welche sich des regsten Beifalls erfreuten. An den Universitäten traten unter dem Namen theatrum academicum Genossenschaften zusammen, welche oft vollendete Vorstellungen lieferten. Wolfgang Schmelzl, Schulmeister in Wien, führte mit seinen Schülern vor dem kaiserlichen Hofe von 1540 ab wiederholt seine Komödien auf, denen das ausdrückliche Zeugniß gegeben wird, sie hätten zeitbeliebten Unsitten mit Erfolg entgegen gewirkt.

Im nördlichen Deutschland richteten Schulmänner und Geistliche ihre Stücke für Bürgerspiele ein, so daß nun größere Aufführungen durch gemischte Gesellschaften veranstaltet werden konnten. Das ausgezeichnetste Drama dieser Periode führte den Titel „Ein geistlich Spiel von der gottesfürchtigen und keuschen Frauen Susanna," und hatte den Pastor Paul Rebhuhn in Oelsnitz zum Verfasser; es bestand aus fünf Akten und hatte Chöre nach antiken Mustern. Jede Stadt hatte ihre Bürgerspiele im sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Die Bühne wurde in den Sälen der Schulen, Universitäten und Rathhäuser, bei günstigem Wetter auf offenem Markte aufgeschlagen; die akademische Jugend zeigte stets besondern Eifer. Reiche Leute, Magistratspersonen und Fürsten borgten den Spielenden Kleider, oder bestritten einen Theil der Kosten für die Aufführung; bei gelungenen Leistungen schenkten sie auch wohl ein Faß Bier oder Wein. Von allen Seiten wurden die dramatischen Spiele gefördert, ohne sie gab es kein ernstes und kein heitres Fest mehr.

Mit dem Aufschwung des belebten und belebenden Volksdramas hatte das Ansehn der Mysterien indeß immer mehr abgenommen, und schließlich beschränkten sie sich gänzlich auf einige abgelegene Gegenden in Baiern und Tirol. In zwei Dörfern Oberbaierns, in Mittenwald und Oberammergau, haben sich die Passionsaufführungen bis auf den heutigen Tag gehalten.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lebten die Mysterien in den katholischen Städten durch die Jesuiten wieder auf; diese gaben ihren Aufführungen großen und oft wahrhaft blendenden Glanz; Verwandlungen und Maschinerien, Dekorazionen und prunkende Kostüme stellten die protestantischen Schulkomödien und Bürgerspiele sehr in den Schatten. Auch üppige mythologische Vorspiele und Zwischenspiele, komische Zuthaten und die Gewalt der Musik zogen die Jesuiten in den Kreis ihrer wirkungsvollen Mittel. Sie waren es, durch welche viele Dramen des Lope de Vega und besonders des Calderon aus Spanien nach Deutschland gebracht wurden.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts tauchten in Deutschland auch die sogenannten englischen Komödianten auf, umherziehende Banden, die aus England herübergekommen sein sollen; wie man sagt, versuchten sie in den Gegenden des niederdeutschen Dialekts zuerst ihr Glück, indem sie auf die Aehn-

lichkeit der Sprache bauten. Dieser ziemlich unwahrscheinlichen Ansicht steht eine andere gegenüber, der zufolge jene Banden ihren Namen von den sogenannten englischen Künsten erhielten, die sie auch betrieben, wie Tanzen, Springen, Fechten und Reiten. Mit diesen englischen Komödianten treten zuerst die Berufsschauspieler auf. Herzog Julius von Braunschweig stellte schon 1605 Komödianten unter seinem Hofpersonal mit an. Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg hielt einen Komödiantenvorsteher mit seiner Truppe; der Vorsteher bekam 220 Thaler Gehalt und freie Stazion. Auch an dem hessischen und dem sächsischen Hofe waren die Schauspieler willkommen. Der Herzog Julius von Braunschweig schrieb sogar Stücke für seine Schauspieler. Bedeutender waren die dramatischen Arbeiten des Prokurators Jakob Ayrer in Nürnberg, der zu Ende des sechzehnten und im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts seine Stücke schrieb, die unter dem Namen Opus theatricum 1618 im Druck erschienen. Ayrer starb 1605. Er verfaßte auch die ersten Singspiele und führte nach dem Beispiele der Engländer den Narren als stehende Person ein. Aber auch vielfache Gräuel und blutige Szenen, und Geisterspuk brachte Ayrer aufs Theater. Der Schalksnarr, der sehr bald eine völlig stereotype Figur wurde, trat auf unter den Namen Jan Posset, Hans Wurst, Pickelhering.

Unter den Stücken, welche die englischen Komödianten oft aufführten, ist auch ein Titus Andronikus, der das bekannte Stück von Shakespeare an Gräueln noch weit übertrifft.

Neben solchen Blutszenen fanden sich überderbe Späße, Prügeleien und Kapriolen; alles Mittel um das Publikum anzulocken. Um in der That Blut fließen zu sehen, verbarg man unter den Kleidern, in der Halsbinde oder im Hut Blasen mit Blut gefüllt, die zerschnitten, zerhauen oder zerstochen ihren Inhalt ausströmen ließen. Und der Geschmack an solchen widerlichen Darstellungen war am lebhaftesten gerade in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, welcher die fürchterlichsten Gräuel über ganz Deutschland ausschüttete.

Durch die fremden Krieger, welche massenweis nach Deutschland geführt wurden, kamen die elenden fremden Sprachbrocken in die Umgangssprache und in die Bühnenstücke, und wenn man sich die Gräuelszenen, untermischt mit den oft unendlich platten und schmutzigen Hanswurstszenen dargestellt in dieser affektirten Sprache denkt, so hat man ein so barbarisches Gemisch, wie nur die Zeiten des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges es erzeugen konnten.

Und doch gab es unter diesen Wandertruppen auch Ausnahmen, welche allerdings sich dem herrschenden Geschmack nicht entziehen, ihn durch eigenes würdevolles Verfahren aber doch in den Schranken der Mäßigung halten konnten. Man fand damals in Deutschland unter den Wandertruppen viele Studenten; einige Gesellschaften bestanden ganz aus ihnen. Schon früher hatten die Studenten in den Schuldramen gespielt, und es war ein leichtes, daß sie in einer Wandertruppe Aufnahme fanden. Sie blieben meist nur kurze Zeit bei derselben, und kehrten dann zu ihren Studien zurück. Ein besonders gerühmter Schauspieler soll der nachmalige dänische Hofprediger Lassenius gewesen sein. Die Prinzipale, welche diese Truppen führten, waren im Besitz des theatralischen Apparats und Inhaber der nöthigen Privilegien; als die bedeutendsten dieser

sogenannten Komödiantenmeister bezeichnet man in der Zeit von 1620—166 Treu, von Sommenhamer, Karl Pauls, Andreas Gärtner, Schneider, Karl von Zimmermann u. a.

Diese Studententruppen waren überall geachtete Erscheinungen, und was aus den Stürmen des dreißigjährigen Krieges von den Errungenschaften der Schauspielkunst überblieb, das haben diese Studententruppen gerettet. Der Name „englische Komödianten" gehörte ihnen nur kurze Zeit, er verschwand bald ganz.

An eine nachhaltige Förderung der dramatischen Kunst konnten aber auch die Truppen der Studenten nicht denken, denn es fehlte an dem Haupterforderniß für den Fortschritt, nämlich an einer bedeutenden dramatischen Literatur. Der dreißigjährige Krieg hatte die Bürgerspiele und die Schulkomödien zerstört, und dadurch war der lebendige Zusammenhang zwischen Dichter und Bühne aufgehoben. Die Verhältnisse der Literatur machten den Riß noch weiter. Martin Opitz (1597—1639) und Andreas Gryfius (1616—1664) wandten sich griechischen und römischen Mustern zu und verschmähten die Fortbildung der volksthümlichen Kunst. Kaspar Lohenstein's (1635—1683) Dramen sind nur theilweis zur Aufführung gelangt, und überdies waren sie nur geeignet, alles Gute zu vergiften. Mit diesen Dichtern vollzog sich die Trennung des gelehrten Bücherdramas vom volksthümlichen Schauspiele.

Die Schauspielertruppen, von den eigenen vaterländischen Dichtern verlassen, suchten sich durch Uebersetzungen oder durch Gelegenheitsstücke zu helfen; letztere waren oft bittere Satiren auf die herrschenden Zustände, auch wohl Darstellungen bedeutender Ereignisse aus den Kriegsjahren; Magdeburg's schrecklicher Fall, Stralsund's Belagerung u. a. wurde zur Aufführung gebracht.

Einen breiten Raum nahmen, alsder Friede wiederkehrte, die Schäferspiele ein, die von Fürsten und Großen gepflegt wurden. Dergleichen Aufführungen fanden im Freien statt; künstliche Maschinerien, glänzende symbolische Gestalten, Feuerwerke u. dgl. m. mußten die klägliche Armuth des Inhalts verdecken. Fürstliche Personen waren öfter unter den Darstellern, und wo man Schauspieler von Beruf hinzu zog, da war das Figuriren deren eigentliche Aufgabe ebensowohl, wie aller übrigen Mitspieler. Die Schauspielkunst war zu der dienenden Stellung wie bei den Mysterien zurückgesunken.

In naturgemäßer Reakzion gegen die gespreizten Ueberschwänglichkeiten der vornehmen Vergnügungen entstanden die Dramen des Rektors Kristian Weise in Zittau, die in hausbackener Alltäglichkeit, unsäglicher Plattheit und schmutziger Gemeinheit das Mögliche leisten.

Zum Verfall der mittelalterlichen dramatischen Kunst trug die Oper nicht wenig bei, die seit ihrer Einführung durch Opitz sich bereits sehr merklich ausgedehnt hatte.

Der letzte Aufschwung der dramatischen Kunst ging von ihren reinsten und befähigtsten Verehrern aus, nämlich von der akademischen Jugend.

In Leipzig war im Jahre 1669 eine deutsche Bearbeitung von Korneille's „Polyeuct" zur Aufführung gebracht worden. In der Titelrolle that sich ein junger Mann aus Halle, Johann Velthen, bedeutend hervor; der Beifall,

den er erntete und die Lust am Spiel bewog ihn, sich ganz der Schauspielkunst hinzugeben. Nachdem er die akademische Würde eines Magisters erlangt, sammelte er eine Anzahl gleichgesinnter Genossen und trat mit ihnen in das Leben der fahrenden Komödianten hinaus. Velthen war ganz der Mann, sein gewagtes Unternehmen durchzuführen. Er besaß großes Talent, reiche Kenntnisse, verstand die italienische, spanische und französische Sprache, und war von guten Sitten und energischem Karakter. Wahrscheinlich war das Jahr 1670 dasjenige, in welchem Velthen seine Bande sammelte. Obwohl diese lange Zeit Wanderzüge durch Deutschland unternahm, so blieb das sächsische Land doch ihr Hauptstützpunkt. Im Februar des Jahres 1678 versammelten sich in Dresden auf Veranlassung des Kurfürsten Johann Georg des Zweiten sämmtliche Mitglieder des sächsischen Fürstenhauses, und bei dieser Gelegenheit fanden große Schauvorstellungen statt. Zu ihnen wurde Velthen's Bande herangezogen und erhielt damals das Prädikat der Kursächsischen Komödiantenbande; später nannte man sie auch die berühmte Bande. Nächst Leipzig und Dresden waren ihre Hauptstützorte die Städte Breslau, Nürnberg, Frankfurt, Hannover und Braunschweig. Als Kurfürstlich sächsische Schauspieler erhielten die Mitglieder der Bande bei ihrer Anstellung den Rang eines „Hof-Bedienten" mit 100 Thaler Gehalt, und stiegen bis zum Range des „Cammer-Lacquayen" oder gar des „Cammer-Bedienten" mit 200 Thaler Gehalt. Ohne besondern Urlaub durften sie sich nicht von Dresden entfernen.

Velthen griff sein Werk mit Einsicht an. Er sah sehr wohl, daß die bisher gebräuchlichen Stücke völlig abgenutzt seien, und um neues Leben in das Schauspiel zu bringen, eignete er sich die Lustspiele Moliere's an, die er in eigener prosaischer Uebertragung für seine Bühne gerecht machte. Doch der Geschmack des Publikums war damals durch die Mord- und Gaunerstücke bereits so sehr verwildert, daß Velthen seine Moliere'schen Komödien nicht zu oft bringen durfte. Er selber stand auch keineswegs so hoch über dem Geschmack des Publikums, daß er mit durchschlagendem Erfolg ein Reformator hätte werden können. Von seiner Bühne verbannte er die Blutszenen nicht, er suchte alles nur raffinirter dazustellen; und dadurch, daß er den Geschmack der Zeit zuerst unter seine Herrschaft brachte, wollte er denselben dann auf eine andere Bahn führen.

Auch versuchte Velthen, ein bis dahin noch fast ganz unbekanntes Gebiet zu betreten: er führte die Stegreifkomödie ein. Der Entwurf und die Hauptpunkte der Darstellung wurden den Spielern mitgetheilt, die wichtigsten Szenen wurden besprochen, aufgeschrieben und memorirt, und dann einige Proben gehalten. Abends bei der Aufführung wurde hinter der Szene ein Blatt aufgesteckt, worauf angegeben war, wie weit die Handlung in jedem Auftritt vorrücken solle, und an diesem Leitfaden lief dann die Vorstellung ab.

Das Publikum blieb seinem Geschmack treu, es zog die Stegreifkomödien den Lustspielen des Moliere vor, und jubelte am meisten denjenigen Stücken zu, in denen Hanswurst die Hauptrolle hatte. Ernste Stücke — man nannte sie Hauptaktzionen — zu improvisiren, war schon schwieriger; hier wurde bei jedem Spieler doch ein gewisses Maß poetischer Erfindungskraft vorausgesetzt, und es

ist ein Beweis von der genialen Begabung der Genossen Velthen's, daß auch solche Aufgaben mit Ruhm gelöst wurden.

Noch eine andere kühne Neuerung führte Velthen ein. Er selbst und mehrere Mitglieder seiner Truppe verheiratheten sich, und auch die Frauen erschienen auf der Bühne. Hierdurch und durch die gewandte Improvisazion seiner Truppe wurde die ganze Gesellschaft eine so völlig neue Erscheinung, daß Velthen auch die längst bekannten Stücke wieder aufzuführen unternehmen konnte. Biblische Stücke stellte Velthen mit besonderer Vorliebe dar, und wies sogar schon in den Anschlagzetteln das Publikum auf die moralische Bedeutung seiner Dramen hin. Sein Ruf war ein ausgezeichneter; wenn er in Nürnberg eintraf, holte der gesammte Magistrat ihn ein und bewirthete danach die ganze Bande aufs stattlichste.

Aber was zuerst für Velthen die Grundlage des Glanzes und des Ruhmes wurde, das mußte schließlich sein eigenes Verderben herbeiführen. Denn selbst bei den begabtesten Naturen mußte das ewig wiederholte Improvisiren schließlich zu einem stereotypen Rythmus führen, in dem das frische, schöpferische Leben erstarrte. Die Stegreifkomödie wurde aber auch sofort von vielen Banden nachgeahmt, denen jede geistige Kraft völlig abging, und die ihre Erfolge durch die äußerste Anstrengung auf dem Gebiete des Schlüpfrigen, des Gemeinen und des Rohen zu erringen suchen mußten. Auf diese Weise verwilderte die Bühne und das Publikum in unglaublicher Weise, und die einreißende Gemeinheit vieler Truppen forderte um jene Zeit die ersten Angriffe der Geistlichkeit gegen den Schauspielerstand heraus.

Velthen sah mit Schrecken, welche Verheerungen der Strom anrichtete, den er herbeigeführt, und er versuchte ihn einzudämmen. Dabei kam ihm zu Statten, daß der neue sächsische Kurfürst, Johann Georg III., beschloß, dem deutschen Theater, das er sehr liebte, nach Kräften hülfreich zu sein. Im Herbst des Jahres 1685 stellte dieser Fürst den Magister Velthen und dessen Bande ausschließlich in kurfürstlichen Diensten an, gab ihnen ein eigenes Schauspielhaus mit allen Erfordernissen, die zu ihrer Kunst nöthig waren, und bewirkte auf diese Weise die Errichtung des ersten deutschen Hoftheaters, das bis auf den Theaterschneider vollständig eingerichtet war.

Die Muße des sichern Aufenthaltes benutzte Velthen nun sorfältig, um alle üppigen Auswüchse der Kunst zu beschneiden, er beschränkte die Improvisazion nur auf die Posse, und suchte eine genügende Anzahl regelrechter Dramen, besonders von Moliere, zu gewinnen. Seine Bemühungen waren von Erfolg, und vielleicht hätte der geniale und thatkräftige Mann dauernde Verbesserungen begründet, hätte das Schicksal ihm nicht den Boden unter den Füßen erschüttert. Im Jahre 1691 starb der kunstsinnige Johann Georg III, sein Nachfolger verabschiedete sämmtliche Komödianten und ließ ihnen nichts als den kahlen Titel und die Konzession für das Land.

Nun sah sich Velthen wieder genöthigt, ganz gegen seine Neigung auf ungewissen Wanderzügen mit allen Gauklerbanden um die Gunst des Pöbels zu rivalisiren; das Streben nach künstlerischer Vollendung mußte bei Seite geschoben, die grobe Possenreißerei zum Hauptziel gemacht werden. Velthen machte die

verzweifeltsten Anstrengungen, sich und seine Truppe in anständiger Weise zu erhalten, aber alles war vergebens, für echte Kunst war kein Sinn mehr. In dem wilden Strome, den er selbst herbeigeleitet, ging Velthen zu Grunde. Gegen Ende des Jahres 1692 sank der gequälte Mann in Hamburg aufs Krankenlager; ein zelotischer Geistlicher verweigerte ihm das Abendmahl, weil Velthen nicht zuvor seinen Beruf abschwören wollte; ein anderer Prediger erfüllte das Begehr des Kranken. Kurz nachher starb Velthen; den Ort und den Tag seines Todes kennt man nicht. Mit ihm brach die letzte Stütze der mittelalterlichen Kunst zusammen.

Nun folgte eine lange Zeit der äußersten Verwilderung, in welcher fast die letzte Spur jeder eigentlichen Kunst verschwand. Zwischen gemeiner Possenreißerei und lächerlichem Tanzmeisterbombast taumelte die Darstellung in allen erfinnlichen Sprüngen einher, jeder höhere Zweck war verloren, Zeitvertreib war die einzige Losung. Die aufgeführten Stücke waren entweder nur Harlekiniaden, oder ein Gemisch von Bombast und Posse, und die letzteren belegte man mit dem Titel „Haupt- und Staatsaktzion." Die Improvisazion lieferte die Hauptsache zu diesen wunderlichen Werken, die Dichtkunst und die Dichter hatten sich vom Drama gänzlich losgesagt, jede Verbindung zwischen der Literatur und der Bühne war zerrissen, jedes gesunde Leben und frische Streben ausgetilgt; die Schauspielkunst war das ekelhafte Bild einer jämmerlichen, ehrvergessenen Zeit geworden, der Geist des Versailler Hofes spukte in allen deutschen Verhältnissen. Eine kleine Probe vom Geschmack der damaligen Zeit möge uns ein Anschlagzettel geben, durch den eine der bedeutendsten Truppen am 18. Juni 1719 in Hamburg das Publikum einlud. Er lautet wörtlich:

„Mit hoher Obrigkeitlicher Bewilligung werden heut zum ersten mahl die königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen privilegirten Teutschen Hof-Comödianten denen respektiven Herrn Liebhabern Curieuser Teutscher Schau-Spiele, mit einer sehenswürdigen und Intriguanten Staats-Action aufwarten, genännt:

Nero

Der sechste römische Kayser

In den ersten 5 Jahren seiner löblichen Regierung.

Oder

Die Beleidigung aus Liebe.

Mit

Arlequin einem intreßirten Hof-Narren.

Spielende Personen sind:

Nero, der sechste römische Kayser
Octavia, dessen versprochene Braut
Tiridates, ein König von Armenien
Florisane, eine Printzessin so dem Tiridates in Manns-Kleidern nach Rom gefolget

Alindo, des Kayſers Liebling
Paßqvina, eine närriſche und verliebte Cammer-Frau bei Hofe
Arleqvin, der Floriſanen Bedienter
Ein Knecht
Etliche Bediente.

Den völligen Beſchluß wird machen:

Ein luſtiges Nachſpiel.

Der Schauplatz iſt auf dem großen Neu-Markt hinter den 2 Wilden Männern, in einer mit Dach-Pfannen bedeckten Bude und gehet präciſe um 5 Uhr an.

Die Perſon giebt par Terre 1 Marck, auf dem mittlern Platz und auf dem letſten 6 Schillinge. Die Logen werden a parte bezahlt.

N. N. Der Eingang iſt nicht durch das Hauß, ſondern durch einen mit Dielen belegten Gang.

In ſolcher Geſtalt erſchienen am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die beſten Geſellſchaften vor dem Publikum.

Am meiſten Theilnahme für das Schauſpiel zeigte die lebensluſtige Kaiſerſtadt Wien; dort gelang es ſogar dem Theaterdirektor Joſef Stranitzky aus Schweidnitz, im Jahre 1708 das erſte ſtehende deutſche Volkstheater zu begründen. Stranitzky, ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, verfaßte ſelbſt eine Reihe von Luſtſpielen; Hans Wurſt ſpielte darin die Hauptrolle, das Publikum nahm ſie gleichwohl ſehr wohlgefällig auf. Auch an Haupt- und Staatsaktionen verſuchte er ſich; der Titel einer derſelben lautet folgendermaßen: „Die Verfolgung auß Liebe oder die grauſame Königin der Tegeanten Atalanta mit Hans Wurſt den lächerlichen Liebs Ambassadeur, betrogenen Curioſitäten-Seher, Einfältigem Meichl-Mörder, Intereſſirten Kammerdiner, Uebelbelonten Beeder-Achſelträger, Unſchuldigen Arreſtanten, Intereſſirten Aufſtecher, Wohlexercirten Soldaten, und Inſpector über die bei Hoff auf der Stiegen eſſenden Gallantomo.“

Alle übrigen Truppen waren Wandertruppen, von denen jede in der Regel einen beſondern Bezirk hatte, in dem ſie, wenn auch nicht ausſchließlich, ſo doch vorzugsweis herrſchte. Eine Truppe unternahm 1712 Züge nach Dänemark, Norwegen und Schweden; an Beſchwerden, drohenden Gefahren und ſeltſamen Begebenheiten fehlte es dabei nicht. In Schweden gab man einſt eine Vorſtellung vom Falle Adams; als die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in der Glorie erſchien, fielen die zahlreich anweſenden Landleute andachtsvoll auf die Knie.

Manche Banden ſtellten ſich in ſehr unwürdiger Erſcheinung dar; eine derſelben wurde geführt von einem Prinzipal Namens Johann Ferdinand Beck; er beſaß ein Privilegium als hochfürſtlich Waldeck'ſcher Hofkomödiant. Die Hauptrolle aller ſeiner Stücke, den Hanswurſt, gab er ſelbſt; nebenbei aber betrieb er auch das Zahnausreißen. Im Jahre 1703 ließ er ſich durch einen Kupferſtich verherrlichen, in deſſen Unterſchrift er ſagte:

Ein Künſtler der bin ich! Wer dieß nicht glauben will
Setz' ſich auf einen Stuhl und halte mir nur ſtill,

Ich nehm' die Zähne aus, suptile und behände,
So hat der Schmertz, die Qual, auf einmal gleich ein Ende.
Ich bin ein solcher Mann, der noch viel mehr kann machen,
Wer mich agiren sieht, den mache ich zu lachen. u. s. w.

Ein anderer Prinzipal, ein Schneider Reibehand, schaffte seine Schauspieler ab und hielt sich an Puppen, weil diese, wie er versicherte, ihm niemals Verdruß gemacht hätten.

Es war eine schlimme Zeit für die Schauspielkunst; Eduard Devrient zeichnet sie in den Worten: „Alle diese widrigen und bettelhaften Zustände, welche ihre Analogie heut zu Tage kaum bei den elendesten Provinzialbanden finden, die ganz außerhalb der Beurtheilung des theatralischen Lebens liegen, repräsentirten in dieser geschichtlichen Epoche leider die ganze Schauspielkunst allein. In diesem kläglichen Aufzuge, gestützt auf die Gemeinschaft mit Marionetten, auf Equilibristen-, Taschenspieler-, Gaukler- und Zahnbrecherkünste hat der Schauspielerstand im ersten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts sich in der Achtung der Nazion den furchtbarsten Stoß gegeben. Auch nicht eine einzige Truppe vermochte dem Geiste und der Würde der Bühne Anerkennung zu verschaffen."

Was die Prinzipale von ihren Schauspielern verlangten, macht uns die nachstehende Erzählung Iffland's deutlich: „Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in die Schauspielerzunft geschah mit der größten Umständlichkeit. Die erste Frage an den Neuling war: „Kann der Herr eine Zepterakzion machen?" Hierauf wurde ihm ein Kommandostab eingehändigt, mit welchem er probiren mußte, entweder ihn feierlich in der Hüfte ruhen zu lassen oder damit fernhin in das unbekannte Land gebieterisch zu deuten. Bewährte sich dabei ein Geist, welcher Formalität wittern ließ, so ward ihm eine donnernde Rede abbegehrt. Konnte diese das Kopfnicken der alten Gesellen erlangen, so trat das Oberhaupt vor, an den Neuling heran und sprach folgende Worte: „Ist der Herr eines Paars schwarz sammtner Beinkleider mächtig?" Konnte diese Frage bejaht werden, so war mindestens die Fähigkeit entschieden, angenommen werden zu können."

An Dekorazionen besaßen die Truppen in der Regel nichts weiter als einen Wald, einen Saal und eine Bauernstube; in diese drei Schablonen mußte jeder Schauplatz sich hineinpressen lassen. Das Kostüm war meist nur ein barocker Aufputz der täglichen Kleidung. Der weibliche Anzug wurde mit Federn, Schleiern, Ueberwürfen, mit Plundern und Fetzen aller Art, mit massenweisem Goldpapier überdeckt. Bei dem männlichen Kostüm waren die Beinkleider von schwarzem Sammet bei jeder Rolle die erste Bedingung; dazu gehörten dann ganz folgerichtig weiße Strümpfe und Schnallenschuhe; die gepuderte Allongeperrücke vertrug sich vortrefflich mit dem Helm, mit dem Federhut, ja sogar mit dem Turban. Außerdem aber stand es jedem Schauspieler frei, noch besondere Zierrathen aus Goldpapier, Federn u. dgl. anzubringen, wo es ihm paßte.

Es erfordert wahrlich keinen ungewöhnlichen Scharfsinn um einzusehen, welchen verderblichen Einfluß solche Truppen auf das Volksleben äußern mußten. Da jede Bande einer obrigkeitlichen Konzession bedurfte, so hätte man leicht die Thätigkeit dieser Leute beschränken können, aber es scheint, als ob man zu allen Zeiten in unserm Vaterlande blind gegen alle Folgen, sowohl gute als schlechte,

der Schauspielkunst gewesen sei; jene Konzessionen wurden an jeden ertheilt, der sie verlangte, und jede Bande konnte nach Gefallen Geschmacklosigkeit, Rohheit und Unsittlichkeit verbreiten.

„Denkt man sich nun" — so sagt Devrient I, 389 — „den bettelhaften Aufzug der Mehrzahl dieser Truppen, das geldschneiderische Marktschreierwesen der Prinzipale, das hungrige Possenreißen, Prügeln, Balgen und Lungenausschreien der Schauspieler, die Frechheit der meisten Komödiantinnen, die für eben so viel Buhldirnen gehalten wurden, die liederlichen Haushaltungen mit dem kläglichen Kindergeschleppe, und daß all dies Preisgeben nur eines elenden Erwerbes willen geschah; daß dies Handthieren mit den abgestandenen und verdorbenen Ueberresten der mittelalterlichen Kunst nicht einmal mehr den Anschein des künstlerischen Treibens für sich hatte — so muß man es erklärlich finden, daß die bürgerliche Gesellschaft die Schauspieler entschieden von sich aussonderte. Sie galten für ehrlos, man mied ihren Umgang, man schämte sich, mit ihnen verwandt zu sein. In Nürnberg durften auf des Magistrats Verordnung die Komödianten in keinem Bürgerhause, sondern nur in Gasthäusern aufgenommen werden; man wollte die Familien vor Befleckung bewahren. Diese Aussonderung mußte aber wiederum zu einer Ursache mehr werden, die Komödianten gänzlich zu depraviren. Wer keine Hoffnung hat, Achtung zu finden, gibt es auf, darum zu ringen und verliert zuletzt die Achtung vor sich selbst. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Schauspielerstand jener Epoche von Leuten wimmelte, die in der That der bürgerlichen Achtung gänzlich unwerth waren."

Und doch finden wir selbst in jenen dunklen Zeiten noch einzelne Schauspieler, welche den besseren Ständen entstammt und mit höherer Bildung begabt, allein aus Begeisterung für die Kunst in die verachtete Gesellschaft eintraten und mit Ernst und sittlicher Festigkeit bis an ihr Lebensende darin ausdauerten. Wir nennen von diesen Märtyrern nur den einen Kohlhardt, eines Predigers Sohn aus Magdeburg, dem wir später noch wieder begegnen werden.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Geistlichkeit gegen die faulen Zustände des Schauspielerlebens jede Waffe erhob, welche ihr zu Gebot stand, und es läßt sich erklären, daß mancher Eiferer, dessen Lust am Verdammen ebenso groß als sein geistiger Horizont beschränkt war, das Kind mit dem Bade ausschüttete und ein für allemal jeden Schauspieler unbesehen für ein räudiges Schaaf, und die ganze Schauspielkunst für eine Erfindung des Satans erklärte. Glücklicherweise sind solche Ansichten heute nur noch vereinzelt, und bei der großen Menge der Gebildeten sind sie ein überwundener Standpunkt.

Aber wenigstens Eine Ehre hatte die deutsche Schauspielkunst selbst in ihrer tiefsten Erniedrigung noch aufzuweisen: sie war mit eigensinniger Beharrlichkeit den Tradizionen der deutschen Kunst treu geblieben; zu einer Zeit, wo alle tonangebenden Stände in Deutschland um die Wette sich französischen Firniß über zu streichen strebten, wo die Dichtkunst französische Muster nachäffte und der heiligen Muttersprache französische Lappen aufkleisterte, hielt die Schauspielkunst in Schmach und Elend aus bei den Resten aus dem Erbtheil der Väter. „Im Bettelsacke ihre Herrlichkeiten von Ort zu Ort schleppend, mit den Genossen um den zugeworfenen Bissen ringend, wie der Aussatz der Gesellschaft gemieden,

in Aberwitz und Schmach versunken, verzweifelnd endlich an der eigenen Kraft und an irgend einer andern Rettung — als so ihr klägliches Geschick vollendet war, da erst reichte sie die Hände den französischen Fesseln hin, an denen sie denn auch glücklich aus dem Schlamm gezogen wurde." (Devrient I, 396.)

Die Geschichte zeigt uns Beispiele, daß Kraft und Geist zuweilen an schlechte Zwecke verschwendet wurden; aber nur da, wo dem Unternehmer die Erreichung seiner schlechten Zwecke zugleich einen erheblichen persönlichen Vortheil verhieß. Die Jesuiten, die Napoleoniden geben Beispiele. Doch niemals zeigt sich die Erscheinung, daß Menschen freiwillig für schlechte Zwecke arbeiteten, wenn sie nicht selbst Gewinn dabei hatten. Es liegt einmal im Wesen der schlechten Sache, daß sie ihre Anhänger nur durch verheißene Belohnungen, nie aber um ihrer selbst willen an sich fesseln kann. Dieses Vorrecht ist allein ein Erbtheil des Guten; nur das Bewußtsein, für eine gute Sache zu wirken, gibt die Kraft, Leiden und Entbehrungen zu tragen, jeglichen materiellen Lohn schwinden zu sehen, und doch mit Freudigkeit auszuharren, allein um der Sache willen.

Die deutsche Schauspielkunst zeigt uns vielfache Beweise dieses Ausharrens ohne Lohn und ohne Gewinn, nur um die gute Sache zu fördern. Sogar eine Frau, eine höchst ehrenwerthe und geistig begabte Frau ist unter der Schaar dieser Zeugen, deren Erscheinung allein schon hinreichend wäre um darzuthun, daß auch die Schauspielkunst mehr ist und mehr sein soll, als ein Spiel für müßige Stunden und ein Zeitvertreib für Nichtsthuer.

Die Hand einer Frau war es, an welcher die tief gesunkene deutsche Schauspielkunst sich wieder emporhob und Kräfte gewann, ihren Flug nach dem Ideal wieder anzutreten, und siegreich zu vollenden, indem andere geniale Vertreter dieser Kunst auf dem Grunde weiter bauten, den die treue und unermüdliche Arbeit ihrer Vorgängerin gelegt.

Diese Frau war Friederike Karoline Neuberin, die Tochter des Advokaten Weißenborn, der zuerst in Reichenbach, später in Zwickau lebte. Im erstgenannten Orte wurde die geniale Tochter im Jahre 1692 geboren. Sie erhielt eine ausgezeichnete Bildung, fand in dem Hause ihres kränklichen und grämlichen Vaters aber so unleidliche Verhältnisse, daß sie im Alter von 26 Jahren, um sich vor Mißhandlung zu retten, sich durch einen gefährlichen Sprung aus dem Fenster der väterlichen Gewalt entzog. Mit einem jungen Manne, der sie liebte, Johann Neuber, entfloh sie aus Zwickau, verheirathete sich mit ihm, und trat mit ihm in Weißenfels in eine wandernde Schauspielertruppe ein. Neuber war als Schauspieler mittelmäßig, aber er war ein treuer, guter Mensch, und ein thätiger und unverdrossener Geschäftsmann.

Die glänzende Begabung der Neuberin sowohl für tragische als auch für humoristische und komische Rollen hob sie sehr bald über ihre gewöhnlichen Genossen hoch empor. An den Höfen von Dresden, Braunschweig und Hannover fand sie großen Beifall. Den Vortrag des Alexandriners und die feierlich anmuthige Würde der französischen Schauspieler wußte sie sich vollkommen anzueignen, und ermuthigt durch vielfache glänzende Erfolge faßte sie schließlich den Entschluß, selbst an die Spitze einer Truppe zu treten, und die völlige Um-

gestaltung der deutschen Schauspielkunst zur Aufgabe ihres Lebens zu machen. Es gelang ihr, die bedeutendsten Kräfte jener Zeit für sich zu gewinnen, unter andern auch den berühmten, schon genannten Kohlhardt.

Ihren ersten Zug versuchte die unternehmende Frau im Jahre 1727 auf die Leipziger Ostermesse. Sie führte hier von den damals so beliebten französischen Dramen des Korneille u. s. w. Roderich und Ximene, Regulus, Cid u. a. in neuen deutschen Uebersetzungen auf; in diesen Stücken übernahm sie selbst stets die Hauptrollen, und trat daneben auch in der Komödie und der Stegreifposse auf, am liebsten in Männerkleidung in Studentenrollen, in denen ihr entschlossener Geist eben so zur Geltung gelangte, als das vollkommene Ebenmaß ihrer schönen Gestalt. Der Beifall war ein allgemeiner, die Neuberin erhielt das Polnisch-Sächsische Privilegium, und, was von besonderer Wichtigkeit für sie war, der Professor Gottsched bot ihr seine Unterstützung und Bundesgenossenschaft an.

Wenn die gänzlich verwilderte Kunst damals gehoben werden sollte, so mußte ihr vor allem ein Zaum angelegt, sie mußte gewöhnt werden, erst einmal wieder Regeln zu erkennen und sie achten zu lernen. Dazu war Gottsched's Bestreben der richtige Weg, und wenn seine eigenen dichterischen Erzeugnisse auch nicht einmal Spuren von Werth aufweisen können, so hat er durch seinen Eifer für die Neugestaltung der deutschen Schauspielkunst sich doch bleibende Verdienste erworben.

Die beiden Verbündeten richteten ihr Bestreben nun darauf, die sogenannten drei Einheiten des Aristoteles, in Ort, Zeit und Handlung auf der deutschen Bühne ins Leben zu rufen. Der bunte Kram der Stegreifstücke, das possenhafte Treiben des Narren in den Haupt- und Staatsaktionen, alles sollte verbannt und statt dessen schulgerechte Stücke wohl memorirt und mit gemessenem Anstande vorgetragen werden. Es war also nichts als eine gänzliche Umwandlung der Bühne aus einem Extrem ins andere, was man unternahm. Zunächst mußten nun Uebersetzungen derjenigen Stücke beschafft werden, welche man für die vortrefflichsten aus der französischen Literatur erkannte. Es war selbstverständlich, daß man neben den steifen, geistlosen Dramen eines Racine, eines Korneille, auch die vortrefflichen, feinen und lebenstreuen Lustspiele Moliere's, welche ja schon früher für die deutsche Bühne gewonnen waren, nicht überging. Der Hauptbeitrag Gottsched's war „Der sterbende Kato," der lange Jahre hindurch ein wahres Zugstück blieb. Einige Schauspieler aus der Neuber'schen Truppe, besonders Gottfried Heinrich Koch, ein ehemaliger armer Student, betheiligten sich an den Uebersetzungen und Nachbildungen. Vom Jahre 1730 ab gehörte zu der Truppe der später so berühmte Johann Friedrich Schönemann.

Um bei ihren Bestrebungen einen festen Boden zu gewinnen, begann Frau Neuber ihre Verbesserungen zuerst innerhalb ihrer eigenen Truppe, deren Mitgliedern sie den sittlichen Ernst wiederzugeben suchte, der aus dem Schauspielerstande fast gänzlich verschwunden war. „Sie hielt — so sagt Devrient II, 14 — auf Fleiß und Pünktlichkeit bei Proben und Vorstellungen, und führte Ordnung und ehrbares Verhalten bei ihrer Gesellschaft ein. Die unverheiratheten Schauspielerinnen nahm sie in ihr Haus; sie waren ihre Pflegetöchter, die unverhei-

ratheten Männer ihre Kostgänger — eine Einrichtung, welche der Oekonomie wegen auch wohl bei andern Truppen eingeführt war, die aber von der Neuber benutzt wurde, dem unseligen Hange der Schauspieler zum Wirthshausleben zu steuern und eine moralische Zucht über die jungen Leute auszuüben, in der sie keineswegs gelind verfuhr. Liebschaften der jungen Mädchen bei ihrer Gesellschaft überwachte sie mit Argusaugen und trieb die jungen Leute unnachsichtlich auseinander oder in die Ehe. Dies erzeugte aber auch ein förmliches Familienleben, in welchem die Berufsthätigkeit ein wärmeres Interesse, ein genaueres Verständniß gewann und nicht wenig dazu beitrug, der ganzen Gesellschaft die Begeisterung der Prinzipalin für die neue Wendung ihrer Kunst einzuimpfen. Dazu mußten die Frauen an den Kostümen sticken und nähen helfen, die Männer beim Dekorazionswesen, oder bei den Schreibereien und den tausenderlei Besorgungen, welche die Theaterpraxis fordert, behülflich sein. Kurz, dies patriarchalische Bandenleben, durch die Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft nur noch enger zusammen gedrängt, wurde, in solcher Weise gelenkt, die zuverlässigste Pflanzschule für die künstlerische und sittliche Verbesserung des Standes."

So weit sich ihr unmittelbarer Einfluß erstreckte, wußte die Neuberin sich ihren Weg durch Ernst und Fleiß bald zu bahnen. Weniger glücklich waren ihre Fortschritte in der Verbesserung des öffentlichen Geschmacks, besonders da die energische und oft bis zum Eigensinn beharrliche Frau es allzu sehr verschmähte, das Publikum durch kluge Nachgiebigkeit für sich zu gewinnen. Der große Haufe stand und fiel mit dem überpfefferten Ragout der Haupt- und Staatsaktionen und den schalen, stehenden Gemeinheiten des Hanswurst. Einen besonders schwierigen Stand hatte die Neuberin in Hamburg. In den beiden ersten Jahren, in welchen sie diese Stadt besuchte, wagte sie noch keine ihrer Tragödien auf die Bühne zu bringen. Und doch durfte sie nicht nachlassen, denn wenn Leipzig auch stets ihr Hauptquartier blieb, von wo aus sie ihre Züge nach Dresden, Hannover, Nürnberg u. s. w. antrat, so blieb das reiche Hamburg doch immer ein bedeutender Stützpunkt für ihr Unternehmen. Sie wagte es im Jahre 1730 zuerst, den Hamburgern ihre Tragödien in Versen zu bieten. Zuerst stutzte man bei der ungewohnten Sache; einige Gebildete spendeten Lob, aber der große Haufe fand die ernsthaften Stücke bald unerträglich und schrie ungestüm nach der alten Possenreißerei. Die Neuberin gerieth darüber fast in Verzweiflung.

Günstigere Erfolge errang man in derjenigen Stadt, welche zu allen Zeiten ein feines und kunstverständiges Theaterpublikum besessen hat, in Hannover. Das Spiel der Neuberin begann hier unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Mehrere Banden, die nichts als Harlequiniaden gaben, hatten das Publikum des Theaters so satt gemacht, daß der Besuch von Frau Neuber's ersten Vorstellungen sehr gering war; aber sehr bald füllte sich das Haus, und selbst die höchsten Beamten erschienen gern. Auch in Nürnberg fanden die neuen Bestrebungen Würdigung.

Am meisten hinderte immer der Umstand, daß der neuen Stücke nur so wenige waren, denn es hielt damals unglaublich schwer, brauchbare Uebersetzungen zu bekommen. Neuber, der mit Gottsched in steter Korrespondenz blieb, bat und

trieb in jedem Briefe, Gottsched gab sich alle erſinnliche Mühe, aber die Reſultate blieben gering. Die Neuber'ſche Truppe aber blieb unermüdlich. An den Verſen der ſchon oft gegebenen Stücke wurde immerfort gebeſſert, ja wenn eine neue, beſſere Bearbeitung erſchien, ſo ſcheute man ſelbſt die unſägliche Mühe des Umlernens nicht.

Dem Repertoire fügte die Neuberin noch einige Originale, im franzöſiſchen Geſchmack verfaßt, hinzu, wie z. B. „Ulyſſes von Ithaka“ von Ludwig, „Timoleon“ und „die Horazier“ von Behrmann, „der Tod Cäſar's“ von Koch, „die Geſchwiſter in Taurien“ von Elias Schlegel; Voltaire mußte einige Stücke beiſteuern, und auch die Nachfolger Moliere's einiges liefern. Alles zuſammen aber reichte immer noch nicht hin, ein völlig neues Repertoire ausreichend aufzuſtellen. Es mußten immer auch einige Haupt- und Staatsaktionen und Burlesken gegeben werden. Aber auch dieſe ſuchte die Neuberin zu veredeln, ſie verbannte Schmutz und Pöbelwitz und ſuchte ſtatt deſſen auch in die elenden Stücke beſſern Gehalt zu bringen. Ihre ernſten Beſtrebungen trugen ihr den ungetheilten Beifall Leſſing's ein, der von ihr rühmte, ſie vereinigte vollkommene Kenntniß ihrer Kunſt mit männlicher Einſicht.

Dem Koſtüm widmete Frau Neuber mit ſeinem weiblichen Auge viel Sorgfalt. Gänzlich konnte ſie das Herkömmliche nicht umſtoßen; der Reifrock bei den Frauen, die Sammethoſen und Schnallenſchuhe bei den Männern, und bei beiden Geſchlechtern die gepuderte Friſur blieben die Grundlagen aller Theaterkleidung, aber allen ſinnloſen Trödelputz verbannte die Neuberin gänzlich; die Kronen und Sterne von Goldpapier mußten weichen, jedes Koſtüm wurde ſo gut als möglich der Wirklichkeit angenähert.

Faſſen wir die Verdienſte der Frau Neuber in kurze Worte, ſo müſſen wir ſagen: ſie war die erſte, welche überhaupt wieder Regeln, wieder eine Schule in die Kunſt brachte, und derſelben dadurch Bewußtſein und eigene Kraft wieder verlieh.

Goldene Berge hat die Neuberin trotz ihrer Gewandtheit und ihrer Ausdauer nicht errungen; materieller Gewinn war nie das erſte Ziel, wonach die Truppe ſtrebte. In einem Briefe Neuber's an Gottſched aus Nürnberg vom Jahre 1731 finden ſich die Worte: „Vielleicht würden wir etliche Thaler mehr erobert haben, wenn wir lauter abgeſchmackte Modeſtücke aufführten; da wir aber einmal was Gutes angefangen, ſo will ich nicht davon laſſen, ſo lange ich noch einen Groſchen daran zu wenden habe. Denn gut muß doch gut bleiben!“

Leider ſollte aber das Neuber'ſche Ehepaar den Sieg der von ihnen verfochtenen guten Sache nicht erleben, denn der Ungeſchmack, die Luſt an den faden Bocksſprüngen der Gaukler war nicht nur bei dem Pöbel, ſondern auch bei den Großen unſterblich. In Leipzig hatten Neubers, im Vertrauen auf ihr ſächſiſches Privilegium, ſich im ſogenannten Fleiſchhauſe ein Theater mit erheblichen Koſten hergerichtet. Aber ein Prinzipal Namens Müller, der einen beliebten Harlekin, Kirſch, aufzuweiſen hatte, wußte der Neuberin das Privilegium abzujagen, und als er mit ſeinem Harlekin bei Hofe zu ſpielen die Erlaubniß erhielt, fühlten die Majeſtäten ſich ſo unausſprechlich behaglich, daß dem Hanswurſt flugs auch das Theater im Leipziger Fleiſchhauſe zugeſprochen wurde.

Vergebens richtete die Neuberin ein Gesuch um Abwendung dieser schreienden Ungerechtigkeit an den König; vergebens wies sie auf den Beifall aller Guten hin, den sie errungen, vergebens berief sie sich auf ihr Streben nach großen, veredelnden Wirkungen aufs Volk, und auf die hervorragende Bildung der meisten Mitglieder ihrer Truppe, vergebens endlich war eine poetische Epistel der bedrängten Frau an die Königin: Hanswurst wog schwerer, als alles das zusammengenommen, Hanswurst behielt Konzession und Theater, und brauchte der Frau Neuber nur die Kosten für die Herrichtung des Fleischhauses zu erstatten. In einer Bude vor dem Grimma'schen Thore fand die Neuberin und ihre Bestrebungen für die deutsche Bühne eine armselige Zuflucht.

Die Gesellschaft ging nach Braunschweig, wo sie freundliche Aufnahme fand, die ihre Bedrängniß wenigstens für den Augenblick linderte. Von dort aus schrieb die unerschrockene Frau: „Zur Zeit habe ich mir selbst noch wenig gut machen können, ich versichre aber, daß ich in allen Stücken, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, auf den rühmlichsten und besten Nutzen der gesammten deutschen Gesellschaft (des deutschen Volkes) denke, und ohne derselben etwas Gutes zu stiften, meinen eigenen Vortheil nicht einmal annehmen noch suchen werde. Leipzig und mein Vortheil allein sollen nichts für mich sein, wofern nicht auch eine feste Grundstufe für die deutsche Gesellschaft mit kann gebaut werden. Vielleicht scheint es jetzt noch als eine Vermessenheit, daß ich mich dazu verbinde, und wer kann wissen, ob das Glück auch für mich aufbehalten ist, es auszurichten? Aber ich will doch auch nichts haben, wenn jenes nicht geschehen kann." — Ein schöneres Zeugniß konnte die vortreffliche Frau sich gar nicht ausstellen, als in diesen Worten. Welch eine erhebende Erscheinung ist diese für ihre Kunst und für die Ehre ihres deutschen Vaterlandes begeisterte uneigennützige Frau in jenen dunklen Zeiten! Und wie hoch und edel müssen die Zwecke einer Kunst sein, die eine solche Begeisterung ins Leben rufen kann! Frau Neuber sah ihr Ziel allerdings nicht, Noth und Elend verbargen es ihr, aber was sie geleistet hat, das hat herrliche Früchte getragen; die Hand dieser Frau hat den Grund gelegt, worauf begabte Männer weiter bauten. Der freudige Opfermuth der Frau Neuber findet in der ganzen Geschichte nur wenig Beispiele.

Von Stadt zu Stadt schlug sich die Truppe unter tausend Widerwärtigkeiten, Anfeindungen der Handwerksgenossen, und oft in bittern Geldverlegenheiten durch. Nur einen Beschützer fand sie, es war der Herzog Karl Friedrich von Schleswig Holstein; er stimmte ganz in ihre Begeisterung ein, er gewährte jede Unterstützung, die in seinen Kräften stand; 1736 ertheilte er ihnen das Patent als Hofschauspieler, setzte sie im Range der Hofkapelle gleich, befreite sie von allen Abgaben und gewährte einen jährlichen Zuschuß von ein tausend Thaler; ja der Herzog spielte sogar einigemal selbst auf der Bühne der Neuber. Durch solche Hülfe unterstützt, konnte die Gesellschaft auch ihre Vorstellungen, wenigstens in Kiel, erheblich emporheben, und zur Ehre der Frau Neuber muß bemerkt werden, daß sie jeden Geldzuschuß des Herzogs nicht für sich, sondern nur für die Bühne verwandte; zu einer Vorstellung des Polyeuct z. B. hatte sie eine Ouvertüre und Musik für die Zwischenakte besonders komponiren lassen.

So gute Tage hatte die Truppe aber auch nur in Kiel, welches jährlich einmal besucht wurde. Doch die Entschlossenheit der Frau Neuber trotzte allen Widerwärtigkeiten, und um der Welt zu zeigen, daß sie unverdrossen den einmal eingeschlagenen Weg zu verfolgen bereit sei, verbannte sie durch eine öffentliche Manifestazion die Schiffe hinter sich: nämlich im Oktober 1737 ließ die Neuberin in ihrer Leipziger Theaterbude ein eigens von ihr dazu verfaßtes Vorspiel aufführen, in welchem dem Harlekin wegen seines theatralischen Unfugs förmlich der Prozeß gemacht, eine Puppe in seinem buntscheckigen Kleide auf einem Scheiterhaufen verbrannt und sein Name von der Bühne verbannt wurde. Gottsched unterstützte diese Demonstazion mit seinem vollen literarischen Ansehn, und die erwünschten Folgen blieben nicht aus. In Norddeutschland schaffte man die Haupt- und Staatsaktionen, das Steigreifspiel und den Harlekin sehr bald ab; vom Jahre 1750 ab bestand das Repertoir der norddeutschen Bühnen fast nur aus regelmäßigen Stücken.

In den ersten Jahren nach Abschaffung des bunten Lockvogels hatte die Frau Neuber unter ihrer eigenen Maßregel selber schwer zu leiden, denn die geldbringende Menge, der die Alexandrinertragödie nichts als Langeweile verursachte, war nun auf keine Weise in das Haus der Frau Neuber zu ziehen, „es war" — wie Devrient sagt — „als ob das rächende Gespenst des verbrannten Possenreißers vor ihr herginge und ihr Theater verödete." Dazu kam noch, daß im Jahre 1738 ihre beste Schauspielerin die Bühne verließ. Dadurch war das Repertoir zerstört. Wie ein wackerer Feldherr, der seinen Posten nur mit der letzten Kraft aufgibt, trat die Frau Neuber in die Bresche, sie warf sich im Alter von 46 Jahren wieder in das Liebhaberinnenfach und spielte in manchen Stücken sogar zwei Rollen.

Aber alle Anstrengungen brachten wenig Vortheil, die Zeit für das, was die Neuberin erstrebte, war noch nicht gekommen. Am meisten regte sich ihr Unwille in Hamburg, wo man ihre „gereinigte Bühne" öffentlich lächerlich machte und massenweis zu den Vorstellungen eines „starken Mannes" und seinen Marionetten hinströmte. Frau Neuber spielte vor leeren Bänken, sie machte Schulden, ihr Untergang schien unvermeidlich; doch noch einmal lachte ihr das Glück. Auf Verwendung des Herzogs von Schleswig-Holstein wurde Frau Neuber mit ihrer Truppe durch die Kaiserin Anna nach Petersburg berufen; ein ansehnlicher Vorschuß setzte sie in Stand, ihre Schulden zu bezahlen.

Nun triumfirte sie. Durch die Anerkennung des Auslandes wurde ihr Selbstgefühl so sehr erhoben, daß sie beschloß, ihren Feinden nun auch ihre ganze Erbärmlichkeit mit Verachtung vorzurücken. Ihre letzte Vorstellung beschloß sie mit einer von ihr selbst verfaßten Abschiedsrede, aus welcher einige Verse hier Platz finden mögen. Es heißt darin:

Verschreibt euch einen Mann, geschickt zum Harlekin,
Aus unbekannter Luft, laßt ihn bei euch erziehn,
Belehrt ihn, macht ihn groß und gebt ihm eure Werke
Recht mit Gelehrsamkeit, mit großer Weisheit Stärke
Zu seinem Nutzen hin; nehmt ihn zum Vorbild an,
Vielleicht daß dieser euch geschickter bessern kann.

— — — —

Bedenkt: mein Vorsatz war — das sag' ich öffentlich —
Daß unserm deutschen Reich kein Vorzug sollt gebrechen.
„In einer Kleinigkeit" — so werdet ihr wohl sprechen,
Denn von der Schauspielkunst habt ihr sehr wenig Licht,
Weil's euch an zartem Sinn, Natur und Kunst gebricht.
Das Lesen langt nicht zu, auch nicht nach Frankreich reisen;
Ein Schauspiel zu verstehen, erfordert einen weisen,
Wahrhaftig klugen Mann, der jede Wahrheit kennt,
Die Tugend redlich liebt, und dem das Leben gönnt,
Der Fleiß und Wissenschaft pflichtmäßig treibt und übet,
Und nicht bloß um Gewinnst das wahre Gute liebet;
Nein! der dem Guten folgt, und hätt' er nichts als Hohn,
Der kleinen Geister Haß und Spötterei zum Lohn;
Dem auch der Mangel lieb, wenn er sich nur mit Ehren
Aus der Beschimpfung reißt, womit ihn die beschweren,
Die seine Feinde sind. — Ist dieses recht gethan,
So nehmt auch, was ich sag', von mir vernünftig an.
Geht selbst in euer Herz, das wird euch deutlich sagen,
Warum ich euch so frei die Wahrheit vorgetragen.
Glaubt, daß hier weder Stolz noch Frechheit aus mir spricht,
Und auch kein Uebermuth, darum verwerft es nicht.

Das Publikum hörte dieser kecken Rede geduldig und andächtig zu. Nachher aber war der Zorn desto größer. Der Senat kassirte die Konzession der Frau Neuber; sie hat in Hamburg nie wieder spielen dürfen. Bevor sie nach Rußland ging, trennte Schönemann sich von ihr und begründete eine eigene Truppe.

Die Hoffnungen auf Rußland gingen leider nicht in Erfüllung; die Neuberin vermochte gegen die prunkende italienische Oper nicht aufzukommen. Nach Verlauf eines Jahres kehrte sie, sogar mit Verlusten, da man ihr den Kontrakt nicht hielt, nach Deutschland zurück. Hier aber hatten sich die Verhältnisse sehr zu ihrem Nachtheil gestaltet. Die Truppe des Franz Schuch, eines genialen Improvisators, und die des kleinen Leppert fanden in Norddeutschland in dem Possenspiel großen Beifall; das ernste Schauspiel aber hatte Schönemann ganz und gar an sich gezogen, und diesem hatte auch Gottsched seinen Schutz in Wort und Schrift zugewandt.

Als nun die Neuberin zur Ostermesse 1741 wieder in Leipzig erschien, ließ die leidenschaftliche Frau, erbittert über die neue Kränkung, sich dazu hinreißen, öffentlich gegen Gottsched aufzutreten. Gottsched's Trauerspiel „der sterbende Kato" wurde auf der Bühne der Frau Neuber verspottet, und als Gottsched darüber ergrimmte und sich auf jede Weise an seiner Gegnerin zu rächen suchte, bereitete diese einen sehr empfindlichen Schlag für den geschmacksreinigenden Professor vor. Im September 1741 erschien in einem von der Neuberin verfaßten Vorspiele „der allerkostbarste Schatz" Gottsched selbst in der Person des „Tadlers" auf der Bühne. Er trug ein Sternenkleid mit Fledermausflügeln, eine Sonne von Flittergold glänzte auf seinem Kopfe, in der Hand hielt er

eine Laterne, mit welcher er Fehler suchte. Gottsched hatte alles aufgeboten, die Aufführung zu hintertreiben, aber der Graf Brühl und der eben anwesende Hof begünstigten dieselbe, und im Oktober wurde sie sogar unter allgemeinem Jubel wiederholt. Man lachte über die Posse, aber man billigte sie nicht, und Frau Neuber machte schlechte Geschäfte. In demselben Jahre starb ihr der berühmte Kohlhardt, und bald nachher löste sie ihre Truppe auf. Ihr Mann hoffte eine kleine Anstellung in Oschatz zu erhalten, aber da diese Aussicht fehlschlug, trat die Neuberin 1744 aufs neue an die Spitze einer Truppe, doch das Glück lächelte ihr nicht. Das letzte Verdienst erwarb sie sich dadurch, daß sie den Mann in die Oeffentlichkeit einführte, welcher dem deutschen Drama ganz neues, frisches Leben einhauchen sollte: der achtzehnjährige Student Lessing brachte ihr 1747 sein erstes Lustspiel: „der junge Gelehrte," und Frau Neuber führte es unter vielem Beifall auf. Im Jahre 1750 ging die Neuber'sche Truppe in Zerbst still und kläglich auseinander. Frischere Kräfte waren auf den Kampfplatz getreten, Frau Neuber hatte ihre Aufgabe erfüllt, der unerbittliche Fortschritt schob sie bei Seite.

Nun trat sie selbst wieder auf die Bühne; aber sie war alt geworden, man fand sie steif und geziert, sie vermochte keine Erfolge zu erringen. Mit einer elenden Budengesellschaft irrte sie mit ihrem Manne umher, bis der Ausbruch des siebenjährigen Krieges sie in gänzliche Armuth stürzte.

Edle Menschen schützten die letzten Jahre des Ehepares vor Mangel. Der Königliche Leibarzt Dr. Löber in Dresden gewährte ihnen Wohnung und Unterhalt in seinem Hause. Hier starb Neuber 1756, einquartierte preußische Soldaten begleiteten ihn zu Grabe. Während des Bombardements 1760 wurde das Haus niedergeschossen. Mit der Löber'schen Familie flüchtete die Neuber nach dem Dorfe Laubegast. Hier erkrankte sie schwer. Der Hausbesitzer wollte nicht, daß eine Schauspielerin in seinem Hause sterbe; ihre Wohlthäter mietheten ihr eine andere Wohnung und geleiteten sie dorthin. Devrient erzählt: „Zu Tode gehetzt von den Kämpfen des Theaterlebens, verfolgt von dem Vorurtheile gegen ihren Stand, den Winkel suchend, wo sie ihr Sterbekissen hinlegen dürfe, trat sie in das Stübchen, dessen Fenster auf die Weinberge von Pillnitz hinaus sahen." Da fiel die alte gottesfürchtige Frau überwältigt auf die Knie nieder und brach in die Worte des Psalmes aus: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt. Meine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat."

Am 30. November 1760 starb Frau Neuber. Die Geistlichkeit verweigerte ihr ein kirchliches Begräbniß, und gewährte ihr nur hart an der Kirchhofsmauer ein Ruheplätzchen. Ein Denkmal durfte nicht aufgestellt werden. Später errichteten Freunde der Kunst ihr einen Stein mit einer ehrenden Inschrift in Laubegast neben dem Hause, in dem sie gestorben.

So endete diese Frau, welche für die Ehre ihres Vaterlandes und der Kunst gewirkt, wie wenige ihrer Zeitgenossen.

Der Grund, den sie gelegt, blieb unerschüttert; die Nachwelt wird sich ihres begeisterten und in seltenem Grade uneigennützigen Strebens stets dankbar erinnern.

Schönemann war es, der das weiterführte, was die Neuberin begonnen, aber auf einem ganz andern Wege. Von dem Genie, von der Uneigennützigkeit, von der Begeisterung der Frau Neuber besaß Schönemann nichts, eigen aber waren ihm unternehmender Geschäftsgeist, Fügsamkeit in die Umstände, große Ehrlichkeit und die Eigenschaft, aus den Talenten anderer Vortheil zu ziehen. Als Schauspieler war er nur in komischen Rollen gut, als Künstler war er unbedeutend.

Im Jahre 1740 übernahm Schönemann in Lüneburg die Leitung seiner Truppe; am 12. Januar wurde das erste Stück gegeben, in demselben traten diejenigen Personen auf, welche die Kunst in der nächsten Zukunft fördern sollten; es waren Konrad Ackermann, Sofie Charlotte Schröder und Konrad Eckhof. Das ganze Personal der Schönemann'schen Gesellschaft umfaßte zuerst elf Köpfe, welche zusammen ein wöchentliches Gehalt von 16⅓ Thaler bezogen, Eckhof erhielt wöchentlich 1⅔ Thaler; Schönemann's Hausmiethe betrug wöchentlich 2 Thaler, die Beleuchtung kostete für jeden Abend 1 Thaler, die Musik 1⅓ Thaler.

Schönemann durchzog die norddeutschen Städte bis zur Elbe, führte neben den ernsten Stücken auch die Harlekinslustbarkeiten frisch wieder ein und gab überhaupt dem Geschmack des Publikums in sehr vielen Stücken nach. Schon nach Verlauf eines Jahres hatte Schönemann das Unglück, daß Frau Schröder und Ackermann seine Truppe verließen. Wir sprechen später von diesen beiden ausführlich. Seit 1743 ging Schönemann auch nach Berlin, wo er an Franz Schuch jedoch einen gefährlichen Nebenbuhler fand. Im Jahre 1749 trennte sich von ihm der Schauspieler Koch und begründete in Leipzig eine neue Gesellschaft; auch ihm werden wir später noch begegnen.

Im Frühjahr 1751 trat Schönemann mit seiner Truppe als Hofkomödianten in den Dienst des Herzogs Kristian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, und gewann dadurch einen festen Standort. In dieser Zeit der sichern Ruhe aber leistete die Schönemann'sche Truppe Großes, nicht aber durch ihren Prinzipal, sondern durch den Geist jenes Mannes, der als Mensch eben so edel und sittenrein, wie als Künstler genial und groß war; wir meinen Konrad Eckhof.

Er war 1720 in Hamburg geboren. Sein Vater war Stadtsoldat und Handwerker in Einer Person; beide Verrichtungen gewährten ihm ein kümmerliches Auskommen. Die Erziehung seines Sohnes war unter solchen Verhältnissen eine höchst mangelhafte; doch der Drang, darzustellen war schon in dem Knaben so mächtig, daß er auf dem Boden des Hauses sich im Deklamiren und Agiren übte; alte Kleider, die er vor sich aufhing, vertraten die Stelle der Zuschauer.

Kaum den Knabenjahren entwachsen, wurde er Schreiber bei einem schwedischen Postkommissär in Hamburg, und durch schlechte Behandlung von diesem vertrieben, ging er als Schreiber zu einem Advokaten in Schwerin. Bei ihm fand er eine reiche Bibliothek, die Eckhof eifrig benutzte. Nun erwachte aber auch sein alter Hang zur Schauspielkunst mit unwiderstehlicher Kraft. Er kehrte nach Hamburg zurück und ging von da zu Schönemann's Gesellschaft.

In seinem Aeußern zeigte Eckhof sich klein, hochschultrig, von eckigem Knochenbau. Sein Antlitz hatte starke Züge voll Energie und Würde, sein Auge war nicht groß, aber glänzend und von wunderbarem Ausdruck, seine Stimme von einer Macht, einer Zartheit und einem Wohllaut, daß sie kaum je ihres Gleichen fand. Unermüdlich war sein Ernst und sein Eifer für die Kunst, welcher er mit nimmerrastendem Pflichtgefühl sich hingab. Dabei war er ein schöpferisches Genie, der aus seinem eigenen Urtheile sich zur Höhe vollendeter Leistungen emporschwang. Und groß und vollendet waren seine Leistungen in der That, wenn er sich von dem französischen Einflusse, der die ganze Zeit beherrschte, auch niemals gänzlich los zu machen wußte. In den meisten komischen Rollen behauptete sich dieser Einfluß, in den ernsten aber war Eckhof durchaus eigenthümlich. Dieser Theil seiner Thätigkeit war Eckhof's eigentlichste Kunst, der sein redliches Gemüth mit wahrhaft religiöser Begeisterung anhing, aus welcher wiederum sein unausgesetztes Bildungsbestreben, sein hingebender Gemeinsinn und seine persönliche Veredlung hervorging.

„Dieses erste Schauspielermuster, das Eckhof in seiner künstlerischen Sittlichkeit der Geschichte darbietet, die vollendete Persönlichkeit ist es, welche mehr als alle einzelnen künstlerischen Fortschritte, die wir ihm verdanken, die Bahn der Vervollkommnung, die Aussicht auf höhere Anerkennung eröffnet hat. Das ist es, warum er den Namen „Vater der deutschen Schauspielkunst" mit vollem Recht verdient." (Devrient II, 77.)

Aber nicht allein sich selbst persönlich wollte Eckhof fördern, sondern das Interesse der Kunst blieb stets sein Hauptaugenmerk. Wo er nur konnte, da wirkte er anregend, belehrend, fördernd auf seine Genossen, und hierzu bot sich keine passendere Gelegenheit, als in Schwerin. Eckhof unternahm daselbst die Stiftung einer belehrenden und richtenden Gesellschaft, einer Theaterakademie. Durch gemeinsame Besprechung die Grundsätze der Kunst aufzufinden und deren Anwendung festzustellen war der Zweck dieser Akademie. Präses derselben — wenn auch nur dem Namen nach — war Schönemann, Eckhof war die eigentliche Seele des Ganzen. Die erste Sitzung dieser Akademie fand am 5. Mai 1753 in Schwerin statt, von da ab wiederholte sie sich alle vierzehn Tage; man blieb jedesmal zwei Stunden bei einander. Vierzehn Mitglieder der Schönemann'schen Truppe bildeten den ersten Bestand. In 24 Artikeln war die Verfassung festgesetzt. Man wollte sich damit beschäftigen, bei einer Vorlesung der aufzuführenden Schauspiele die Karaktere und Rollen derselben zu prüfen und gemeinsam zu überlegen, wie sie gespielt werden müßten. Man wollte auch die Vorstellungen genau beobachten und in den Sitzungen der Akademie sich über die Resultate der Beobachtungen aussprechen. Abhandlungen und Erläuterungen über die Schauspielkunst im allgemeinen und über einzelne Theile derselben wurden gegeben; sogar setzte man fest, die Sitzungen sollten sich „mit bescheidenen Anmerkungen über der Schauspieler Pflichten im gemeinen Leben beschäftigen, in so weit sie mit der Aufnahme der Gesellschaft und den Theaterverrichtungen in Verbindung ständen, wobei weder Entrüstungen, Beleidigungen noch Empfindlichkeiten stattfinden dürften." Durch jedes erreichbare Mittel wollte man den Korporazionsgeist der Gesellschaft heben und fördern.

Eckhof leitete die Sitzungen und die Arbeiten dieser Akademie; er selbst unterwarf sich willig dem Gesammturtheil; er selbst betonte, auch er sei immer noch ein Lernender, und suchte dadurch den Bildungstrieb seiner Kunstgenossen zu wecken und anzufeuern. Leider standen die meisten seiner Kollegen künstlerisch und moralisch so tief unter dem Meister, daß Eckhof schon nach dreizehn Monaten sich genöthigt sah, von der Akademie zurückzutreten; diese löste sich danach sofort auf. Aber selbst nach dieser unerfreulichen Erfahrung widmete Eckhof, ein echter Jünger der Kunst, seine Kraft unverdrossen dem Gedeihen strebender Talente. Wie jeder wahre Künstler, so hatte auch er nur Ein Bestreben: die Förderung der Kunst.

Der Tod des Herzogs von Mecklenburg löste 1756 den Vertrag auf und wies Schönemann ganz wieder dem Wanderleben zu. Aber das ruhige und gesicherte Beisammensein der Gesellschaft hatte doch, wenn es auch nur von kurzer Dauer war, herrliche Früchte getragen. Die begabtesten Mitglieder der Truppe, unter ihnen Schönemann's Tochter (nachher Löwen's Gattin; man vergl. Bd. II. unseres Werkes S. 219 ff.) begannen allmälig aus der französischen prunkenden Weise zu der edlen, einfachen Weise Eckhof's überzugehen.

Bis zum Jahre 1756 hatte Schönemann sich immer noch mit Eifer dem Fortkommen seiner Gesellschaft angenommen, und an seinen Namen heftete sich mancher bedeutende Fortschritt, obwohl man dabei stets im Auge behalten muß, daß Eckhof zu allen Zeiten die eigentliche Seele der Schönemann'schen Gesellschaft war und daß der Prinzipal meist nur das ausführte, was Eckhof angab; Energie und Geschäftstüchtigkeit waren indessen Eigenschaften, welche der Prinzipal selbst besaß, während von der letzteren der große Eckhof nichts aufzuweisen hatte.

Aber schon in der Zeit des Aufenthaltes in Schwerin entfremdete Schönemann sich dem Theater immer mehr; er fing mit leidenschaftlicher Lust einen Pferdehandel an, verschleuderte dabei viel Geld, und suchte nun den Verlust durch Beschränkung der Gagen zu decken. Eckhof opferte sich auf, die Nachtheile, welche durch die Mißgriffe des Prinzipals entstanden, wieder wett zu machen, aber als er selbst auf eine sehr empfindliche Weise betroffen wurde, verließ er im Juni 1757 die Schönemann'sche Gesellschaft. Durch erbärmliche Spekulazionen auf die Schaulust und Lachwuth der niederen Stände, durch Zauberpossen, Stegreifstücke u. dgl. hielt die Gesellschaft sich noch eine kurze Zeit über Wasser, aber schon im Dezember 1757 sah Schönemann sich genöthigt, seine Gesellschaft aufzulösen. Den Ertrag des Theaterinventars verschleuderte er sehr bald im Pferdehandel und war schließlich froh, in Schwerin einen kleinen Posten zu erhalten, der ihn kümmerlich nährte. Er gab sich dem Trunke hin, und starb 1782 in dem Alter von 78 Jahren. Schönemann war in Eckhof's Händen ein brauchbares Werkzeug, sein Karakter bildete in manchen Punkten eine Ergänzung für Eckhof's Wirksamkeit, und deshalb wird sein Name immerhin nicht ohne alles Verdienst genannt werden können.

Eckhof war inzwischen, da der siebenjährige Krieg die Schauspieler aus den mitteldeutschen Städten vertrieben, nach Danzig zu Franz Schuch gegangen. Als Schönemann nun seine Truppe im Stich ließ, wandte diese sich

an Eckhof mit der Bitte, er möge ihr Führer sein. Eckhof folgte dem Rufe, und mit dem Beginn des Jahres 1758 ging er zuerst mit seiner Gesellschaft nach Kiel. Aber der gänzliche Mangel an Kostüm und Dekorazionen lähmte die Thätigkeit der Truppe so sehr, daß man einsah, auf diesem Wege könne man nicht fortfahren. Eckhof hatte keine Lust, Schulden zu machen, obwohl man dem redlichen Manne in Hamburg Kapitalien anbot, er hatte gar kein Geschick und nicht die geringste Neigung zu Geldgeschäften; man sah sich nach einem andern Auswege um, und faßte den Entschluß, den Prinzipal Koch in Leipzig, den wir bereits nannten, zur Uebernahme der Gesellschaft aufzufordern. Koch, den der Krieg sehr in die Enge getrieben hatte, kam, und übernahm Ostern 1758 in Lübeck die ehemals Schönemann'sche Truppe.

Koch war ein guter Schauspieler, ein gebildeter Mann, zeigte malerisches Talent in der Verbesserung der Dekorazionen und des Kostüms, seine Rechtlichkeit war über jeden Zweifel erhaben. Aber Begeisterung für seine Kunst war ihm gänzlich fremd. Sein Hauptaugenmerk war, der Bühne eine sichere bürgerliche Stellung zu geben. Er führte komische Zwischenspiele ein, an welchen das Publikum sich zwischen den Akten größerer Dramen ergötzte; er wurde durch seine Singspiele der Begründer der neueren deutschen Oper, er veranlaßte die Herausgabe der ersten selbständigen Theaterkritik, indem er 1755 in Leipzig „Schildereien der Koch'schen Bühne" erscheinen ließ. Bei der damals allgemein verbreiteten Vorliebe für französische Spielart kultivirte auch Koch mit Eifer die Tanzmeistergrazie, die abgezirkelten Bewegungen, den singenden oder predigenden Deklamazionston, und verfocht mit Eifer die Anmuth des klappenden Alexandriners.

Es ließ sich leicht voraussehen, daß ein Mann wie Eckhof nicht lange gemeinsam mit Koch arbeiten könne. Koch beschränkte, als er die Truppe übernommen, sofort die ernsten Stücke, er suchte Eckhof's Ansehn auf mancherlei Weise niederzuhalten, und wenn Koch's Rechtlichkeit und seine Geschäftsklugheit es auch nicht zu einem augenblicklichen Bruche kommen ließ, so hielt Eckhof doch nicht länger als bis zum Januar 1764 aus, zu welcher Zeit er in tiefer Unzufriedenheit die Koch'sche Truppe verließ. Koch hielt sich von 1768 bis 1771 in Weimar auf, wohin die Herzogin Amalie ihn berufen, und ging darauf nach Berlin, wo Döbbelin durch die Aufführung der herrlichen Lessing'schen Meisterwerke bereits der deutschen Bühne gegenüber dem vom Könige gehegten französischen Theater einen guten Grund verschafft hatte; Koch mit seiner wohlgeordneten Gesellschaft fand in Berlin viel Beifall, es gelang ihm, daselbst ein stehendes deutsches Theater zu begründen.

Wir erzählten, daß Eckhof zu der Zeit, wo Schönemann seine Prinzipalschaft in Lüneburg begründete, daselbst mit Konrad Ackermann und Frau Schröder zusammengetroffen sei, und daß Ackermann mit Frau Schröder nach Danzig gegangen sei. Frau Schröder hatte hier selbst eine Gesellschaft begründet, mit der sie nach Petersburg ging. Dort wurde sie Ackermann's Gattin, der nun die Führung der Truppe übernahm. Von Königsberg, wohin er gezogen, durch den siebenjährigen Krieg vertrieben, unternahm Ackermann einen Zug bis in die Schweiz, und wurde im September 1764 Koch's Nachfolger in

Hamburg. Im April desselben Jahres spielte Ackermann in Braunschweig, und hier war es, wo Eckhof zu ihm stieß. Ackermann räumte dem großen Freunde willig die erste Stelle ein, und ließ sich gern durch Eckhof's Rath leiten, ebenso wie alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft, mit der einen Ausnahme des genialen Stiefsohnes Ackermann's: Schröder's, der damals zwanzig Jahre alt war. Ueber Ackermann und Schröder sprechen wir später ausführlicher, und verweilen an dieser Stelle vorzugsweise bei Eckhof, der in den nun folgenden Jahren den höchsten Glanzpunkt seiner Kunst erreichte.

Da Ackermann in Hamburg nicht gleich eine Bühne finden konnte, so zog er 1765 mit seiner Gesellschaft nach Bremen, wo er sehr viel Beifall fand. In Hamburg ließ er sich mittlerweile selbst ein Theater bauen; aber das kostspielige Haus zeigte sich wenig zweckentsprechend, und durch den ungewöhnlichen Glanz, den er seinen Vorstellungen verlieh, belastete Ackermann den Etat seiner Ausgaben so sehr, daß er nur kümmerliche Geschäfte machte, und froh sein mußte, als er im Frühjahr 1767 sein Schauspielhaus mit allem Zubehör an jene Gesellschaft von Geschäftsleuten verpachten konnte, welche das unter dem Namen „die Hamburger Entreprise" berühmte Unternehmen ins Leben riefen, dessen Zweck die Gründung des ersten deutschen Nazionaltheaters war. Lessing's Name hat dieses Unternehmen für alle Zeiten verherrlicht. Wir haben den ganzen Verlauf desselben im zweiten Bande unseres Werkes in Lessing's Leben, Seite 219—226 kennen gelernt, und können uns hier auf jene Stelle beziehen.

Wir erinnern uns, daß Löwen Direktor des Hamburger Nazionaltheaters wurde. Seine Stellung wäre für den begabtesten Mann eine schwierige gewesen; für Löwen, der zu dem Direkzionsgeschäfte nichts mitbrachte als den guten Willen, war sie eine Last, die ihn niederdrücken mußte, wie das denn auch sehr bald geschah. Ein Schauspieler wie Eckhof konnte sich unmöglich der Autorität eines Löwen unterordnen; Eckhof behandelte aber auch die Mißgriffe Löwen's mit wenig Schonung; ihm wäre es mehr erwünscht gewesen, wenn er mit dem Manne zu thun gehabt hätte, dessen Größe er unbedingt anerkannte; wir meinen Lessing.

Es ist von der größten Wichtigkeit für die Geschichte der deutschen Schauspielkunst, daß Lessing, der größte Förderer der deutschen dramatischen Kunst, und Eckhof, damals der größte deutsche Schauspieler, hier zusammen wirkten und nach demselben Ziele gemeinsam strebten: die französische, lügenhafte Gespreiztheit zu verbannen, und dafür die edle, ungekünstelte Natur in ihre Rechte einzusetzen. Die beiden größten Schauspieler, die Deutschland überhaupt je gehabt, Eckhof und Schröder, blickten mit der höchsten Verehrung zu Lessing auf, und wirkten bis an ihr Lebensende in Lessing'schem Geiste. Einer der mächtigsten Marksteine auf der Bahn des Fortschrittes war die Aufführung der Minna von Barnhelm am 28. September 1767. „Von nun an," sagt Ed. Devrient II, 182, „wurden die Rollen in Minna von Barnhelm förmlich zum Schiboleth, woran man die Fähigkeit und Eigenthümlichkeit eines Talentes zu erkennen pflegte. Bei allen namhaften Gesellschaften gab es Personen, für welche diese Rollen eigens geschrieben schienen, sie waren wie aus dem Schooße der Schauspielkunst selbst hervorgewachsen."

Eckhof spielte den Major von Tellheim, und die geschlossene männliche Würde, das stets bezähmte gewaltige Gefühl seiner Darstellung verfehlte nie eine ergreifende Wirkung. Selbst Schröder, Eckhof's großer Nebenbuhler, bestätigte, in den Worten Eckhof's: „Nimm mir auch deinen Pudel mit! Hörst du, Just?" habe eine Welt von Ausdruck gelegen.

Schröder, der damals hauptsächlich Tänzer war, hatte sich nicht verstehen können, bei der Gesellschaft der Hamburger Entrepríse zu verbleiben; er war nach Frankfurt a. M. gegangen. Aber schon im nächsten Jahre kehrte er zurück. Leider begannen sofort wieder die Reibereien zwischen ihm und Eckhof, und obwohl letzterer dem großartigen Talente des Jünglings seine Anerkennung nie versagte, so ließ Schröder doch nie ab, den verdienten Meister, auf dessen Ruhm er so eifersüchtig war, zu reizen und selbst zu kränken, so daß Eckhof im August 1769 die Ackermann'sche Truppe, welche dieser nach dem Untergange der Hamburger Entrepríse nach Braunschweig geführt, verließ, und sich einer Unternehmung des Prinzipals Seyler in Hannover anschloß. Aber schon nach Jahr und Tag war die Gesellschaft durch den unfähigen Seyler so zurück gekommen, daß sie von gänzlichem Untergange nur dadurch gerettet wurde, daß Eckhof die Leitung übernahm.

Mit großer Energie und Einsicht begann Eckhof sein Amt; er führte die Truppe bis nach Süddeutschland hinunter. Schon im Oktober 1771 hatte Eckhof alle Schulden getilgt und sogar noch einen Reservefonds angesammelt. Nun übernahm Seyler wieder die Führung; man zog ihn auf einige Jahre nach Weimar, welches Koch soeben verlassen hatte. In dieser Zeit der Ruhe konnte Eckhof wieder ungestört seine reiche Thätigkeit und seine unerschöpfliche Kraft zum Besten des Ganzen wirken lassen. Im Jahre 1772 kam hier Lessing's Emilia Galotti auf die Bühne, jenes großartige Meisterwerk, dessen Bau ebenso untadelhaft ist, wie eine antike Statue. „Dieses Stück" — sagt Devrient II, 251 — „vollendete die Wohlthaten, welche Lessing der Schauspielkunst erwiesen. Er gab ihr darin Karaktere, welche an innerm Reichthum und Vollendung von keinem spätern Dichter übertroffen worden sind, und dennoch dem Dichter so viel zwischen den Zeilen zu lesen, zu errathen und zu ergänzen übrig lassen. An sämmtlichen Rollen der Emilia kommt die Schauspielkunst niemals zu Ende, sie findet unerschöpfliche Anregungen und Aufgaben darin. Eckhof, der als Odoardo den Gipfel seiner eigenthümlichen Künstlergröße erreichte, antwortete, als ihm Nikolai seine Bewunderung über die Tiefe seiner Auffassung äußerte: „Wenn der Autor so tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler wohl nachtauchen, bis er ihn findet. Dies ist freilich mühsam und mißlich. Nur wenige Autoren machen es dem Schauspieler so schwer wie Lessing; man kann sie leicht haschen, sie schwimmen oben auf, wie Baumrinde." Das war es, diese unendlich fruchtbringende Mühe, diese Arbeit, welche er der Schauspielkunst in diesen komplizirten Karakteren schuf, in diesem knappen Wortausdruck, der überall seine feinere Verständigung dem Spiele des Darstellers überläßt; diese ehrenvolle und selbstschöpferische Stellung, welche er damit thatsächlich dem Schauspieler anwies, von dem er überhaupt forderte: „er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo

dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken." — Das waren die unschätzbaren Wohlthaten, welche Eckhof, dieser innige Vertraute des Lessing'schen Geistes, so tief verstand." —

In diesen schönen Worten ehrt Devrient den Schauspieler Eckhof eben so hoch, als den Dichter Lessing. Auch in der unantastbaren Ehrenhaftigkeit ihrer Karaktere stehen beide Männer neben einander.

Im Jahre 1774 brannte das Schauspielhaus in Weimar ab; Seyler und seine Truppe wurden damit wieder aufs Wandern angewiesen. Der Gotha'sche Hof gewährte eine ansehnliche Unterstützung, und unternahm im September 1775 die Gründung eines eigenen, gänzlich auf die herzogliche Kasse basirten Hoftheaters. Eckhof wurde künstlerischer Direktor desselben. Leider kam für ihn die Wohlthat dieser Stellung zu spät; seine beste Kraft war bereits gebrochen. Doch bewährte sich die Strenge und Folgerichtigkeit seiner Grundsätze, die Hingebung seines aufopfernden Willens noch auf das glänzendste in seiner Direkzion. Die großen Schauspieler Beil, Beck und Iffland waren seine Schüler in jener Stellung, die er noch drei Jahre lang bekleidete. Wenige Monate vor seinem Tode wandte er sich an seinen großen Nebenbuhler Schröder und theilte denselben einen Plan mit, den Eckhof's Kraft nicht mehr ausführen konnte, nämlich den Plan zur Stiftung einer für alle deutschen Schauspieler gemeinsamen Pensions- und Wittwenkasse. Schröder that alles, was er konnte, diesen schönen Plan zu verwirklichen, aber es gelang ihm nicht.

Eckhof schloß bald darauf sein thatenreiches Leben. Der wackere, sittenreine Mann starb am 16. Juni 1778 mit den Worten: „Mein Geist fährt zu dem, der ihn gegeben hat, was habe ich zu fürchten?" —

Einige Zeugnisse seiner Zeitgenossen mögen über Eckhof hier noch stehen. Nikolai sagt: „Eckhof, ein Schauspieler der ersten Größe, der den ganzen Umfang seiner Kunst so sehr erschöpfte, der in seinen besten Jahren von der heftigsten oder innigsten tragischen Rolle bis zur feinsten oder zur niedrigsten komischen Rolle alle in gleicher Vollkommenheit spielte, war der erste, der durch Lessing's Umgang erleuchtet, anfing, die Werke aller Nazionen, jede nach ihren Sitten, zu studiren und jede auf eine andere Art zu behandeln. Er verschmähte dabei allen theatralischen Flitterstaat der Deklamazion, die auf Stelzen ging, und suchte die wahren Töne der Natur. Wenn er aufs Theater trat, so war er bis zur äußersten Illusion ganz der Mann, den er vorstellte." — Schink, ein geachteter Dramaturge, äußert sich über Eckhof wie folgt: „Eckhof ist so sicher unter den Schauspielern gewesen, was Lessing unter den Dichtern war: der Erste, der Unerreichliche! Wer kannte, wie er, so alle Falten des Herzens, wer so alle Farben und Kontraste der Stände? Wer hatte so alle Klänge und Töne der Leidenschaft in seiner Gewalt? Man konnte von ihm sagen, was Pope von Shakespeare sagt: Er war nicht der Nachahmer der Natur, er war die Natur selbst, und man muß nicht sowohl sagen, daß er nach der Natur, sondern durch sie gespielt habe. Das Herz wie Wachs zu schmelzen, Ströme von Zähren aus dem Auge zu locken, aus seiner Brust, hart wie Kieselstein, die feurigsten Funken des Mitleids zu schlagen und all den Sturm der Leidenschaften in unsere Seele zu stürmen — war für Eckhof's Talent ein Spiel."

Als Eckhof in Weimar war, besuchten ihn Nokolai, Mylius und Musäus, und baten ihn, etwas vorzulesen. In Schlafrock und Nachtmütze, die Brille auf der Nase, im Großvaterstuhl sitzend, las Eckhof eine Szene aus einem Trauerspiel mit solcher erschütternden Wirkung, daß den Gästen die Thränen über die Wangen rollten. Schröder, Eckhof's strenger Nebenbuhler, sagte gleichwohl, einen größern Theaterredner als Eckhof habe wohl nie eine Nazion gehabt. Eduard Devrient gibt ihm das Zeugniß, er habe die eigentlich deutsche Schauspielkunst erfunden.

Beiläufig sei noch erwähnt, daß Eckhof, sowie Ackermann, ein streng orthodoxer Lutheraner, und ein sehr fleißiger Kirchengänger war. Das höchste Gehalt, welches er in seinem Leben bezog, war sechshundert Thaler und neun Klafter Holz. —

Es hieße die Grenzen unseres Buches gänzlich überschreiten, wenn wir jede Gesellschaft, jede schauspielerische Größe nennen und betrachten wollten. Doch eben so wenig können wir uns entschließen, den überreichen Inhalt der Annalen der deutschen Schauspielkunst dadurch als Mumie zu gewinnen, daß wir denselben in die engen Wände von Registerkasten pressen; statt dessen wollen wir lieber einzelne Gestalten etwas reicher zeichnen.

Unter allen deutschen Schauspielern nimmt kein einziger, wenn wir die Gesammtsumme seiner Leistungen ziehen, eine so bedeutende Stellung ein, als Friedrich Ludwig Schröder. Als Schauspieler ist er von wenigen in einzelnen Zügen erreicht, von keinem übertroffen worden; als Schauspieldirektor, als Lehrer der mimischen Kunst, als Förderer und Ausbilder junger Talente findet er unter allen seinen Genossen nicht seines Gleichen.

Schröder's Vater war Organist in Berlin, ein schöner, stattlicher Mann und geschickter Tonkünstler, den Mißmuth über die Vernachlässigung seiner Fähigkeiten zum Trunke trieb. Das Hauswesen wurde zerrüttet, vergebens suchte seine Frau durch Errichtung einer Nähschule zu helfen. Mit Bewilligung ihres Mannes ging sie nach Schwerin und von da nach Hamburg, wo sie sich durch Handarbeit ernährte. Hier machte Eckhof ihre Bekanntschaft und überredete sie, mit ihm sich der Schönemann'schen Gesellschaft in Lüneburg anzuschließen. In Folge einer Streitigkeit über den Satz des Honorars verließ Frau Schröder nach einem Jahre die Truppe und unternahm die Bildung einer eigenen Gesellschaft, mit der sie sich in Hamburg, Rostock und andern Städten versuchte. Um diese Zeit kam auch ihr Mann zu ihr. Aber das Unternehmen brachte keine Früchte; Frau Schröder löste ihre Gesellschaft auf und ging nach Schwerin, wo ihr Vater Hofsticker gewesen war; ihr Gatte kehrte nach Berlin zurück.

In Schwerin wurde Friedrich Ludwig Schröder am 3. November 1744 geboren. Zwei Jahre später ging Frau Schröder, wie wir schon früher erzählten, mit Ackermann nach Danzig und von da nach Petersburg. Hier erschien der dreijährige Schröder in einem Vorspiele, das seine Mutter gedichtet, in der Rolle der Unschuld zum erstenmal auf der Bühne. Er sprach die wenigen Worte: „O nein, ich sprech' dich frei!“ Sie machten auf die anwesende Kaiserin Elisabeth eine so seltene Wirkung, daß sie das Kind in ihre Loge bringen ließ; sie nahm den Knaben auf den Schoß, liebkoste ihn und gab ihm Zuckerwerk.

Die Gesellschaft ging 1749 nach Moskau, wo die Wittwe Schröder sich mit Ackermann verheirathete. Der Hochzeit wohnten viele Standespersonen bei, die an Geschenken dem Ehepaare mehrere tausend Rubel darbrachten. Schröder erinnerte sich, daß in Petersburg seine Wärterin mit ihm an das Ufer der Newa ging, um seine Kleider zu waschen, und ihn so lange nackt in den Mantel wickelte. In Moskau fuhr er in einem Schlitten zur Schule. Im Jahre 1751 verließ Ackermann Rußland; unterwegs nach Danzig entging Schröder nur durch die Entschlossenheit und Stärke seines Stiefvaters dem Schicksale, unter einem umgestürzten Reisewagen erstickt zu werden.

In kleinen Rollen war Schröder öfter aufgetreten und hatte stets entschiedenen Beifall gefunden. In Danzig und Königsberg begann er im Alter von neun Jahren seine theatralische Laufbahn mit männlichen und weiblichen Rollen. Für eine Darstellung beschenkte ihn damals die Danziger Kaufmannschaft. Schröder's Lehrer war sein Stiefvater.

Konrad Ernst Ackermann, 1710 zu Schwerin geboren, war von wohlgebildeter, stattlicher Gestalt, ungemein kräftig und gewandt, mit einer tönenden Stimme begabt. In seiner Jugend war er mit dem Feldmarschall von Münnich in den Türkenkrieg gezogen und hatte hier große Tapferkeit bewiesen. Er war ein geschickter Tänzer, ein trefflicher Reiter, und als Schlittschuhläufer von solcher Ausdauer, daß er die siebzehn Meilen lange Eisbahn von Danzig bis Königsberg in Einem Zuge durchmaß. Er verstand mehrere Sprachen, etwas von Wundarznei und Landwirthschaft und vom Zeichnen und Malen.

Bei äußern Anlässen war er beherzt, in der Führung seiner Truppe aber manchmal übereilt und nicht immer ausdauernd. Er war streng rechtschaffen, rechtgläubig und leichtgläubig. Seine Persönlichkeit war von unerreichbarer gesunder Derbheit und köstlicher Natürlichkeit, ein unerschöpflicher, ewig voll sprudelnder Quell des unmittelbarsten, frischesten Lebens; in komischen Rollen erreichten selbst Eckhof und Schröder ihn kaum, und beiden wurde Ackermann's frische, schöne Natur das wirksamste und edelste Vorbild. Besonders wichtig war es für Schröder, daß er, von der frühesten Kindheit an, seine Nahrung aus einem so reichen und gesunden Quell schöpfen konnte.

Wenige Menschen haben ein so abenteuerliches Leben überwinden müssen, als Schröder; wenige sind, wie er, aus den größten Gefahren für Herz und Geist durch den innern Trieb so herausgerissen und zur reinen Höhe der Sitte und der Kunst geführt worden. Darum ist aber auch ganz besonders Schröder's Leben geeignet, daran zu zeigen, daß die Schauspielkunst bei der Entscheidung über ihren Werth oder Unwerth selbst den schärfsten Prüfstein nicht zu scheuen braucht, und der liegt in der Frage: Ob diese Kunst in ihren Bestrebungen ideal und rein genug ist, um einen gesunkenen Karakter künstlerisch und sittlich wieder zu heben und auf der gewonnenen Höhe zu erhalten?

Außerdem wird uns Schröder's Leben den Beweis für den Satz liefern: Daß eine jede Kunst, und ganz besonders die Schauspielkunst, nur unter durchaus freier, künstlerischer Leitung gedeihen kann,

daß hingegen jede Dressur sie erniedrigen und schließlich vernichten muß. Auf die Betrachtung dieser beiden Sätze werden wir vorzugsweise bedacht sein.

Es lag in der soldatischen Natur Ackermann's tief begründet, daß Strenge die erste Grundregel seiner Erziehungsweise war; ein Fehler war es aber unter allen Umständen, daß diese Regel auch seine einzige Regel war, und doppelt bedenklich war es gegenüber dem weichen Gemüth und dem hellen Verstande des jugendlichen Stiefsohnes. Um das Unglück zu vollenden, befand sich in Ackermann's Hause eine Person, welche der gemeine Neid gegen den Knaben dazu trieb, ihn bei jeder Gelegenheit gegen die Eltern zu verläumden; es war die Einhelferin der Gesellschaft, die es bald auch so weit brachte, daß der Knabe am Tische seiner Eltern, wo sie saß, stehen mußte, und dann an den Gesindetisch verbannt wurde. Jede dieser Degradazionen wurde mit unmenschlichen Mißhandlungen eingeleitet; man ließ ihn so lange auf Erbsen knien, daß er noch zwölf Jahre nachher die Folgen davon in einem gefährlichen Gliedschwamme zu tragen hatte. Ein Schlag mit einem Schnallenriemen von der Hand seiner Mutter traf einmal sein Auge so unglücklich, daß es lange zweifelhaft war, ob er dieses nicht verlieren würde. Schröder's Biograf, F. L. W. Meyer, zählt noch scheußlichere Mißhandlungen auf.

Im April 1754 ging Ackermann nach Warschau. Dort besuchte der Knabe die Schule der Jesuiten. Ein Pater erkannte die Begabung des Schülers; durch große Freundlichkeit, durch kleine Geschenke suchte er ihn ganz für den Orden zu gewinnen. Die ungewohnte liebevolle Behandlung machte tiefen Eindruck auf das weiche Herz des Knaben, er versprach seine Eltern zu verlassen. Als der Tag kam, an dem die Gesellschaft wieder abreisen wollte, stahl der Knabe sich in seinen Reisekleidern in das Jesuiterkolleg und wurde von dem Pater in einem Gemach neben seiner Zelle versteckt. Schröder's Mutter gerieth außer sich, vergeblich suchte die ganze Gesellschaft ihn auf allen Straßen, ohne Erfolg wandte sein Stiefvater sich an die Polizei; die Jesuiten hatten nichts gesehen und nichts gehört. Doch ein starker und kühner Schauspieler, Krohn, behauptete, er müsse entschieden bei den Jesuiten sein; er drang in die Zelle des Paters und rief mit gewaltiger Stimme: „Fritz! Fritz! wo bist du? Deine arme Mutter fällt aus einer Ohnmacht in die andere!" Da vergaß Fritz alle seine Mißhandlungen, erlittene und drohende; laut weinend meldete er sich. Die Mutter empfing den Wiedergegebenen mit Thränen der Wehmuth und des Entzückens, und selbst der strenge Stiefvater ließ es diesmal bei Drohungen bewenden. In Zukunft hütete man den Knaben besser vor den Lockungen der allein seligmachenden Kirche.

Nach einer Reise über Breslau, Glogau, Frankfurt a. O., Halle, Magdeburg, Berlin, Stettin, Danzig, kam die Gesellschaft nach Königsberg. In Glogau schloß sich der Schauspieldichter Ast der Gesellschaft an; er wurde Schröder's Lehrer, und unterrichtete ihn in alten und neuen Sprachen, in denen er schöne Kenntnisse besaß. Ast war ein etwas wunderlicher, aber streng sittlicher und freidenkender Mann, der die von Fritz erlernten Sätze der Jesuitertheologie

keiner Widerlegung würdigte. „Begreif was ich dich lehre," sagte er, „so kannst du solche Einfälle selbst abfertigen."

Während seiner Abwesenheit hatte Ackermann in Königsberg sich ein neues Theater bauen lassen; es stand am Königsgarten, fast an derselben Stelle wo jetzt das städtische Schauspielhaus steht. Am 24. November 1755 eröffnete Ackermann seine Vorstellungen in dem neuen Hause. Schröder wurde von nun an seltener auf der Bühne gebraucht; man ließ ihm Zeit, das Friedrichskolleg zu besuchen, dessen pietistischen Lehren Ast, der mit seinem Zöglinge eine ungeheizte Bodenkammer bewohnte, in seiner originellen Weise widerstrebte. Er legte sich nämlich neben Fritz in das gemeinsame Bett, zündete seine Pfeife an, fragte, berichtigte, und löschte das Licht aus wenn er sich schläfrig fühlte. Ast legte nie die Kleider ab, und dies Verfahren leuchtete auch dem erfrornen Lehrlinge ein. Das Vorrecht, auch die Stiefel im Bett anzubehalten, überließ der Jünger ehrfurchtsvoll seinem Meister.

Im Hause seiner Eltern wurde Schröder Sonntags zum Bratenwenden angestellt, im Friedrichskolleg regierte die Knotenpeitsche und der Pietismus, dessen Lehren Ast ein sehr wirksames Gleichgewicht hielt. Unter solchen einander entgegenwirkenden Verhältnissen mußte Schröder's Karakter verkümmern. Im Kolleg war er sehr fleißig, so daß er oft älteren Schülern als Muster dargestellt wurde; aber er beging auch die tollsten Streiche, und erfuhr die schärfsten Strafen in reichlichem Maße.

Am Ende des Jahres 1756 verbreitete die Furcht vor der Ankunft eines russischen Heeres eine solche Besinnungslosigkeit in Königsberg, daß auch Ackermann davon nicht frei blieb. Er verließ mit seiner ganzen Gesellschaft die Stadt, die er nie wiedersah, und ging nach Leipzig, und von da bis in die Schweiz hinab.

Schröder blieb im Friedrichskolleg. Da aber sein Stiefvater ihm durchaus keine Mittel hinterlassen, so mußte der Inspektor des Kollegs ihm schließlich ankündigen, daß, wenn sein Vater nicht Geld schickte, er nicht länger im Kolleg bleiben könne. Schröder wandte sich in mehreren Briefen flehend an seine Eltern, aber es erfolgte keine Antwort. Eins dieser Schreiben fand sich im Nachlasse der Frau Ackermann; es heißt darin: „Meine Betrübniß, wertheste Eltern, worin ich mich befinde, bringt mich zum bittersten Weinen. Ich habe, liebste Mama, wie Sie wohl wissen, Ihnen schon ein Schreiben zugeschickt, worin ich Ihnen meine Noth deutlich vorgestellt habe, bin aber dennoch so unglücklich gewesen, und habe Sie durch dasselbe dennoch nicht bewegen können. Der Herr Inspektor hätte mich längst aus dem Kollegio geschafft, wenn ich ihn nicht auf den Knien um vierzehn Tage Aufschub gebeten hätte. Liebste Mama, den 8. Mai werden Sie schon gedenken können, daß sich Ihr Sohn nicht mehr in dem Kollegio, sondern auf der Straße befinden wird. Wir haben anjetzt auf dem Kollegio das schönste Essen, daß ich es mir nicht besser wünschen kann. Aber ich werde es vielleicht am längsten gegessen haben. Liebste Eltern! bitte so bald als möglich mich aus dieser Noth zu reißen!" —

Die Eltern hatten keine Antwort auf die Klagen ihres Sohnes. Schröder lief zu den Freunden seines Vaters, sie wiesen ihn von der Thür, und im

Juli 1757 stand der vierzehnjährige Knabe mit einem zerquetschten Finger und einem beim Baden gefährlich verwundeten Fuße auf der Straße. Von seiner geringen Habe rührten seine Lehrer, obwohl er dem Kolleg über hundert Gulden schuldete, nichts an. Ein armer Schuster, der in dem Ackermann'schen Schauspielhause für die Bewachung desselben ein Zimmer bewohnte, theilte Obdach und spärliche Nahrung mit dem Sohne seiner ehemaligen Herrschaft, und dieser lernte von seinem Beschützer, Kinderschuhe machen. Doch Meisterstücke gingen aus dieser Werkstatt nicht hervor, und der gesammte Erwerb sämmtlicher Hausgenossen sicherte ihnen für manchen Sonntag nicht einmal eine warme Suppe. Da auch der schmerzliche Ertrag für den Verkauf seiner wenigen Schulbücher bald verzehrt war, so mußte Schröder hungern lernen. Im September 1757 hatte er das Schauspiel der flüchtenden Preußen, denen die Kosacken nachsetzten, als die russische Uebermacht die Schlacht bei Großjägerndorf gewonnen hatte.

Nun kam der strenge ostpreußische Winter. Brauner Kohl war die einzige Nahrung der Schustersfamilie, selbst die Strünke wurden verspeist. Schröder hatte kein Bett, in bittrer Kälte mußte er auf Stroh liegen. In einem mit Schloß und Siegel verwahrten Zimmer des Schauspielhauses hatten Schröder's Eltern Hausgeräth aller Art. An dieses Zimmer erinnerte die Noth den Schuster jetzt; er feilte einen Schlüssel, Schröder löste das Siegel, und nun erhielt Fritz ein warmes Bett, die Schustersfrau Töpfe für ihren braunen Kohl. Der Inhalt des Zimmers war reich, die Noth war groß, manches Stück wanderte zum Verkauf hinaus. Für den Ertrag kam Branntwein zurück, den Schröder tapfer trinken lernte.

Der Schuster war sehr abergläubisch; er glaubte, in dem Schauspielhause liege ein Schatz verborgen, und behauptete, man könne denselben heben, wenn man Finger und Zehen eines Geräderten unter seiner Thürschwelle vergrabe. Schröder beschloß, ihn zu verspotten. In einer kalten Dezembernacht ging er zum Hochgericht hinaus, bombardirte mit Steinen das Gerippe eines Verbrechers vom Rade, und kehrte mit dessen Zehen und Fingern zurück.

Eben so wenig wie den Aberglauben kannte Schröder Furcht vor Gefahr. Im Gebälk des Schauspielhauses spannte er einen Strick auf und schaukelte sich; der Strick riß und Fritz wurde ins Parterre geschleudert; er blieb unverletzt und setzte seine Uebungen unverdrossen fort. Auch sein Kunsttrieb regte sich; auf der leeren Bühne deklamirte der Knabe seine Rollen, erfand Ballette und machte Dekorazionen. Zweihundert Russen, die im Schauspielhause einquartiert wurden, machten den Uebungen für kurze Zeit ein Ende. Schröder's treuester Freund war Türk, der große Kettenhund des Hofes, dem niemand sonst nahen durfte. Für ihn lief der Knabe aufs Schloß und bat den russischen Kommandanten um einen Schutzbrief, der lachend ertheilt wurde; Fritz nagelte ihn an das Hundehaus.

Unter solcher Umgebung und unter solchen Gewohnheiten hätte selbst das glänzendste Genie verkommen müssen. Doch noch zur rechten Zeit nahte die Rettung.

Im September 1758 kam der Seiltänzer Stuart nach Königsberg. Dieser Mann besaß neben großer Kühnheit und unglaublicher Körperstärke mannichfache

Kenntnisse und einen feinen Anstand, war aber dem Laster des Trunkes in hohem Grade ergeben. Seine Frau, die er aus Kopenhagen entführt, war von großer Schönheit und Liebenswürdigkeit, kaum achtzehn Jahre alt, in jeder Weise aufs feinste gebildet. Stuart miethete das Schauspielhaus für monatlich funfzehn Thaler, und nahm sich des verlassenen Schröder auf das freundlichste an. Er zog ihn an seine Tafel, besorgte ihm Kleidung und Wäsche, und seine Frau unterrichtete ihn im Schreiben, im Klavierspielen und Singen, im Französischen und Englischen. Wenn Stuart viel getrunken hatte, verschonte er selbst seine Frau nicht mit seinen Mißhandlungen; ihr Unglück, ihre Schönheit und ihre Herzensgüte machten einen so tiefen Eindruck auf Schröder, daß von der Zeit an eine völlige Veränderung mit dem wilden Jungen vorging. Er wurde folgsam und zuvorkommend, lernte mit großem Eifer, und nichts lieber als die Lieder der schönen Frau, die er nie wieder vergaß. Sein Glück war auf dem Gipfel, als Stuart ihm sagte, er wolle nach England hinüberfahren, und Schröder solle mitgehen.

Aber gerade zu dieser Zeit kam der erste Brief Ackermann's, datirt aus Bern, welcher den Sohn anwies, sich nach Lübeck zu begeben und dort bei einem Bruder seines Stiefvaters die Tuchhandlung zu erlernen. Schröder verachtete diesen Befehl, aber Frau Stuart gebot ihm, seinen Eltern zu gehorchen. Sein Reisegeld schmälerte Schröder durch eine verhältnißmäßig ansehnliche Gabe an den Schuster, der ihm dafür versprechen mußte, Türk, der Kettenhund, solle nie verstoßen werden. Unter heißen Thränen nahm Schröder Abschied von seiner Wohlthäterin, die er nie wiedersah, und die er bis zum letzten Hauche seines Lebens nie vergaß. Ueber ihr Schicksal konnte er trotz immer wiederholter Erkundigungen nichts erfahren, als das unverbürgte Gerücht, Stuart sei auf seiner Ueberfahrt nach England durch Schiffbruch untergegangen.

In den ersten Tagen des März 1759 ging Schröder von Königsberg fort; seine Gefährten auf dem Schiffe waren ein Schneider und ein Schuster. Unterwegs lernte er Matrosendienste, litt Schiffbruch, fristete sein Leben durch Taschenspielerkunststücke, die er, der vierzehnjährige Knabe, den Fischern zum Besten gab, und kam schließlich am 21. März in Lübeck an. Der mürrische Oheim brachte ihn zu der Großmutter, die ihn mitleidig speiste und ihn täglich geistliche Gesänge lernen ließ. Ein Brief Ackermann's befahl nun dem Stiefsohne, nach Solothurn in der Schweiz zu kommen, und diesmal sandte er auch genügendes Reisegeld, denn die Ueberfahrt nach Lübeck hatte der brave Stuart bezahlt.

Glücklich gelangte Schröder durch die Heereszüge der Franzosen nach Straßburg; dort wurden ihm seine wenigen Sachen gestohlen. Auf einem Ackerwagen machte er mit elsässer Bauern die Fahrt nach Basel. Unterwegs schimpften die Bauern weidlich auf Friedrich den Großen und tranken auf seinen Untergang; sie fragten ihren Reisegefährten, was er für ein Landsmann sei; stolz entgegnete Schröder: „Ich bin ein Preuße!“ Die Bauern warfen ihn vom Wagen, fielen mit ihren Peitschen über ihn her und mißhandelten ihn so fürchterlich, daß er erst nach drei Tagen aus einem in der Nähe gelegenen Hause, wohin ein mitleidiger Soldat ihn getragen, sich weiterschleppen konnte. Am 24. April 1759 kam er im elendesten Zustande bei seinen Eltern in Solothurn an. Seine Mutter

konnte bei seinem Anblick sich lange nicht fassen, sie schwamm in Thränen. Der Stiefvater mochte von Schröder's Erlebnissen nichts hören, aber er sorgte sofort für die nöthigen Bedürfnisse, und behandelte seinen Stiefsohn liebevoll.

Schröder wurde rasch ein sehr brauchbares Mitglied der Truppe, aber die harte Behandlung, die sein Stiefvater bald wieder gegen ihn anwandte, machte ihn aufsätzig und unbescheiden. Die trotzige Energie seines Karakters trieb ihn zu unglaublichen Fortschritten im Groteskkanze, und im Schauspiel und Singspiel füllte er schon von funfzehn Jahren jeden leeren Platz aus; der entschiedenste Beifall der Zuschauer fehlte ihm nie. Und doch gab Ackermann ihm nur seinen Unterhalt und versagte ihm auch das kleinste Taschengeld; erst später gab er ihm einen halben Gulden wöchentlich. Diese Knauserei trug schlimme Früchte. Bei einem Aufenthalte in Straßburg gerieth Schröder durch Spielschulden in die Gefahr, verhaftet zu werden; seine dringende Bitte wurde von seinen Eltern abgewiesen. Da ging Schröder Nachts in das Schlafzimmer seines Stiefvaters, um dessen Kasse zu berauben. Dieser erwacht, ruft ihn an, aber Schröder bleibt eine Stunde lang unbeweglich stehen, bis Ackermann wieder eingeschlafen ist, und vollbringt dann seinen Raub. Am nächsten Tage erbrach er auch die Schatulle seiner Mutter. Den Diebstahl läugnete er durchaus nicht, und erklärte, er sei dazu berechtigt, das Seine zu nehmen, da man es ihm vorenthalte. In eine Bodenkammer gesperrt, vertrieb er sich die Zeit mit Violinspiel, und als ihm die Gefangenschaft zu lange dauerte, entfloh er mit großer Lebensgefahr über die Dächer der Nachbarhäuser und über die Schleuse eines Rheinkanals nach Kehl. Hier kam fünf Tage später die Aussöhnung zu Stande, bei der Ackermann und Schröder sich der Thränen nicht enthalten konnten.

Der Tanzkunst war damals Schröder's Lust fast allein noch zugewandt. Als man ihm den Vorwurf machte, er vernachlässige seine Schauspielrollen, antwortete er: wenn er einmal einen Fuß zerbräche und zum Tänzer nicht mehr tauge, dann wolle er sich zum Schauspieler herablassen. Die komischen Rollen, die er mit großer Auszeichnung spielte, memorirte er fast gar nicht; an dem Tage, an welchem er sie spielen mußte, sah er seine Partie flüchtig durch, und erklärte, er wisse bessere Sachen zu sagen, als der Verfasser ihm vorgeschrieben. Durch diese Nachlässigkeit schwächte er leider sein Gedächtniß, das in seiner Jugend außergewöhnlich stark war. Den verständigen Rath seiner Mutter, die als Schauspielerin einen äußerst feinen Takt besaß, wies er verächtlich zurück, und seine Anmaßung kritisirte sogar die Leistungen seines Stiefvaters. Während er an andern jede Uebertreibung scharf tadelte, ließ er selbst seiner Fantasie oft auf die ausschweifendste Weise die Zügel.

Ueberblicken wir diese Lebensverhältnisse Schröder's noch einmal im Ganzen, so werden wir darin alle Gelegenheiten und Mittel finden, einen jungen Menschen sowohl moralisch als künstlerisch total zu ruiniren. In ähnlicher Weise, wie Göthe während seiner Leipziger Studienjahre, wurde Schröder durch den unverwüstlichen Kunsttrieb, durch die mächtige Kraft des Genies aus dem dunklen Wirrwarr emporgehoben, und selbst seine Verirrungen mußten seiner Vervollkommnung dienen.

Einstweilen aber trieb Schröder die tolle Wirthschaft noch immer weiter. Im Ballet schlug er in Karlsruhe vier Tambourins von ihrem neun Fuß hohen Gestelle mit dem Fuße herab, und im Billardspiel erlangte er eine solche Geschicklichkeit, daß niemand mit ihm spielen wollte. Die Zwistigkeiten mit seinem Stiefvater dauerten fort, sogar mit dem Degen traten beide sich einander gegenüber; aber die Versöhnung wurde stets von beiden Seiten unter Thränen wieder geschlossen, und wenn Schröder auf der Bühne war, stand Ackermann als Zuschauer in den Kulissen, wo er sich unbemerkt glaubte, die Freudenthränen glänzten in seinen Augen und die kräftigsten Flüche der Bewunderung entfuhren seinen Lippen. Schröder, dem so etwas endlich hinterbracht wurde, fühlte sich dadurch zu den unglaublichsten Anstrengungen angetrieben, denn nach Ackermann's Beifall war er geiziger, als nach dem irgend eines andern Menschen. Von mehreren Duellen, die Schröder bestand, wußte Ackermann grundsätzlich nie etwas.

Der erste Einfluß, der dem genialen Jüngling ein höheres Gebiet der Kunst zeigte, kam von keinem geringern, als von Shakespeare, dessen Werke damals in der ersten deutschen Uebersetzung von Wieland erschienen. Schröder machte sie zu seinem Handbuch; schon hier begannen die Einwirkungen, durch welche Schröder später zu dem von keinem andern erreichten Gipfel seiner Kunst geführt wurde.

Die Gesellschaft Ackermann's ging im Juli 1763 nach Braunschweig. Hier erfolgte noch einmal ein sehr harter, aber auch der letzte Zusammenstoß zwischen Ackermann und Schröder, in Folge dessen der Herzog den letztern in Ketten werfen ließ. Schröder trug sie neunzehn Tage, und wollte, als er schließlich freigelassen wurde, die Truppe verlassen. Ackermann, der durch Schröder's Abgang unfehlbar zum Ruin würde gebracht worden sein, sagte ihm: „Handle nach deinem Gewissen; kannst du es vor dir selbst verantworten, uns jetzt zu verlassen, so will ich dich nicht halten." Schröder blieb, und machte durch vermehrten Eifer seinen Fehler wieder gut.

Als kurz nachher der erste komische Schauspieler Ackermann's starb, erhielt Schröder, der Balletmeister war, dazu noch alle starkkomischen und Bedientenrollen. Mit Musik, mit der Erfindung neuer Ballette und mit dem Lesen guter Schauspiele beschäftigte er sich jetzt mehr, obwohl dem Spiel immer noch stark gehuldigt wurde.

Am 24. April 1764 kam Eckhof bei Ackermann's Truppe an. Wir haben schon erzählt, wie keck und anmaßend Schröder dem Meister entgegentrat, und haben auch bereits angeführt, wie Schröder während der Hamburger Entrepriſe sich von der Ackermann'schen Gesellschaft trennte und nach Frankfurt ging, wo er bei Bernardon Kurz eintrat. Hier hatte er anfangs eine schwierige Stellung, weil der Neid ihn verläumdet hatte, aber seine fabelhaften Leistungen räumten ihm bald alle Hindernisse aus dem Wege, und sein ehrenhaftes Betragen erwarben ihm die allgemeinste Achtung.

Die Kurz'sche Gesellschaft war damals die erste in Stegreifburlesken. Schröder hatte sich stets, auch bei seinem Stiefvater, entschieden geweigert, Stegreifrollen zu übernehmen, und auch in Frankfurt wollte er sich nicht dazu verstehen. Kurz aber setzte ihm so lange zu und griff ihn so stark bei seiner

Ehre an, daß Schröder schließlich erklärte, ein einzigesmal mitspielen zu wollen. Von seinen Herausforderern wurde die Rolle des Bedienten in der Haupt- und Staatsaktion Don Juan für die schwierigste angegeben. Schröder übernahm sie. Man erschwerte ihm seine Aufgabe, man gestattete ihm keine Durchsicht von dem Inhalt des Stückes; eine kurze Verabredung des Personals unter einander am Spieltage war alles, was ein Anhalt für Schröder's Spiel sein konnte. Und doch führte dieser seine Rolle mit so überschwänglichem Humor und so überraschenden Einfällen aus, daß Kurz ihm schon nach dem ersten Akte um den Hals fiel und ausrief: „Mordio Sakkerment! Der Herr ist Akteur! Dagegen sind die andern Lausbub'n!" Nun aber wollte Schröder auch seine Herausforderer strafen; in seinem geistreichen, sprudelnden Uebermuth ließ er seinen Don Juan kaum zu Worte kommen, und trieb unter unendlichem Jubel des Publikums solche Possen, daß das Stück eine Stunde über die festgesetzte Zeit spielte, und der unglückliche Don Juan dermaßen in Verwirrung gerieth, daß er schließlich anfing zu deklamiren: „O Ewigkeit du Donnerwort u. s. w." Schröder wurde später nie wieder zu einer Stegreifrolle aufgefordert. Die Leidenschaft einer jungen Tänzerin, die Schröder nicht erwiderte, trieb ihn nach Jahresfrist von Kurz fort. Im Ballet hatte er bedeutende Fortschritte gemacht, übrigens aber in dieser Zeit nichts profitirt. Er kehrte zu seinem Stiefvater zurück; die Hamburger Gesellschaft war froh, den geschickten Tänzer und Komiker wieder zu erwerben.

Die Reibungen mit Eckhof begannen sofort wieder, und von Schröder's Seite schärfer als früher, denn die Erfolge in Frankfurt hatten sein Selbstgefühl noch höher getrieben. Unbarmherzig verspottete Schröder alles, was Eckhof an kleinen Kunststückchen in französischer Manier noch anzubringen pflegte, und das Verhältniß beider Männer gestaltete sich immer schroffer.

Als die Hamburger Entrepriſe zu Ende ging, übernahm Ackermann die Gesellschaft wieder, und führte sie nach Braunschweig. Aber Ackermann war des Dirigirens und des ganzen Theaterwesens schon seit einiger Zeit überdrüssig; er übergab die Rechnungen seiner Frau, die Regie seinem Stiefsohne, und blieb bei der Gesellschaft nur als Schauspieler. Schröder's aufopfernde, unermüdliche Thätigkeit war es, die in der Zeit der Noth das halb zerstörte Theater zusammen hielt und es wieder empor brachte.

In Braunschweig spielte Eckhof Richard den Dritten und einige Tage darauf den Tellheim. Er mißfiel in beiden Rollen, denn der Hof war durch französische Schauspieler verwöhnt, und verkannte den Meister. Dieser aber wurde dadurch gereizt, und da auch die Eifersucht gegen Schröder zunahm, so kündigte Eckhof am 1. Juli 1769 an, er werde in Gemeinschaft mit noch acht andern Schauspielern die Ackermann'sche Gesellschaft verlassen, und führte diesen Entschluß zum 20. August auch aus. Ackermann und seine Frau zitterten vor den Folgen dieses Ereignisses, das Schröder sehr leicht nahm. Ihm aber nahm der Stiefvater um diese Zeit die Regie und sagte ihm: „Du bist zu heftig, zu parteiisch, zu unhöflich gegen die Leute, man muß Schauspieler nicht wie Figuranten abrichten wollen." Zum großen Schaden seiner Kasse behielt Ackermann die Direkzion bis zum November 1770; die gänzliche Zerrüttung der

finanziellen Verhältnisse nöthigte ihn, sie dann in Schröder's Hände zurück zu geben. Gegen Ostern 1771 begab Ackermann sich auf einige Zeit zu seinen Verwandten in Mecklenburg, und Schröder war nun ganz selbständig; die Geldsachen blieben jedoch in den Händen seiner Mutter.

Im Alter von 27 Jahren übernahm Schröder die Leitung der Ackermann'schen Gesellschaft, von dieser Zeit an begann die Größe seines Geistes sich immer heller zu zeigen, und sein Karakter gewann immer mehr jene großartige Milde und Reinheit, welche auch von dieser Seite ihn nicht unter Eckhof stellte.

Am glänzendsten von allen großen Eigenschaften Schröder's bewährte sich von nun an seine Fähigkeit, Schauspieler zu wahren Künstlern heran zu bilden, auch wenn sie nicht Talente erster Größe waren. Bei keinem andern zeigte sich dies auffallender, als bei dem Schauspieler Brockmann. Dieser kam Ostern 1771 zur Gesellschaft, und mißfiel bei seinem ersten Auftreten nicht nur dem Publikum, sondern auch seinen Mitspielern in hohem Grade; man warf ihm weinerlichen Ton, steiermärkischen Dialekt und Geziertheit eines Tanzmeisters vor. Schröder allein erwiderte auf den einstimmigen Tadel aller übrigen: „Er wird euch allen noch Sand in die Augen streuen!" Man scherzte über diese Aeußerung, denn Brockmann war damals schon 26 Jahre alt, und eine gründliche Umwandlung seines Spieles hielt man um so weniger für möglich, da Brockmann sechs Jahre früher bereits in Wien als hoffnungsloses Talent angesehen worden war. Brockmann war klug genug, für jede Rolle die Belehrung Schröder's einzuziehen, und dieser theilte ihm Rollen leichter Lustspiele zu, in denen er seine Fehler gründlich aber mit wenig Aufsehen verbessern konnte. Mit Eifer schloß er sich einer von Schröder gestifteten kleinen Gesellschaft an, in denen man sich die Werke Shakespeare's, der Griechen, Göthe's, Lenz's u. a. vorlas und sie dann kritisirte.

Beinahe ein Jahr später versuchte Brockmann abermals in einem Trauerspiele aufzutreten, aber er mißfiel wiederum; doch in Rollen wie Grandison in Wieland's Klementine von Porretta und als Prinz in Emilia Galotti fing man an ihn zu dulden. Noch ein Jahr ging vorüber; am 28. Juli 1773 trat Brockmann in Hannover als Essex in „die Gunst der Fürsten" auf; rauschender und ungetheilter Beifall folgte ihm, dieser Tag begründete den hohen Ruhm, den Brockmann sich in der Folge als tragischer Schauspieler ersten Ranges erwarb. Die sorgsame, kunstverständige Leitung Schröder's allein hatte das Wunder bewirkt, binnen zwei Jahren aus einem zweifelhaften Talente einen großen Künstler zu bilden.

Nicht minder ersprießlich zeigte Schröder's Thätigkeit sich in der Ausbildung seiner beiden Schwestern Dorothea und Charlotte. Dorothea Ackermann war am 12. Februar 1752 in Danzig geboren; am 8. März 1756 erschien sie zum erstenmal auf der Bühne als Arabella in Miß Sara Sampson. Ihre eigentliche Vollkommenheit erreichte sie, obwohl sie schon von vierzehn Jahren alle Rollen spielte, erst unter der Hand ihres großen Bruders. Dorothea war von hoher, edler Gestalt, mit sanft einschmeichelnder Stimme, ein Musterbild schöner Weiblichkeit. Schwärmerische und zärtliche Karaktere, auch solche von anmuthiger Munterkeit oder aufflammender Leidenschaft gelangen ihr vollkommen.

Marie im Götz, Orsina in Emilia Galotti, Minna von Barnhelm sind nie herrlicher dargestellt worden, als von ihr. Obwohl sie eine Künstlerin ersten Ranges war und obwohl sie zu allen Zeiten überreichen Beifall erntete, so gehörte sie doch mit innerm Widerstreben der Bühne an. Sie verließ dieselbe am 19. Juni 1778 und heirathete den Professor Unzer in Altona.

Ihre jüngere Schwester Charlotte Ackermann, in Straßburg am 23. August 1757 geboren, war der vergötterte Liebling des Publikums. Sie war nicht schön, blond, eine leichte Gestalt, das Gesicht von Blatternarben gezeichnet. Mit Leidenschaft war sie Schauspielerin, und durch ihre unwiderstehliche Anmuth verdunkelte sie neben sich selbst die Schönste. Als Franziska in Minna von Barnhelm durfte sie sich mit den berühmtesten Schauspielerinnen messen; Rollen von schalkhafter Munterkeit gelangen ihr vortrefflich, nicht minder aber auch Darstellungen leidenschaftlicher oder erregter Naturen, wie Emilia Galotti. Ihr ganz ungewöhnliches, aber selbst in den schwierigsten Rollen stets reines Feuer war hinreißend selbst für den kältesten Zuschauer. Leider war dieser großen Künstlerin ein sehr kurzer Lebenslauf beschieden. Ein Sturz mit dem Pferde schien nachtheilige Folgen in den innern Theilen herbeizuführen, und da sie selbst nicht veranlaßt werden konnte, sich zu schonen, so erlag sie am 9. Mai 1775 einem Schlagfluß. Die Trauer der Stadt äußerte sich in großartiger Weise. An der Börse verstummten bei der Nachricht von Charlottens Tode die Stimmen der Handelnden, der Begräbnißtag gab der Stadt das Ansehen einer Landestrauer; die Bühne war acht Tage lang schwarz behangen, das Publikum ging schwarz gekleidet ins Theater; die Tagesblätter brachten unzählige Gedichte und Nachrufe. Die Geistlichkeit aber verweigerte der jugendlichen Verblichenen jeden Platz für ein Denkmal, obwohl eine Heilige keinen reineren Ruf hätte haben können als sie.

Zu den Schauspielern, die unter Schröder's Leitung ihre Vollkommenheit erreichten, gehörte auch Reinecke, einer der vollendetsten Darsteller schöner männlicher Würde. Großes leistete Schröder endlich in der Ausbildung der jungen Tänzerin Anna Kristina Hart, die er später heirathete; unter seiner Führung wurde sie eine der vortrefflichsten Schauspielerinnen, ohne von Natur mit besondern Anlagen begünstigt zu sein. Die berühmten Schauspielerinnen Madame Hensel (später Seyler) und Madame Mecour gehörten ebenfalls längere Zeit der Ackermann'schen Gesellschaft an.

Seit dem Herbst 1771 führte Schröder die Gesellschaft ohne den Beirath und ohne die Aufsicht Ackermann's, der um jene Zeit zur ewigen Ruhe einging. Am 11. September d. J. war Ackermann zum letztenmal aufgetreten. Wenige Tage nachher verwundete er sich am Knöchel eines Fußes; er achtete die Verletzung gering und suchte sie selbst zu heilen, aber der Schaden verschlimmerte sich bald so sehr, daß der zu spät herbeigerufene Arzt nicht mehr helfen konnte. Ackermann starb am 13. November 1771.

Nach dem Tode seines Stiefvaters gewann der Karakter Schröder's, dem alle Sorgen nun allein zufielen, immer mehr an Tiefe und an Sammlung; er fühlte seine Berufung, und da alle Schranken nun weggeräumt waren, so konnte sein großer Geist ungestört wirken und sich selbst und andere bilden. Seit

dieser Zeit erblicken wir ihn in einer unglaublichen Thätigkeit, und sein beispielloser Fleiß theilte sich auch den meisten Mitgliedern seiner Truppe mit. Es wurden mehr neue Stücke einstudirt als auf irgend einem andern Theater. Nach anstrengenden Vorstellungen wurden oft noch bis in die Nacht hinein Proben gehalten. Als Madame Mecour plötzlich die Gesellschaft verließ, mußte Dorothea Ackermann, welche allein fähig war an den erledigten Platz zu treten, in der ersten Zeit wöchentlich drei neue Rollen einstudiren. Schröder kam einmal selbst in einen gleichen Fall; er übernahm aber überhaupt zu allen Zeiten sehr viele Rollen. Dazu sang er öfter in der Oper mit, arrangirte und erfand neue Ballette, in denen er stets selbst mittanzte, leitete alle Proben und Vorübungen, und fand dabei noch Zeit, sich als Schriftsteller zu beschäftigen; seine erste Bearbeitung eines englischen Stückes, des Arglistigen von Kongreve, erschien 1771. Solche Resultate waren nur zu erringen bei einer so großen geschäftlichen Gewandtheit und einem so sichern Scharfblick für richtige Verwendung und Anstellung der Zeit und der Kräfte, wie Schröder beides besaß.

Sollte ein neues Stück einstudirt werden, so las Schröder es dem versammelten Personal zuerst einmal, auch wohl zweimal vor, um vor allen Dingen eine Uebereinstimmung der Gesammtwirkung zu erzielen. Dadurch wurde der vereinzelten Auffassung der Rollen in auseinanderlaufenden Richtungen vorgebeugt, und — was besonders wichtig war — zur Verständigung über abweichende Ansichten Zeit und Gelegenheit gegeben. Die Rollenstudien liefen nun auf sicherer Bahn, und dem Dirigenten war eine Fülle von Arbeit gespart; in wenigen, von Schröder genau geleiteten Proben rundete das Spiel sich rasch zu einem schönen Ganzen ab. Ed. Devrient sagt: „Schröder's Direkzion hat darum eine so große Bedeutung für unsere Kunst, weil er das von Eckhof begonnene Werk vollendete, weil er die souveräne Bedeutung der künstlerischen Leitung auf die glänzendste Weise darthat.“

Die Erfolge, welche Schröder's Leitung auf der Bühne errang, waren überaus glänzend, ja überraschend, und doch immer nur die natürlichen Folgen der wahrhaft künstlerischen Leitung. Stücke, die an und für sich kläglich waren, wie das aus vier englischen Stücken zusammengeleimte „Essex oder die Gunst der Fürsten,“ wurden auf Schröder's Bühne Lieblingsstücke des Publikums. Bald gelangte Schröder dahin, daß er das Ballet gänzlich aufgeben und die Oper auf einen einzigen Tag in der Woche beschränken konnte; zwei Tage gehörten dann dem ernsten, die übrigen dem heitern Repertoir, aus dem die französischen Stücke fast gänzlich ausgeschieden wurden. Durch solche Erfolge machte Schröder aufs bündigste den elenden Satz zu Schanden, hinter dem die Impotenz unfähiger Intendanten sich so gern verbirgt: daß die Auswahl der Stücke sich nach dem herrschenden Geschmack richten müsse. Ein Intendant, welcher seinen Posten mit Ehren ausfüllt, muß in Geschmacksachen die oberste Instanz sein, und muß auch im Stande sein, dies dem Publikum begreiflich zu machen. Als Schröder zum erstenmal Heinrich IV. von Shakespeare gab und dieses Stück nicht den von ihm erwarteten Beifall fand, trat Schröder zur üblichen Ankündigung der nächsten Vorstellung selbst hervor und sagte: „In der Hoffnung, daß dieses Meisterwerk Shakespeare's, welches Sitten schildert, die von den unsrigen abweichen, immer

besser wird verstanden werden, wird es morgen wiederholt." Und wirklich schaffte er diesem Stücke in demselben Monate noch drei volle Häuser und gerechte Anerkennung. Nicht als Bettler stand dieser Schauspieldirektor dem Publikum gegenüber, sondern als Lehrer und Erzieher.

Es ist ganz natürlich, daß Schröder, der als Dirigent so glänzende Erfolge errang, bei seinem brennenden Ehrgeize auch den höchsten Ruhm des Schauspielers zu gewinnen strebte.

Bis zum Jahre 1771 hatte Schröder neben seinem Amte als Balletmeister und Tänzer nur komische, meist Bedientenrollen, gespielt. Zu andern Rollen hielten seine Genossen ihn für ganz ungeeignet, und äußerten dies offen; sie pflegten hinzu zu setzen: „Wäre er im Ernsthaften eben so ausgezeichnet, so möchte der Teufel ihm nachspielen." Von der ersten Stunde an, in welcher diese Aeußerung Schröder's Ohr traf, betrieb er mit systematischem Eifer seine Ausbildung für die größten Rollen. Das Streben, seinen Kunstgenossen seine tragische Befähigung darzuthun, ließ ihm nicht Rast noch Ruhe. Die herrlichsten Mittel unterstützten dieses Vorhaben. Schröder's Körper war sehr schön gebaut, groß und schlank; die Tanzkunst hatte ihn gelehrt, alle seine Bewegungen auf das vollkommenste zu beherrschen. Die Züge seines Gesichtes waren edel, die Gesichtsmalerei verstand er vollkommen. Sein blaues Auge war freilich etwas klein, aber während des Spiels zeigte es sehr lebhaftes Feuer; seine Stimme war ein etwas hoher Tenor, Schröder aber verstand es, die schwierigsten Rollen in tieferem Tone durchzuführen.

Was bei seinen neuen Rollen ihm den Beifall des Publikums zuerst am meisten schmälerte, das war seine eigene Vollkommenheit in der Darstellung komischer Rollen. Man war gewohnt über ihn zu lachen, wo er sich auch nur zeigte, und konnte dieser Gewohnheit nicht sogleich entsagen. Als Schröder 1772 in der Emilia Galotti den Marinelli spielte, wollte es ihm nicht gelingen, sich Anerkennung zu verschaffen. Nicht viel besser ging es ihm mit dem Karlos im Klavigo, der im August 1774 zur Aufführung kam. Es war seltsam, daß sein tragisches Spiel zuerst in einer Rolle anerkannt wurde, die der Hauptkarakter eines Lustspiels war. Als nämlich 1775 der Geizige von Moliere gegeben wurde, übernahm Schröder die Titelrolle. Er selbst hielt dies für ein großes Wagstück, da diese Rolle stets eine Meisterarbeit seines seligen Schwiegervaters gewesen war. Das Unternehmen gelang über Erwarten; der Verlust seines Geldkastens stürzte den Geizigen in eine Verzweiflung, die den Zuschauer erschütterte und zu Thränen brachte, obgleich alle Bewegungen und Töne dem belachten und verachteten Harpagon gehörten.

Auch das ist ein Kennzeichen des wahren und großen Genies, daß es stets nur nach den größten Aufgaben greift. Für den Schauspieler gibt es keine härtere Probe, aber auch keine größere Gelegenheit zum Ruhme als die Stücke Shakespeare's. In vereinzelten Darstellungen waren sie schon seit längerer Zeit der deutschen Bühne bekannt geworden; Schröder führte sie zuerst dauernd ein, und viele derselben sind erst durch ihn in Deutschland heimisch geworden.

Die Aufführung des Hamlet in Hamburg am 20. September 1776 war ein großartiger Triumf. Brockmann gab die Titelrolle, Dorothea Ackermann

die Ofelia, Schröder den Geist; seine hohe Gestalt schien mehr zu schweben als zu gehen, seine geisterhaft dumpfe Sprache tönte wie aus einer andern Welt. Zwei Jahre später gab Schröder die Rolle des Hamlet mit eben so tiefgreifendem Erfolg.

Dem Hamlet folgte am 26. November desselben Jahres der Othello. Brockmann glänzte in der Titelrolle, Dorothea als Desdemona, Schröder war Jago. Die furchtbarste Erschütterung im Publikum bewies ebensowohl die gewaltige Kraft des tragischen Dichters als die Meisterschaft der Darsteller. Bei der Wiederholung des Stückes am folgenden Tage war das Haus nur halb gefüllt; man kündigte es nun mit Veränderungen an, deren vorzüglichste ein heiterer Ausgang war, und hatte am 5. Dezember wieder ein volles Haus. Im Jahre 1777 traten hinzu: Der Kaufmann von Venedig (Schröder-Shylock), Maaß für Maaß und Die Komödie der Irrungen. Am 17. Juli 1778 gelangte König Lear zur Aufführung; die Darstellung der Titelrolle dieses Stücks wird als das Vollendetste in Schröder's tragischer Kunst erklärt. „Mehr Verdienst hat selbst der große Dichter um diesen Karakter nicht gehabt" — sagt der Biograf des Meisters. Schröder stellte den Lear nicht allein als das Opfer des Undanks dar, sondern er ließ in dieser gewaltigen Gestalt einige stolze Ueberreste des Königthums und der Heldenzeit, feinere Züge des Wahnsinns und der Kränklichkeit zur Geltung kommen, die eine nachher nie wieder erreichte Wirkung erzielten. Richard II., Heinrich IV., Makbeth, Viel Lärm um nichts wurden bis zum Jahre 1780 neu einstudirt.

Seit mehreren Jahren waren in die Ackermann'sche Gesellschaft Lücken gerissen, welche zum Theil gar nicht auszufüllen waren. Charlotte Ackermann war todt, Dorothea von der Bühne abgegangen, Brockmann folgte einem Rufe nach Wien. Schröder hätte im Laufe der Zeit durch neu herangebildete Talente sicherlich Ersatz geschafft, aber er war der Direkzionsmühen überdrüssig, besonders auch, da sie ihm so überaus kärglich entgolten wurden. Seine Mutter, die ja noch immer Eigenthümerin des Theaters war, gab ihrem Sohne als Direktor, Balletmeister, Schauspieler, Tänzer und Sänger wöchentlich nur sechzehn Thaler, Schröder's Frau erhielt als erste Schauspielerin und Tänzerin fünf Thaler. Frau Ackermann nahm es ruhig hin, daß Schröder's unermüdliche Arbeit nicht nur die von dem Stiefvater hinterlassene Schuldenlast tilgte, sondern ihr auch noch ein Vermögen erwarb, mit dem sie sich bequem zurückziehen konnte. Schröder machte niemals Anspruch auf ein größeres Gehalt; es schmeichelte seinem edlen Stolze, auf solche Weise das zu vergelten, was man an seiner Jugend gesündigt hatte. Am 3. März 1780 schloß Schröder seine erste Direkzion; die Ackermann'sche Gesellschaft hörte damit auf, Frau Ackermann verpachtete ihr Theater nebst Zubehör an eine Akziengesellschaft, Schröder unternahm, um seine Kenntniß zu erweitern und sich auf andern Bühnen sehen zu lassen, eine größere Reise. Am Abend bevor er aufbrach, beschäftigte Schröder in Gesellschaft seiner Freunde sich mit seinem Stammbuche, und verweilte mit besonderer Liebe bei den schönen Worten, die Lessing's Hand auf ein Blatt geschrieben:

Daß Beifall Dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache.

Denn auch den Blinden brennt das Licht,
Und wer Dich fühlte, Freund, verstand Dich darum nicht.

Wie weit aber Schröder davon entfernt war, ein verständiges Urtheil zu übersehen, oder irgend eine persönliche Ansicht — auch wenn es seine eigene gewesen wäre — zur willkürlichen Norm zu machen, das bezeugen die wahrhaft großen Worte, die er bei derselben Gelegenheit gegen einen Freund äußerte, der seine Furcht vor gebrannten Blinden äußerte. Schröder sagte: „Wirkliches Verdienst bewährt sich dadurch, daß es die Vorurtheile vernichtet. Bin ich, was ich zu sein nicht verzweifle, so muß aller herkömmliche Irrthum, alles was Kunst zu sein glaubt, ohnerachtet es der Natur widerspricht, der Erscheinung der kunstgebildeten Natur weichen; so muß ich auf den unwissendsten Zuschauer wirken, wie auf den gelehrtesten; so muß jeder Blick in sein eigenes Herz den Anwesenden überzeugen, er sehe von mir, was er sehen solle."

Ueber Berlin, wo er unter andern Rollen auch Lear, Hamlet, Falstaff, Odoardo mit dem größten Beifall gab, reiste Schröder nach Wien, wo er am 8. April 1780 eintraf.

Es ist nothwendig, an dieser Stelle einige Worte über den Zustand des Wiener Theaters nachzuholen, da dasselbe uns von nun an mehr beschäftigen wird.

An keinem andern Orte Deutschlands hatten die Stegreifburlesken und die Hanswurstiaden so lange in üppiger, ungestörter Blüthe gestanden, als in der reichen, lustigen, gemüthlichen und oberflächlichen Kaiserstadt. Während man im nördlichen Deutschland mit protestantischem Ernste die Leistungen der Schauspielkunst zu veredeln strebte, trieb jener Bernardon Kurz, in dessen Gesellschaft wir Schröder in Frankfurt sahen, das alte Hanswurstwesen mit etwas modernisirten Formen lustig weiter. Zauberstücke mit unerhörten Maschinerien wurden ganz nach dem Geschmack des großen Haufens mit Zweideutigkeiten, Lokalwitzen, mit Unsinn aller Art ausstaffirt; kurz, die Schauspielkunst hatte in Wien keinen andern Ehrgeiz, als der Hanswurst des großen Haufens zu sein.

Doch der Ruf von den Errungenschaften der norddeutschen Gesellschaften rüttelte endlich auch in Wien wenigstens einige Köpfe aus dem Taumel. Der Impresario Sellier verschrieb sich im Jahre 1747 von der Neuberischen Truppe Koch nebst Frau, Heidrich und die Lorenz; man führte in Wien den Essex des Korneille, den Oedipus des Voltaire auf, und trotz der grimmigsten Anfeindungen von Seiten der privilegirten und nichtprivilegirten Hanswurste faßte die Tragödie festen Fuß, jeden Donnerstag mußte eine gegeben werden. Von diesem Zeitpunkte an datirt ein heftiger Kampf der Burleske gegen die eingedrungene Tragödie, der mit allen erdenklichen guten und verwerflichen Mitteln geführt wurde, und schließlich mit dem entschiedenen Siege des regelrechten Dramas endete.

Den ersten harten Schlag erlitt die Stegreifkomödie im Jahre 1751 durch die äußerst strenge Theaterzensur, welche Maria Theresia einführte, um Unsinn und Gemeinheit von der Bühne zu verbannen. Im nächsten Jahre hob die Kaiserin alle Privatprivilegien auf und unterstellte das deutsche Theater der Aufsicht des Magistrats mit der Weisung: „es auf einen gesitteten Fuß zu setzen." Der Magistrat setzte feierlich eine ganze Kommission ein, deren Mitglieder mit einer Theaterdirekzion völlig unbekannt waren, und der Hof ließ

diese Kommission durch zwei eben so unkundige Edelleute beaufsichtigen. Die Schauspieler hatten keinen Willen. Bei einer so zusammen gesetzten Leitung gab es eine Unmasse von Geschäften, aber keine Resultate. Man sah ein, daß man die Direkzion in die Hand eines Einzelnen legen müsse. Leider war die Wahl dieses neuen Direktors, des Grafen Durazzo, ein sehr arger Mißgriff, denn derselbe verstand kein Wort deutsch, und hatte vom Theaterwesen keine Ahnung. Unter seiner Leitung gewann Hanswurst wieder rothe Backen und volle Glieder, und seine Herrschaft breitete sich so glänzend aus, daß, als man in Wien Lessing's Miß Sara Sampson aufführte, die Rolle des Dieners, des ernsten Norton, dem Hanswurst übergeben wurde! Wie man die Schauspieler damals in Wien behandelte, und welche Stellung sie sich selbst gaben, erhellt aus folgender Rechnung eines Schauspielers und Sängers, die ohne weitere Erklärung verständlich sein wird. Sie lautet:

Diese Woche 6 Arien gesungen . .	6	G.	— Kr.
Einmal in die Luft geflogen . . .	1	„	— „
„ ins Wasser gesprungen . .	1	„	— „
„ begossen worden	—	„	34 „
2 Ohrfeigen bekommen	1	„	8 „
1 Fußtritt	—	„	34 „

worüber dankbarlichst quittire.

Beim Jahreswechsel ließ der erste komische Schauspieler Neujahrswünsche drucken, die er selbst umhertrug, wogegen er Geschenke erhielt. Daß der General Graf Spork den Grafen Durazzo 1764 ablöste, änderte nichts in den Zuständen des Theaters.

Die Kaiserin suchte zu helfen; 1766 wurde das bisherige französische Theater, welches neben dem deutschen bestand, abgeschafft und das deutsche Theater in Pacht gegeben. Die Reform schien eine sehr glückliche, aber schon nach sechs Monaten wußte der Adel es durchzusetzen, daß die Franzosen zurückgerufen und der Burleske jeder nur mögliche Vorschub geleistet wurde. Das Theater trat unter die Botmäßigkeit eines Italieners Namens Affligio. Um das regelmäßige Drama stand es nun schlimmer als je.

Die Hülfe kam diesmal von einem Manne der Wissenschaft, dem Professor Sonnenfels. Mit großer Energie trat er dem Stegreifspiel entgegen, und seine Stellung als Regierungsrath gab seinen Bestrebungen Nachdruck. Die Hanswurste und ihr Anhang verspotteten ihn, brachten ihn auf die Bühne und ins Schaufenster, aber Sonnenfels achtete dessen nicht, er setzte durch, was er wollte, und ging mit nachdrücklichen und freimüthigen Vorstellungen bis zum Kaiser, den er darauf aufmerksam machte, welchen Einfluß die Bühne auf das Volk äußern müsse; er setzte hinzu, der Zustand des Volkes sei der Spiegel für die Thätigkeit des Monarchen. Seine Bemühungen hatten die Folge, daß die Kaiserin das Extemporiren überhaupt untersagte, und Sonnenfels zum Theaterzensor ernannte. Die ersten Stützen des Stegreifspiels mußten sich nun zu den regelmäßigen Stücken bequemen. Der Tod lichtete ihre Reihen sehr bald; der letzte, Prehauser, starb 1769. Noch einmal machte Bernardon Kurz einen Versuch, in Wien die Burleske von den Todten zu erwecken, doch ver-

gebens; kaum entging er dem Auspfeifen, das Stegreifspiel war gänzlich vernichtet, und Sonnenfels hatte zu diesem Resultate das meiste beigetragen. Der Sieg des regelmäßigen Dramas war endlich entschieden. Freilich hatte man keine Ahnung von den Errungenschaften der besseren Gesellschaften im nördlichen Deutschland, man stellte sich ihnen vielmehr so feindlich entgegen, daß Sonnenfels dem Publikum öffentlich die Versicherung gab, man werde keine norddeutschen Schauspieler nach Wien ziehen. Gegen Lessing und seine großartigen Neuerungen opponirte Sonnenfels zwar nicht öffentlich, aber doch anhaltend. Im Jahre 1771 mußte Sonnenfels das Amt als Zensor niederlegen, da einflußreiche Personen eifersüchtig auf ihn wurden. Ein unfähiger Mann trat an seine Stelle, das Theater verlor viel. Als seine einflußreiche Stellung ihn nicht mehr schützte, vergaß einer der Schauspieler, Stefanie der Jüngere, ein gemeiner Karakter, sich so weit, Sonnenfels nachträglich in einer komischen Darstellung seiner Persönlichkeit dem öffentlichen Gelächter preiszugeben.

Unter diesem ewigen Wechsel der leitenden Personen und Prinzipien konnten die Schauspieler keine große Fortschritte machen. Als Lessing 1775 auf seiner italienischen Reise nach Wien kam, fand er die Schauspieler pomphaft und tönend in der Sprache, übertreibend in Bewegung und Ausdruck und Gestikulazion, und so gänzlich ohne Einsicht in die feinere Bedeutung der Karaktere, daß sie oft nicht einmal den gewöhnlichen Sinn der Worte richtig bezeichneten.

Josef der Zweite, diese einzige große Gestalt in der langen Reihe der Habsburger, sicherte dem deutschen Theater endlich die nothwendigen Grundlagen einer gesunden Entwicklung. Er konstituirte im Jahre 1776 das deutsche Schauspiel unter kaiserlicher Garantie als Nazionaltheater. Der Verwaltung desselben gab er nur die Weisung, das Theater solle zur Verbreitung des guten Geschmacks und zur Veredlung der Sitten wirken. Die Leitung wurde ganz in Künstlerhände gelegt, der Schauspieler Müller mußte eine Reise durch ganz Deutschland antreten, um hervorragende Talente anzuwerben, wo er sie fand. Durch ihn wurde z. B. auch Brockmann, der glückliche Schüler Schröder's, nach Wien gezogen.

Solchergestalt waren die Verhältnisse, in welche Schröder im April 1780 zunächst als Gast eintrat. Stefanie der Jüngere lud ihn in sein Haus, um ihn desto besser behorchen und ausforschen und seine vertraulichen Aussprüche benutzen zu können. Der beliebteste und berühmteste Schauspieler in Wien war damals Brockmann, und seine für unübertrefflich gehaltene Meisterrolle war König Lear. Schröder wählte dieselbe Rolle zu seinem ersten Auftreten. Man war befremdet, man wußte nur von seiner Größe im Komischen und im Bürgerlichen, und hielt die Wahl gerade dieser Rolle für ein höchst gefährliches Wagestück. Man intriguirte von vielen Seiten gegen Schröder, der mit solcher Nichtachtung sogleich das Kleinod des Wiener Theaters zu überbieten sich anheischig machte, und seine Neider verfehlten nicht, die Erregung des Publikums noch dadurch zu steigern, daß sie die gänzlich unwahre Nachricht verbreiteten, Schröder denke sehr gering von dem Wiener Theater und dem Wiener Publikum, und habe sich in diesem Sinne auch geäußert. Die künstlich gemachte Erbitterung gegen Schröder war so groß, daß man sich fest vornahm, ihn mit Glanz durchfallen zu lassen.

Einige wenige Freunde warnten den Künstler eindringlich; der Fürst Kaunitz ließ ihn rufen und machte ihm bemerklich, daß er nicht allein gegen ein überstarkes Vorurtheil zu ringen habe, sondern daß er in diesem Falle auch noch mit seinen eigenen Waffen bekämpft werde, da Brockmann sein Schüler sei. „Durchlaucht," erwiderte Schröder mit Lächeln, „der Meister behält sich immer etwas vor!"

Am 13. April trat Schröder in der Rolle des Lear auf; die Stimmung des Publikums gegen ihn war so ungünstig, daß nur die Gegenwart des Kaisers die Ruhe erhielt. Der erste Akt ging vorüber, und wiewohl die Schauspielerin, welche als Goneril Lear's Fluch empfing und ihn von Brockmann schon öfter empfangen hatte, diesmal schaudernd vom Theater stürzte und nie wieder in dieser Rolle auftrat, so gelang es Schröder's Neidern doch, jedes Zeichen des Beifalls in dem Publikum zurückzuhalten. Im zweiten Akte wurden die Zuschauer bereits sehr unruhig, und im dritten Akte brach ein so unermeßlicher Beifall aus, wie er in Wien noch nicht erlebt worden, und dieser allgemeine, selbst von seinen frühern Widersachern getheilte Jubel hielt bis zum letzten Worte seiner Rolle an, und ging noch darüber hinaus. Der Kaiser, der Fürst Kaunitz beeiferten sich, den Meister durch Geschenke und persönliche Gunst zu ehren und ihn durch die glänzendsten Anerbietungen zu fesseln. Die komischen und Karakterrollen, in denen Schröder sich zeigte, brachten denselben Beifall. Als er am 5. Mai abreisen wollte, ersuchte die Kaiserin ihn in einer besondern Audienz noch um einige Tage Aufschub, und ihrer großen Güte gelang es, den Meister zur Uebernahme eines festen Engagements in Wien zu bewegen.

Vorläufig aber setzte er seine Reise fort, auf welcher ein Triumf den andern jagte. In München und Mannheim verweilte er je eine Woche, und ging dann über Straßburg nach Paris, wo ihm die Empfehlungen des Fürsten Kaunitz große Auszeichnung verschafften. Dem großen Talent einiger französischer Schauspieler ließ Schröder Gerechtigkeit widerfahren, aber mit der Art und Weise des Spiels im allgemeinen konnte er sich durchaus nicht befreunden. Für seine eigene Ausbildung war der mehrmöchentliche Aufenthalt in der französischen Hauptstadt immerhin nicht ganz verloren.

Ueber Mannheim, Gotha und Braunschweig kehrte Schröder nach Hamburg zurück. Fast an jeder bedeutenden Bühne hatte man ihm den Vorsteherposten angetragen, aber Schröder blieb stets seinem Vorsatz getreu, niemand verdrängen oder auch nur den Schein einer Verdrängung auf sich nehmen zu wollen, und deshalb wies er alle derartige Anträge von sich.

Den Zeitpunkt seines Eintrittes in Wien hatte Schröder selbst auf Ostern 1781 festgesetzt. Bis dahin blieb Schröder in Hamburg. Im Oktober 1780 war Lessing zum letztenmal bei dem Freunde, der damals mit Sorge die Spuren der Ermattung bei dem großen Kämpfer bemerkte, welche dessen nahe bevorstehenden Tod verkündigten. In Hamburg brachte das Publikum seinem scheidenden Lieblinge alle erdenklichen Opfer des Beifalls dar. Am 17. März 1781 schied Schröder mit seiner Gattin, und begab sich über Berlin, Dresden, Prag nach Wien, wo er am 1. April eintraf. Am 16. desselben Monats trat er mit seiner Frau zum erstenmal in der Agnes Bernauerin auf, und erntete allgemeinen Beifall des Publikums.

Die Wiener Schauspieler waren über Schröder's Ankunft nicht so hoch erfreut, denn dieser norddeutsche, protestantische Meister stand in jeder Beziehung so hoch selbst über den besten seiner Kunstgenossen, daß der Neid sich stark regen mußte. Auch Schröder's Besoldung wurde mißgünstig angeschaut. Das höchste Gehalt eines Schauspielers war bisher 1600 Gulden gewesen, Brockmann bezog 1400 Gulden; Schröder erhielt, ohne daß er selbst ein Wort dazu sagte, 2550 Gulden, ein für seine Zeit wahrhaft verschwenderisches Gehalt; seine Frau bekam 1450 Gulden.

Die gefährlichsten Gegner Schröder's waren die beiden Stefanie, beide mittelmäßige Schauspieler, vom Standpunkte echter Kunst betrachtet, aber ausgelernte Meister in allen Effektstückchen, in jeglicher Intrigue auf der Bühne, und noch mehr hinter der Bühne. Die Geschäfte, welche sonst der Regisseur besorgt, wurden in Wien von einem Ausschusse geleitet, der aus den beiden Stefanie, Brockmann und einem andern Schauspieler, Namens Müller, bestand. Von diesem Ausschusse, in den Schröder nicht eintreten wollte, wurden namentlich die dramatischen Arbeiten, denen Schröder seine Muße widmete, oft arg gemißhandelt. Die herrschende Partei, an ihrer Spitze die Gebrüder Stefanie, trieben mit der an und für sich so vortrefflichen Einrichtung des Ausschusses den ärgsten Mißbrauch, denn der Zweck, den sie verfolgten, war nicht das Beste der Bühne, sondern sie gingen lediglich darauf hinaus, die Leistungen des Theaters in einen geistlosen Schlendrian hinab zu drücken, um Privatinteressen dienen zu können. Diese Partei, welche durch mächtige Protekzion stark war, trachtete danach, Schröder in ihr niedriges Interesse zu ziehen; doch von der stolzen Rechtlichkeit dieses Mannes erfuhr sie nur verächtliche Zurückweisung. Nun sollte Schröder entfernt werden, und er hätte schon am Ende des ersten Jahres seinen Abschied genommen, wenn nicht die Liebe des Publikums, das Zureden vieler Mitglieder des hohen Adels und selbst des Kaisers ihn immer wieder zum Bleiben bewogen hätten. Auf Andringen der Kaiserlichen Oberdirektoren trat er 1782 in den Ausschuß; aber dadurch wurde seine Lage eher verschlimmert als verbessert; denn er als einzelner konnte niemals das Bessere durchsetzen, und nun hatte er nicht allein für sich, sondern, seiner auferlegten Pflicht gemäß, auch für andere gegen Ungerechtigkeiten mancherlei Art anzukämpfen. Und bei allen seinen erfolglosen Bemühungen hatte er auch das noch zu tragen, daß man ihm den Vorwurf machte, es gehe um nichts besser, seit er in den Ausschuß eingetreten.

Was half allen solchen niedrigen Chikanen gegenüber auf die Dauer selbst die entschiedenste Gunst des Publikums? Sie mußte in der That sehr groß sein, da sie Schröder bewog, so lange noch auszuhalten. „Diese Erwartung des Lieblings" — so erzählt Schröder's Biograf Meyer als Augenzeuge — „diese Freude bei seiner Erscheinung, diese Spannung, dieses Aufmerken, dieses Begleiten, dieses Stillegebieten vor einer bedeutenden Rede, dieses mühsam zurückgehaltene, jede Störung des Bevorstehenden ängstlich vermeidende Entzücken, diesen lauten, langen, wiederholten, unersättlichen Ausbruch des Jubels, wenn endlich das Ersehnte vollendet war, habe ich so nicht wiedergefunden *)."

*) In dem Munde Meyer's will das viel sagen, denn er kannte sämmtliche große Bühnen Europa's aus eigener Anschauung.

Im Februar 1785 verließ Schröder mit seiner Gattin Wien. Noch bis zum letzten Augenblicke hatte man nicht an die Unumstößlichkeit dieses Beschlusses glauben können; den Verlust Schröder's hielt man für unersetzlich, und selbst der Kaiser sagte ihm, er möge allein zu ihm kommen, wenn er das Leben an andern Orten wieder satt geworden.

Schröder kehrte nun zu seiner eigentlichen Mission, zur Leitung einer eigenen Bühne zurück. Kurz vor dem Beginn dieser neuen Thätigkeit schrieb er an einen Freund die höchst bezeichnenden Worte: „Wahrscheinlich werde ich also auf künftigen Michael eine Bande Schauspieler haben, und der Himmel wird mir Kraft und Geduld schenken, sie zu Menschen umzumodeln."

Die Gesellschaft, welche nach Schröder's Abgange das Hamburger Theater übernommen, hatte so schlechte Geschäfte gemacht, daß die Bühne sogar einmal sechs Monate lang geschlossen blieb. Eine Direkzion wechselte in rascher Folge mit der andern, jede mit demselben ungünstigen Erfolge, denn jede betrachtete das Unternehmen lediglich als Geldspekulazion und wollte sich auf die Zugmittel stützen, welche nur den Pöbel herbeiziehen, das gute Publikum aber entfernen.

Im Mai 1785 erschien Schröder mit einer kleinen Gesellschaft in Altona; in Hamburg wollte er nicht eher auftreten, als bis er seine Truppe wieder zu bedeutenden Leistungen eingeschult hätte. Er ging zuerst nach Lübeck und dann nach Hannover. In letzterm Orte hatte Schröder seine Gesellschaft wieder zu solcher Fertigkeit gehoben, daß die Theaterthüren oft schon Vormittags von einer schaulustigen Menge belagert waren, die ihr Mittagsbrod in den Taschen mitbrachten, um sich ihren Platz für den Abend zu sichern. Es waren aber nicht Spektakelstücke, durch welche diese Leute angezogen wurden, sondern gute Schauspiele, bei deren Auswahl sich Schröder nur durch seinen eigenen Geschmack leiten ließ.

Um Ostern 1786 übernahm Schröder das Hamburger Theater wieder, und seine ganze Führung zeigte, daß er entschlossen war Anerkennung für die hohe Stellung zu fordern, welche er der Bühne gab. Aber er hatte einen harten Stand, denn die Sünden der elenden vorhergehenden Direkzionen, welche sich vom Publikum ungefähr alles hatten gefallen lassen, fielen mehr als alles andere dem neuen Unternehmer zur Last. Schröder war genöthigt, öffentlich um Ruhe im Schauspielhause zu bitten und den Besuch der Ankleidezimmer der Schauspieler von Seiten des Publikums zu untersagen. Seine leitenden Grundsätze faßte er in eine Ankündigung zusammen, in der es heißt: „Ich habe weder Fleiß noch Kosten gespart, meinem Unternehmen die Einrichtung zu geben, wodurch ich mir die künftige Zufriedenheit des hiesigen Publikums zu erwerben hoffe. Von Ihrer Unterstützung und Ihrem Beifall, Gönner, Freunde und Mitbürger, wird es nun abhängen, ob ich meinen Fleiß auf immer für Sie verwenden, oder die Sorge für diese Art Ihres Vergnügens einem andern überlassen soll. Ich verspreche Ihnen Ordnung, die strengste Sittlichkeit, und so viel Aufwand als die Zahl der Schauspielliebhaber zuläßt. Sie werden nie durch eine Art von Bettelei in Kontribuzion gesetzt werden. Weder große Anschlagzettel, noch Prologe aller Art, die immer dasselbe sagen, sollen Ihnen Beifall und Geld entlocken. Vollkommenheit verspreche ich nicht, denn die hat

noch kein Theater: aber ein Schauspiel das Ihrer würdig ist, das der Fremde ohne Verdruß und Erröthen verlassen kann, dessen Sittlichkeit unsere Obrigkeit nicht beschäftigen soll. Helfen Sie mir die Kosten durch Ihren fleißigen Besuch tragen; ermuntern Sie die Schauspieler durch Nachsicht und Beifall; helfen Sie die nothwendige Ordnung und Sittlichkeit befestigen. Eine gute Gesellschaft, von Hamburg unterstützt, muß bald zu einer trefflichen werden, und diese frohe Aussicht mag Publikum und Schauspieler beleben, mit wechselseitiger Zuversicht Vergnügen zu nehmen und zu geben."

Der einfache und würdige Ton dieser Ankündigung gefiel dem Hamburger Publikum nicht; eine nicht unbedeutende Opposizion erhob sich sofort, fand in Schröder's Maßregeln nichts als Unverschämtheit, und zeigte deutlich genug, daß sie Willens sei, den Schauspieler um ihre Gunst und Gnade betteln zu lassen. Diesen Leuten trat Schröder stets mit Ruhe, aber mit unerschütterlicher Festigkeit entgegen. Doch mußte selbst ein so großer Geist wie er sich zu mehrfachen Konzessionen an die Börsen des geringeren, aber durch Zahl überwiegenden Theil des Theaterpublikums verstehen.

Die Oper hatte Schröder gänzlich abgeschafft, er wollte seine Bühne hauptsächlich der höchsten Ausbildung des Schauspiels widmen. Doch schon nach einem halben Jahre mußte er die Oper wieder einführen, da ein wahrer Sturm des Publikums sie verlangte. Nachdem nun Schröder aber einmal zu diesem ihm selbst unliebsamen Schritte genöthigt war, suchte er die Oper so gut als möglich auszustatten, und scheute selbst große Kosten nicht. Dekorazionen, Kostüm, Möbel und sonstiges Zubehör hatte man in Hamburg noch nicht so vollständig, geschmackvoll und übereinstimmend gesehen. Leider aber überwucherte die Lust des Publikums an dem Singspiel so sehr, daß man von fünf Theaterabenden in der Woche nur zwei für das Schauspiel ansetzen konnte, und selbst für diese beiden war oft die erforderliche Einnahme nicht zu erlangen. Die Kosten für die Oper aber waren so unverhältnißmäßig groß, daß Schröder in dem strengen Winter von 1788 auf 1789 genöthigt war, sein in Wien erworbenes Silbergeräth zu verkaufen, und — was ihm weit schmerzlicher war — sich mit einem französischen Fechtmeister einzulassen, der durch allerlei Spektakelgeschichten das Publikum etwas theaterlustiger machte. Erst ein zu seiner Zeit vielbewundertes Stück von Kotzebue „Menschenhaß und Reue," füllte das Haus wieder.

In diesen Jahren stand Schröder auf dem Gipfel der Meisterschaft, sein Schauspiel war das beste in Deutschland. Dennoch gelang es ihm nicht, der Oper die Spitze zu bieten, wiewohl er Ostern 1790 noch einmal einen energischen Versuch machte, der abermals nur ein halbes Jahr lang durchgeführt werden konnte. Er mußte schließlich geschehen lassen, was nicht zu ändern war.

Das Publikum, dem Schröder die großen Gaben seines Genies und die nicht minder großen Anstrengungen seines Fleißes darbrachte, lohnte ihm oft mit Undank. Besonders die Presse hatte an allem, was er that, zu meistern, und es karakterisirt die ganze Erbärmlichkeit seiner Gegner, daß man ungemeßnen Tadel auch über die Bemühungen Schröder's, mit Strenge das sittliche Verhalten seiner Gesellschaft aufrecht zu erhalten, mit dreister Stirn ausgoß. Schröder erblickte in der sittlichen Hebung der seiner Leitung übergebenen Per-

sonen einen mächtigen Hebel für den künstlerischen und geschäftlichen Fortgang seines Unternehmens. Schröder litt nie, daß ein Herr seine Schwester über die Straße führte; er strebte aus allen Kräften, selbst mit Geldopfern, danach, daß jedes Mitglied seiner Gesellschaft seinen Gläubigern gerecht wurde; und mehr als für alles andere setzte er seine Kraft ein, um in seinen Schauspielern Pflichttreue in ihrem Berufe, Hingebung und Gemeinsinn für die ganze Unternehmung zu erwecken und zu erhalten. In seinen Theatergesetzen stand auf entehrende Handlung eines Schauspielers sofortige Entlassung. Diese Strafe wurde einem der beliebtesten Schauspieler zu Theil, der trotz Schröder's wiederholter Warnung eines Abends berauscht auf der Bühne erschien. Das Publikum tadelte diese Entlassung sehr bitter.

Bei einer andern Gelegenheit wurde sogar eine höchst ungeziemende Opposizion öffentlich laut. Eine junge Sängerin, deren Ausbildung Schröder sich besonders angelegen sein ließ, sah sich veranlaßt darauf zu denken, auf welche Weise sie sich am besten eine Zeitlang von der Bühne zurückziehen könne. Schröder wollte nicht durch Anwendung berechtigter Strenge das Unglück der talentvollen jungen Künstlerin herbeiführen, er bot ihr wie ein väterlicher Freund seine hülfreiche Hand. Die Sängerin aber, statt ihm Vertrauen zu gönnen, verschwand plötzlich aus Hamburg. In der ersten Entrüstung über diesen Kontraktbruch zeigte Schröder denselben öffentlich und in wenig schonenden Ausdrücken an. Das Publikum nahm die Partei der hübschen Sängerin, und am nächsten Abend wurde Schröder als Orgon im Tartüffe mit Pfeifen und Zischen und den beleidigendsten Ausrufungen empfangen, die er das ganze Stück hindurch anhören mußte. Stolz und gelassen führte Schröder dem Pöbelunfug gegenüber seine Rolle mit gewohnter Sicherheit durch; am nächsten Tage kündigte er an, daß er entschlossen sei, Direkzion und Hamburg zu verlassen, und forderte zu sofortiger Uebernahme seiner Bühne öffentlich auf. Wir lassen Eduard Devrient den weiteren Verlauf dieser Sache erzählen (III., 175):

„Dieser Schritt brachte eine mächtige Gegenbewegung im Publikum hervor. Alle Besserdenkenden beeiferten sich, Schröder Beweise ihrer Theilnahme, ihrer Entrüstung über das Vorgefallene zu geben. Festlichkeiten, Auszeichnungen, die man ihm bereitete, allseitiges Bestürmen von seinem Vorsatze abzustehen, durfte er schon als vollgültige Genugthuung ansehen, und als eine veröffentlichte genaue Darlegung der streitigen Angelegenheit ihn auch in den Augen seiner entschiedensten Widersacher gerechtfertigt hatte, entschloß er sich, acht Tage später in derselben Rolle wieder aufzutreten, in welcher man ihn angegriffen hatte. Das Haus war überfüllt, man rief vor Beginn des Stückes Schröder stürmisch auf die Bühne, empfing ihn mit donnerndem Beifall, und ein angesehener Mann sprach ihn vom Parterre aus an und trug ihm den allgemeinen Wunsch vor, er möge der Bühne seine fernere Leitung nicht entziehen, die sich nur durch ihn einer so allgemeinen Zufriedenheit hätte erfreuen können. Schröder antwortete in tiefer Erschütterung, aber mit würdiger Haltung und übertrug dem Publikum selbst die Ueberwachung der Unruhstifter. So hatte er die vollgültigste Genugthuung erhalten, die ein Gekränkter jemals erfahren kann, aber der Stachel des Theatermartyrthums war

zu tief in seine Seele gefahren; er genaß nie wieder zu froher Lust an seinem Beruf."

Dieser Unmuth würde in Schröder's großer Seele jedoch nicht lange Platz gefunden haben, wenn nicht eine beginnende Ermattung seiner körperlichen und geistigen Kräfte sich um jene Zeit ihm selber beim Einstudiren einer neuen Rolle zuerst durch eine auffallende Abnahme seines Gedächtnisses bemerkbar gemacht hätte. Die ungeheure Arbeit seines Lebens mußte selbst bei einem solchen Geiste und bei einem so festen, abgehärteten Körper schwere Spuren hinterlassen. Seine Mission hatte Schröder erfüllt, groß blieb er bis zum letzten Hauche seines Strebens, aber von dem Posten eines bahnbrechenden Vorkämpfers rief ihn jetzt das Naturgesetz zurück, dem alle menschliche Kraft unterworfen ist.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den ferneren Verlauf von Schröder's Leben ebenso aufmerksam als bisher zu verfolgen. Wir wollen nur erwähnen, daß Schröder nach manchen Kämpfen und manchen Triumfen am 30. März 1798 zum letztenmal auftrat und zugleich seine Direkzion schloß. Er zog sich nach seinem Landsitze in dem Dorfe Rellingen bei Hamburg zurück, wo er in behaglichen Verhältnissen sich mit Landwirthschaft und Schriftstellerei beschäftigte. Dort starb er am 3. September 1816; auf dem Jakobikirchhofe in Hamburg ist seine letzte Ruhestatt.

Die Zahl der Rollen, welche Schröder in seinem Leben spielte, erreicht fast das siebente Hundert; 70 neue Balletts hat er gesetzt und darin getanzt.

Die Summe seines Lebens mögen die schönen Worte des Meisters Devrient ziehen; er sagt über Schröder (III., 187): „Wie viel hat er gewirkt und ausgerichtet, und welch einen veredelten Zustand der Dinge hat die enorme Arbeit seines Lebens hinter sich gelassen! Den letzten Rest des Ansehens, den die französische Affektazion auf der deutschen Bühne noch besaß, hat er vernichtet, mit Shakespeare das größte Muster populär gemacht. Er hat bewiesen, daß die Natürlichkeitsrichtung sich gleichweit von platter Alltäglichkeit, wie von kleinlicher Spielerei mit vereinzelten Motiven und weichlicher Sentimentalität, gleichweit von der genialen Rohheit der Sturm- und Drangmanier halten könne. Er hat vollendet, was Lessing und Eckhof begonnen, die deutsche Schauspielkunst auf die Basis unserer volksthümlichen Natur zu stellen und sie zum vollen Ausdruck ihrer eigensten Wahrheit zu bringen. Die Dramatik hat nach ihm unendlich an geistigem Inhalte, an Ausbildung des Geschmacks gewonnen, aber die lebenswarme und reine Natur von Schröder's Menschendarstellung ist ein unübertroffenes Muster geblieben."

Die Grundregeln seiner Anschauung und seiner gesammten Bestrebungen hat Schröder gegen seinen Freund Meyer in Worten ausgesprochen, welche ewig gültig bleiben werden, denn sie bezeichnen den alleinigen festen Grund, auf dem die Schauspielkunst gedeihen und groß werden kann. Diese Worte lauten: „Ich meine es dahin gebracht zu haben, alles ausdrücken zu können, was der Dichter, wenn er der Natur treu geblieben ist, durch die Worte oder Handlungen seiner Personen hat ausdrücken wollen; und hoffe in keinem Stücke hinter den billigen Forderungen des Menschenkenners zurück zu bleiben, ohne einen andern Spiegel zu Rathe zu ziehen, als den der Wahrheit. Die Kunst

kann nicht mehr aufzufassen begehren, wenn sie nicht Künstelei werden will. Sie sehen, warum der Natursohn Shakespeare mir alles so leicht und so zu Dank macht; warum mir manche sehr bewunderte und dichterisch glänzende Stelle Kampf und Anstrengung kostet, um sie mit der Natur auszugleichen; warum ich sie gleichsam verwischen muß, damit sie dem Karakter nicht widerspreche. Es kommt mir gar nicht darauf an, zu schimmern und hervorzustechen, sondern auszufüllen und zu sein. Ich will jeder Rolle geben, was ihr gehört, nicht mehr und nicht weniger. Dadurch muß jede werden, was keine andere sein kann."

Wir werden nun noch zu untersuchen haben, ob die Schauspielkunst diesem allein wahren Grundsatze treu geblieben ist, und ob sie von da aus sich noch zu weitern Fortschritten erhoben hat. Zu unserm Ziele gelangen wir am leichtesten, wenn wir die bedeutendsten deutschen Bühnen einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Unsere Blicke werden wir zuerst auf Mannheim richten müssen, wo drei Schüler Eckhof's sich zusammengefunden hatten, um unter Dalberg's Oberleitung eine eigene Schule zu begründen. Diese drei waren Beck, Beil und Iffland; ihre Geburtsjahre waren 1760, 1754, 1759. Beil war Studiosus der Rechte gewesen und hatte sich zwei Jahre mit einer kleinen Truppe in wüstem Wanderleben umhergetrieben, bevor er 1777 zum Gotha'schen Hoftheater kam. Er war von mittlerer Größe, fest und voll gebaut, von feuriger Begeisterung und ungewöhnlicher Kraft; ein Genie, das in seiner Entwicklung leider durch eine rasende Leidenschaft für das Spiel gestört wurde. In Karakterrollen, besonders in humoristischen, war er groß. Beck, eine weiche, edle Natur, leistete viel in jugendlichen Liebhaber- und Heldenrollen.

Der bedeutendste aus diesem Freundesbunde war Iffland, der Sohn eines angesehenen Beamten in Hannover. Man hatte ihn zum Predigerstande erzogen, aber aus begeisterter Liebe zur Kunst war er im Alter von siebzehn Jahren aus dem Vaterhause entwichen und war zu Eckhof nach Gotha gegangen, der ihn sogleich auf das seinen Anlagen entsprechende feinkomische Karakterfach hinwies.

Schon in Gotha schlossen diese drei Jünglinge einen Freundschaftsbund, in welchem energisches und ideales Streben für ihre Kunst Hand in Hand mit einem poetisch schwärmerischen Leben ging. Durch künstlerische Versuche, die man gegenseitig kritisirte, wurde jeder einzelne mächtig angeregt. Ihre Studien machten die Genossen in Feld und Wald, in Dorf und Stadt; manche Mondnacht verbrachten sie in dem Siebeleber Walde, um ein zigeunerhaftes Feuer gelagert.

Nach Eckhof's Tode hob der Herzog das Hoftheater in Gotha auf; die drei Freunde gingen nach Mannheim, wo Seyler damals die Direkzion der Bühne führte. Hier herrschte noch vielfach französische Gespreiztheit, und eine Künstlerin ersten Ranges wie Frau Seyler (ehemals Frau Hensel) verlieh durch ihr Spiel dieser von Eckhof bekämpften Richtung bei dem Publikum Autorität. Das natürlich einfache Spiel der drei Schüler Eckhof's fand nicht eher gerechte Anerkennung, bis Schröder's Gastspiel im Jahre 1780 dem Publikum die

Augen öffnete. In Folge von Streitigkeiten verließ Seyler und seine Frau im März 1781 die Bühne in Mannheim. Rennschüb wurde als Leiter gewonnen, und neues Leben durchfluthete die durch Seyler's ewige Streitigkeiten sehr entmuthigte Künstlergenossenschaft.

Die drei Freunde strebten indeß unter allen Wirrnissen in ihrem idealen Bunde auf idealem Wege weiter. Sie erquickten sich an gemeinsamer Lektüre, sie ermunterten sich gegenseitig zu immer höheren Anforderungen an ihre Arbeit, sie kritisirten einander, sie tadelten und lobten wo es die Gerechtigkeit forderte. Ihr Eifer belebte das ganze Personal, regte die Aufmerksamkeit und die Lust des Publikums an, und gewann ihnen die fördernde Theilnahme einiger Männer von Bildung und Geschmack; unter ihnen sind zu nennen der Freiherr von Gemmingen, der Hofgerichtsrath Meyer, der Hofkammerrath Schwan, der als Schriftsteller uns aus Schiller's Leben bekannte Gotter.

Eine freie Entwicklung wurde der hoffnungsvollen Mannheimer Bühne gesichert durch die Intendantur des Freiherrn Heribert von Dalberg. Wenn seine Bestrebungen für die Kunst auch nichts mehr als dilettantenartig waren, und sein Karakter vieles zu wünschen übrig ließ, so war er doch wenigstens klug genug, um aus dem Beispiel Kaiser Josef des Zweiten zu erkennen, daß eine Bühne unmöglich anders als unter künstlerischer Leitung gedeihen könne. Deshalb ließ er den eigentlichen Leiter des gesammten Bühnenwesens unter dem Namen des ersten Ausschusses vom Schauspielerpersonal erwählen. Der, welcher diesen Posten zuerst bekleidete, war Meyer *). Ein zweiter Ausschluß von mehreren Schauspielern versammelte sich zweimal monatlich unter dem Vorsitze des Intendanten zur Berathung über nähere und ferner liegende Bühnenangelegenheiten, so wie über die etwa eingegangenen Wünsche oder Klagen des Personals. Eine sehr lobenswerthe Einrichtung war es, daß jeder vom Personal, auch wenn er nicht zum Ausschuß gehörte, den Sitzungen desselben, in so weit seine eigenen Angelegenheiten zur Berathung kamen, selber beiwohnen und seine Sache führen konnte.

Auch allgemeine künstlerische Fragen wurden dem Ausschuß vorgelegt, und von den Mitgliedern desselben schriftlich beantwortet. Einige dieser Fragen lauteten: „Was ist Natur, und welches sind die wahren Grenzen derselben bei theatralischen Vorstellungen? — Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauspieler? — Gibt es allgemeine Regeln, wodurch bestimmt werden kann, wann eigentlich der Schauspieler Pause in seinen Reden machen muß?“ —

Die eigentliche Seele dieser ganzen Mannheimer Schule war stets Iffland. Die früh gereifte Feinheit seines Urtheils und seines Geschmacks gaben ihm einen nachhaltigen und schwerwiegenden Einfluß; sein begeistertes Streben und seine anmuthige, reine und feingeschliffene Weise bannten jeden Geist der Gemeinheit und wiesen unablässig auf das Ideelle hin. Er würde das Größte haben leisten können, wenn seine Kraft ebenso groß gewesen wäre, wie sein Streben. Aber die Grenzen seines Talentes waren nicht sehr weit gezogen. Iffland war nicht

*) Man vergleiche über ihn und über die Mannheimer Bühne überhaupt in Schiller's Leben Seite 480 bis 482, 488 bis 494, 513 bis 515.

nur kein Universalgenie wie Schröder, er bedurfte sogar zu allem, was er darstellte, des Studiums, das bei tragischen Rollen ein sehr eingehendes war, und als Dirigent, als Bildner und Erzieher hat Iffland mehr geleistet, als wie in eigener Darstellung als Schauspieler.

Von großer Bedeutung war der Grundsatz, den Iffland sein ganzes Leben hindurch mit Wort und Beifall verfocht: daß die Sittlichkeit des Künstlers nicht allein menschlich geboten, nicht allein ein Mittel sei, den Stand in der bürgerlichen Achtung zu heben, sondern daß sie geradezu als eine vom wahren künstlerischen Fortschritt unzertrennliche Nothwendigkeit angesehen werden müsse.

Ein Dirigent von solchen Ansichten mußte natürlich ebenso wohl gegen alle Rohheiten, gegen alle anstandslosen Kraftauswüchse auf der Bühne wie gegen alle Extravaganzen im Leben einen steten Kampf führen. Iffland war in höheren Kreisen der Gesellschaft aufgewachsen, und in Rollen aus diesen Sfären fühlte er sich besonders sicher und an seinem Platze. Er brachte aber mit dem Anstande der feinen Klassen auch mancherlei Künsteleien mit auf die Bühne, die gegen Schröder's Spiel ein entschiedener Rückschritt, und von der wahren Kunst ein Abfall waren. So oft er unter Schröder's Augen spielte, fühlte Iffland sich gedrückt, denn er spielte nicht mit künstlerisch reinem Gewissen.

Wie Iffland mit Schiller in Verbindung trat, haben wir Seite 481 bis 494 bereits erzählt. Den Wankelmuth des Freiherrn von Dalberg sollte Iffland später in ähnlicher Weise kennen lernen, wie Schiller. Nach Meyer's plötzlichem Tode hatte Iffland in der Zeit, in welcher Rennschüb Regisseur war, der Bühne die erheblichsten Dienste geleistet, und seine beiden Freunde, die mehrmals Lust hatten fortzugehen, zum Bleiben zu bewegen gewußt. Rennschüb ging 1792 nach Frankfurt, und nun wurde Iffland von dem Personal einstimmig zum künstlerischen Vorstande gewählt. Dalberg gab ihm ausgedehnte Vollmacht, und Iffland wußte mit Klugheit und vieler Arbeit die Bühne in den unruhigen Jahren und in der Stadt, welcher der Krieg sich immer näher wälzte, zu leiten. Und es gab schwere Stunden zu überwinden; 1793 starb plötzlich der talentvolle Boek, und im nächsten Jahre riß Beil's jäher Tod eine Lücke, für die kein Ersatz zu finden war. Nun wälzten kriegerische Ereignisse sich heran, alle Sicherheit der Bühne war völlig ungewiß geworden. Dalberg wurde zum Kurfürsten nach München berufen; in seiner langen Abwesenheit that Iffland mit großer Pflichttreue und Gewandtheit alles was sich thun ließ, aber als Dalberg zurückkehrte, war ihm nichts recht geschehen, und in seinem Benehmen gegen Iffland wurde die Unzufriedenheit des Intendanten sehr fühlbar. Durch verschiedene Gastspiele hatte sich Iffland's Ruhm schon weit verbreitet, und als sich Dalberg nun in solchem Lichte zeigte, nahm Iffland am 14. November 1796 einen sehr ehrenvollen Ruf nach Berlin an.

Ein kurzer Blick auf die früheren Verhältnisse des Berliner Theaters wird uns von unserm Ziele nicht ableiten.

In Berlin hatte Friedrich der Große nur das französische Theater begünstigt und thatsächlich unterstützt; der deutschen Bühne hatte er nichts als die Erlaubniß zum Spiel gegeben. Döbellin, der Prinzipal der berliner Gesellschaft, war nicht der Mann, Großes zu leisten. In eine gesunde Entwicklung kam die

berliner Bühne erst mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's des Zweiten, welcher — man mag sonst gegen ihn mancherlei sagen — für die Schauspielkunst ein großer Wohlthäter gewesen ist. Er versetzte das deutsche Schauspiel in das bisherige französische Komödienhaus auf dem Gend'armenmarkt, gewährte ihm einen jährlichen Zuschuß von 6000 Thaler, den Mitgebrauch der Dekorazionen und Kostüme der italienischen Oper, und gab ihm den Namen eines Nazionaltheaters. Den beiden Professoren Engel und Ramler wurde die künstlerische Leitung übertragen, Döbellin ihnen als Regisseur untergeordnet. Ramler that wenig, Engel dagegen widmete sich den Angelegenheiten der Bühne mit großem Eifer. Er sorgte dafür, daß die einmal gewonnenen und bewährten Talente der Hauptstadt erhalten blieben; er genügte in Dekorazionen und Kostüm den strengsten künstlerischen Anforderungen, er gab den Darstellungen durch seinen feinen Geschmack einen geeinigten Stil. Seine künstlerischen Ansichten folgten ganz der Schule Schröder's.

Im Jahre 1790 wurde Döbellin mit einer Pension zur Ruhe gesetzt; an seine Stelle als Regisseur trat der Schauspieler Johann Friedrich Ferdinand Fleck, ein ganz bedeutendes Talent. Er war 1757 als Sohn eines Breslauer Rathsherrn geboren, hatte in Halle Theologie studirt und war dann in Leipzig Schauspieler geworden. Zwei Jahre später — 1779 — ging er zu Schröder, und obwohl er dessen Leitung nur kurze Zeit genoß, so genügte sie doch, um ihn auf den Weg zu weisen, der ihn in kurzer Zeit unter die Größen der Bühne stellte. Von der Natur war Fleck an Geist und Körper reich bedacht; er war von gewaltiger poetischer Kraft und von hohem Adel in Erscheinung und Darstellung. Schröder's Biograf Meyer sagt von ihm: „Fleck arbeitete nicht in Bruchstücken. Seine Darstellung war aus einem Guß und bildete ein Ganzes, wenn gleich die Form nicht immer ausgefüllt, und zuweilen gesprengt ward. Er trieb keine Marktschreierei, heuchelte nicht, was er nicht empfand, strebte keinem fremden Muster nach; aber bis zum Ueberströmen voll von seiner eigenen Ansicht, konnte er die Fluth nicht immer bändigen, die über die Ufer trat, oder den Geist zügeln, der sich einer bestimmten Fährte ergeben hatte. Willkommen war sein Anblick stets, war auch dann noch zu bewundern, wenn man ihm eine andere Richtung gewünscht hätte."

Zum Berliner Theater kam Fleck im Mai 1783; hier erreichte er bald seine volle Größe. Eine Schilderung Tieck's sagt von ihm in jener Zeit folgendes: „Fleck war schlank, nicht groß, aber vom schönsten Ebenmaße, hatte braune Augen, deren Feuer durch Sanftheit gemildert war, fein gezogene Brauen, edle Stirn und Nase, sein Kopf hatte in der Jugend Aehnlichkeit mit dem Apollo. Sein Organ war von der Reinheit einer Glocke und so reich an vollen klaren Tönen in der Tiefe wie in der Höhe, daß nur derjenige mir glauben wird, der ihn gekannt hat; denn wahres Flötenspiel stand ihm in der Zärtlichkeit, Bitte und Hingebung zu Gebote, und ohne je in den knarrenden Baß zu fallen, der uns oft so unangenehm stört, war sein Ton in der Tiefe wie Metall klingend, konnte in verhaltener Wuth wie Donner rollen und in losgelassener Leidenschaft mit dem Löwen brüllen. Der Tragiker, für den Shakespeare dichtete, muß nach meiner Ansicht viel von Fleck's Darstellung und Vortrag gehabt haben; denn

diese wunderbaren Uebergänge, diese Interjekzionen, dies Anhalten, und dann der stürmende Strom der Rede, so wie jene zwischengeworfenen naiven, ja an das Komische grenzenden Naturlaute und Nebengedanken gab er so natürlich wahr, daß wir gerade diese Sonderbarkeit des Pathos zuerst verstanden. Sah man ihn in einer dieser großen Dichtungen auftreten, so umleuchtete ihn etwas Ueberirdisches, ein unsichtbares Grauen ging mit ihm, und jeder Ton, jeder Blick ging durch unser Herz. Wer damals seinen Othello sah, hat etwas Großes erlebt. Sein Shylock war grauenhaft und gespenstisch, aber nie gemein, sondern durchaus edel. Viele der Schiller'schen Karaktere waren ganz für ihn gedichtet; aber der Triumf seiner Größe war, so groß er auch in vielem sein mochte, der Räuber Moor. Dieses titanenartige Geschöpf einer jungen und kühnen Imaginazion erhielt durch ihn furchtbare Wahrheit, edle Erhabenheit, die Wildheit war mit so rührender Zartheit gemischt, daß ohne Zweifel der Dichter bei diesem Anblick selbst über seine Schöpfung hätte erstaunen müssen. Hier konnte der Künstler alle seine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entsetzte sich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Körper dieses Jünglings die ganze volle Kraft antraf, so erstarrte er, wenn in der furchtbaren Rede an die Räuber nach Erkennung des Vaters noch gewaltiger derselbe Mensch rast, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuersten niederwirft, er die Stimme verliert, schluchzt, in Lachen ausbricht über seine Schwäche, sich knirschend aufrafft und noch Donnertöne ausstößt, wie sie vorher noch nie gehört waren."

In dieser Größe sah ihn aber nicht jeder seiner Zuschauer, denn Fleck's Spiel war oft sehr ungleich. Seine Launenhaftigkeit auf der Bühne konnte selbst seine wärmsten Verehrer unwillig machen. Ein leeres Haus, der Mangel an Beifall, den er vielleicht selbst verschuldete, die Anwesenheit einer einzigen Person, die ihm verdrießlich war, konnten ihn dahin bringen, völlig gleichgültig zu werden, seine Rolle gänzlich fallen zu lassen oder übermüthige Spielereien mit Ton und Geberde zu treiben. Diese Unart wurde durch Fleck's unmäßige Neigung zu geistigen Getränken immer mehr gesteigert.

Ein Schauspieler wie Fleck konnte die mächtigsten Anregungen geben und junge Kräfte zum energischsten Streben antreiben, aber eine eigene Schule zu gründen, dazu fehlte ihm das Maß, die Konsequenz und vor allem die sittliche Würde. Und ebenso wenig war Fleck im Stande, durch eine musterhafte Regieführung eine geregelte und von Achtung getragene Organisazion herzustellen. Als Engel, von der Unzahl der gewöhnlichen Theaterverdrießlichkeiten bestürmt, im Jahre 1794 zurücktrat, fielen auf Fleck noch mehr Geschäfte, die er in seiner genialen Weise erledigte oder auch nicht erledigte, und der neue ökonomische Direktor — Ramler war und blieb fast ganz unthätig — wandte seinen Einfluß besonders der Ausbildung der Oper zu. Das Publikum begann seinen Geschmack in solchem Grade zu theilen, daß das Schauspiel fast ganz leer blieb, und da Fleck nicht der Mann dazu war, ein neues Interesse zu wecken, so war es höchst erwünscht, daß man in Iffland nun einen Mann gewinnen konnte, dessen Ruf als bedeutender Schauspieler, beliebter Dichter und redlicher Verwalter es möglich machte, die Direkzion des Nazionaltheaters in eine einzige Hand, und zwar in die Hand eines Künstlers zu legen.

Was Iffland dem Hofe noch ganz besonders angenehm machte, das war seine aristokratische Persönlichkeit und seine loyale Gesinnung. In Mannheim war er bei dem Kurfürsten und besonders bei der alten Kurfürstin sehr in Gunst und Gnaden, und er hütete sich, diese zu verscherzen. Wenn er in seinen zahlreichen Bühnenstücken die schurkischen Kanzler, Hofräthe, Kammerjunker, Amtleute u. s. w. in grellen Farben malte und sie der verdienten Verachtung preisgab, so hatte er die fürstliche Würde doch stets heilig gehalten, ja ihr die hingebendste Pietät zu gewinnen gesucht. Solche Gesinnungen waren den Höfen in jenen bangen Zeiten doppelt erwünscht, und Iffland's gewandte Feder wurde oft von fürstlichen Aufträgen in Bewegung gesetzt. Im Jahre 1792 erhielt er sogar vom kaiserlichen Hofe den förmlichen Auftrag, ein Stück gegen gewaltsame Staatsumwälzungen zu schreiben; er genügte demselben durch „die Kokarden." So wurde er der literarische Vorfechter der legitimen Höfe, und da Iffland durchaus der Mann war, bei diesen Bestrebungen, die ihm von Herzen kamen, seine persönliche Ehrenhaftigkeit völlig unbefleckt zu erhalten, so war er ganz dazu geschaffen, den für die gesammte Schauspielkunst so wichtigen Posten in Berlin zur Zufriedenheit des Hofes zu bekleiden und zu gleicher Zeit sein Hauptstreben auf die Förderung der Kunst zu richten.

Zugleich aber muß im voraus darauf aufmerksam gemacht werden, daß in Berlin die Bedingungen für eine unbehinderte Entfaltung aller seiner Thätigkeit für Iffland nicht so günstig waren, als in Mannheim; denn an letzterm Orte hatte der Umstand, daß er unbestritten als die bedeutendste Persönlichkeit anerkannt war, die natürliche Folge, daß seine Kraft und seine Lust nicht nur in keinerlei Schranken eingeengt, sondern zu immer neuen, freudigen und siegesgewissen Anstrengungen getrieben wurde.

In Berlin aber hatte Iffland Schauspieler neben sich, mit denen er sich nicht immer messen konnte. Fleck, durch weit größere Anlagen unterstützt, überragte ihn in den Heldenrollen sehr weit, Frau Unzelmann war ein Stern allererster Größe. Nach Beifall war Iffland stets sehr begierig, und um sich neben andern von der Natur reicher begabten Darstellern zu halten, erfand Iffland mancherlei kleine Kunstgriffe, die sein Spiel manierirt machten. Wie sehr er sich dieses wenig zu lobenden Mittels bewußt war, zeigt ein Vorfall während eines Gastspieles, das er in Hamburg gab. Als Baron in der Lästerschule hatte Iffland sehr gefallen, er mußte die Rolle wiederholen. Dieses zweite Mal war der große Schröder als Zuschauer in seiner Loge. Zum Erstaunen aller Mitspielenden erschien Iffland ein ganz anderer und gab die Rolle viel gemäßigter. Als ihm ein Mitspieler die Bemerkung machte, seine Laune sei am heutigen Abend nicht so übersprudelnd, als das vorige Mal, zeigte Iffland auf Schröder's Loge hin und sagte: „die hohe Obrigkeit ist auf dem Posten."

Schröder's Urtheil über Iffland lautete: „Iffland opfert zuweilen die Wahrheit des Karakters und Ausdrucks dem Verlangen zu gefallen und zu überraschen, und ordnet also sein eigenes besseres Urtheil den Ansprüchen derer unter, denen obliegt, zu lernen. Es fehlt ihm nicht an Fähigkeit, strengen Forderungen zu genügen, sondern einzig an Festigkeit, ungegründeten zu widerstehen."

Bei einem so bedeutenden Meister, wie Iffland es bei alledem unbestritten war, konnten solche Kleinlichkeiten übersehen werden; leider aber machten untergeordnete Talente sie sich sehr bald zu Nutzen, und dieser unheilvolle Einfluß breitete sich rasch und immer weiter aus.

Auch als Dirigent war Iffland nicht schöpferisch. Er folgte deshalb gern den Spuren der Weimarischen Bühne, auf welcher unter Göthe's Leitung und besonders unter Schiller's Einfluß sich eine ideale Kunst bildete, die sich merklich von dem wirklichen, vollen und unmittelbar sprudelnden Leben entfernte. In Weimar trat der Vers wieder herrschend auf die Bühne, und Iffland führte die Schiller'schen Stücke, den Wallenstein, Maria Stuart u. s. w. sofort auch in Berlin auf. Doch trat in Berlin immer noch der Einfluß Schröder's bedeutungsvoll hervor; die Berliner Bühne zeigte immer noch mehr warmes Leben, die Weimarische abgewogene Kunst. Die Gegensätze dieser Weimarischen Richtung und der Schule des großen Schröder gipfeln in den beiden Sätzen, von denen der erste durch Göthe, der zweite durch Schröder vertreten wird: „die Schauspieler sollen nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein dritter dabei wäre" — so sagte man in Weimar; aber in Hamburg strebte man danach: eine möglichst vollkommene Täuschung zu erzeugen und das Publikum glauben zu machen, es belausche oft nur Vorgänge, die auf gar keine Zeugen berechnet seien. Während also Schröder die Gesetze der ewig unwandelbaren Natur zur Richtschnur für den Schauspieler machen wollte, stellte Göthe ihn unter Anstandsvorschriften. Iffland war in seinen jüngeren Jahren auf dem allein richtigen Wege, diese beiden verschiedenen Ansichten gleichsam zu vermählen, indem er die Nachahmung der Natur zur Hauptregel machte, dabei aber forderte, der Schauspieler solle die Regeln für eine schöne Rundung seiner Darstellung sich nicht von außen aufdringen lassen, sondern er sollte sie aus seinem eigenen veredelten Gefühle schöpfen. Diese Ansicht war unläugbar ein Fortschritt in der Theorie; leider vermochte Iffland sie nicht in die Praxis umzusetzen, er folgte zu sehr den Einflüsterungen seiner eigenen Gefallsucht, welche ihm Künstelei für echte Kunst unterschob.

Außerdem aber hatte Iffland mit manchen Hindernissen und Mißbräuchen zu kämpfen, welche auf einen Verfall der Kunst bedrohlich hindeuteten; der energische Widerstand, welchen er ihnen entgegensetzte, mußte vor der Uebermacht der Strömung erlahmen.

Ein nicht leichter Hemmschuh für den ungestörten Fortgang einer gesunden Entwicklung war die über alle Maßen elende und anmaßende Kritik, welche damals sich breit zu machen begann, und seitdem ein Krebsschaden in allen Zweigen unserer Tagesliteratur geworden ist. Den allein rechtlichen Standpunkt einer jeden Kritik hatte Lessing's großes Muster so schön gezeigt: die Kritik muß aus der Fülle des geistigen Reichthums, und, frei von allen eigennützigen Bestrebungen, nur um der Förderung der Sache willen gegeben werden; kann sie diesen Bedingungen nicht entsprechen, so wird sie nichts als ein schädliches Unkraut sein, unter dem mancher edle Keim ersticken muß. Iffland hat sich bitter aber sehr treffend über literarisches Gewäsch solcher Art ausgesprochen; er sagt unter anderm: „Diejenigen, welche sich als kompetente Richter aufwerfen, wie schreiben

sie über uns? Man spricht nicht über uns, sondern zu uns, oft sogar — es thut mir leid, auch an den guten Beurtheilern das bemerken zu müssen — oft sogar zu uns herab. Geschieht das aus dem Gefühl der Ueberlegenheit des Richters? Ist er seiner Untrüglichkeit so gewiß? Wohl, so mögen uns seine Gründe diese Ueberlegenheit fühlen lassen, nicht seine Sprache. Was dieser Ton nutzt, das begreife ich nicht, desto mehr was er schadet. Erbittern muß er den Künstler. Bitterkeit aber vertilgt alle Empfänglichkeit selbst für gut gemeinte und gut gesagte Wahrheiten. Sollte man nicht jedem Werke, worauf Zeit, Fleiß, Kenntniß und Kraft verwendet worden, Achtung schuldig sein? — Die mehrsten Beurtheilungen der Schauspieler beweisen, daß man mehrentheils ohne gründliche Sachkenntniß vor uns hintritt.

„Oft sind solche Kritiken in einem brillanten Stile geschrieben, falsche Anmaßungen von Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe prangen in artigen Figuren neben jeder Versündigung des Richters: dann ist der Schaden des Schauspielers unersetzlich. Auf die schiefe Rezension eines Buches läßt sich antworten. Allenfalls hat der Leser das corpus delicti vor sich liegen. Aber auf eine schiefe Beurtheilung von Rollen, was läßt sich da sagen? Sie sind gespielt. Das Lachen, das sie belohnte, ist vergessen, vertrocknet die Thräne, die dem Schauspieler floß, nicht Stein, nicht Leinwand erhalten ihr Andenken, ihr Werk kann nicht für sie reden. Jede Beleidigung, die ihnen geschieht, ist nur einem wehrlosen Mädchen angethan, denn würde man sich nicht bei jeder Vertheidigung dem Spotte aussetzen: Marion pleure, Marion crie, Marion veut qu'on la marie! — Der Rezensent sollte Mittelsperson sein zwischen dem Publikum und der Bühne, sollte schiefe Richtungen unter beiden zu verhüten suchen. Das ist ein Geschäft! — Wenn man sich aber bloß mit der unterhaltenden Seite dieses Geschäfts befaßt, mit Gnadenbezeugungen und Strafen, mit Heben und Fallenlassen, so fällt die gute Absicht, sogar der Schein davon weg. Man erzeugt Erbitterung. Denn kein vernünftiger Mensch wird sich durch unbewiesene Machtsprüche sagen lassen: all dein Fleiß war schief gerichtet.

„Was muß den Mann, der über seine Kunst dachte, mehr kränken, als wenn man ihm über das ABC derselben Aforismen als Wegpfähle hinsetzt? — Ich frage noch einmal: wird dieser Ton den Künstler bessern können? Ehrt er die Person des Kritikers?“ —

Diese Auslassungen, die nicht allein von Iffland, sondern auch von manchem andern verständigen Manne eindringlich erhoben worden sind, müßten, sollte man meinen, für einen jeden durch die schlagende Kraft ihrer Wahrheit überzeugend sein. Leider gibt es viele Subjekte, denen vieles andere heiliger ist, als ihre Ueberzeugung. —

Gefährlich für die Schauspielkunst wurde auch eine gewisse Richtung in der damaligen dramatischen Tagesliteratur. Der Hauptvertreter dieser Richtung war Kotzebue. Göthe nennt ihn ein schluderhaftes Genie. Er war ein Literat, der reiche Gaben der Natur nicht für das Gedeihen der Kunst, sondern für sein persönliches Interesse aufwandte. Das einzige Ziel seiner dramatischen Arbeiten war der Beifall der Menge. Darum spekulirte er ganz systematisch auf die schwachen Seiten des Publikums, auf seine Vergnügungssucht, seine Gedanken-

losigkeit, auf die weichliche, aller sittlichen Kraft ermangelnden Rührung, auf die Schadenfreude und Spottsucht, auf die Sittenlosigkeit und Ueppigkeit jener Zeit. Dieses konsequente Jagen nach äußerm Effekt mit Karakteren, die nichts weiter als leere, hohle Schablonen waren, mußte auch den Darsteller solcher Rollen sittlich schädigen und der Schauspielkunst zum Verderben gereichen. Von Kotzebue datirt die einreißende Verflachung und Entwürdigung der Schauspielkunst, und obschon damals noch eine sehr stattliche Zahl von guten und trefflichen Schauspielern den eigentlichen höchst ehrenvollen Stamm der Kunstgenossenschaft bildete, so trat doch auch schon damals die Klage über den Verfall der deutschen Bühnen immer lauter hervor. Am meisten beklagte man, daß der Korporazionsgeist, das gemeinsame und neidlose Hinarbeiten auf einen gemeinsamen Zweck, auf ein schönes Ensemble der Darstellungen immer mehr abnehme. Während bis dahin die Größen ersten Ranges sich nie geweigert hatten, auch zuweilen kleine, unbedeutende Rollen zu übernehmen, fühlten jetzt selbst mittelmäßige Talente sich beleidigt, wenn man ihnen zumuthete, um des allgemeinen Besten willen einmal einen Schritt aus ihrer Sfäre herabzuthun. Das leitende Gesetz war nicht mehr die Begeisterung für die Kunst, sondern der Eigennutz.

Diesem fressenden Uebel wirkte Iffland in Berlin dadurch entgegen, daß er selbst mitunter in geringen Rollen auftrat, und auch in jeder andern Beziehung durch sein eigenes Beispiel für die Hingabe an die gute Sache stets sehr kraftvoll aufforderte.

Aber es nahten auch in äußerer Beziehung dem Schauspiel schwere Gefahren. Mit der Besetzung Berlins durch die Franzosen im Oktober 1806 hörte der königliche Theaterzuschuß auf. Iffland hatte den Muth zur Uebernahme der ungeheuern Aufgabe, nicht nur das ihm anvertraute Institut, sondern auch die Musiker und Tänzer der italienischen Oper, die er nun völlig zum deutschen Theater heranzog, vor gänzlicher Mittellosigkeit zu bewahren, und mehrere hundert Menschen auf diese Weise vor den schlimmsten Zufällen zu schützen. Durch ganz außerordentliche Thätigkeit und Gewandtheit führte Iffland dieses Unternehmen gegen die Anmaßungen der fremden Soldatenherrschaft hindurch, und wußte mehrmals die Berufung einer französischen Schauspielertruppe zu hintertreiben. Dies konnte aber nur dadurch geschehen, daß man der Oper und dem Ballet einen sehr großen Raum bewilligte.

Unter diesen patriotischen Anstrengungen um die Erhaltung der Berliner Bühne opferte Iffland sich auf. Seine Thätigkeit begann Tag für Tag des Morgens um fünf Uhr, und endete kaum um Mitternacht. Die vielen Rollen, die er übernahm, konnte er nur unterwegs im Wagen lernen, wenn er zu seinem Landhause im Thiergarten fuhr, wo er wenigstens einige wenige Stunden der Erholung fand. Dem preußischen Königshause war Iffland aufs innigste ergeben, und tief fühlte er in jenen Zeiten das Unglück des Herrschers und des Volkes, und das brutale Regiment der Fremden. Diese arge Zeit brach seine Kraft. Die königliche Familie lohnte seine Anhänglichkeit durch viele Beweise, er wurde zum Generaldirektor ernannt und erhielt einen Orden. Aber alles das schützte ihn nicht vor der Theatermüdigkeit. In Berlin war er je länger je weniger gern, nach Süddeutschland ging sein Streben unablässig zurück. Seit 1811 hatte er sich in Folge übergroßer Anstrengungen ein Brustleiden zugezogen,

an dem er langsam dem Tode entgegen ging. Am 22. September 1814 legte er sein müdes Haupt zur Ruhe. Wir scheiden von dem strebsamen, edlen, aber wenig glücklichen Manne mit den Worten Eduard Devrients:

„Iffland's Name, so hoch gefeiert er wurde, hat auch tiefe Herabsetzung erfahren; er ist zum Stichblatt geworden für alle Ausfälle gegen das bürgerliche Drama, wie gegen die Virtuosenrichtung in der Schauspielkunst. Die Verschuldung an der letztern ist nicht abzuläugnen. Die weitere Entwicklung der Kunst zeigt den Samen seines Beispiels wucherisch aufgeschossen, den seiner Schule großentheils erstickt und sparsam nur nachgewachsen. Das nachwachsende Geschlecht hat sich seine Schwächen zu Nutzen gemacht, nicht seine Trefflichkeiten. Dennoch sind sie der Kunstentwicklung unverloren, und wie Iffland gegen seine Vorgänger Eckhof und Schröder die fort und fort gewachsene Veredlung in der Persönlichkeit der Schauspielkunst repräsentirt, so wird auch der Adel, die Feinheit, Grazie und Zartheit seines Geistes sich wieder geltend machen, sobald die Zeit gekommen ist, wo der Kunst die Errungenschaften ihrer Entwicklungsgeschichte wahrhaft zu Statten kommen dürfen."

Es schien, als ob in den traurigsten Zeiten, in den Leidensjahren von 1806 bis 1813, die Schauspielkunst einen sichern Halt für ihre Entwicklung gewinnen sollte. Es gibt wenige Epochen der ruhmvollen preußischen Geschichte, in denen Preußens geistige Kraft sich in einem so erhabenen Glanze gezeigt, als in der eben genannten, wo unter dem schmählichsten Druck sich eine Erneuerung des ganzen Volkslebens vollzog, wie kaum irgend anderswo zu irgend einer Zeit. In jenen Tagen war man auch großherzig genug, der Schauspielkunst die ihr gebührende Stellung endlich einräumen zu wollen. In dem am 16. Dezember 1808 zu Königsberg erlassenen Publikandum, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden, wurde das Theater den Anstalten zugezählt, welche Einfluß auf die allgemeine Bildung haben, und deshalb gleich den Akademien der Wissenschaften und Künste der Sekzion des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht und Kultus untergeordnet.

Wäre diese Einrichtung längere Zeit bestehen geblieben, so hätte sie allein schon die Schauspielkunst zur stetigen und festbegründeten Weiterentwicklung treiben müssen; schon allein der mechanische Geschäftsgang hätte diese Kunst unter die Fürsorge des Ministers ziehen und jenen konsequenten Ausbau, in dem man in Preußen zu allen Zeiten Großes geleistet, veranlassen müssen. Leider hatte diese Verordnung nur ein sehr kurzes Dasein; schon am 27. Oktober 1810 zählte man das Theater wieder unter die öffentlichen Anstalten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, und überwies es der Polizei! Damit war die Kunst wieder ein Waisenkind geworden, das allen Verführungen schutzlos ausgesetzt war. Die eine Lehrerin des Volkes in der edelsten und tiefgreifendsten Bedeutung sein konnte, die erniedrigte man zur Magd.

Doch das war noch nicht alles, was man der Kunst anthat, man verging sich noch erbarmungsloser an ihr.

Nach dem Befreiungskriege richteten die Augen der Völker, die mit ihrem besten Herzblut den Fürsten ihre Kronen wiedergekauft hatten, sich erwartungsvoll auf die Hand der Herrscher, aus der sie das Geschenk einer größeren, ge-

setzlich unantastbar bestimmten Freiheit entgegen zu nehmen sich berechtigt glaubten. Statt dessen empfingen sie die empörenden Karlsbader Beschlüsse mit ihrem Gefolge; die Arme, die noch von den Wunden des Krieges bluteten, wurden mit neuen Fesseln umwunden, die Völker hatten ihre Schuldigkeit gethan, sie wurden nun wieder in die andere Rolle gezwungen: Material zur Befriedigung von souveränen Bedürfnissen aller erdenklichen und nicht erdenklichen Arten abzugeben. Konnte man sich wundern, wenn unter solchen Verhältnissen auch der Schauspielkunst ein unverdientes hartes Loos zu Theil wurde?

Der Hebel, durch welchen die Schauspielkunst aus der tiefsten Erniedrigung der fahrenden Banden sich emporgearbeitet und zu einer wahrhaft staunenswerthen Höhe aufgeschwungen hatte, liegt dem forschenden Auge offen da: Es ist die unermüdete Arbeit ihrer großen Führer von Belthen bis auf Schröder und Iffland. Diese Führer waren in den gefährlichsten Zeiten stets mit der größten Energie aufgetreten, wie die Neuberin; sie würden der Kunst nie gefehlt haben, wenn die Noth ihr Erscheinen gefordert und die Verhältnisse ihnen die Möglichkeit einer ersprießlichen Wirksamkeit eröffnet hätten. Diese Möglichkeit, sich wieder zu verjüngen, schnitt man der Schauspielkunst gänzlich ab, indem man ihr die künstlerische Leitung nahm und dieselbe in die Hände von Nichtkünstlern legte.

Vor dem Befreiungskriege führten die Theater, deren etwa achtzig als stehende Bühnen sich in Deutschland befanden, den Namen *Nazionaltheater*, und standen unter der Leitung von Künstlern. Nach dem Befreiungskriege taufte man sie um in *Hoftheater*, und setzte Dilettanten oder auch gänzlich uneingeweihte Personen zu Intendanten ein. Damit war der, wenn auch langsame, doch sichere Ruin der Schauspielkunst unterschrieben, und leider hat die Erfahrung diesen Satz zu einer traurigen Gewißheit gemacht.

Eine verderbliche Absicht lag dieser Anordnung entschieden nicht zum Grunde. Unter den neuen Intendanten waren viele höchst ehrenhafte, feingebildete und geschäftstüchtige Männer, wie z. B. in Berlin der Nachfolger Iffland's, der Kammerherr *Graf Karl Moritz von Brühl*, der zu allen diesen vortrefflichen Eigenschaften noch die gewinnendste Liebenswürdigkeit des Benehmens zeigte. Ihm stellte der Staatskanzler Fürst von Hardenberg die reichlichsten Geldmittel mit den Worten zur Verfügung: „Machen Sie das beste Theater in Deutschland, und danach sagen Sie mir, was es kostet."

Graf Brühl begann seine Thätigkeit mit unermüdeter Gewissenhaftigkeit und Ausdauer. Die äußere Ausstattung der Bühne erfuhr die vortheilhafteste Veränderung; für das Kostümwesen begann eine ganz neue Epoche. Dennoch zeigt der Verfall der Kunst sich seit jener Zeit immer auffallender. Dem Grafen Brühl fehlte die lebendige Erfahrung, die nur aus *eigener* Arbeit geschöpft werden kann, und die allein im Stande ist, neues Leben zu erwecken. Brühl stand niemals inmitten der künstlerischen Thätigkeit, sondern nur über derselben, und wenn es auf letzte Entscheidungen ankam, so stellte er sich über jedes Urtheil der eigentlichen Kunstverständigen. Und doch mußte er sich bei den wichtigsten Punkten stets der Künstler bedienen, wie z. B. bei der Ausbildung junger Talente; aber überwachen konnte er solche Leistungen wieder nur äußerlich. Die leitende Hand, in welcher alle Zügel zusammenliefen, wurde gänzlich ver-

mißt, die Einheit der Bühne wurde gesprengt, der Korporazionsgeist der Kunstgenossen bis auf den letzten Hauch erstickt und der krasse, neidische Egoismus des Einzelnen an die Stelle gesetzt. Das Theater stellte nicht mehr einen lebensvollen Organismus dar, in dem jedes einzelne Glied freudig an seiner geeigneten Stelle für das Ganze arbeitet, und das Ganze jedem Einzelnen Kraft und Lust spendet, sondern es war eine Maschine, ein Uhrwerk geworden, das mechanisch von unveränderlichen Gewichten getrieben wurde.

Dem entsprechend wurde die ganze Verwaltung der Berliner Bühne eine durchaus büreaukratische. Iffland hatte in seiner Schreibstube mit einigen Kopisten die ganze Büreauarbeit allein als ein Nebengeschäft abgethan. Jetzt arbeiteten in der Generalintendantur vier Geheimsekretäre und eine entsprechende Anzahl untergeordneter Schreiber, und doch mußte man für die nothwendigen und nächsten technischen Abfertigungen noch ein zweites, kleineres Büreau im Theatergebäude errichten! Diese in so großer Zahl vertretenen Offizianten waren bald die Hauptpersonen am Theater, die Künstler nur untergeordnete Arbeiter.

Auffallend zeigte sich dieser Krebsschaden in der Führung der Regie, die in den Händen von zwei ausgezeichneten Schauspielern, Ludwig Devrient und Wolff, lag. Nur dem Namen nach waren sie Regisseure. An der Zusammensetzung des Personals, Wahl der Stücke, Rollenbesetzung, Ausstattung hatten sie nur einen sehr verkümmerten Antheil; ihre Pläne und Anordnungen wurden, sogar wenn sie schon in der Ausführung begriffen waren, durch willkürliche Eingriffe und Abänderungen gekreuzt, Rollen wurden gegen ihren Rath, ja gegen ihr Wissen besetzt. Durch solche Dinge wurde der Autorität der künstlerischen Vorstände bald jede Stütze geraubt. Das Personal merkte bald, daß die Gunst eines Geheimsekretärs fruchtbringender war, als die Zufriedenheit der gesammten Regie; vom Büreau aber flossen alle materiellen und künstlerischen Vortheile. Die Regisseure galten als untergeordnete Exekuzionsbeamte, die künstlerische Disziplin verfiel bald ganz und gar. Devrient und Wolff wurden einer solchen Regie bald gänzlich überdrüssig, sie legten sie nieder, und an ihre Stelle traten 1827 Männer, welche nicht mehr beanspruchten, als die Büreaukratie ihnen übrig ließ. „Dahin" — sagt Eduard Devrient — „war also in so kurzer Zeit die Bühnenpraxis gerathen, die Iffland in so künstlerisch freiem Geiste und doch mit so sicherer Ordnung festgestellt hatte; zu einem kaum äußerlich zusammenhängenden Schlendrian war sie hinabgesunken. Entwichen war der Geist, nur der Vortheil, der Ehrgeiz, die Eitelkeit trieben den einzelnen zu Anstrengungen, die aber nur dem Einzelnen zu Gut kommen sollten."

Daß unter solchen Zuständen auch der Schauspielerstand künstlerisch und moralisch sinken mußte, war selbstverständlich. Noch waren einige Sterne erster Größe aus der guten Zeit übrig; Ludwig Devrient in Berlin, Ferdinand Eßlair in Stuttgart, Sofie Schröder in Hamburg waren Talente ersten Ranges; ihnen schloß sich ebenbürtig eine Schülerin Iffland's an, Auguste Düring in Berlin, in erster Ehe an Stich, in zweiter Ehe an Krelinger verheirathet; als Frau Krelinger ist sie am meisten bekannt. Aber auch unter diesen Größen trat an Eßlair und Sofie Schröder bereits der beginnende Verfall der Kunst zu Tage.

Auch der Ausgang der Brühl'schen Verwaltung war eine Illustrazion zu demselben Thema. Das Publikum war in hohem Grade unzufrieden, das Schauspielerpersonal sammelte sich zu offiziellen Beschwerden gegen die Intendanz, und Graf Brühl war froh, als man im Herbst 1828 ihn auf wiederholte Bitten von seinem peinvollen Posten enthob.

Dieselben Vorgänge, mehr oder weniger modifizirt, wiederholten sich in den übrigen deutschen Residenzstädten, und in diesem Zustande leben wir bis auf den heutigen Tag. Dabei muß aber bemerkt werden, daß als Intendanten nicht überall so feingebildete und thätige Männer eingesetzt wurden, als in Berlin; oft waren diese Stellen für ihre Inhaber nichts als Sinekuren, und wie kläglich solche Leute sich benahmen, das erzählen unendlich viele Intendantenanekdoten.

In gleicher Weise wie der Schauspielerstand, sank auch der Geschmack und die Urtheilsfähigkeit des Publikums, denn beides muß stets Hand in Hand gehen und wechselseitige Beziehungen auf einander ausüben. Effektstückchen jeder Art wurden am meisten, fast ausschließlich beklatscht; natürlich stützten sich auch die Schauspieler wieder auf solche; Beifall um jeden Preis wurde die endliche Losung, bezahlte Zuschauer klatschten während der Aufführung, bezahlte Journalisten posaunten den Ruhm der Auftraggeber in den öffentlichen Blättern aus. Wie wenig Sinn das Publikum für den eigentlichen Kern einer Darstellung hatte, zeigte sich in auffallender Weise durch die abscheuliche Sitte, bei offener Szene durch anhaltendes und oft wiederholtes Klatschen das Spiel geradezu zu unterbrechen und jede Illusion des aufmerksamen Zuschauers gänzlich zu stören. Solche Art des Beifalls kann nur von einem in seinem Geschmack vollständig verwilderten Publikum ausgehen, und der Schauspieler, welcher den Beifall dieser klatschenden Masse gewinnen will, muß vor allen Dingen nicht nach Wahrheit und edlem Maß streben oder seine Leistungen auf einen reinen Geschmack einrichten, sondern er muß danach trachten, Aufsehen zu erregen. Auf diese Weise ist der hohen, hehren Kunst denn jede Spur ihrer göttlichen Würde geraubt, und sie selbst ist zur feilen Buhlerin erniedrigt. Mit ihren Buhlerkünsten kauft sie aber nicht allein den lärmenden Beifall der urtheilslosen Masse, sondern in unerbittlicher Konsequenz wird ihr damit auch die Verachtung des wahrhaft gebildeten Publikums zu Theil; außerdem aber laden diese falschen Kunstjünger auf ihre Seele den schweren Verrath an dem Heiligthume der Menschheit; denn es gibt nichts Heiligeres, als die wahre Kunst.

Daß der Lebensathem dieser wahren Kunst nie auszulöschen und unter keinem Wust zu ersticken sei, davon liefert die kurze Direkzion Karl Immermann's in Düsseldorf den schlagendsten Beweis. Der Wandertruppe Deroffi's, die meist aus ganz untergeordneten Talenten bestand, wandte Immermann seine Sorgfalt zu. Er gab sich Mühe, die Leistungen dieser Gesellschaft, die in jedem Winter in Düsseldorf zu spielen pflegte, durch seine gern gesehene Einmischung in die Direkzion, die Leitung der Proben u. s. w. künstlerisch zu heben. Ihm zur Seite stand eine Anzahl von höchst bedeutenden Männern; wir nennen von Uechtritz, Schnaase, Schadow, die Maler Lessing, Bendemann, Hübner, Schirmer, Schrödter. In Gemeinschaft mit ihnen und einer Anzahl kunstsinniger und opferbereiter Geschäftsmänner stiftete er im Winter 1832

einen Theaterverein, der das Organ der Gebildeten bei der Bühne sein, den Direktor und die Truppe in Schule und Regel nehmen sollte.

Die trefflichen Erfolge, welche unter Immermann's Leitung sich zeigten, veranlaßten die Stadt Düsseldorf zu einem Umbau des alten Theatergebäudes. Im Winter 1833 studirte Immermann eine Reihe von Stücken ein, deren Vorstellungen besonders durch ihr überaus schönes Ensemble nicht nur in Düsseldorf staunende Bewunderung erregten, sondern weithin verbreitete sich ihr Ruf. Immermann aber fühlte sich durch diese Erfolge ermuthigt, selbst an die Spitze des Düsseldorfer Theaters zu treten. Er nahm auf einige Zeit Urlaub von seinem Amte — er war Landesgerichtsrath — brachte eine Akziengesellschaft zusammen und bewog den jungen Felix Mendelssohn, die Leitung der musikalischen Leistungen zu übernehmen. Dem alten Prinzipal Deroffi wurde sein Theater abgepachtet, Personal und Apparat wurden auf bessern Fuß gebracht, und mit frischem Muthe das Werk angegriffen. Am 28. Oktober 1834 wurde das Akzientheater eröffnet, und entwickelte eine staunenswerthe Thätigkeit, die in den weitesten Kreisen und bei den berechtigtsten Persönlichkeiten reiche Anerkennung fand.

Leider waren die Opfer, welche eine Stadt wie Düsseldorf bringen konnte, nicht hinreichend, das Theater selbst unter der geschicktesten Leitung auf die Dauer zu erhalten. Schon am 31. März 1837 hörte das Unternehmen aus Geldmangel wieder auf. Immermann aber hatte den vollgültigen Beweis geliefert, daß auch der deutsche Schauspieler sogleich wieder ein ganz anderes Wesen wird, wenn man ihn nur richtig anfaßt.

Wie tief die Gebildeten und Strebenden unter den deutschen Schauspielern den Verfall ihrer Kunst betrauern, davon zeugen die Worte, mit denen Eduard Devrient, als Schauspieler und als Dirigent die erste Bühnengröße Deutschlands in der neueren Zeit, seinen Bericht über Immermann's Direkzion abschließt; er sagt: „Wie eine schwimmende Insel erscheint Immermann's Schöpfung auf dem wogenden Ozean des deutschen Theaterlebens. Der umherirrende Schiffer steuert sehnsuchtsvoll darauf zu, hofft Ankergrund, und an dem grünen, blühenden Gestade frische Quellen zu finden — und wie er näher kommt, löst sich im Wogendrange das verschlungene Wurzelgeflecht, der feste Boden schmilzt vor seinen Augen, die Wellen spielen eine Weile mit den Gräsern und Blumen, bald ist ihre letzte Spur verschwunden und der Schiffer ist wieder verlassen und hoffnungslos in der wogenden Wasserwüste." —

Das einzige ehrenvolle Ziel, welches die deutsche Schauspielkunst verfolgen kann, ist die treue Nachahmung der Natur, fern von aller Künstelei und allem Haschen nach Effekt, und der einzige Weg, auf welchem ihr Heil werden kann, ist die freiheitliche, künstlerische Leitung.

Das deutsche Volk hat durch seinen Heldenmuth unter der glorreichen Führung Kaiser Wilhelm's des Siegreichen das große, herrliche Vaterland wieder gewonnen, in dessen Schutz jede Kraft sich ungestört entwickeln, jedes edle Streben sein Ziel finden kann.

Wer gibt der deutschen Schauspielkunst ihre Heimath und ihr Vaterhaus wieder?
Wer wird die Gefangene erlösen?

Quellen und Hülfsmittel.

G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Fünf Bände. Vierte Auflage. Leipzig 1853.
J. Hillebrand, Die deutsche Nazionalliteratur, von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Drei Bände. Hamburg und Gotha 1846.
H. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Drei Theile. Braunschweig 1864.
W. Menzel, Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Drei Bände. Stuttgart 1859.
H. Kurz, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Vierte Auflage. Leipzig 1872.

Göthe.

W. Schäfer, Göthe's Leben. Zwei Bände. Bremen 1859.
H. Viehoff, Göthe's Leben. Vier Bände. Stuttgart 1852.
B. R. Abeken, Göthe in den Jahren 1771 bis 1775. Hannover 1861.
Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. Zwei Bände. Stuttgart 1856.
Göthe's Briefe an Frau von Stein. Drei Bände. Weimar 1851.
Göthe's Werke. Vierzig Bände. Stuttgart 1840.
A. Stahr, Merk's ausgewählte Schriften. Oldenburg 1840.
K. Wagner, Briefe an Merck. Darmstadt 1835.
A. Stöber, Lenz und Friederike von Sesenheim. Basel 1842.

Schiller.

Karoline von Wolzogen, Schiller's Leben. Zwei Bände. Stuttgart 1830.
Th. Carlyle, Schiller's Leben. A. d. Engl. Frankfurt 1830.
K. Hoffmeister, Schiller's Leben. Fünf Bände. Stuttgart 1842.
E. Palleske, Schiller's Leben. Zwei Bände. Berlin 1859.
E. Boas, Schiller's Jugendjahre. Zwei Bände. Hannover 1856.
E. J. Saupe, Schiller und sein väterliches Haus. Leipzig 1841.
Schiller's Briefwechsel mit Körner. Vier Bände. Berlin 1847.
Schiller's Werke. Zwölf Bände. Leipzig 1869.
K. F. Moritz, Ueber die bildende Nachahmung des Schönen. Braunschweig 1788.

Anhang.

Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Vier Bände. Leipzig 1861.
F. L. W. Meyer, Schröder's Leben. Zwei Bände. Hamburg 1819.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 2 2 ILL

327105

Widener Library
3 2044 098 665 904